ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN: IM AUFTRAGE UND MITWIRKUNG DES BERLINISCHEN...

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LXII. JAHRGANG,
DER NEUEN FOLGE ZWEIUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1908.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. 68, ZIMMERSTRASZE 94.

INHALT DES LXII. JAHRGANGES,

DES ZWEIUNDVIERZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Seite

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Seite

Seite

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Sophokles in der Schule[1]).

Neben Platon Sophokles in der Prima des Humanistischen Gymnasiums: das gehört sich; und zwar sind drei Tragödien zu lesen, eine in Unter- und zwei in Oberprima. Ist das möglich? O gewiß, wenn wir uns auf das Notwendige beschränken und keine Allotria treiben. Was sollen uns, um die Sophokleische Poesie zu charakterisieren, die Seitenblicke auf Aischylos und Euripides! Beide Dichter kennen unsere Schüler ja nur von Hörensagen. Obendrein sind die landläufigen Urteile über die beiden meist nur halb richtig oder ganz falsch, wie z. B. der oft gehörte Tadel der Euripideischen Prologe, oder das abgedroschene *Σοφοκλῆς ἔφη αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδην δὲ οἷοί εἰσιν*, oder gar: Sophokles der Idealist, Euripides „der Vertreter des Realismus oder richtiger des Naturalismus, weil er die Menschen mit den Verirrungen und Gebrechen, 'mit der unverhüllten Brutalität des wirklichen Lebens' gibt“. Wir mißbrauchen ferner den Dichter nicht zu Moralpredigten oder einer Sammlung von Lehren der Weisheit und Tugend, so sehr wir uns in die ethisch-religiösen und psychologischen Probleme der Tragödien zu vertiefen suchen[2]). Noch weniger stellen wir gelegentlich der Streit- und Wechselreden rhetorische Übungen an; denn diese *λόγων ἅμιλλαι*, die einst die Athener höchlich ergötzt haben werden, machen uns heute kein Vergnügen mehr. Wir halten uns endlich nicht auf mit Bühnenaltertümern und chorischer Technik, selbst bei den Chören verweilen wir nicht über Gebühr. Denn diese Chorlieder enthalten bei weitem nicht alle viel lyrische

---

[1]) Dieser Aufsatz ist veranlaßt durch Christian Muff: „Sophokles in der Schule“. Vortrag, gehalten auf der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle a. S. (Neue Jahrbb. 1904 II, 2, S. 65—90).

[2]) Über das Lehramt der Dichter kurz und treffend Erwin Rohde, Psyche II S. 222—224.

Perlen oder tiefsinnige Spekulationen über religiöse und sittliche Probleme; manche stehen auch nicht mit der Handlung in einem notwendigen Zusammenhang. Seien wir doch ehrlich! Die Art, wie wir die griechischen Rhythmen lesen, ist nur ein Schattenspiel und gibt trotz allen Wohlklangs der griechischen Sprache nur eine schwache Vorstellung von der Wirkung, die ihr Vortrag im athenischen Theater hatte. Gerade das musikalische Ohr vermißt so vieles, was es hören möchte. Saitenspiel, Gesang und Tanz der Choreuten sind unwiederbringlich dahin. Für uns ist Sophokles nicht in den Chören.

Die Chorlieder des Aias fügen sich aufs beste in den Zusammenhang der Begebenheiten und begleiten den Gang der Handlung von Anfang bis zu Ende. Sie sind ein wesentlicher Bestandteil der Ökonomie des Dramas, aber „Perlen lyrischer Poesie" und hohe Gedanken finden sich nicht in ihnen. Ungefähr dasselbe gilt vom Philoktet. Der Chor handelt und lügt eine ganze Weile tapfer mit, so wortreich er daneben das jammervolle Los des Philoktet beklagt. Nur eine lyrische Perle enthält das Gedicht: das Schlummerlied. Die Chorgesänge in der Elektra dienen zwar, rhythmisch und musikalisch dargestellt, zur Verstärkung des tragischen Pathos, sind aber an sich ohne bedeutenden ästhetischen oder ethischen Wert. Von den Chorliedern der Trachinierinnen urteilt Muff, sie ständen denen in andern Stücken an Gehalt wie an Umfang nach; nur die Parodos sei vortrefflich. Leider ist der Anfang fehlerhaft überliefert, wie so vieles gerade in dieser Tragödie [1]). Der Chor selbst, sagt Muff weiter, „ist ohne rechten Halt, ohne klare Überlegung und festen Willen". Wo wäre er das denn nicht? Im Philoktet? Die Mannschaft ist ganz abhängig von ihrem Herrn und lediglich sein Echo. Im Aias? Die salaminischen Schiffer sind unselbständig und vollkommen ratlos, sie klagen sich selbst der Verblendung und Pflichtvergessenheit an. Ein wenig mehr Haltung haben die Frauen in der Elektra, aber sie können die Freundin nicht trösten und stützen, lehnen sich vielmehr an sie an. Sagt doch die Chorführerin: „Wir sorgen uns um deine wie um unsre Wohlfahrt; doch wenn ich ungeziemend sprach, so siege deine Meinung: wir werden dir gehorchen".

Man wird es daher verstehen, daß wir uns mit den Chorliedern dieser vier Tragödien nicht ungebührlich aufhalten. Gelesen werden sollen sie, aber ein längeres Verweilen lohnt sich nicht. Der Lehrer wird den Schülern reichlich Hilfen geben und die Hauptarbeit selber leisten, um Zeit zu gewinnen für den Dialog, für die Technik, diese in ihrem vollen Umfang genommen, und für die Einführung in ein tieferes Verständnis des Tragischen.

Etwas anders steht die Sache in den drei andern Tragödien.

---

[1]) O. Hense, Studien zu Sophokles (Leipzig 1882, Teubner).

Die Parodos der Antigone ist über alles Lob erhaben. Dem ersten Stasimon (*πολλὰ τὰ δεινά*) will ich seinen Ruhm nicht schmälern, aber man kann nicht behaupten, daß es aus der Situation erwachse, sich an die vorhergehende Handlung anschließe und Licht über sie verbreite. Erst der Schluß klingt äußerlich an die Situation an (Ewald Bruhn). Was den Choreuten vorschwebt, ist die *δεινότης* (der Antigone oder des Kreon?), und lediglich durch diese Stimmung hängt das Lied mit der Handlung zusammen. Den Bacchuschor kurz vor der Katastrophe lesen wir aus Gründen der dramatischen Ökonomie, aber die *πολυωνυμία* des Gottes, seiner Attribute und Kultusstätten sagt uns nichts mehr. Das vierte Stasimon (*ἔτλα καὶ Δανάας οὐράνιον φῶς*) können wir ruhig überschlagen. Es wirkt nach der unmittelbar voraufgehenden ergreifenden Szene ernüchternd und erkältend; es beleidigt unser Gefühl, wenn aus der Mythologie als Beispiele Personen angeführt werden, die auch ihren Tod in einem steinernen Grabgewölbe fanden. Desto liebevoller und andächtiger werden wir uns in die übrigen Chorlieder versenken. Der Chor selbst, meint Bruhn, biete der Charakteristik eigentümliche Schwierigkeiten. Natürlich; denn er hat eigentlich keinen Charakter. Als Bürger Thebens und gehorsame Untertanen ihres Königs müssen die Choreuten wohl „diplomatisieren". Nur schüchtern wagen sie anzudeuten, daß ihnen der harte Befehl nicht gefällt. Als Kreon gesprochen hat, sagen sie: „Der Mann hat recht", und nach der Erwiderung des Hämon: „Der Mann hat auch recht". Für die furchtlose und fromme Tat der heldenmütigen Jungfrau haben sie schlechterdings kein Verständnis. Die Ermahnungen und Tröstungen dieser Graubärte klingen wie der reine Hohn, und mit Recht ruft Antigone klagend aus: *οἴμοι γελῶμαι*. Erst nach der Peripetie und Katastrophe erheben sie sich zu der Einsicht, *ὅσῳ κράτιστον χρημάτων εὐβουλία*, und zu der Schlußsentenz von der Besonnenheit und Frömmigkeit. — Das zweite Stasimon im König Ödipus (*εἴ μοι ξυνείη*) gehört, wie das vierte (*ἰὼ γενεαὶ βροτῶν*), zu den ausgezeichneten Liedern, aber es führt weit ab von Iokaste und Theben und steht mit der Situation nur durch die Stimmung in Verbindung, wie Bruhn in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. 44 bis 50 für mich überzeugend ausführt. Erwähnen wir noch aus dem Ödipus auf Kolonos das erste (*εὐίππου, ξένε*) und das dritte (*ὅστις τοῦ πλέονος μέρους*) Stasimon, so haben wir die Chorlieder, die ein eingehendes Studium auf der Schule verdienen, genannt. Es war nicht meine Absicht, eine Abhandlung über den Sophokleischen Chor zu schreiben; ich wollte nur darauf hinweisen, daß nicht alle Lieder aus der Handlung entspringen und bei weitem nicht alle der Bewunderung wert sind, die ihnen eine panegyrische Beredsamkeit spendet.

Viel mehr liegt mir daran, einer verkehrten, nach meiner

Überzeugung abflachenden Theorie des Tragischen entgegenzutreten[1]).

Muff sagt, bei aller Verschiedenheit der Ansichten sei man darin einig, daß die ehemals so berühmte Definition des Aristoteles zu eng sei. Furcht und Mitleid seien nicht die einzigen tragischen Gefühle, und nicht auf eine Reinigung dieser und ähnlicher Empfindungen komme es in erster Reihe an, „sondern auf eine beglückende Erhebung des Zuschauers". Mit Verlaub, darauf kommt es durchaus nicht an, und die Aristotelische Definition ist noch heute berühmt. Aristoteles hat sich vornehmlich an Sophokles orientiert, und wer über Sophokles schreibt, tut wohl daran, die verschiedenen Äußerungen des Aristoteles zu beachten. Übrigens zielt die erwähnte Definition nicht auf das Wesen des Tragischen, sondern auf die Form und Wirkung der Tragödie. Muff sagt weiter, manche Ästhetiker seien zufrieden, wenn Leid und Jammer, Zusammenbruch und Untergang sich vor unsern Augen abspiele. Nun, zufrieden sind sie wohl nicht, aber das Leben hat eine so schreckliche Seite, und wer wie der tragische Dichter in seine Tiefen blickt, hat keinen Grund, „Freut euch des Lebens" anzustimmen. Muff sagt endlich, wer nach der Schuld des Helden frage, sei in den Augen gewisser Leute ein „moralischer Philister". In meinen Augen ist er das nicht. Wo eine Schuld vorliegt, erkenne ich sie an; wo nicht, suche ich nicht danach. Wenn ich einen guten und großen Menschen leiden sehe, so fällt mir nicht ein, zu fragen: „Hat dieser gesündigt oder seine Eltern?" Das Evangelium verbietet es auch (Joh. 9 und Luk. 13).

Bevor ich zu den einzelnen Tragödien des Sophokles übergehe, will ich die wesentlichen Merkmale des Tragischen, soweit ich es verstehe, angeben, damit man mir nicht vorwerfe, ich bleibe bei der bloßen Negation stehen.

Die Tragödie sieht den Menschen in des Lebens Drang. Sie zeigt uns in stark bewegter dramatischer Handlung den Helden im schweren Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, im Kampf für eine Idee gegen feindliche Mächte von innen und außen, im Kampf mit dem Schicksal; der Held unterliegt (in der Regel, nicht immer), Leiden und Tod sind das Ende nach dem strengen Gesetz der Notwendigkeit: unter diesen Umständen und bei diesem Charakter mußte es so kommen, wie es gekommen ist. „Tragisch ist der Mann, der sich sein eigenes Grab gräbt, wenn ich begreife, daß er sich's graben mufs" (Ludwig Bellermann). Von „beglückender Erhebung" oder gar „frohem Behagen" weiß der tragische Dichter nicht zu sagen und zu singen.

---

[1]) Die Frage: Was ist tragisch? habe ich mir mit besonderer Rücksicht auf Sophokles und in scharfer Polemik gegen Günther zu beantworten gesucht im Programm von Blankenburg 1887. Ohne wesentliche Änderungen wieder abgedruckt in den Beiträgen zum Verständnis der tragischen Kunst (Wolfenbüttel 1893, J. Zwißler). Das Buch von Georg Günther: Grundzüge der tragischen Kunst, ist 1885 erschienen (Leipzig, W. Friedrich).

Aias hat sich noch in der Heimat vermessen, auch ohne göttliche Hilfe siegen zu können, und der eigenen Kraft allzusehr vertrauend im Kampf die Hilfe der Athene zurückgewiesen. Durch diese Hybris hat er sich den unversöhnlichen Zorn der Göttin (*ἀστεργῆ θεᾶς ὀργήν* 776) zugezogen, und um ihm die Größe der göttlichen Macht zu zeigen (*τὴν θεῶν ἰσχὺν ὅση* 118), schlägt sie ihn mit Wahnsinn. Dazu verhöhnt sie ihn noch, was ich einfach empörend finde. Man frage nur die Schüler nach dem Eindruck, den ihnen das Auftreten der Athene macht, und man wird, falls man ihr Gefühl nicht verwirrt hat, die richtige Antwort erhalten. Grausamkeit und kalte Rachsucht nennt Erwin Rohde dies Verfahren; und war ein solches mit der antiken *εὐσέβεια* und *δεισιδαιμονία* vereinbar, so sollen wir es durch moderne Vorstellungen nicht hinwegdeuten[1]). Ich begreife sehr wohl, daß Volkelt den Wahnsinn und die Schmach, von denen Aias getroffen wird, als ein unverhältnismäßig fürchterliches, unverdient grausames Schicksal und das Walten der Athene als äußerst parteiisch bezeichnet. Dagegen begreife ich nicht, wie Muff hat sagen und schreiben können: „Gerade das Gegenteil ist der Fall. Dank des gerechten und heilsamen Eingreifens der Göttin, durch das die Achaier gerettet werden, wird auch der Held geläutert und schließlich zu hohen Ehren geführt". Das sind Redensarten. Geläutert wird der Held überhaupt nicht. Den Göttern glaubt er keine Rücksicht mehr schuldig zu sein (589). In der zweideutigen Rede (646—692), in der er seine Umgebung über seinen Entschluß, freiwillig zu sterben, täuscht, spricht er nicht ohne Ironie von Lustrationen, durch die er vielleicht dem schweren Zorn der Göttin entrinne, und mit bitterm Humor fährt er nach Anführung des Sprichworts von den *ἄδωρα δῶρα* fort: „So werden wir denn in Zukunft den Göttern zu ‚weichen' wissen und die Atriden ‚verehren' lernen". In dem Monolog erbittet er vom Zeus keine große Gunst, sondern nur so viel, daß er einen Boten an Teukros sende, damit sein Leichnam nicht den Vögeln und Hunden zum Fraß vorgeworfen werde. Aber die Erinyen ruft er flehend an, daß sie die Flüche erfüllen, die er in seinem unversöhnlichen Haß gegen die Atriden schleudert. Wo ist da eine Spur von Reue, Sinnesänderung und Läuterung? Nicht Athene, sondern Teukros und vor allen Odysseus sind es, die dem Ersten der Helden nach Achilleus ein ehrenvolles Begräbnis verschaffen. Das erfüllt mich mit Genugtuung, aber daß es mein Herz „beglückte", kann ich nicht sagen. Selbst im Tode noch hassen die Machthaber den herrlichen Mann, an dessen Größe sie nicht heranreichen. Mitleid ist es, Mitleid mit der gefallenen, in Schmach und Schande gestürzten Größe, das mich ergreift, und Furcht, nach Lessing das auf uns bezogene Mitleid. Niemand

[1]) Erwin Rohde, Psyche II S. 238 mit der Anmerkung.

spricht das deutlicher aus als Odysseus, indem er edelmütig der unedlen Göttin erwidert:

ἐποικτίρω δέ νιν
δύστηνον ἔμπας, καίπερ ὄντα δυσμενῆ,
ὁθούνεκ' ἄτῃ συγκατέζευκται κακῇ,
οὐδὲν τὸ τούτου μᾶλλον ἢ τοὐμὸν σκοπῶν (121—124).

Das ist es. Was die hohen Häupter trifft, kann jederzeit auf uns herniederfahren. Wenn irgendwo, so gilt es hier: „Das bist du!" Die Starken fallen durch das Übermaß der eigenen Kraft, die Edlen irren und freveln mit verstörtem Sinne: in solcher Tragik liegt wenig Beglückendes.

In der Elektra vollziehen Tochter und Sohn an der entarteten Mutter ein gerechtes Gericht, „wir empfinden Genugtuung über den befriedigenden Ausgang". Weiter nichts? Und das wäre tragisch? Ich verstumme.

Die Trachinierinnen sind mehr als ein Ehebruchs- und Eifersuchtsdrama. Da hat Volkelt, gegen dessen Auffassung Muff Verwahrung einlegt, doch tiefer gesehen, wenn er auf das Walten der Götter hinweist, das uns kurzsichtigen Menschen einerseits als hart, grausam, willkürlich, andererseits als ein mit heiligem Schauer umgebenes Geheimnis erscheint. Ebenso urteilt Erwin Rohde. Götterwille ist es, der, von uns unverstanden, alles fügt. „Damit in dem von der Gottheit festgesetzten Zeitpunkte Herakles aus dem irdischen Leben gelöst werde, muß Deianeira, die innigste Frauenseele, die Athens Bühne beschritten hat, aus liebendem Herzen dem Geliebten unwissend furchtbare Todesnot bereiten und selbst in den Tod gehen". Mag uns das gefallen oder nicht, wir dürfen es nicht durch „fade Beschwichtigungsphrasen" hinwegzuschaffen suchen. Es ist nicht anders: eine unheilschwangere Wolke hängt über dem Stück, aus der denn auch der vernichtende Strahl herabfährt. — Mit einer schwermütigen Betrachtung beginnt Deianeira die Handlung. Sie ahnt das drohende Verhängnis, ihr ist bange vor der Zukunft, ihr Leben steht vor einer Schicksalswende. Sonst ist Herakles zu froher Tat ausgezogen, diesmal wie zum Sterben. Hat er ihr doch auf einer Tafel seinen letzten Willen und sicher eintreffende Weissagungen, die er im Hain der Seller zu Dodona erhalten, schriftlich hinterlassen. Danach soll sich sein Geschick binnen fünfzehn Monaten entscheiden. Die Zeit ist um, und noch immer hat die sehnsüchtig Harrende keine Kunde von dem in der Ferne weilenden Gatten. Eben hat sie ihren Sohn Hyllos ausgesandt, da meldet ein Bote, daß der Sohn Alkmenens lebt und den Landesgöttern die Erstlingsgaben von seinem Siege mitbringt. Alsbald erscheint auch sein Herold Lichas und mit ihm eine Schar gefangener Frauen, unter ihnen verschämt und schweigend die rührende Gestalt der Iole, die von Deianeira besonders freundlich, ja herzlich empfangen wird. Sie ist des Herakles Buhle, und in der

Brust der liebenden Gattin steigen die ersten Regungen der Eifersucht auf. Obwohl sie dieselben bekämpft und den Gemahl, den Eros wieder wie so oft besiegt hat, zu entschuldigen sucht, wird sie doch von einem dunklen Drang zu dem geheimnisvollen Nessoszauber getrieben und schickt dem Herakles das Gewand, das ihr seine Liebe erhalten sollte, ihm aber den gräßlichsten Tod bringt. Kaum hat sie dies erfahren, so stürzt sie sich, ihren eigenen Dämon beklagend, ins Schwert. Was sie aus treuem Herzen mit liebender Hand bereitet, das verkehrt sich, echt tragisch, durch ein dunkles Verhängnis in sein Gegenteil und führt den qualvollen Tod des Geliebten herbei. So ist Deianeira schuld an dem Tode des Herakles, und dennoch ohne jede sittliche Schuld. Zweimal bezeugt ihr Hyllos ausdrücklich, daß sie schuldlos sei: *ἥμαρτεν οὐχ ἑκουσία* (1123), *ἥμαρτε χρηστὰ μωμένη* (1136): genau die *ἁμαρτία* des Aristoteles, ein Fehltritt, der Unheil und Verderben nach sich zieht. Das ist das Ängstliche in diesem armen Leben, daß wir nicht wissen, was wir tun. „Des Menschen Tun ist eine Aussaat von Verhängnissen, gestreuet in der Zukunft dunkles Land, den Schicksalsmächten hoffend übergeben“. Hier sind es die Schicksalsmächte, welche die besten Absichten mit den schlimmsten Erfolgen lohnen. Es war alles vorherbestimmt. Das spricht Sophokles selbst im vierten Stasimon aus: *ἴδ' οἷον, ὦ παῖδες, προσέμιξεν ἄφαρ τοὔπος τὸ θεοπρόπον ἡμῖν τᾶς παλαιφάτου προνοίας κτλ.*, und das erkennt Herakles klar, sobald er den Namen des Nessos hört: die *θέσφατα* erfüllen sich alle (1145 ff.). So wollten die Götter das Ende des Herakles herbeiführen. Warum gerade so? Darüber sind sie den Menschen keine Rechenschaft schuldig. Ihre Wege sind unerforschlich und unbegreiflich ihre Gerichte. Das war der Glaube des frommen Sophokles. Und wenn dem so ist, dann brauchen wir uns nicht zu sorgen, daß die Götter „bei Ehren bleiben“. Auch die Poesie des Sophokles vermessen wir uns nicht zu verschönern. Wenn einem Ausleger der Schluß des Stückes nicht erhebend genug dünkt und er sich eine schöne Apotheose des Helden zurechtphantasiert, so ist das — Geschmackssache.

„Die Gottheit bringt einen Plan zur Ausführung, in dem der einzelne Mensch und sein Geschick ihr nur als Werkzeug dient. Damit das Vorbedachte in dieser planmäßigen Leitung der menschlichen Dinge bemerklich werde, wird mit Voraussagungen der Zukunft, göttlichen Orakelsprüchen und den Verkündigungen der Seher so oft und nachdrücklich in die Handlung eingegriffen. Liegt nun in dem Plane der Gottheit die verhängnisvolle Tat, das unverschuldete Leiden des einzelnen, so erfüllt sich der Plan, mag dabei des Menschen Glück in Trümmer gehen, Schmerz, Frevel, Seelenqual und Tod über ihn hereinbrechen. Das Wohlergehen des einzelnen kommt nicht in Betracht, wo die Absicht der über sein kleines Dasein weit hinausblickenden Gottheit er-

füllt werden soll. Ein reiner guter naiver Mensch, ohne Falsch und Fehl, wie Philoktet, wird lange Jahre hindurch allen Qualen preisgegeben, damit er mit den Wunderwaffen, die er besitzt, nicht vorzeitig in den Gang der Entwicklung des Krieges um Troja eingreifen könne. Er ist ein unfreiwilliger Märtyrer für das Wohl der Gesamtheit" (Rohde). Wie ist es möglich, daß ein aufmerksamer Leser die vielen Stellen im Stücke selbst, die ausdrücklich darauf hinweisen, übersehen und vergessen kann? Geschähe es, um sich die Freude über den glücklichen Ausgang und ein „frohes Behagen" nicht trüben zu lassen, so möchte ich ihn an Neoptolemos' Mahnung erinnern: *καὶ ταῦτ' ἐπίστω καὶ γράφου φρενῶν ἔσω* (1325). Philoktets Leiden ist nicht „eigentlich unverschuldet", sondern wirklich und wahrhaftig unverschuldet; und Neoptolemos läßt nicht „einmal die Bemerkung fallen, daß ein Versehen im Heiligtum der Chryse ihm das Verderben zugezogen habe". Aus den Versen 1326—28, die allein gemeint sein können, geht das Gegenteil hervor: *σὺ γὰρ νοσεῖς τόδ' ἄλγος ἐκ θείας τύχης*, Philoktet hat den *ἀκαλυφὴς σηκός* vollkommen arglos betreten und sich keines Versehens schuldig gemacht[1]).

Über die beiden Ödipus schwiege ich am liebsten. Was Muff und vor Jahren ich selbst darüber geschrieben haben, läßt sich nicht alles halten. Namentlich bedarf das Urteil über den Ödipus auf Kolonos der Berichtigung. Ich kann mich heute nur der Auffassung von Ludwig Bellermann in seiner Ausgabe und Erwin Rohde in der Psyche anschließen. Im besondern möchte ich noch auf folgendes hinweisen. Ödipus ist im zweiten Drama ganz derselbe wie im ersten. Keine Reue — doch, eins bereut er: die Selbstblendung, weil er sich bewußt ist, sie nicht verdient zu haben —, keine Läuterung (*νόμῳ καθαρός*!), keine „Ergebung in den göttlichen Willen und Demütigung unter die gewaltige Hand der Götter". Die Redensarten von dem tiefen Gottesfrieden, der Verklärung des frommen Dulders sind nichtig; und gar von einer „Entschädigung für dieser Zeit Leiden durch Freuden im Jenseits" (Muff) steht im Texte kein Wort. Der müde Greis sehnt sich nach Erlösung von seinen Leiden, und die Götter sind gnädig, sie entrücken ihn von dieser armen Erde. Das ist alles. Schlicht und fast nüchtern spricht Ismene den tatsächlichen Hergang aus: *νῦν γὰρ θεοί σ' ὀρθοῦσι, πρόσθε δ' ὤλλυσαν* (394). Warum früher so und jetzt so? Warum? *ὦ ἄνθρωπε, μενοῦνγε σὺ τίς εἶ ὁ ἀνταποκρινόμενος τῷ θεῷ;* Man lese Kap. 9—11 im Briefe Pauli an die Römer und man wird auf-

[1]) Vgl. 191—200. Zu *ὠμόφρων* bemerken die Scholien: *Χρύση τις νύμφη ἐρασθεῖσα τοῦ Φιλοκτήτου καὶ μὴ πείσασα κατηράσατο αὐτοῦ.* Danach wäre sogar die Tugend des Philoktet an seinem Leiden schuld. Im Sophokles steht davon nichts. Aber daß dunkle Mächte im Spiel sind, wird überall hervorgehoben.

hören, die Gedanken eines großen Dichters umzubiegen, wenn er harte, den menschlichen Stolz demütigende Wahrheiten zu anschaulicher Erkenntnis bringt und in tragischer Schwere auf unser Herz legt. Von dem *ὁρῶ μὲν ἡμᾶς οὐδὲν ὄντας ἄλλο πλὴν εἴδωλ' ὅσοιπερ ζῶμεν ἢ κουφὴν σκιάν* (Ai. 1125 und 26) läßt sich nichts abdingen. „Um die Nichtigkeit und das Leid des Lebens, um sein kurzes Glück und die Unsicherheit seines Friedens erhebt sich in unvergeßlichen Versen die Klage" (O. R. 1186 ff. O. C. 1211 ff.). Ich wünsche, daß meine Schüler dies deutlich erkennen, tief empfinden und ernst bedenken. Die Befürchtung, daß wir durch solche Tragik „Pessimismus züchten" könnten, entlockt mir ein Lächeln. Aber vor einem flachen und matten Optimismus können junge Männer dadurch bewahrt werden. Wenn ein herber Geschmack zurückbleibt, so ist das gesund und herzstärkend. Ein lächelndes Antlitz zeigt die tragische Muse allerdings nicht; die Tragödie hat ihre *οἰκεία ἡδονή*, und die *κάθαρσις παθημάτων* ist noch kein leeres Wort. Wenn ein Jüngling in den Bannkreis des echten Tragikers tritt und bedeutende, sittlich ernste Männer (*σπουδαῖοι, ἐπιεικεῖς* nach Aristoteles) kämpfen, leiden und sterben sieht, so ist nicht zu befürchten, daß durch ein tragisches Miterleben sein Lebensmut geknickt und seine sittliche Energie gebrochen werde. Alles Große stärkt den inwendigen Menschen, alles Erhabene trägt die Seele über sich selbst empor. Was Pseudo-Longinos von dem rhetorisch Erhabenen sagt, gilt auch von der eigentümlichen Lust der Tragödie: *φύσει γάρ πως ὑπὸ τοῦ ἀληθοῦς ὕψους ἐπαίρεταί τε ἡ ψυχὴ καὶ γαῦρόν τι ἀνάστημα λαμβάνουσα πληροῦται χαρᾶς καὶ μεγαλαυχίας ὡς αὐτὴ γεννήσασα ὅπερ ἤκουσεν.* Sieht das aus wie Pessimismus? Doch darüber denke ein jeder, wie er will. Verwahrung aber muß ich dagegen einlegen, als ob ich die echte Tragik ausschließlich „im grauenvollen Untergang" sähe. Wenn ein tapferer Held im Kampfe mit feindlichen Mächten, innern und äußern, untergeht oder selbst von einer zürnenden Gottheit niedergeschmettert wird, so ist das gar nicht grauenvoll oder gräßlich (*μιαρόν*); erschütternd ist es, wir erschauern in tragischem Leid, und dieses *φρίττειν*, das Schaudern, ist der Menschheit bestes Teil. Außerdem weiß ich sehr wohl, daß es griechische Tragödien mit glücklichem Ausgang gibt. Die Übersetzung „Trauerspiel" für Tragödie habe ich nicht erfunden. Ich weiß auch, daß tragisches Schicksal, oder wie man's nennen mag, nichts mit dem blinden dummen Fatum zu tun hat. Ich habe aber die im Hintergrund wirkende unsichtbare Macht, das göttliche Agens in ein helleres Licht gerückt, weil ich dem Bestreben, sie auszuschalten und beiseite zu schieben, nachdrücklich entgegentreten wollte. Natürlich steht bei der Lektüre die Handlung auf der Bühne im Vordergrund des Interesses, und die Interpretation legt das Hauptgewicht auf die handelnden Personen,

ihren Charakter, ihr sittliches Pathos, und auf die *σύνθεσις πραγμάτων*.

Nun aber, wie reimt sich mit der übergreifenden und zwingenden Macht der Gottheit die menschliche Freiheit? Glücklicherweise brauchen wir das Freiheitsproblem hier nicht zu lösen, der Dichter löst es ja auch nicht; genug, daß seine Personen sich entschließen und nach ihren Entschlüssen handeln, als ob sie frei wären. Mit diesem „als ob" will ich an ein Urwort Goethes erinnern, in dem auch der Ton auf „scheinfrei" und auf dem „Müssen" liegt. Müssen wir sein, wie wir sind? Jedenfalls handeln wir so, wie wir sind: operari sequitur esse. Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln. Woher aber dieser Kern unsers Wesens, unser Charakter? Inwieweit angestammt, inwieweit erworben? determiniert und indeterminiert? intelligibel und empirisch? So mag der Philosoph fragen, der Dichter motiviert den Charakter nicht, sondern aus dem Charakter die Handlungen. Und unser Lebenslos: wieviel erarbeiten wir selbst, wieviel wiegt uns das Schicksal drein? Man sagt wohl, ein jeder sei seines Glückes Schmied. Aber wir schmieden nicht ohne Amboß, und das Eisen will den Tiefen der Erde erst abgerungen sein. Goethe gebraucht das Bild vom Zettel und Einschlag: der Zettel sei uns gegeben, den Einschlag machten wir selbst. Aber die Fäden spinnen wir kaum alle aus uns selber heraus, sie werden uns meistens gereicht. Aus zwei Faktoren gewinnen wir das Resultat unsers Lebens. Nennen wir sie Schicksal und Anteil, Notwendigkeit und Freiheit, oder wie sonst: es läßt sich nicht ausklügeln, wieviel auf Rechnung des einen und des andern zu setzen ist; dieses Exempel geht nie restlos auf, wir operieren mit inkommensurabeln Größen. Darum ist es vermessen, zwischen Schicksal und Schuld, Leid und Verschuldung ein adäquates Verhältnis zu konstruieren. Die sogenannte poetische Gerechtigkeit ist eine Absurdität, mit Goethe zu reden. Der Dichter gibt ein Bild, ein idealisiertes und doch getreues Bild des Lebens, dessen Gegensätze er in ihren Tiefen zu fassen sucht. Wenn die Sache nur tragisch ist, so macht es keinen Unterschied, ob der Schwerpunkt auf der Notwendigkeit oder der Freiheit ruht. Für das Leben wie für das Drama ist es gleichgültig, ob wir in unserm Handeln frei sind oder nicht. Die Deterministen werden mit dem gleichen Maßstab gemessen wie die Indeterministen. Genug, daß wir handeln und unsern Willen betätigen. Der entschiedene Wille wird uns zugerechnet, und die Folgen setzen sich durch, ob nun der Wille zur Tat ein determinierter oder motivierter oder frei schöpferischer war: *δράσαντι παθεῖν· τριγέρων μῦθος τάδε φωνεῖ.* Bei Sophokles, ich wiederhole, ist in fünf von sieben Tragödien das, was der Handlung Anstoß und Richtung gibt, nicht der Wille und die Sinnesart des Helden, sondern ein

dunkles Verhängnis, ein wohldurchdachter Plan der weiter als die kurzsichtigen Menschen blickenden Gottheit oder einfach der Wille einer höheren Macht, die, unerbittlich wie das Schicksal, über den staubgeborenen Menschen schaltet und waltet. Die Gesetze und letzten Absichten dieser göttlichen Macht zu erforschen, ist uns versagt; ihre Heiligkeit rechtfertigen zu wollen, frommt nicht. Unsern Primanern aber ist es heilsam, wenn sie von den shwierigen Fragen nach Freiheit und Gebundenheit des Willens, nach Schuld und Schicksal etwas erfahren, damit sie Probleme des Denkens kennen lernen und auch an dem Problematischen des menschlichen Lebens nicht achtlos vorübergehen.

In den Sophokleischen Tragödien spielen unsichtbare Gewalten, persönliche oder unpersönliche Mächte und überzeitliche Weltgesetze entscheidend mit. Dennoch folgen die Helden auf der Bühne, von dem Hintergrunde losgelöst und sich freier abhebend, ihrer eigenen, oft „dämonischen“ Natur. Sie finden in sich selbst das Gesetz und die Motive ihrer Handlungen, ihrer Erfolge oder ihres heroischen Untergangs. Und bei allem dem wollen wir eins nicht übersehen. So irrational das Verhältnis von Schuld und Schicksal, von Verschuldung und Leid, von Notwendigkeit und Freiheit ist: das Verhältnis von Charakter und Schicksal ist in gewissem Sinne proportional.

Wilhelm Raabe läßt in seinem Büchlein „Deutscher Adel“ den jovialen Wirt Butzemann über dasselbe Thema philosophieren. Er habe, sagt dieser, von seinem Büffet aus oft in die Fidelität und das ewige Gerenne der Menschheit hineingesehen und sich dabei nach und nach eins abdestilliert: schuld haben sie beide nicht, weder der Mensch noch sein Schicksal; sie passen nur immer ganz genau aufeinander. Herr Butzemann drückt sich sehr entschieden aus, aber im ganzen wird er recht haben. Ohne Zweifel trägt es zum Verständnis des Sophokles erheblich bei, wenn Erwin Rohdes Worte Beachtung finden: „Auch wo Leid und Unheil dem Sterblichen nicht aus eigenem bewußten Entschluß und Willen, sondern durch dunkle Schicksalsmacht entsteht, ist es doch der besondere Charakter des Helden, der, wie seine Entfaltung unseren Anteil vorwiegend fordert, so den Verlauf der Ereignisse allein bestimmt und genügend erklärt. Das gleiche Mißgeschick könnte andre treffen, aber seine innere und äußere Wirkung würde nicht dieselbe sein wie für Ödipus und Aias. Nur tragisch unbedingte Charaktere können tragisches Geschick haben“.

Dem Aias wird die Heldenkraft zum Fallstrick.

τὰ γὰρ περισσὰ κἀνόητα σώματα
πίπτειν βαρείαις πρὸς θεῶν δυσπραξίαις
ἔφασχ᾽ ὁ μάντις, ὅστις ἀνθρώπου φύσιν
βλαστὼν, ἔπειτα μὴ κατ᾽ ἄνθρωπον φρονῇ.

Ohne Gottes Hilfe getraut er sich zu kämpfen und zu siegen. Daß die Waffen des Achilleus dem Odysseus zugesprochen werden, kann seine Natur nicht verwinden. In rasendem Zorn stürzt er davon, um sich an den verhaßten Atriden und an dem Odysseus zu rächen. Da zeigt ihm Athene ihre Macht und straft ihn mit Wahnsinn. In dieser Umnachtung des Geistes metzelt er die Herden nieder. Das kann wiederum gerade er nicht ertragen, als die Helle des Bewußtseins wiederkehrt; er tötet sich selbst. So fallen die Starken durch eigene Kraft. Und wie weiß der reckenhafte Held unser Mitleid durch die weichen Töne, die er im Monolog anschlägt, zu verstärken! Wie nahe tritt er unserm Herzen in dem Abschied von Weib und Kind! Ein Mensch wie wir, nur größer und heroischer, unbedingter. — Ein antiker Robinson fristet Philoktet auf öder Felseninsel sein elendes Dasein. Weil er felsenhart ist, scheitern alle Überredungskünste an ihm; weil er zugleich ein guter, naiver und argloser Mensch ist, glaubt er der Lüge eines knabenhaften Jünglings. Auf dem lebendigen Widerspiel der kräftig voneinander sich abhebenden Charaktere des Philoktet, Neoptolemos und Odysseus beruht in dieser Tragödie das Interesse; die Situation ist durch ein Ereignis herbeigeführt worden, das zu bewirken oder zu verhindern in keines Menschen Macht oder Absicht lag. — Den Herakles und die Deianeira entschuldigt Muff zwar, aber durch ihr „ungerechtes und unbesonnenes Verfahren“, meint er, hätten sie „das Schicksal entfesselt“. O nein, sie haben das Schicksal so wenig entfesselt wie Ödipus, sondern dieses vollstreckt durch sie gebieterisch seinen Willen. Sie tun, was sie tun müssen, und gleichwohl handeln sie ihrer Natur gemäß: Deianeira als das liebende Weib und Herakles als der Heros, wie wir ihn auch sonst kennen. Vor diesem gigantischen Schicksal aber sollte das schnell fertige Urteil über Verschuldung und gerechte Vergeltung füglich verstummen. Wenn Günther, um die Gleichung von Schuld und Strafe herauszubringen, argumentiert: weil die Folgen schwerwiegend sind, darum ist der an sich verzeihliche Irrtum eine schwere Schuld, so heißt das die Dinge auf den Kopf stellen. Der Fehler ist klein und verzeihlich, die Folgen sind groß und gräßlich. Wer auf schmalem Pfad an einem Abgrund dahinwandelt, den kann ein kleiner Fehltritt in den Abgrund stürzen. Das eben ist die Angst des Irdischen, das Tragische in unserm Leben, daß in gefährlichen Lagen auch das reinste Unternehmen zum Unheil und Verderben ausschlägt. Die gestrengen Kritiker vermissen bei Deianeira „ruhige Überlegung“ und tadeln „das Pathos der liebenden Frau“. Nun wohl, weniger Pathos, weniger Liebe, weniger Eifersucht; etwas mehr Gemütsruhe, Überlegung, Phlegma: und die Liebe erlebt keine Tragödien.

Was Ödipus bis zum Beginn des Dramas tut und leidet, das muß er tun und leiden; es ist von der Gottheit vorherbestimmt,

notwendig und unabwendbar. Aber der Gang der Handlung, die Art und Weise, wie das Geheimnis aufgedeckt wird, die tragische Analysis ist ganz und gar durch seinen Charakter bedingt. Wäre er ein anderer, so trüge er sein Schicksal anders. Wer ist nun dieser Ödipus und wie gestaltet sich sein Schicksal? Schon sein Dasein ist, möchte ich sagen, verpönt, denn er war verfehmt vor der Geburt (1184). Laios hat ihn erzeugt, obwohl Apollon weissagte, der erbetene Sohn werde den Vater töten. Um dieses Unheil abzuwenden, setzt die eigene Mutter das Knäblein mit durchstochenen Fußgelenken auf dem Kithäron aus. Wahrlich, von Kindheit auf wird an dem Ödipus schwer gesündigt. Aber Iokaste erreicht, was sie verhüten will: der Knabe bleibt am Leben. Denn der Diener übergibt ihn einem Hirten aus Korinth, und dieser schenkt ihn seinem kinderlosen Königspaar. An Kindes Statt angenommen und sorgfältig erzogen, wächst Ödipus zum Jüngling heran. Da kommt der Schicksalstag: ein trunkener Zecher wirft bei einem Gelage dem Königssohn vor, er sei seinem Vater untergeschoben. Die Eltern suchen ihn zu beruhigen, aber eine unzweideutige Antwort geben sie ihm nicht. Warum läßt Ödipus sich nicht beschwichtigen? Weil es sein Charakter und sein Schicksal nicht leiden. Es wurmt ihn, daß er den nun einmal geweckten Zweifel an seiner Herkunft nicht zu lösen vermag. Um sich Gewißheit zu verschaffen, wendet er sich an das Orakel zu Delphi; aber der Gott antwortet auf seine Frage nicht, sondern prophezeit ihm, er werde seinen Vater töten und seine Mutter heiraten. Um dem verhängten Geschick zu entfliehen, wandert er aus; aber wir wissen, daß er es selber erbauend vollenden muß. — Jahre hindurch herrscht Ödipus in Theben mit Kraft und Klugheit, als plötzlich eine verheerende Seuche ausbricht. An seinen König wendet sich das Volk; denn wenn einer helfen kann, so ist er es. Doppelt schwer lastet das Unglück auf der Seele des edlen Herrschers, der sein Volk wie ein Vater liebt. Doch wir brauchen den Inhalt des Stückes nicht zu erzählen, wollen aber diejenigen Charaktereigenschaften hervorheben, durch die der Gang der Handlung vornehmlich bedingt wird. Jähzornig hat Ödipus den Laios samt seinen Begleitern erschlagen, scharfsinnig hat er das Rätsel der Sphinx gelöst. Jähzorn und Scharfsinn sind es, die bei der Entdeckung des Mörders zumeist hervortreten. Als er hört, daß Räuber den alten König erschlagen hätten, taucht sofort der Verdacht in ihm auf: „Sollten sie gedungen gewesen sein? Gibt es vielleicht eine feindliche Partei im Lande, die auch dir gefährlich werden könnte?“ Der Gedanke beflügelt seinen Eifer. Denn die Tyche hat ihm den Thron geschenkt, er muß wachsam sein, ihn zu bewahren (1080). Teiresias, dieser unheimliche Priester, peinigt ihn durch rätselhafte Andeutungen bis aufs Blut, sagt ihm die Tat auf den Kopf zu, enthüllt nach und nach all das Schreck-

liche und senkt ihm zuletzt durch Erwähnung seiner Eltern noch einen scharfen Stachel ins Herz. Zornig erklärt er den frechen Seher für den Mörder, nur daß er wegen seiner Blindheit nicht selbst Hand angelegt habe, und als er aus dessen Munde den Namen Kreon hört, da kombiniert er mit flackernder Phantasie allzu scharfsinnig, dieser, der zur Befragung des Sehers geraten, sei der Anstifter des Komplotts und wolle ihn um Thron und Herrschaft bringen. Die Rechtfertigung Kreons steigert nur noch seinen leidenschaftlichen Zorn; was Verdacht war, wird zur Gewißheit, der falsche Freund gilt für überführt, kurz, er verliert jede Fassung und wird fortgerissen zu maßloser Selbstüberhebung. Auf die Frage: *εἰ δὲ ξυνίης μηδέν*; erfolgt das barsche *ἀρκτέον γ' ὅμως* (628). Nun bewahrheitet es sich: *φρονεῖν γὰρ οἱ ταχεῖς οὐκ ἀσφαλεῖς* (617) und: *αἱ δὲ τοιαῦται φύσεις αὑταῖς δικαίως εἰσὶν ἄλγισται φέρειν* (674). Iokaste möchte das dunkle Geheimnis auf sich beruhen lassen, Ödipus will völlige Klarheit haben; Jokaste könnte nach dem Grundsatz: *εἰκῇ κράτιστον ζῆν, ὅπως δύναιτό τις* (979) ruhig weiter leben, auch als sie den Sachverhalt durchschaut hat, Ödipus vermag das nicht: mit aller Gewalt setzt er es durch, daß die letzte Hülle fällt und jeder Zweifel ausgeschlossen wird, dann stürzt er gebrochen, verzweifelnd von der Bühne. Nachdem das schwermütige Chorlied *ἰὼ γενεαὶ βροτῶν* verhallt ist und der Exangelos von dem Greuel im Hause, Iokastes Tod und Ödipus' Wüten gegen sich selbst ausführlich berichtet hat, erscheint der Unglücksmann wieder, völlig geblendet, ein Bild herzzerreißenden Jammers. Beide Augen hat er sich ausgestochen, denn sie haben gesehen, was sie nicht sehen sollten, und fortan sollen sie nichts auf der Welt mehr sehen noch erkennen; nicht getötet, geblendet hat er sich, denn wie dürften diese Augen es wagen, den gemordeten Vater und die geschändete Mutter im Hades anzuschauen? Solange er das Augenlicht besaß, war er blind; nun da er blind ward, ist er sehend geworden: er erkennt die Hand der waltenden Götter. *Ἀπόλλων τάδ' ἦν, Ἀπόλλων, φίλοι, ὁ κακὰ κακὰ τελῶν ἐμὰ τάδ' ἐμὰ πάθεα* (1329). Er klagt, aber er klagt nicht an, weder Götter noch Menschen; denn er ist ein frommer Mann. Aber ebensowenig duldet er still und gelassen, wie etwa ein Büßer des Mittelalters; zu einem Gregorius auf dem Steine hat er nicht das Zeug. Leidenschaftlich, wie wir ihn bisher gekannt haben, reagiert er auf die Entdeckung des Frevels und hält über sich selbst Gericht. Später, auf Kolonos durfte er sagen: *τά γ' ἔργα μου πεπονθότ' ἐστὶ μᾶλλον ἢ δεδρακότα* und: *καίτοι πῶς ἐγὼ κακὸς φύσιν* (O. C. 265 ff.); Dem Kreon gegenüber durfte er mit allem Nachdruck sich darauf berufen, daß er wider Wissen und Willen in Sünde gesunken sei (O. C. 960 ff. 510 ff.): hier tut er es nicht, sondern nimmt die Strafe auf sich, ja vollstreckt sie furchtbar an sich selbst. Er

ist der Täter seiner Taten, sie sind sein, und ihre Folgen kommen auf seinen Kopf; und wiederum sind es doch nicht seine Taten, denn er handelte im guten Glauben, er wußte und er wollte nicht, was er tat. So ist er schuld an seinem Unglück und doch nicht schuldig. Der Kern seines Wesens, seine sittliche Persönlichkeit ist unangetastet geblieben. Wer des blinden Ödipus Verhalten gegen den Chor und gegen den schwer gekränkten Kreon, seine weichen Klagen und wehmütigen Betrachtungen, seine Sehnsucht nach den Töchtern und liebevolle Sorge um sie unbefangen auf sich wirken läßt, der wird an Schuld und Strafe gar nicht denken, vielmehr voll tiefen Mitgefühls auf diesen leidgeprüften Mann bewundernd schauen. Freilich, dieses Mitleid würde uns peinigen und quälen, wenn Ödipus nicht ein schwacher Mensch wäre wie wir auch, nur größer und edler, wenn wir ihn nicht als den leidenschaftlichen, eigenwilligen, selbstherrlichen Mann im Streite mit Teiresias und Kreon kennen gelernt hätten. Er wollte in allem Sieger bleiben, und was er ersiegt hatte, ist ihm nicht treu durchs Leben gefolgt. Auch sein letztes Begehren, hinausgestoßen zu werden in die Einöde „seines" Kithäron wird nicht erfüllt; er bleibt in Theben. Ruhe und Frieden findet er erst auf Kolonos. Die Götter sind ihm gnädig und entrücken ihn in des Hades Reich. Er selbst aber, das wiederhole ich, ist im Grunde seines Wesens derselbe geblieben, seine Natur ist ungebrochen. Auch im Hain auf Kolonos gehen die dramatisch bewegtesten Szenen von ihm und seinem Zornmut aus. Zwar dem Theseus naht er sich ruhig und milde, aber dem Kreon und Polyneikes gegenüber bricht seine leidenschaftliche Natur in ungeminderter Stärke hervor. Man wundert sich, wie greulich der Alte seinen Söhnen fluchen kann und wie er beinahe rachsüchtig das Unglück der Vaterstadt vorausgenießt. Wilhelm Jordan schreibt, es zeige sich an seinem Beispiel, daß die Götter den Menschen durch Leiden zur Erkenntnis führen und seine Demut belohnen durch Barmherzigkeit. Sehr schön, aber auf Ödipus paßt es nicht. Dagegen hat der Dichter dies durch die Macht seiner Poesie erreicht, daß wir nicht bloß bis ins Mark erschüttert werden, sondern auch das tiefste Mitleid empfinden mit einem Manne, der schuldlos all dies Gräßliche erduldet, der zwar äußerlich gebrochen wird, aber innerlich aufrecht steht und nur der Götterstärke weicht. Dazu schreibt Sophokles uns noch eine große Wahrheit mit harten Zügen fest ins Herz, das im Weltlauf und im Menschenschicksal unerbittlich waltende Gesetz von des Menschen Ohnmacht und der Götter Macht. Demütigend genug für unsern Stolz, aber unwidersprechlich wahr: Menschenwitz ist machtlos gegen Götterwillen, der Mensch mit all seiner Größe ist ein eitles Nichts. Dieser Gedanke entstammt der Weltanschauung des frommen Sophokles, und in unserm Stück hat er ihn durch den

ganzen Aufbau der Handlung bis zur Katastrophe, im großen wie im kleinen, mit völliger Klarheit herausgearbeitet. Mit schneidender Schärfe, mit einer gewissen Unbarmherzigkeit hat er alle Konsequenzen gezogen, und das Mittel, uns dies recht fühlbar zu machen, ist ihm die tragische Ironie. Darüber hat Ewald Bruhn in der Einleitung zu seiner Ausgabe (S. 28 ff.) so eingehend und so vorzüglich gesprochen, daß ich mir jedes Wort sparen kann. Die aber, denen jene Wahrheit nicht gefällt, verweise ich auf die Schrift neuen wie alten Testaments. Aus den Psalmen und Propheten, besonders aus Römer 9—11 und Hiob 38 ff. habe ich gelernt, daß es dem Menschen nicht frommt, mit Gott zu rechten, wohl aber ziemt, seine Allmacht und unergründliche Weisheit demütig zu verehren. — —

Elektra ist ganz und gar eine Charaktertragödie. Aus dem Charakter und der Lage der mißhandelten Tochter wird das Strafgericht über die entartete Mutter gerechtfertigt, allein aus der Sinnesart und dem Gebaren der leidend und tätig an der Handlung beteiligten Menschen werden die Motive für die Bluttat gewonnen. Sophokles geht hinter Aischylos auf Homer zurück. Wie es in der Odysse (α 46) vom Aigisthos heißt: *καὶ λίην κεῖνός γε ἐοικότι κεῖτ' ἐν ὀλέθρῳ*, so sind in der Elektra die *σφαγαὶ ἔνδικοι* (37), ist Orestes *δίκῃ καθαρτὴς πρὸς θεῶν ὡρμημένος* (70). Nach der Orestie des Aischylos eine Elektra auf die Bühne zu bringen, durfte nur ein Genie vom Range des Sophokles wagen. Es ist erstaunlich, mit welcher Kunst der Dichter ohne den Apparat der Erinyen und überirdischer Mächte oder Gesetze, d. h. ohne alle Transzendenz aus rein immanenten Gesetzen, aus der Situation und den Charakteren der mithandelnden und mitleidenden Personen die Tat als notwendig und geboten motiviert hat. Nach Gustav Freytags Urteil enthält die Elektra die stärkste dramatische Wirkung aller Sophokleischen Tragödien: Gemütsbewegungen eines höchst energischen und großartigen Frauencharakters, in ausgezeichneter Weise durch Wandlungen des Gefühls, durch Willen und Tat für die Bedürfnisse der Bühne geformt. Die Trauer Elektras und die Erkennungsszene seien von hinreißender Schönheit. In diese Kunst des Dichters einzuführen, ist die Hauptaufgabe der Interpretation, und aus dieser Kunst schöpfen wir mehr als die Einsicht in den „Zusammenhang von Schuld und Strafe", als die Empfindung der „Genugtuung über den befriedigenden Ausgang". Befriedigend?! „Erschütternd" wäre wohl das richtige Wort.

Viel gelesen und oft mißverstanden ist Antigone, die eigentliche Schultragödie. Zwar eine Schuld entdeckt auch das Auge der poetischen Gerechtigkeit an der heldenmütigen Jungfrau nicht; aber daß Antigone absolut im Recht und Kreon absolut im Unrecht ist, sträubt man sich noch anzuerkennen. Muff meint, von einer subjektiven Verfehlung dürfe nicht gesprochen

werden; sie frevle nur insofern, als sie ein objektives Recht, das Gebot des Landesherrn übertrete. Also keine subjektive Schuld, aber objektiver Frevel? Mir nicht recht klar. Der dafür angezogene Ausdruck *ὅσια πανουργήσασα* (74) erklärt sich aus dem Zusammenhang anders. Antigone will damit die Auffassung Ismenes und die Anordnung Kreons als zu Recht bestehend nicht anerkennen, sondern sie sagt: „Was mir *ὅσιον* ist, das ist euch ein *πανουργεῖν*". Und in der Tat, da liegt das tragische Moment. Der Praktiker versteht den Idealisten nicht und bedauert ihn bestenfalls als einen Toren, Ideal und Leben klaffen weit auseinander, Idee und Wirklichkeit stoßen hart aufeinander. Ob die Ästhetik in unserer Tragödie eine moralische oder eudämonistische Antinomie findet, gilt mir gleich. Ich begreife aber nicht, wie Muff angesichts solcher Antinomien und im Hinblick auf den Konflikt, in dem Antigone, die schwesterlichste der Seelen, durch ihre fromme Tat zugrnnde geht, emphatisch fragen kann: „Ist dann aber nicht das Schicksal, das über sie hereinbricht, ganz unverdient? Sind wir dann nicht Zeugen eines Vorgangs, der durch das Ungereimte, Ungerechte, Unbarmherzige, das ihm anhaftet, uns empören oder doch tief traurig stimmen muß? Tritt hier nicht der Fall ein, von dem Volkelt spricht, daß sich ein schwerer, aufregender Druck auf unsere Seele legt und wir fühlen, an welch schmerzvollen Rissen, an welch gemeinen Widersprüchen, an welch unheimlichem Widersinn das Weltgeschehen leidet? Wenn dem so wäre, so würde ich für meinen Teil Bedenken tragen, eine solche Tragödie mit den Schülern zu lesen. Nein, auch bei der Annahme, daß Antigone schuldlos leidet, trägt das Stück doch keinen pessimistischen Charakter". Dies unglückselige „Verdienen" und Suchen nach der Schuld! Es fälscht von Grund aus den Begriff des Tragischen, das nun gar noch den Pessimismus fördern und die Moral der Jugend verderben soll. Tief traurig, aber nicht empörend ist es, gewiß. Die schmerzvollen Risse und Widersprüche im Weltgeschehen, die es kündet, wollen wir doch nicht verkleistern. Die Tragödie legt allerdings einen schweren Druck, ein dumpfes Gefühl auf unsere Seele, aber sie befreit uns auch von solchen Affekten: *κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς*. Lange vor Bernays und allen Gelehrten hat Goethe den Kern der Katharsis getroffen, wenn er in den Wanderjahren (II, 5) sagt: „Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösendem Schmerze verflüchtigt" (Vergl. auch Geibels Gedicht „Das Drama"). Um auf Antigone zurückzukommen: sie wird von dem Gegner, der seine Macht jäh und skrupellos gebraucht, zerschmettert; der Idealist scheitert an dem Widerstand der stumpfen Welt. Aber in der Begeisterung, der Hingabe an das Ideal, dem sittlichen Heroismus liegt des Be-

glückenden und Erhebenden genug. In unserer Tragödie feiern wir den Sieg der Idee noch mit, wie Muff das in beredten Worten darlegt. — Antigones Charakterbild schwankt nur in gewissen Kommentaren. Es kommt mir schief vor, wenn ich von Muff höre: „Antigone ist, was sie ist, die hochstrebende Heldenjungfrau, so ganz und ausschließlich, daß ihre Verlobung, ihr Liebesleben ganz zurücktritt; sie ist also das Symbol eines bestimmten Begriffs". Meines Bedünkens ist sie das nicht. Sie ist nicht „ganz Begeisterungsaufschwung", nicht personifiziertes Heldentum, obwohl sie ihre Pflicht heldenhaft und mit Neigung erfüllt. Sophokles hat seine Antigone nicht stilisiert, sondern mit so viel konkreten und individuellen Zügen ausgestattet, daß sie in voller Natürlichkeit vor uns leibt und lebt. Sie hat die Kraft des Hasses wie der Liebe. Herb und schroff gegen Ismene, jedoch nicht ohne daß es ihr selber wehe tut (551); überlegen, kühl und spöttisch gegen Kreon in einem Grade, daß die Kriminalisten daraus eine Schuld zu konstruieren vermochten, erscheint uns das stolze, starke Mädchen weich und gefühlvoll in den Klagen beim Abschied vom Leben, in der Trauer um das verlorene Lebensglück. Dabei ist freilich von einem sentimentalischen „Liebesleben" überall nicht die Rede. Aus dem Verse 572: *ὦ φίλταθ' Αἷμον, ὥς σ' ἀτιμάζει πατήρ* vernehmen wir auf keinen Fall den Aufschrei eines liebenden Herzens. Die Sprecherin, Ismene, will nur sagen: „Wie bitter wirst du diese Weigerung des Vaters empfinden!" (Wecklein. Vgl. die Anmerkung Bruhns). Auf ihrem Todesgange klagt Antigone wiederholt, daß ihr Hochzeit und Ehe versagt sind, aber den Verlobten erwähnt sie mit keinem einzigen Wort. „Nur darum trauert sie mit echt hellenischem und echt natürlichem Empfinden, daß es ihr nicht vergönnt gewesen ist, das *τέλος* des Frauenlebens zu erreichen" (Bruhn). Vollends verkehrt wäre es, ihr ein christliches Martyrium anzudichten. Antigone hat nichts von der Demut, der Sanftmut und dem leidenden Gehorsam der christlichen Märtyrer.

Über die Religion des Sophokles hat Erwin Rohde so überzeugend und abschließend gehandelt, daß jedes Wort meinerseits überflüssig ist. Ich bin ein Freund der Lehre vom *λόγος σπερματικός* und verweise gern auf Vorahnungen der geoffenbarten Wahrheit und christliche Klänge in den alten Autoren. Aber ich meine, wir müssen dabei recht vorsichtig sein und dürfen nicht über das Ziel hinausschießen. Sonst droht die Gefahr des Synkretismus. Von einem „kindlich frommen Glauben" unsers Dichters, einer „nahen Verwandtschaft mit dem Geiste der christlichen Religion" wage ich wenigstens nicht zu sprechen. Auch die Ethik des Sophokles ist griechisch und nicht christlich. Der sittliche Gehalt, die Sentenzen und Lebensregeln, selbst Worte wie *οὐ γάρ τί μοι Ζεύς ἦν ὁ κηρύξας τάδε* und die Berufung auf die ungeschriebenen, unzerbrechlichen Gesetze der Götter

(450 ff. vergl. O. R. 863 ff.) gehen durchaus nicht über den Gesichtskreis der Griechen hinaus, man denke nur an Sokrates und Platons Apologie; und das berühmte *οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν* (521) spricht Antigone keineswegs im Geiste christlicher Liebe, sondern ohne alle Weichheit und schroff ablehnend im Streite mit Kreon, der geäußert hatte, Eteokles könne sich gekränkt fühlen, wenn dem Polyneikes dieselben Ehren wie ihm zuteil würden. Ich bin, will sie sagen, nicht dazu da, der Meinen Haß, sondern ihre Liebe zu teilen; nicht mehr. Muff allerdings findet sich durch diesen Vers an das „Kindlein, liebet euch untereinander" des Lieblingsjüngers Jesu erinnert. „Der große Heidenapostel", schreibt er, „feiert die Herrlichkeit und die Macht der Liebe in einem vollen Lobgesang. Beim Anblick der innigen Gemeinschaft, welche die ersten Christengemeinden verband, riefen die Heiden erstaunt: sehet, wie sie sich einander so lieb haben! Die Liebe ist die Betätigung des Glaubens, ist der Beweis für seine Wahrheit, sein Leben, seine Kraft: und zu dieser Liebe bekennt sich Sophokles". Nein, das tut er nicht, und die ganze Tirade paßt auf ihn wie die Faust aufs Auge. Ein Dichter von seinem Range bedarf, um als Schulschriftsteller empfohlen zu werden, des Heiligenscheins so wenig als der Entschuldigung seiner Schwächen und Schranken. Mögen unsere Schüler ihn sehen, wie er ist, und seine Tragödien lesen, wie sie lauten: das genügt.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Otto Pfleiderer, Die Entwickelung des Christentums. München 1907, J. F. Lehmann's Verlag. VIII u. 270 S. gr. 8. 4 *M*. geb. 5 *M*.

Den beiden Büchern „Religion und Religionen" und „Die Entstehung des Christentums" hat der gelehrte Verf. das dritte folgen lassen; sie bilden eine zusammenhängende Trilogie, die einen summarischen Überblick über das Ganze des religiösen Lebens der Menschheit von seinen primitiven Anfängen bis zur heutigen Entwickelungsstufe geben soll. Auch dieser Band ist aus den Vorträgen hervorgegangen, die Pfleiderer vor einer aus Studenten und Gästen zusammengesetzten Hörerschaft in der Berliner Universität gehalten hat. Der ungeheure Stoff erforderte eine weise Beschränkung. Die Erzählung der äußeren historischen Vorgänge mußte zurückstehen vor der Darstellung der treibenden Gedanken, durch die diese veranlaßt wurden. So hoffte der Verf. manchen unter den nicht theologischen Zeitgenossen zu einem besseren Verständnis der religiösen Dinge behilflich zu sein oder wenigstens die Anregung dazu zu geben, daß sie zur Ausfüllung der Lücken des hier Gebotenen zu größeren Werken greifen, unter denen er besonders die Bücher von Baur und Hase empfiehlt.

In der Einleitung beurteilt er die bisherigen Weisen der kirchengeschichtlichen Darstellungen. Der katholischen, optimistischen Geschichtschreibung, für welche die christliche Kirche eine von Anfang an gegebene göttliche Größe und Stiftung ist, ohne Entwickelung, ohne Umwandelung im Innern, ohne Auseinandergehen in Gegensätze, — der altprotestantischen, pessimistischen, für welche der Lauf der Geschichte im großen und ganzen nur ein Abfall ist von der im Neuen Testament geoffenbarten Wahrheit, — der rationalistischen, der die Kirchengeschichte ein Spiel von Irrtümern und Gewalt, ein Spiel menschlichen Meinens, Irrens und Fehlens ist, setzt Verf. die evolutionistische Geschichtsbetrachtung entgegen, die von Herder und Hegel in die Wissenschaft eingeführt, von Baur zuerst in der Darstellung der Kirchengeschichte zur Geltung gebracht ist. Nach diesen hervorragenden

Theologen ist das Christentum die Religion der Gottmenschheit, der Erhebung der Menschen zum Bewußtsein ihrer geistigen Einheit mit Gott und zur Freiheit in Gott. Wie diese allgemeine Geistesreligion im jüdischen Volke durch Jesus begründet, dann von den engen Schalen der jüdischen Volks- und Gesetzesreligion befreit, weiter durch Gegensätze hindurchgegangen und nach deren Lösung wieder neue Probleme geschaffen, die neue Kämpfe hervorriefen, wie so durch stetes Auseinandergehen in verschiedene Richtungen, deren jede für ihre Zeit eine relative Wahrheit und Berechtigung hatte, das Christentum das wirklich geworden ist, was es seiner Idee nach von Anfang an gewesen, dies darzustellen ist die Aufgabe der evolutionistischen Betrachtungsweise. Dadurch dient sie nur dem überaus wertvollen Zweck aller Geschichtserkenntnis, der eben darin besteht, daß wir die in der Vergangenheit liegenden Wurzeln unseres gegenwärtigen Lebens und Strebens zu verstehen und ihre nährende Kräfte zu bewahren vermögen, ohne sie doch zu Fesseln werden zu lassen für unsere freie Selbstbetätigung in der Gegenwart und für unser rastloses Streben nach den Idealen der Zukunft.

In großen Zügen zeigt uns der Verf., wie mit Paulus und Johannes das Evangelium aus den Schranken des Judentums befreit, durch philosophische Begründung zu der Weltreligion wurde, die der damaligen Zeit entsprach, wie dann die alexandrinischen Väter Klemens und Origenes an der Ausbildung der christlichen Lehre und Moral und der römische Lehrer Augustinus das Christentum zu einer fest organisierten Kirche ausgebildet hat nach dem Muster des römischen Staatswesens. Den Gedanken dieses Mannes ist der Verf. mit besonderer Liebe nachgegangen; ist doch von ihm die tief religiöse Auffassung des Christentums, als der den Willen von Sünde und Schuld, von Unfreiheit und Unseligkeit erlösenden und verzeihenden Gnade ausgegangen; aber er ist es auch gewesen, der die Gnade an die äußerlichen Kirchenmittel und Kichenmittler gebunden hat. In seiner Brust waren noch die zwei Welten, die später so weit auseinander gingen und heute noch die Völker trennen, friedlich beisammen, die kirchliche Gebundenheit und Äußerlichkeit des Katholizismus und die persönliche Innerlichkeit und Freiheit des Protestantismus. — Weiter folgt die Darstellung der mittelalterlichen Kirche mit ihrem Drange nach Weltentsagung und Askese, mit ihrem maßlosen Streben nach weltlichem Glanze und weltlicher Herrschaft. Wir bedauern, daß in dieser großartigen Schilderung der Verf. es unterlassen hat, die Bedeutung der Kreuzzüge für die Hebung des Glanzes der Papstherrschaft und für ihren endlichen Niedergang zu behandeln, haben doch gerade Hegel in seiner Geschichtsphilosophie und Baur in der Kirchengeschichte durch das Eingehen auf die innersten Motive den Aufgang und Niedergang dieser dem Geiste des reinen Christentums fremden, wahnsinnigen

Bewegung so ergreifend zu charakterisieren verstanden. — Die erste Vorbedingung der gelingenden Reformation hat die Renaissance gebildet, ihr widmet der Verf. eine freundliche Schilderung; als Zweites kam dazu die Konzentrierung des religiösen Strebens in einem durchschlagenden und allgemein verständlichen religiösen Gedanken, wie er nur in einer Persönlichkeit von solch tiefer Religiosität und zugleich von so allgemeiner Volkstümlichkeit möglich war, wie sie eben in der Person Luthers entstanden ist. Luthers Schriften aus den Jahren 1520—23 sind die Marksteine der neuen Zeit, der echte Ausdruck des protestantischen Geistes, in dem die Renaissance, das Erwachen der Menschen zu modernem Persönlichkeitsbewußtsein, zur religiösen Betätigung gekommen ist. Dieselbe Sache betrieben Zwingli und Calvin; ihnen beiden ruft Verf. tiefgehende Worte nach.

Aber der Protestantismus nahm noch viele mittelalterlichen Vorstellungen mit hinüber. Dieser Widerspruch rächte sich furchtbar in den gewaltigen inneren und äußeren Kämpfen im 16. und 17. Jahrhundert. Dann folgte die Zeit der Aufklärung, die mit allen kirchlichen Dogmen brach, aber auch die religiöse und sittliche Tiefe des Christentums nicht begriff. Dieser einseitig verstandesgemäßen Richtung trat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine zweite Renaissance gegenüber, die in den großen Geistern jener Zeit, in Herder, Goethe, Schiller, Kant, Schleiermacher, Fichte, Hegel verkörpert war. Alle diese Männer, auch wo sie von der Kirche sich völlig fernhielten, standen mit ihrem hohen Menschheitsideal auf dem Boden des Christentums und arbeiteten an seiner Entwickelung mit. Die Schilderung der neuen kirchlichen Wissenschaft, der an diese sich anschließenden kirchlich-politischen Reaktion und ihre Kämpfe bilden den Abschluß des Buches.

Verf. sieht nicht ohne frohe Hoffnung in die weitere Zukunft. Die Männer der christlich-sozialen Bestrebungen für Volksbildung, Volkserziehung, Verständigung und Versöhnung der sozialen Klassen untereinander, kurz für Verchristlichung des ganzen Volkslebens und Verweltlichung des Christentums im Sinne Rothes beginnen neuestens auch theoretisch die Scheuleder des engen Dogmatismus der Schultheologie abzuschütteln und mit freiem Blick auf dem weltlichen Gebiete der allgemeinen, vergleichenden Religionswissenschaft sich umzusehn, eine Wendung von unabsehbarer Tragweite.

So sei denn dies Buch, das wie die beiden voraufgegangenen Teile durch den Geist des Freimutes und der strengen Wissenschaft, durch das Geschick in der Auswahl des Stoffes und durch die glänzende Form der Darstellung ausgezeichnet ist, den Kollegen bestens empfohlen.

Papier und Druck gefallen sehr.

Stettin. Anton Jonas.

H. Marx und H. Tenter, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. III. Teil. Mit zwei Abbildungen. Leipzig u. Frankfurt a./M. 1907, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer.) VII u. 325 S. 8. geb. 2,75 ℳ.

Schon die Überschrift, „Stufe der christlichen Welt- und Lebensanschauung", die von den Verfassern diesem Teile ihres Hilfsbuches gegeben worden ist, zeigt, worauf es ihnen in erster Linie ankommt. Sie wollen nicht eine Masse Einzelkenntnisse darbieten, sondern den Schülern, was ja das höchste Ziel für die gesamte Lehrtätigkeit ist, eine bestimmte Welt- und Lebensanschauung vermitteln.

Dazu haben sie m. E. auch den richtigen Weg eingeschlagen. Vielleicht hätten sie ihr Ziel noch sicherer erreicht, wenn sie sich im Umfange des Stoffes, wenigstens in der Kirchengeschichte, etwas mehr Beschränkung auferlegt hätten. Es ist zwar durchaus wünschenswert, auf die religiöse Entwickelung des antiken Heidentums und der griechischen Philosophie, die Geschichte der christlichen Liebestätigkeit und der neueren Philosophie sowie auf die gewaltigen Triumphe der Naturwissenschaften etwas genauer einzugehen, als es in den meisten Lehrbüchern geschieht, doch werden z. B. die volkstümlichen Religionen der alten Kulturwelt (S. 60), die christliche Sittlichkeit (§ 39), die katholische Charitas (S. 224) kürzer behandelt werden müssen. Der 3. Hauptteil, die evangelische Glaubens- und Sittenlehre, könnte m. E. ganz fehlen, ohne daß der Wert des Buches herabgesetzt würde. Die Lektüre der neutestamentlichen Schriften und der Augsburgischen Konfession sowie die Kirchengeschichte bieten reichlich Gelegenheit, um das Wissenswerteste aus diesem Gebiete durchzunehmen. Diesen Standpunkt vertreten die Lehrpläne mit vollem Recht. — Die Verfasser stehen auf dem Boden einer maßvollen Kritik und haben die gesicherten Ergebnisse der neueren Forschung zugrunde gelegt. Das erkennt man aus den klaren und bestimmten Ausführungen über die Entstehung des Kanons (§ 28), über das 4. Evangelium (S. 38 ff.), aus ihrer Auffassung des Sakramentswesens (S. 82), der Lehre von der jungfräulichen Geburt Christi (S. 91), des Trinitätsdogmas (S. 93—94) usw. Recht erfreuliche Klarheit und Unbefangenheit des Urteils zeigt z. B. die Charakterisierung Julians (S. 75), die treffenden Bemerkungen über das mönchische und evangelische Frömmigkeitsideal (S. 121—122) und die Mißstände bei der evangelischen Liebestätigkeit (S. 242), ganz besonders aber der Abschnitt über die unvollständige Durchführung der reformatorischen Grundsätze (S. 164 ff.). Wenn es hier heißt, daß die Reformatoren „uns kein fossiles Erbe, keine Summe unantastbarer Lehren" hinterlassen haben, sondern „ein lebendiges Prinzip", so sehen wir gerade hier, wie meisterhaft es die Verfasser verstanden haben, immer den Kern der Sache hervorzuheben. Man vergleiche auch ihr Urteil über den Einfluß

der Philosophie auf Halbgebildete und Ungebildete (S. 58), über „das verhängnisvolle Erbteil der hellenischen Philosophie" (S. 85), über den Charakter des Germanen und Romanen (S. 145), die Übertreibung und Entstellung des Materialprinzips (S. 168) usw., und man wird zugeben müssen, daß die Verfasser den umfangreichen Stoff philosophisch verarbeitet und die treibenden religiösen Kräfte vortrefflich herausgestellt haben. Und wenn sie die Hoffnung aussprechen, dazu beizutragen, daß der Religionsunterricht „aus seiner Isolierung an der Peripherie des höheren Unterrichts" wieder in das Zentrum verpflanzt werde, so wird sich diese Hoffnung sicher erfüllen. Besonders die eingehende und sachgemäße Würdigung unserer klassischen Dichter und des Philosophen Kant in ihrer eminenten religiösen Bedeutung wird die Brücke bilden, durch welche die Verbindung zwischen nationalen, christlichen und allgemein menschlichen Ideen hergestellt wird. — In den Rahmen des Gesamtbildes, dessen Entwurf den Verfassern des Hilfsbuches ein glänzendes Zeugnis für ihre ernste und tiefe Auffassung des evangelischen Religionsunterrichtes ausstellt, fügen sich die beiden Illustrationen, Raffaels „Disputa" und Kaulbachs „Reformationszeit", harmonisch ein und sind wohl geeignet, den Schülern das Verständnis für den charakteristischen Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus zu erschließen. — Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die überall beigefügten Randnoten die Übersicht über den reichen Inhalt sehr erleichtern.

Möge das Buch weite Verbreitung finden und, was im vielgestaltigen Leben der Gegenwart sehr not tut, vielen dazu verhelfen, sich eine feste Welt- und Lebensanschauung auf Grund des Christentums zu erwerben.

Görlitz. A. Bienwald.

Kirchners Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Fünfte Auflage. Neubearbeitung von Carl Michaëlis. (Philosophische Bibliothek Band 67.) Leipzig 1907. Dürrsche Buchhandlung. V und 708 S. 8. 8 ℳ.

Der vierten Auflage des Kirchnerschen Wörterbuchs in der Neubearbeitung von Michaëlis, die wir an dieser Stelle im Jahre 1903 anzeigen durften, ist die fünfte bereits jetzt gefolgt. Die Umarbeitung eines weit verbreiteten Buches ist, selbst wenn die fachmännische Kritik sich einstimmig einverstanden erklärt, niemals für den weiteren Erfolg ganz ungefährlich; denn es ist überaus schwer deutlich auszusprechen, welche Bedürfnisse eigentlich die unbestimmte Masse, die man als Publikum bezeichnet, den für sie berechneten Arbeiten entgegenbringt. Von diesem Standpunkt aus muß die Tatsache, daß dem vorliegenden Buch der Erfolg auch in der Neubearbeitung treu blieb, als eine bedeutsame bezeichnet werden. Die philosophische Bewegung, die wir

in deutschen Landen seit einigen Jahren beobachten können, muß an Breite sowohl wie an Tiefe zugenommen haben; denn, was Kirchner ursprünglich bot, war doch nur ein seichter Aufguß, während man jetzt statt dessen ein solide gearbeites, zuverlässiges Buch vor sich hat, das zwar billigen Ansprüchen an Verständlichkeit in seiner klaren Darstellung vollauf entspricht, aber doch dem Leser wissenschaftliches Interesse und ernstes Nachdenken zutraut. Die Umarbeitung in diesem Sinne hat also den Beifall des Publikums gefunden. Man sieht deutlich, daß wäßrige populäre Darbietungen oder eine gewisse agitatorische Literatur das Streben nach gründlicher Belehrung nicht erstickt haben.

Die neue Auflage ist um etwa 120 Seiten gegen die vorhergehende angewachsen. Einige wertlose Artikel Kirchnerscher Provenienz wurden gestrichen, viele Einzelheiten wurden gebessert, der Ausdruck geprüft und geschärft, die Disposition der Artikel geklärt, einige zum Teil erheblich vervollständigt, ganz neue hinzugefügt. Zu rühmen ist dabei das Bestreben, auch die neuesten Anschauungen zu Wort kommen zu lassen, wobei sich eine seltene Universalität der Kenntnisse des Bearbeiters auftut. Ein glücklicher Gedanke war es, entscheidende Formulierungen in der originellen Fassung einzuflechten; denn die Trockenheit, die lexikographischer Darstellung immer anhaften muß, wird dadurch in willkommener und anregender Weise unterbrochen. Zu wünschen wäre dabei, daß nicht nur die Antike, sondern auch die moderne Philosophie zu Wort käme, die, abgesehen von Kant, hierin etwas zurücktritt. Zu wünschen wäre ferner, daß die fremdsprachlichen Zitate, zumal die griechischen, sämtlich übersetzt würden; denn die weiten Kreise, in die das Buch gelangt, sind im allgemeinen des Griechischen unkundig. Und wieviel Gymnasialabiturienten übersetzen eine Stelle aus Plato und Aristoteles mühelos? Graeca non leguntur. Auch äußerlich zeigt sich das Bestreben nach größerer Wissenschaftlichkeit in der philologisch genauen Angabe der meisten Zitate. Besonders dem Fachmann, der das Buch zu rascher Orientierung in die Hand nimmt, wird damit gedient sein, wie auch dem Studenten, der wissenschaftliche Philosophie nach den Originalen treiben will. Die kurzen etymologischen Hinweise bei den Fremdwörtern werden wieder manchem Leser aus dem breiten Publikum willkommen sein, doch wäre hierin noch größere Gleichmäßigkeit zu wünschen.

Es versteht sich von selbst, daß dem unermeßlichen Stoff gegenüber nicht alle Wünsche befriedigt werden können. Dankenswert ist z. B. der neue Artikel „Aristotelismus“, aber dann wünscht man auch einen über „Hegelianismus“. Auch die Zeittafel könnte hie und da verbessert und um die Namen der bedeutenden philosophischen Historiker unserer Tage vermehrt werden. In der Literatur ist noch manches Veraltete zu streichen

und manches Neue hinzuzufügen. Einigen wichtigen Artikeln, wie dem genannten über „Aristolelismus“ fehlen Literaturangaben fast ganz. Endlich kann man einem Rezensenten der vierten Auflage, der empfahl, die Kirchnerschen Artikel anthropologischen Inhalts zu streichen, im Grunde nur beipflichten. Es ist zwar entsprechend dem am Eingang dieses Referats ausgesprochenen Gesichtspunkt nicht leicht zu entscheiden, ob nicht im Publikum ein stärkeres Interesse an solchen Auseinandersetzungen über Vorzüge, Mängel oder Typen der Menschen vorhanden ist, als der Wissenschafter anzunehmen geneigt ist, aber es kann doch nicht geleugnet werden, daß der sonstige, wissenschaftiche Charakter des Wörterbuchs von dem popularisierenden Ton dieser Artikel absticht.

Solche Einwendungen sind gegenüber dem Wert der umfangreichen Arbeit belanglos. Es ist nur zu wünschen, daß sie von einem frischen, wissenschaftlich-philosophischen Zeitgeist getragen sich weitere und weitere Kreise erobern möge.

Berlin. Ernst Goldbeck.

Johannes Haußmann, Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder. Leipzig 1907, Buchhandlung Gustav Fock. X u. 114 S. gr. 8. 2,50 ℳ.

Untersuchungen über die Sprache und den Stil unserer Klassiker dürfen stets auf liebevolle Aufnahme im Kreise des Gymnasiums rechnen. Diese Klassiker und ganz besonders die Klassiker des 18. Jahrhunderts sind ja Urheber und Förderer des Schönen in unserer Vatersprache gewesen. Sie haben zu ihrer Zeit neuschaffend und neubildend das Deutsche zu ungeahnten Höhen geführt. Die Besten des 19. Jahrhunderts sind ihnen nacheifernd gefolgt. Das anbrechende 20. Jahrhundert wird sie gewiß nicht verlassen.

Herder nimmt unter den Klassikern der deutschen Sprache eine besondere Stellung ein. Tiefer und anhaltender als Lessing und die Dichter Weimars beschäftigte ihn die Frage nach dem Wesen der Sprache und nach der Sprachentwicklung. Was er hier gedacht und gesehen hatte, ward für seinen schriftstellerischen Stil zum Segen. Er erregte unter seinen Zeitgenossen ungeheures Aufsehen. Goethe und viele Geringere fühlten durch Herders Redeweise ihr eigenes sprachliches Können befreit und in neue Bahnen gelenkt.

Die — ursprünglich als Leipziger Dissertation gedruckte — Arbeit Haußmanns führt uns zu den Sprachgebilden des jungen Herder. Es war berechtigt, Herders Jugendsprache gesondert zu betrachten. Die Sprache des Mannesalters bedarf bei Herder einer selbständigen Untersuchung. Die Sprache seines Alters muß wiederum für sich betrachtet werden.

Das Untersuchungsmaterial, das Haußmann uns vorlegt, ist

inhaltlich interessant; die Art der philologischen Behandlung und der psychologischen Deutung nirgends langweilig. Vor allem: Haußmann hat es fast immer verstanden, nur das hervorzuheben, was wirklich Herders Eigenart kennzeichnet. Seine Leser werden ihm dafür Dank wissen.

Die wichtigsten Sprachmittel Herders seien in kurzer Andeutung genannt: Belebung der Wortvorstellungen durch plastisch gebildete Komposita. Transitiver Gebrauch von Intransitiven. Stoffbeseelung durch geschickt geformte Reflexiva. Ungenierte Anwendung der Konjunktivformen. Energische Umgestaltung der Hilfsverbkonstruktion und Wiedereinführung veraltender Verbformen. Plastische Einsetzung des Dativs anstelle präpositioneller Verbindungen. Bildung neuer Adjektiva durch Zusammensetzung. Verallgemeinerung der Worte durch Auslassen, Individualisierung durch Hinzusetzen des Artikels. Ausdrucksvolle Verwendung von Präpositionen.

Charakteristisch für Herders Stil ist die Vorliebe für beigeordnete Sätze und der Haß gegen die Periode. Charakteristisch auch der stets verständliche, aber nicht immer grammatisch richtige Gebrauch von Partizipialkonstruktionen. Charakteristisch das plötzliche Abbrechen der Sätze, der Einschub persönlicher Gedanken, Hinweisungen und Interjektionen, der Gebrauch von rhetorischen Figuren, von Inversionen, von außergewöhnlichen Wortstellungen. — Herders Sprache erscheint in der Darstellung Haußmanns als die Sprache dessen, der charakterisieren und lebhafte Vorstellungen erzeugen, der den Leser ganz in seinen Bann zwingen und ihn mit sich fortführen will. Das war der große Fortschritt über die Sprache des Rationalismus, der alles getan zu haben glaubte, wenn er deutlich, vernünftig und regelgerecht redete.

Bei der sonst erfreulichen Beschaffenheit der Arbeit Haußmanns bedauere ich lebhaft feststellen zu müssen, daß ein Aufsatz Suphans[1]) ohne hinreichende Anführung stark benutzt worden ist, von unbedeutenden Herübernahmen aus einer anderen Schrift[2]) zu schweigen.

Glasgow. Günther Jacoby.

Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von E. M. Hamann, Fünfte vollständig neu bearbeitete Auflage (15.—20. Tausend). Freiburg im Breisgau 1907, Herdersche Verlagshandlung. 319 S. gr. 8. 2,70 (geb. 3,40) *M*.

Das Werk ist eine verkürzte Bearbeitung der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von G. Brugier und erscheint hier

---

[1]) S. Zeitschrift für deutsche Philologie IV S. 165 ff. (1875).

[2]) Längin, Die Sprache des jungen Herder. Diss. Tauberbischofsheim 1891.

in vollständiger Umarbeitung und erheblicher Erweiterung. Worauf sich diese bezieht, kann ich nicht beurteilen, da mir die 4. Auflage unbekannt ist. Verf. bemerkt in dem Vorwort, daß sie eine recht erkleckliche Zahl von Fehlern beseitigt habe. Aber sie hat dabei nicht wenige übersehen und manchen schiefen und unklaren Ausdruck stehen lassen.

Ich will nur einiges anführen. Gleich in § 1 wird behauptet, die Vorfahren der jetzigen Dänen, Isländer, Schweden und Norweger hätten in deutscher Zunge geredet; S. 2 die erste Lautverschiebung habe die neun stummen Konsonanten getroffen, die zweite aber „auf die Vokale gezielt". S. 17 steht das alte Mißverständnis, im Alexanderlied werde dem Helden zuletzt „vergeben". S. 35: Wirnt ist der Held in Konrads von Würzburg bedeutsamer Legende „Engelhart und der Welt Lohn". S. 45 ist von einem Ritterschlage deutscher Ritter die Rede. Ebenda werden die Stollen der Strophen Aufgesänge genannt. Das Falkenlied S. 47 ist fehlerhaft zitiert. S. 51 heißt es: als Gregor über Friedrich den Bann aussprach, schrieb Walther einige niedergedrückte politische Sprüche „gegen die ungnädigen Briefe von Rom". Luthers Bibelübersetzung zuerst vollständig gedruckt 1532 (S. 67). Ähnliche Fehler und Irrtümer fehlen auch im nhd. Teile nicht, wie daß Gretchen nicht nur im „Faust", sondern auch als Klärchen im „Götz" vorkomme, daß sich „Der König in Thule", „Das Veilchen" und „Heideröslein" auf Lilli Schönemann beziehe u. v. a.

Zahllos sind, besonders in der Darstellung der älteren Zeit, die schiefen und halbrichtigen Ausdrücke und Wendungen, welche beweisen, daß die Verf. nicht aus eigner Anschauung und an der einzigen Quelle geschöpft hat. Gerade in einem Schulbuch kann man in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein. Es würde zu weit führen, das hier mit Beispielen zu belegen.

Mancherlei Wichtiges wie eine Charakteristik der Ritter und der höfischen Poesie, der mhd. Sprache wie der nhd. Schriftsprache fehlt.

Die Verf. beurteilt alles vom Standpunkt des gläubigen Katholiken, beruft sich auch bisweilen auf ultramontane Urteile. Dabei ist sie jedoch bemüht gewesen, auch Gegnern gerecht zu werden wie Luther. Bisweilen freilich, wie bei Walther v. d. Vogelweide, gerät dabei ihre Darstellung ins Schwanken. Die Zeit von 1500—1618 ist ihr die Periode der Verwilderung der deutschen Dichtung; was sie dann aber aus ihr hervorhebt, das geistliche Lied, das Volkslied, den Schwank, das Fastnachtspiel u. a., das will dazu schlecht passen. Sachs freilich beurteilt sie auffallend ungünstig. Sie nennt ihn Schusterpoet und bringt den unklaren Satz zustande: „Seine Kampfesart beweist, daß er Luthers Lehre von jeher (?) einseitig beurteilt hatte und dadurch (?) aus einem fromm gläubigen Katholiken ein begeisterter Partei-

gänger Luthers geworden war". Also nicht aus ehrlicher Überzeugung, sondern aus einseitiger (?) Beurteilung! Nachdem auf S. 70 gesagt oder zitiert ist: „er dichtete alles und erdichtete nichts", muß sie S. 71 anerkennen: „Künstlerisch hervorragend war Hans Sachs in der eigentlichen (?) Erzählung und besonders (!) im Schwank. Zu beiden (!) Gattungen holte er die Stoffe aus dem täglichen Leben und häuslichen Treiben seiner vielgeliebten Vaterstadt" etc. Daß „seine Derbheit bisweilen von Schmutz unterlaufen ist" — das ist eine der Wunderlichkeiten im Ausdruck, denen wir recht oft begegnen.

Nach den hier mitgeteilten Proben wird man Bedenken tragen, das Buch Schülern in die Hand zu geben. Wenn der Lehrer Fachmann ist, d. h. auf Grund eigener Kenntnis der Literatur (nicht einer Literaturgeschichte) mit den Schülern arbeitet, wird er Veranlassung haben, überall Einspruch zu erheben und zurechtzurücken; und das ist doch unerfreulich. Zur „Selbstbelehrung" aber? — Das könnte doch sehr üble Folgen haben, da das Buch zur eignen Kenntnisnahme der Dichterwerke selbst nirgends Anleitung gibt.

Friedenau b. Berlin. Karl Kinzel.

---

1) M. Wolff, Shakespeare. Erster Band. München 1907, C. H. Beck. 477 S. 8. Geb. 6 *M*.

Der bekannte Shakespeareforscher Conrad sprach einmal das Wort aus, daß, dächten wir Shakespeare aus unserer Seele hinweg, es nicht anders wäre, als wenn wir Goethe daraus hinwegdenken wollten. So sehr sind wir gewohnt, Shakespeare besonders seit Schlegels meisterhafter Übersetzung zu den Unseren zu zählen, so tief sind seine Werke in das Bewußtsein des deutschen Volkes gedrungen. Deswegen wird auch jeder Versuch, das Leben und die Werke des Meisters in neuer Beleuchtung zu zeigen, immer wieder Leser finden. Die vorliegende Biographie stellt sich schon äußerlich als ein Seitenstück von Bielschowskys Goethe und Bergers Schiller dar, aber auch nach Inhalt und Darstellung darf sie sich kecklich neben diese beiden Werke stellen. Der erste Band, der bis jetzt vorliegt, führt uns durch Shakespeares Leben und Dichtungen bis zu den späteren Historien und schließt mit einem Ausblick auf diejenigen Tragödien, in denen sich Shakespeares Meisterschaft auf ihrer Höhe zeigt. Neues aus dem Leben des Dichters will und kann der Verfasser nicht bringen. Aber er hat das vorhandene Material fleißig verwertet und verarbeitet; manches freilich beruht, der Natur des Stoffes entsprechend, wie der Verfasser selbst sagt, mehr auf Vermutung und Kombination als auf sicheren Beweisen. Vortrefflich werden die äußeren Lebensschicksale des Dichters in dem genannten Zeitraum, sein Werden, die Einwirkung von Zeit und Umgebung auf seine Wandelungen, diese Zeit und Umgebung

selbst, z. B. das alte London, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Zustände des Theaters und des Schauspielerstandes, Shakespeares Verhältnis zu den zeitgenössischen Dichtern, dargestellt, Aber nach Ausdehnung und Bedeutung überwiegt doch die Betrachtung der Werke vor dem Biographischen. Und diese Besprechungen der Werke und ihrer Zusammenhänge, in denen der Verfasser vielfach eigene Wege einschlägt, verdienen alles Lob, und jeder wird sich in sie mit Genuß und Nutzen vertiefen. Ich verweise besonders auf die Analysen von „Romeo und Julia" und „Richard III." als besonders ansprechend. Den Baconmythus tut er auf kaum mehr als einer Seite ab (S. 148); er ist ihm eine der größten Torheiten des vorigen Jahrhunderts. Hingewiesen sei noch auf die inhaltreichen Anmerkungen am Schluß des Bandes mit ihren sehr dankenswerten literarischen Nachweisen und das dem Titelblatt vorangestellte Shakespeareporträt, eine Nachbildung des Droeshoutporträts in der Shakespeare Memorial Gallery in Stratford.

2) Goethes Werke. Herausgegeben von K. Heinemann. Leipzig, Bibliographisches Institut, o. J. Sechsundzwanzigster und neunundzwanzigster Band. 485 u. 483 S. 8. Der Band geb. 2 M.

Der sechsundzwanzigste Band, wie der fünfundzwanzigste von G. Ellinger besorgt, bildet die Fortsetzung des fünfundzwanzigsten und bringt den zweiten Teil der „Aufsätze über Theater und Literatur", und zwar die „Mitteilungen" aus dem „dritten bis sechsten Band der Zeitschrift „Über Kunst und Altertum", dann Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften aus den Jahren 1820—1830, Ankündigungen und Geleitworte aus den Jahren 1813—1830, Aufsätze aus dem Nachlaß (darunter eine Besprechung von Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes), zuletzt noch einige Aufsätze als Nachtrag. Die Einleitung zum fünfundzwanzigsten Band, auf deren Inhalt wir bei Besprechung dieses Bandes hinwiesen, gilt auch für den sechsundzwanzigsten Band.

Der neunundzwanzigste Band, besorgt von Wilhelm Bölsche, eröffnet eine Auswahl aus Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. Von den zwei so scharf gesonderten Abteilungen nämlich, in welche Goethes naturwissenschaftliche Schriften zerfallen, will der Herausgeber die physikalischen (Farbenlehre; Meteorologie; allgemeine Fragmente zur Physik) beiseite lassen, um die zweite Gruppe, die Schriften zur organischen Morphologie, die für unsere Zeit noch hochbedeutsam sind, ferner die Schriften zur Geologie und zur allgemeinen Naturwissenschaft, in ihrer ganzen Größe vorzuführen. Der Band wird eröffnet durch eine glänzend geschriebene Einleitung, wie man sie aus der Feder Wilhelm Bölsches nicht anders erwartete. Bölsche schätzt Goethe als Naturforscher sehr hoch ein. „So einzig Goethe als Dichter für uns ist, so kommt er uns in dem Moment, da er sich mit seiner ganzen

Kraft auch der Naturforschung zuwendet, doch noch einmal ein Stück näher: wir sehen ihn Jahre vor Ausgang seines 18. Säkulums schon angestrahlt vom ganzen Morgenrot des 19., das sich mit solcher Sicherheit selbst als Jahrhundert der Naturwissenschaft bezeichnet hat. Sind seine Dichtungen uns nie alt geworden, so sind seine naturwissenschaftlichen Schriften für uns doch noch in einer besonderen Weise jung und frisch" (S. 9); sind es doch die Biologen, Geologen und Physiker, die, wie Bölsche weiter ausführt, Goethe immer wieder für sich reklamieren. Und nun folgt ein historischer Überblick über Goethes naturwissenschaftliche Studien und Schriften nach der angegebenen Richtung.

Sehr wertvoll sind am Schluß auch dieser beiden Bände wieder die Anmerkungen mit ihrer Fülle literarischer Nachweise und Erweiteruugen für alle diejenigen, die über die in den Bänden enthaltenen Schriften noch eingehendere Studien machen wollen.

3) J. W. Nagl und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Wien, Carl Fromme. Dreiundzwanzigste bis neunundzwanzigste Lieferung. S. 241—576. 8. Die Lieferung 1 *M.*

Wir werden in diesen Lieferungen bekannt gemacht mit der deutschen Volksdichtung in Westungarn, ihrem Reichtum an Zauberglauben und Märchen und ihren Volksschauspielen. Dann erfährt die josefinische Aufklärung mit ihren Licht- und Schattenseiten eine unparteiische Würdigung. Die Verfasser behandeln die Durchdringung der Poesie durch die Barock- und Rokokokunst und ihre Verjüngung durch einen volkstümlichen Einschlag, die mit schulmäßigen Absichten betriebenen Anfänge der Volks- und Jugendliteratur, die Publizistik, die Poesie der josefinischen Ära und ihre wichtigsten Erscheinungen, die Travestie (Blumauer!), die Ritterepopöe (Alxinger!), die beide entstanden unter der Einwirkung Bürgers und Wielands und der vorhandenen Formen altösterreichischen Humors und der Neigung zu heimischer Vergangenheit, die Verbreitung der Aufklärung in den Kronländern der Monarchie, die, wenn auch Wien tonangebend war, doch in der Kunst- wie in der Volksdichtung ihre durch geographische und ethnographische Verhältnisse begründeten Besonderheiten behaupteten. Dann schildern die Herausgeber den Ausgang des Josefinismus und den Übergang in die vormärzliche Zeit, das reiche theatralische Leben Alt-Wiens, und zwar die stete Wechselwirkung zwischen Kunst- und Volkspoesie, deren klassischen Ausdruck Grillparzer und Raimund bilden, insbesondere die grotesken Schöpfungen der Volkspoesie mit ihren drolligen Späßen, die Feenmärchen, Zauberopern, Ritterpossen, Parodien, Lokalpossen, die so treffend die Sitten und Anschauungen der breiten Schichten des Wiener Bürgertums widerspiegelten. Das letzte Heft beginnt noch

mit der Schilderung der vormärzlichen Literaturblüte und des Überganges in die neuere Zeit, der Charakterisierung des genialen Raimund und seines Antipoden Nestroy, ihrer Zeitgenossen und Nachfolger. Zahlreiche Abbildungen (Porträts, Abbildungen von Denkmälern, Gebäuden, Darstellungen von Bühnenrollen usw.) sind auch diesen Lieferungen beigegeben.

Offenburg (Baden). L. Zürn.

Richard Kunze, Die Germanen in der antiken Literatur. II. Teil: Griechische Literatur. Mit einer Karte von Altgermanien. Leipzig G. Freytag, Wien, F. Tempsky 1907. 128 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Dem im Jahrgange 1905 dieser Zeitschrift S. 651 angezeigten ersten Teile ist nach einem Jahre der zweite gefolgt, der Abschnitte aus griechischen Schriftstellern enthält und nach denselben Grundsätzen bearbeitet ist. Herangezogen sind: Strabo, Josephus, Plutarchus, Appianus, Cassius Dio, Herodianus, Julianus, Libanius, Zosimus, Procopius, Agathias. Der Inhalt der einzelnen Stücke ist von etwas ungleichem Werte. Am wichtigsten dürften zunächst einige sein, die zur Ergänzung und Erläuterung der Tacituslektüre dienen können, wie der Triumphzug des Germanicus (Strabo), das Verhalten der Germanischen Leibwache bei der Ermordung des Caligula (Josephus), Kämpfe und Tod des Drusus (Dio), die Schlacht im Teutoburger Walde (derselbe), ferner aus früherer Zeit die Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen (Plutarchus) oder aus späterer die Alemannenschlacht (Libanius) und verschiedene Szenen aus den Gotenkriegen, besonders Alarichs Erziehung, Eroberung Roms durch Totila, Tejas' Tod (sämtlich aus Procopius).

Zur Klassenlektüre eignet sich nur der Abschnitt aus Plutarchs Marius über die Cimbern und Teutonen, dieser aber in hervorragender Weise. Denn es ist ohne Zweifel zu bedauern, daß im allgemeinen unsere Schüler von Plutarch nichts Zusammenhängendes zu lesen bekommen und ihnen daher dessen Name ein leerer Schall bleibt. Ich will es zwar nicht als Ideal hinstellen, daß wir als Schüler in der Klasse, die der jetzigen Obersekunda entspricht, ein ganzes Jahr lang nur Plutarch gelesen haben, noch dazu Philopoemen und Flamininus, aber seine Lektüre bietet doch vielerlei Anregung. Aus diesem Grunde hat ja auch Wilamowitz einige Stücke aus ihm in den ersten Teil seines Lesebuchs aufgenommen. Ein Versuch mit den oben genannten Kapiteln aus dem Leben des Marius würde sich immerhin lohnen, etwa am Schlusse der Obersekunda oder am Anfange der Unterprima.

Die übrigen Abschnitte können einerseits zu Übungen im schriftlichen Übersetzen ins Deutsche oder zum Stegreifübersetzen, anderseits zur Privatlektüre verwendet werden. Für die letztere

freilich ist ein angemessener Kommentar fast noch notwendiger als beim ersten Teile.

Zwickau. Theodor Opitz.

---

1) Heinrich Wolf, Die Religion der alten Griechen. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 108 S. 8. 1,50 ℳ (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 41. Heft).

2) Heinrich Wolf, Die Religion der alten Römer. Mit einem Titelbild. Gütersloh 1907, C. Bertelsmann. 104 S. 8. 1,50 ℳ (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 42. Heft).

Diese beiden Hefte gehören eng zueinander, sie sind von demselben Verfasser nach denselben Grundsätzen bearbeitet. Sie ruhen auf neueren mythologischen Forschungen, besonders auf Useners Schriften, daneben auf Rohdes Psyche und manchen anderen. Aus diesen Werken sind gute ausführliche Zitate in den Text verwebt, leider nicht selten ohne Quellenangabe, so daß für den Lehrer, der nachprüfen will, die Benutzung unbequem ist. — Die Religion beider Völker wird nicht als etwas Fertiges dargestellt, sondern als Werdendes, das sich fortwährend verändert. Die Darstellung geht demnach aus von dem „Augenblicksgott" der ältesten Zeit, wo z. B. der einzelne Blitz als Gottheit verehrt wird; sie behandelt weiter den „Sondergott", der über ein begrenztes Lebensgebiet herrscht, und kommt erst dann zu den eigentlich persönlichen Göttern. Sie verfolgt dann die allmähliche Entwickelung der Vorstellung von den Göttern in der Volksreligion, in Mythus und Sage, in Kultus und Theologie. Sie bleibt aber beide Male nicht bei der Volksreligion stehen. In dem Heft über die griechische Religion behandeln die letzten 20 Seiten die religiösen Gedanken, welche die Philosophen aufgebracht haben; sie schließen mit dem Monotheismus des Posidonius (103 ff.) und Mark Aurels (105), überhaupt der Stoiker und ihrer Annäherung an das Christentum, die nach Usener so weit geht, daß der aufgeklärte Heide in den wesentlichsten Punkten sich so sehr in Übereinstimmung mit den Christen fühlte, daß er zu einem Glaubenswechsel keinen Grund sah (101). Die Darstellung der römischen Religion läuft auch in Philosophie und Christentum aus und bespricht in einem Schlußkapitel die Auseinandersetzung des Christentums mit den großen geistigen Mächten der damaligen Zeit, dem Judentum, der griechisch-römischen Religion, dem römischen Staat und der Philosophie; vorher kommen die orientalischen Kulte zur Besprechung, die in das Reich eindringen, als ältester der Kult der Magna Mater, dann das Judentum, der Isis-Kult und besonders ausführlich die Mithras-Religion, aus deren Kreis auch das Titelbild genommen ist, das bekannte Relief des Mithraeums, wo Mithras den Stier ersticht; endlich natürlich der Kaiserkult.

Die Hefte heben scharf und bestimmt die wesentlich verschiedene Art der Entwickelung in beiden Religionen hervor. Bei den Griechen entfaltet sich alles 'organisch', die vorhandenen Vorstellungen werden immer von neuem umgebildet, auf höhere Stufe gehoben, und dabei zeigt sich der durchgreifende Einfluß großer Geister, Homers, Hesiods, der Tragiker u. s. f., aber auch einzelner Geistesrichtungen, des Mysteriendienstes, der Orphiker u. a. Bei den Römern ist der Gang der Entwickelung anorganisch, die staatlichen Interessen bestimmen sie, man nimmt nach der Lage des Staates, also insbesondere seiner Notlage, immer neue Elemente von außen hinzu; das beginnt schon mit der allmählichen Gräzisierung der römischen Religion durch den Einfluß der Sibyllinischen Bücher.

Natürlich muß eine solche Darstellung beide Male einen ungeheuren Stoff verarbeiten, sie muß sich auf die größten Hauptsachen beschränken und erhält naturgemäß doch etwas Skizzenhaftes. Liest man die Hefte hintereinander, so hat man zunächst das Empfinden, daß der Stoff in dem zweiten Heft besser bewältigt ist; doch war es da auch leichter, teils weil aus der Darstellung der Religion der Griechen manches vorauszusetzen war, teils weil die Sache selbst einfacher ist. Bei den Griechen führte die Überfülle des Stoffes doch bisweilen zu gewaltsamer Zusammendrängung ausgedehnter Gedankengänge auf kurzen Raum. So, wenn 14 f. dargestellt wird, wie die Persönlichkeit des Gottes Apollo sich bildet, indem er eine große Anzahl von verwandten Gottheiten in seinen Machtbereich zieht, die schließlich alle in der einen Gestalt zusammenfließen, und zwar in drei Gruppen: die Übel abwehrenden Götter, die Heilgötter und die Lichtgötter. Das ist eine weitblickende Hypothese, die eine ausgedehntere Behandlung verlangt. Ebenso skizzenhaft ist der Abschnitt über mythologische Bilder und Motive (21 ff.), der viel Mythendeutung enthält, die dem nicht eigens darauf geschulten Jüngling nicht leicht eingeht. Auch vergleichende Hinweise auf germanische, römische, indische Mythen sind in ganz leichten Andeutungen eingestreut. Die Aufstellungen sind geistreich, aber zum Teil doch auch sehr kühn. Poseidons Dreizack ist „ursprünglich mit dem Donnerkeil identisch“, der sonst in der Hand des Zeus „zweiseitig“ ist (11). Deukalio ist „der kleine Zeus“, „das Zeusknäblein“, welches wie die Lichtgottheiten Perseus, Dionysos in einem Kasten oder Schifflein über das Meer kommt; eine Flutwelle trägt ihn in die Höhe (26). „Auch die Keule des Herakles ist die Blitzwaffe“ (32). Das scheint mir eine für Schüler zu kühne Kombinationstätigkeit.

Überhaupt: der Verfasser sagt ja, das meiste sei im Anschluß an seinen Unterricht entstanden und das eine mit Sekundanern, das andere mit Primanern in dieser oder ähnlicher Weise besprochen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob das im münd-

lichen Verkehr geschieht, oder ob der Schüler auf stille häusliche Lektüre angewiesen ist, bei der nicht jeden Augenblick eine Andeutung des Lehrers helfend eingreifen kann. Da wollen sie eine Darstellung in behaglicher Breite haben, nicht ein Gerippe, dem sie selbst erst Fleisch geben sollen. — Trotz dieser Bedenken scheide ich mit Dank von dem Verfasser der anregenden Hefte.

3) A. Chudzinski, Tod und Totenkultus bei den alten Griechen. Gütersloh 1907, C. Bertelsmann. 83 S. 8. 1 *M*. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 44. Heft.)

Dieses Heft der Gymnasial-Bibliothek berührt sich in manchen Punkten mit den besprochenen Arbeiten Wolfs, es bildet zu ihnen eine Ergänzung, zum Teil auch einen Gegensatz. An Tod und Grab knüpfen sich ja überall eine große Menge von religiösen Sitten und Anschauungen. Daher mußte denn auch von Chudzinski die griechische Religion in ihrer Entwickelung der Darstellung zugrunde gelegt werden. Daneben tritt hier sachgemäß vieles aus der Alltagsreligion, was Wolf unberücksichtigt läßt, da er teils überhaupt nur die großen Grundzüge bespricht, teils sehr bald übergeht in die höheren Regionen der Philosophie, der gereinigten religiösen Begriffe, worüber wir in der späteren Zeit die Volksreligion gar zu sehr aus den Augen verlieren. In seiner Darstellung der Entwickelung, die die griechische Religion durchgemacht hat, steht aber Chudzinski vielfach im Gegensatz zu Wolf. Während dieser mit den Augenblicksgöttern und Sondergöttern Useners beginnt, also mit den ersten Keimen griechischer Religion, steht für Chudzinski Homer am Anfang der Darstellung, nur gelegentlich verweist er auf frühere Zeiten, „da der Glaube des griechischen Volkes noch der reine Dämonenglaube war“ (S. 28), den er auch „den wüsten Dämonenglauben“ nennt (S. 35). Wichtiger sind andere Unterschiede. Bei Wolf ist es die Rolle der Philosophen, daß sie das Volk zu höheren, edleren religiösen Begriffen emporheben, wodurch sie dann in seiner Darstellung allmählich zu Trägern der ganzen weiteren Entwickelung werden. Bei Chudzinski sind die Philosophen die den Glauben Untergrabenden, ihre Tätigkeit führt „zur Unterwühlung des ganzen überkommenen Glaubens“ (S. 15). Als Höhepunkt griechischer Religiosität erscheint bei ihm die Zeit nach Homer, wo eine „religiöse Reform“ die Begriffe der Sündhaftigkeit, der Notwendigkeit der Buße, der Erlösungsbedürftigkeit einführt (S. 11 fg.), wo dann auch die Anschauung vom Leben im Jenseits eine edlere wird und endlich besonders Äschylus und Sophokles wirken, um „Trost und Beruhigung in das verzagende Herz zu flößen“, wo der Tod eine sittliche Macht wird, da im Jenseits Lohn und Strafe auf den Menschen wartet (S. 14). Und am Ende mündet bei Wolf die Darstellung in einen Monotheismus, der kaum das

Bedürfnis hat, zum Christentum überzutreten; bei Chudzinski kommen wir in eine „untergehende Welt“, „das sinkende Heidentum“, das „nochmals unter den Schutz derselben Philosophie flüchtet, die vor 500 Jahren begonnen hatte, ihm die Wurzeln abzugraben“ (S. 20), und das erst Hilfe beim Christentum findet. Diese Gegensätze sind teils Ausflüsse verschiedener Grundanschauungen über die Religion und die letzten Dinge, teils Ergänzungen, da im gewissen Sinne ja an beiden Wahres ist.

Diese großen Züge der Entwickelung der griechischen Religion bringt das 1. Kapitel. Das 2. behandelt die Vorstellungen vom Hades und dem Zustand der Seelen nach dem Tode, das 3. die Moira, die Todesgötter, die Mysterien, das 4. Tod und Bestattung, wobei S. 52 ausführlich die Gründe dargelegt werden, weshalb sich das Christentum gegen die Verbrennung sträubt, das 5. die Totenverehrung, Gräber und Friedhöfe, das 6. den zugehörigen Aberglauben, das 7. die Pflanzen, die man mit den Toten in Verbindung brachte. Je weiter wir fortschreiten, besonders vom 4. Kapitel an, tritt in der Darstellung die Rücksicht auf die im Laufe der Geschichte sich vollziehenden Änderungen zurück, wenn sie auch nicht ganz verschwindet. Der Verfasser bietet uns hier sehr sorgsame Kleinarbeit, eine Zusammenstellung unendlich vieler Einzelzüge, die alle auf das gewissenhafteste mit Zitaten belegt werden. Das ist ja in mancher Beziehung bequem und dankenswert, es erweckt auch wohl das Gefühl, daß man überall festen Grund unter den Füßen habe. Aber es hat doch auch seine Bedenken. Zunächst gehen die Belege zeitlich gar zu wirr durcheinander. So beruft sich Chudzinski S. 63 für das Begräbnis der Vaterlandsfeinde außer Landes auf Plutarch, Älian und hinterher auch Plato. Gelegentlich (z. B. S. 54) werden römische Sitten ohne weiteres unter die griechischen gemischt. Dabei erwähnt Chudzinski die Bemerkung Prellers in seiner Römischen Mythologie, die Gladiatorenspiele seien bis gegen das Ende der Republik stets in Verbindung mit Begräbnissen gegeben, seien also ein Rest alter Menschenopfer; er zitiert aber das Prellersche Werk noch aus der alten einbändigen Ausgabe, die doch seit 1881 verschwunden ist. Das Hellsehen der Sterbenden wird belegt aus Plato, Diodorus Siculus und Cicero, es fehlen aber seltsamerweise die bekannten Stellen aus der Ilias (S. 45). Eine so verbreitete Sitte, wie die Grabspenden von Milch und Honig bedarf doch nicht der Berufung auf so späte Schriftsteller wie Lucian und Pausanias (S. 59)! Mit andern Worten diese zahllosen Stellen sind zum Teil unkritischer Prunk. — Aber auch abgesehen davon, für solche Darstellungen, die doch bieten wollen, was man heute von diesen Sachen weiß, ist das mühselige Zusammensuchen solcher Einzelheiten weniger wichtig, als die Berücksichtigung dessen, was neuere Forscher und Denker daraus gemacht haben. In dieser Richtung ist nicht genug geschehen.

Nehmen wir nur ein einziges Beispiel, den Genius oder Dämon des Todes. Chudzinski berührt S. 8 Lessings Abhandlung als lediglich vom ästhetischen Gesichtspunkte ausgehend und S. 7 Schillers Götter Griechenlands: „Seine Fackel senkt der Genius". Er müßte heute hinzusetzen: Das ist eine ganz späte Vorstellung, die mit der eigentlich griechischen Religion nichts zu tun hat: „Der Hellene des 6. Jahrhunderts war überreich an dämonischen Verkörperungen des Todes . . . Nur von dem langweiligen 'Genius mit der umgekehrten Fackel', den Lessings Abhandlung auf unsere langweiligen Kirchhöfe gebracht hat, wußten sie freilich nichts; sie hätten auch nichts mit ihm anfangen können" (v. Wilamowitz, Griechische Tragödien III 79, Einleitung zu Euripides' Alkestis). Von der Gestalt des Thanatos handelt Chudzinski S. 34: nur Euripides habe diesen „Todesengel" auf die Bühne gebracht, er sei aber dem Volksempfinden fremd gewesen; er konnte aus Wilamowitz' Ausführungen S. 81 fg. ersehen, daß diese reine Personifikation für die Bühne von Phrynichus geschaffen ist, daß sie aber auch in dem Märchen oder der äsopischen Fabel vom Manne mit dem Reisigbündel vorkommt und in der Sage von Sisyphus, daß es kein „Engel" war, sondern eine burleske plebejische Gestalt. Dazu läßt er das Homerische Brüderpaar Thanatos und Hypnos unerwähnt; auch S. 63, wo er davon spricht, man habe geglaubt, „daß es dem Verstorbenen angenehmer sei, im Heimats- oder Freundesland inmitten derjenigen, die er kannte und liebte, zu ruhen, als in der Fremde". Ich führe ohne weiteren Zusatz an, was v. Wilamowitz S. 81 über die Zwillingsbrüder Schlaf und Tod sagt: „Dieser Glaube ist den Athenern sehr teuer gewesen, als der mythische Ausdruck dafür, daß die Seelen ihrer Braven doch den Frieden fänden, auch wenn ihre Gebeine auf fernen Küsten blichen oder auf dem Meeresgrunde moderten. Die athenische Malerei hat den Vorgang ergreifend dargestellt; manchmal setzen die hilfreichen Träger auch andere Leichen an dem Grabmale nieder als die von Kriegern; ihre Bildung ist verschieden; gern tragen sie selbst die Gestalt von Gewappneten, sozusagen Kameraden". Wozu haben eigentlich solche Leute geforscht?

4) **Edmund Lange, Sokrates.** Mit einem Titelbilde. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann. 72 S. 8. 1 ℳ. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann. 43. Heft.)

Lange, der früher in der Gymnasial-Bibliothek über Xenophon und Thukydides die Hefte 9 und 16 geliefert hat, war naturgemäß bei der Behandlung Xenophons auf Sokrates gekommen. Damals ist in einer Besprechung der Wunsch geäußert, „daß die Sammlung doch auch ein besonderes Heft über diesen edelsten Vertreter des Griechentums bringen möchte". Er ist gern darauf eingegangen, und nun liegt das Heft, später allerdings, als er

hoffte, vor. Der Gedanke war wohl berechtigt, seine Ausführung schwierig. Schon die Frage nach den zu benutzenden Quellen macht bekanntlich Not. Wie weit darf das Bild, das Xenophon von Sokrates entwirft, als echt gelten? Wie viel von Platons Darlegungen haben wir ein Recht auf den wirklichen Sokrates zu beziehen? Lange sucht aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, indem er sich an die Formel Schleiermachers hält: „Was kann Sokrates über das von Xenophon gegebene Bild hinaus noch gewesen sein, ohne daß ein direkter Widerspruch mit diesem sich ergibt, und was muß er gewesen sein, damit Platon sich berechtigt glauben konnte, ihn so einzuführen, wie er es getan hat?" (S. 10. 42). Die Lösung mag im allgemeinen richtig sein. Doch bleibt trotz ihrer noch vieles der Intuition überlassen, einem gewissen Gefühl, welches richtig leitet, welches aus der ganzen Vorstellung, die man sich von dem Manne bildet, eine Entscheidung über das einzelne fällt, welches sich auch sagt, was nach dem damaligen Stande der philosophischen Forschung möglich war. An sich muß man doch auch bei einem Philosophen, der so lange lebte und forschte, eine Entwickelung voraussetzen, und bei manchen Punkten wäre es vielleicht nicht aussichtslos, den jungen Sokrates von dem alten zu unterscheiden. Und Platon war der Dichter-Philosoph. Er hatte selbst in seiner Jugend Dramen gedichtet. Seine dichterische Ader konnte er auch in seinen Dialogen nicht unterdrücken. Die dramatischen Dichter aber legten ihren Personen Eigenschaften bei, die sie in der Überlieferung nicht hatten; sie ließen sie Gedanken aussprechen, die dem Dichter persönlich oder seiner Zeit angehörten, aber nicht der Zeit der Sage. Ich erinnere besonders an das, was Johannes Geffcken, Das Griechische Drama S. 112, darüber ausgeführt ist: „Noch immer ist seine (Sokrates') historische Gestalt nicht in das volle Licht gerückt. Wir verdanken das Platon, es ist seine schöne Schuld, daß er diesen einzigen Menschen zu einem Heros, dem nichts auf Erden unerforschbar war, umgeschaffen hat, zu einer Gestalt von unvergänglichem Leben". Ich vermisse diesen Gedanken bei Lange.

Eine weite Schwierigkeit war die pädagogische Behandlung des Stoffes. Lange betont schon in dem Vorwort und nochmals am Schluß S. 72, daß es „ohne allen Zweifel zu den Aufgaben jedes Jünglings gehört, der die oberen Klassen unserer höheren Schulen besucht, sich . . . in das Wesen und die philosophische Anschauungsweise dieses großen Atheners einzuleben". Unsere Schüler sind aber noch nicht philosophisch gebildet, sie sollen es erst werden. Es wäre nun eine schöne Aufgabe, Schülern an der Hand eines solchen Stoffes den Zugang zu philosophischem Verständnis zu eröffnen. Dazu gehörte aber mehr, als hier geschehen ist. Die Darstellung müßte sich nicht an das in der Geschichte der Philosophie Herkömmliche halten,

sie müßte sich auch nicht begnügen, die von den Griecheu gegebene Formulierung der Gedanken wieder zu geben. Sie müßte hineintauchen in die Gedankenwelt der Jugend und der Gegenwart, um dort Anknüpfungspunkte zu suchen, von denen Schüler zu philosophischem Verständnis kommen konnten. Was ist philosophisch, was unphilosophisch? (S. 41). „Ihre (der Ethik) systematische Ausbildung ist ja ohne metaphysische und psychologische Grundlegung ohnehin unmöglich“ (S. 56). „Alle anscheinend qualitative Verschiedenheit ist also im Grunde eine quantitative“ (S. 6 bei der Atomenlehre). Die Trugschlüsse Zenons „gehen auf gewisse Denkschwierigkeiten zurück, die uns freilich nicht mehr beträchtlich vorkommen“ (S. 4); auch dem Schüler nicht? Das sind nur wenige Beispiele, die zeigen sollen, daß eigentlich philosophische Bildung vorausgesetzt ist. Sie ließen sich leicht häufen. Ich kann darauf nicht weiter eingehen. In unserer unphilosophischen Zeit müssen ganz andere Mittel benutzt werden, um da Einsicht und Interesse zu wecken.

Die Darstellung ist gewandt und glatt. Auch sonst wird gelegentlich etwas als bekannt vorausgesetzt, was unbekannt ist, so S. 17 bei „jenen Nachbildungen von Syringen und Flöten tragenden Silenen, die wenn man sie öffnet, im Innern Götterbilder tragen“. „Bekanntlich“ steht S. 19 wie in Zeitungen, wo es bedeutet, daß man es **nicht** weiß. Ein endloser Satz von 15 Zeilen auf S. 23, die umständlich langweilige Einführung des Kapitels 16, ein Ausdruck wie „die Begründetheit“ S. 45 mußte vermieden werden. Komisch sächselnd hört sich S. 33 der Druckfehler an: „in der einzigen öffentlichen Stellung, die ich begleitete“, statt bekleidete.

Neustrelitz. Th. Becker.

Felix Gaffiot, Le subjonctif de subordination en Latin. I. Propositions relatives. II. Conjonction *cum*. Paris 1906, Klincksieck. 221 S. 8. 5 *frs.*

Felix Gaffiot, Ecqui fuerit *si* particulae in interrogando Latine usus. Paris 1904, Klincksieck. 50 S. 8.

In der ersten Schrift bespricht der Verf. an der Hand einer reichen Beispielsammlung aus der Zeit von Cato bis Gellius den Konjunktiv in den bezeichneten Satzarten. In den Relativsätzen erklärt er ihn daraus, daß der Redende eine konsekutive, kausale oder konzessive (auch adversative) Färbung des Gedankens, in den Sätzen mit *cum* dieselben und noch einige besondere Arten von Schattierungen des Sinnes bewußt habe ausdrücken wollen. Das ist nun an sich nichts Neues, aber in der Ausführung zeigt sich doch manches Besondere. Zunächst sucht bei den Relativsätzen G. mit Geschick nachzuweisen, daß nicht der kausale usw. Sinn an sich den Konjunktiv bedingt, sondern erst die Absicht des Redenden, diesen Sinn hervorzuheben. Durch Gegenüber-

überstellen von indikativischen und konjunktivischen Sätzen wird dies recht anschaulich gemacht. Über einzelne Beispiele kann man andrer Meinung sein, wie z. B. leg. II 7, 16 *Quomque omnia, quae rationem habent, praestent iis quae sint rationis expertia...* der Konjunktiv sehr wohl durch Attractio modi, d. h. eine unwillkürliche Angleichung (an *praestent*) herbeigeführt sein kann. Aber im ganzen scheint mir das Ergebnis für die Relativsätze unanfechtbar. Nur bei den indefiniten Relativsätzen (*sunt qui dicant*) wird man doch stutzig. In den Sätzen aus Plautus und Terenz halten sich Indikativ und Konjunktiv freilich so ziemlich die Wage, aber in der negativen Form (*nemo est qui*) haben auch sie nur den Konjunktiv. Bei Cicero überwiegt er bedeutend. Sallust hat nur den Konjunktiv, und aus Livius kann G. nur einen Satz mit Indikativ anführen. Und das soll alles nur Stil des einzelnen Schriftstellers, nur bewußte Absicht oder habitude de plume sein? Da wird es einem doch schwer, sich von dem Gedanken loszumachen, daß im Lauf der etwa anderthalb Jahrhunderte in der Sprache selbst eine Wandlung vor sich gegangen sei. Und eine Prüfung der einzelnen Sätze, die G. uns ja so warm ans Herz legt, würde, glaube ich, doch Unterschiede zeigen, die die Willkür des Schriftstellers einschränken. So ist S. 62 der Satz Par. I 14 *Quicquam bonum est, quod non eum, qui id possidet, meliorem facit?* doch nicht gleichwertig mit dem ihm gegenübergestellten Imp. Pomp. 10, 28 *Quod genus esse belli potest, in quo illum non exercuerit fortuna rei publicae?* Jener heißt auch auf deutsch: „Gibt es irgend etwas Gutes, das den, der es hat, nicht besser macht?“ Dieses: „Welche Art von Kr. kann es geben, in der ihn nicht das Schicksal umgetrieben hätte!“ Auch im Deutschen haben wir die Möglichkeit der umgekehrten Modusgebung („machte“ und „hat“). Aber in jenem Satze ist der Indikativ angezeigt, weil er eine Art dogmatischer Behauptung enthält: „Jedes Gute (jede Tugend) macht seinen Besitzer besser“. Dieser stellt die Behauptung doch nicht ganz apodiktisch hin: „In jeder Art von Krieg, sollt' ich meinen...“

Im zweiten Abschnitte soll dasselbe Gesetz des Modusgebrauches für die Sätze mit *cum* nachgewiesen werden. Für kausales *cum* mit Indikativ werden aus dem archaischen Latein 40 Beispiele angeführt, aus dem späteren (Cicero, Vergil, Juvenal) 19, für dasselbe *cum* mit Konjunktiv können aus dem archaischen Latein, soweit nicht Attractio modi in Frage kommt, höchstens 7 gezählt werden, in deren zweien im Hauptsatz ein Infinitiv nach *aequom est* steht, während in einem, Hec. 531, auch noch die Attractio modi mitgesprochen haben kann. Die unzähligen Stellen mit Konjunktiv aus dieser Zeit — sind nicht gezählt. Aber doch wird jede Entwicklung des Sprachgebrauches geleugnet. Bei dem konzessiv-adversativen *cum* liegt die Sache ebenso. Auch hier verzichtet G. auf Anführung von Beispielen für den Kon-

junktiv aus der späteren Zeit. S. 125: „Pour la période classique, il serait superflu de citer des exemples de subjonctif, puisque c'est la construction donnée comme régulière". Aber für die alte Zeit war es eben noch nicht die als regelmäßig gegebene Konstruktion. Und doch keine Entwicklung des Sprachgebrauches?

Die Sätze, die G. unter *Cum* explicatif bringt, sind größtenteils solche, die man sonst koinzidente nennt. Von Sätzen dieser Art mit Konjunktiv führt G. aus Cicero etwa 15 an. Sie haben das Besondere, daß sie fast alle ein Verbum dicendi oder sentiendi enthalten und im Präteritum gewöhnlich nicht im Tempus mit dem Hauptsatze übereinstimmen. Diesen 15 gegenüber habe ich in meiner Schrift de coincidentia 209 Beispiele aus Cicero mit dem Indikativ nach *cum* aufgeführt. Da kann doch nicht gut mehr von Willkür des Schriftstellers die Rede sein.

Der interessanteste Abschnitt ist der nächste, Kap. 5, der die uns ungewohnte Überschrift *Cum* participial trägt. Dieses deckt sich großenteils mit dem sonst *cum* historicum genannten; jene Bezeichnung ist aber gewählt, weil diese Sätze nach Ansicht des Verfassers eine Art Ersatz für nicht bildbare oder ungelenke Partizipialkonstruktionen sind. Mit dem Indikativ sind diese Sätze reine Temporalsätze, mit dem Konjunktiv geben sie die nähere Bestimmung eines Nomens oder die näheren Umstände einer Handlung, einen charakteristischen Zug oder eine weitere Ausführung der Aussage des Hauptsatzes. Auch diese Erklärung ist nicht neu, das Neue aber, den Namen *cum* participial, konnte nur ein Franzose erfinden, der in seiner Sprache die ausgedehnte Anwendung von Partizipien gerade in der Erzählung vorfand, die uns Deutschen fremd ist. Nun mag sein, daß einem Franzosen jene Benennung etwas sagt, daß seine Anwendung von Partizipien sich einigermaßen mit dem konjunktivischen Gebrauche dieser *cum*-Sätze deckt, — uns sagt sie nichts. So erfährt also auch die schwierige Erklärung des Konjunktives in diesen Sätzen keine Förderung. Auch hier muß G. zugeben, daß der Konjunktiv in diesen Sätzen im alten Latein selten ist. Er findet eine genügende Erklärung dafür darin, daß ja die Erzählung bei Plautus und Terenz wenig Raum einnehme. Aber es finden sich in den Dialogen doch genug erzählende Abschnitte oder einzelne Sätze, und es ist doch bezeichnend, daß Cicero den Vers Aulul. 178 *Praesagibat mi animus frustra me ire, quom exibam domo* zitiert mit *exirem*. Natürlich soll auch dies für den Sprachgebrauch der verschiedenen Zeiten nichts bedeuten. Ein besondrer Abschnitt (S. 163 ff.) soll dann die Anwendung dieses Konjunktivs außerhalb der Vergangenheit zeigen. Aber von den 30 Beispielen bieten 18 die 2. Pers. Sing. und zwar meist (in 13 Fällen) im unbestimmten Sinne und unter den 12 andern sind 9 iterativ (*cum* = wenn) und in den andern dreien (Truc. 232. Har. resp. 9, 19. Off. I, 8, 26) steht der Konjunktiv neben Konjunktiv

im Hauptsatze. Die Fälle scheinen doch alle nicht zum *cum* participial zu gehören. In den unter 2°, S. 169 gegebenen Sätzen würde ich kausalen Sinn annehmen.

Wer also nach dem Titel des Buches eine Erklärung des Konjunktivs der Unterordnung erwartet, der findet sich enttäuscht. Aber den Verf. trifft darum kein Vorwurf. Das wollte er auch gar nicht, sondern sein treibender Gedanke ist: Eine Entwicklung des Sprachgebrauches gibt es wohl im Gebrauche der Worte, im Vokabular, aber nicht in der Syntax[1]). Es gibt in jeder Sprache gewisse eherne Gesetze, von denen sich niemand freimachen kann, ohne einen Fehler zu begehen. Aber außerhalb dieser Gesetzesgrenzen herrscht persönliche Freiheit. So hat in allen Sätzen, wo bald der Indikativ, bald der Konjunktiv steht, der Redende die Wahl den einen oder den andern Modus zu setzen, natürlich mit einem gewissen Unterschied im Sinne. Das häufigere oder seltenere Vorkommen einer Konstruktion bei einem Schriftsteller entscheidet für den Sprachgebrauch gar nichts, sondern ist nur ein Zeichen seines Stils. Daher beweist auch die Statistik an sich nichts, sondern lediglich die Prüfung der einzelnen Fälle. — Damit steht Gaffiot etwa auf demselben Standpunkte wie bei uns Armin Dittmar, dessen Studien zur lat. Moduslehre ich in dieser Zeitschrift 1898 Nr. 28 besprochen habe. Ja wenn sich das beweisen ließe, so wäre es allerdings von einschneidender Bedeutung. Es würde etwa bedeuten: Laßt alles mühselige Zusammensuchen von Stellen und Vergleichen, von Beispielen aus älterer und jüngerer Zeit! Nur den Stil des einzelnen Schriftstellers kann man feststellen, und seine Absicht in dem einzelnen Falle muß man zu erkennen suchen. Oder mit andern Worten: Eine objektive Stütze der Erkenntnis wird uns entzogen und dem subjektiven Urteil das Tor weit aufgetan. Damit sind wir von dem Ziele gemeinsamer Verständigung und Erkenntnis wieder ein gut Stück abgetrieben. Aber glücklicherweise hat weder Dittmar noch Gaffiot seine These bewiesen. G. stellt die Beispiele einander gegenüber und meint dann, luce clarius gehe daraus seine Ansicht hervor. Aber die Beispiele sagen nicht jedem andern, was sie ihm sagen. Darum hat diese reiche Beispielsammlung doch ihren großen Wert und die Gegen-

---

[1]) Dies wird namentlich in dem Anhange S. 180 ff. weiter ausgeführt. Aber in der interessanten Zusammenstellung von Stellen über das Latine dicere vermisse ich die Fortsetzung von De Or. III 10, 38 in § 40: *Atque ut Latine loquamur, non solum videndum est, ut et verba efferamus ea, quae nemo iure reprehendat, et ea sic et casibus et temporibus et genere et numero conservemus, ut ne quid perturbatum ac discrepans aut praeposterum sit, sed* etc. (vgl. § 49 *non praeposteris temporibus*). Danach hat Cicero nicht nur Fehler gegen den Wortgebrauch gekannt, sondern auch gegen den richtigen Kasus-, Genus-, Tempusgebrauch und — Modusgebrauch, können wir dreist hinzufügen; denn dafür gab es damals noch keinen besonderen Ausdruck.

überstellung ist sehr lehrreich. Die Erklärung vieler Stellen ist von G. vortrefflich gegeben, und ein besonderes Verdienst ist es, daß er auf die handschriftliche Lesart immer hinweist und sie häufig rechtfertigt. Die Herausgeber des Cicero und Plautus haben allen Grund, sich diese Schrift genau anzusehen.

Die andre, zwei Jahre früher erschienene Schrift ist hervorgegangen aus den Vorarbeiten zu der zuerst besprochenen und verrät schon denselben Grundgedanken. Ein fragendes *si* mit dem Indikativ im abhängigen Satze, das es nur im Altlatein gegeben haben sollte, war eine Unmöglichkeit. *Si* mit dem Indikativ ist später nur konditionale Partikel, also darf es auch im Altlatein nur so gebraucht sein. Wenn aber in einem Satze wie *Vide si satis placet* das *si* bedingend ist, so wird es mit dem Konjunktive gebraucht auch nicht anders zu verstehen sein. Aber immerhin, H. Blase meint in seiner Besprechung in der Wchschr. f. kl. Ph. 1907 Nr. 27, daß alles in allem der Verfasser seine These bewiesen habe. Darum müssen wir die Ausführungen G.s doch noch etwas näher betrachten. Die Beispiele der in gewandtem Latein geschriebenen Dissertation sind nach Schriftstellern geordnet. Und da heißt es dann jedesmal am Schluß mit großem Nachdruck z. B. „Nusquam igitur, ut apud Plautum, ita apud Terentium, nec cum conjunctivo nec cum indicativo, *si* particula in interrogando invenitur". Ähnlich nach Besprechung der Stellen aus Cicero, Vergil, Horaz. Nun hat G. an vielen Stellen höchst wahrscheinlich recht, wie Bacch. 529 *Ibo ut visam huc ad eum, si forte est domi* durch die Parallelen Aul. 174 *Ego conveniam Euclionem, si domist* u. a. der Bedingungssatz wohl erwiesen ist. An andern Stellen kann man schwanken, die Übersetzung läßt sich sowohl mit wenn wie mit ob geben, und G.s Erklärung hat zuweilen etwas Gezwungenes, wenn z. B. Men. 141 *Iam sciam, si quid titubatumst, ubi reliquias videro* so verdeutlicht wird: „Sciam id quod titubatum est, si quid titubatum est, ubi primum reliquias videro" vel „si quid titubatum est, iam id sciam, ubi reliquias videro". „Ob etwas versehen ist", ist jedenfalls einfacher, und der Unterschied des Sinnes kann hier wirklich nichts entscheiden. Aber fügen wir uns, nehmen wir das Ergebnis einstweilen als richtig an. Da kommen aber die Beispiele aus Livius, und nun hat die Pauke ein Loch. „Hic facere non possum, quin *si* particulam ad interrogandum adhiberi fatear" nämlich in drei unter sieben Fällen. Was hilft es zu betonen, daß diese Fragesätze mit *si* nur nach *quaero* vorkommen (32, 35, 3 *percunctatus, si* ist doch gewiß auch nicht anders zu verstehen) und sich c. 38 auf die Patavinitas zu berufen. Der Umbrer Properz schließt sich mit drei Stellen an, zweimal nach *quaero*, einmal nach *perdiscere*. Aber der muß sich sagen lassen: „Propertius quidem malae Latinitatis auctorem se gerit, cum ita loquitur. In quo Graecum

esse dicas, non Latinum". *Invide, tu tandem voces conpesce molestas!* hör' ich ihn antworten. „Auch ich verstehe Latine loqui, so gut wie Plautus, und habe nur eine in der lateinischen Sprache liegende Freiheit gebraucht. Du hättest von mir und Livius, der mich im übrigen gar nichts angeht, lernen sollen, daß es keins von den ehernen Gesetzen der lateinischen Sprache ist, daß *si* nur bedingend gebraucht werden dürfe". — Aber warum in aller Welt soll nicht *si* ebensogut fragend verstanden sein können, wie griech. *εἰ* oder das deutsche ob, das im mhd. sowohl bedingend wie fragend gebraucht wird? Und woher stammt denn der fragende Sinn des französischen *si*, des italienischen *se* usw.? Muß der durchaus aus dem Verfall der lat. Sprache entstanden sein? Kann nicht sehr wohl schon im guten Latein der Keim dazu liegen? Das einzige, was die natürliche Antwort auf diese Fragen verbietet, ist der Grundsatz des Verf., daß es keine Entwicklung in der Syntax der lateinischen Sprache gebe. Aber ich glaube, diese Behauptung bedarf doch noch anderer Begründung als sie bisher gegeben ist.

Ilfeld. H. Lattmann.

Flavii Arriani quae exstant omnia, ed. A. G. Roos. Volumen I Alexandri Anabasin continens. Accedit tabula phototypica. Leipzig 1907, B. G. Teubner. LIV u. 426 S. 8. 3,20 *M*.

Der Vorarbeit zu einer neuen kritischen Ausgabe der Anabasis Arrians, die der Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Groningen A. G. Roos in seiner Dissertation: Prolegomena ad Arriani Anabaseos et Indicae editionem criticam, Groningen 1904, geliefert hatte, hat er nun diese selbst folgen lassen. Der Textrezension gehen prolegomena voraus, die der nur wenig abgeänderte Abdruck der früheren prolegomena sind (darüber Büttner-Wobst in WS. f. klass. Phil. 1904 Sp. 831—833). Ihr Hauptergebnis besteht in dem Nachweis, daß alle erhaltenen Handschriften auf die zu Ausgang des 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts geschriebene Handschrift A (Vindob. hist. Gr. 4) als ihren archetypus zurückgehen, aber zu einer Zeit abgeschrieben sind, da dieser noch unversehrt und noch nicht von einer späteren Hand entstellt war. Unabhängig von A sind uns einzelne Stücke in den Konstantinischen Exzerpten *περὶ πρέσβεων* und *περὶ γνωμῶν*, bei Grammatikern und Lexikographen und sonst erhalten, über das Verhältnis der durch sie vertretenen Textüberlieferung zu der handschriftlichen spricht sich Roos nicht aus. Von den früher ausgesprochenen Grundsätzen ist Roos teilweise abgegangen: hieß es damals semper *ἐς* et *ξύν* scripsi e. c., so schreibt er jetzt: scribendumque *σσ* et *ττ*, *ξύν* et *σύν*, *ἐς* et *εἰς*, *εἴσω* et *ἔσω*, *γίγνομαι*, *γιγνώσκω* et *γίνομαι*, *γινώσκω*, *θαρρέω* et *θαρσέω*, *ἐθέλω* et *θέλω*, *ἔμελλον* et *ἤμελλον*, prout codex exhibeat; damals änderte er mit Krüger *προσχεῖν* und *προσχών* in *προσσχεῖν*

und προσσχών, jetzt hat er die überlieferte Form wieder aufgenommen, damals nahm er aus A die Schreibweise ξυνστρατεύω, συνξεύξας u. ä. auf, jetzt hat er sie wieder gegen ξυστρατεύω, συξεύξας usw. aufgegeben. Der in A überlieferte Akzent ist beibehalten in Γράνικος, Εὐμενής, Κρατερός, bei anderen Namen und Wörtern hat sich der Herausgeber von der Überlieferung in A freigemacht (Ἀραγγῶν, Ζαραγγῶν vgl. S. XLIX) und bedauert nachträglich, nicht Λεοννᾶτος oder Λεόννατος statt Λεοννάτος, wie man in A liest, gewählt zu haben. In dem Abschnitte Addenda et corrigenda werden einige Versehen im Text und in den kritischen Noten berichtigt und verschiedene Angaben nachgetragen, die hauptsächlich auf Vorschläge von Castiglioni (vgl. WS. f. klass. Phil. 1906 Sp. 973—974) und H. J. Polak Bezug nehmen; hingewiesen sei auf die von Hoffmann („Die Makedonen") festgestellten Namenformen: Κυννάνα, Ἀρύββας, Πολυΐδης, Μελαννίδας. Die Textüberlieferung ist bei Arrian eine verhältnismäßig gute; daraus und aus der Abhängigkeit aller anderen Handschriften von A erklärt sich, daß bei Roos nicht so weitgehende Änderungen vorgenommen sind, wie in vielen neueren Ausgaben anderer Schriftsteller, und daß sein Text im wesentlichen kein anderes Aussehen zeigt, als der in älteren Ausgaben (z. B. bei Geier oder Abicht). Selbstverständlich hält sich mit Recht der neueste Herausgeber in erster Linie an A und gewinnt dadurch verschiedene Lesungen, die vor den älteren den Vorzug verdienen, z. B. IV 26, 5 ἀνέστελλεν, V 26, 5 ἁβροτέρου (ἀκροτέρου) u. a., doch hat er m. E. nicht ganz die Gefahr vermieden, sich auch da von A abhängig zu machen, wo dies nicht berechtigt ist. Dahin rechne ich, daß er wiederholt Formen von στρατιά stehen läßt, wo nur solche von στρατεία am Platze sind (I 1, 2 τῆς ἐπὶ τοὺς Πέρσας στρατιᾶς u. ö., in I 24, 1, wo von anecd. Bekk. I S. 129, 27 das Richtige geboten wird), I 5, 5 Πέλλιον (Πήλιον bei Steph. Byz., Pelium bei Livius) schreibt, I 12, 3 u. ö. Ἀρτοξέρξης, obwohl in excerpt. de sentent. 2 und auch III 25, 3 in A Ἀρταξέρξης gelesen wird, I 21, 4 und II 22, 7 ἠρίφθη statt ἠρείφθη, III 8, 4 und 11, 4 Τόπειροι, während III 23, 1. 2. 7; 24, 3; IV 18, 2; VII 23, 1 die richtige Form Τάπουροι überliefert und von Roos angenommen ist, IV 22, 2 ἦσαν, VI 1, 3 ἐσδιδόναι (VI 1, 5 ἐκδιδόναι), VII 14, 9 περιηγγέλη u. a. Zweifellos verderbt ist IV 25, 6 Ἀγριᾶνας τοὺς χιλίους und durch Ἀγριᾶνας τοὺς ψιλοὺς zu ersetzen. Zwar hat man IV 30, 6 Ἀγριᾶνας ⟨καὶ⟩ τοὺς ψιλοὺς und I 14, 1 Ἀγριᾶνας ⟨καὶ⟩ τοὺς ἀκοντιστάς (umgekehrt V 13, 4 Ἀγριᾶνες [καὶ] οἱ ἀκοντισταί) vorgeschlagen, aber Stellen wie IV 29, 1 τούς τε Ἀγριᾶνας ἄγοντα καὶ τοὺς ψιλοὺς τοὺς ἄλλους und VI 8, 7 οἵ τε Ἀγριᾶνες καὶ ἄλλαι τάξεις τῶν ψιλῶν verbieten diese Änderungen und rechtfertigen die Schreibung Ἀγριᾶνας τοὺς ψιλούς. An den angeführten Stellen von A abzugehen, ist gerade so berechtigt, wie I 1, 1 bei

Πυθοδήλου, I 17, 3 *Μιθρήνης*, III 2, 2 *Φησῖνον*, III 7, 7 *Γορδυηνῶν*, III 16, 2 *Πά⟨τ⟩ρων*, IV 8, 7 und VI 11, 7 *Βουμήλῳ* u. a., während die in A stehende Namensform von Roos als richtig angesehen wird: I 12, 8 *Πετήνης*, II 11, 8 *Σαυάκης*, III 25, 8. 29, 5; IV 7, 1 *Ἀρσάκης* (*Ἀρσάμης*), IV 22, 5 u. ö. *Τυρίεσπιν*, VII 21, 1 *Πολλακόπας* u. dgl. m. Auch Arrian hat sich Versehen zu schulden kommen lassen, so in II 1, 4 und 2, 2 mit der Nennung des Dareios bei Erwähnung des Antalkidasfriedens, doch lassen sich mit dieser Annahme nicht III 21, 10 *Σατιβαρζάνης* (21, 1 *Ναβαρζάνης*) oder IV 7, 2 *Βῆσσός τε ὁ Συρίας σατράπης καὶ Ἀσκληπιόδωρος ὁ ὕπαρχος* (vgl. III 6, 8 und 16, 9) rechtfertigen. Zur Herstellung des ursprünglichen Textes glaubt Roos öfters kleinere Lücken annehmen zu müssen. Dies findet Bestätigung durch I 4, 8. Hier fehlen in A die exc. de sent. 1 überlieferten Worte: *Ἀλέξανδρον δὲ ἀγασθέντες οὔτε δέει οὔτε κατ' ὠφέλειαν πρεσβεῦσαι παρ' αὐτόν*, deren Echtheit die benutzte Vorlage (Ptolemaios) bezeugt: Strabo VII S. 301. *φιλίαν γε μὴν ἀνδρὸς τοιούτου περὶ παντὸς τίθεσθαι.* Auf solche Lücken weist öfters stehengebliebenes *τε* oder *καί* hin: I 9, 4 *τῷ πλήθει τῶν τε ἀπολομένων ⟨καὶ τῶν ἁλόντων⟩*, I 10, 5 *τῆς τε ἀποστάσεως ⟨καὶ τῆς ἀπωλείας⟩*, VI 4, 4 *⟨δεκάτῃ⟩ καὶ πέμπτῃ*, doch tilgt auch Roos wie die Herausgeber vor ihm unerklärbares *τε* in III 9, 1. 8 und V 27, 7. Ergänzungen solcher Lücken hat er teils von anderen übernommen, teils selbst vorgeschlagen, letzteres ist geschehen: I 10, 4 *⟨καὶ Θρασύβουλον⟩*, 12, 8 *Ῥεομίθρης ⟨καὶ Ἀτιζύης⟩*, 18, 7 *⟨πρὸς⟩ προησκημένον*, 28, 7 *⟨ζῶντες δὲ ὀλίγοι ἐλήφθησαν⟩*, II 4, 9 *διεφθάρθαι ⟨αὐτόν⟩*, 7, 6 *⟨σφᾶς⟩ κρατήσειν*, 25, 2 *⟨τὸ⟩ πρόσω* (aus exc. de sent. 3), III 4, 4 *ἤδη ⟨δὲ⟩*, 6, 5 *πιστὸς ἦν ⟨Ἀλεξάνδρῳ⟩*, 7, 1 *⟨πεζοὺς δὲ . . . .⟩*, 12, 5 *⟨ἦν δὲ⟩*, 22, 6 *βασιλεύοντος ⟨ἂν⟩*, 26, 1 *προσηγγελμένη ⟨μὲν ἦν⟩*, IV 8, 9 *ἵνα ἐγίνετο ⟨ὁ πότος⟩*, 15, 5 *ἐπετέτακτο ⟨κοσμεῖν⟩*, V 6, 7 *ὅσοι ⟨ἄλλοι⟩ πολλοί*, 9, 4 *⟨τὰς⟩ ἐν θέρει*, 11, 3 *ἐπὶ τάδε ⟨τοῦ Ὑδάσπου⟩* (hier so wenig nötig wie 24, 8 *τοὺς ἐπέκεινα Ἰνδούς*), VI 1, 3 *⟨ἢ⟩ ὡς*, 11, 4 *⟨ἡ⟩ μάχη*, 15, 1 *καὶ ⟨Σόγδοι⟩ ἄλλο*, 17, 4 *⟨διχῇ διένειμε καὶ τῇ πλείστῃ μοίρᾳ⟩ Ἡφαιστίων ἐπετάχθη*, 19, 4 *θύειν ⟨ἔφασκεν⟩*, 29, 5 *⟨εἶναι⟩ ἑνὶ ἀνδρί*, VII 14, 7 *ἔστιν ὅτε ⟨ὅτι⟩*, 21, 3 *διώρυχες διήκουσιν* u. ö. Für unrichtig halte ich es, II 4, 7 bei *ῥίψαντα* und III 18, 9 bei *ῥίψαντες* die von anderen gemachte Ergänzung von *ἑαυτὸν* oder *σφᾶς* wegzulassen, die Arrian sonst beifügt z. B. IV 30, 4 *κατὰ τῶν κρημνῶν ῥίψαντες σφᾶς ἀπέθανον* (III 18, 9 *κατὰ τῶν κρημνῶν ῥίψαντες ἀπώλοντο*), 30, 8 u. ö.; ebenso halte ich VI 24, 5 den Zusatz Krügers für notwendig: *τὰς πορείας ποιεῖσθαι ⟨μακράς⟩*. Hat an den angeführten Stellen der Text durch Auslassung ursprünglicher Worte gelitten, so hat er anderswo durch das Eindringen fremder Zusätze Schaden genommen; als solche werden von Roos beseitigt: I 1, 16 [*τὸν στόλον*], II 12, 6

[*αὐτῇ*]. III 6, 6 [*ἐς τὰ βαρβαρικὰ γράμματα*], 11, 8 [*βασιλικῶν*] (dafür muß man aber mit Hackmann *ἑταιρικῶν* oder vielleicht *Μακεδονικῶν* fordern), 22, 5 [*τελευτῶν*], 24, 1 [*τάξις*], IV 12, 1 [*Μακεδόνας*] (nicht in exc. de sent. 10), V 1, 6 [*κατὰ τὸν μῦθον*], VI 19, 5 [*Ἰνδῶν*], 20, 5 [*ἐν*] *τῷ παράπλῳ*, VII 8, 1 [*μένουσι*], 21, 1 [*ὁ Πολλακόπας*]. Einen fremden Zusatz finde ich auch V 6, 2 in *πρὸς τὴν ἐντὸς τὴν ἡμετέραν θάλασσαν*, wo entweder *τὴν ἐντός* oder *τὴν ἡμετέραν* fallen zu müssen scheint; vgl. V 6, 7 *ἐς τήνδε τὴν ἐντὸς θάλασσαν*, VI 1, 3 *τὴν ἐντὸς θάλασσαν*, 20, 3 *ἐν τῇδε τῇ ἡμετέρᾳ θαλάσσῃ*, VII 1, 2 *ἐς τὴν ἡμετέραν θάλασσαν*. Über neuere Emendationsversuche gibt die adnotatio critica Auskunft, solche, deren Richtigkeit nicht in Zweifel gezogen wird, haben Aufnahme in den Text gefunden. Anders als Roos denke ich I 1, 6 über das von Polak für *ἐμπόρων* vorgeschlagene *βαρβάρων*, diesem gegenüber bringt doch *οἱ Θρᾶκες οἱ αὐτόνομοι* nichts Neues, weshalb mir Krügers *ὁμόρων* viel mehr zusagt; auch II 24, 5 würde ich Gronovs *κατὰ δή τι[να] νόμιμον παλαιόν* die Lesung *κατὰ δή τινα νόμον παλαιόν* vorziehen. Von eigenen Vorschlägen des Herausgebers hebe ich hervor: III 9, 3 *αὐτοὺς* (*αὖ τοὺς*), 27, 5 *αὐτοὺς* (*αὐτὸς*), IV 21, 2 *χαλεπὸν εἶναι*, 21, 4 *ἀπετέτακτο*, V 6, 4 *ὡς δὲ*, 7, 4 *ἅμα δὲ* (*ὅτε δὲ*), 14, 2 *ὡς πλείονος ... τοῦ φόνου γενομένου*, VII 1, 3 *τὴν λίμνην τὴν Μαιῶτιν*. Zu I 8, 7 *διεκπεσόντες* wird bemerkt: *διεκπαίσαντες*? Vgl. III 14, 5; 15, 2. Mag III 13, 6 bei *διεξέπεσε* eine Entstellung des Textes möglich erscheinen, so ist eine solche doch in III 14, 5 bei *διεκπεσεῖσθαι* ausgeschlossen, zu einer Änderung von I 8, 7 liegt daher kein Anlaß vor (Diod. XIX 19, 5 u. ö.). Nicht gut tut Roos daran, VI 19, 1 die Lesart von A [2] *ἀπελείφθησαν* preiszugeben und der Überlieferung von B zu folgen: *ἐπὶ ξηροῦ ἀπελήφθησαν αὐτοῖς αἱ νῆες*. Die Flut mag die Schiffe überraschen (§ 2 *ὅσας ... κατέλαβε* scil. *τὸ ὕδωρ*), aber bei dem Eintreten der Ebbe blieben die Schiffe auf dem Trockenen zurück: § 2 *ὅσαι ἐν ξηροτέρᾳ τῇ γῇ ὑπελείφθησαν*, vgl. VI 22, 6 *καὶ ἀπολείπεσθαι μὲν τὰ δένδρα πρὸς τῆς ἀμπώτεως ἐπὶ ξηροῦ*.

Zum Schlusse komme ich noch auf eine Stelle zu sprechen, an der noch niemand Anstoß genommen hat, die aber vielleicht doch nicht intakt ist. Zu VII 6, 3 werden *ἐκ Περσῶν οἱ Εὐάκαι καλούμενοι ἱππεῖς* erwähnt, über die sonst nichts bekannt ist. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß wir es hier mit den II 8, 6 bei dem schweren Fußvolke genannten Kardakern (*τῶν καλουμένων Καρδάκων*) zu tun haben, unter ihnen begreift Polyb (V 79, 11 und 82, 11) Leichtbewaffnete, Cornel Datames c. 8 aber Schwerbewaffnete, Leichtbewaffnete und Reiter, während Strabo XV 734 ihre kriegerische Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit besonders hervorhebt: *καλοῦνται δ' οὗτοι Κάρδακες ... κάρδα γὰρ τὸ ἀνδρῶδες καὶ πολεμικὸν λέγεται*. Daß von ihnen gerade die,

welche in besonderem Ansehen standen und durch Schönheit des Leibes oder sonstige Vorzüge sich auszeichneten, in die Hetairenreiterei Aufnahme fanden, ist eine naheliegende Vermutung; die Form *Κάρδακες* mag aber zu *Εὐάκαι* entstellt sein, so gut wie in A aus den *πεζέταιροι* wiederholt *ἀσθέταιροι* geworden sind.

Daß man über die Behandlung einzelner Stellen mit einem Herausgeber nicht überall gleicher Meinung ist, ist selbstverständlich; es bedarf daher kaum der ausdrücklichen Erklärung, daß meine Bemerkungen nicht dazu bestimmt sind, dessen Verdienst herabzusetzen. Roos' Bemühungen um die Herstellung des Arriantextes haben fast durchweg anerkennende Beurteilung erfahren, so auch von dem inzwischen verstorbenen Büttner-Wobst, an dessen Stelle er bei der Herausgabe der Konstantinischen Exzerpte de virtutibus (I rec. et praefatus Th. Büttner-Wobst, edit. curavit A. G. Roos. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung) getreten ist.

Köln. Fr. Reuß.

Masqueray, Abriß der griechischen Metrik, ins Deutsche übersetzt von Dr. phil. Br. Preßler, Oberlehrer am König-Wilhelms-Gymnasium zu Magdeburg. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 243 S. kl. 8. 4,50 ℳ, geb. 5 ℳ.

Die Frage, ob es nötig war, ein elementar gehaltenes französisches Handbuch, damit deutsche Studenten es benutzen könnten, ins Deutsche zu übersetzen, wird man nicht bejahen können, ohne der geistigen Regsamkeit unsrer studierenden Jugend ein Armutszeugnis auszustellen. Aber vielleicht verdienen solch ein Zeugnis gerade unsere jungen Philologen, die ja heute viel unmündiger zur Universität kommen als vor einem Menschenalter.

Ob es aber wohlgetan war, den so für unreif erklärten Musensöhnen jetzt eine einfache Übertragung gerade dieses Handbuches vorzulegen, ist eine andere Frage. Wenn man jedoch bedenkt, daß Masqueray das Unglück hatte, seine Arbeit kurz vor der Auferstehung des Bakchylides abzuschließen, daß er also in wichtigen Punkten der Belehrungen verlustig gehn mußte, die alle Metriker ohne Ausnahme aus dem neuen Funde geschöpft haben, so ist das keine Frage mehr.

Und dies zwar sehr lesbar geschriebene und für solche, die sich für Weils Ansichten interessierten, ohne dessen ältere Arbeiten zu kennen, demnach recht bequeme, im übrigen aber sofort veraltete französische Elementarbuch hat sich nun jemand hingesetzt, Seite für Seite ins Deutsche umzuschreiben. Nicht einmal die Mühe hat er sich gemacht, Zitate wie die aus Hillers Anthologie durch Umsetzung in die Zahlen der neuen Auflage benutzbar zu machen. Wenn er den Phalaeceus immer 'Phaleceus' nennt, so versteht man das ja: Phalécien; aber wenn er für 'mesodisch' (S. 203) immerfort 'monodisch' sagt, so kommt man

auf seltsame Gedanken: das hat gar nicht der Herr Oberlehrer Dr. phil. Br. Pr. gemacht, sondern — vielleicht seine Kusine.

Berlin. Otto Schroeder.

---

1) Madame de Maintenon, Extraits relatifs à l'éducation, choisis et annotés par M. M. Henri Bornecque et Georges Lefèvre. Berlin 1907, Librairie Weidmann. 152 S. 8 geb. 1,60 ℳ.

Die Einleitung schildert in französischer Sprache das Leben und den Charakter der Madame de Maintenon, würdigt ihre Befähigung als Jugenderzieherin und gibt die Geschichte der Entstehung und Einrichtung der Erziehungsanstalt von Saint-Cyr und zum Schluß einen Bericht der Mme de Glapion über einen mit Mme de Maintenon in Versailles verlebten Tag. Dann folgen Auszüge aus ihren Schriften, die nach dem Inhalt geordnet sind: Allgemeine Pädagogik, Pflichten der Lehrerinnen, Zucht, Unterricht, moralische Erziehung in der Schule, endlich Ratschläge für das Leben. Da die Verfasserin reichlich Gelegenheit hatte, die Mängel der damaligen Erziehung zu beobachten und ihr späteres Leben fast ganz der Aufgabe widmete, Mittel zu ersinnen, die Erziehung junger Mädchen besser zu gestalten, wird man von ihr Beachtenswertes erwarten können. Und in der Tat sind die vorgetragenen Gedanken wertvoll und ihre Grundsätze meist zu billigen, nur S. 32, 1 Un châtiment ou une réprimande faite de sangfroid et quelquefois au bout de huit jours, leur fera plus d'impression dürfte auf Widerspruch stoßen. Eine Theorie der Pädagogik hat die Verfasserin nicht gegeben und ihre Lehren nicht in ein System gebracht; sie greift vielmehr die wichtigsten Erziehungsfragen heraus und weiß sie durch gut gewählte Beispiele aus dem Leben einleuchtend und anschaulich zu machen; vielfach ist die Auseinandersetzung dialogisch gehalten, wodurch sie interessanter und eindrucksvoller wird.

Die Anmerkungen geben Auskunft über die erwähnten Personen, stellen einige Abweichungen der damaligen Sprache von der heutigen zusammen und erklären dann im einzelnen, was dunkel oder schwierig ist. Auf grammatische Fragen wird selten eingegangen, obwohl il a peur qu'on entende S. 25, 9 und craindre qu'on ait mal compris 51, 18 wegen des fehlenden ne, und nous ne finissons d'en parler wegen des fehlenden pas, pour leur persuader ce qu'elles verraient dans la suite qui ne serait pas vrai. S. 32, 8 vgl. Lubarsch zu Lafontaine f. 2, 18, 3 und 6, 18, 19 wohl Beachtung verdienten. Auch mère par procuration S. 13, 3, saynètes S. 13, 15, si elle a du temps de reste S. 87, 10 konnte erläutert werden. vous dites S. 46, 35 wird als passé défini erklärt; aber dann müßte es doch den circonflexe erhalten! Zu S. 70, 3 liest man ss. ent. als Abkürzung von sous-entendu, Sachs verlangt sous-ent., was jedenfalls leichter verständlich ist. Im übrigen sind die Anmerkungen wertvoll und

geben mannigfache Belehrung, die anderwärts schwer zu beschaffen ist. Einige Druckfehler finden sich, meist fehlende oder unrichtige Accente; von andern erwähne ich leurs devoir S. 79, 33, tout statt tous S. 89, 29, premir = premier 112, 28, vaiselle statt vaisselle 119, 31, royaune statt royaume 84, 2.

2) A. Mohrbutter, Lexikon für französische Grammatik. Leipzig 1907, Rengersche Buchhandlung Gebhardt & Wilisch. IV und 106 S. 8. brosch. 1,50 *M*.

Da es oft schwierig ist, die gewünschte Auskunft über eine grammatische Frage in dem systematischen Lehrbuch zu finden, stellt der Verfasser das Wichtigste für Schüler in alphabetischer Wortfolge zusammen. Jedoch entspricht die offenbar mühevolle Arbeit nicht meinen Erwartungen. Die Formenlehre nimmt einen zu breiten Raum ein; jedes unregelmäßige Verb, sogar die Komposita, als besonderen Artikel aufzunehmen war doch wohl unnötig und überflüssig, desgleichen eine Reihe von Adjektiven wie „inquiet unruhig, fém. inquiète“, während doch unter „Adjectiv“ diese Bildung angegeben ist, ferner „cage Käfig ist weiblich“, „caillou Kieselstein pl. cailloux“ obwohl unter „Plural“ diese Bildung gelehrt wird. Sollte wirklich ein Schüler über dergleichen schneller Auskunft haben wollen, als er sie in der Grammatik zu finden hofft, dann mag und wird er sein französisches Wörterbuch aufschlagen, wo er auch sicherer ist, daß er nicht vergeblich nachschlägt, was ihm hier denn doch öfter begegnen würde, so fehlt z. B. net, nette und unter fou wird die Pluralbildung fous nicht angegeben. Sodann ist die Fassung der Regeln nicht scharf und bestimmt genug oder unvollständig; aber gerade in solcher lexikographischen Zusammenstellung ist größte Genauigkeit und Zuverlässigkeit nötig, mehr als in einer systematischen Darstellung, in welcher durch den Zusammenhang der richtige Sinn sich leichter ergibt. Als besondere Artikel werden ferner viele Adjektiva aufgenommen, nach denen der Daß-Satz den Konjunktiv erfordert, wie „rare selten, il est — mit Konjunktiv“, während dies unter dem Stichwort Konjunktiv erwähnt ist; dergleichen Adjectiva finden sich zahlreich als besondere Artikel; kaum glaube ich, daß jemand, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, das einzelne Adjektiv nachschlagen wird, anstatt unter dem Stichwort Konjunktiv; dabei ist noch zu beanstanden die Fassung der Regel; es mußte doch heißen il est rare q u e mit Konjunktiv. Man sage nicht, daß sich das von selbst versteht; denn wer liest „fâché, être — böse sein mit Konjunktiv“ muß die Konstruktion de ce que mit Indikativ oder de mit Infinitiv für falsch halten, ebenso bei qu'importe einen indirekten Fragesatz als unzulässig erachten. Unvollständig ist auch“ il est vrai es ist wahr mit Indicativ“ ebenso bei certain, vraisemblable u. a.; denn negiert, fragend oder bedingend er-

fordern sie ja den Konjunktiv; dies ist auch in der Regel vom Gebrauch des Konjunktivs S. 65 übergangen. „Leur ihr (wenn mehrere Besitzer dasind), der Plural ist leurs, es hat aber kein Femininum“; hier ist erstens der Ausdruck d a s e i n wenig geschickt, zweitens wäre leurs armées unstatthaft; es mußte heißen leur bleibt im Femininum unverändert, oder es hat keine besondere Femininform. Unter plusieurs fehlt, daß es im Femininum unverändert bleibt. Daß bei aimer mieux, préférer der zweite Infinitiv mit de steht, bleibt unberücksichtigt (je préfère mourir que d e trahir un ami). Unter dem Artikel Hervorhebung wird c'est — que erwähnt, aber nicht die etwaige Inversion, z. B. c'est à lui qu'appartiennent ces vêtements, was durch Hinweis auf Fragekonstruktion S. 45 erledigt werden konnte. Unter seul vermißt man le seul qui mit Konjunktiv. Unter ni — ni wird über die zuzufügende Negation ne nichts bemerkt. Bei échouer fehlt die Angabe, wann es mit être, wann mit avoir verbunden wird. S. 46 „gai munter, lustig, Adv. gaiment“, aber ebenso gebräuchlich ist gaiement. S. 49 l e mai statt mai. Daß le Tasse bildet du Tasse, aber Le Sage abweichend de Le Sage ist nicht bestimmt zu ersehen S. 81. „Vor onze wird nicht apostrophiert“ S. 73. Zunächst ist apostrophiert hier wie öfter inkorrekt gebraucht statt elidiert, sodann genügt die Regel nicht für Fälle wie m a onzième année u. a.; deshalb war zu sagen, onze gilt als ein konsonantisch anlautendes Wort. Daß es heißen muß, d e tels hommes fehlt unter tel. Unter Wiederholung fehlen Fälle wie un voyage si long et s i coûteux; il craignait que Narbal n'allât parler au roi et n e découvrît son imposture; endormir einschlafen statt einschläfern. Und so wäre noch mancherlei zu beanstanden.

Die Ausstattung ist gut, der Druck korrekt; nur S. 12 lies mère, S. 67 la couronne, S. 88 grâce, S. 39 ne—que statt que—ne, S. 87 chef-d'œuvre mit Tiret, vgl. S. 49.

3) Hermann Wallenfels, Französische Vokabularien. 8. Bändchen. Der Bauernhof, zugleich im Anschluß an das bei Ed. Hölzel in Wien erschienene Anschauungsbild: Der Bauernhof. Leipzig 1907, Rengersche Buchhandlung Gebhardt & Wilisch. 35 S. 8. brosch. 0,40 ℳ.

Es werden in einzelnen französischen Sätzen mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung die Verhältnisse und Zustände des Landlebens behandelt, zunächst das Dorf im allgemeinen, dann das Leben auf dem Dorfe in den 4 Jahreszeiten und der Bauernhof mit all seinem Zubehör. Der Verfasser legt zwar das Hölzelsche Bild zugrunde, beschränkt sich aber nicht auf dasselbe, sondern stellt aus den das Landleben behandelnden französischen Schriftstellern die wichtigsten Phrasen zusammen. Das Büchlein ist als Vokabularium wohl geeignet und wird bei Sprechübungen gute Dienste leisten. Für die Korrektheit der französischen Ausdrücke und Wendungen bürgt die sorgfältige

Durchsicht des Herrn Lascaux, Professeur au Collège in La Châtre. S. 8 lies Kartoffeln als Plural.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Wilhelm Pfeifer, Lehrbuch für den Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten. V. Teil: Lehraufgabe der Unterprima. Mit einem Bilderanhange zur Kunst- und Kulturgeschichte (96 Abbildungen) zusammengestellt und erläutert von Paul Brandt. VI. Teil: Lehraufgabe der Oberprima. Mit einem Bilderanhange zur Kunstgeschichte (97 Abbildungen) zusammengestellt und erläutert von Paul Brandt. Breslau 1906/07, Ferdinand Hirt. IV. u. 234 S. bezw. VI u. 228 S. 8. geb. je 3,25 M.

Die zur Besprechung vorliegenden Teile V und VI des Pfeiferschen Lehrbuchs bilden den Abschluß des Ganzen.

Wie die früher in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1905 S. 537—539) angezeigten, entsprechen auch diese Teile aufs genauste den Forderungen, welche die Lehrpläne an ein geschichtliches Lehrbuch stellen.

Ohne die Darstellung des Tatsächlichen in den Hintergrund treten zu lassen, hat sich Verf. vornehmlich die Klarlegung der inneren Verhältnisse angelegen sein lassen, um dem Schüler den Zusammenhang zwischen Ursache, Wirkung und Folge der großen Ereignisse aufzudecken, ihm den Blick für die Zeit- und Streitfragen unserer Tage zu schärfen und ihm so das Verständnis der Gegenwart zu erschließen. Indem er den oft recht spröden Stoff wohlerwogen gliedert und geschickt gruppiert, weiß er immer die großen Gesichtspunkte hervorzuheben und durch kräftige Betonung des Wesentlichen eine klare Anschauung auch der verwickeltsten Verhältnisse anzubahnen. Demselben Zwecke dienen auch die allgemeinen Übersichten, die in Form knappgefaßter Dispositionen sowohl größeren wie kleineren Abschnitten klärend vorangestellt sind. Starke Hervorhebung der die Zeit jeweilig bewegenden Ideen und treffende, porträtähnliche Charakteristiken der führenden Persönlichkeiten verleihen der Darstellung, die, durch zahlreiche Karten und synchronistische Tafeln erläutert, immer dem Standpunkte der Klasse Rechnung trägt, ihren besonderen Reiz, so daß das Lehr- und Lernbuch zugleich den Zweck eines reichhaltigen Lesebuchs erfüllt.

Dem Vortrage des Lehrers werden im allgemeinen nur die Richtlinien gegeben; es bietet sich ihm immer noch Gelegenheit genug, sich frei zu bewegen und durch die lebendige Stimme das gedruckte Wort zu ergänzen und zu vertiefen.

Eigenartig ist die Beigabe je eines Bilderanhanges, zusammengestellt und erläutert von Paul Brandt, über dessen Wert und Bedeutung Ref. sich ebenso wie über das der Obersekundastufe beigefügte kunstgeschichtliche Heft nur lobend und anerkennend äußern kann. Sorgfältig aus der reichen Fülle des Materials ausgewählt, bieten die Bilder in ihrer technisch trefflichen Ausführung

ein charakteristisches Anschauungsmittel zur Belebung der geschichtlichen Vorstellungen und erziehen zugleich, ganz im Sinne der Lehrpläne, aufs wirksamste zu künstlerischem Sehen und Empfinden.

Alles in allem verdienen, wie die früheren, so auch die vorliegenden Teile des Pfeiferschen Lehrbuchs den Fachgenossen warm empfohlen zu werden; das, was Verf. geleistet hat, steht nicht im geringsten hinter dem zurück, was in neuester Zeit an brauchbaren und tüchtigen Hilfsmitteln für den geschichtlichen Unterricht auf dem Büchermarkt erschienen ist.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Unter Mitwirkung von P. Herre, B. Hilliger, F. Rörig, R. Scholz herausgegeben von Erich Brandenburg. Siebente Auflage. Ergänzungsband. Leipzig 1907, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung (Theod. Weicher). 150 S. gr. 8. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Durch diesen Ergänzungsband ist die neue Bearbeitung der von Dahlmann-Waitz begründeten bibliographischen Quellenkunde fertiggestellt und bis zum Jahre 1906 fortgeführt worden. Wenngleich Referent gewünscht hätte, daß Nachträge, wie er sie in dieser Zeitschrift 1905 S. 440 ff. und 1906 S. 736 ff. angemerkt, in größerem Maße, als geschehen ist, berücksichtigt worden wären, so trägt er doch keinen Augenblick Bedenken, auch diesen Ergänzungsband auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Schon die äußere Tatsache, daß 150 Seiten Ergänzungen, worin allerdings das wiederum höchst brauchbare Register einbegriffen ist, sich nötig gemacht haben, zeigt augenfällig, wie schwer es selbst bei einer Mehrheit von Mitarbeitern ist, eine einigermaßen erschöpfende Bibliographie der deutschen Geschichte zu schreiben. Für die nächste Auflage ist eine möglichst vollständige Aufnahme aller irgend in Betracht kommenden Zeitschriften und derjenigen Bibliographien zu wünschen, welche die lokalgeschichtlichen Arbeiten oder Arbeiten über ein besonderes, in der vorliegenden Quellenkunde bereits behandeltes Gebiet zusammenfassen. Der schwierige Drucksatz ist auch in diesem Ergänzungsband sauber und sorgfältig. Nr. 751 Seite 12 ist nicht Masberg, sondern Mansberg zu lesen.

Dresden. Eduard Heydenreich.

Wilhelm Sievers, Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe. Mit 65 Textkarten und Profilen, 33 Kartenbeilagen und 29 Tafeln in Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien 1907, Bibliographisches Institut. 8. 17 Lieferungen zu je 1 *M* oder 2 Bände in Leinen gebunden zu je 10 *M*.

Die 1. Lieferung der gekürzten und einheitlich von W. Sievers gearbeiteten Ausgabe zeigt, in welcher Weise die große, aber ihres hohen Gesamtpreises wegen manchem uner-

schwingliche „Allgemeine Länderkunde“ zusammengezogen ist, und zwar an Sievers eigenstem Arbeitsgebiet, an Südamerika.

Die Anordnung des Stoffes ist die bewährte der großen Ausgabe geblieben: voran eine allgemeine, gedrängte Übersicht des ganzen Erdteiles, dann die Einzellandschaften nach Bau, Oberflächengestalt, Gewässer, nach Klima, Vegetation und Tierwelt, nach Bevölkerung und Besiedlung. Die Entdeckungsgeschichte ist fortgelassen, um den Umfang zu verringern.

Der Bilderschmuck im Text fehlt. Dafür sind immer je 4 charakteristische Abbildungen auf 2 Seiten Kunstdruckpapier vereinigt. Sie bilden durch ihre treffliche Ausführung einen weit schöneren Schmuck als die vielen Textbilder, die großenteils in Holzschnitt auf gewöhnlichem Buchdruckpapier die große Ausgabe zieren. Hervorragend siud die Karten, während die farbigen Tafeln wie im großen Werk, so auch in der kleinen Ausgabe der hohen Leistungsfähigkeit des Farbendruckes in Deutschland keineswegs entsprechen, wenn man aus der Tafel Rio de Janeiro einen Rückschluß auf die noch zu erwartenden, aber wohl ohne Änderung aus der großen Ausgabe übernommenen Tafeln ziehen darf.

Der Preis des Buches, das sich mit den 64 Seiten Text der 1. Lieferung vorzüglich einführt als ein sorgfältiger und geschickter, selbständig gearbeiteter und gut lesbarer Auszug aus dem großen Werke mit Ergänzungen und Verbesserungen, wird es jedem Lehrer der Erdkunde ermöglichen, sich das bald fertig vorliegende Werk anzuschaffen.

Hannover. A. Rohrmann.

Fischer-Geistbeck, Erdkunde für höhere Lehranstalten. 6 Teile, Mit 8 Farbentafeln und 307 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. Berlin und München 1907, R. Oldenbourg. IX u. 539 S. 8. 1. Teil (Grundbegriffe, Mitteleuropa) II u. 80 S. 0,70 M. 2. Teil (Europa ohne das Deutsche Reich) IV u. 80 S. 0,75 M. 3. Teil (Außereuropäische Erdteile) 92 S. 0,65 M. 4. Teil (Deutsches Reich) 93 S. 0,70 M. 5. Teil (Europa, Wiederholungskurs. Verkehrswege. Mathematische Geographie) III u. 89 S. 0,70 M. 6. Teil (Außereuropäische Erdteile, Wiederholungskurs. Verkehrswege. Allgemeine Erdkunde) 105 S. 0,80 M.

Das vorliegende Werk, das in 6 Heften den gesamten Lehrstoff der Erdkunde von der Quinta bis zu den Oberklassen behandelt, ist von der Kritik außerordentlich günstig aufgenommen. Es hat in sehr kurzer Zeit eine weite Verbreitung gefunden.

Das wesentlich Neue, durch das sich das Buch dem Inhalte nach von den meisten andern unterscheidet, ist eine gesteigerte Berücksichtigung der anthropogeographischen Verhältnisse. Niemals sind die natürlichen Verhältnisse eines Landes an sich der Endzweck in dem Buche, immer werden sie im Hinblick auf die Frage erörtert, welche

Vorteile und Nachteile sie für die Besiedelung haben, welchen Einfluß sie auf den Menschen gehabt haben. Die Verfasser erfüllen hiermit eine Forderung, die auf den letzten Geographentagen von berufener Seite gestellt ist. Auch die Art und Weise, in der die Landschaft als bestimmend für das Leben ihrer Bewohner dargestellt wird, ist durchaus zu loben, ich verweise in dieser Beziehung auf das 4. Heft, die Länderkunde des Deutschen Reiches, in der es mir den Verfassern besonders gelungen zu sein scheint, den Menschen als abhängig, als ein Produkt seiner Heimat in Gegenwart und Vergangenheit darzustellen.

Daneben tritt die naturwissenschaftliche, vor allem die geologische Seite mehr in den Hintergrund. Soweit sich dies in der Beschränkung geologischer Namen und Fachausdrücke äußert, ist auch dem unbedingt beizustimmen. Aber nach meinem Erachten ist auch die Sache selbst, die Entstehung der heutigen Bodenformen durchgängig zu kurz gekommen, und vor allem taucht sie zu spät in dem Buche auf. Erst in dem 4. Hefte (Obertertia) wird dem genetischen Prinzip etwas mehr Beachtung geschenkt. Die Verfasser sagen in ihrem Prospekt, daß der Jugend das Verständnis anthropogeographischer Erscheinungen ungleich näher läge als die vielfach schwer enträtselbaren Bewegungsvorgänge der Erdrinde, ein Satz, über dessen Richtigkeit sich wohl streiten läßt. Aber selbst wenn man ihn zugeben wollte, berechtigt er nach meinem Erachten nicht zu der in dem Buche, vor allem in den ersten Heften geübten Zurückhaltung auf geologischem Gebiete. Der Quintaner, der schon lernen und verstehen muß, daß sich nicht die Sonne, sondern die Erde bewegt, der wird auch Verständnis dafür haben, daß die Erdrinde nicht etwas Festes, Unveränderliches ist, daß die Oberfläche der Erde nicht immer so ausgesehen hat wie heute. Und sicher wird man da mit der Erklärung der Entstehung einer Landschaft nicht zurückhalten dürfen, wo durch sie das Erfassen und Behalten der heutigen Verhältnisse ungemein erleichtert wird. Als Beispiel möchte ich auf die Oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge im 1. Hefte (Quinta) hinweisen. Die Fruchtbarkeit der Ebene wird erwähnt, die Ähnlichkeit der Randgebirge ist sogar im Druck hervorgehoben. Da würde ein kurzer Hinweis auf die Entstehung dieses Gebietes die nötige Verbindung geben, das Verständnis der Bodenverhältnisse würde vertieft und ihre Einprägung dem Schüler erleichtert werden. Ebenso fehlt, um in demselben Hefte zu bleiben, jeder Hinweis auf die Eiszeit, und doch werden dadurch die ganzen Oberflächenverhältnisse Deutschlands sofort klar.

Auch in der Form, in der Anordnung des Stoffes bringt das das Buch etwas wesentlich Neues. Am Schlusse der einzelnen Abschnitte sind die geographischen Einzel-

heiten in kurze Leitsätze zusammengefaßt, die in ihrer kurzen, dogmatischen Abfassung, in ihrer Hervorhebung im Druck an mathematische Lehrsätze erinnern. Es ist dadurch das, was der Lehrer in der Stunde aus dem durch die Karte Gebotenen herausarbeitet, auch für die Wiederholung durch die Schüler schriftlich fixiert, und die Wichtigkeit dieses Erarbeiteten wird durch den Druck dem Schüler auch äußerlich vor Augen geführt. Es hat das entschieden seine großen Vorteile, der Schüler merkt von vornherein, daß sich seine Wiederholung nicht allein auf die Topographie beschränken darf, und eine sachgemäße Wiederholung wird ihm so leichter und dem Lehrer seine Arbeit bequemer werden. Aber auch gegen diese Art spricht einiges. Daß einzelne dieser Sätze anfechtbar oder zu allgemein gehalten sind, ist schon von Immendörffer, Wien, in seiner Besprechung in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1907, Heft 1, erwähnt; mir ist in diesem Sinne in Heft II Seite 41 aufgefallen: „Jütlands Küsten haben also ganz verschiedene Natur". Doch das sind, wie auch Immendörffer hervorhebt, Ausnahmen, die der Sache an sich nicht schaden können und sich in einer zweiten Auflage, die das Buch wohl bald erleben wird, leicht ändern lassen. Viel schwerwiegender scheint mir zu sein, daß dem Lehrer sein Weg zwar leichter und bequemer gemacht ist, dafür ihm aber auch sehr fest vorgezeichnet ist, daß seine Bewegungsfreiheit im Erarbeiten solcher Leitsätze stark beschränkt ist.

Außer diesen prinzipiellen Einwänden verdient das Buch in vollem Maße das Lob, das ihm schon in vielen Besprechungen zuteil geworden ist. Der Text, der durchgehends kurze, knappe, leicht verständliche Sätze aufweist, ist von einer Fülle von Kärtchen, Profilen und Bildern unterbrochen. Die Profile zeichnen sich durch große Einfachheit aus, über jedem findet sich dasselbe Profil ohne Überhöhung, was sicher dazu beiträgt, den Schüler vor Trugschlüssen, wie sie so leicht aus der Betrachtung von Profilen hervorgehen, zu bewahren. Die schwarzen Bilder sind durchaus zu loben, die bunten sind häufig in den Farben, vor allem im Rot, etwas grell. Ebenso verdient die äußere Ausstattung des Buches und der klare Druck uneingeschränktes Lob.

Dieses günstige Urteil soll auch durch die folgenden Einzelheiten nicht herabgesetzt werden. Im 1. Hefte hätten nach den preußischen Lehrplänen die Seiten 12—34 fehlen sollen. Sie enthalten Grundbegriffe der Erdkunde und eine Übersicht der Länderkunde, also den Lehrstoff der Sexta, wo, wie unsere preußischen Lehrpläne mit Recht sagen, die Benutzung eines Lehrbuches ausgeschlossen ist. Dafür hätte der zweite Abschnitt dieses Heftes, kartographische Elemente, etwas

ausführlicher behandelt werden können. In der Länderkunde Mitteleuropas ist bei einzelnen Städten angeführt, daß sie eine Universität haben, bei anderen nicht, so nicht bei Leipzig, Freiburg, München, bei diesem auch nicht bei der zweiten Behandlung Deutschlands im 4. Heft.

Der Wasgenwald ist bei seiner ersten Erwähnung (S. 35) mit dem unschönen Namen „Vogesen" belegt, derselbe Name findet sich dann noch einmal im 5 Heft S. 43. S. 67 heißt es: Hannover Knotenpunkt wichtiger Bahnlinien (Köln—Berlin). S. 51: Das hessische Bergland besteht aus 2 vulkanischen Erhebungen, dem Vogelsberge und der Rhön. Im 3. Hefte sind bei der Einteilung Nordamerikas die natürlichen Landschaften zu wenig berücksichtigt, das Felsengebirge hätte zusammenhängend behandelt werden müssen. Bei der Einleitung zu den deutschen Kolonien fehlt unter den Ursachen der Kolonisation die zielbewußte Erwerbung fremder Landstriche durch Staaten, um der eigenen Industrie die nötigen Rohstoffe zu sichern und den Auswandererstrom dem Heimatlande zu erhalten, die doch für unsere Kolonien hauptsächlich in Betracht kommt. Gemeint ist dies wohl mit der unter 6 angeführten „Ansammlung starker Kapitalkräfte, die nach Betätigung suchen", doch ist das wohl nicht ohne weiteres verständlich und auch das ideale, nationale Element zu wenig hervorgehoben. Im 5. Heft fiel mir auf, daß unter den Schweizern, die in geistiger Beziehung Einfluß auf Deutschland gehabt haben, daß unter Pestalozzi, Bodmer und Breitinger, Haller und Geßner, Keller und Böcklin die Schweizer Reformatoren fehlen.

Ich will meine Besprechung nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß das Buch auch dem Lehrer, an dessen Schule es nicht eingeführt ist, viele gute Dienste leisten kann. Es wird ihm manche Anregung geben und kann jedem in seinem kurzen, knappen Stil als Muster dienen.

Hannover. O. Thiele.

---

1) **Felix Klein, Vorträge über den mathematischen Unterricht auf höheren Schulen, bearbeitet von Rudolf Schimmak. Teil I: Von der Organisation des mathematischen Unterrichts. Leipzig 1907, B. G. Teubner. X u. 236 S. 8. geb. 6 M.**

Das Buch bringt einen Teil des Inhalts der Vorlesungen, die der Verfasser im Winterhalbjahr 1904/05 an der Universität Göttingen gehalten hat. Es bringt zunächst nur denjenigen Teil, der sich auf die Geschichte und die Organisation des mathematischen Unterrichts bezieht und diese kritisch darstellt. Zwei weitere Teile, die sich mit ausgewählten Fragen der Arithmetik bezw. der Geometrie befassen werden, sollen noch folgen.

Das bisher Dargebotene ist eine sehr anziehende Schilderung der augenblicklichen Lage und ihres Gewordenseins und führt den Leser vortrefflich in alle die Fragen ein, die die Neugestaltung

des mathematischen Unterrichts betreffen. Sehr deutlich spricht dabei der Verfasser gegen mancherlei Mißverständnisse seinen und seiner Freunde Standpunkt aus. Wie seine Vorschläge nichts weniger als eine Vermehrung des Stoffes, eine Erhöhung der Anforderungen bezweckten, wie sie vielmehr darauf ausgehen, unter Ausscheidung von Veraltetem und Entbehrlichem den Lehrstoff der Schulmathematik von Gesichtspunkten aus zu durchleuchten, die seine Aneignung erleichtern und ihn mit dem modernen Leben in engere Verbindung zu bringen geeignet seien. Wie er durchaus davon entfernt sei, eine mathematisch-naturwissenschaftliche Fachbildung zu erstreben, wie er aber auch überzeugt sei, daß zur allgemeinen Bildung der Gegenwart und Zukunft die Bekanntschaft mit den Grundgedanken der modernen Mathematik gehöre, die in der Veränderlichkeit und der gegenseitigen Abhängigkeit der Teile lägen.

Seine Hörer macht er zunächst bekannt mit der Lage des Unterrichts in den Volksschulen, auf der Unter- und Mittelstufe der höheren Lehranstalten, und an den höheren Mädchen- sowie den mittleren Fachschulen. Sehr ausführlich unter Mitteilung mancher interessanter Einzelheiten und mit Hinweis auf die neuere Literatur des Gegenstandes bespricht er darauf den historischen Entwicklungsgang des mathematischen Unterrichts unserer höheren Schulen, um darauf die Lehrpläne der Mathematik für die Oberstufe vom Jahre 1901 einer historischen Betrachtung zu unterziehen und dabei besonders eingehend seine Forderung der Einführung der Elemente der Infinitesimalrechnung zu begründen. Der Schlußabschnitt endlich weist auf die Aufgaben hin, die den Hochschulen, den Universitäten sowie den technischen Schulen gestellt werden, damit diese Reformen Wirklichkeit werden können. Auch hier beleben verschiedene historische Exkurse die Darstellung.

2) K. G. Volk, Die Elemente der neueren Geometrie. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbststudium bearbeitet. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 77 S. 8. kart. 2 *M*.

Mit seinem Werk versucht der Verfasser zwei Hauptforderungen aus den Reformbestrebungen des geometrischen Unterrichts zu Hilfe zu kommen, der Berücksichtigung des geometrischen Bewegungsprinzips und der starken Betonung der Lagebeziehungen. Von diesen Gesichtspunkten aus stellt er nun die Elemente der neueren Geometrie dar, und es muß anerkannt werden, daß er einen Lehrgang geschaffen hat, der durch Klarheit und Übersichtlichkeit für den Schüler die unleugbar mit dem Stoff zunächst verbundenen Schwierigkeiten beiseite schafft, wie anderseits die Art der Behandlung, eben die Benutzung des Bewegungsprinzips, sein Interesse in hohem Maße zu erregen und wach zu halten geeignet ist. Wenn einerseits der Wunsch, die Begriffe und die Gedanken der Infinitesimalrechnung in die Schule einzuführen, die Gefahr mit sich bringt, den Unterricht in der Ober-

stufe noch mehr zu „arithmetisieren“, als vielleicht schon der Fall ist, so bietet die Pflege und das Studium der Grundlagen der neueren Geometrie ein gutes Abwehrmittel. Es wird wohl nicht allerorts möglich sein, auf beiden Gebieten, in der Analysis und in der Geometrie, die Grenzen neu abzustecken, aber was verschlägt es, wenn je nach der Anlage und der Liebhaberei des Lehrers hier die eine, dort die andere Seite eifriger getrieben wird? Geben ja doch die offiziellen Lehrpläne selbst dazu Erlaubnis und Aufforderung.

Pankow bei Berlin. Max Nath.

J. Heussi, Lehrbuch der Physik für Gymnasien und Realgymnasien, Oberrealschulen und andere höhere Bildungsanstalten. Siebente Auflage, vollständig neu bearbeitet von E. Götting. Mit 487 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1907, Otto Salle. XII und 475 S. 8. 5 ℳ.

Dreizehn Jahre sind seit der letzten von A. Leiber besorgten Auflage dieses bekannten Lehrbuches verflossen. Wissenschaft und Methodik haben in dieser Zeit so große Fortschritte gemacht, daß es, trotz sorgfältiger Bemühung des Verfassers, den Charakter des Buches zu wahren, sich als notwendig herausstellte, bei der neuen Auflage eine weitgehende Umarbeitung eintreten zu lassen.

Das Darstellungsprinzip ist wie bisher rein systematisch, doch finden wir mehrfach eine neue Gruppierung des Stoffes, die mit wenigen Ausnahmen als zweckmäßig gelten kann. In allen Teilen des Buches tritt das Energieprinzip in den Vordergrund, insbesondere in der Mechanik, der Wärme und der Elektrizität, überall führt uns der Verfasser auf die Höhen der modernen Naturauffassung. Die Einführung des absoluten Maßsystems erscheint von diesem Standpunkte selbstverständlich, seine Anwendung in der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität ist in verständlicher Form und in angemessenen Grenzen zur Darstellung gebracht. In der Optik ist die bisher gebräuchliche, unvollständige Behandlung der Wirkung optischer Instrumente durch die moderne Abbesche Theorie, wenn auch nur mit Beschränkung auf die Grundbegriffe, in einer durch die Unterrichtspraxis bewährten Form ersetzt worden.

Da zu dem vorliegenden Werke noch ein für die Unterstufe bestimmter Leitfaden der Physik gehört, dem die Elemente der Chemie beigegeben sind, so finden wir den entsprechenden Abschnitt im Lehrbuche nicht mehr vor. Dagegen hat der Verfasser die Aufnahme des physikalischen Lehrstoffes der Unterstufe u. z. in neuen Zusammenhängen aus pädagogischen Gründen für zweckmäßig erachtet. Die Ausscheidung vieler veralteter Abschnitte und Figuren, für die allerdings eine große Anzahl neuer hinzugekommen ist, hat doch eine Verminderung des Buchumfanges

zur Folge gehabt. Wenn das Lehrbuch nunmehr im allgemeinen wohl an Unterrichtsstoff so viel enthält, als auf den höheren Realanstalten mit Erfolg bearbeitet werden kann, so scheinen mir doch einige Abschnitte selbst für Gymnasien etwas zu dürftig ausgefallen zu sein. So verdienen die Abschnitte über elektrische Wellen, insbesondere über drahtlose Telegraphie, sowie die Teslaschen Versuche eine eingehendere Behandlung. In dem Kapitel über astronomische Geographie ist das Material über die Planeten und ihre Monde, sowie über die Erscheinungen der Finsternisse kaum ausreichend, eine Sternkarte ist dem Buch nicht beigegeben.

Vergleicht man die neue Auflage mit der alten, so steht man unter dem deutlichen Eindruck von den bedeutenden Fortschritten, welche inzwischen Wissenschaft und Technik auf allen Gebieten der Physik gemacht haben. Man hat es nunmehr mit einem modernen Lehrbuche zu tun, das in der Hand eines erfahrenen Lehrers gute Dienste leisten wird.

Berlin. R. Schiel.

E. Prinz, Ausführliche Darstellung des Lehrverfahrens zur Bildung des musikalischen Gehörs für das Absingen von Noten. Erste bis dritte Stufe. Essen 1907, G. D. Bädeker. 47 S. 1,20 *M*.

Eines der vielen Produkte, welche aus fleißiger, praktischer Beschäftigung mit dem Gesangunterricht in der Volksschule hervorgegangen sind, liegt uns in dem Buche von Prinz vor. Es ist nur für Lehrer geschrieben und zerfällt in einen theoretischen und praktischen Teil. Die Kunst, nach Noten richtig zu singen, ist das Ziel, das jeder Lehrer, der seine Sache ernst nimmt, bei seinen Schülern zu erreichen sucht. Was vor 45 Jahren, als der Schreiber dieser Zeilen die Volksschule besuchte, ganz unbekannt war, das wird jetzt vielfach in preußischen Volksschulen und, wie ich glaube, mit gutem Erfolge versucht. Das vorliegende Büchlein bietet uns eine Gewähr hierfür. Unter den Hilfsmitteln des Gesanges zieht Prinz das vertikale Notenklavier als das geeignetste allen andern vor. Die tönenden Noten geben der abstrakten Lehre erst die nötige konkrete Grundlage. Den Lehrgang skizziert er kurz S. 12 dahin: „Singen nach tönenden Noten, vom Ton zur Notentaste und zur Note, von der Note zum Ton!“ Der praktische Teil gibt eine detaillierte Ausführung des Lehrverfahrens, dem man im ganzen nur zustimmen kann. Das Kind wird sicherlich dadurch angeregt werden. Immerhin gehört zur Anwendung des Verfahrens ein gut Stück Zeit und Geduld, und ich kann nur dringend wünschen, daß diese in der Volksschule wie in der höheren Schule für den Lehrer vorhanden ist, sonst bleibt der Erfolg aus. Der Preis ist etwas hoch.

Hamm i. W. Hermann Eickhoff.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Die 29. Versammlung des Vereins mecklenburgischer Schulmänner zu Rostock am 28. September 1907.

Die Versammlung war außergewöhnlich gut besucht, namentlich hatte der sehr starke Rostocker Zweigverein eine stattliche Zahl von Teilnehmern gestellt, aber auch von den übrigen höheren Schulen unseres Landes waren fast durchweg Vertreter erschienen, um an den Verhandlungen teilzunehmen und im persönlichen Verkehr mit den Amtsgenossen alte Beziehungen aufzufrischen und neue zu knüpfen. Die Versammlung wurde nach dem Eintreffen der Morgenzüge in dem großen schönen Saal der Realschule mit der Begrüßung der Anwesenden durch den Vorsitzenden eröffnet, und nachdem einige innere Angelegenheiten des Vereins erledigt waren, hielt Herr Direktor Dr. Bolle-Wismar einen Vortrag über die Frage, ob es wünschenswert und durchführbar sei, in der Prima des Gymnasiums eine Scheidung der Schüler in eine altsprachliche und eine mathematische Gruppe eintreten zu lassen. An den Vortrag, der mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, schloß sich eine lebhafte Besprechung zunächst des ersten Leitsatzes: Es ist wünschenswert, den Schülern der Prima des Gymnasiums die Wahl zwischen erhöhter sprachlicher oder erhöhter mathematischer Bildung zu lassen. Nachdem vereinzelte Einwendungen gegen diesen Leitsatz widerlegt waren, wurde er nahezu einstimmig angenommen, die Besprechung der übrigen Leitsätze aber für die Versammlung des nächsten Jahres vorbehalten.

Im weiteren Verlaufe der Versammlung wurden noch zwei wichtige Bestimmungen getroffen. Erstens beschloß der Verein, nach dem Vorgange fast aller ähnlichen Vereine in Deutschland die Benennung „Verein mecklenburgischer Philologen“ anzunehmen, und dann beauftragte er seinen Vorstand, er solle bei dem Großherzoglichen Ministerium die Bitte vortragen, die Verleihung des Professortitels für alle Oberlehrer aller höheren Schulen des Landes nach denselben, dem Dienstalter zu entnehmenden Grundsätzen erfolgen zu lassen.

Als Ort der nächsten Jahresversammlung wurde Wismar bestimmt; die Auswahl der in den Zweigvereinen zu bearbeitenden wissenschaftlichen Fragen wurde dem Vorstand übertragen. An die Versammlung schloß sich ein Festessen im reichgeschmückten Saal des Rostocker Hofes, das die Kollegen und ihre Damen noch lange zu fröhlichem Tun vereinte.

Schwerin. Mulsow.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1908. XII. Jahrgang. Mit 566 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht. Als Abreißkalender eingerichtet. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. 1,85 ℳ.

Einen ausgebreiteten Anschauungsunterricht von lebendigster Mannigfaltigkeit vermittelt auch dieser neue Jahrgang des nun schon zum zwölften Male erschienenen Kalenders, der in reichster Abwechslung Bilder aus Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Weltgeschichte und Geographie, Kunst und Technik vorführt und alle mit einem inhaltlich belehrenden, darstellerisch fesselnden Text versieht.

2. Die Umschau, herausgegeben von J. H. Bechhold. Jahrg. 12, Nr. 1.

3. Das Banner der Freiheit. Monatsschrift von Gottfried Schwarz. Jahrg. 12, Heft 143. Inhalt: Jesus-Hostie. 32 S.

4. *Παιδαγωγικὸν δελτίον, ἐκδιδόμενον ὑπὸ τοῦ ἐν Ἀθήναις Ἑλληνικοῦ διδασκαλικοῦ συλλόγου. Τόμος δεύτερος.* S. 82—224.

5. Die Stimme, Centralblatt für Stimm- und Tonbildung, Gesangunterricht und Stimmhygiene. Herausgegeben von Dr. Th. Flatau, Rektor K. Geist und Rektor A. Gusinde. Jahrg. 1, Heft 10—12 (S. 289—384).

6. Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung. Organ des Vereins zur Pflege des Jugendspieles in Wien usw. Herausgegeben von L. Burgerstein und V. Pimmer. Jahrg. 3, Heft 3 (S. 137—199).

7. Jung-Deutschlands Flotten- und Kolonial-Kalender 1908.

8. Bezugsquellen-Adreßbuch für die Schule und den Bedarf des Lehrers, redigiert von H. Konwiczka. Leipzig und Wien 1907, Akademischer Verlag. 275 u. 41 S. 4.

9. Franktireurfahrten und andere Kriegserlebnisse in Frankreich. Kulturbilder aus dem Kriege 1870/71 (Band II von „Freuden und Leiden des Feldsoldaten") von Christian Rogge. Berlin 1907, C. A. Schwetschke u. Sohn. 2,50 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

10. Oliver Goldsmith, A selection. Herausgegeben von A. Stoeriko. Mit einem Titelbilde. Leipzig 1907, G. Freytag. 144 S. 1,50 ℳ.

11. S. R. Gardiner, Oliver Cromwell, herausgegeben von A. Greef. Mit 1 Titelbild und 1 Karte von England und Wales. Leipzig 1907, G. Freytag. 134 S. geb. 1,40 ℳ.

12. Th. Carlyle, Heroes and Hero-Worship. Annotated by L. Hamilton. With 1 vignette. 130 S. 1,50 ℳ.

13. English Classics. Great Novels by Great Writers. Edited with notes by J. F. Bense. Groningen, P. Noordhoff. I. Scott, Ivanhoe. 1907. 292 u. XV S. geb.

14. H. A. Clay und O. Thiergen, Über den Kanal. Ein Führer durch England und die englische Sprache. Leipzig 1907, E. Haberland. VIII u. 276 S. geb. 3,50 *M.*

15. F. Höhm, Geometrische Anschauungslehre für die I.—IV. Klasse der Mädchen-Lyzeen. Wien 1907, F. Tempsky. I. Teil: Für die I. u. II. Klasse. 52 S. steif brosch. 1 *K.* II. Teil: Für die III u. IV. Klasse. 42 S. steif brosch 0,80 *K.*

16. K. Schwering, Trigonometrie für höhere Lehranstalten. Dritte Auflage. Mit 17 Figuren. VII u. 55 S. 0.90 *M.*, geb. 1,30 *M.*

17. O. Richter, Dreistellige logarithmische und trigonometrische Tafeln. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 10 S. 0,50 *M.*

18. P. Treutlein, Mathematische Aufgaben aus den Reifeprüfungen der badischen Mittelschulen. I. Teil: Aufgaben. Leipzig 1907, B. G. Teubner. X u. 158 S. geb. 2,80 *M.*

19. H. Müller, Einführung in die Differential- und Integralrechnung. Zum Gebrauch an höheren Schulen. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 38 S. kart. 1,20 *M.*

20. M. Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für höhere Schulen und Lehrerbildungs-Anstalten. Achtundzwanzigste und neunundzwanzigste Auflage mit 116 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 185 S. 1,60 *M.* geb. 2 *M.*

21. W. Kaiser, Physikalische Schülerübungen in den oberen Klassen. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. 47 S.

22. W. Leick, Praktische Schülerarbeiten in der Physik. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. 44 S.

23. Pokornys Naturgeschichte des Tierreichs für höhere Lehranstalten. Bearbeitet von M. Fischer. Mit zahlreichen Abbildungen und 27 Tafeln. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. VI u. 293 S. geb. 4 *M.*

24. F. Kienitz-Gerloff, Physiologie und Anatomie des Menschen mit Ausblicken auf den ganzen Kreis der Wirbeltiere. Mit 111 Abbildungen. VI u. 130 S. gr. 8.

25. M. Kraß und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Mit 4 Farbentafeln und 325 Textbildern. Siebte Auflage. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagshandlung. XIV u. 326 S. 8. 3,60 *M.*, geb. 4,20 *M.*

26. G. Müller, Mikroskopisches und physiologisches Praktikum der Botanik für Lehrer. Mit 235 Figuren. Leipzig 1907, B. G. Teubner. XVI u. 225 S. 4,80 *M.*

27. Wissenschaft und Bildung, Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens, herausgegeben von Paul Herre. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1907. geb. 1,25 *M.*

L. von Graff, Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. IV u. 132 S.

Giesenhagen, Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreich. Mit 31 Abbildungen. IV u. 132 S.

G. Holz, Der Sagenkreis der Nibelungen. IV u. 128 S.

M. Löhr, Volksleben im Lande der Bibel. 134 S.

H. Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Nach seinen Vorlesungen. VIII u. 142 S.

28. Fr. Dannemann, Das geschichtliche Element im naturwissenschaftlichen Unterricht. Leipzig 1907, B. G. Teubner. S.-A. aus Natur und Schule, Band VI. 8 S.

29. G. Steinmann, Der Unterricht in Geologie und verwandten Fächern auf Schule und Universität. Leipzig 1907, B. G. Teubner. S.-A. aus „Natur und Schule“ VI S. 241—268.

30. J. Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie. Mit 154 Abbildungen und 1 Spektraltafel. Siebzehnte Auflage von Fr. Lehmann. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 329 S. 3,60 ℳ, geb. 4,20 ℳ.

31. E. Volckmar, Kurzes Lehrbuch der Chemie zunächst für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Dritte Auflage. Mit 71 Abbildungen. Gießen 1908, Emil Roth. XV u. 300 S.

32. Gustav Krüger, Der Tierschutz und die Jugend. Rede, gehalten am 27. 1. 1906. 0,05 ℳ. (Sonderabdruck aus „Tier- und Menschenfreund“ 1906.)

33. Gaudeamus. Blätter und Bilder für unsere Jugend. Geleitet von Egid von Filck-Wittinghausen. Wien, G. Freytag und Berndt. X. Jahrgang. Band I u. II (396 S.). Preis des ganzen Jahrganges 5 ℳ, der Einzelnummer 0,35 ℳ.

34. Paul Wagner, Lehrbuch der Geologie und Mineralogie für höhere Schulen. Große Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen. Mit 284 Abbildungen und 3 Farbentafeln. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 208 S. gr. 8. geb. 2,80 ℳ.

35. Paul Bachmann, Grundlehren der Neueren Zahlentheorie. Mit 10 Figuren. Leipzig 1907, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. XI u. 270 S. geb. 6,50 ℳ.

36. Carl Graeber, Ideal-Schulgärten im 20. Jahrhundert. Unter Mitwirkung von H. U. Molsen. Mit 19 Plänen und Skizzen und 140 Abbildungen. Frankfurt a. O. 1907, Trowitzsch & Sohn. IV u. 309 S.

37. Alfred Lehmann und R. H. Pedersen, Das Wetter und unsere Arbeit. Experimentelle Untersuchungen über den Einfluß der meteorologischen Faktoren auf die körperliche und seelische Arbeitsfähigkeit. Mit 20 Figuren im Text. Leipzig 1907, W. Engelmann. 106 S. 2 ℳ.

38. Albert Sergel, Ringelreihen. Kindergedichte. Rostock 1907, C. J. E. Volckmann Nachfolger. 86 S.

39. Deutsche Bücherei.

a) Band 73. 74. E. v. Hartmann, Die sozialen Kernfragen. Band I: Die Verteilung des Arbeitsertrages. Mit einem biographischen Geleitwort von Alma von Hartmann. Zweite Auflage. 110 S.

b) Band 75. 76. E. v. Hartmann, Die sozialen Kernfragen. Band II: Die Erhöhung des Arbeitsertrages. Zweite Auflage. 204 S.

c) Band 77. 78. E. v. Hartmann, Die sozialen Kernfragen. Band III: Die Verminderung der Arbeitslast. Die Boden- und Bevölkerungsfrage. Zweite Auflage. 201 S.

d) Band 79. 80. Brüder Grimm, Deutsche Sagen, herausgegeben von Chr. Tränckner. 173 S.

e) Band 81. Kaspar Hauser von Anselm Ritter von Feuerbach. Mit einer biographischen Würdigung Feuerbachs von Leo Freiherrn von Egloffstein 85 S.

f) Band 82. 83. Heinrich Stümcke, Modernes Theater. Eindrücke und Studien. 187 S.

g) Band 84. Julius Kurth, Aus Pompeji. Skizzen und Studien.

h) Band 85. Hans Haas, Japanische Erzählungen und Märchen. 108 S.

i) Band 86. Elly Steffen, Aus deutscher Vorzeit. Vier alte Werke deutscher Dichtung in kurzer neuhochdeutscher Prosafassung für das deutsche Volk herausgegeben. 127 S. (Gudrun. — Otto mit dem Barte. — Flore und Blancheflur. — Der gute Gerhard. — Anhang: Der arme Heinrich, neu übersetzt.)

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Lage des Geschichtsunterrichts auf der Oberstufe des Gymnasiums.

Alles von Menschenhand und Menschengeist Geschaffene ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen; so darf man denn auch nicht erwarten oder wohl gar dahin wirken wollen, die Gymnasien beständig in demselben Zustande erhalten zu sehen, und der Satz „sint, ut sunt, aut non sint“ dürfte nirgends mit weniger Recht angewandt sein als vom Gymnasium. Viel mehr Gewicht mag hier auf ein anderes Wort gelegt werden, das wohl in der Eingangshalle vieler höheren Schulen zu lesen ist, ohne freilich immer richtig gedeutet zu werden, „non scholae, sed vitae discimus“. Wie also alle Verhältnisse und Personen, von diesen sogar die bedeutendsten, den Charakter ihrer Zeit an sich tragen und ihr einen gewissen Tribut zollen, so kann sich auch das Gymnasium ihr nicht entziehen, es muß dem Zeitgeist Zugeständnisse machen in seinen Lehrzielen, im Inhalt und in der Methode der einzelnen Unterrichtsgegenstände. Von dieser Notwendigkeit legen Zeugnis ab die verschiedenen im Laufe der Zeiten aufgestellten Lehrpläne, diese Notwendigkeit wird auch fernerhin neue Lehrpläne hervorbringen. Bei der ungeheuren Entwickelung, die in der neuesten Zeit die Naturwissenschaften und die Technik genommen haben, bei den grundstürzenden Änderungen, die damit in der Produktion und im Verkehr der Länder eingetreten sind, bei dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung insbesondere des neuen Deutschen Reiches und bei seiner in Rücksicht auf seine Existenz sich immer mehr entwickelnden Weltstellung, kurz bei den neuen Aufgaben und Zielen, die unserm Vaterlande jetzt gestellt sind, muß auch die Vorbildung der Männer, die einst zur Regierung berufen sind, gewisse Modifikationen erleiden, und die Vertreter und wahrhaften Freunde einer humanistischen Bildung handeln weise, beizeiten auf die Anforderungen der Zeit zu achten und ihnen, soweit nötig, nachzugeben, nicht

aber sich streng auf das Herkömmliche zu versteifen. Dann müssen doch wohl die Klagen derer verstummen, die heute dem Gymnasium wer weiß was alles vorwerfen und es zum Sündenbock für alle möglichen Mängel machen. Andernfalls könnte es kommen, daß das Gymnasium immer mehr Anhängerschaft verliert und daß es schließlich, wie es schon aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt ist, sogar um die Gleichberechtigung mit den andern höheren Schularten kämpfen müßte. Das darf aber auf keinen Fall geschehen; denn abgesehen von allem andern wäre es ein nationales Unglück, wenn schließlich die Zahl der humanistisch Vorgebildeten so gering würde, daß sie nicht mehr den nötigen Tropfen Öl liefern könnten für die brausenden Wogen des Realismus und des übertriebenen Utilitarismus im öffentlichen Leben. Wenn nun aber auch das Gymnasium dem Einfluß des modernen Lebens sich nicht entziehen darf, so hat es sich ihm noch lange nicht zu unterwerfen: das steht außer allem Zweifel, daß den Neuerungen nur so weit nachgegeben werden darf, wie es unbedingt nötig ist, und ohne daß der Grundcharakter des Gymnasiums darunter leidet. Auch fernerhin muß die Beschäftigung mit der Kultur des klassischen Altertums die Grundlage und den Mittelpunkt des gymnasialen Unterrichts bilden, womit gewiß noch immer das allgemeine Ziel der höheren Lehranstalt: „Erziehung tüchtiger Menschen, die imstande sind, unserer Zeit und unserm Volke zu dienen“ (Cauer, Palaestra vitae[1]) S. 3) erreicht wird, nur soll dies dem Gymnasiasten durch eine verhältnismäßige Anpassung an die Forderungen der Zeit erleichtert werden. Was davon als unabweislich notwendig erkannt ist, muß sich das Gymnasium in durchaus erreichbaren Grenzen zu eigen machen, das muß dann aber auch als zum Unterrichtsbetrieb gehörig festgelegt und nicht dem Wohlwollen einzelner überlassen werden.

Wie sind nun aber diese beiden Forderungen, Aufnahme des Neuen und Festhalten des Alten, miteinander zu vereinen? Wird dadurch nicht das Zuviel an Lehrfächern, unter dem das Gymnasium schon lange seufzt, noch vermehrt und die Worte „multum, non multa“ immer mehr zur Karikatur? Sollte man nicht vielmehr nach Vereinfachung des Lektionsplanes streben, indem man prüft, was etwa an Unterrichtsfächern ausfallen könnte? Da soll denn gleich von vornherein betont werden, daß das Neue auf keinen Fall in selbständigen Lehrgegenständen eingeführt werden

[1]) In trefflicher Weise hat der begeisterte und tiefgründige Vorkämpfer des Gymnasiums in dieser Schrift, die allen humanistischen Kollegen zur Selbstprüfung und Nachachtung gar nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann, an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, wie eine Erziehung durch Griechen und Römer nicht von der Welt, die uns umgibt, abzulenken braucht, sondern im Gegenteil tüchtig werden läßt sie zu begreifen — es braucht nur der Inhalt der Antike in der gehörigen Weise im Unterricht ausgenutzt zu werden.

darf, selbst dann nicht, wenn es gelänge, vorhandene Fächer zu beseitigen oder zu beschneiden. Bekanntlich macht sich jetzt eine Strömung bemerkbar, die Mathematik in ihrem Umfange auf der Oberstufe des Gymnasiums zu verkürzen, um dem Gymnasium seine Eigenart zu wahren und, was den beiden andern Anstalten gewährt ist, auch für das Gymnasium zu erlangen. Es ist ja richtig, wenn der Oberrealschule gestattet sein soll, ihre Zöglinge ohne jede Kenntnis der alten Sprachen zu jedem Lebensberuf zu entlassen, während das Realgymnasium doch wenigstens der einen alten Sprache eine wenn auch dürftige Existenz bewilligt, warum soll es da dem Gymnasium verwehrt sein, dies mit etwas geringeren Kenntnissen als bisher in der Mathematik zu tun? Der Gedanke hat sehr viel für sich, besonders wenn man bedenkt, wie viele Schüler, jedes mathematischen Sinnes bar, unter dem Joche der Mathematik seufzen, und man kann ihm im Interesse des Gymnasiums von ganzem Herzen die Ausführung wünschen. Die dadurch freiwerdende Zeit dürfte jedoch unter keinen Umständen neuen Lehrfächern zugute kommen, sondern schon vorhandenen, wenn sie überhaupt wieder ausgetan werden soll. Wenn also dieser Weg für Unterbringung des neuen Unterrichtsstoffes nicht gangbar erscheint, so muß der zweite betreten werden, d. h. schon vorhandene Lehrgegenstände sind so auszubauen oder zu verändern, daß darin das Neue geboten werden kann. Um was für Neues handelt es sich denn hauptsächlich? Abgesehen von der Gesundheitslehre (sexuelle Belehrungen!) und Biologie, die diesmal außer Betracht bleiben sollen, um die bildende Kunst, die Geographie und die Bürgerkunde. Daß diese besonders in den Oberklassen des Gymnasiums eine gewisse Rücksichtnahme verdienen, wird wohl heute nur noch von ultraradikalen Schwärmern geleugnet, braucht also nicht erst näher erörtert zu werden; bezüglich der Kunst und der Geographie ist dies auch in den Lehrplänen von 1901 anerkannt, für jene freilich in überaus bescheidener Weise, wenn S. 31 für die altsprachliche Lektüre die Verwertung von künstlerisch wertvollen Anschauungsmitteln empfohlen wird, oder wenn nach S. 20 das deutsche Lesebuch kunstgeschichtliche Stücke enthalten soll, und nach S. 49 zur Belebung historischer Vorstellungen charakteristische Anschauungsmittel zu verwerten sind, während die Beschäftigung mit der Geographie kräftiger betont wird, da nach S. 50 innerhalb jedes Halbjahres mindestens sechs Stunden dafür zu verwenden sind; die Bürgerkunde, als jüngstes Kind der Zeit, findet noch keine Erwähnung. Wie sind diese Gegenstände am besten unterzubringen? Ohne Zweifel bieten alle bisherigen Fächer Berührungspunkte, und überall wird Gelegenheit sein, auf derartige Fragen einzugehen, in dem einen Fache mehr, in dem andern weniger; aber überall wird das Eingehen auf solche Belehrungen ein gelegentliches sein, es wird zu sehr vom Zufall abhängen, es wird sich danach richten,

was gerade gelesen und gezeichnet wird, und ohne Zwang wird sich niemals eine gewisse Vollständigkeit erzielen lassen. So erfreulich also die Beihilfe ist, die andere Fächer den Belehrungen im Bereiche der Kunst, der Geographie und der Bürgerkunde gewähren, es ist eben nur eine Beihilfe, die Hauptarbeit muß einem bestimmten Fache zufallen, das die Gewähr bietet, daß alles Nötige behandelt wird: das kann nur die Geschichte sein.

Wenn es die Aufgabe des Geschichtsunterrichts ist, nicht nur geschichtliches Wissen zu vermitteln, sondern den Schülern das Verständnis für die Entwickelung der Menschheit zu eröffnen, dadurch den historischen Sinn zu beleben und die Urteilskraft zu üben, so darf er sich nicht auf die äußere Geschichte eines Volkes beschränken, sondern er muß auch Einblick gewähren in dessen geistige und kulturelle Verhältnisse. Erst wenn man alle oder wenigstens die wichtigsten Äußerungen des Geisteslebens eines Volkes erkannt hat, kann man ein Urteil fällen über seine Bedeutung und Stellung unter andern Völkern, erst dann kann man das Volk und seine Geschichte ganz verstehen. Von dieser Auffassung ist man heute wohl allseitig durchdrungen, und es wird kaum noch eine Anstalt geben, an der im Geschichtsunterricht nicht auch die Kulturgeschichte die gebührende Berücksichtigung findet. Das Gebiet nun, auf dem das Geistesleben mit am deutlichsten in die Erscheinung tritt, ist das der bildenden Kunst, folglich ist die Beschäftigung damit vom Geschichtsunterricht gar nicht zu trennen.

Dasselbe gilt von der Geographie. Auch sie steht in allerengstem Zusammenhange mit der Geschichte, und zwar einmal mehr äußerlich, indem man sich zum Einordnen und Festhalten der einzelnen Vorgänge und Ereignisse auch die Lage ihres Schauplatzes klarmachen und merken muß, da ohne seine Kenntnis die Geschehnisse bald haltlos in der Luft schweben würden; ein viel intimerer Zusammenhang aber besteht darin, daß die Entwickelung eines Volkes von der Beschaffenheit eines Landes nicht losgelöst werden kann. Warum z. B. der Schwerpunkt der griechischen Geschichte im Osten, der römischen im Westen des Landes liegt, versteht man nur, wenn man die geographischen Verhältnisse berücksichtigt; der stolze Unabhängigkeitssinn der Niederländer, der sich nicht einmal gern einem Oranier beugte, wurde hervorgerufen durch die Lage des Landes, das dem tückischen Meere im beständigen Kampfe immer wieder abgerungen werden mußte; daß der Norweger sich mehr als ein anderes Volk mit dem Fischfang beschäftigt, ist die Folge der Beschaffenheit seiner Heimat, ebenso wie sein radikaleres Denken und Empfinden gegenüber dem schwedischen Nachbar; warum gerade der Italiener heute mit das größte Kontingent zu den Auswanderern stellt, wird gerechtfertigt durch die Bodenverhältnisse

Italiens; ebendarin hat auch die Entvölkerung Ostdeutschlands ihren **Grund**, da die reichen Bodenschätze im Westen unseres Vaterlandes hier eine reiche Industrie entwickelt haben, die immer mehr Arbeitskräfte verschlingt. So könnten noch unzählige Beispiele angeführt werden, die aufs deutlichste zeigen, in wie engem Zusammenhange Geschichte und Geographie miteinander stehen, und die Geographen selbst sind sich über die reinliche Scheidung beider Gebiete nicht klar, wenn manche von ihnen z. B. die Betrachtung von Staatsverfassungen sowie von Baudenkmälern geschichtlicher Bedeutung — Schiller-Goethedenkmal, Niederwalddenkmal, Kölner Dom — der Geographie zuweisen. Es bedarf demnach wohl keines weiteren Beweises, daß nur der Geschichte systematische Unterweisungen in der Geographie zugewiesen werden können.

Endlich die **Bürgerkunde**. Auch diese jüngste Forderung an das Gymnasium kann nur der Geschichtsunterricht erfüllen, da kein anderes Fach so viel Beziehungen zu ihr hat. Nicht nur können die politischen Einrichtungen und die Gesetze eines Volkes mit zu den Außerungen seines Geisteslebens gerechnet werden, gehören also schon deswegen dem Geschichtsunterricht an, sondern es fallen der Geschichte außer dem schon oben erwähnten allgemeinen Ziele noch eine Reihe von Einzelaufgaben zu, deren wichtigste mit, die Erziehung zu staatlicher Gesinnung, eben Betrachtungen aus der Bürgerkunde erfordert. Denn die Erweckung des Staatsbewußtseins, d. h. das Gefühl der Verpflichtung der unbedingten Zugehörigkeit zu seinem Volke im Schüler wachzurufen, ist eben nur dann möglich, wenn er die Einrichtungen auf den einzelnen Gebieten der Verwaltung und des öffentlichen Lebens einigermaßen kennt. So stellt denn auch das Verlangen nach Berücksichtigung der Bürgerkunde im Unterricht eigentlich keine neue Anforderung an die Schule, sondern sie ist ein integrierender Bestandteil des Geschichtsunterrichts.

Nun wird gewiß von mancher Seite der Einwurf erhoben, daß mit diesen Belehrungen im Grunde genommen ja doch, wenn auch unter dem verhüllenden Namen des Geschichtsunterrichts, neue Unterrichtsgegenstände eingeführt würden. Dem ist zu erwidern, daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Gegenstand in besonderen Stunden behandelt wird, wo sich sehr bald der Fachlehrer mit seinem Spezialistentum und übertriebenen Anforderungen geltend machen würde, oder organisch einem schon vorhandenen Lehrfache eingefügt wird. Damit ist aber zugleich die allgemeine Grenze gegeben, in der jene Sachen behandelt werden sollen — in durchaus weiser Beschränkung, zwanglos, ohne Anspruch auf Vollständigkeit; es darf auch gar nicht das Gefühl in dem Schüler aufkommen, daß etwas Neues gelehrt wird, alles bleibt in innigstem Zusammenhang mit der eigentlichen Geschichte und dient zur Erfüllung ihrer Aufgabe.

Wenn nun einerseits die kunstgeschichtlichen, geographischen und bürgerkundlichen Unterweisungen eigentlich nichts Neues für den Geschichtsunterricht bedeuten und deshalb auch in einem verständig erteilten Unterricht schon immer eine gewisse Berücksichtigung gefunden haben, so ist anderseits nicht zu leugnen, daß mit ihrer stärkeren Betonung die Geschichte in eine gewisse Notlage gerät: wächst doch das Pensum ohnedies von Jahr zu Jahr auf natürliche Weise sowie infolge von Ausgrabungen, Entdeckungen u. a. m. Deshalb hat man aber noch lange keinen Grund, an der Zukunft des Geschichtsunterrichts zu verzweifeln, sondern man muß auf Mittel und Wege sinnen, dieser Notlage zu begegnen; darum ist sie auch schon vielfach auf Direktorenversammlungen, in Fachkonferenzen, in wissenschaftlichen Zeitschriften, ja auch in Tagesblättern behandelt worden; viel Material ist damit gesammelt und reiche Erfahrung an den Tag getreten, trotzdem ist man zu allgemein verbindlichen Bestimmungen noch nicht gekommen, die Sache ist noch immer im Werden, und deshalb erscheint es wünschenswert, zur Klärung immer wieder Erfahrungen aus der Praxis mitzuteilen. Unter diesem Gesichtspunkte sind auch die folgenden Ausführungen zu beurteilen, die zeigen wollen, wie etwa die erwähnten Besprechungen sich dem Geschichtsunterrichte einfügen lassen.

Was zunächst die kunstgeschichtlichen Unterweisungen betrifft, so habe ich mich darüber bereits einmal in dieser Zeitschrift (1901 S. 718 ff.) sehr eingehend ausgesprochen, und ich kann mit Genugtuung feststellen, daß diese meine Ausführungen lobende Anerkennung seitens des Mitberichterstatters über ein ähnliches Thema auf der Direktorenversammlung von Pommern im Jahre 1903 (S. 108 f.) gefunden haben. Ich kann mich also diesmal ganz kurz fassen und will nur der Vollständigkeit halber die dort geäußerten Gedanken, denen ich nur wenig Neues hinzuzufügen habe, noch einmal in der Hauptsache wiederholen.

Ganz ungezwungen bietet sich zu solchen Betrachtungen Gelegenheit, wenn am Ende größerer politischer Abschnitte ein Blick auf die Geistesäußerungen dieser Zeit geworfen wird. Solche Querschnitte dienen zugleich als Ruhepausen in der Darbietung von Tatsachen und Ereignissen und zur besseren Aneignung derselben, da beide Gebiete des Geschichtsunterrichts durch zahlreiche Fäden miteinander verknüpft sind (vgl. Nelson, Progr. Gymn. Aachen 1897 S. 27). Auf eine derartige Geschichtsbehandlung haben denn auch bereits die meisten Lehrbücher Rücksicht genommen, indem sie am Ende eines Zeitraumes auch ein Kulturbild desselben einfügen. So kommt man denn ganz von selbst zu einer zusammenhängenden Vorführung der Leistungen eines Volkes auf dem Gebiete der Kunst; denn ohne daß man besonders darauf hinarbeitet, wird der Schüler den Fortgang in der Entwickelung erkennen und herausfinden. Solche Kunst-

besprechungen dürfen sich aber nicht etwa auf Griechen und Römer beschränken, sondern sind auf alle Völker auszudehnen, die für die Menschheitsgeschichte von Bedeutung sind, an deren Kultur deshalb nicht schweigend vorübergegangen werden darf; dahin sind zu rechnen die Ägypter, die Babylonier, Assyrer, Araber, von den neueren, abgesehen von den Deutschen, besonders die Niederländer, Italiener u. a. m.

Wenn ich mir nun, auch gegen den Willen übereifriger Reformer, als Ergebnis der Kunstbetrachtungen eine Bereicherung des Wissens vorstelle, so soll es doch nicht scheinen, als ob nicht in erster Linie damit eine größere Fähigkeit im Sehen bei den Schülern erzielt werden sollte. „Was siehst du?“ muß deshalb bei der Betrachtung eines Kunstwerks immer wieder gefragt werden, um aus den auf diese Weise reichlich zusammengebrachten Bausteinen das Werk entstehen zu lassen. Freilich muß sich dazu der Schüler auch in das Objekt vertiefen können; es ist also an geeigneter, leicht zugänglicher Stelle möglichst vor der Behandlung einige Zeit aufzustellen und darauf hinzuweisen. Bei manchen Gegenständen wird es dann einer langen Besprechung gar nicht mehr bedürfen, da sie klar und durchsichtig sind und durch sich selbst wirken. Anderseits würde aus der bloßen Betrachtung bei den meisten Kunstwerken kein Resultat herausspringen, und es erscheint dem Praktiker ganz unverständlich — wie ja freilich auch manches andere, was auf den Kunsterziehungstagen gesprochen wurde —, daß derartiges dort von den Fanatikern der Kunst verlangt werden konnte, die dadurch ihr Heiligtum vor der Entweihung in der Schule bewahren zu müssen glaubten. Nun diese Leute haben wenigstens das eine zu ihrer Entschuldigung anzuführen, daß sie meist durch Sachkenntnis nicht getrübte Urteile fällen. Wer immer wieder seine Freude daran hat zu sehen, wie eifrig selbst auf der obersten Stufe, wo doch sonst im allgemeinen eine gewisse Zurückhaltung herrscht, die Schüler an solche Besprechungen herangehen, wie sie das Richtige herauszufinden sich bemühen, wie der Begabtere und künstlerisch mehr Veranlagte auch den Schwächeren mit fortreißt und zur Beteiligung drängt, der möchte nimmer auf dieses hervorragende Mittel zur Belebung des Unterrichts, zur Erweckung des Kunstverständnisses und zur Ausbildung des Gesichtssinnes verzichten, sondern kann nur immer wieder dazu auffordern, wo dies noch nicht geschieht, einen Versuch damit zu machen. Als mustergültiges Beispiel, wie solche Besprechungen gestaltet werden können, mag Luckenbach „Antike Kunstwerke im klassischen Unterricht“ (Progr. Gymn. Karlsruhe 1901) empfohlen werden. Nur vor einem ist zu warnen: es darf nicht zu viel kritisiert und ästhetisiert werden; denn nichts ist widerlicher als junge Leute sich als Kunstkenner aufspielen zu sehen, die sich berufen glauben, über jedes Kunstwerk zu urteilen.

Einen Kanon der zu besprechenden Kunstwerke aufzustellen, wie von mancher Seite versucht ist, halte ich für aussichtslos und überflüssig. In der Hauptsache kommt es darauf an, nicht möglichst viel vorzuführen, sondern nur das Beste und Charakteristischste; im übrigen wird die Auswahl nicht immer und überall dieselbe sein, das richtet sich nach der zur Verfügung stehenden Zeit, nach dem Verständnis und der Befähigung der einzelnen Schülerjahrgänge, nach dem Geschmack des Lehrers, nicht zum wenigsten endlich nach dem vorhandenen Material; denn von Besprechungen an kleinen Abbildungen oder wohl gar ohne solche kann ich mir keinen Nutzen versprechen. Im allgemeinen wird man ja heute über die Auswahl ebensowenig in Verlegenheit sein wie über die Beschaffung ausreichenden Materials — wenn die nötigen Mittel vorhanden sind —, und natürlich werden gewisse Darstellungen zum eisernen Bestande der Besprechungen an jeder Anstalt gehören. Wenn nun aber auch ein Kunstwerk an einer genügend großen Nachbildung, denn um solche wird es sich ja meist handeln, da selten Originale zur Verfügung stehen, besprochen ist, so ist es doch wünschenswert, daß der Schüler zur Repetition und zur Vertiefung einen Bilderatlas in Händen hat, worin dieselben Bilder noch einmal kleiner vorgeführt werden, während diese auf keinen Fall dem Lehrbuch eingefügt sein dürfen. Solcher Bilderhefte gibt es ja jetzt eine ganze Anzahl, das praktischste und künstlerisch am höchsten stehende ist aber ohne Zweifel das von Luckenbach, „Kunst und Geschichte“, das sich denn auch, von Auflage zu Auflage in immer größerer Vollkommenheit erscheinend und nunmehr in drei Abteilungen die alte sowie die deutsche Geschichte umfassend, schnell eingebürgert hat und hoffentlich in Zukunft durch stärkere Berücksichtigung ausländischer Kunst noch brauchbarer wird.

Abgesehen von diesen an bestimmten Stellen im Geschichtsunterrichte regelmäßig wiederkehrenden Betrachtungen aus dem Gebiete der Kunst halte ich es für ersprießlich, mehrere Male im Jahre in besonders dafür anzusetzenden Stunden den Schülern einen zusammenhängenden Vortrag über irgend ein Gebiet aus der Kunst möglichst mit Hilfe des Skioptikons zu bieten; vielleicht ließe sich das auch mit den sogenannten Elternabenden vereinigen, wie das hie und da schon mit Erfolg geschieht. Schließlich müssen auch wohlvorbereitete Besuche von Museen und sonstigen Darbietungen auf künstlerischem Gebiete dazu dienen, die Bemühungen der Schule nach dieser Richtung hin zu unterstützen.

Wenn alle diese Mittel mit Verständnis angewandt werden, so kann schließlich ein Erfolg nicht ausbleiben, und die Klagen über mangelhaftes künstlerisches Verständnis und fehlendes Sehvermögen der Schüler von Gymnasien müssen allmählich verstummen.

Ich komme zur Einfügung der **Geographie** in den Geschichtsunterricht. Hier ist zunächst zu wiederholen, daß jede Geschichtstunde an und für sich der Geographie dient; nicht nur übt und schärft die immer vorhandene Karte das Auge des Schülers und prägt den Schauplatz der Ereignisse und die Wohnsitze der Völker bis in die Einzelheiten immer wieder ein, sondern durch das Eingehen auf die kulturellen und wirtschaftlichen Zustände der Völker, besonders des deutschen Volkes, müssen auch alle diejenigen Gebiete und Fragen nicht bloß gestreift, sondern teilweise wenigstens eingehend behandelt werden, die heute von den Vertretern der geographischen Wissenschaft ihrem Fache zugewiesen werden. Wenn man von der geschichtlichen Entwickelung eines Volkes spricht, kann man nicht stillschweigend vorbeigehen an der Gestaltung seines Landes und dem Einfluß desselben auf die Bewohner, man wird die Tier- und Pflanzengeographie berühren, die Beschaffenheit des Erdinnern, namentlich die die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingenden Bodenschätze nicht unerwähnt lassen, man wird auf die wichtigsten Verkehrswege namentlich zu Wasser — zu Lande ist heute ja eigentlich alles durch Schienen verbunden —, auf die Bedeutung der großen Schiffahrtsgesellschaften und die regelmäßigen Dampferlinien hinweisen, man wird die genauere Bekanntschaft mit unsern Kolonien erstreben, man wird den ungeheuren Aufschwung des deutschen Handels und damit in Verbindung des deutschen Schiffbaues, das Verhältnis von Einfuhr und Ausfuhr, die Bedeutung der Kabel darlegen: kurz, alles, was unter dem Namen der Wirtschafts- und Verkehrsgeographie zusammengefaßt wird, ist zugleich Aufgabe des Geschichtsunterrichts.

Trotzdem also fast alles, was die Geographen verlangen, schon im Verlaufe der Geschichtsbetrachtungen einmal vorgekommen ist, so soll doch noch eine Reihe von Stunden abgezweigt und der zusammenfassenden Behandlung und Vertiefung alles dessen gewidmet werden; dazu genügen aber, wenn der Geographie so intensive Hilfe vom Geschichtsunterricht erwächst, sicherlich sechs Stunden im Semester, und es bedarf meines Erachtens keiner Verdoppelung dieser Zahl, die doch nur durch eine gewaltsame Auslegung des Wortes „mindestens" in den Lehrplänen gerechtfertigt werden könnte; eine Zahl, die übrigens von den engagierten Geographen auch nur als eine Abschlagzahlung betrachtet wird, da sie nichts Geringeres erstreben, als, in maßloser Überschätzung ihres Faches, die Geographie in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts zu stellen. Diese zwölf Stunden im Jahre müssen dann freilich auch für ihren Zweck verwendet und rationell ausgenutzt werden und dürfen nicht etwa davon abhängen, ob das Pensum der Geschichte früh oder spät erledigt ist. In diesen Zweck aber schließe ich nicht mit ein eine zusammenfassende und zugleich vertiefende Betrachtung der allge-

meinen physischen Erdkunde, wenn auch nur in ihren dem Menschenleben am nächsten stehenden Beziehungen, der Ozeanographie, Klimatologie, hauptsächlich aber der Geologie, die vielmehr dem naturwissenschaftlichen Unterrichte zuzuweisen ist, da dazu denn doch wohl zu wenig Zeit vorhanden ist, außerdem besondere Kenntnisse nötig sind, die in ausreichender Weise beim naturwissenschaftlichen Lehrer anzunehmen sind, ebenso fällt die Behandlung von Fragen aus der mathematischen Geographie dem betreffenden Unterrichte zu — einzelnes, was gelegentlich besprochen wird, wird auch diese Gebiete nicht im Dunkeln lassen.

Bei der immerhin knapp bemessenen Zeit von zwölf jährlichen Stunden bedarf es einer überaus vorsichtigen Auswahl des Stoffes. Im Vordergrunde steht natürlich unser deutsches Vaterland mit seinen Kolonien, die übrigen europäischen Länder schließen sich mit Abstufungen an; von den fremden Erdteilen bedürfen wieder einige Länder einer eingehenderen Betrachtung, wie Vorderasien, Ostasien, Nord- und Südafrika, die Vereinigten Staaten von Nordamerika u. a., während für den größten Raum derselben die allgemeine Orientierung genügt; besondere Rücksichtnahme verdienen dabei die Länder, die mit Deutschland in engen wirtschaftlichen Beziehungen stehen. Für die Behandlung des umfangreichen Stoffes scheint es wichtig, um eine allzu große Belastung der Schüler zu verhindern, ihnen genau die Abschnitte des Lehrbuches, die sie für die nächste Stunde wiederholen sollen, anzugeben; die Wiederholung selbst geschieht möglichst schnell durch Frage und Antwort, und dann kommt die zusammenfassende Vertiefung, die, soweit möglich, unter Mitwirkung der Schüler stattfindet und es hauptsächlich mit Vergleichen oder der zusammenhängenden Erörterung einzelner Fragen zu tun hat. Um die eingehende Benutzung des Atlas bei der häuslichen Vorbereitung zu erzwingen und um sich von dieser selbst im weitesten Umfange schnell zu überzeugen, sind sogenannte Kartenextemporalien von Wert, natürlich von der größten Einfachheit und mit verschiedenen Aufgaben an einzelne Schülergruppen.

Was die Verteilung des Stoffes auf die drei oberen Klassen betrifft, so schließt sie sich am natürlichsten an den Geschichtsunterricht an: demnach fallen der IIa neben Afrika und Asien die europäischen Mittelmeerländer, der Ib Mitteleuropa, besonders das Deutsche Reich, der Ia Nordeuropa, Amerika, Monsungebiet, Australien, Gr. Ozean sowie eine vergleichende Übersicht über den Kolonialbesitz der einzelnen Mächte zu; daran schließt sich passend an eine kurze Übersicht über Menschenrassen, Religion, Sprache.

Wie sind nun die geographischen Repetitionsstunden zu verteilen? Die einen sind für eine häufigere Unterbrechung

der Geschichtstunden durch eine oder höchstens zwei Geographiestunden, andere wollen Gruppen von je drei Stunden im Vierteljahr zusammenlegen, noch andere wünschen alle sechs Stunden am Schluß des Halbjahres hintereinander zu erteilen. Ich halte dies für das Richtigste; denn einmal wird dadurch der Geschichtsunterricht nicht so häufig gestört, wie wenn alle paar Wochen eine geographische Stunde eingeschoben wird, und dann läßt sich bei der Zusammenlegung der Stunden viel eher etwas Einheitliches und Zusammenhängendes liefern. Der Grund gegen die Zusammenlegung, daß nämlich hierdurch die Arbeitskraft der Schüler zu sehr in Anspruch genommen würde, da sie von Stunde zu Stunde große Gebiete repetieren müßten, während bei der Zerreißung schon Wochen lang vorher gesagt würde, was das nächste Mal daran käme, so daß sie sich beizeiten darauf vorbereiten könnten, scheint mir nicht stichhaltig; denn trotz des Hinweises werden die Schüler, da sie auch sonst von Tag zu Tag genug zu tun haben, die Repetition erst kurz vorher anfangen.

Wenn nun an das Gedächtnis der Schüler nicht allzu große Forderungen gestellt werden, wenn ferner den geographischen Zusammenfassungen im Geschichtsunterricht genügend vorgearbeitet ist, diese endlich möglichst interessant gestaltet werden, so werden auch die Schüler in der überwiegenden Zahl Interesse daran haben und gern den vorübergehend größeren Anforderungen an den häuslichen Fleiß genügen. Erhöht kann dieses Interesse noch dadurch werden, daß einmal die geographischen Stunden nicht an das äußerste Ende des Semesters gelegt werden, um bei der Erteilung der Zensuren noch Berücksichtigung zu finden, und daß ferner beim Examen in der Geschichtsprüfung noch mehr als bisher Fragen geographischen Inhalts gestellt werden.

Ich meine, wenn so oder ähnlich mit dem geographischen Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums verfahren wird, so kann der Erfolg nicht ausbleiben, ein Erfolg, der natürlich nicht darin bestehen kann, perfekte Geographen zu erziehen — das ist Aufgabe der Fachschule und des Fachstudiums —, wohl aber junge Leute, die einigermaßen Bescheid wissen auf der Erde und nicht ratlos den Fragen gegenüberstehen, die heute unser wirtschaftliches und soziales Leben so stark beeinflussen. (Eingehend und mit Beibringung reichlichen Materials ist die Frage behandelt worden auf den Direktorenversammlungen 1903 von Ost- und Westpreußen und von Westfalen, denen manches von vorstehenden Ausführungen entnommen ist; sehr brauchbar erscheint auch für die Praxis der Leitfaden der Handelsgeographie von Eckert 1905.)

Was endlich die Behandlung der Bürgerkunde im Geschichtsunterricht betrifft, so ist hier vor allem davor zu

warnen, sich durch allzu weitgehende Ansprüche beeinflussen zu lassen, wie sie auch von Pädagogen, z. B. von Gurlitt, der ja freilich durch die besondere Art seiner Ansichten fast immer zum Widerspruch herausfordert, vertreten werden, und die schließlich darauf hinauslaufen, den Schüler mit einer derartigen Gesetzeskenntnis auszustatten, daß er sich nachher womöglich in allen Lebenslagen zurechtzufinden weiß und kaum juristischen Rates bedarf. Wollte man darauf eingehen, so hieße das das Gymnasium wiederum zu einer Fachschule erniedrigen; davon darf also gar keine Rede sein, und es kann sich nur darum handeln, den Schüler mit den Einrichtungen unseres Staates auf den verschiedensten Gebieten im allgemeinen bekannt zu machen. Dabei kann vielleicht nach folgenden Gesichtspunkten verfahren werden: Gemeinde, Staat, Reich; Kaiser, Bundesrat, Reichstag; Reichskanzler, Reichsbehörden; Gesetze; Gerichte; Heer, Marine; Landwirtschaft, Handel, Gewerbe; Verkehrswesen, Kolonien; Finanzen, Steuern, Zölle; Kirchen-, Unterrichtswesen; Soziale Gesetzgebung; Landesvertretung und Verwaltungsbehörden in dem betr. deutschen Bundesstaat. Innerhalb dieser Abschnitte erfährt der Schüler das Wissenswerte von dem Charakter des Deutschen Reiches, von der Organisation der Behörden, von den Faktoren der Gesetzgebung und der Art, wie ein Gesetz zustande kommt, von der Gerichtsverfassung, vom Zivil- und Strafgerichtsverfahren, von der militärischen Organisation, von den Hauptproduktionszweigen, den Wirtschaftssystemen, Aus- und Einfuhr, vom Geldwesen und der Währung, von den verschiedenen Arten der Steuern und Zölle, vom Verhältnis von Kirche und Staat, endlich von den Wohlfahrtseinrichtungen. Fast alle diese Dinge erfahren eine zweifache Art der Behandlung: die eine zieht sich durch den ganzen Geschichtsunterricht hindurch und taucht bald hier, bald da auf, die andere besteht in einer systematischen Zusammenfassung. Für jene spielt die alte Geschichte eine wichtige Rolle, die vielfach zur Vergleichung moderner Verhältnisse herangezogen werden kann, die zwar räumlich und zeitlich dem Schüler viel näher stehen und trotzdem oft erst durch die entsprechenden antiken Verhältnisse ihre rechte Beleuchtung erhalten. Aus der reichen Fülle von Beispielen will ich mit kurzen Schlagworten nur einige hervorheben: Allgemeine Wehrpflicht in Sparta und Athen und in Preußen und ihre Einführung in der Zeit der höchsten Bedrängnis, Volksvertretung im Altertum und heute, Agrargesetzgebung und Ansiedlungskommission unter den Gracchen — preußische Ansiedlungskommission, Soziale Gesetzgebung (Koloniegründung, Getreideverteilung), Handel (Getreideeinfuhr in Italien!) und Industrie, Besteuerung, Schwurgerichte. Ebenso bietet die frühere Deutsche Geschichte eine Unmenge von Vergleichungspunkten: z. B. Reichsgründung Karls d. Gr. — die von 1871, Reformversuche unter Maximilian I. — Gewisse Ein-

richtungen des Neuen Deutschen Reiches, Kampf zwischen Kaiser und Papst — Kulturkampf der 70er Jahre, der Hohenstaufe Friedrich II. — Friedrich d. Gr. und die absolute Monarchie, Hansa — kurbrandenburgische Marine und Kolonialgründung — heutige Marine und Kolonien, Friedrich d. Gr. und der Osten — Ostmarkenpolitik, Reichstag und Gesetzgebung im Alten Reich und heute, Kabinettsjustiz — heutige Justiz, Merkantilsystem — Freihandel (Manchester) — Schutzzollsystem. So läßt sich fast alles, was der moderne Staatsbürger von den Staatseinrichtungen wissen muß, im Laufe des Geschichtsunterrichts seit Obersekunda vorbringen, allerdings nur gelegentlich, ohne System und Ordnung, und eifrig soll und muß der Geschichtslehrer diese Gelegenheiten benutzen, ohne freilich in Übertreibung zu verfallen. Alle diese einzelnen Bausteine müssen nun unter kräftiger Mithilfe der Schüler in mehreren Stunden hintereinander zu einem Gebäude zusammengetragen und unsere Staatseinrichtungen darin noch einmal systematisch vielleicht unter den oben genannten Überschriften untergebracht werden. Dazu bietet sich die allergünstigste Gelegenheit bei der neuesten Geschichte am Ende des Kursus der Oberprima, kurz bevor der Schüler ins Leben hinaustritt, so daß er doch wenigstens etwas davon mitnehmen wird. Es wird dann hoffentlich auch hier immer mehr die Klage verstummen, daß man auf dem Gymnasium zwar gründlich die griechische und römische Verfassung, nicht aber die deutsche kennen lernt, eine Klage, die insofern nicht ganz verständlich erscheint, als doch auch bisher schon davon die Rede war, und die nur so zu erklären ist, daß die Betreffenden entweder einen ausnahmsweise schlechten Geschichtsunterricht genossen haben oder aber, was wahrscheinlicher erscheint, so unaufmerksam im Unterrichte waren, daß ihnen die Durchnahme dieser Sachen ganz entgangen ist. Dieser Umstand muß nun auch wieder ein Sporn für die Fachmänner sein, auf die Einrichtungen des modernen Staates einzugehen, sooft sich Gelegenheit bietet, damit infolge wiederholter Behandlung doch schließlich auch bei dem unaufmerksamsten Schüler etwas sitzen bleibt. Zum Schluß sei noch für den, der die Mühe scheut, sich das nötige Material selbst zusammenzustellen, auf die „Deutsche Bürgerkunde“ von Hoffmann und Groth hingewiesen, worin alle einschlägigen Fragen klar und übersichtlich behandelt sind, der auch die obige Kapiteleinteilung entnommen ist; bescheidenen Ansprüchen genügt die „Kleine Staatskunde“ von Giese, zur Repetition wohl namentlich für Schüler bestimmt.

Ich bin mir wohl bewußt, daß sich gegen eine derartige Auffassung des Geschichtsunterrichts, wie ich sie in Vorstehendem darzulegen versucht habe, nicht wenige Stimmen erheben werden oder sich schon erhoben haben, Stimmen von solchen, die fürchten, daß dabei eine ausreichende Behandlung der geschicht-

lichen Tatsachen nicht stattfinden und somit befriedigende Leistungen in der Geschichte überhaupt nicht mehr erzielt werden können. (Darunter auch O. Jäger, Die Zukunft des Geschichtsunterrichts, Human. Gymn. 1904 u. 1905.) Sie wäre nur denkbar, wenn entweder dem Unterricht in der alten Geschichte wieder zwei Jahre in den beiden Sekunden zufielen oder aber die Zahl der wöchentlichen Geschichtstunden in den drei oberen Klassen auf vier erhöht und womöglich die Geschichte unter die Hauptfächer versetzt und den alten Sprachen in ihrer Bewertung gleichgestellt würde. Gewiß, das alles sind Vorschläge, die der immer mehr steigenden Bedeutung des Faches gerecht werden und das Herz jedes Fachmannes erfreuen dürften, obgleich auch mancherlei dagegen eingewendet werden könnte. Wenn man z. B. immer wieder die Erfahrung macht, daß es schon seine Schwierigkeiten hat, Obersekundanern an der Hand der Alten Geschichte gewisse moderne Verhältnisse klarzumachen oder in fruchtbarer Weise Kunstbesprechungen anzustellen, so wird diese Schwierigkeit noch viel größer, wenn man die griechische Geschichte nach IIb verlegt. Die Schüler sind eben hier in der Mehrzahl noch zu unreif, und wenn einmal geändert werden soll, dann schon lieber eine vierte Stunde in IIa. Die Versetzung ferner der Geschichte unter die Hauptfächer würde gewiß den Wert des Faches in den Augen der Schüler heben und intensivere Beschäftigung damit hervorrufen; damit wäre doch aber ohne Zweifel auch eine neue Belastung der Schüler vorhanden, und die muß vermieden werden. Solange also nicht mit unumstößlicher Gewißheit nachgewiesen wird, daß nach den neuen Anforderungen an die Geschichte das Maß der Kenntnisse darin nicht mehr den Umfang erreicht, der durchaus verlangt werden muß, so lange ist auch eine Veränderung der Lehrpläne nicht gerade dringend erforderlich. Daß aber ein bedenklicher Rückgang in den geschichtlichen Leistungen der Abiturienten zu verzeichnen wäre, stelle ich auf Grund meiner langjährigen Erfahrungen durchaus in Abrede, ich bin vielmehr der Meinung, daß die jetzigen Leistungen viel höher zu bewerten sind als meine eigenen vor 26 Jahren, trotzdem ich zu den guten Historikern gehörte und nach der alten Schule ausgebildet war. Zwar wird man heute die Kenntnis mancher entlegenen Tatsache vermissen, dafür sind aber andere Werte eingetreten, die viel höher einzuschätzen sind, und das „Können" ist in das richtige Verhältnis zum „Wissen" gesetzt. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß eine Vermehrung der Geschichtstunden angenehm wäre, das Fach könnte dann den vielfachen Ansprüchen noch mehr gerecht werden; möglich ist dies aber auch schon so, und es läßt sich mit den vorhandenen Mitteln der bedrängten Lage des Geschichtsunterrichts begegnen.

Da gilt es denn zunächst, um Zeit für eine vertiefende Be-

handlung des Unterrichts zu gewinnen, die größte Sorgfalt auf die Auswahl des Stoffes zu verwenden; es ist ja in dieser Hinsicht schon manches in neuerer Zeit geschehen, es bedarf aber ernster Prüfung, ob der Stoff nicht noch mehr vereinfacht werden kann. Was nicht von Wert ist für das Unterrichtsziel oder um des Zusammenhangs willen behandelt zu werden verdient, muß ohne Erbarmen dem Vergessen anheimfallen, wenn damit auch manches Lieblingsthema aus alter Zeit in der Versenkung verschwindet. Die neuesten Forschungen weisen hier vielfach den Weg, an den man sich zuh alten hat; denn die feststehenden Resultate derselben sind natürlich dem Unterricht dienstbar zu machen. So dürfte wohl, um nur eins anzuführen, für den sogenannten 1. Samnitenkrieg ebensowenig noch Raum zur Behandlung sein wie für die einzelnen Auswanderungen der Plebs, von denen ja allerhöchstens die letzte Glauben verdient; ebenso wäre es eine kolossale Zeitverschwendung und Kraftvergeudung, wollte man all die Römerzüge der Deutschen Kaiser dem Nachwuchs überliefern. Wie die Auswahl so bedarf auch die Behandlung des Stoffes genauester Überlegung; manches will eingehend besprochen sein, während anderes mit wenigen Worten abgemacht werden kann. Die ganze äußere Geschichte Roms bis auf Pyrrhus hat sich mit einer summarischen Behandlung zu begnügen, Pyrrhus selbst erfordert längeres Verweilen; denn dieser erste Zusammenstoß zwischen Rom und Griechenland ist doch in mehrfacher Hinsicht recht beachtenswert und lehrreich. Umgekehrt darf die älteste Zeit der Griechen nicht so übers Knie gebrochen werden, da sie durch die zahlreichen archäologischen Funde immer plastischer aus dem Dunkel hervortritt und auch schon Homers wegen zum Eingehen zwingt. Was die orientalische Geschichte betrifft, so soll sie ihrer heutigen Bedeutung entsprechend nicht allzu kurz gestreift werden. Ich habe ihr immer eine ganze Reihe von Stunden gewidmet, aber nicht am Anfange des Schuljahres, sondern vor den Perserkriegen, in die griechische Geschichte eingeschoben; denn es empfiehlt sich, den Obersekundanern zunächst etwas näher Liegendes und Bekannteres zu bieten. In der deutschen Geschichte verdienen, wie schon gesagt, die Römerzüge meist kein näheres Eingehen, und die brandenburgischen Herrscher bis 1640, die auch schon in anderm Zusammenhange erwähnt sind, können, namentlich für Nichtpreußen, in 1—2 Stunden erledigt werden, während der Große Kurfürst und seine Nachfolger natürlich einer eingehenden Behandlung bedürfen. Dabei wird im Interesse einer tieferen Auffassung und gerechten Würdigung der einzelnen Hohenzollern ein Hinweis auf die Endemannsche Schrift „Die Weltanschauung der Hohenzollern und der moderne Materialismus" am Platze sein. Je näher man der Jetztzeit kommt, um so breiter wird die Behandlung — die segensreichen Folgen der französischen Re-

volution, der Zusammenbruch und Wiederaufbau Preußens, das allmähliche Erstehen des neuen Deutschen Reiches, die dabei wirkenden Kräfte und Persönlichkeiten müssen dem Schüler mit größter Klarheit vor Augen geführt werden. Überhaupt darf die geschichtliche Persönlichkeit im Unterricht nicht zu kurz kommen; denn bei allem Einfluß, den man der Zeit mit ihrer jedesmal herrschenden Idee und mit ihren Strömungen und Forderungen auf die Entwickelung der Dinge zuzuschreiben hat, muß man sich hüten die Bedeutung des persönlichen Elements zu unterschätzen. Wirklich große Persönlichkeiten, wenn auch selbst nicht ganz frei von den sie umgebenden Verhältnissen, waren noch immer imstande, vorhandene Strömungen nach einer gewissen Richtung hin in bestimmte Bahnen zu leiten; und was ist aus Strömungen ohne solche Führung geworden! Also, wenn auch den kulturgeschichtlichen Betrachtungen im Unterricht ein breiter Raum zu gewähren ist, so dürfen sie doch nur stattfinden im Rahmen der äußeren Geschichte; sie bildet die Basis für den gesamten Unterricht, in sie ordnet sich alles ein, in ihrem Mittelpunkt steht die Persönlichkeit! Was wäre auch ein unpersönlicher Geschichtsunterricht für die Schule! Welches erziehlichen Momentes würde man sich mit seiner Einführung begeben! (Vgl. Kaemmel, Moderne Forderungen an den Geschichtsunterricht der höheren Schulen, Neue Jahrb. f. Phil. I 2, 15 ff.) Bei der Behandlung wirklich bedeutender Persönlichkeiten darf man natürlich auch mit der Zeit nicht geizen, sondern man muß alle zugänglichen Mittel heranziehen, um sie vor den Augen der Schüler in plastischer Anschaulichkeit erstehen zu lassen. Dazu werden neben fremden auch eigene Äußerungen derselben sehr dienlich sein. Zur Charakterisierung eines Perikles dient seine Leichenrede, ein Bismarck wird näher gebracht durch seine Reden und Briefe, während bei Cäsar dem Schüler die meisterhafte Charakteristik Mommsens nicht vorzuenthalten ist. Zur völligen Erkenntnis der Persönlichkeit des Epaminondas ebenso wie eines Moltke wird man ihre Gedanken über Taktik und Strategie entwickeln und dieselben am besten klarlegen, indem man näher auf einzelne Schlachten und ganze Feldzüge eingeht und sie durch einfache Skizzen und Pläne erläutert. Doch muß man dazu nur wirklich Typisches aussuchen, sonst kann man ohne ersichtlichen Zweck gerade damit sehr viel Zeit verbringen, die eben auf der Oberstufe nicht vorhanden ist. Viel eher kann man gerade bei Schlachtenschilderungen auf der Mittelstufe länger verweilen, wo solchen Dingen in der Regel auch ein sehr lebhaftes Interesse entgegengebracht wird. Auf alle Fälle muß man sich bei der Auswahl sowie der Behandlung des Stoffes auf der Oberstufe bewußt bleiben, daß hier eben der Stoff hauptsächlich nur Mittel zum Zweck ist, nämlich zum Zweck der Bildung des historischen Sinnes! Damit ist noch keineswegs gesagt, daß die Dar-

bietung des Stoffes und damit der Gang der Unterrichtsstunde gegen früher ganz verschieden sein müßte. Ich habe in dieser Richtung, als ich vor Jahren den Unterricht in den oberen Klassen erhielt, verschiedene Versuche gemacht, bin aber immer wieder zu dem alten Rezepte zurückgekehrt, daß es auch hier das Beste ist, von Stunde zu Stunde chronologisch fortzuschreiten und so allmählich das ganze Pensum zu erledigen, aber nicht von vornherein mit dem Stoffe als mit etwas Bekanntem zu operieren. Denn wenn auch in früheren Klassen die Einzelheiten alle behandelt sind, so wird doch im allgemeinen nur ein verhältnismäßig geringes Wissen mitgebracht, und es bedarf durchaus einer Auffrischung desselben, die freilich flott vorwärts schreiten kann. Der Gang der Unterrichtsstunde wird sich nun in der Regel so gestalten, daß zu Beginn das in der letzten Stunde Durchgenommene repetiert wird, manchmal durch Einzelfragen, meist durch kleine Vorträge, die beide natürlich auch weiter zurückgreifen dürfen, namentlich um den Zusammenhang mit früheren Ereignissen herbeizuführen, und die möglichst so gestellt sind, daß der Schüler sich nicht allzu eng an das Lehrbuch anlehnt. Die Darbietung des Neuen, die der Repetition folgt, wird meist durch den Vortrag des Lehrers erfolgen, der aber gegebenenfalls durch Zwischenfragen, welche die Schüler zur Mitwirkung heranziehen und die sich an ihre Urteilskraft wenden oder an Bekanntes anknüpfen, unterbrochen wird. Dieser Vortrag hält sich im allgemeinen an den im Lehrbuch gegebenen Stoff, hier mehr gebend, dort weniger, hier eine andere Reihenfolge einschlagend, dort einen neuen Abschnitt einfügend oder einen vorhandenen auslassend; auf keinen Fall darf der Anschluß sklavisch eng sein, ebensowenig aber zu frei mit dem gegebenen Stoff gewirtschaftet werden, so daß vielleicht der Schüler zu Hause bei der Repetition das Durchgenommene im Lehrbuch gar nicht wieder erkennt. Zum Schluß werden die Hauptgedanken des Vortrags noch einmal dispositionsartig zusammengefaßt, um dem Schüler die Wiederholung zu erleichtern. Eine große Rolle spielt im Unterricht die Karte, und es muß streng darauf gehalten werden, daß nicht nur die große Wandkarte in jeder Stunde vorhanden ist, sondern daß jeder Schüler auch seinen Handatlas vor sich hat; hier wird jeder Ort, der im Unterricht erwähnt wird, aufgesucht, und der Schüler muß über den Schauplatz so genau orientiert sein, daß er imstande ist, darüber mit ein paar Strichen an der Tafel Rechenschaft zu geben; auch wird die Repetition oft unter Zugrundelegung geographischer Gesichtspunkte betrieben werden. Infolgedessen darf kein Geschichtsatlas von der einen Stunde zur andern im Klassenschrank untergebracht werden, sondern er wandert immer wieder mit nach Hause und spielt hier die Hauptrolle bei der Vorbereitung des Schülers. „Niemals eine Geschichtsrepetition ohne

Atlas!“ Daran muß der Schüler von unten an gewöhnt werden. — Zu den stündlichen Repetitionen treten nun noch solche anderer Art, die aus Zusammenfassungen und Gruppierungen des behandelten Stoffes nach verschiedenartigen Gesichtspunkten bestehen. Solche Wiederholungen sind im allgemeinen nur am Platze, wenn größere Abschnitte vollendet sind, und es soll dadurch bewirkt werden, daß sich der Schüler freimachen lernt von der chronologischen Folge und dem bisherigen Zusammenhange der Ereignisse und von der Herrschaft des Lehrbuches, daß er gewöhnt wird, selbsttätig mit dem Stoffe umzugehen. Erst wenn das gelingt, kann man sagen, daß der Stoff dem Schüler vertraut ist. Fruchtbarer als im Laufe des Schuljahres, weil umfassender, werden sich solche Wiederholungen natürlich am Ende desselben anstellen lassen, am fruchtbarsten am Ende des Pensums in Oberprima, da hier das ganze Gebiet der Geschichte zur Verfügung steht. Wer seinen Unterricht nur einigermaßen versteht, wird hierbei große Freude erleben, denn die Schüler zeigen sich sehr eifrig bei der Arbeit und haben selbst ihre Lust daran, zu sehen, wie aus dem umfangreichen Stoff das Gewünschte sich herausschält. Um diese Freude am Gelingen nicht von vornherein zu zerstören, muß natürlich auch hier systematisch von einfachen zu schwierigeren Zusammenstellungen fortgeschritten werden, und solche Fragen werden teils ohne Vorbereitung in gemeinsamer Arbeit in der Klasse behandelt, teils auch zur häuslichen Vorbereitung aufgegeben; Zeit muß dazu auf alle Fälle vorhanden sein, in Oberprima insbesondere das Pensum bis Weihnachten erledigt sein. — Von großer Bedeutung für das Gelingen des Unterrichts ist auch das Lehrbuch. Über dessen Beschaffenheit auf der Oberstufe gehen ja die Ansichten sehr weit auseinander, die einen wollen möglichst wenig ausgeführten Text, um dem Lehrer freiesten Spielraum zu lassen, den andern kann der Text gar nicht umfangreich genug sein. Ich meine, auch hier muß man die goldene Mittelstraße wählen: das Buch darf nicht zu dürr, aber auch nicht zu umfangreich sein, auf alle Fälle aber muß es so weit ausgeführt sein, daß keine klaffenden Lücken den Zusammenhang stören. Der Behandlung des Ausdrucks ist die größte Sorgfalt zu widmen; deshalb werden nur vollständige, im logischen Zusammenhang stehende Sätze geboten, und der Depeschenstil, das Entsetzlichste, was man sich für ein Schulbuch denken kann, ist aufs strengste verpönt! Glücklicherweise ist ja heute an guten Lehrbüchern kein Mangel, so daß man beinahe in Verlegenheit kommt, welches man empfehlen soll. Um nur etwas anzuführen, so dürfte die Neubearbeitung Andräs von Endemann-Stutzer, zwei sehr erfahrenen Schulmännern, dem Ideale am nächsten kommen; auch Neubauer und Bretschneider werden mit Recht viel benutzt, da sie den Anforderungen entsprechen, die an ein gutes Lehrbuch

zu stellen sind, während die Schenkschen Bücher in ihrem ungeheuren Umfange und Detail, bei aller Anerkennung ihrer sonstigen Vorzüge über das Ziel eines Lehrbuches hinauszuschießen scheinen und eben nicht mehr Lehr-, sondern Lesebücher sind, ein Vorwurf, der in geringerem Grade auch die im Entstehen begriffenen Bearbeitungen von Knaake trifft, die sonst viel Lob verdienen. Natürlich sollen die Schüler über einzelne Abschnitte sich ausführlicher unterrichten, als es im Unterricht und sogar mit Hilfe eines noch so umfangreichen Lehrbuches geschehen kann: dazu werden sie auf geeignete Bücher aufmerksam gemacht, die sie sich entweder selbst anschaffen oder aus Lehrer- und Schülerbibliothek entleihen. Um die Schüler anzuhalten, solche Hinweise zu beachten, empfiehlt es sich vielleicht, aus diesen Gebieten zuweilen die Themata für die kleinen Klassenarbeiten oder auch für Aufsätze und Vorträge zu entnehmen.

Ich bin am Ende mit meinen Ausführungen, die keineswegs als allein seligmachend gelten wollen, jedenfalls aber den Vorteil haben, einer langjährigen Praxis zu entstammen, und den Beweis liefern können, daß der Geschichtsunterricht wohl in der Lage ist, modernen Ansprüchen bis zu einem gewissen Grade entgegenzukommen, ohne daß damit eine Abnahme der Leistungen verbunden zu sein braucht. Freilich große Anforderungen treten mit dieser Art des Geschichtsunterrichts an den Lehrer heran, von dessen Persönlichkeit der Erfolg wie kaum bei einem andern Gegenstande — von der Religion abgesehen — abhängt. Er muß den gewaltigen, vielseitigen Stoff nicht nur vollständig beherrschen und jederzeit zur Hand haben, sondern wie ein Künstler ihn zu formen und nach dem jedesmaligen Zweck zu gestalten verstehen und immer wieder auf Mittel und Wege sinnen, wie er die verschiedenen Zweige des Unterrichts in lebendigen Zusammenhang und damit dem Schüler zum leichten Verständnis bringt; er muß aber auch von der höchsten Begeisterung und von der wärmsten Vaterlandsliebe erfüllt sein, denn nur so kann er in den Herzen seiner Zuhörer selbst wieder die heilige Flamme der Begeisterung entzünden und Vaterlandsliebe erwecken, Gefühle, die jeder Geschichtsunterricht auslösen m u ß und auch auslösen kann, ohne daß die objektive Art der Darstellung darunter zu leiden braucht. Darum ist auf die Ausbildung sowie auf die Auswahl der Geschichtslehrer die größte Sorgfalt zu verwenden und vor allem der Unterricht in den oberen Klassen nur bewährten Händen anzuvertrauen; hinsichtlich der Ausbildung ist unbedingt Erfordernis, daß der Historiker auf der Universität neben seinen eigentlichen Fachstudien auch geographische, besonders aber archäologische Studien treibt und dabei an praktischen Übungen teilnimmt, um sein eignes Sehvermögen zu stärken und sich in den Besitz einer gewissen künstlerischen

Bildung zu setzen; denn darin muß man L. Gurlitt, dem man sonst wegen seiner übertriebenen Aufstellungen so oft entgegenzutreten sich gezwungen sieht, gewiß beistimmen, daß an und für sich künstlerische Bildung nicht Gemeinbesitz des höheren Lehrerstandes ist (Neue Jahrb. f. Phil. X 194). Später, im Amte, muß der Historiker durch Entsendung zu archäologischen Kursen, durch Beurlaubung zu Studienreisen mit ausreichender Unterstützung, durch Begünstigung wissenschaftlicher Betätigung gefördert und für die Ausübung seines schweren Berufes frisch erhalten werden (vgl. des Verf. Aufsatz in dieser Zeitschrift 1905 S. 193ff.); so wird man schließlich die geeigneten Persönlichkeiten für den überaus verantwortungsvollen und vielseitigen Unterrichtsgegenstand gewinnen können und damit die Gewähr, daß der Geschichtsunterricht die ihm gestellten Aufgaben erfüllt.

Dessau. G. Reinhardt.

Ein Gedenkblatt für Friedrich Ludwig Jahn.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands wird gegenwärtig durch Veranstaltung von Feierlichkeiten die Erinnerung an den vor hundert Jahren begonnenen Neubau Preußens und die damit verknüpfte deutsche Einigung wachgerufen. Unter den Männern jener Zeit, die mit scharfem Blick die Lehren der Niederlage bei Jena erkannten und mit richtigem Griff die erfolgreichen Mittel zur Wiederaufrichtung des Volksgeistes anwandten, darf der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn nicht vergessen werden. Gebührt ihm schon darum ein Kranz der Erinnerung, weil er zu den mannhaftesten Bahnbrechern des deutschen Volkstums gehört, so hat er noch ein besonderes Recht auf rühmende Erwähnung, weil es gerade hundert Jahre her sind, daß er ein Werk begann, welches unter allen schöpferischen Taten jener Zeit zu der volkstümlichsten geworden ist, das deutsche Turnen.

Wenn jemals das Wort zutrifft, daß es für einen Menschen nicht gleichgültig ist, an welchem Orte und unter welchen Verhältnissen er geboren ist, weil sie die wichtigsten Bedingungen für den Gang und das Ziel seiner Entwickelung sind, so ist dies gewiß bei Jahn der Fall. Es war eine sehr glückliche Vereinigung vieler den Lebensgang mit der Macht der Naturgesetze vorzeichnenden Umstände, als er am 11. August 1778 in dem Dörfchen Lanz in der Priegnitz, dem nordwestlichen Teil der Provinz Brandenburg, das Licht der Welt erblickte. Die Abstammung von einem Vater, welcher Pastor des Dörfchens, ein Mann von selbständiger Denkweise und tüchtiger Redegabe war und nach freier Methode den Knaben bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre unterrichtete, und die Herkunft von einer ausge-

zeichneten Mutter, die hilfreich, mutigen Charakters, streng in ihren sittlichen Anschauungen, heftig, ja selbst aufbrausend im Zorn war, wo es galt, das Recht zu verteidigen, waren die grundlegende Mitgift für eine Charakterveranlagung, die seine Größe wie seine Schwäche werden sollte. Das Leben in einer Landschaft, deren zahlreiche geschichtliche Denkwürdigkeiten seit den Tagen Kaiser Heinrichs I. seine Phantasie ebenso lebhaft anregten wie deren einfache fleißige Bewohnerschaft ihm den Sinn für unablässig ringende Tätigkeit weckte, der Besitz einer schnellen Auffassungsgabe und eines scharfen Gedächtnisses, die Neigung zum Eigenwillen und zu kühnen Streichen, die sich schon frühzeitig darin zeigte, daß er mit Schmugglern über die Grenze ging, machen es erklärlich, daß aus ihm eine Führernatur werden sollte, die große Massen zu beherrschen, aber auch mit dem Leben vielfach in Konflikt zu kommen geeignet war. Wenn seine Schuljahre zeigen, wie er auf den Gymnasien in Salzwedel und zum grauen Kloster in Berlin wegen Zusammenstoßes mit seinen Lehrern entlassen wurde, und wenn seine Studienjahre auf den Universitäten in Halle, wo noch heut die Sage von der Jahnhöhle bei Giebichenstein von seinem Steinbombardement gegen eine Anzahl Studenten erzählt, in Jena, wo er der gefürchtete Beherrscher des Breiten Steins wurde, und in Greifswald, wo er 1803 relegiert wurde, überall ein nicht rühmliches Ende nahmen, so wird ihn gewiß niemand deswegen loben können. Aber die damals herrschende Roheit auf den Hochschulen, der gegenüber er im Vollgefühl der körperlichen Gewandtheit und Kraft mit jugendlichem Ehrgeiz die Meisterschaft zu behaupten suchte, macht vieles erklärlich. Außerdem legen diese Jahre ein deutliches Zeugnis dafür ab, daß unter der rauhen Schale seines Sichgebens doch ein guter Kern edelsten Strebens verborgen lag, der in ehrlichem Ringen einen Weg fand aus diesem Sturm und Drang. Schon der Entschluß, sich dem Studium der damals noch wenig gepflegten deutschen Geschichte, Sprache und Literatur zu widmen und damit das unbekannte Land einer noch jungen Wissenschaft zu durchforschen, war ein Beweis für seine eigentümliche Veranlagung, zeitlebens selbständige Bahnen zu gehen. Das Ziel, auf das diese alle hinausliefen, war der hohe Gedanke, dem Vaterlande einen nützlichen Dienst zu erweisen. Aus dieser Bestrebung entsprang sein heftiges Auftreten gegen das damalige Abbild deutscher Zersplitterung, die Landsmannschaften, und die höchstwahrscheinlich von ihm schon 1800 verfaßte Schrift „über die Beförderung des Patriotismus im Deutschen Reiche", worin er mit einer Sprache voll Wohllaut, Adel und Herzlichkeit für die bessere Pflege des bisher stiefmütterlich behandelten Geschichtsunterrichts in hohen und niederen Schulen mit der prophetischen Andeutung eintritt, daß diese Beförderung in der damaligen stürmischen Zeit viel-

leicht notwendiger sei als je. Die Gelegenheit, welche die Abklärung des ungestümen Mostes der Jugendfehler zu einem guten Wein der Mannesreife vollenden sollte, brachte die Übernahme einer Hauslehrerstelle bei dem Baron Lefort in Mecklenburg-Strelitz, wo unter dem heilsamen Einflusse der vornehmen Umgangsformen sich zum ersten Male seine ungewöhnliche Erziehergabe entfaltete, deren Zauberkraft nicht bloß die ihm anvertraute Jugendschar an seine Person fesselte, sondern auch lebenslängliche Freundschaften mit angesehenen Leuten stiftete. Zu voller, tüchtiger Männlichkeit hob ihn die 1805 in Göttingen begonnene wissenschaftliche Vorbereitung zur akademischen Lehrtätigkeit, als deren erste Frucht er ein von erstaunlicher Kenntnis und Beobachtungsgabe zeugendes Schriftchen mit dem Titel „Zur Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes“ erscheinen ließ.

Die Stunde, welche den durch diese Vorbereitungen ausgereiften Mann zur Klarheit über seine Bestimmung und zur Mitarbeit an dem gemeinschaftlichen Reformwerke der führenden Geister der Nation berufen sollte, war die Schlacht bei Jena. Wenn er in der Nacht nach dem verhängnisvollen Tage graue Haare bekam und in der nächsten Folgezeit Zeuge von der Flucht, der gräßlichen Kopflosigkeit und dem allgemeinen Zusammenbruche wurde, an deren ohnmächtiger Betäubung seine Versuche, die Flüchtigen zu hemmen und zu ermutigen, alle scheiterten, so kann man sein Selbstbekenntnis verstehen, daß er damals die Leiden des Vaterlandes tiefer gefühlt habe wie mancher andere. Aber die ganze Kühnheit und Spannkraft seines Geistes kommt auch in dem Wort aus jenen Tagen zum Ausdruck: „Müßigsein und Zuschauen im Greuel der Zerstörung gilt mir als wahre Vernichtung“. In Wort und Tat trat er wie ein Herold einer bessern Zeit mit Plänen der Erneuerung des Volksgeistes vor die Öffentlichkeit. In Lübeck ließ er 1810 sein Deutsches Volkstum erscheinen. Die denkwürdige Schrift, wie keine zweite ein Spiegel des Jahnschen Geistes, bezeichnet als Volkstum nicht allein das gemeinschaftliche Denken, sondern auch die unverwüstliche Wiedererzeugungskraft einer Nation und verlangt in glühendster Überzeugung von der Unzerstörbarkeit des deutschen Geistes eine Zusammenfassung aller seiner Volksstämme unter der Führung Preußens, das vermöge seiner geographischen Lage und führenden Stelle in der Geschichte berufen sei, das Haupt des zeitgemäß zu verjüngenden Deutschen Reiches zu werden. Eines der wichtigsten Heilmittel gegen die Gebrechen der Zeit sieht er in dem Erziehungswesen, dessen Pflanzstätten im Dienste der Volkserziehung stehen sollten und das Urbild eines vollkommenen Menschen, Bürgers und Volksgliedes in jedem einzelnen zu verwirklichen haben. Neben dem Unterricht in der deutschen Sprache, vaterländischen Geschichte als „Tatenentzünderin“, Handarbeit und Kunstbildung redet er mit großer

Begeisterung den Leibesübungen das Wort. Anstatt die Körperkraft wie einen vergrabenen Schatz verschimmeln zu lassen, müsse man die Volkskraft wecken, was eine höchst notwendige Aufgabe der Zeit sei, weil sie eine wichtige Vorarbeit für die Verteidigung des Vaterlandes bedeute. Manche Gedanken dieser Schrift schießen zwar über das Erreichbare hinaus und grenzen an Wunderlichkeiten, aber sie beweisen den Jahnschen Prophetenblick und starken Feuergeist, der in dunkler Nacht der Verzweiflung die Wege zur Rettung weist. In dieselbe Zeit, in der diese Schrift erschien, fällt die Entstehung des Turnens. Eine ganz neue Erfindung waren die von ihm angefangenen Leibesübungen nicht. Der von den Ideen der Aufklärung und von dem durch Rousseau begeistert ausgesprochenen Gedanken, auch in der Erziehung natürliche Wege zu gehen, getragene Gründer des Philanthropins in Schnepfental, Guts Muths, hatte sie schon vorher in seiner Anstalt eingeführt. Was aber bisher nur in den Anfängen vorhanden war und zum Teil wieder unterging, dem hat Jahn, ein ungleich Stärkerer wie sein Vorgänger, Leben gegeben und Bürgerrecht im Volke verschafft. Aus keimhaften Anfängen mit wenig Schülern des Gymnasiums zum grauen Kloster und der Plamannschen Erziehungsanstalt in Berlin, wo er angestellt war, begann Jahn 1809 das Turnen. Wenn der Entwickelungsgang des neuen Unternehmens schon in den beiden darauf folgenden Jahren zeigte, wie die Schar der teilnehmenden Jugend, die an den freien Mittwochs- und Samstags-Nachmittagen in der Hasenheide sich um den begeisterten und begeisternden Lehrer sammelte, aus allen Klassen zunahm, wie aus dem ursprünglichen Spielbetrieb durch sinnreiche Erfindung ein planvoller Aufbau von Gerätübungen erwuchs, wie eine instinktive Beobachtungsgabe des Meisters die Einführung neuer Geräte dem Vorbilde der Natur absah, wie er die Jugend zu fröhlicher Regsamkeit und Geschicklichkeit in der Selbstanfertigung der Geräte und der Anlage eines Turnplatzes zu begeistern verstand, und wie sein Herrschergeist die schönste Disziplin in der großen Menge aufrechtzuerhalten wußte, dann erscheint Jahn auf diesem Felde seiner ureigensten Tätigkeit als ein bewunderungswürdiger Bildner.

Um so weniger aber konnten sich seine Hoffnungen auf eine führende Rolle verwirklichen, die ihn im Bunde mit seinem Freunde Friesen im Jahre 1813 dem neu errichteten Lützowschen Freikorps zuführten. Wohl war er ganz der geeignete Mann, um mit eindrucksvoller Gewalt einen Aufruf an die Westfalen zum Aufstande zu richten und durch seine zündenden Worte den Aufruf des Königs „An mein Volk“ zu unterstützen, wohl leistete er schätzenswerte Dienste durch eine Sammlung deutscher Wehrlieder für das Freikorps und durch die Betonung des Werts des Volkslieds, das er des Volkes Sturmfahne, Losung und Feldgeschrei nannte, aber die Enttäuschung über die Verwendung des

Korps, persönliche bittere Erfahrungen und die Unfähigkeit, der strengen militärischen Disziplin sich unterzuordnen, bestimmten ihn, aus dem Korps auszutreten. Während der Genesungszeit nach einer Krankheit schrieb er 1814 die „Runenblätter“ noch im Dienste. Stellenweise schwer verständlich durch eigentümliche Verdeutschung von Fremdwörtern und selbstersonnene Wortbildungen erneuerte diese Schrift den sehnsuchtsvollen Grundgedanken des Volkstums von der Einigung Deutschlands unter Hinweis auf die unwürdige Rolle der damaligen Kleinstaaterei. Die Westgrenze müsse der Wasgau und Ardennenwald werden. Er schließt sie mit den Worten, die auffällig an eine bekannte Äußerung Bismarcks erinnern, daß die Wunde der staatlichen Zerrissenheit allein nach dem Rezept des alten Arztes Hippokrates gegen den Krebs geheilt werden kann, welches lautete: was Arznei nicht heilt, heilt das Eisen; was Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.

Nach seinem Austritt aus dem Lützowschen Freikorps erhielt er einen Wirkungskreis, der ihm mehr zusagte als sein militärischer Posten. Er wurde Mitglied der Generalkommission für die deutschen Bewaffnungsangelegenheiten, die nach der Besiegung Napoleons die Aufgabe hatte, auch die wiedergewonnenen Rheinbundstaaten zur Ausrüstung der Landwehr und des Landsturms zu organisieren. Jahn bereiste in ihrem Auftrage auch die Rheinlande und machte durch seine schon längst berühmt gewordene, auffällige und derb-freimütige Erscheinung überall Eindruck. Obwohl er bei dieser Art Werbearbeit sich ganz in seinem Elemente fühlte, war die Frucht dieser Reisen doch mehr Enttäuschung als Ermutigung, weil er sah, daß am Rhein der „Franzosenteufel in allen Köpfen und Tröpfen spukte“, wie er sich drastisch ausdrückte.

Es war zwar für ihn ein Lichtblick in eine bessere Zukunft, als er nach der Schlacht bei Waterloo den Einzug der Verbündeten in Paris mitmachte. In seiner stürmischen Begeisterung erstieg er eines Tages den vor den Tuilerien errichteten Triumphbogen, auf dem gerade Arbeiter bei der Herabnahme des vergoldeten Viergespanns der Siegesgöttin, einer Beute aus Venedig, beschäftigt waren, und schlug unter einer feurigen Ansprache an die Umstehenden mit wuchtigen Hammerschlägen der Göttin den Mund zu und die Siegesposaunen aus der Hand, ein Vorgang, der ihn in ganz Paris bekannt machte, weil die Blätter darüber Berichte brachten und ihn zum Führer des Korps der Rache stempelten. Aber seine politischen Hoffnungen, die er an die glänzenden Siege knüpfte, erfüllten sich nicht. Hatte er schon bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses im Jahre 1814, denen er damals als Kurier im Dienste des Staatskanzlers Hardenberg beiwohnte, mit Traurigkeit beobachtet, wie man Preußen für seine außerordentlichen Anstrengungen in dem Feldzuge gegen

Napoleon nicht die gebührende Entschädigung bewilligte und den Gedanken von der deutschen Einheit, die sein Lieblingswunsch war, als höchst gefährlich bezeichnete, so brachte ihn jetzt die Wahrnehmung geradezu in Zorn, daß der erhoffte Lohn für den teuer erkauften endgültigen Sieg über Napoleon in Gestalt der Reichseinheit noch nicht kam, und daß der aus den Kongreßverhandlungen hervorgegangene Deutsche Bund eine völlig unvollkommene Verwirklichung einer würdigen Reichsgestalt darstellte. Mißmutig und ahnungsvoll zugleich äußerte er am Schlusse der Worte, die er auf der Rückkehr von Paris nach Berlin in das Stammbuch der Wartburg schrieb, daß Deutschland einen Krieg auf eigene Faust und ohne Verbündete brauche, um sich in seinem Vermögen zu fühlen; es brauche eine Fehde mit dem Franzosen, um sich in ganzer Fülle seiner Volkstümlichkeit zu entfalten.

Desto eifriger sorgte er von jetzt ab für die Ausbreitung des Turnens durch Wort und Tat. In welchem Geiste er es sich dachte, zeigte er bald durch ein Buch, in dem er die Höhe seiner schriftstellerischen Leistung erstieg, durch die 1816 erschienene Deutsche Turnkunst. Das Buch war gleich bei seinem Erscheinen von großer Wirkung. Von hervorragenden Männern priesen die einen die berechtigte Aufgabe des Turnens, das gegenüber der einseitigen Vergeistigung die Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung herstellen wollte, und das überall hingehört, wo Menschen wohnen; die andern lobten die sittliche mit großem Ernst verkündigte Auffassung des Turnens, weil es Selbsvertrauen erwecke, das allgemeine Sittengesetz zu seiner höchsten Regel mache, dem Turnlehrer die schwere Verpflichtung übergebe, Bewahrer und Berater der Jugend und von Kindlichkeit wie von Volkstümlichkeit innigst durchdrungen zu sein, dem Turner aber Muster, Beispiel und Vorbild zu werden, frisch, frei, fröhlich und fromm; die dritten bewunderten die Sprache des Buchs, die an Reinheit, Anschaulichkeit, Folgerichtigkeit und Schönheit ihres gleichen suche und zu den klassischen Schriften der Deutschen zu zählen sei. Das schönste Lob aber wurde ihm durch den Erfolg zuteil, daß infolge der machtvollen Anregung in allen Landesteilen Deutschlands, besonders in Mecklenburg und Thüringen, Turnanstalten entstanden und die Regierungen ihre Einrichtung zu befördern anfingen. Der damalige Oberpräsident von Westfalen, Vincke, und der Regierungspräsident von Köln gingen mit dem besten Beispiele voran. Mußte das Turnen bei dieser raschen Ausbreitung auch die Feuertaufe der Kritik bestehen, in der von Tagesschriftstellern, Schulmännern und Gelehrten es zum Teil unter Übertreibungen sogar als eine für Körper und Geist höchst gefährliche Unternehmung gebrandmarkt wurde, so ging es dennoch aus diesem Schmelztiegel der Angriffe so geläutert hervor, daß das Jahr der heftigsten Befehdung, 1817, das Jahr

seines höchsten Ruhmes wurde. Jahn erhielt den Lorbeer der ersten Unterrichtsanstalten, die philosophische Doktorwürde der beiden Universitäten Jena und Kiel honoris causa.

Von dieser Höhe riß ihn aber ein jäher Sturz. Äußerungen in Vorträgen über das deutsche Volkstum, in denen er mit ungewohnter Keckheit an der Staatsregierung Kritik übte, machten ihn verdächtig; der Studentenstreich Maßmanns, welcher auf dem Wartburgfeste am 18. Oktober 1817 bei der Stiftung der Burschenschaft in theatralischer Nachahmung der Verbrennung der Bannbulle durch Luther die Titel von Büchern zahlreicher Turnfeinde verbrannte, die zum Teil hochangesehene Stellungen innehatten, wurde in einer Beschwerdeschrift als „Vandalismus demagogischer Intoleranz“ bezeichnet und Jahn, obwohl er dem Feste ferngeblieben war, in die Schuhe geschoben; am verhängnisvollsten aber war es, daß der politische Mörder Sand, der den russischen Staatsrat Kotzebue erstach, ein Burschenschafter und Turner war. Die Folgen trafen am schwersten das Haupt Jahns. Unter der Anklage, daß er an den bestehenden demagogischen Unternehmungen führenden Anteil nehme und staatsgefährliche Grundsätze verbreite, wurde er verhaftet. Der nunmehr anbrechende fast sechsjährige Leidensweg führte ihn in die Gefängnisse von Spandau, Küstrin, Berlin, dann nach Kolberg, wo er unter Polizeiaufsicht stehen mußte, dann zur Verurteilung zu zweijähriger Festungshaft, die schließlich dahin gemildert wurde, daß ihm der Aufenthalt in Berlin sowie in jeder Gymnasial- und Universitätsstadt verboten, sonst aber freie Bewegung gewährt wurde. Er nahm seinen Wohnsitz in Freiburg an der Unstrut, aber er trat nun nicht mehr öffentlich hervor. Die Liebe der Turner aber vergaß ihren getreuen Eckart nicht. Als ein Brand sein Haus einäscherte, veranstalteten sie eine Sammlung für ihn, von deren Ertrag er sich ein neues bauen konnte. An seinem Lebensabend hatte er noch die Freude, daß der König Friedrich Wilhelm IV. die Polizeiaufsicht über ihn aufhob, ihn noch nachträglich mit dem eisernen Kreuz dekorierte und das Turnen als einen notwendigen Bestandteil in die Volkserziehung aufnahm. Das Vertrauen seiner Wähler schickte ihn 1848 in das Frankfurter Parlament; aber enttäuscht kehrte er heim. Er trauerte seitdem darüber, daß es der Zeit an Kraft und Geist gebrach, die Stämme Deutschlands zu einem Volke zu verbinden. Dennoch hielt er an dieser Hoffnung, weil sie zu eng mit seiner Lebensarbeit und Denkart verknüpft war, unerschütterlich fest. Wie ein Vermächtnis überlieferte er sie in Frankfurt seinen Freunden in seinem Schwanengesang: „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt“. Am 18. Oktober 1852 starb er zu Freiburg a. U.

Mögen Jahn auch viele Mängel angehangen haben — denn wo viel Licht ist, ist viel Schatten —, das Vergängliche an ihm hat die Geschichte begraben, aber das Wertvolle lebt fort. Sein Werk, das jedes Kind in Deutschland kennt, hat ihn in die Reihe der populärsten Männer aus der Zeit der Befreiungskriege gestellt. Und der Meister hat heut seine Jünger auf dem ganzen Erdenrund. Erkannte er mit Prophetenblick, daß die Turnerei einmal eine heilsame Einrichtung der ganzen Menschheit werden würde, so war sie für ihn nach den wohlverstandenen Bedürfnissen seiner Zeit eine der Säulen, worauf sich der Bau des Deutschen Reiches erheben sollte. Und soll sie ihre Mission an unserm Volke weiter erfüllen, so darf sie nicht äußerlich als eine rein gymnastische Fertigkeit betrieben werden, sondern muß wie die Leibesübungen bei den Griechen des Altertums und den Rittern des Mittelalters von nationalem Geist durchdrungen sein.

Köln. A. Tesch.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Ewald Horn, Das höhere Schulwesen der Staaten Europas. Eine Zusammenstellung der Stundenpläne. Zweite Auflage. Berlin 1907, Trowitzsch u. Sohn. VIII u. 209 S. 8. 6 *M*.

Es kann als ein erfreuliches Zeichen des Interesses angesehen werden, das die Welt an der Entwickelung der Schule auch des Auslandes nimmt, daß dieses Buch nach wenig mehr als zwei Jahren in zweiter Auflage erscheinen muß. Es bietet aber auch für denjenigen, der sich mit den Angelegenheiten des höheren Unterrichts amtlich befaßt oder durch persönliches Interesse verbunden ist, eine reich fließende Quelle der Belehrung und der Anregung. Von 25 deutschen Staaten und aus 25 außerdeutschen Ländern teilt es die Lehrpläne (Stundenpläne) der einzelnen Organisationen für das höhere Schulwesen mit und verbindet damit Nachrichten über die genauere Verteilung des Lehrstoffes, über die Gestaltung der Prüfungen u. dgl. m., alles auf Grund eines in unermüdlicher Arbeit zusammengeschafften zuverlässigen, weil amtlichen Materials. Was er gibt, das bezeichnet der Verfasser als Rohstoff, dessen Umarbeitung er den Schulbehörden überlassen will, er weist darauf hin, wie in vielen der herangezogenen Länder das Schulwesen sich in voller Bewegung, in der Entwicklung zu neuen Zielen befinde, wie daher zunächst nur Beobachtung, Registrierung der vorgenommenen Versuche möglich sei. Ganz recht, aber gerade in dieser Periode ist dem Beobachter die Möglichkeit sehr schätzenswert, für den Vergleich des irgendwo neu Entstehenden mit dem Alten, dem Festgewordenen eine zuverlässige Stütze zur Hand zu haben. Sie findet man vollauf in dem dargebotenen Werke. — Die neue Auflage unterscheidet sich von der ersten nicht unwesentlich dadurch, daß sie die Einzelheiten über die Zielleistungen und Prüfungsaufgaben verschiedener Länder nicht wieder abdruckt, so daß die erste Auflage neben der neuen noch einen selbständigen Wert behauptet.

Pankow bei Berlin. **Max Nath.**

1) Eduard König, Die Poesie des Alten Testaments. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. 160 S. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Unser Buch gehört zu der von Dr. Paul Herre unter dem Namen „Wissenschaft und Bildung" herausgegebenen Sammlung von Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens; es will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein. In ihm wird unter besonderer Berücksichtigung der vergleichenden Methode und unter Heranziehung der arabischen und babylonischen Literatur die althebräische Dichtung nach Form und Inhalt eingehend untersucht und psychologisch-ästhetisch analysiert. So in der Anzeige. — Ich kann nur sagen, daß ich das Buch in seiner gespreizten, aus blumenreichen Wendungen in die gewöhnliche Sprechart abfallenden Darstellung mit wachsendem Unbehagen gelesen habe; es herrscht in ihm Nervosität. In der Einleitung beschäftigt sich der gelehrte Verf. mit dem Gegensatz von Poesie und Prosa; schon ein merkwürdiges Ding; um den Begriff Prosa festzustellen, hat er das größere lateinische Wörterbuch von Georges nachgeschlagen und ist mit dieser Hilfe zum Schluß gekommen, daß die Besonderheit der Darstellung alle literarischen Produkte in die zwei großen Gebiete Poesie und Prosa trennt. Sodann begibt er sich auf das Suchen der ersten dieses Schwesternpaares im Alten Testament, er fragt naiv, ob dies Suchen nicht auch gar neckisch sein wird. Doch schon hat er sie gefunden; er grüßt die holde Frau, wenn sie auch, entsprechend der alten Zeit und der überhaupt naturhafteren Art des Orients, sich in einem Morgengewande von einfacherem Schnitt und Faltenwurf, aber überraschend lebhaften Farben zeigt. Sie ist reimlos. Mangel des Reimes, sagt er, kennen wir ja auch an vielen (!) Dichtungen der Griechen und Römer, und reimlose Gedichte begegnen uns ja nicht selten bei Goethe und vielen neueren Autoren, wie z. B. Hebbels Dichtung „Gebet". Die Verse der Hebräer werden nicht nach dem Gesetz der Quantität der Silben gemessen; es gibt ja (!) auch noch eine andere Art von Rhythmus. Man weiß doch, daß das Nibelungenlied folgendermaßen beginnt: Uns ist usw. Damit ist der Übergang zur Beschreibung des akzentuierenden Rhythmus der hebräischen Poesie gefunden, weiter zum künstlichen Strophenbau und zu dem besondern Farbenglanz der Metapher, Vergleichung, Apostrophierung, Personifikation und sonstigen naiven und pikanten Ausdrucksweisen.

Nach einer Gesamtcharakteristik der verschiedenen Motive, welche die alten Sänger angeregt haben, geht Verf. auf die Besprechung der besonderen Arten der Poesie über. Hier rächt sich die Auffassung des Verf. von Poesie als Gegensatz zur Prosa. Eine epische Poesie der Hebräer gibt es nicht! So mögen sich

denn alle die Leser, welche an den zahlreichen epischen Erzählungen des Pentateuch und prophetischen Bücher ihre Freude haben, abzufinden suchen. Die Poesie der Hebräer ist im wesentlichen Lyrik, epische Lyrik, wenn das Lied durch die Erzählung eines historischen Ereignisses eingeleitet ist, lyrische Epik, wenn das Lied episch abschließt. Beide Dichtungen führen zur Didaktik. Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet Verf. eine Reihe einzelner Poesien, wir heben hervor die Behandlung der Psalmen, des Buches Hiob, der Fabeln, Parabeln, Rätsel und Sprüche. Das Drama fehlt den Hebräern, aber eine einheitliche Dichtung und seiner Form nach dramaähnlich ist das Hohelied. Der Würdigung dieses Gedichtes gilt der Schluß.

Mögen andere Leser das Buch mit mehr Befriedigung lesen, ich habe keine Freude daran gehabt.

2) Fritz Resa, Jesus der Christus. Bericht und Botschaft in erster Gestalt. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. I u. 111 S. gr. 8. geh. 0,80 *M*.

Das Buch macht in seiner äußeren Form, wie in seinem inneren Gehalt einen recht angenehmen Eindruck; es ist auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, will aber der frommen Erhebung dienen. Wenn die religiös bestimmte Weltanschauung, heißt es im Vorwort, unter den Gebildeten nur spärlich Boden gewinnt und unter den Ungebildeten mehr und mehr sich entwurzelt, so liegt es zum Teil daran, deß die Religion noch immer in Formen übermittelt wird, die dem vernünftigen Denken widerstreben. Scheint nicht dem Laien ihr ganzer Inhalt mit Mirakel und Legende, mit wunderbaren Geschichten und übernatürlichen Dingeu untrennbar verbunden zu sein? So wird dann mit der Schale der Kern, mit dem Falschen und Unechten das Wahre und Echte verworfen. Darum will Verf. den Versuch machen, das Evangelium von allem zu trennen, was nicht ursprünglich damit verbunden war. Dies glanbt er am besten zu erreichen, indem er die evangelische Geschichte in zwei Hauptstücke zerlegt, Bericht und Botschaft. Verf. beschreibt genau das kritische Verfahren, das er beobachtet hat. Der Bericht folgt dem Evangelium des Markus mit Ausscheidung der Einzelstücke, denen nach Annahme der historischen Forschung eine Grundlage im Leben Jesu abzusprechen ist. So fehlt z. B. die Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt. Ohne Angabe der Kapitel und Verse erzählt er meist im Anschluß an Luthers Übersetzung in kleinen mit Überschriften versehenen Stücken frei von Übermalung und Zusatz das, was die Zeugen seiner Zeit von Jesus berichten; das zeitgeschichtliche Gewand wird bei dieser Darstellung doch so durchsichtig, daß wir mit unserem Denken und Empfinden die Wirklichkeit erkennen mögen. Der zweite Teil, die Botschaft, losgelöst aus dem Zu-

sammenhang der Erzählung, der doch nur künstlich und unhistorisch ist, sucht in Anschluß an Matthäus und Lukas die alte Sammlung der Sprüche Jesu zu rekonstruieren. Dem freundlichen Eindruck, den der Verf. beabsichtigt hat, wird sich niemand entziehen können, auch hier läßt Verf. ohne Angabe der Kapitel und Verse unter besonderen Überschriften die Sprüche aufeinander folgen. Was aber diese Darstellung besonders gefällig macht, ist, daß Verf., wo der Heiland nach dem Urtext ohne Zweifel in gebundener Rede oder in Strophen gesprochen hat, dies im Druck durch Versabteilung deutlich macht. Die so klar hervortretende kunstreiche Form wirkt bestrickend; es will einem scheinen, als ob der Inhalt dadurch ein neuer geworden; da merken wir so recht, daß wir im Lande der Dichtung und der Wahrheit stehen. Ein ausführlicher Anhang gibt in knappen Worten Aufschluß über alles, was der Erklärung bedarf; in diesem Teile steckt ein gutes Stück geistiger Arbeit. Zum Schluß folgt das Register der Stellen, die aus den drei Evangelien mitgeteilt sind. Die Verlagsbuchhandlung hat in der richtigen Erwägung, daß das Buch sich ganz besonders zum Geschenk eignet, eine Geschenkausgabe in zweifarbigem Druck mit Buchschmuck hergestellt, geschmackvoll geb. 2,60 M. Zum Schulgebrauch erschien als Sonderdruck „Die Botschaft" unter dem Titel: Das Reich Gottes. (IV u. 47 S.) 8. geh. 0,40 M.

Das saubere, treffliche Buch sei freundlichst empfohlen.

Stettin. Anton Jonas.

---

1) **Brugier, Geschichte der deutschen Literatur.** Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar. Elfte Auflage. Freiburg i. Br. 1904, Herdersche Buchhandlung. XXIX u. 818 S. gr. 8. geb. 4 M.

Es ist neuerdings wiederholt der Meinung Ausdruck gegeben, es könne zwischen dem evangelischen Christentum und dem religiösen Katholizismus eine Annäherung herbeigeführt werden, ja eine solche sei auf wissenschaftlich-theologischem Gebiete bereits erfolgt. Das scheint die Ansicht unverbesserlicher Optimisten zu sein; denn solange im politischen Leben die Konfession ein leitendes Schlagwort bleibt, wird auch auf andern Gebieten nicht viel zu hoffen sein. Anders vermögen wir auch die Worte des Freiherrn v. Hertling nicht zu deuten, wenn er als Präsident der Görresgesellschaft sagt: „Wir wollen Wissenschaft betreiben, so wie man Wissenschaft betreibt, nach den Regeln der wissenschaftlichen Methode mit allen Freiheiten, die dem Forscher unerläßlich sind, aber wir wollen katholische Männer sein und wollen unseren Herzen das Feuer des Glaubens erhalten, wir wollen uns erhalten die Liebe zur Kirche".

Das ist die Theorie einer konfessionell gebundenen Wissenschaft, welche Religion und Wissenschaft nicht genügend zu

trennen weiß und, statt dem Konflikt den Boden zu entziehen und eine höhere Stufe fortschreitender Entwicklung zu erreichen, geeignet ist, die vorhandene Spannung zu verstärken. Religion und Wissenschaft sollten es als ihre Hauptaufgabe betrachten, Mißverständnisse zu beseitigen und dahin zu streben, daß ohne Vorurteil der Religion der anderen Kirche Verständnis entgegengebracht wird, das an sich ja schon ein wesentliches Moment des Friedens bedeutet. Das gilt namentlich auch für das Gebiet der Literatur, wo ja Denifle mit seiner polemischen Tendenz und nicht ganz einwandfreien Kampfesweise selbst auf katholischer Seite mehr Ablehnung als Zustimmung erfahren hat.

Wenn nun die Tendenz des vorliegenden Buches, dessen im Jahre 1903 verstorbener Verfasser der positiv-christlichen (katholischen) Weltanschauung huldigt, dahin geht, daß die deutsche Literatur nicht nur vom rein ästhetischen, sondern auch (und zwar vorzugsweise) vom moralisch-religiösen Standpunkt aus zu betrachten sei, so muß auch sie uns von vornherein etwas einseitig erscheinen.

Ein derartiger, scharf prononcierter Standpunkt kann leicht zu der Annahme führen, als ob Verf. denjenigen Perioden der Literatur, die vorzugsweise vom Geist des Christentums durchströmt und erwärmt werden, eine besondere Wertschätzung entgegenbringe, dagegen an die Zeit des Humanismus, die zweite klassische Blüteperiode und vor allem an die Gegenwart, in der die Freudigkeit und Unmittelbarkeit des Glaubens vielfach getrübt und vom Geist des Zweifels und Unglaubens angefochten erscheint, keinen gerechten Maßstab anzulegen vermöge.

Diesen Vorwurf kann man aber dem Verf. im allgemeinen nicht machen. Außer großer Sachkenntnis beweist er auch ein natürliches Taktgefühl, mit dem er ohne Voreingenommenheit jede Erscheinung auf ihren inneren Wert zu prüfen, jeder Eigenart und Richtung sorgfältig Rechnung zu tragen bemüht ist.

Gewiß ist auch er überzeugt, daß uns die hochentwickelte moderne Kultur nicht sittlicher gemacht hat, aber er weiß auch, daß sie uns mit vielen Anschauungen bereichert hat, die, wenn sie auch z. T. keinen absoluten Wert und keine bleibende Berechtigung haben, doch wohl von symptomatischer Bedeutung sind und mancherlei Keime enthalten, die auch beachtet und gepflegt sein wollen. Unserer Jugend soll ein gesunder Widerwille gegen alles Unwahre und Unechte eingeflößt werden, aber sie soll auch nicht durch Totschweigen und Schlagwörter voreingenommen werden. In unserer ohnehin schon autoritätsarmen Zeit sollen wir uns gewöhnen, die Überzeugung Andersdenkender zu beachten und uns bemühen, alles aus seiner Zeit zu verstehen und ein genetisches Verständnis der Dichterwerke erzielen; nicht bloß durch Aufdeckung der Schwächen der einzelnen Dichterpersönlichkeit ein Bild menschlicher Unzulänglichkeit zeichnen,

sondern zugleich durch liebevolles Eingehen auf die Eigenart des Betreffenden zu erkennen suchen, wie jeder seiner Zeit seinen Tribut gezollt hat.

So viel über eine generelle Auseinandersetzung.

Was das Buch selbst betrifft, das in 11. Auflage erschienen ist und dadurch am besten seine praktische Brauchbarkeit beweist, so ist der zu behandelnde Stoff — im wesentlichen übereinstimmend mit Karl Gödeke — in acht Bücher zerlegt, die durch passende Überschriften näher bezeichnet und deren einzelne Abschnitte durch eingehende, einer orientierenden Übersicht dienende Vorbesprechungen eingeleitet werden. Auf diesen Vorbesprechungen beruht ein besonderer Wert des Buches, wenn auch, wie es in dem Charakter eines Schulbuches liegt, neue Aufschlüsse nicht gegeben werden.

Wie Verf. die Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu lösen sucht, soll an einigen besonders markanten Beispielen gezeigt werden. Das Urteil eines Mannes, der sein Buch zu Ehren Gottes schreibt, der nicht den Menschen gefallen, sondern ihnen einen christlichen Friedensdienst erweisen will und der seine Hauptaufgabe darin erblickt, diejenigen aufzumuntern, die sich als Dichter des Kreuzes nicht schämen, muß natürlich überall da besonders herb ausfallen, wo „die verderbte Sittlichkeit sowie der freche Spott über das Heilige im Festkleide der poetischen Kunst einherstolziert“. So einem Wieland und Heine gegenüber, von denen dieser als „Sklave seines Witzes“, jener als unter dem Einfluß Rousseaus, Voltaires und Diderots stehend, im Glauben Schiffbruch leidend und die deutsche Poesie für längere Zeit der Frivolität preisgebend, wegen Mangels an jedem höheren idealen Streben („wie der Mensch so der Dichter“) aufs schärfste verurteilt wird. Aber sind auch die Musen, deren Lieblinge sie waren, Hetären gewesen, so werden doch beide als Männer von gründlicher Bildung und hoher dichterischer Begabung, die die deutsche Sprache geschmeidiger, leichter und zierlicher gemacht, neue Anschauungen und Bilder in unsere Dichtung gebracht und den Wortschatz ansehnlich bereichert haben, voll gewürdigt. Auf Wielands bedeutsames Verhältnis zu dem von Goethe gebildeten Weimarer Kreise hätte wohl näher eingegangen werden können.

Völlig einwandfrei ist die Behandlung von Klopstock, Herder, Schiller, Uhland, Rückert, Geibel, Jul. Sturm, Fr. Reuter u. a. Auch von Gustav Freytag heißt es, daß man „sich von Herzen freuen darf, daß Deutschland einen solchen Dichter besitzt“, obwohl seine Romane „ganz überflüssige Bemerkungen über Glauben, Mönche und ähnliches“ und seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ mancherlei „sittlich, religiös und kirchlich Anstößiges“ enthalten.

Mit großer Vorliebe behandelt Verf. die religiöse Literatur in Dichtung und Prosa, die sich von Fischart und Hutten, Murner

und Nas bis auf Angelus Silesius und Klopstock seiner besondern Wertschätzung erfreut. Beachtenswert ist es, daß dem protestantischen Kirchenliede ein besonderer Abschnitt gewidmet und Dichtern wie Fleming, Paul Gerhardt u. a. warmes Lob gespendet wird. Zeigt Verf. den religiösen Dichtungen gegenüber eine gewisse Weitherzigkeit, so daß man beinahe meinen könnte, er wolle nach Leibnizens Vorgang die Wiedervereinigung oder doch Annäherung der Protestanten und Katholiken ins Auge fassen, so geht er anderseits mit den Dichtern des sogenannten Deismus, „deren Lieder der Türke und der Israelit ebenso gut singen konnte wie der Christ", sehr streng ins Gericht. Völlig verfehlt dagegen ist es, wenn er die Hauptschuld an dem späteren Niedergang der deutschen Literatur der Philosophie, „jener falschen Philosophie, welche durch Kant begründet, durch Fichte, Schelling und Hegel weiter entwickelt, durch ihre Schüler zu den letzten Konsequenzen durchgeführt wurde und die Vergötterung des lieben Ich lehrte". Hegels verderblicher Einfluß auf Heine konnte, ja mußte gebührend hervorgehoben werden; das geschieht aber nicht. Im übrigen vermögen wir dem Verf. auf diesem Gedankengange nicht zu folgen; er erinnert uns hier zu sehr an die Methode eines Janssen, der, um zu zeigen, welche Wirkungen die moderne, von Glauben und Christentum losgelöste Wissenschaft im Herzen der Menschen erzeugt, die geistigen Heroen des 18. und 19. Jahrhunderts und selbst die vortrefflichsten Vertreter einer edlen Aufklärung (Al. v. Humboldt, Schleiermacher u. a.) mit Schmutz beworfen hat. Demgegenüber durfte u. a. auf den ebenso wohlwollenden wie feinsinnigen v. Dalberg, letzten Kurfürsten von Mainz, hinzuweisen sein, der auch als guter Katholik den großen Philosophen zu würdigen verstand und sich z. B. in seinen „Grundsätzen der Ästhetik" ganz auf Kantschen Boden stellte.

Mit der Annäherung an die Gegenwart wächst naturgemäß die Schwierigkeit einer klaren Absonderung des Bedeutenden und Wertvollen; um wieviel mehr für einen Literaturhistoriker, der sich die besondere Aufgabe gestellt hat, dem Übergewicht des Materiellen bei unserer an Oberflächlichkeit leidenden Generation zu steuern. So ist die Darstellung der letzten Periode (S. 483 bis 724) besonders ausführlich, aber auch eigenartig, ja einseitig.

Nach einer mehr äußerlichen Betrachtung dieser Periode, die kurzweg die demokratische (Zeit der jüdischen Literatur) genannt wird, werden die verschiedenen Einflüsse philosophischer, politischer und sozialer Art dargelegt. Der Kampf der Gegensätze von Kirche und Staat, Adel und Bürgertum, Kapital und Arbeit hat dieser Zeit seinen Stempel aufgedrückt. Die Philosophie, die den revolutionären Geist erzeugt hat, die politisch freisinnige Strömung, der Kulturkampf, der Sozialismus, die Naturwissenschaften sind schuld daran, daß der künstlerische Wert der Dichtungen hinter

den großartigen Erscheinungen der vorigen Periode zurückbleibt. Zwar sucht Verf., getreu seiner oben angedeuteten Stellungnahme, auch den Dichtern der Neuzeit gerecht zu werden, indem er über den Mängeln das Lobenswerte (neue Stoffe und Ideen, schöne Sprache und Formvollendung) nicht unerwähnt läßt, aber von einem gründlichen Erfassen der modernen Dichtung kann doch kaum die Rede sein. Wenn er vom Kulturkampf sagt, daß ihn eine Menge von Dichterlingen benutzt habe, sich auf leichte Weise Ruhm zu verschaffen, oder wenn er mit Fr. A. Muth meint, daß in der Zeit materieller Interessen die Lyrik stirbt („der giftige Haß gibt nur Höllenpoesie, Gott ist die Liebe"), so ist dieses Urteil wegen seiner Einseitigkeit zu perhorreszieren.

Selbstverständlich darf man von gewissen Dichtern des Sozialismus „statt der christlichen Hymne des Gottvertrauens, der Geduld, der Genügsamkeit und Selbstverleugnung nur Klagegesänge über tiefe Unterdrückung, grenzenloses Elend, sowie Dithyramben des Hasses gegen die jetzige Weltordnung, gegen Thron, Besitz, Altar und wild begeisterte Aufrufe zur Selbsthilfe" erwarten, aber man darf doch darum die Bewegung in ihrem ganzen Umfange nicht mit Schlagwörtern (materialistisch, pessimistisch, dekadent, international) abtun zu können glauben, ebensowenig wie man der Sturm- und Drangperiode bloß mit den Schlagwörtern „Genialität" und „Originalität" gerecht zu werden vermag. Die Weltanschauung der Jüngstdeutschen, die doch z. T. aus der reinen Quelle des Mitleids für die Armen und Elenden schöpfen und sich ernstlich bemühen, einen Ausweg aus dem sittlichen und künstlerischen Wirrsal zu finden, ist doch keineswegs immer sozialistisch. „Neues und Starkes und Frisches will werden . . . . . .". Man denke doch auch an Dichter, wie Wildenbruch, Fulda u. a., die ebenfalls versucht haben, auf dichterischem Wege die soziale Frage zu lösen. Von ersterem sagt Verf. in bezug hierauf nur „er machte der naturalistischen Tagesmode in der ‚Haubenlerche' seine Reverenz", während er Fuldas „Die Sklavin" und „Robinsons Eiland" gar nicht erwähnt. Von vielen wird wenig mehr als der Name, von Ibsen u. a. auch dieser nicht genannt. So ist die Darstellung der jüngsten deutschen Literatur mit ihren Idealen und Problemen trotz mancher fesselnden Stellen im ganzen als etwas zu einseitig und dürftig zu bezeichnen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Darstellung *Luthers* und der „sogenannten" (!) Reformation.

Selbstverständlich hat sich Verf. von einer polemischen *Tendenz* und der Anklage eines Denifle frei gehalten. Wir verargen es ihm auch nicht, daß er L. weder als Propheten einer neuen religiösen Anschauung noch als Entdecker eines neuen sittlichen Ideals und Begründer einer neuen Kultur anerkennt; hat doch selbst Hoensbroech dem religiösen L. gegenüber den

Kulturheros L. nicht genügend gewürdigt, obwohl dieser die Vorbedingung für jenen ist. Aber auch die Persönlichkeit L.s, seine sprachschöpferische Tätigkeit, seine wissenschaftliche und dichterische Bedeutung erfährt eine unzureichende Bewertung. Es finden sich darüber nur einige, an verschiedenen Stellen verstreute Bemerkungen, und es wäre dringend zu wünschen, daß diese in einer neuen Auflage in einem besonderen Abschnitte zu einem etwas vollständigeren Bilde vereinigt würden.

Als störend ist schließlich noch der hier und da hervortretende Mangel an Einheitlichkeit zu bezeichnen. Dieser resultiert einmal aus dem echt christlichen Bestreben, die Schärfe eines Urteils hinterher bei der Einzelbesprechung etwas zu mildern (vgl. die Abschnitte über Walther v. d. Vogelweide, Wieland, Heine u. a.), dann aber auch daraus, daß Verf. seine Ausführungen mit zahlreichen Zitaten aus anderen Literaturgeschichten (Vilmar, Kurz u. a.) durchflicht; bezeichnet er doch selbst mit allzu großer Bescheidenheit sein Buch als Blumenlese. Ein besonderer Wert soll dem Buch dadurch verliehen werden, daß Proben aus dem jeweilig behandelten Dichter beigegeben werden. Dieses Verfahren kann gebilligt werden, wenn im großen und ganzen für Umfang und Zahl derselben die Bedeutung des Autors den Maßstab gibt, ohne daß dabei dem subjektiven Ermessen ein zu weiter Spielraum gegeben wird. Wir wollen über diesen Punkt mit dem Verf. nicht rechten; aber vielleicht ist manchen Gebildeten und Schülern, für die das Buch doch geschrieben ist, mit Belegstellen aus Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock usw. nicht gedient, da diese sich in ihren Händen befinden, während ihnen Proben von Liliencron, Ricarda Huch u. a. sehr erwünscht sind.

Überhaupt wird ja die Bemessung des jedem einzelnen Autor einzuräumenden Raumes sehr leicht Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten geben.

Nach dieser Richtung hin möge noch eine Ausstellung Platz finden. Wir würden nämlich u. a. gern die umfangreiche und überschewngliche Charakteristik des ebenso fanatischen wie genialen Vorkämpfers der katholischen Weltanschauung, Jos. v. Görres, missen, die einem seiner Biographen entnommen ist und für eine deutsche Literaturgeschichte denn doch ein zu prononciert politisches Gepräge hat. Dadurch, daß G. als eine „Säule der deutschen Freiheit" einen Platz unter den Heldensängern (patriotischen Romantikern) erhielt, war seiner Bedeutung für die deutsche Literatur wohl reichlich Genüge geschehen. Warum fanden dann nicht auch Joh. v. Müller und Fr. v. Gentz einen bescheidenen Platz?

Völlig oberflächlich und überflüssig ist es, daß zur Kenntlichmachung der Konfessionen die Namen der katholischen Dichter und Schriftsteller mit einem Stern versehen sind.

Die Brauchbarkeit des Buches wird erhöht durch eine beigegebene Poetik, ein Glossar (für die alt- und mitteldeutschen Proben) und ein sorgfältiges Personen- und Sachregister.

Nehmen wir alles in allem, so ist ja nicht zu leugnen, daß sich Verf. nicht immer von konfessioneller Befangenheit frei erhalten hat, und es ist zu wünschen, daß bei einer Neubearbeitung den nach dieser Richtung hin gemachten Ausstellungen Rechnung getragen wird. Den Grundzug des Werkes aber bildet doch ein versöhnlicher, warmherziger Ton und die große Liebe zu unserer reichen poetischen Literatur, „welche nahezu Weltliteratur ist, ohne daß sie aufhört, national zu sein".

Druckfehler sind mir nicht aufgefallen außer S. 330 Z. 14 v. u. und S. 686 Z. 6 v. o.

2) **Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur.** Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von **Ettlinger.** Achte Auflage. Freiburg i. Br. 1906, Herdersche Buchhandlung. XIV u. 1083 S. gr. 8. 10 ℳ.

Die vorliegende 8. Auflage des Lindemannschen Buches ist von Ettlinger besorgt (die 6. von Brüll und Seeber, die 7. von Anselm Salzer). Auch Ettlinger bleibt in pietätvoller Weise dem Grundsatze des verewigten Lindemann, die Geschichte unserer nationalen Literatur vom christlich-gläubigen Standpunkt darzustellen, getreu; aber auch er will nicht die Personen auf ihren Taufschein hin prüfen, sondern nach ihren Worten richten.

Es mag nicht immer leicht sein, unter gebührender Berücksichtigung des nationalen und ästhetischen Moments einen bestimmt vorgezeichneten Standpunkt einzunehmen und sich dabei den freien Blick für das richtige Verständnis der geschichtlichen Entwicklung zu wahren, besonders wo es sich darum handelt, das Buch in die neueste Zeit hinüberzuleiten. Aber es gibt auch ein Gefühl der Sicherheit, von einer durch innere Überzeugung gefestigten und geheiligten Weltanschauung aus die Erzeugnisse der Literatur auf ihren Wert und Unwert hin zu prüfen.

Je mehr wir davon überzeugt sind, daß es keine abschließende Wahrheit gibt, um so mehr werden wir auch aus divergierenden Ansichten lernen können, besonders wenn sie eine auf Sachkenntnis beruhende Begründung zeigen. Da in dem vorliegenden Buche die Lösung desselben Problems versucht wird, wie in dem Brugierschen, so muß, um Wiederholungen zu vermeiden, von vielen Einzelheiten, die beiden gemeinsam sind, abgesehen werden.

Einen großen Vorzug besitzt das Buch vor jenem darin, daß es aus einem Guß ist. Auch zeichnet es sich durch eine gewisse Großzügigkeit, durch eine glänzende Diktion und wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit aus. Endlich enthält es bis in die neueste Zeit sehr sorgfältige Literaturnachweise, so daß man kaum eine wichtige Erscheinung vermißt. Zu Luther möchten wir Böhmer „Luther im Lichte der neueren Forschung", zu

Hrosuit vielleicht die Schriften von Dorer, Löher, Steinhoff und Gundlach nachgetragen wissen. Daß wir wiederholt den Namen Janssen und Denifle begegnen und auch von ihrem Geist einen Hauch verspüren, kann uns nicht wundernehmen. So läßt sich Verf. auch in dem, was er über Luther und die „Reformation" (!) sagt, wenn er sich auch möglichst von Gehässigkeit fernhält, in seinem Urteil doch in etwas einseitiger Weise von der Lehre der katholischen Kirche leiten. Auch kann man sich aus den Erörterungen über Luther, die sich an 14 verschiedenen Stellen finden, kein Gesamtbild konstruieren. Zusammenhängend wird über ihn nur an der Stelle gehandelt, welche die Überschrift trägt „Luther und das Kirchenlied".

Sehr eingehend beschäftigt sich Verf. mit Schiller, dessen Lebensgang er sorgfältig skizziert. Bei der Beurteilung Schillers als Historiker ist Janssens gleichnamige Schrift zu sehr ausschlaggebend gewesen. Bemerkenswert dagegen ist, was über den philosophisch-ästhetischen Bildungsgang Schillers gesagt wird. Einem einseitigen Idealismus ist Verf. abhold und zieht ihm den gesunden Realismus der Droste u. a. vor; aber im ganzen wird er doch der Bedeutung Schillers gerecht. Der religiöse Maßstab, an dem Schiller gemessen wird, hätte mehr zurücktreten müssen. Er blieb ihm „ein Suchender, der die Quelle der Wahrheit nicht fand".

Dem modernen Empfinden mit seinen Forderungen an Kunst und Leben, seinem individuellen Drang nach Glück und seinem Pochen auf das Recht der Persönlichkeit („sich ausleben wollen bis in die Gründe des Daseins") steht Verf. kühl und abweisend gegenüber. Die Pflege der Naturwissenschaften mit der daraus gefolgerten materialistischen Weltanschauung und die sozialistischen Bestrebungen sind ihm die Hauptursachen, aus denen sich das Programm der „Jüngstdeutschen" erklären läßt. Diese Erklärung ist etwas einseitig; es mußte auch noch anderen Ursachen nachgegangen werden. Auch mit dem Schlagwort „Pessimismus" kommt man nicht weit. Und ist unsere jüngstdeutsche Literatur wirklich jedem Idealismus abhold? Diese Frage muß man gründlich prüfen, auch wenn man der ganzen Rishtung keinen Geschmack abgewinnen kann. Manche Erscheinung, z. B. Jul. Harts „Der neue Gott", ist gar nicht beachtet. Am verhängnisvollsten ist nach Ansicht des Verfassers der Einfluß des Dichterphilosophen Nietzsche. Seine gesellschaftsfeindliche Phrase vom Übermenschentum wurde bereitwillig nachgeredet, weil sie der bestgehaßten „Sklavenmoral" des Christentums zuwiderlief. „Man glaubt zu denken, und man deliriert". Aber woher kommt es, daß die Jugend dafür so empfänglich ist? Ist daran allein die Neurasthenie der Zeit schuld hoc corruptissimo saeculo? Doch genug der Einzelheiten, die aus dem reichen Inhalt beliebig herausgegriffen sind. Als Merkwürdigkeit mag nur noch erwähnt

werden, daß Platen, über welchen doch, besonders in seinem Verhältnis zu Goethe, die neueste Zeit eine reiche Literatur gebracht hat, nur ganz nebenher bei Besprechung der Poesie des 13. Jahrhunderts erwähnt wird. Wir wollen daraus kein argumentum ex silentio konstruieren, sondern hoffen, daß bei einer Neubearbeitung das Versäumte nachgeholt wird.

Wir fassen unser Urteil dahin zusammen, daß das Lindemannsche Buch vielseitigen Anforderungen gerecht wird und, richtig benutzt, sehr anregend wirken kann. Auch als Nachschlagewerk ist es vermöge seines sehr sorgfältigen Registers wohl geeignet. Man kann aus ihm viel lernen, besonders da, wo weniger das katholische als das allgemein christliche Empfinden den Maßstab bildet.

Ein unbedeutender Druckfehler findet sich S. 1040, 2. Z. v. u.

Blankenburg a. H. R. Wagenführ.

L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Zweite, stark veränderte Auflage. Leipzig 1907, R. Voigtländers Verlag. 451 S. 7 M, geb. 8 M.

Die Sütterlinsche Schrift über die deutsche Sprache der Gegenwart ist in der vorliegenden zweiten Auflage wesentlich verändert. Die Vermehrung der Seitenzahl von 381 auf 451 erklärt sich besonders aus der Vervollständigung der Lautgeschichte und dem weiteren Ausbau der Wortbildung. Ohne wesentlichen Stoffzuwachs ist die Syntax umgearbeitet worden, in der Weise, daß die Wortgruppe jetzt aus dem Satzgebilde abgeleitet wird; eine bedeutende Änderung zeigt auch die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Erscheinungen, die jetzt geteilt und an den verschiedenen Stellen eingereiht ist, wo die betreffenden Gegenstände erörtert werden.

Der Verfasser ist bestrebt gewesen, das Buch mit den neuesten Forschungen in Einklang zu bringen, und hat zu diesem Zwecke nicht nur wichtige neuere Werke des Inlandes wie W. Wundts Völkerpsychologie gewissenhaft zu Rate gezogen, sondern auch ausländische Schriften, wie H. G. Wiwels Synspunkter for Dansk Sproglaere, Kopenhagen 1901, G. Sweets New English Grammar Logical and Historical, Oxford 1900, J. M. Hogvliets Lingua, Amsterdam 1903 u. a. verwertet. Zu loben ist ferner der einheitliche Aufbau, der namentlich bei der Darstellung der Satzlehre in die Erscheinung tritt, die gründliche psychologische Fundierung der ganzen Syntax, die sorgfältige Berücksichtigung der Phonetik sowie die Erläuterung aller Regeln durch hinreichende, meist den klassischen Schriftstellern entnommene Beispiele und durch Hinweise auf die entsprechenden Vorgänge in anderen modernen Sprachen, z. B. S. 342, 375 u. ö.

Zu tadeln ist in formeller Hinsicht der Schematismus, in sachlicher die Ungleichmäßigkeit und vielfach auch Ungenauigkeit der Behandlung. Schon ein Blick auf die Inhaltsübersicht lehrt, daß hier in schematischer Arbeit das Möglichste geleistet worden ist. So wird ein Abschnitt des dritten Hauptteils in folgender Weise gegliedert: *α*.) A B a b 1 2 I a aa bb b. aa bb c aa bb II A a b c B 1 *α* A I II. a 1 *α* aa bb cc dd usw.; erst nach im ganzen 103 Gliedern, die dem ersten *α* in verschiedener Abstufung untergeordnet sind, folgt dann *β* mit einer weiteren Masse von Unterabteilungen. Durch diese Rubrizierung werden aber zahlreiche *Wiederholungen* veranlaßt. Daher finden wir eine große Zahl von Spracherscheinungen doppelt, ja dreifach und öfter behandelt und infolge davon auf jeder Seite so und so viele Verweisungen auf Stellen, wo dieselbe Regel zu finden ist, allerdings manchmal in etwas anderer Beleuchtung, häufig aber auch nicht. So werden, um nur einige Beispiele herauszugreifen, die erstarrten Genitivformen *dero* und *ihro* S. 62, S. 193 und S. 196 behandelt, so die Mehrzahlbildung mit -s bei *Kerls, Mädels* u. a. S. 20 u. 207, die Endung *-el* S. 56, 64, 133, 142 usw. Dabei stimmen die Angaben, die an den verschiedenen Stellen gemacht werden, nicht immer überein; so finden wir z. B. über die Endung *-erei* an fünf verschiedenen Stellen folgende Angaben: S. 20 heißt es: „Die Endung *-erei* in *Raserei, Bücherei* ist im Mittelalter aus Frankreich herübergekommen". Dem entspricht, was S. 114 f. darüber gesagt wird, daß *chevalerie, boulangerie* und die nach ihrem Vorbilde geformten neueren Wörter *avoinerie, cochonnerie* zu Formen wie *Bücherei, Schweinerei* die Veranlassung gegeben hätten. S. 121 wird behauptet: „*-erei* in *Lauferei* und *Schreiberei* ist dadurch entstanden, daß -ei an Personenbezeichnungen auf -er antrat wie *Schreier, Springer*", u. ähnlich steht S. 137: „die ursprünglich von Personennamen auf -er wie *Rufer*, dann aber unmittelbar vom Zeitwort abgeleiteten Formen auf -erei wie *Ruferei, Singerei, Schreiberei*" usw. S. 138 heißt es in einer Anmerkung zu *Kinderei, Abgötterei, Büberei, Ausländerei, Sämerei, Bücherei*: „Selbstverständlich ist dieses *-erei* zunächst nur in den Ableitungen berechtigt, die wie *Abgötterei, Kinderei* von Mehrzahlformen auf -er ausgegangen sind"[1]). Demnach ist das Suffix -erei in *Bücherei* nach S. 20 ganz aus Frankreich übernommen, nach S. 138 nach dem Muster von Formen geschaffen, die ein -er in der Mehrzahl aufweisen wie *Kinder-ei* u. s. f. Wie viel klarer und übersichtlicher würde die ganze Sache geworden sein, wenn der Stoff zusammenhängend dargestellt und nicht so zerhackt worden wäre!

Große Ungenauigkeit zeigt sich auch in dem von einem

[1]) S. 141, wo wieder Bildungen auf *-erei* erwähnt werden, handelt es sich bloß um die Bedeutung.

Schüler des Verf. zusammengestellten *Index.* Um bei den bisher genannten Beispielen zu bleiben, erwähne ich hier nur folgendes: Unter *dero* fehlt S. 62 und 196, unter *ihro* S. 62, unter *Kerls* ist fälschlich S. 51 mit angegeben, wo nur *Kerl*:*Karl* behandelt wird, aber nicht *Kerls*, bei *Mädchen* ist S. 207 zu streichen, wo die Formen *Mädchens* und *Mädcher* vorkommen, bei *Wüstenei* fehlt S. 121, im Sachindex unter der Endung -*erei* fehlen S. 115 und 137; bei -*el* steht S. 56, unter der Rubrik Endung vermißt man diese Seite, dagegen finden sich dort S. 64, 133, 142 u. a.[1]).

Die *Umgangssprache*, die nach S. IX des Vorworts in gleicher Weise wie die Mundarten und die Dichtersprache herangezogen werden soll, wird nach Ausweis des Index an vier Stellen berücksichtigt, aber was eigentlich Umgangssprache ist und worin sie sich von der Schriftsprache und von der Mundart unterscheidet, wird gar nicht erwähnt, nicht einmal in einer Anmerkung, während ihr in einer Schrift über die deutsche Sprache der Gegenwart doch ein besonderes Kapitel hätte gewidmet werden sollen.

Ungenau sind ferner *einzelne Angaben*; wenn man z. B. S. 152 liest: „berlinisch *eine zue Droschke*', so kann man auf den Gedanken kommen, daß dies nur in Berlin gesagt werde, ebenso erweckt die Angabe S. 205 oberdeutsch *Epfel* (Pluralform in Singularbedeutung) und S. 81 oberd. *treit* für trägt u. a. den Glauben, daß es sich hier um Spracherscheinungen handle, die ausschließlich oberdeutsch seien, während alle drei auch anderswo anzutreffen sind, z. B. im Altenburgischen. Bei *Dummerjan*, *Lüderjan* S. 121 hätte auch auf den Einfluß der lateinischen Endung -ianus hingewiesen werden können; denn daß diese mitbestimmend gewesen ist, zeigen die weit verbreitete Aussprache *Lüdrian, Dummrian* und Bildungen wie *Schlendrian*, die aus Humanistenkreisen ohne Einwirkung von Jân (Johann) geschaffen worden sind (vgl. Kluge unter *Grobian* und *Schlendrian* und W. Wilmanns, Deutsche Gramm. II S. 393). S. 85 wird der Wegfall des n und des r am Wortschluß behandelt in Formen wie e = ein, *gebe* (Infin.) = geben, *da* = dar, *meh* = mehr usw. und im Anschluß daran erörtert, daß sich n auch zwischen aus- und anlautendem Vokal eindrängt wie in *woni* = wo ich, *zuenich* = zu euch; von der gleichen Verwendungsweise des r ist keine Rede (vgl. oberfränkisch *berim* = bei ihm, *zerenks*, zu euch, niederösterreichisch *kari*, kann ich; vgl. meine Ästhetik der deutschen Sprache 2. Aufl. S. 24 und Paul, Prinzipien der Sprachgesch. S. 97). S. 114 vermisse ich unter den griechisch-lateinischen Endungen, die sich an deutsche oder deutsch gewordene Wortstämme angesetzt haben, -*ist* (Hornist, Flötist, Blumist), -*ismus* (Berlinismus, Baunscheidtismus), -*ur* (Glasur von glasieren nach

[1]) z. B. fehlen unter Kanzleisprache S. 193 und 196.

dem Vorbilde von Tonsur, Rasur u. a.), *-ium* (Sammelsurium), unter den französischen *-ade*, *-iade* (Robinsonade, Hanswurstiade, Jeremiade), *-ette* (Stiefelette)[1]. S. 82 heißt es: „Unklar ist das Verhältnis zwischen g und j, das sich in schriftsprachlichen Doppelformen zeigt, wie *gäh* : *jäh*, *Gauner* : *Jauner*, *gäten* : *jäten*, *Gischt* : mundartlich *Jascht* (!)[2], *Geck* : *Jeck*. Doch liegt auch hier wohl ein mundartlicher Lautwandel zugrunde, der g vor palatalen Vokalen in j übergehen ließ". Hier waren die Beispiele sorgfältig zu scheiden. Bei *Gauner* liegt erwiesenermaßen ursprünglich gar kein g, sondern j vor, denn es kommt von hebräisch *jānd*, betrügen (rotwelsch *jonen*, *junen*), bei *Gischt* ist vermutlich dasselbe der Fall; denn die Wurzel entspricht altind. *yas*, sieden, kochen, ahd. *jesan*, mhd. *jesen*, das der Verf. selbst S. 56 angibt (Gischt : gären, mhd. jesen), bei *gäten* ist die Sache vielleicht ähnlich (vgl. ahd. *jetto*, Unkraut). Hier haben wir demnach Übergang von j in g anzunehmen, wie er in verschiedenen Mundarten namentlich Mitteldeutschlands bezeugt ist, am stärksten im Vogtlande; bei *gäh*, *Geck*, *gähnen*[3] dürfte der umgekehrte Fall vorliegen, also Übergang von g in j, wie verschiedentlich in md. und ndd. Mundarten. Auch sonst wird man mehrfach anderer Meinung sein können; z. B. wird S. 323 behauptet, daß „die Umgangssprache bildliche Redeweisen weniger liebe". Gerade das Gegenteil ist der Fall. O. Schröder, Vom papiernen Stil, 6. Aufl. S. 30 sagt: „Er (der Papierne) ahnt nicht, daß der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden, als er in sämtlichen Literaturen der Welt auffinden wird". So stark dies aufgetragen erscheint, so ist doch viel Wahres daran. Was aber hier von der Mundart behauptet wird, gilt großenteils auch von der Umgangssprache; sie ist entschieden weit reicher an Tropen als die Schriftsprache.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

Adolf Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts. München 1907, Oskar Beck. 446 S. gr. 8. 9 *M*.

Das vorliegende Buch ist der erste Band des großen Werkes „Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, herausgegeben von Adolf Matthias". Gleich als ich anfing darin zu blättern, stieß ich nach der Bemerkung, daß die hervorragenden Pfleger des deutschen Unterrichts vielfach gegen den Strom schwimmen mußten, auf den Satz: „Denn mit dem Strome bewegten sich in vergangenen Zeiten und auch heute noch nicht selten die, die wegen des Umgangs mit den alten Sprachen den

[1] Vgl. meine Schrift über „unsere Muttersprache" 6. Aufl. S. 170.

[2] Hier ist doch von „schriftsprachlichen" Doppelformen die Rede.

[3] Gähnen, ahd. ginên entspricht dem lat. hiare, griech. χειά, Loch, hat also ursprünglich g. Auch ndd. jappen gehört hierher, wenn es zu mhd. gaffen und ndl. gapen, gähnen gezogen wird.

Namen Humanisten für sich allein in Anspruch nahmen und durch eine Gefolgschaft von lauten Mitläufern sich stärkten, von denen viele deshalb so laut schrieen, weil sie die Reueempfindung gewaltsam übertönen mußten, die ihnen der Gedanke doch bringen mußte, daß sie eigentlich nur auf den Eselsbrücken klassischer Bildung in ihrer Schulzeit sich bewegt hatten" (S. 3). Dieser auch in der Form unschöne Satz wird noch übertrumpft durch den folgenden auf S. 254. Nachdem die Worte des Kaisers bei Eröffnung der Schulkonferenz am 4. Dezember 1890 angeführt worden sind, „weil sie grell die unwahre Arbeit an unseren Gymnasien beleuchten, die nicht so ruhmreich ist, wie es die strenggläubigen Freunde des Gymnasiums in Presse, Parlament und Vereinen preisen", heißt es wörtlich weiter: „Sind diese Freunde des humanistischen Gymnasiums unter sich, so werden ähnliche Erinnerungen wie die kaiserlichen in ihnen auftauchen und, wenn sie ehrlich die Schulzustände beurteilen und die Wahrheit bekennen, dann mirabile videtur, quod non rideat haruspex, cum haruspicem viderit. Denn nirgendwo wird so viel auf Eselsbrücken gewandelt, als auf den Pfaden, die zu sogenannter humanistischer Bildung führen". So grob fährt der Verfasser die Humanisten zwar nicht immer an, aber „Dummheit und Bequemlichkeit", „Scheinwissenschaft", „Schädigung vaterländischer Werte" (S. 207), ferner „Verdunkelung der Sonne Homers durch Phrasenwolken von dem Werte humanistischer und gymnasialer Bildung" (S. 249), sind doch recht kräftige Ausdrücke, und allerhand spöttische Bemerkungen über das alte Gymnasium ziehen sich durch das ganze Buch. Matthias hegt eben eine tiefe Abneigung gegen das humanistische Gymnasium. Das wird er nach diesen Proben weder leugnen können noch wollen.

Doch halt, er leugnet. Inzwischen ist nämlich das Januarheft 1908 der Monatschrift für höhere Schulen erschienen, und gleich in der ersten Abhandlung „Mißverständnisse" versichert der Herausgeber, die lebhaften und hart klingenden Worte über das Gymnasium seien seinem großen Interesse für diese altehrwürdige Anstalt, seiner herzlichen und warmen Wertschätzung der humanistischen Studien entsprungen. Zur nähern Begründung beruft er sich auf seinen Aufsatz in der Internationalen Wochenschrift I No. 20, 17. August 1907. Manches darin klingt ja ganz freundlich, und ich will gern anerkennen, daß der Verf. sich bemüht hat, dem Gymnasium wieder mehr gerecht zu werden. „Aber es will nicht gelingen", sagt Paul Cauer in dem Aufsatz „Thyrsosträger und Bakchen" (Hum. Gymnasium 1908 I), und ich kann mich seiner siegreichen Polemik nur anschließen. Wie es sich auch mit Matthias' Liebe zum Gymnasium und zur humanistischen Bildung verhalten möge, jedenfalls hat er durch die von mir angeführten Stellen sein Buch über die Geschichte

des deutschen Unterrichts nicht verziert. Die Darstellung erhält dadurch etwas Polemisches und Tendenziöses, das den Inhalt beeinträchtigt und dem Leser die Freude stört.

Die Einleitung (S. 1—7) handelt von der Entstehung des Buches, seiner Lückenhaftigkeit und seinem Werte. Eine Geschichte des deutschen Unterrichts ist an sich wertvoll, wird aber dadurch noch wertvoller, daß sich aus der historischen Betrachtung reicher Nutzen für das Verständnis der Fragen der Gegenwart ziehen läßt. „Es ist erstaunlich, wie gerade auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts unwissende junge und alte Köpfe Fragen aufwerfen, die von Wissenden schon vor Jahren und Jahrzehnten beantwortet worden sind; erstaunlich, wie das längst Gefundene wieder verscharrt ist! Wollte man sich nur immer die Mühe geben, dieses verscharrte Gold wieder aufzusuchen und alles zu sammeln, was das Siegel unvergänglichen Wertes an sich trägt! Dann würde man einen sicheren Ausgangspunkt und zugleich einen bestimmten Weg zu allgemein anerkannten Prinzipien haben.“ Sehr richtig. Das Beste über den deutschen Unterricht ist bereits geschrieben, und zwar von Männern, die nicht auf den so geschmackvoll bezeichneten Pfaden ins klassische Altertum gelangt sind. — Die Anordnung des Stoffes ist chronologisch: Mittelalter (8—16), das sechzehnte (17—44), siebenzehnte (45 bis 93), achtzehnte (93—200), neunzehnte (201—437) Jahrhundert, ein jedes geschlossen mit einem Rückblick, das letzte auch mit einem Ausblick auf die Streitfragen der Gegenwart. Jedes Hauptstück gliedert sich nach sachlichen Gesichtspunkten: eine Anzahl von Ab- und Ausschnitten handeln vom Deutschen als Unterrichtssprache und Unterrichtsgegenstand, von Lehrmitteln (Grammatiken, Rhetoriken, Orthographiebüchern) und Lehrordnungen, wo es angeht auch von der Methode und dem Betrieb. Jedem Abschnitt folgen Anmerkungen, die einzelnes zum Texte weiter ausführen, in der Hauptsache aber die Quellen und die Literatur angeben. Vollständigkeit war nicht beabsichtigt, aber ein Blick auf die reichhaltige Literatur zeigt, daß das Feld des deutschen Unterrichts keineswegs nur kümmerlich bearbeitet, sondern nach allen Richtungen je länger, desto fleißiger und intensiver beackert worden ist. Auch in der Stille und im Verborgenen ist viele treue Arbeit geleistet. Matthias tut unsern Kollegen unrecht, wenn er ihnen andichtet, sie hätten das „Pauken“ der griechischen und lateinischen Formenlehre lieber als den Unterricht in der Muttersprache.

Wer eine Geschichte des deutschen Unterrichts schreibt, wird sich freuen über jede Spur des Deutschen, die er in den Lateinschulen entdeckt, und die Männer auszeichnen, die neben dem Latein die Muttersprache pflegen; aber seine Vorliebe darf ihn nicht blind machen und das nec ridere nec lugere aut detestari, sed intellegere darf er nicht aus den Augen setzen.

Was soll es heißen, wenn von den Verfassern der deutschen Formelbücher oder Rhetoriken im 15. und 16. Jahrhundert gesagt wird, „daß diese Wilden, die der vielfach übertünchten Gelehrsamkeit der höheren Schulen fernbleiben mußten, doch im Grunde gebildetere Menschen waren, als jene hochfahrenden Verächter deutscher Sprache und Bildung. Denn manches in diesen Rhetoriken ist doch so, daß es hohes Lob verdient und daß noch heute mancher Lehrer des Deutschen bei seinen Vorfahren in die Schule gehen könnte". Freuen wir uns doch, daß auch außerhalb der Schule das Deutsche so schön gedeiht! Wer von Berufs wegen vornehmlich Latein treibt, braucht darum noch nicht „deutschfeindlich" zu sein, wie umgekehrt der Liebhaber des Deutschen nicht lateinfeindlich sein sollte. Es gibt ein falsches Bild, wenn die Deutschfreundlichen unter den Schulmännern eine gute, die andern eine schlechte Note erhalten. Die ehrwürdigen, in ihrer Art großen Rektoren der Reformationszeit, waren für ihre Person weder „verrömert" noch „entdeutscht"; sie als Männer mit einem mehr oder minder schweren und auffälligen „alten Zopf" hinstellen, heißt sie karikieren. Luther, der für die deutsche Sprache und Schule mehr getan hat als alle Schulmeister der Welt, wußte wohl, warum er so hart hielt über den Sprachen. Matthias weiß es auch (S. 20 f.). Dennoch wird er dem Humanismus und der Renaissance so wenig gerecht wie dem Mittelalter. Ich lasse mich aber auf keine Diskussion mit ihm ein. Denn er hält mich vermutlich für einen „strenggläubigen" oder mit neuem Terminus „Orthohumanisten", mit dem nicht zu streiten ist. Dagegen erlaube ich mir, lediglich zu meiner Rechtfertigung, mich auf einen Germanisten von dem Range Gustav Roethes zu berufen. Ich meine das köstliche Büchlein: „Humanistische und nationale Bildung, eine historische Betrachtung". Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 6. Dezember 1905 von Gustav Roethe. (Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 35 S. 8.) Absichtlich greife ich einige markante Stellen aus dem Zusammenhang heraus, um zum Studium der inhaltreichen kleinen Schrift anzureizen.

„Es hat für unsere Nation und für ihr einzelnes Glied nie eine bessere Schule der Selbsterkenntnis und des fruchtbaren Selbstbewußtseins gegeben als den Humanismus. Für uns *Deutsche* besteht kein Gegensatz zwischen humanistischer und *nationaler* Bildung: im Gegenteil (S. 7). Man redet so viel von *deutscher* Art. Gut! Nur soll man nicht vergessen: von einer *reinen* deutschen Art vor antiken Einflüssen wissen wir auf dem *Kontinent* so gut wie gar nichts (S. 13). Wer heute seine *Muttersprache* liebt, wird die lateinische Zucht, die ihr beschieden war, *still* und laut preisen, nur vielleicht bedauern, daß die süße Rede von Hellas nicht früher ihre befreiende Wirkung geübt hat.

Die wissenschaftliche Arbeit zeigt, wo sie hinleuchtet, mehr und mehr, was uns Deutschen bis in die tiefsten Winkel unsers Lebens hinein der Einfluß der Antike gewesen ist. Man mag das beklagen, aber man darf es nicht leugnen. Wer deutsche Art und Eigenart verstehen will, er muß selbst durch die lateinische Schule, die die Nation in langen Jahren durchgemacht hat (S. 15). Frankreich hat uns oft gelähmt, wo uns Hellas und selbst Rom befreiten. . . Nibelungen, Walther, Wolfram: unsre teutonischen Freunde glauben wohl gar, durch diese deutschen Dichter die Alten ersetzen zu können. Ich fürchte, sie wissen nicht ganz was sie wollen (S. 16). Der geistige und auch der sittliche Reichtum des Humanismus ist erstaunlich. Allerdings treten vielfach formale Leistungen und Bestrebungen in den Vordergrund. Aber was war diesem Deutschland nötiger als Form in dem hohen und weiten Sinne der Renaissance? . . Der nationale Staat dankt seine innere Begründung nicht zum wenigsten den Philologen der Renaissance (S. 20. 21). Rom und Hellas bergen die Schlüssel zur nationalen Selbsterkenntnis. . . Rom hat uns in harter, aber unendlich segensreicher Schule zu Deutschen gebildet. Und Hellas zumal hat uns in wunderbarer Kongenialität gesteigert über uns selbst hinaus und doch auf unsrer Bahn (S. 29)".

Roethes Vortrag ist der beste Kommentar zu Matthias' Meinungen über den deutschfeindlichen und antinationalen Einfluß der Erziehung durch Griechen und Römer. Ich könnte mich auch auf Oskar Jäger berufen, der in der Versammlung des Gymnasialvereins zu Hamburg 1905 nicht mit „zierlichen Worten", sondern mit guten Gründen den Vorwurf, unserm Gymnasium mangle es an nationaler Gesinnung, zurückgewiesen hat. Aber selbst der Freund wird den Freund nicht überzeugen.

Ein zweiter Grundirrtum, der das ganze Buch durchzieht, besteht in der Überschätzung des Schulunterrichts, im besondern des deutschen. Nationaler Sinn und Patriotismus wachsen doch nicht bloß auf dem Boden der Schule, Fertigkeit im Gebrauch der Muttersprache und Kenntnis der deutschen Literatur werden doch nicht bloß auf der Schulbank erworben. Wir Humanisten bilden uns nicht ein, das Schicksal der Nation in der Hand zu haben. Gerade der Unterricht in deutscher Literatur und Sprache kann, wenn er schlecht erteilt wird, mehr schaden als nützen (Wendt bei M. S. 419). Tüchtige Lehrer für dieses Fach zu bilden, halte ich für die vornehmste Aufgabe des Pädagogischen Seminars. Indessen fehlt es nicht an Wegweisern und Hilfsmitteln, wie die vielen, von Matthias an- und ausgezogenen Bücher zeigen, zu denen ich außer allgemeineren Werken wie Nägelsbachs Gymnasialpädagogik und Schraders Erziehungs- und Unterrichtslehre noch hinzufüge Paul Cauer, Von deutscher Sprach-

erziehung (Berlin 1906). Die Gnesiohumanisten, um nach berühmten Mustern auch einen neuen Ausdruck zu prägen, sind nicht die schlechtesten Führer auf dem dornigen Pfade des deutschen Unterrichts. Was dieser verständigerweise leisten kann, sagen die preußischen Lehrpläne von 1901. Erreichen wir das dort gesteckte Ziel, so können wir zufrieden sein. Einen Herzenswunsch aber habe ich noch, und es ist mir ein Hochgenuß, hier Matthias für mich reden zu lassen. „Die Philosophie wird in den deutschhumanistischen Schulen, gymnasialen oder realen Charakters, wieder mehr Raum finden müssen. Was Österreich und Württemberg und andere Länder können, das werden Preußen und andere Staaten sich nicht nehmen lassen dürfen, um so weniger, als das Fachstudium auf unseren Universitäten heute so in den Vordergrund tritt, daß die meisten studierten Männer ihr Leben lang ohne philosophische Bildung bleiben; für diejenigen aber, die von unseren höheren Schulen unmittelbar ins Leben übertreten, ist es auch wahrhaftig kein Schaden, wenn sie „philosophieren" gelernt haben. Das hat schon Bernhardi gefordert, wenn er sagt, die Philosophie könne der Jüngling entbehren, aber kein gebildeter Mensch des Philosophierens. Die Schule hat auch aus einem anderen Grunde in dieser Richtung ernste Sorge aufzuwenden. Das Vertrauen, das die Philosophie mit dem Zusammenbruch der spekulativen Systeme verloren hat, ist wieder im Wachsen, besonders auf seiten der wissenschaftlichen Forschung. Denn jenseit der Grenzen der Einzelforschung liegen Fragen, die gelöst werden können und müssen; überall beginnt man von den Spezialwissenschaften aus zu philosophieren, von der Mathematik und Physik auf Erkenntnistheorie, von den beschreibenden Naturwissenschaften auf Biologie, von der Physiologie auf Psychologie, von der Rechts- und Staatswissenschaft auf Ethik. Da geht es doch nicht anders, als daß die höheren Schulen auf eine Propädeutik in irgend einer Form ihre Gedanken und ihre Sorgfalt wenden. Dem deutschen Unterricht ist diese Propädeutik nahe verwandt und ist ihr ein wichtiges Grenzgebiet. Eifrige Ausschau in dieses anzustellen, wird er sich nicht nehmen lassen dürfen" (S. 431). Eine halbe Seite kann ich noch weiter folgen, dann aber hört meine Zustimmung auf. Denn für eine Verminderung der lateinischen Stunden zugunsten der deutschen bin ich nicht zu haben.

Mit der Überschätzung des deutschen Unterrichts hängt zusammen die ungeheuerliche Forderung: „Das Deutsche hat im Mittelpunkt alles Wissens und Könnens zu stehen" (S. 332). Diese Phrase wird dadurch noch nicht zur Wahrheit, daß man sie oft und laut in die Welt hinausposaunt. Auch die „schönen Worte des Rektors von Pforta" können ihr nicht aufhelfen (S. 255). Schrader hat ganz recht: der deutsche Unterricht ist nicht der Schwerpunkt des Gymnasiums und der deutsche Auf-

satz nicht der Ausdruck der Gesamtbildung des Schülers (dies letzte billigt auch Matthias S. 236 u. ö. mit der Prüfungsordnung von 1901); und Muff hat ganz unrecht mit der Behauptung, die allgemeine Überzeugung gehe jetzt dahin, daß das Deutsche die Erbschaft der alten Sprachen angetreten und die Aufgabe übernommen habe, im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts zu stehen. Nicht die „Erbschaft" der alten Sprachen hat das Deutsche angetreten, aber reichen Gewinn hat es je und je aus den alten Sprachen gezogen. Inwiefern die aufgestellte Forderung einen Sinn hat und inwiefern nicht, das haben sachkundige und zugleich besonnene Schulmänner oft genug dargetan, so daß ich meine Worte sparen kann. Ich hoffe aber, daß die überschwengliche Redensart bald erstarrt und damit ihre Anziehungskraft verliert.

Matthias schmückt sein Buch mit dem Motto:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Unsere geistigen Väter, Nährväter im vollsten Sinne des Worts, sind die Griechen und Römer. Sie haben uns ein kostbares Erbe hinterlassen. Neben den Philologen sind wir Gymnasiallehrer berufen, dieses Erbgut zu erwerben, zu verwalten und gegen Angriffe zu verteidigen.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

F. Lindner, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. Abriß der Poetik und Übersicht über die Literaturgeschichte. Berlin 1906, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. IV u. 108 S. 8. geb. 2,60 M.

„Das vorliegende Hilfsbuch für den deutschen Unterricht ist in erster Linie zur Wiederholung dessen, was die Schüler im Laufe der Zeit in Poetik und Literaturgeschichte erlernt haben, für die Obersekundaner des Kadettenkorps bestimmt, die sich der Fähnrichsprüfung unterziehen". Dies ist nach dem Vorwort der Zweck, welchem das Werkchen dienen soll. Bei der Begutachtung desselben müssen wir uns auf diesen vom Verf. gekennzeichneten Standpunkt stellen. Da müssen wir denn sagen, daß es in hohem Grade dem genannten Zwecke dient. Dahin gehört, daß die von dem Verf. getroffene Auswahl nur das Allerwichtigste bietet, was sowohl in der Poetik wie auch in der Literaturgeschichte der Fall ist. Nachdem er in der ersteren von der Eigenart des deutschen Rhythmus und den Grundgesetzen des deutschen Versbaus im Gegensatz zu denen der Alten ausgegangen ist, stellt er die wichtigsten Regeln über die Natur der epischen und lyrischen Dichtungen dar; er wirft aber auch, was nach der Entwickelung der deutschen Poesie unumgänglich notwendig ist, auf die antiken Versmaße einen Blick, Alles ist kurz gehalten, aber klar und leicht übersichtlich, ebenso die Darstellung der Gattungen der Dichtkunst, die darauf folgt. Alle wichtigsten

Arten und Formen der Poesie werden in den Hauptpunkten erläutert, in Fußnoten wird auf die wichtigsten Vertreter derselben hingewiesen. Demnach eignet sich dieser erste Teil des Lehrbuches sehr zu Wiederholungen, er ist aber auch zum Lernen als Leitfaden recht brauchbar.

Schwieriger noch als in der Poetik war die Auswahl auf dem großen, weiten Gebiete der Literaturgeschichte. Hier die führenden Geister und wichtigsten Werke herauszunehmen, dazu gehörte nicht allein eine gründliche Sachkenntnis, sondern auch viel pädagogische Erfahrung und pädagogischer Takt. Ein Blick in den zweiten, naturgemäß erheblich umfangreicheren Teil unseres Hilfsbuches zeigt, daß Verf. auch hier sehr geschickt zu Werke gegangen ist. Ausgehen mußte er naturgemäß von der Entwickelung der deutschen Sprache und ihrer Eingliederung in die größere Sprachengruppe. Daß in der ersten Hälfte der Darstellung auf die erste Blütezeit das Hauptgewicht gelegt wird, ist natürlich; aber auch hier wie überall werden nur die wichtigsten Erscheinungen beleuchtet. Aus der Zeit bis zur zweiten Blüteperiode ist nur weniges erwähnt und behandelt, denn die Hauptsache ist und bleibt doch diese selbst. Da werden denn die großen Dichter nach ihrem Lebensgange und in ihrem Wirken geschildert. Von den bedeutendsten Dichtungen wird eine kurze Inhaltsangabe mitgeteilt. Wenn wir uns auch sonst für dergleichen Inhaltsangaben nicht recht erwärmen können, weil sie eine gründlichere Lektüre beeinträchtigen können, so müssen wir doch die hier gegebenen als wohl geeignet erklären, den Inhalt der gelesenen Stücke aufzufrischen. Auch die neuere und neueste Dichtung ist in ihren Haupterscheinungen berücksichtigt. — Wenn die vom Verf. gebotene Auswahl aus dem umfangreichen Stoffe zu billigen ist, so kommt dazu, daß in der Darstellung Einfachheit und Klarheit herrschen. Allen Ballast und alles Überflüssige hat Verf. vermieden; so sind, um nur eines besonders hervorzuheben, die Jahreszahlen mit Recht auf ein Mindestmaß beschränkt. Anmerkungen verweisen öfter auf das von demselben Verf. herausgegebene vaterländische Gedichtbuch.

Wenn auch in erster Linie für das Kadettenkorps bestimmt, an dem der Herausgeber selbst tätig ist, kann das praktische Büchlein auch an anderen höheren Lehranstalten sehr wohl verwendet werden, man kann es den Schülern der oberen Klassen auch zum Privatstudium recht empfehlen.

Köslin. R. Jonas.

Johannis Vahleni Opuscula Academica. Pars prior: Prooemia indicibus lectionum praemissa I—XXXIII, ab a. MDCCCLXXV ad MDCCCLXXXXI. Lipsiae MDCCCCVII, in aedibus B. G. Teubneri. IX u. 511 S. 8. geh. 12 *M.*

An der Berliner Universität hatte sich bis vor kurzem der

Brauch erhalten, dem lateinischen Vorlesungsverzeichnis im Namen des Rektors und Senates ein Prooemium vorauszuschicken, in dem wissenschaftliche Fragen in einer solchen Weise erörtert wurden, daß auch die Studenten aus dieser Lektüre eine Art von methodischer Anleitung für ihre eignen Forschungen gewinnen konnten. Boeckh, Lachmann, Haupt und Vahlen (seit Ostern 1875) haben dieser Arbeit Kraft und Mühe gewidmet, und doch muß man sagen, daß eine unglücklichere Art der Veröffentlichung als diese kaum gedacht werden kann. Der Name des Verfassers und ein Titel, der irgendwie über den Inhalt der Arbeiten Aufschluß gegeben hätte, fehlte vollständig; im gewöhnlichen Buchhandel waren diese Hefte nicht zu haben, und von den Antiquaren war nicht zu erwarten, daß sie sie in ihren Katalogen immer richtig und auffindbar aufführten, selbst in den Bibliotheken wußte man oft diese weder dem Verfasser noch dem Inhalt nach bezeichneten Schriften nicht so einzuordnen, daß sie auch wirklich benutzt werden konnten. — Für die älteren Arbeiten war ja inzwischen gesorgt, da sie in die Gesamtausgaben der Werke ihrer Verfasser aufgenommen und so zum wissenschaftlichen Allgemeingut geworden waren. Nicht so Vahlens Proömien. Des Verfassers bekannter Liberalität hatten ja seine älteren Schüler, Freunde und wohl alle Fachgenossen, die zu dem verehrten Manne auf wissenschaftlichem Gebiete in Beziehung getreten waren, zu verdanken, daß sie Exemplare seiner Proömien erhielten, und ich glaube, daß keiner darunter ist, der sich den Tag, an dem ihm eine solche freundliche und wertvolle Gabe zuteil wurde, nicht als einen besonders erfreulichen angemerkt hätte. Aber gerade die Eigenart dieser Arbeiten mußte es doch wünschenswert erscheinen lassen, daß auch jüngeren Leuten, nicht nur in Berlin und nur gelegentlich, die Möglichkeit geboten würde, hier an der Hand eines wahren Meisters zu lernen, was alles dazu gehöre, um sich mit einer oft scheinbar einfachen, vielleicht auch zuerst gleichgültigen Frage in wahrhaft wissenschaftlicher Weise auseinanderzusetzen. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß Vahlen selbst einmal mit dem Plane umgegangen ist, eine Sammlung dieser Arbeiten zu veranstalten. Damals kam es nicht dazu, und so wurde der Plan aufgegeben und würde voraussichtlich in absehbarer Zeit nicht wieder aufgenommen worden sein, wenn sich nicht einige ältere Schüler Vahlens entschlossen hätten, selbst ohne Wissen des Meisters Vereinbarungen zur Herausgabe einzuleiten, die so guten Erfolg hatten, daß es nur noch der Einwilligung Vahlens bedurfte, um das Unternehmen gelingen zu lassen. So muß denn ein Teil des Dankes, den alle Philologen dieser kostbaren Gabe schulden, denen dargebracht werden, die durch ihre Umsicht und Tatkraft dafür gesorgt haben, daß nun auch diese Arbeiten publici iuris geworden sind, so daß hinfort niemand mehr, der sie unbeachtet und unbenutzt läßt, sich

damit entschuldigen kann, sie seien ihm nicht zugänglich gewesen.

Der vorliegende Band bringt die Proömien I—XXXIII (1875 bis 1891), im wesentlichen so, wie sie damals geschrieben wurden; hier und da sind weitere Belegstellen sowie einige Anmerkungen hinzugefügt, in denen der Verfasser seine Ansicht noch eingehender begründet oder sich mit einer abweichenden Auffassung auseinandersetzt.

Die Absicht, die Vahlen bestimmte, seinen Proömien gerade die Form zu geben, die für sie so charakteristisch ist, kann wohl kaum besser zum Ausdruck gebracht werden, als mit den eigenen Worten des Verfassers (S. V): ‚Etenim in illo scribendi genere non hoc secutus sum, ut meam aliquam sententiam quantum satis esset argumentis probarem, sed quemadmodum saepe dixi me ibi non doctis scribere, sed discentibus, ita hoc egi potissimum, ut rationibus explicandis et a suo principio deducendis viam monstrarem, qua via posset qui hoc ageret argumentando aut refellendo quod vellet aliis persuadere; voluique hunc praeter ea quae vivo ore prodocerem quasi alterum praecipiendi modum esse, quo ratiocinandi vi et exemplorum usu principiis artis philologicae instituerem primum eos qui his litteris se dedunt, tum quoniam haec ars demonstrandi a nullo doctrinae genere aliena est etiam alios aliarum disciplinarum alumnos'. — Daß Vahlen das, was er hier als ein Programm hinstellt, wirklich auch geleistet hat, wird von niemand ernstlich bestritten werden können, und so ist es wohl unnötig, über den methodischen Wert dieser Proömien noch etwas hinzuzufügen, wie es auch überflüssig sein dürfte, des längeren auszuführen, daß die Feinheit der lateinischen Form, die uns hier entgegentritt, nur von wenigen der Lebenden erreicht, sicher von niemand übertroffen wird, so daß hier jüngeren Philologen, die sich den für wissenschaftliche Untersuchungen erforderlichen color latinus aneignen wollen, ein unschätzbares Vorbild geboten ist.

Nun kann man wohl öfter von solchen, die nur gelegentlich das eine oder andere dieser Proömien gelesen haben, die Äußerung hören, daß in diesen Arbeiten der wissenschaftliche Ertrag hinter dem methodischen und formellen Werte etwas zurückstehe; Vahlen selbst äußert sich bisweilen so, z. B. S. 33 am Ende einer seiner gehaltvollsten Arbeiten. Diese Meinung, auch wenn sie begründet wäre, würde also selbst im Sinne Vahlens kaum ein Vorwurf sein. Die besten Lehrer, gerade die, die ihre Schüler am meisten fördern und von ihnen, wenn auch vielleicht nicht im Augenblick, so doch später bei gereifterem Urteil am höchsten geschätzt werden, sind meist nicht diejenigen, die fortwährend den Reichtum ihres Geistes spielen lassen und im Grunde nur ihre eigene Person zur Geltung bringen wollen,

sondern die andern, die in ruhiger und oft entsagungsvoller Arbeit sich den Bedürfnissen der Schüler anzubequemen wissen. Und so wäre eine so feine methodische Unterweisung, wenn auch eine bedeutendere Förderung der Wissenschaft damit nicht verbunden sein sollte, ein hohes Verdienst. Daß sich aber ein Mann wie Vahlen, trotz aller Entsagung, die dazu gehört haben muß, jahrein jahraus diese Schriften ausgehen zu lassen, damit begnügt haben könnte, nur methodisch anregend wirken zu wollen, wäre schon an sich undenkbar, und diejenigen, die so urteilen, wie eben erwähnt worden ist, werden auch schwerlich bestreiten wollen, daß jede einzelne dieser Arbeiten einen wertvollen wissenschaftlichen Ertrag abgeworfen hat. Das kann man ja vielleicht zugeben, daß der Verfasser auf dem ihm zu Gebote stehenden Raume mehr Fragen hätte aufwerfen und beantworten können, wenn er eben nicht für einen besonderen Zweck hätte schreiben wollen. Daß es nicht etwa in der Natur Vahlens liegt, alle Fragen in dieser lehrhaften und, wenn man einmal so sagen darf, umständlichen Weise zu behandeln, zeigen doch zur Genüge seine anderen Publikationen. Und da ist es nun gerade der Hauptwert der vorliegenden Sammlung, daß wir jetzt im Zusammenhange übersehen können, welche erstaunliche Menge wissenschaftlichen Ertrages in diesen Proömien steckt. Die jetzigen Überschriften geben ja nur einen schwachen Begriff davon, wenn sie auch immerhin zeigen, wie mannigfaltig der hier behandelte Stoff ist; wir finden hier vertreten Plato, Aristoteles, Lucian, den libellus de sublimitate; Sophokles, Euripides, Aristophanes, Theocrit, Callimachus; Cicero, Livius, Verrius Flaccus, Tacitus, Sueton; Ennius, Terenz, Catull, Lucrez, Vergil, Horaz, Properz und Juvenal. Aber nicht die Stellen allein, von deren Behandlung Vahlen ausgeht, werden auf das gründlichste erörtert, sondern es werden, und das ist oft die Hauptsache, so manche andere herbeigezogen, die über das Problem ein neues Licht verbreiten, nun aber selbst erst ihre richtige Beleuchtung erhalten, und das sind nicht Parallelstellen, wie man sie aus Lexiken und Grammatiken und sonst bekannten Hilfsmitteln zusammensuchen kann, sondern es handelt sich fast immer um feine Beobachtungen, die bis dahin überhaupt nicht angestellt waren, und oft um Stellen, die in den landläufigen Texten bereits nach dem allgemeinen Schema hergerichtet waren und die Form zeigten, die eben als unrichtig erwiesen werden sollte. So kann es kommen, daß zum Beweise der richtigen Überlieferung oder des Verständnisses einer Stelle eine Reihe anderer herbeigezogen wird, die, auch richtig überliefert, in den Ausgaben geändert oder von den Erklärern mißverstanden sind; man sehe z. B. S. 40 f. die Auseinandersetzung über eine eigentümliche Verwendung des Relativums (vgl. WS. f. klass. Phil. 1906 No. 7 S. 172). So kommt denn die Herbeiziehung dieser

sozusagen verschütteten und von Vahlen erst wieder aufgegrabenen Beweisstellen diesen selbst zugute, und der hoffentlich recht ausführliche Index, der dem zweiten Bande beigegeben werden soll, wird denen, die diese Proömien nicht vollständig und genau durchgearbeitet haben, zeigen, welche noch lange nicht ausgenutzten Schätze hier zu heben sind. Das Verdienst, auf das Cicero in den schönen Worten hindeutet ,quod munus rei publicae adferre maius meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus iuventutem?', kann Vahlen nicht nur auf Grund seiner persönlichen Lehrtätigkeit, sondern gerade auch wegen dieser Proömien in reichstem Maße für sich in Anspruch nehmen; damit ist aber seine Wirksamkeit noch lange nicht erschöpfend bezeichnet. Daß er nicht allein für die iuventus wirkte, zeigen nicht nur seine allbekannten anderen Werke, sondern das werden auch diese Proömien denen zeigen, die sie vorher noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Berlin. Franz Harder.

Adolf Rademann, Vorlagen zu lateinischen Stilübungen im Anschluß an Ciceros Tuskulanen, Buch I, II und V. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. 68 S. 8. 1,20 ℳ.

Der Verfasser erfreut uns von neuem durch Darbietung von lateinischem Übungsstoff, diesmal im Anschluß an Ciceros Tuskulanen. Er hat sich mit Recht auf die drei am meisten gelesenen Bücher (I, II, V) beschränkt. Die Vorlagen schließen — entsprechend den Bestimmungen der Lehrpläne — eine gedächtnismäßige Reproduktion des Gelesenen aus, setzen dagegen die Bekanntschaft mit dem lexikalischen und phraseologischen Material der betreffenden Stelle voraus. Das den Schülern weniger Geläufige wird außerdem in Fußnoten gegeben, die vielleicht seltenere Vokabeln hier und da noch etwas reichlicher bieten könnten. Wenigstens dürften dem Primaner bei einem Klassenexerzitium Vokabeln wie „metaphysische Beweise" (S. 13), „Felsengrat" und „einbalsamieren" (S. 31), „Blendung" (S. 67) nicht ohne weiteres geläufig sein.

Was die Anlehnung an den lateinischen Text betrifft, so hat R., wie in früheren Arbeiten ähnlicher Art, meines Erachtens durchaus die richtige Mitte einzuhalten gewußt. Die Arbeiten dürften selbst für eine mittlere Schülergeneration nicht zu schwer sein, obwohl grammatische Regeln recht reichlich in die Stücke hineingearbeitet sind. Aufgefallen ist dem Unterzeichneten die Länge des ersten Satzes der Vorlagen (S. 5), im weiteren Verlauf der Durchsicht hat er stets nur kürzere Sätze gefunden. Die Drucklegung ist korrekt. — Möge das treffliche Büchlein, das gewiß Lehrern und Schülern in gleicher Weise willkommen sein wird, den gewünschten Zweck erfüllen und reichen Segen stiften!

Berlin. Max Koch.

1) J. Wershoven, Napoléon Ier, Sa vie, son histoire depuis sa mort, ses poètes. Mit 5 Abbildungen. Trier 1907, Jacob Lintz. 107 S. 8 geb. 1,10 ℳ.

Nach Duruy werden zunächst die wichtigsten Ereignisse im Leben Napoleons aufgezählt, dann wird nach Legouvé sein gewaltiger Einfluß auf die Entwickelung Frankreichs auch nach seinem Tode geschildert. Daran schließt sich eine treffliche Auswahl der zahlreichen Gedichte der zeitgenössischen und späteren Dichter, welche Napoleons Taten und Persönlichkeit behandeln; nur Les vieux de la vieille von Gautier halte ich für weniger geeignet. Als Zugabe finden sich 5 Abbildungen und eine genealogische Tabelle der Familie Bonaparte.

Besonders wertvoll sind die Anmerkungen S. 87—107. Da die Gedichte zahlreiche Anspielungen auf Personen und Zeitereignisse enthalten, ist das Verständnis, namentlich für uns Deutsche, nicht leicht; man wird daher für jeden Wink dankbar sein, und hier mag der Herausgeber lieber zu viel als zu wenig geben. Das Auffinden der betreffenden Anmerkungen ist übrigens recht erschwert, da weder Seite noch Zeile angegeben ist.

Ces deux grands noms S. 30 wird richtig gedeutet auf Alexander und Caesar; bestätigt wird es durch S. 52, 25. Tribuns S. 31, 24 ist nicht ausreichend erklärt, wohl aber zu S. 49, 9; ein Hinweis auf diese Stelle hätte genügt; kolbach S. 76 ist erklärt, aber nicht S. 67; ebenso grognard S. 82, aber nicht S. 75. Druckfehler u. a. près des Cannes S. 9, 5 statt de; cerceuil S. 18, 3 statt cercueil; il S. 77, 15 statt ils. L'Autriche perdit 110 000 kilomètres S. 7, 15 fehlt doch wohl carrés.

2) J. Michelet, Jeanne d'Arc, herausgegeben und erläutert von F. J. Wershoven. Mit 1 Abbildung. Trier 1907, Jacob Lintz. VIII u. 88 S. 8. geb. 0,90 ℳ.

Die Geschichte der Jeanne d'Arc hat ihre Anziehungskraft auf die Jugend noch heute nicht verloren; bisher benutzte man als Schullektüre einen Auszug aus Barante, Histoire des ducs de Bourgogne; aber Barantes Sprache enthält zu viele Archaismen und Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch; in dieser Hinsicht ist Michelet vorzuziehen, jedoch fesselnder und lebendiger schildert Barante; namentlich ist bei Michelet die Erzählung des Prozesses mit seinen Einzelheiten nicht durchsichtig und übt nicht genügende Anziehungskraft aus. Zu beachten ist bei ihm übrigens das löbliche Bestreben, das Wunderbare in Johannas Wirken natürlich zu erklären.

Der Herausgeber gibt in der Introduction das Wichtigste über Michelets Leben und schildert die Situation Frankreichs zur damaligen Zeit. In den Anmerkungen werden die nötigen sachlichen Belehrungen gegeben. Einige lexikologische und grammatische Besonderheiten verdienten aber wohl eine Berücksichtigung z. B. ydolastre = idolâtre S. 59, 31; les fols = les fous

S. 23, 14; y contredire S. 61, 31 vgl. Mol. Mis. 136 und Pascal, L. Pr. 8; il en disait autant S. 51, 27 er sagte ganz dasselbe; il le fit taire S. 49 und 51 mit Auslassung von se vgl. Benecke II § 73; Tout le pays était couru par les hommes d'armes S. 8, 28 wurde durchzogen; se laisser soulever à cette grande marée S. 23, 10 vgl. Benecke II § 97, 8, wo wir statt des Dativs die Präposition von oder durch gebrauchen.

3) J. Wershoven, Jéna—Waterloo—Sedan. Par Lanfrey, Duruy, Rousset. Mit 2 Abbildungen und 3 Karten. Trier 1907, Jacob Lintz. 82 S. 8. geb. 0,90 *M.*

Das Büchlein enthält die Schilderung der Schlachten bei Jena von Lanfrey, bei Waterloo von Duruy und bei Sedan von Rousset. Es ist sicherlich von Interesse, zu erfahren, wie die Franzosen die Vorgänge und den Verlauf dieser wichtigen Schlachten darstellen; am lesenswertesten scheint mir die Schilderung der Schlacht von Jena aus Lanfreys Feder, der auch die Veranlassung und die weiteren Folgen bespricht; aber eine Schlachtbeurteilung bleibt immer mißlich, zumal für einen Laien, eine klare Anschauung wird er selten gewinnen; das trifft besonders für Roussets Schilderung der Schlacht von Sedan zu, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß manche Einzelheiten lebendig und interessant erzählt sind.

Der Herausgeber hat mit dankenswerter Sorgfalt die nötigen Belehrungen über die ziemlich zahlreich vorkommenden Personen und Örtlichkeiten gegeben und zur Erleichterung des Verständnisses zwei Karten beigefügt nebst zwei Abbildungen von Napoleon.

4) J. Wershoven, Kriegsnovellen 1870—71. Von Daudet, Theuriet, Lemaître, Maupassant. Mit 2 Abbildungen und 1 Karte. Trier 1907, Jacob Lintz. 88 S. 8. geb. 0,90 *M*,

Der Verfasser hat von verschiedenen Autoren acht Erzählungen zusammengestellt, die teils ernsten teils heiteren Charakters sind und mit dem Krieg 1870—71 in Zusammenhang stehen. Die beiden ersten Le siège de Paris und La mort de Chauvin von Daudet wird jeder mit Vergnügen lesen; L'enfant espion, ebenfalls von Daudet, läßt schon die Absicht stark hervortreten, die verunglückten Ausfälle der Pariser Nationalgarde auf Verrat zurückzuführen. La mère Sauvage von Maupassant ist zu grausig. Un fils de veuve von Theuriet schildert den Schmerz einer Mutter, die noch immer auf die Wiederkehr ihres Sohnes hofft, von dessen Tod sie keine Kunde erhalten hat. La peur von ebendemselben enthält zu viele seltene Wörter. No. 7 „Wer da" scheint mir nicht recht geeignet. Die letzte Képis et Cornettes von Lemaître schildert in Briefform dezent und interessant, wie ein Offizier bei seiner Einquartierung die Bekanntschaft einer jungen Dame macht, mit der er sich schließlich verlobt.

Die Anmerkungen beschränken sich darauf, die nötige sachliche Auskunft zu geben; es hätte aber ohne Bedenken bei einer großen Zahl seltener Vokabeln die deutsche Bedeutung angegeben werden können. Auch auf einige Besonderheiten, wie partir en Crimée S. 49, 18 konnte aufmerksam gemacht werden.

5) H. Taine, L'ancien régime Napoléon Bonaparte, herausgegeben und erklärt von F. J. Wershoven. Mit 2 Abbildungen. Trier 1907, Jacob Lintz. 104 S. 8. geb. 1 ℳ.

Aus Taine, Origines de la France contemporaine gibt der Herausgeber in gekürzter Form die Abschnitte, welche die Zustände Frankreichs vor der Revolution und die Charakteristik Napoleons enthalten. Vieles von dem Dargebotenen ist gewiß lesenswert und auch für Schüler verständlich, indes ist die Lektüre wegen der zahlreichen Fachausdrücke, die sich auf Kleidung, Küchen- und Hauswesen, Jagd, Toilette u. a. beziehen, nicht leicht; auch der Inhalt wird zuweilen der Jugend weniger ansprechend sein, besonders im ersten Abschnitt. Die Anmerkungen enthalten wertvolle Belehrungen und suchen die sachlichen Schwierigkeiten zu heben; im Interesse des Lesers hätte aber noch die Bedeutung vieler veralteten oder seltenen Wörter angegeben werden sollen.

S. 20, 16 lies ou, S. 32, 15 Révolution, S. 35, 2 sucent, S. 46, 24 au, S. 49, 7 pénétration, S. 57, 34 déplaisait, S. 90, 1 Rameau.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe neunter Band. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 516 S. 8. 6 ℳ.

Lamprecht bezeichnet das Reformationszeitalter als das individualistische, weil es den im Mittelalter durch Glauben und Denken, Recht und Sitte, Genossenschaft und Staat gebundenen einzelnen Individuen eine größere Freiheit einzuräumen begann die Zeit etwa seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nenn er das Zeitalter des subjektiven Seelenlebens und erklärt alle neuen geschichtlichen Erscheinungen aus dem Übergange zu eben dieser Form des Lebens. Er unterscheidet in der ersten, bis etwa 1870 reichenden Periode die Phasen der Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges, des Klassizismus und der beginnenden Romantik. Im neunten Bande seiner Deutschen Geschichte, im 23. Buche des ganzen Werkes, wird zunächst die sozial- und verfassungsgeschichtliche Entwicklung geschildert, die dem allgemeinen Umschwunge des deutschen Seelenlebens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Seite ging und folgte. Das erste Kapitel (bis S. 122), dessen erster Abschnitt, etwa ein Viertel des ganzen Kapitels, bereits in der Beilage zur Allgemeinen

Zeitung veröffentlicht worden war, ist betitelt „Neue Anschauungen von Staat und Gesellschaft“ und behandelt in der Einleitung den Entwicklungstypus neuer sozialer und politischer Anschauungen im Bereiche hoher Kulturstufen im allgemeinen sowie in der deutschen Entwicklung im besonderen, schildert dann den Verfall des Absolutismus und legt mit besonderer Beziehung auf Herder dar, wie die ersten Versuche politisch-sozialen Denkens in Empfindsamkeit und Sturm und Drang sich gestalteten. „Es war eine Zeit, der selbst eine bloße Fata Morgana des neuen subjektivistischen Staates noch nicht erschien, der die Theorien eines Rousseau von der Souveränität des Gemeinwesens zunächst nur den Eindruck schöner und erhabener Ideen machten, die aber dennoch schon Gemeingefühle kannte, für diese eine demokratische Grundlage, und sei sie zunächst auch nur die des Kosmopolitismus, zu finden bestrebt war und dabei instinktiv innerhalb der Grenzen des Vaterlandes Halt suchte“. In diesem Bereiche noch unbestimmter Empfindungen und Vorstellungen waren doch schon Ansätze künftigen politischen Denkens und Handelns zu finden; eine schon klarere Zeit erhob dann die Forderung einer subjektivistischen Erziehung der Staatsbürger als der unerläßlichen Vorbedingung für jede haltbare Staatsbildung und verwirklichte diese Forderung: es war „der eigentlich originale Beitrag unserer Nation zur Durchbildung des modernen öffentlichen Lebens des Subjektivismus überhaupt, ein Beitrag von schlechthin universalgeschichtlicher Bedeutung“.

Bei der Schilderung des aufgeklärten Absolutismus geht Lamprecht näher auf Friedrich den Großen ein, der „ahnungsvoll eine neue Konzeption des Staates wahrnahm und sie in seinem alternden Denken sogar über die Grenzen des ihm möglich Erscheinenden aufsteigen ließ; nie aber würde er sie verwirklicht haben“. Auch den Einfluß des Siebenjährigen Krieges auf die Entwicklung politischen Denkens hebt der Verfasser hervor. Dann verfolgt er die eigentliche Entwicklung der „synkretistischen Theorie“ der Übergangszeit vom Individualismus zum Frühsubjektivismus. Göttingen wurde Hauptsitz der ganzen politischen Bewegung, deren wichtigste Vorstellungen und Forderungen Gesetzesstaat und Rechtsstaat waren. Was die Erfüllung dieser Forderungen, also die Durchführung von Reformen betrifft, so berücksichtigt die Darstellung alle die verschiedenen „Windungen des langen Weges“. Unter den deutschen Staaten um 1780 war der preußische „zunächst noch der im mäßigen Sinne modernste“; doch es war sein Schicksal, daß er um die Wende des 18. Jahrhunderts „grundsätzlich“ am ermattenden Schlusse der Entwicklung eines früheren Zeitalters stand, das Österreich Josephs II. hingegen am noch schwachen und doch zugleich radikalen Anfange eines neuen. Nur eine Wiederholung der Reformversuche konnte zu vollen Ergebnissen führen. „Es bedeutete

einen Sieg Preußens über Österreich von größter Bedeutung, daß eine solche neue Reformperiode innerhalb seines Staatslebens tatsächlich eintrat, während sie Österreich nicht zuteil wurde". Der Held, der unserem Volke diesen „immer noch frühen" Eintritt in das Staatsleben der neuen Zeit vermittelte, war Stein. Er hat „die erste bewußte und ausgesprochenermaßen reformatorische Verwirklichung der Konzeption des modernen Staates auf deutschem Boden, das erstmalige öffentliche Leben des Subjektivismus" angestrebt und zum Teil erreicht.

Als das weitaus wichtigste Gebiet für die neue, subjektivistische Ordnung des Lebens erschien der Nation um 1760 schon, erst recht aber um 1780 und auch noch um 1800 das der Erziehung und des Unterrichts, ein Gebiet, auf dem selbst Friedrich der Große weitgehende Zugeständnisse in Theorie und Praxis machte, die sich dann in den übrigen Staaten wiederholten. Die Frage der zeitgemäßen Erziehung „hat die stärksten Leidenschaften und die temperamentvollsten Bemühungen entfesselt, wie sie denn auch die Zeit am ehesten mit jenem Selbstbewußtsein wirklicher Leistungen erfüllte, das schon auf die nächst zurückliegende Vergangenheit als eine überwundene zurückblickte". An erster Stelle kam die Erziehung des Einzelmenschen auf Grund einer weiteren Kenntnis des Seelenlebens in Betracht. Als oberstes Ziel stellte man hin: ihn zur reinsten höchsten Menschlichkeit auszubilden. Ein praktischer Idealismus der Erziehung setzte ein, in dessen Verwirklichung die späteren Zeiten des 18. Jahrhunderts ihre nächste Aufgabe sahen, die nicht gelöst werden konnte, wenn nicht eine körperlich freiere Durchbildung erreicht wurde. Dies erkannte man und war sich einig in dem „Feldzuge gegen Stubenhocken und Verzärtelei"[1]) Darüber hinaus galt es alsbald auch, sittliche Ideale zu entwickeln: die Freiheit des Glaubens, des Denkens, des Wortes; schließlich regte sich auch die Idee einer allgemeinen deutschen Vaterlandsliebe.

Wenn irgendwo einmal klar der Beweis geliefert werden kann, „daß nicht äußere Fürsorge noch so eingehender Art, ja selbst nicht geistiger Fortschritt in dem einmal bestehenden üblichen Zeitmaße die Institutionen baut, sondern das mächtige Wesen und Eindringen eines völlig neuen Geistes, so ist er um diese Zeit in der Geschichte des so einfachen und darum für elementare Erkenntnis historischer Zusammenhänge besonders lehrreichen Organismus der Volksschule erbracht worden". Sie trat schließlich in den Ideenkreis ein, durch dessen Belebung die Hochschulen wie die Mittelschulen umgebildet wurden; „gleichmäßig im Sinne der neuen Zeit erschien das Ganze des erzieh-

---

[1]) Die Knaben hatten zur Zeit des ausgehenden Individualismus nicht selten, die Männer noch häufig Schnürbrüste getragen; mit Strümpfen an den Füßen zu schlafen war gewöhnlich; daß es Friedrich II. nicht tat, wurde ihm als Beweis der Abhärtung angerechnet.

lichen Kosmos befruchtet". Diese Entfaltung der Erziehung „war der erste und vom nationalen Standpunkt aus zugleich am besten gelungene, weil fast durchaus originale deutsche Beitrag zur Entwicklung des modernen öffentlichen Lebens überhaupt"; wurden doch Unterricht und Erziehung der subjektivistischen Zeit zum größten Teile aus öffentlichen Mitteln bestritten.

Auf verfassungsmäßigem Gebiete im engeren Sinne freilich waren die Fortschritte bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts nicht bedeutend; denn der politischen Entwicklung in den meisten Einzelgebieten „hing noch die ganze Erdenschwere einer veralteten Staatsordnung an". Doch in der Theorie wurde eine erste subjektivistische Staatslehre entwickelt, in den Anfängen schon von Christian Wolff, dann weitergeführt von Kant und von Schiller und schließlich vollendet von W. von Humboldt (1792).

Am Schlusse des ersten Kapitels, das ich eingehender glaubte besprechen zu sollen, werden über das neue Staatsideal kurze Ausführungen gegeben; sie finden eine breitere und tiefere Begründung im dritten Kapitel (S. 203 bis 326), das überschrieben ist: „Liquidation der alten Formen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens; Beginn innerer Neubildungen". In diesem Kapitel liegt unzweifelhaft der Schwerpunkt des neunten Bandes, hier finden wir den echten Lamprecht, der überall aus dem Vollen schöpft und daher den inneren Fortschritt in der Tat anschaulich zu machen versteht. Die Geschichte der äußeren Ereignisse, die im zweiten Kapitel (S. 123—202): „Sprengung des alten Reichs und der alten Staatsverhältnisse" und im vierten und fünften (von S. 327 an): „Die Freiheitskriege; Wiener Kongreß; Heilige Allianz" geschildert werden, tritt vor den die innere Entwickelung behandelnden Abschnitten zurück. Der Verfasser meint, er hätte vermutlich vor Bäumen den Wald nicht gesehen, wenn er jene Geschichte in jede Einzelheit hätte verfolgen wollen, „die heute der Bienenfleiß einer bis zu den entlegensten Quellen vordringenden Forschung wieder aufgedeckt hat". Seiner neuen Geschichtsauffassung weiß er bekanntlich die rein politischen Ereignisse, bei denen die Staatsmänner und die Feldherrn im Vordergrunde stehen, organisch ein- und unterzuordnen. Ich glaube, hier daran erinnern zu sollen, daß nach Lamprecht „die Geschicke der Nationen, denen es überhaupt vergönnt ist, sich auszuwirken, ihren eigenen Weg nach ihnen innewohnenden Gesetzen gehen, und auch ihre hervorragendsten Söhne haben demgegenüber nicht mehr Freiheit eigenen Wirkens, als etwa der Durchschnittsmensch Willensfreiheit besitzt gegenüber der kleinen Welt seiner Umgebung", eine Ansicht, der ich nicht ganz zustimmen kann. Doch es ist nur zu billigen, wenn in solcher deutschen Geschichte der Untergang des Reiches mit all den „Sächelchen auf den Nipptischen und Altären" der einzelnen

Territorialverfassungen“ nicht eingehend berichtet wird; denn im allgemeinen ist daraus nicht mehr viel zu lernen, vor allem deshalb nicht, weil dabei so gut wie keine typischen Erscheinungen menschlicher Entwicklung hervortreten. Es war vielmehr ein „singulärer, unbeholfener, lethargischer“ Zusammensturz.

Bei der Schilderung der Befreiungskriege, die jetzt zumeist Gegenstand der kriegswissenschaftlichen und der diplomatischen Forschung sind, betont Lamprecht vor allem die Fortentwicklung des nationalen Lebens überhaupt. Er lehnt es z. B. ab, von den Einzelheiten der Völkerschlacht bei Leipzig zu erzählen; summarisch darüber zu berichten „wäre innerlich ungeschichtlich, denn es nähme dem Ereignis das, was es ausgezeichnet hat: das Unmittelbare des Gräßlichen in Verbindung mit weitesten Konzeptionen, Wahrheiten und Irrtümern“. Dafür weist er aber auf die charakteristische Erscheinung der Zeit hin, „daß der innige Zusammenhang zwischen Volk und Regierung noch nicht hergestellt war, der heute den Demokratismus aller Staaten, auch der mehr oder minder absolut regierten, kennzeichnet“. In einer Anmerkung lesen wir: „Über all dem diplomatisch-politischen Gezänk hat man ganz vergessen, daß die Freiheitskriege, insbesondere der von 1813, Volkskriege waren“. Das Gezänk dreht sich auch um die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, über die bekanntlich sehr verschieden geurteilt wird. Unser Verfasser hebt hervor, daß eine wirklich wissenschaftliche Biographie dieses Herrschers fehlt, die namentlich auch seinen Charakter eindeutig aufklären muß, und meint, die aufgeworfenen Fragen über die Haltung des Königs seien, auch wenn richtig beantwortet, weit davon entfernt, die wesentlichsten Punkte in der Geschichte der Freiheitskriege aufzuhellen. — Mit erfreulicher Vorliebe begleitet Lamprecht die Entwicklung der Dichtung jener Zeit, von den Anfängen, da Freiheit nichts bedeutete als äußere Befreiung und Sieg über den eingedrungenen Feind, bis zu den Tagen, da das Wort leise den Sinn innerer Freiheit zu erhalten begann.

Die bekannten Helden des Völkerfrühlings, die Sieger mit dem Schwerte und mit der Feder, Blücher, Gneisenau (der „eigentliche Besieger Napoleons auf deutschem Boden“, wie der Verfasser richtig urteilt), York, ferner alle die weniger erfreulichen Erscheinungen auf dem Intrigenparkett der Diplomatie werden mit kurzen, aber zumeist treffenden Worten charakterisiert. Über Schill urteilt Lamprecht: seine Waffentaten dürfen, ebenso wie die der Tiroler, am wenigsten nach ihrem äußeren Erfolge eingeschätzt werden. „Denn eben die Tatsache, daß ihnen dieser nicht beschieden war, verbürgte ihnen erst die ungeheure, sich mit der Idealisierung des Geschehenen in Gerücht, Dichtung, ja Sage steigernde Wirkung“. Von Preußens damaliger Politik heißt es, sie hätte sich „schwach und aus Schwäche gefährlich, sich

und anderen untreu" gezeigt, während Österreich inzwischen den Kampf „gewiß zunächst in eigener Sache, aber doch auch im Sinne nationaler Fürsorge" geführt hatte. Eigenartiges oder irgendwie Bemerkenswertes bieten alle diese Abschnitte kaum. Man merkt, daß der Verfasser wichtige Quellenschriften und Einzelforschungen gerade so gut wie umfassende Darstellungen zu Rate gezogen hat; er gibt z. B. Boyens Urteil über Großgörschen ausführlich wieder (S. 422) und fühlt sich gedrungen, des verstorbenen Zwiedineck Deutsche Geschichte im Vorworte besonders hervorzuheben.

Statt auf diese Seiten der Lamprechtschen Darstellung näher einzugehen, glaubt Referent vielmehr im Interesse der Leser dem dritten Kapitel aus dem oben angeführten Grunde noch einige Worte widmen zu sollen. Es hebt an mit dem Entwicklungsgange des europäischen öffentlichen Lebens auf Grund der wirtschaftlich-sozialen und der geistigen Veränderungen im Zeitalter des Frühsubjektivismus. Dessen Probleme wurden in Deutschland vor allem als solche subjektivistischer Erziehung erfaßt. Die Engländer und Franzosen dagegen traten aus der theoretischen und praktischen Betrachtung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens in die Probleme des politischen Subjektivismus ein und „ergänzten durch ihr auf diesem Wege entwickeltes Denken die deutsche Entwicklung". Lamprecht legt kurz dar, wie in England die Gebundenheiten des Mittelalters schon früh einer besonders raschen Lösung entgegengeführt wurden und der Engländer schon früh die nationale Zugehörigkeit mit besonderem Nachdruck betonte. Sodann werden die Um- und Neubildungen im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben geschildert, „wohl die umfassendsten, mindestens die sichtbarsten, die eine ganz neue Konstitution sozusagen des nationalen Körpers überhaupt bedeuteten"; eine kurze, aber in die Tiefe gehende Einleitung führt dies näher aus. Die Umgestaltung der bäuerlichen Schicksale im Mutterlande wie im Kolonialgebiete wird dann eingehend dargelegt und dabei hervorgehoben, daß die Tatsachen der besonderen Entwicklung des deutschen Bauernstandes die für die Volksgeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts bezeichnendsten sind. Es handelt sich bei der Entwicklung des Bauernstandes um außerordentlich zerteilte Vorgänge, und manche „Reihenentwicklungen der Liquidation", z. B. die Geschichte der Auflösung der ältesten Gebundenheiten an Dorf und Allmende, sind in den Hintergrund geschoben oder fast ganz zurückgedrängt worden. Die Linien des Gesamtverlaufes aber hat der Verfasser scharf gezogen. — Mit Rücksicht auf den mir zu Gebote stehenden Raum muß ich hier abbrechen.

Bekanntlich begegnete Lamprechts Versuch, einheitliche seelische Grundlagen und Entwicklungsstufen für die geschichtliche Gesamtentfaltung nachzuweisen, anfangs lebhaftem Widerspruch, ja heftiger Ablehnung, er findet jedoch nach und nach,

wie auch aus dem Erscheinen neuer Auflagen (1906 der vierten des ersten Teiles) hervorgeht, immer mehr Zustimmung. In bezug auf manches einzelne werden natürlich die Ansichten stets geteilt bleiben. Auch in diesem neunten Bande ist inhaltlich und formell allerlei auszusetzen oder doch zu beanstanden. Z. B. S. 16 Picheln und Prachen (was dies letzte bedeutet, werden meines Erachtens nicht viele Leser wissen), 132 fernere Nachbarn, 189 Bevormundungsversuch, 193 Z. 6. v. o. doch, 213 Schuld der Nachfolger, 426 Poischwitz. Der Satzbau ist meist gewandt, nur S. 244 stört eine übermäßig lange Periode. Der Vorwurf einer etwas gezierten, durch unnötige — nur darum handelt es sich! — Fremdwörter entstellten Schreibweise kann auch dem neunten Bande nicht ganz erspart bleiben. Das Wort Liquidation kommt, und zwar nicht immer in derselben Bedeutung, zum Überdruß oft vor; institutionell (73), Absentismus (256), dispersiv (282) u. a. wären leicht zu vermeiden gewesen. An den Ausdrücken Bering (29 und öfter), Ausschläge (97), rentbar (128), brach herein (252), hob (253), einmahnen (321), „Nebeneifrerin" (337), einging (359), dank dessen (388) werden manche Anstoß nehmen. Nicht vergessen sei, daß das Register, nach vielen Stichproben zu schließen, zuverlässig und vollständig ist; nur „Humanität 85" vermisse ich; Druckfehler sind selten und meist belanglos, abgesehen von „galten" S. 16 statt glitten. Die häufige Anwendung des Doppelpunktes statt des Kommas ist mir an nicht wenigen Stellen aufgefallen.

Doch genug solcher äußerlichen Kleinigkeiten! Statt dabei länger zu verweilen, will ich lieber mit dem Wunsche schließen, daß der viel beredete und viel befehdete Verfasser seine Deutsche Geschichte bald zu Ende führt. Das scheint mir, offen gestanden, in jeder Beziehung wichtiger, als die Durchführung seiner in Dresden auf dem letzten Historikertage verkündeten weitausgreifenden Pläne in bezug auf kultur- und universalgeschichtliche Seminarübungen.

Görlitz. E. Stutzer.

Adalbert Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Erster Band. Tübingen 1905, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XVI u. 370 S. 8. 7 ℳ.

Wie groß ist doch die Macht der Legende! Wie groß besonders, wenn sie von schönen Phrasen und von Vorurteilen gestützt wird! Über ein Jahrhundert ist vergangen, und erst jetzt beginnt sich der dichte Nebel zu zerteilen oder gänzlich zu verflüchtigen, der bisher über der französischen Revolution gelegen hat.

Nicht wenig zu dem endlichen Siege der Wahrheit beigetragen zu haben, wird, das kann man schon heute sagen, das Verdienst Adalbert Wahls sein. Mit gar manchen irrigen Vorstellungen, die

noch immer in unseren besten Lehrbüchern ihren Ausdruck finden, räumt er gründlich für alle Zeiten auf. Den Verfassern dieser Lehrbücher und allen Geschichtslehrern sei deshalb dringend das Studium dieser Vorgeschichte der französischen Revolution empfohlen.

Das es hier nicht möglich ist, den reichen Inhalt des Buches genauer wiederzugeben, will ich die Hauptresultate, zu denen Wahl durch seine Forschungen gelangt, zunächst kurzweg zusammenfassen. Es sind folgende:

1. Nicht eine Despotie — die nicht existierte — hat die Revolution hervorgerufen. Die Regierung war seit dem Tode Ludwigs XIV. im Gegenteile alles andere eher als despotisch. Sie war unglaublich schwach, milde, gutmütig und zu Reformen geneigt. Nicht Despotismus herrschte im Lande, sondern fast anarchische Zustände hatten mehr und mehr seit Ludwig XV. überall Platz gegriffen.

2. Auch nicht wirtschaftliches Elend der Massen kann als Ursache der Revolution angesehen werden, sondern das Bürgertum, von dem die Revolution ausging, befand sich nicht nur in befriedigenden wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern sogar in einem großartigen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Bauern, die eine unbedeutende Rolle in der Revolution spielen, waren freilich teilweise in weniger guten Verhältnissen, jedoch keineswegs in so ämmerlicher Lage, wie sie die Revolutionslegende schildert.

3. Die Regierung war nichts weniger als adelsfreundlich. Von Richelieu bis zur Revolution wurde der Landadel immer mehr entrechtet und gedrückt. Er war größtenteils verarmt und ruiniert. Auch der Hofadel war teilweise verschuldet.

4. Das Verwaltungssystem des ancien régime war nicht schlecht, die Regierung des Landes lag auch nicht in den Händen einer unmoralischen und unfähigen Gesellschaft, denn nicht der liederliche Hofadel regierte das Land, sondern die ehrenwerte noblesse de robe, die aus den höheren Schichten des Bürgertums hervorging. Nur einseitig war dieser Amtsadel: es war nämlich „eine der ungemischtesten Juristenregierungen" der Weltgeschichte, die das ancien régime kennzeichnete, und der Geist, der die alten Formen erfüllte, ließ manches zu wünschen übrig.

5. Auch die Verteilung des Grund und Bodens unter Adel, Geistlichkeit und Bauern war nicht wirtschaftlich so verkehrt, wie früher angenommen wurde, respektive noch immer in unseren Geschichtsbüchern angegeben wird.

6. Vielmehr die Unwürdigkeit und Energielosigkeit der Herrscher, die verkehrte (besonders unter Ludwig XIV.) und ruhmlose (unter Ludwig XV.) äußere Politik, die kostspieligen Kriege seit Ludwig XIV. (einschließlich), die durch sie und (in viel geringerem Grade) durch die Verschwendung am Hofe immer steigende große Schuldenlast, das veraltete übele Steuersystem,

das die stärksten Schultern (vornehmlich die der Handels- und Industriewelt!) am wenigsten belastete und die besten Steuerquellen dem Staate nicht erschloß, durch seine Ungleichmäßigkeit und Verkehrtheit aber große Unzufriedenheit hervorrief, manche Mängel in der Rechtspflege, vor allem aber die Schlaffheit und Inkonsequenz der Regierung und die dadurch geförderte Opposition der nach Popularität strebenden Parlamente, die gegen alle Reformversuche unter dem Beifall des Volkes, zu dessen Bestem sie geplant waren, Front machten, sowie die Angriffe der Privilegierten und der Wortführer der Aufklärung auf die Staatsregierung haben die Revolution vorbereitet. Den Untergrund dabei bildet die individualistische Geistesströmung, die durch die Teilnahme Frankreichs am amerikanischen Freiheitskrieg besonders gestärkt wurde.

Die ganze Bewegung ist ein Kampf um die Macht, das Ziel des Bürgertums Teilnahme an der Staatsregierung, dann Herrschaft im Staate. Den Erfolg der Revolution ermöglicht der Umstand, daß die Schlaffheit der Regierung auch in dem Heere die übelsten Folgen gezeitigt hatte, mißverstandene Humanität hatte die Disziplin ruiniert. Der Gang der Revolution war der, daß Adel, Klerus und die Parlamente zuerst den Kampf um die Macht mit der Krone allein führen, dann schiebt der Bürgerstand diese, nachdem sie ihm die Wege geebnet, undankbar und skrupellos beiseite, d. h. vernichtet sie nach Möglichkeit und setzt sich an ihre Stelle.

Daß die Darstellung in den meisten unserer Geschichtsbücher ein ganz anderes und falsches Bild gibt, beruht zum Teil darauf, daß sie die Zustände unter Ludwig XIV. mit denen unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. vermengt oder verwechselt. Unter Ludwig XIV. herrscht Despotismus, nach seinem Tode Schlaffheit und Anarchie, am Ende der Regierung Ludwigs XIV. Armut und Elend, unter Ludwig XVI. ein nicht nur relativ großartiger wirtschaftlicher Aufschwung.

Ich beschränke mich nun darauf, besonders Wichtiges und Markantes aus dem Werke mitzuteilen.

Sehr interessant ist der Nachweis, wie jämmerlich schwach die Regierung seit Ludwig XV. war. Die Nichtausführung der Gesetze ist fast zur Regel geworden, und eine öffentliche Kritik läßt die Regierung über sich ergehen, wie sie heute in „keinem monarchischen Staate denkbar wäre". Nicht nur Ungehorsam sehen wir an der Tagesordnung, sondern auch volle Verachtung der staatlichen Autorität im agressiven Vorgehen. Bauern roden ohne weiteres große königliche Forsten aus und verwandeln sie in Ackerland, benutzen jahrelang das Feld und bezahlen obenein keine Steuern davon. So geschehen in der Dauphinée 1730 bis 1755. Anderwärts begegnen ähnliche Frechheiten. Das Ganze versteht man nur, wenn man den Charakter Ludwigs XV. kennt.

Er war das Gegenteil eines Despoten, haltlos schwach, ohne jedes Selbstvertrauen, schüchtern und furchtsam gegenüber jeder energischen Opposition. Dabei war er aber weder töricht noch bösartig; die auswärtige Politik leitete er persönlich und zwar verständiger als Ludwig XIV. Wie verderblich die Regierung Ludwigs XIV. für Frankreich gewesen und wie verkehrt seine auswärtige Politik, weist Wahl nach meinem Ermessen überzeugend nach. Statt Frankreichs Macht gegen England allein einzusetzen, dem gegenüber es sich um die Macht auf der See und in den Kolonien in Amerika, in Indien usw. handelte, bekämpft Ludwig XIV. England und Österreich zugleich, ja sieht in letzterem den gefährlicheren Gegner. Durch diese falsche Politik hat er den Grund zur Revolution gelegt; denn in dem aussichtslosen Streben, beide Gegner niederzuwerfen, verzehrt sich Frankreichs Kraft. Obenein begeht der König noch den schweren Fehler, den besten Bundesgenossen im Kampfe gegen England, Holland, sich dauernd zu verfeinden. Ludwig XIV. hat die Finanzen, hat Frankreich ruiniert, der Sonnenkönig hat den günstigen Augenblick verpaßt, die Weltmachtstellung zu erringen, die nun England gewann. Wie gänzlich das Land bei seinem Tode erschöpft war, dafür haben wir ja eine ganze Menge Zeugnisse. Es wäre gut, wenn die Lehrbücher dieses traurige Resultat der Regierung Ludwigs XIV. noch etwas mehr betonten.

Interessant ist es auch, die „seit 1750 nie ruhenden Reformbestrebungen" kennen zu lernen. Welcher Kontrast überhaupt in den Regierungen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.! Außer durch seine Schlaffheit schadete dieser dem königlichen Ansehen besonders durch seine schamlosen Ausschweifungen. Unter seinem Urgroßvater war doch immer wenigstens der Schein gewahrt worden, nun glich der Hof bald einem Bordell. Wie frech die früher so viel beklagten Bauern unter Ludwig XV. wurden, haben wir gesehen, überhaupt kann „von einer Herrschaft des Grundherrn über den Bauern oder gar von einer feudalen Tyrannei . . . keine Rede sein". „Nur noch etwa der hundertste Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung war mit Resten von Hörigkeit behaftet". Der Bauer war der Stärkere gegenüber dem Adligen; von diesem wurde er nicht bedrückt, aber in seiner wirtschaftlichen Freiheit ist er durch den Staat gehemmt und von den Steuern über Gebühr belastet. Durch sie litt der Bauer am meisten, nicht durch die Abgaben an den Seigneur und die Kirche. Die Berechnungen der Abgaben von einem Bauerngut, wie sie Taine angestellt hat und wie sie in unsere Lehrbücher, z. B. in das vortreffliche Neubauersche und in die neue Weltgeschichte von Weber-Baldamus, aufgenommen worden sind, werden von Wahl als falsch nachgewiesen (siehe besonders den ersten Exkurs). So hoch waren sie nicht. Wenn nun wirklich vielfach unter Ludwig XV. die Lage der Bauern schlecht gewesen

zu sein scheint, so besserte sie sich doch seit etwa 1760 merklich. Sehr interessant sind die angeführten Berichte von Engländern, die kurz vor der Revolution Frankreich bereisten und dort vielerorts großen Wohlstand bei den Bauern vorfanden. „Die kleinen Bauern in England sind jedenfalls ärmer“ schreibt der eine, der 1789 Frankreich durchquerte. Er hat auch Savoyen, die Schweiz, mehrere deutsche Staaten und Holland bereist und ruft aus: „Wie jedes Land und jedes Volk, das wir gesehen haben, seit wir Frankreich verlassen, abfällt gegen dieses lebensvolle Land!“ Damit stimmt es, wenn Wahl sagt: „Es liegt nicht nur eine Periode relativer Blüte vor, sondern mit jedem Maßstabe gemessen eine Zeit unerhörten Aufschwungs und Wohlstands“. Eine ganze Reihe sehr gewichtiger Zeugnisse führt Wahl für die Blüte Frankreichs unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution an. Die Lage der ländlichen Arbeiter freilich hatte sich in den Jahren vor der Revolution, wie es scheint, in manchen Gegenden verschlechtert.

Bezüglich des Landadels meint der Verfasser: „Die tönenden Reden (in der Revolution) gegen den Adel trafen zum großen Teil eine schon innerlich gebrochene und wirtschaftlich vernichtete Gesellschaftsschicht“. Hof- und Landadel sind durchaus zu scheiden, aber auch der reiche Hofadel geht wirtschaftlich dauernd zurück; er ist allerdings ein „Geschlecht von Drohnen“. Im übrigen sind auch der Adel und die Geistlichkeit durch die Revolutionsmänner vielfach verleumdet worden. Wo unter Ludwig XVI. dem Adel und Klerus die Gelegenheit gegeben wurde, sind sie mit Hingebung und Opfermut für das Gemeinwohl eingetreten.

Besser noch lautet das Urteil über die noblesse de robe, das Personal der Regierung: „Rechtlichkeit, Fleiß, Unbestechlichkeit finden wir allenthalben“, sie ist eine würdige Amtsaristokratie, „die in alten Traditionen der Arbeitsamkeit und Ehrbarkeit aufwuchs“ und die ähnlich der Nobilität in Rom sich nach unten nicht gänzlich abschloß. Vielmehr ist ein fortwährendes Aufsteigen reicher Bourgeoisfamilien in sie zu beobachten.

Es ist die alte Geschichte: eine besiegte Partei, eine unterlegene Richtung wird nach der Niederlage durch die Kritik gänzlich zerpflückt, kein gutes Haar bleibt an ihr, der siegende Teil aber erhält uneingeschränktes Lob. So ging es dem preußischen Heere von 1806, so der Verwaltung des ancien régime. Von Grund aus taugte nach Jena die Armee Preußens nichts, alles war an ihr jämmerlich und verrottet. Man übersah, daß Teile dieser Armee (z. B. bei Preußisch-Eylau) Tüchtiges leisteten und daß das geschmähte Offizierkorps von 1806 die Siege von 1813 erfocht. Ähnliches Unrecht geschah dem Beamtentum des ancien régime in der Kritik, und man übersah auch hier, daß die gepriesene Verwaltung Napoleons nur dadurch

ermöglicht wurde, daß sie sich der vortrefflich geschulten Beamten eben dieses ancien régime bediente. So läßt sich überhaupt „die Legende von den durchweg unfähigen und unsittlichen ersten Ständen, die in der Revolution von einem tüchtigen, kernigen Bürgerstand abgelöst werden, nicht aufrechterhalten". Ein Teil dieser Bourgeoisie bildete ja später den Grundstock der Jakobiner und verdient wahrlich kein Lob auf Kosten der Besiegten. Daß mindestens so viel wie die privilegierten Stände die wohlhabenden Bürger bei der Steuererhebung begünstigt wurden und wie sich diese der Taille entzogen, weist Wahl genügend nach. Das mobile Vermögen genoß in diesem ungerechten Steuersystem fast völlige Freiheit. Das Schlimmste in ihm aber war die ganz unglaublich verschiedene Verteilung der Steuern auf die verschiedenen Landschaften, Städte usw. Hier wird zuweilen das Zwanzigfache derselben Steuer erhoben wie dort. Und wie ungeschickt und belästigend war die Art der Steuererhebung, besonders der verhaßten Salzsteuer!

Nun die Verteilung des Grund und Bodens. Auch da müssen manche unserer besten Lehrbücher ihre Angaben korrigieren. Schwer ist es natürlich hier bei der unzureichenden Statistik genaue Zahlen für alle Landesteile zu geben. Indem Wahl die für mehrere Landesteile und Gemeinden überlieferten einschlägigen Zahlen seiner Schätzung zugrunde legt, kommt er zu ganz anderen Resultaten als den herkömmlich angegebenen. Danach würden im Durchschnitt im ganzen Land unter Ludwig XVI. auf den Klerus höchstens etwa 10 %, auf den Adel etwa 30 %, die Bürger 20 %, die Bauern 40 % des Grund und Bodens kommen. Natürlich ist das auch keine ideale Verteilung bezüglich der allgemeinen Wohlfahrt, aber doch keine so bedenkliche wie die bisher angenommene.

Ganz besonders hervorragend ist die Rolle, die die Parlamente spielen. Da es in der Tat für jemand, „der die kräftigen Staatswesen des 19. Jahrhunderts vor Augen hat", schwer begreiflich ist, „daß eine Monarchie in der Beamtenschaft dauernde und leidenschaftliche Feinde finden sollte", so wird ihre Opposition oft als Spiegelfechterei aufgefaßt. Das war sie aber gar nicht. Es wird dabei ganz richtig an das Grafenamt in der fränkischen Monarchie und an andere Analogien erinnert und die zutreffende Bemerkung gemacht, daß eben der Staat mit dem Amt, sofern es als Eigentum des Inhabers eingerichtet war oder dazu wurde, allzuviel von seiner Macht weggab. Als Eigentum konnten aber gerade diese Parlamentsmitglieder ihr Amt ansehen, hatten sie es doch gekauft und waren sie doch unabsetzbar! Beiläufig war es übrigens mit dem Ämterkauf nicht so schlimm, wie es gemeiniglich dargestellt wird, da dabei auch eine Prüfung der Qualifikation stattfand. Gefährlich war nun bekanntlich die Waffe in den Händen der Parlamente, daß sie das Recht be-

saßen, die königlichen Gesetze einzuregistrieren und ihnen dadurch erst Gesetzeskraft zu geben. Immerhin konnte ein energischer Herrscher mit den Parlamenten leicht fertig werden. Man denke nur an Ludwig XIV.! Blieb doch dem König als letztes Mittel die Kissensitzung, in der er die Einregistrierung befehlen konnte. Aber an Energie fehlte es eben Ludwig dem XV.[1]) Unter ihm machten die Parlamente rücksichtslos von ihrer Polizeigewalt Gebrauch und von dem Rechte, selbständige Verfügungen zu erlassen. Durch solche wurde oft das Gegenteil von dem angeordnet, was der König befohlen hatte, ja es kam vor, daß Verfügungen des königlichen Rates, die an den Straßen angeschlagen waren, heruntergerissen und durch solche des Parlamentes ersetzt wurden, und man strafte königliche Beamte, wenn sie königliche Befehle ausführten, die nicht einregistriert waren! Das Parlament von Besançon soll einen hohen königlichen Steuerbeamten haben hängen lassen. Welche Ohnmacht des Königtums! Diese Parlamente aber spielten sich — da es Reichsstände seit 1614 nicht mehr gab — als die Vertreter der Nation auf und gewannen die größte Popularität, obwohl sie konservativ gegen fast alle Neuerungen und Reformen waren. Ihre wahre Triebfeder war der Kampf mit der Krone um die Macht. Kann man sich bei solchen Verhältnissen noch darüber wundern, daß mehr und mehr Anarchie im Lande aufkam? Da griff Ludwig XV. ein paar Jahre vor seinem Tode, um nicht gänzlich in diesem Kampf um die Macht zu unterliegen, endlich zu dem vielleicht einzigen Mittel, das noch helfen konnte: er schaffte die Parlamente ab. Dieser Staatsstreich vom Jahre 1770 konnte die besten Folgen haben, ja es ist wahrscheinlich, daß nun, „nachdem der alte Zwiespalt an der Zentrale beseitigt war“, überhaupt eine Kräftigung und Heilung des Staatswesens erreicht worden wäre, — wenn nicht leider Ludwig XVI. unglücklicherweise die alten Parlamente wieder eingesetzt hätte. Diese schwächliche Nachgiebigkeit gegen die populäre Strömung, die die alten Parlamente wieder verlangte, war sein Todesurteil. Denn nachdem Ludwig XVI. später Turgot, der noch einmal die Macht der Parlamente zu brechen suchte, hatte fallen lassen, hat die Parlamentsherrschaft die Revolution herbeigeführt.

Die überall so auffallend hervortretende Schwäche der Regierenden erklärt sich psychologisch daraus, daß sie selbst nicht mehr an ihr Recht zu befehlen und zu regieren glaubten. Wahl drückt das so aus, daß sich nicht mehr die Charaktere unter

[1]) Wie völlig den Tatsachen widersprechend ist Moldenhauers Darstellung im 4. Band der Weber-Baldamusschen Weltgeschichte, wenn er sagt, der Streit mit dem Parlament wäre gewöhnlich (!) durch eine Kissensitzung beendet worden, und dann fortfährt: „Ludwig XV. war nicht gewillt, die königliche Machtvollkommenheit, wie sie sein Vorgänger geschaffen und geübt, zu vermindern“ usw. Welche Vorstellung von Ludwig XV.!

den Regierenden gefunden, „die geeignet und geneigt gewesen wären, auf die Weise des vorigen Jahrhunderts zu regieren. Sie waren dazu allzu weich und sentimental geworden". Wie kann aber der, der den Glauben an die eigene Sache verloren hat, mit Erfolg für sie eintreten! Gewiß hat der Verfasser recht, wenn er sagt: „Dieser innere Zweifel, der unter Ludwig XVI. in verstärktem Maße auftritt, hat mehr zur Herbeiführung der Revolution beigetragen, als die Mehrzahl der Gründe, die in den Vordergrund gestellt zu werden pflegen". Er nennt es die Selbstauflösung des Absolutismus. So kämen wir denn auf die geistigen Strömungen als auf das Hauptmotiv der Revolution, und die Sozialpsychologie Comtes fände hier, wie mir scheint, eine glänzende Bestätigung. Sehr hübsch schildert Wahl diese individualistische Geistesbewegung und vergleicht sie mit dem Individualismus der Renaissance. Man sträubte sich gegen jede Beschränkung der persönlichen Freiheit; Kirche wie Staat scheinen nur lästige Zwingherren zu sein.

Natürlich werden alle Heilungsversuche, die unter Ludwig XVI. an dem kranken Staatskörper angestellt wurden, eingehend geschildert, besonders die des charaktervollen Turgot, des eitelen Necker und des hochbegabten Calonne, dessen Verschwendung maßlos übertrieben worden ist.

Dabei tritt der humane Geist der Regierung unter diesem Könige ins schönste Licht. Über die viel berufenen lettres de cachet braucht man ja wohl heute kein Wort mehr zu verlieren: sie waren so gut wie außer Gebrauch, und die Preßfreiheit war in Frankreich größer als in England, ja die moderne Literatur wurde von der Regierung gegen die Angriffe von klerikaler Seite geradezu geschützt. „Die Freiheit", sagt Beugnot, „hatte sich in Frankreich niedergelassen, ohne daß jemand sie gerufen". Es erinnert das alles lebhaft an die Reformationslegende, die übertreibend die Sache so darstellt, als sei durch die Reformation erst die Freiheit in die Welt gekommen. In Wahrheit war auch die Reformation nur möglich geworden, weil eine für uns in mancher Beziehung unerhörte Freiheit in Wort und Schrift gegen die Autoritäten in Staat und Kirche schon bestand. So war die Revolution ebenfalls ein Produkt der Freiheit, die eine maßlos schwache Regierung gewährte, respektive ein Produkt der aus dieser Schwäche resultierenden Anarchie. Im Hinblick auf sie meint Wahl: „Man sieht, wie sehr den weichen Händen der Regierenden damals die Zügel entglitten. Das Aufhören jeglicher Regierung im Jahre 1789 war keine neue Erscheinung, sondern nur die verstärkte Fortsetzung alter Gewohnheiten". Er betont aber auch, daß „der alte Staat Frankreichs kein absterbender, verfaulender Körper war. Neue Ideen durchdringen und beleben ihn; tüchtige Kräfte regen sich in ihm in größter Zahl an der Zentrale wie unter den Provinzialbeamten und -versammlungen.

Unfähig nur, für sich selber mit der nötigen Härte das zu verlangen, was ihm gebührte, verwandte er allenthalben mit Erfolg größte Energie darauf, seine Pflicht seinen Untertanen gegenüber in vollem Maße zu tun". Welch anderer Ton als die üblichen Anklagen gegen das verrottete, jammervolle, schändliche ancien régime!

Ins Reich der Mythe gehört auch die so oft hervorgehobene Feindschaft der Stände untereinander, wenigstens war die Gegnerschaft zwischen Adel und drittem Stande im 18. Jahrhundert die Ausnahme, besonders unter Ludwig XVI. Die Geistesverfassung aller Stände war ja im Grunde dieselbe; auch dem Adel und dem Klerus war die absolute Monarchie verhaßt, auch sie waren von Reformideen erfüllt. „Erst im Herbst 1788 bemächtigte sich der Gemüter infolge einer systematischen Agitation die unselige Idee des Ständekampfs". Zum Schluß hebt Wahl noch die Verlogenheit hervor, mit der der tiers état die Tatsache verhüllen wollte, daß es wesentlich einen Kampf um die Macht galt und wie „bis zur Vernichtung des höchst entgegenkommenden und überdies wehrlosen früheren Führers" erbarmungslos weiter gekämpft wurde.

Mit besonderer Freude hat es mich erfüllt, daß der Verfasser auf Grund seiner fleißigen Studien und der aus ihnen gewonnenen Einsicht in die Verhältnisse einer viel verbreiteten „unzählige Male gedankenlos ausgesprochenen Auffassung" entgegentritt, „daß nämlich die Revolution unvermeidlich gewesen sei, daß sie habe kommen müssen". Ich kann es mir nicht versagen, Wahls eigene Worte zu zitieren: „Auf zahlreiche Arten war sie vielmehr zu vermeiden. Unter einem starken und harten Monarchen wäre sie nie ausgebrochen. Die Treue ferner von wenigen Kavallerieregimentern und der rechtzeitige Wille, sie einhauen zu lassen, hätten 1789 genügt, die Bewegung in ihren Schranken zu halten".

So sehr wir überzeugt sind, daß Wahls Forschungen immer mehr Anerkennung finden werden, so sind wir doch weit entfernt zu glauben, daß nunmehr über alle Einzelheiten der Vorgänge, die der Revolution den Boden bereiteten, volle Klarheit gewonnen sei. Das aber steht für uns fest, daß den Verfasser, wie er es in seinem letzten Exkurs versichert, nur die Absicht geleitet hat, die Wahrheit zu ermitteln, und daß er in der Tat die Wissenschaft „von einem Wust von Übertreibungen, Verleumdungen, Mißverständnissen und Klatsch" befreit hat. Und wenn wir uns nun noch einmal diesen Wust von Verleumdungen usw. vergegenwärtigen, vergegenwärtigen, daß durchaus nicht alles im ancien régime so schlecht und faul war, daß nicht eine despotische, sondern eine zwar sehr schwache, aber vom besten Willen erfüllte Regierung und diese nicht von einem im Elend verkommenen, geknechteten Volke, sondern von einem im Aufsteigen begriffenen, sehr wohlhabenden Bürgertum gestürzt wurde, daß es nicht ein Kampf um

das Recht (ius) war, das meistens auf seiten der Regierung stand, sondern ein Kampf um die Macht, wenn wir dann der Greueltaten der Revolution gedenken und eingestehen müssen, daß es niemals die Menschheit entwürdigendere Scheußlichkeiten gegeben hat als in dieser französischen Revolution, Scheußlichkeiten, die um so empörender sind, als sie im Namen der Nation, des Rechtes, der Tugend verübt wurden — Prozeß der Königin, Totquälerei des Dauphin, Noyaden usw. usw. —, müssen wir uns da nicht schämen, wenn die leider echt deutsche Fremdtümelei — oder ist es nur Gedankenlosigkeit? — nicht weniger unserer Geschichtschreiber noch immer so tut, als wäre diese Revolution ein Ruhmestitel der französischen Nation, um den wir sie beneiden müßten! Die großen Ideen der Revolution (der „wertvolle Gedankeninhalt“) sollen diese Gemeinheiten vergessen lassen? Woher stammen denn diese Ideen, sind sie Kinder des franko-gallischen Geistes oder stammen sie nicht vielmehr aus England und Holland? Diese großen Ideen in den Schmutz gezogen und besudelt zu haben, das ist die Ruhmestat der französischen Rdvolution, die so kläglich in die krasseste Militärdespotie auslief. Unglaublich ist die Macht der Suggestion, die gedankenlose Nachbeterei, — es ist wirklich endlich an der Zeit, der Wahrheit die Ehre zu geben[1]). Aber die Folgen der französischen Revolution sind doch sehr segensreich gewesen! Gewiß! aber doch nur in dem Sinne, daß nach der Niederwerfung der Revolution die Ideen der Aufklärung, nunmehr von den Schlacken befreit, ihren siegreichen Zug durch die Welt nahmen.

Wenn also ein bekannter Historiker glaubt, „aus dem Stöhnen und Wutgebrüll“ der Revolution doch den Klang der Auferstehungsglocken zu vernehmen, so gehört er wie mancher andere in diesem Falle, zu den Leuten, die zwar die Glocken hören, aber nicht wissen, wo sie hängen. Diese Osterglocken tönten aus England zu uns herüber, und ich vermag aus der französischen Revolution nur einen schwachen Widerhall von ihnen zu hören, der von gräßlichen Dissonanzen übertönt und übertäubt wird. Das edele Metall zu diesen Osterglocken lieferten Hellas und Judäa, die Glockengießer waren die Humanisten und Reformatoren.

Diejenigen Leute, die gern sogenannte historische Gesetze aufstellen, können nunmehr folgendes konstruieren: Revolutionen entstehen gewöhnlich nicht unter einer starken despotischen Regierung, sondern unter einer milden und schlaffen (vgl. das heutige Rußland unter Nikolaus II., vgl. England unter Karl I.,

---

[1]) Ob die Wahrheit bald siegen wird, ist freilich recht zweifelhaft. Wie lange haben Tocqueville und Taine mit dem Vorurteil, der Phrase, der Legende vergebens gerungen! Und bei Wahl kommt hinzu, — daß er sich selbst nicht ganz der Macht der Suggestion hat entziehen können. Darüber später bei Besprechung des zweiten Bandes, der inzwischen erschienen ist.

vgl. Preußen unter Friedrich Wilhelm IV.), sie gehen gewöhnlich nicht von einem ganz geknechteten, sondern von einem aufsteigenden und aufstrebenden Volke aus.

Sangerhausen. J. Froboese.

Paul Herrmann, Island in Vergangenheit und Gegenwart. Mit 116 Abbildungen im Text, einem farbigen Titelbild und einer Übersichtskarte. Leipzig 1907, Wilh. Engelmann. Zwei Bände. XII u. 376 S., VI u. 316 S. geb. zusammen 17,50 ℳ.

An der Hand eines Reiseberichtes führt der Verfasser Land und Leute, Geschichte und Kultur Islands in flüssiger, leicht lesbarer Darstellung vor Augen und füllt durch die vielseitige und umfassende Behandlung des Stoffes eine Lücke aus, die lange Zeit hindurch empfunden wurde.

Das Werk gliedert sich inhaltlich in zwei Teile, in die schlichte Erzählung der persönlichen Reiseerlebnisse und in die zahlreich zusammenfassenden Kapitel über Natur und Kultur der Insel.

Die Route ist erfreulicherweise nicht die schon so oft von Touristen, Geographen und Philologen eingeschlagene von Reykjavik nach Akureyri und zurück auf einem mehr oder minder parallelen Wege, sondern Herrmann hat das von wissenschaftlicher Seite nur sehr selten bereiste Süd- und Ostland besucht, geführt von dem vortrefflichen Ogmundur.

Nach einer ausführlichen, vielleicht etwas zu eingehenden Schilderung der Hinreise von Kopenhagen über Edinburg nach Reykjavik entwirft der Verfasser, vornehmlich auf Grund der Arbeiten von Thoroddsen, eine Skizze von der Entstehung und dem Aufbau der ganzen Insel. Da die Geologie nicht das spezielle Arbeitsgebiet des Verfassers ist, sind ihm begreiflicherweise in diesem Kapitel einige Irrtümer untergelaufen. Bei einer Berücksichtigung der bahnbrechenden Arbeiten des isländischen Geologen Helgi Pjetursson wäre z. B. die falsche Angabe, der Palagonittuff sei vulkanischer Natur, unterblieben. Er ist größtenteils glazialer Entstehung. Desgleichen ist die Mitteilung, der Dolerit sei präglazial, veraltet. Er entstammt wahrscheinlich einer späteren Zeit.

Mit dem Aufbau der Insel sind die Oberflächenformen aufs innigste verknüpft. Von den Vulkanen werden drei Typen unterschieden: kegelförmige Vulkane, Lavakuppen und Kraterreihen. Zum ersten Typus wird auch das in letzter Zeit viel genannte Vulkanmassiv der Askja gezählt, in der, nach einer mündlichen Mitteilung des Herrn Spethmann, des einzig Überlebenden der vorjährigen Island-Expedition, die unter Leitung des Dr. von Knebel auszog, die weißen Dampfsäulen (S. 57) erloschen sind oder wenigstens 1907 nicht mehr in die Erscheinung traten.

Auf das geologische Kapitel folgt eine Behandlung der Geschichte Islands. Sie wird in vier Perioden geteilt: die Besiedlung, der Freistaat, die Herrschaft norwegischer und dänischer Könige und die Selbstregierung der Gegenwart.

Nach diesen eingeflochtenen Kapiteln wird der Faden der Reisebeschreibung wieder aufgenommen. Reykjavik mit seinem eigenartigen Leben und Treiben entrollt sich vor unseren Augen. Dabei werden scharf die Unterrichtsanstalten, die gesundheitlichen Zustände wie auch die kunstgewerblichen Erzeugnisse beleuchtet. Ein weiteres Kapitel ist der Weidewirtschaft und Viehzucht, der Fischerei und Jagd gewidmet. Die Vorführung der Umgebung Reykjaviks veranlaßt den Verfasser zu Exkursen über das isländische Haus und zu einer sehr anziehenden und lesenswerten Abhandlung über die Wechselbeziehungen zwischen Island und Deutschland, ein Abschnitt, in dem der Verfasser, wie überhaupt in dem ganzen Werke, in erstaunlichem Maße die vorhandene Literatur beherrscht. Hiermit schließt der erste Band,

Der zweite Band wird durch den Besuch des großen Geysirs und der Hekla eröffnet. Von weiterem Interesse dürfte die Mitteilung sein: „Was ich an Berichten über eine Ersteigung der Hekla kenne, ist fast alles übertriebene Flunkerei oder mindestens aufgeregte Selbsttäuschung. Auf Island muß eben alles „schauerlich", „großartig" und „lebensgefährlich" sein!" Die Besteigung des Vulkans bietet keine Schwierigkeiten. Dagegen war es sehr gefahrvoll, die vielen Gletscherflüsse im Süden vom Inlandeis des Vatnajökull zu durchreiten. Dort dehnt sich einer der größten „Sandr" der Insel aus, Geröll, Sand und Lehm wird von unzählbaren flachen, aber reißenden Flüssen und Strömen durcheilt.

Hielt sich der Reisezug bisher an der Küste, an der Peripherie der Insel, so wandte sich Herrmann östlich des Vatnajökull auch dem zentralen Teile zu, ohne freilich bewohntes Gebiet zu verlassen. An der Jökulsá, einem der größten Ströme der Insel, ritt er nordwärts, vorüber an dem 107 m hohen Wasserfall des Dettifoss, nach dem entzückend gelegenen Asbyrgi an der Küste des nördlichen Eismeeres.

Noch einmal wandte sich der Verfasser südwärts, um den in der Reiseliteratur viel genannten Myvatndistrikt aufzusuchen mit seinen bizarren Lavaformen, seiner Mondlandschaft en miniature und seinem Solfatarenfeld. Dann traf er in Akureyri, seinem Reiseziel und der Hauptstadt des Nordlandes, ein.

Ein Rückblick und Ausblick beschließt das Werk. Herrmann faßt das Ergebnis seiner Studien in folgende Worte: „Im Verhältnisse zu anderen Völkern wird die Insel immer zurücktreten müssen, aber ihren bescheidenen Platz unter der Sonne wird sie sich gleichwohl behaupten können."

Das Buch ist reich illustriert. 117 meistens recht gute Bilder geben eine vortreffliche Vorstellung vom Lande und seiner Bevölkerung. Außerdem erleichtert eine klare Übersichtskarte das Verfolgen des Reisezuges und das Aufsuchen der erwähnten Siedlungen ungemein.

Von allen, die sich für Island interessieren, wird das Buch gern gelesen werden, bringt es doch bei der Reichhaltigkeit seines Inhaltes und bei seinem Bestreben, die Bewohner des Eis- und Feuerlandes, ihre Sitten und ihr Geistesleben zu ergründen, jedem Leser viel Neues und Interessantes.

Hannover. A. Rohrmann.

---

1) Schulte-Tigge-Mehler, Elementar-Mathematik. Ausgabe B, Oberstufe I. Synthetische Geometrie der Kegelschnitte in engster Verbindung mit neuerer und darstellender Geometrie. Berlin 1907, G. Reimer. VIII u. 72 S. 8. kart. 2,40 ℳ.

Der Kampf um die Existenz in der Schulbücherliteratur zwingt auch altbewährte Bücher, den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen und sich Umänderungen anzubequemen, die größer sind als die von Auflage zu Auflage vorgenommenen Verbesserungen einzelner Stellen. Auch Mehlers Werk ist dem Schicksal nicht entgangen. Freilich was hier vorliegt, ist eigentlich ein neues Buch; denn die Disziplinen der Schulmathematik, die es enthält, fehlten in dem „alten" Mehler bis auf den ersten Abschnitt ganz. Dieser, der die Lehren von harmonischen Punkten und Strahlen, Kreispolaren, Transversalen, Ähnlichkeitspunkten und die Apollonische Berührungsaufgabe enthält, ist ziemlich unverändert herüber gekommen. Neu aber sind der zweite und dritte Abschnitt. Der zweite bringt die Grundzüge der darstellenden Geometrie, allerdings sehr knapp, zu knapp für den Liebhaber der Disziplin, aber zweifellos ausreichend für das Bedürfnis des Gymnasiums, vielleicht auch für das des Realgymnasiums, wenigstens soweit es innerhalb der lehrplanmäßigen Mathematikstunden bewältigt werden muß. Es scheint, als ob allmählich eine etwas kühlere Schätzung der Bedeutung Platz griffe, die die darstellende Geometrie im mathematischen Unterricht hat. Dahingestellt mag bleiben, wieweit das berechtigt ist. Der dritte Abschnitt bringt in vier Kapiteln die Grundzüge der synthetischen Geometrie der Kegelschnitte, indem sie einmal als geometrische Orte, dann als Kegelschnitte, darauf als Zentralprojektionen des Kreises, endlich als Erzeugnisse projektiver Gebilde betrachtet werden. Der Lehrgang, der damit geboten wird, ist nach den Erfahrungen des Berichterstatters sehr geeignet, die Schüler lebhaft für den Gegenstand zu erwärmen und ihre Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln. Es ist ja nicht selten der Vorschlag gemacht worden, angesichts der vielbeklagten Überfülle des Stoffes namentlich für die Realanstalten, die synthetische Betrachtung

der Kegelschnitte auszuscheiden. Aber dadurch würde doch ein Gebiet der Behandlung entzogen werden, das ganz besonders geeignet ist, den Zusammenhang mathematischen Wissens den Schülern nahe zu führen und durch die Kenntnis allgemeiner Methoden ihr Können zu stärken. Die Darstellung in ihrer Kürze — sie umfaßt nur 32 Seiten —, Klarheit und Folgerichtigkeit zeigt den Meister der Lehrkunst. Ein besonders hervorzuhebender Vorzug des Buches sind die Figuren, die in tadelloser Korrektheit, meistens auf besonderen Tafeln, und in großer Zahl — 72 —, teilweise in mehreren Farben, ihm beigegeben sind. Es mag eine Freude sein, nach diesem Werkchen unterrichten zu können.

Noch stehen zwei Teile aus. Der eine soll die Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie der Oberstufe behandeln, der zweite die „funktionale" Geometrie (Graphische Darstellung von Funktionen, analytische Geometrie der Ebene, Grundzüge der Differential- und Integralrechnung). Was heute vorliegt, macht den Wunsch rege, daß die Fortsetzung und Vollendung nicht lange auf sich warten lassen möge. — Übrigens mag noch bemerkt werden, daß der Verf. zwei der oben erwähnten Tafeln, die die Kegelschnitte der Zentralprojektionen des Kreises darstellen, in vergrößertem Format als Wandtafeln beigegeben hat (Preis à 10 ℳ).

2) **Fritz Walther, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für die Unter- und Mittelstufe.** Mit Anhang (für Realanstalten): I. Ebene Trigonometrie. II. Abbildung und Berechnung einfacher Körper. Berlin 1907, O. Salle. VIII u. 204 S. 8. 2 ℳ.

Dieses Buch macht wirklich Ernst mit dem Versuch, in den geometrischen Lehrstoff der Unter- und Mittelstufe die Gesichtspunkte einzuführen, die als die leitenden in den modernen Bestrebungen aufgestellt worden sind. Das sind in erster Linie die, die Gebilde als beweglich zu betrachten und die Abhängigkeit der Veränderlichkeit des einen ihrer Stücke von den andern aufzuweisen und zu betrachten. Gleich stark betont es die Notwendigkeit eines anschaulichen, induktiven Verfahrens bei dem Vortrage der geometrischen Wahrheiten, namentlich auf der Unterstufe, bei dem propädeutischen Unterricht der Quarta. Dem Berichterstatter ist kein anderes Werk bekannt, welches ebenso vielseitig und konsequent die angegebenen Grundsätze befolgte. Sehr beachtenswert ist dann vor allem die Art, wie allmählich das Verständnis der Abhängigkeit vorbereitet wird, so daß schon auf früher Stufe der Begriff der Funktion festgestellt und durch eine Anzahl im vorhergehenden behandelter Beispiele erläutert werden kann. Dies geschieht gelegentlich der Betrachtung der Kreiswinkel (S. 72 ff.). Von da ab wird dann auch stärker als bisher der funktionale Zusammenhang der Größen hervorgehoben.

Das Buch ist also ein recht brauchbares Hilfsmittel und ein schätzenswerter Ratgeber für einen Unterricht, der in diesem Sinne erteilt werden soll.

3) Oskar Lesser, Die Entwicklung des Funktionsbegriffes und die Pflege des funktionalen Denkens im Mathematikunterricht unserer höheren Schulen. Frankfurt a. M. 1907, Gebr. Knauer. 74 S. 8. 1,80 ℳ.

Der Versuche, die Vorschläge der Meraner Naturforscherversammlung bezw. die Neugestaltung des mathematischen Unterrichts literarisch zu verwerten, Hilfs- und Lehrmittel zu schaffen, sind schon manche unternommen worden. Einer der eigenartigsten und der glücklichsten scheint der gegenwärtige. Er stellt sich zunächst die Aufgabe, an ausführlich vorgeführten Beispielen zu zeigen, wie auf der Mittelstufe im mathematischen Unterricht zu verfahren sei, um den Begriff funktionaler Abhängigkeit bei den Schülern lebendig zu machen. Dann wendet sich der Verfasser der Arbeit auch der Oberstufe zu und bemüht sich besonders, die in den Meraner Vorschlägen so stark betonte „Determination“ der Aufgaben an einigen Beispielen vorzuführen. Eine große Anzahl von Tafeln, die die zu einem solchen Lehrgange gehörigen graphischen Darstellungen enthalten, zeigen, daß das Dargebotene als Ergebnis von Unterrichtserfahrung angesehen werden darf. Das Buch wird sich daher ganz besonders dazu eignen, bei einem ersten Versuch als Wegweiser und Ratgeber zur Seite zu stehen.

Pankow bei Berlin. Max Nath.

Martin Vogt, Jugendspiele an den Mittelschulen. Vortrag, gehalten in der Münchener Eltern-Vereinigung. München 1907, Verlag der Ärztlichen Rundschau (Otto Gmelin). 50 S. gr. 8. 1,20 ℳ.

In dem vorliegenden Heftchen bricht der Verfasser eine Lanze für die Einführung eines wöchentlichen Spielnachmittags an Gymnasien, Realgymnasien. Ober-Realschulen usw. mit pflichtmäßiger Teilnahme aller Schüler. Es ist ein Vortrag für die Eltern unserer Schüler, der aber seiner Kürze, Klarheit und Anschaulichkeit wegen auch den Schulleitern und Kollegen dringend zum Lesen empfohlen werden kann. Neue Gedanken wird man von einem solchen Vortrage nicht erwarten, aber die Zusammenstellung des Bekannten ist mit Geschick und mit großer Wärme durchgeführt, so daß man dem Gedankengange des Verfassers gern und sicherlich auch mit Zustimmung folgt. Nur im Eingange finden sich kleine Übertreibungen. Wenn gesagt wird: „Das Erziehungswesen von heute ist gegenüber dem vor 30 oder 40 Jahren bedeutend anspruchsvoller geworden. Fach um Fach hat man dem Lehrplan hinzugefügt“, und dann weiter: „Die Ausbildung der körperlichen Anlagen in den Schulen hat mit der

Geistesbildung keineswegs gleichen Schritt gehalten", so ist das nicht ganz richtig. Auf unsern Gymnasien wenigstens wüßte ich nur geringe Hinzufügungen zu nennen und keine, der nicht eine mehr als ausgleichende Erleichterung gegenüberstände, während die den körperlichen Übungen gewidmete Zeit in dankenswerter Weise von einer Stunde auf deren drei erhöht ist. Aber richtig ist dabei doch, daß daneben noch ein freier Spielnachmittag und zwar mit pflichtmäßigem Betriebe durchaus notwendig ist. Verf. zeigt dies, indem er zunächst die gesundheitliche Förderung durch die Jugendspiele aufweist, dann den Einfluß derselben auf die Charakterbildung in sehr beherzigenswerter Weise in den Vordergrund schiebt und endlich die Gründe untersucht, welche man etwa für die freiwillige Beteiligung der Schüler an den Jugendspielen ins Feld führen könnte. Bei Widerlegung der letzteren kommt er z. B. sehr mit Recht auf die Unmöglichkeit zu sprechen, von seiten der Eltern zu untersuchen, ob der Sohn seiner Angabe gemäß auf den Spielplatz gegangen ist oder die Zeit mit Flanieren in den Straßen oder mit Besuch von Kneipen verbracht hat. Freihalten dieses einen Nachmittags von den regelmäßigen Schularbeiten ist freilich eine notwendige, aber auch erfüllbare Forderung, die mit der Einführung des pflichtmäßigen Spielnachmittags verbunden ist. Aber es wird sich wohl herausstellen, daß der erfahrene Verf. such darin recht hat, daß diese scheinbare Versäumnis durch erhöhte Leistungsfähigkeit der Schüler wettgemacht werden wird. Sehr treffend sind auch die Bemerkungen, welche am Schluß über die „Überbürdung" gemacht werden.

Halle a. S. G. Riehm.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Aus der Allgemeinen, der Philologischen und Archäologischen Sektion der Basler Philologenversammlung 1907.

In der ersten allgemeinen Sitzung vom Dienstag, 24. September, sprach Herr Rektor Dr. G. Finsler aus Bern über das Thema „Homer in der Renaissance". Den Ruhm, den dem Mittelalter unbekannten Homer für das Abendland wiedergewonnen zu haben, nahm im 15. Jahrhundert das gebildete Florenz der Mediceer in Anspruch. Zwar waren schon im 15. Jahrhundert Petrarca und Boccaccio bestrebt gewesen, sich über den Inhalt der Gedichte zu unterrichten. Die lateinische Prosaübersetzung des Leonzio Pilato war eine Frucht dieser Bemühungen. Aber in der Tat wurde Homer erst heimisch, als man Griechisch zu lernen begann; Leonardo Bruni und Carlo Marsuppini begannen Homer zu übersetzen, letzterer auf Wunsch des Papstes Nicolaus V. Eine vollständige Prosaübersetzung besitzen wir von Lorenzo Valla und Francesco Aretino. Von besonders eifrigem Studium Homers zeugt Basinis großes Gedicht Hesperis, in dem der junge Dichter gleich Vergil Italien ein homerisches Epos schenken wollte. Am Hofe Lorenzos weilte der Dichter Polizian, in dem sich die Liebe zur Antike mit edler italienischer Form verband. Er setzte Marsuppinis Arbeit fort. Seine Ambra ist ein wahres Preislied auf Homer.

Das 16. Jahrhundert kennzeichnet das Eindringen poetischer Theorie. Hieronymus Vida schrieb eine Poetica im Anschluß an Horaz, eine Anleitung zur Abfassung eines lateinischen Epos. Auf Leos X. Wunsch verfaßte er selbst das schöne Epos Christias, eine Verherrlichung der Passion mit stark kirchlicher Färbung, in dem Homers Einfluß überall hervortritt. Zu gleicher Zeit wird Aristoteles' Poetik bekannt und erringt sich die unbedingte Herrschaft. Die lateinische Poesie der Humanisten und Kleriker stirbt ab. Trissino in seiner Italia liberata da' Gotti, das den Sieg der Rechtgläubigen über die Ketzer verherrlicht, bedient sich des Italienischen, folgt aber sklavisch den Aristotelischen Regeln und dem Homerischen Vorbild. Seine Mißachtung des italienischen Rittergedichts, besonders Ariosts, rief eine herbe Polemik zugunsten der nationalen Poesie hervor, in der die ersten Angriffe auf Homer, das von Aristoteles aufgestellte Muster, laut wurden. Eine Versöhnung der verschiedenen Standpunkte vollzieht sich bei

Tasso, der den Homer zum Vorbild nimmt, aber einen historischen Stoff in der Form des Romanzo behandelt. Der Streit über den Wert seines Gedichts, verglichen mit Ariost, erstreckt sich nach und nach auf alle Epiker und endet in Paolo Benis Urteil, daß Tasso und Ariost die Alten, besonders den Homer, weit überragen. Noch weiter geht Tassoni, der Homer als Muster einfach verwirft. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts lebt in Italien die Beschäftigung mit dem Dichter wieder auf.

Prof. Ed. Schwartz (Göttingen) behandelte Das philologische Problem des vierten Evangeliums. Nach sicherer Überlieferung ist der Apostel Johannes im Jahre 44 mit seinem Bruder Jakobus zusammen in Jerusalem von dem jüdischen König Agrippa I. hingerichtet worden. Die vulgäre Legende, daß er als alter Mann in Ephesus gelebt und dort gestorben sei, ist erst später entstanden und hat Bedeutung gewonnen, weil fünf Schriften: ein Evangelium, drei Briefe und die Apokalypse unter dem Namen des Apostels in das Neue Testament gekommen sind. Diese Schriften können alle erst nach dem Jahre 44 verfaßt sein; keine einzige gehört auch nur indirekt dem Apostel an. Sie sind ihm von einem Kleinasiaten im zweiten Jahrhundert zugeschrieben, der den ersten Johannesbrief wohl selbst verfaßt, die übrigen Johanneischen Schriften aber vorgefunden und mehr oder weniger zurechtgestutzt hat. Am stärksten ist das Evangelium überarbeitet; an einzelnen Beispielen wird dies zum Schluß des Vortrags gezeigt.

In der Philologischen Sektion gab in der ersten Sitzung vom Mittwoch, 25. September, zunächst Herr Geheimrat Prof. Dr. H. Diels aus Berlin einen Bericht über das neue Corpus medicorum antiquorum, das unter den Auspizien der Internationalen Assoziation der Akademien erscheinen und von den drei derselben angehörigen Akademien von Berlin, Kopenhagen und Leipzig bearbeitet werden wird. In den Jahren 1901—1906 wurde ein das große Unternehmen vorbereitendes Verzeichnis aller Handschriften der antiken Ärzte teils nach den Bibliothekskatalogen, teils durch Aufnahme des Materials an Ort und Stelle beschafft. Auf Grund dieses von der Berliner Akademie (Abhandlungen 1905 und 1906) herausgegebenen Materials wurde die Gesamtausgabe der griechischen Ärzte, die zunächst in Angriff genommen werden, auf 32 Bände gr. 8, jeder zu etwa 800 Seiten veranschlagt. Die Kosten sind (abgesehen von den Druckkosten) auf 150 000 ℳ berechnet. Eine große Anzahl von Mitarbeitern sind in und außerhalb Deutschlands für diesen Zweck gewonnen. Den Verlag hat die Teubnersche Buchhandlung übernommen. Der Druck hat bereits begonnen. Ein Probebogen wurde vorgelegt. Das Corpus soll das Fundament für eine wissenschaftliche Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung der antiken Heilkunde geben. Man hofft, es in 15 bis 20 Jahren zu vollenden.

Hierauf sprach Herr Professor R. Reitzenstein aus Straßburg über Horaz und die hellenistische Lyrik. Der Vortragende trat der Auffassung Kießlings entgegen, der das Verständnis der Oden damit erschlossen glaubte, daß er das Vorbild des Horaz in der Lyrik der klassischen Zeit nachwies und zeigte, wieweit der Dichter davon abhängig sei. Aber gerade Gedichte wie I 24 und III 9 können nur verstanden werden, wenn wir sie mit der modernen hellenistischen Lyrik und ihrer Technik in Zusammenhang bringen, die allerdings mit der Dichtkunst der klassischen Zeit

durch viele Fäden verbunden ist. Freilich hat Horaz den von Catull behandelten Teil dieser Lyrik beiseite gelassen, aber nicht nur das Verständnis der Technik und der Stelle, auch Stimmung und Empfindung solcher Lieder wie III 22, III 13, I 30, III 26 werden uns erst durch Vergleich mit der einzig genauer bekannten Epigrammatik klar. Die klassische Lyrik bot Horaz die Möglichkeit, über den eng gewordenen Kreis des hellenistischen Empfindungslebens hinauszugehen und dem wieder erwachten politischen Interesse des neu sich bildenden Volkstums Ausdruck zu geben und so aufs neue in einer durch die Philosophie stark beeinflußten Zeit der Lehrer seines Volkes zu werden. So spiegelt sein Lied wie das der alten Lyriker Fühlen und Denken der eigenen Zeit; davon muß die Erklärung ausgehen und nicht von der Einzelnachahmung.

Sodann sprach Herr Professor Alfred Körte aus Gießen über die beiden Komödienpapyri aus Ghorân, die Jouguet im Bull. corr. hell. 1906 veröffentlicht hat. Beide enthalten je einmal den Vermerk *χοροῦ*, ohne daß ein Chorlied folgt, genau so wie an einigen Stellen unserer Aristophanestexte. Danach sind sie auch zu beurteilen und beweisen von neuem, daß auch der neuen Komödie der Chor nicht durchaus gefehlt hat, obwohl er für sie ein störendes Anhängsel war.

Zwei auf der Rückseite des einen Papyrus erhaltene, jedenfalls im 2. Jahrh. v. Chr. niedergeschriebene Prologe werfen ein überraschendes Licht auf die Entstehung der metrischen Hypotheseis, die wir zu Stücken des Aristophanes und Sophokles besitzen. Sie rühren beide nicht vom Dichter her und sind nicht zum Vortrag bestimmt, sondern geben in künstlicher Versspielerei den Inhalt des Stückes wieder. Metrische Hypotheseis haben sich also in hellenistischer Zeit im Anschluß an die erzählenden Prologe entwickelt.

Der Vortragende ging sodann auf die Streitszene einiger Jünglinge des zweiten Papyrus ausführlich ein und zeigte, daß dramatische Technik und Sprache des Fragments auf einen Dichter deuten, der später und geringer ist als Menander, und daß uns so die individuelle Größe Menanders um so deutlicher vor Augen tritt.

Darauf teilte noch Herr Geheimrat Diels die deutsche Übersetzung einer Szene des neuen Menanderfundes mit, die im Journal des Débats auf französisch erschienen war.

In der zweiten Sitzung der Philologischen Sektion begann Herr Professor H. Lietzmann (Jena) mit dem Vortrag: Die klassische Philologie und das Neue Testament. Seit den letzten Jahren ist die Überzeugung von der untrennbaren Zusammengehörigkeit theologischer und philologischer Wissenschaft zur Herrschaft gelangt, nicht durch theoretische Auseinandersetzung, sondern durch Taten. Der Vortragende gibt einen kurzen Überblick über das bisher Geleistete und die nächsten Aufgaben. In der Textkritik ist seit etwa hundert Jahren das Streben der meisten Forscher auf die genauere Erkenntnis der aus Hieronymus erschlossenen Rezensionen, der des Lucian, Hesych und Origenes-Eusebius, gerichtet; diese Aufgabe besteht noch für die nächste Zukunft, gewünscht werden vorbereitende Untersuchungen über den Septuagintatext. Während die Formenlehre der neutestamentlichen *κοινή* in der letzten Zeit intensiv bearbeitet worden ist, stellt die Lexikographie noch große Probleme:

Deißmanns Arbeiten haben da Bahn gebrochen. Wortregister zu den Inschriften sind spärlich (außer bei Dittenberger), und verschiedene Schriftsteller (Diogenes Laertius, Stoiker, Philo) bedürfen der Indices. Dagegen besitzen wir vorzügliche Hilfsmittel in den Registern der Papyruspublikationen. Am schwersten liegen die Aufgaben auf dem Gebiet der Syntax und Stilistik, wo hauptsächlich die Lehre von den Präpositionen und Konjunktionen und die Verbalsyntax zu beachten sein wird. Das reizvollste Gebiet, das der sachlichen Interpretation, des kultur- und religionsgeschichtlichen Verständnisses des Neuen Testaments, ist von den Philologen erst seit dem Erwachen des Interesses an religiösen Problemen und seit der Entdeckung des Hellenismus in Angriff genommen worden. Jetzt arbeiten philologische und theologische Forscher vereint, um den kulturellen Hintergrund der neutestamentlichen Religion zu beleuchten und ihre besondere Eigenart schärfer zu erkennen. Zu wünschen ist dabei, daß die philologischen Mitarbeiter sich mit der theologischen Arbeit gründlich bekanntmachen und daß das Gymnasium in den Stand gesetzt werde, das heranwachsende Theologengeschlecht mit genügender Sprach- und Sachkenntnis auszurüsten.

Herr Gymn.-Prof. R. Helbing aus Karlruhe redete über die sprachliche Erforschung der Septuaginta. Seitdem von der Philologie hauptsächlich an den Papyri und Inschriften erkannt worden ist, daß das hellenistische Griechisch keine degenerierte Sprache, sondern einfach ein frisch sich entwickelndes Reis am alten Stamme ist, hat man auch begonnen dem biblischen Griechisch, besonders der Sprache des N. T., Interesse entgegenzubringen, sowohl von philologischer (Blaß, Thumb) als auch von theologischer Seite (Deißmann, Schmiedel). Mit dem Inspirationsdogma fiel der Sonderbegriff einer biblischen Gräzität, und es gilt nun vor allem als reichste Quelle die *κοινή* zu erschließen. Heranzuziehen sind die gleichzeitigen Papyri und Handschriften der vorchristlichen Zeit und die erste *κοινή*-Literatur, dazu müssen zur Kontrolle unserer Handschriften nachchristliche Zeugen treten. Aus der Literatur der klassischen Zeit fallen wiederum Beziehungen zur Komödie auf. Die Erforschung der Sprache der LXX ist notwendig für eine kritische Ausgabe, sie bereitet vor zur Lösung der *κοινή*-Frage. Die sog. syntaktischen Hebraismen werden sich großenteils als echt griechische Konstruktionen herausstellen, deren häufige Anwendung allerdings der mechanischen Übersetzungsarbeit aus dem Hebräischen zuzuschreiben ist. Auch der Stil hat seine Parallelen im hellenistischen Griechisch.

In der Nachmittagssitzung sprach Herr Professor J. Wackernagel aus Göttingen über Probleme der griechischen Syntax. Der Vortragende stellte fest, daß die angeblich verschiedene Aktionsart der Passivfutura auf *-σομαι* und *-θήσομαι* ursprünglich nicht vorhanden war. Die Formen auf *-θήσομαι* dringen erst seit etwa 500 neben die früheren Passivfutura auf *-σομαι* ein und sind um 300 fast ausschließlich üblich. Das im 5. Jahrhundert gebildete *φανήσομαι* bekam allerdings in Anlehnung an den Aorist *ἐφάνην* vorwiegend den Sinn „ich werde sichtbar werden", was Bevorzugung der durativen Bedeutung für *φανοῦμαι* nach sich zog.

Während in den verwandten Sprachen der Konjunktiv zugunsten des Optativs verloren ging, siegt er im Griechischen trotz der Neigung des

Attischen für den Optativ. Diese in die κοινή aus dem Jonischen eindringende Tendenz ist im N. T. schon fast zum Abschluß gebracht.

Der vokativische Gebrauch von deus, der durch die Christen aufgekommen ist, stammt aus dem Hebraismus ὁ θεός der griechischen Bibel (vgl. λαός μου in der Anrede). Sonst ist der Vocativus pro nominativo besonders bei Adjektiven uralt (φίλος ὦ Μενέλαε), bei Possessiven durchaus ursprünglich (γαμβρὸς ἐμός — oculus meus).

Daß die Dativ- und Lokativfunktion in der II. Deklination durch eine ursprüngliche Dativform, in der III. durch eine Lokativform gegeben werden, ist, wie das Armenische zeigt, nicht ganz griechische Neuerung. So sind im Latein die ō-Formen von o-Stämmen, wenn mit Präpositionen verbunden, z. T. dem Dativ, nicht dem Ablativ zuzuschreiben.

Die dritte Sitzung der Philologischen Sektion am Freitag, 27. September, Vormittag, eröffnete der Vortrag von Herrn Professor F. Boll aus Würzburg über die Ergebnisse der Erforschung der antiken Astrologie. Da die Astrologie nicht etwa wie Vogelschau oder Blitzdeutung bloß eine spezielle Form der Voraussagung war, sondern ein großes einheitliches Weltbild von strenger deterministischer Geschlossenheit aufstellte, das auf orientalischem Gestirnkultus beruht, aber aus orientalischer Sternbeobachtung und griechischer Wissenschaft aufgebaut ist, war die Durchforschung des in Handschriften, Papyri und Kunstdenkmälern massenhaft vorliegenden Materiales eine Notwendigkeit für die Geschichte der antiken Religion, Philosophie und Wissenschaft. Die Ergebnisse erstrecken sich gleichmäßig auf den Orient wie auf Griechenland, bereichern vielfach auch unser Verständnis der antiken Astronomie und Chronologie und sind daneben auch für unsere Kenntnis der griechischen Sprachentwicklung, wie des antiken Lebens, namentlich der Völkerbeziehungen, von Wichtigkeit. Astrologie als Sterndeutung hat es bei den Griechen vor der hellenistischen Zeit nicht gegeben; aber mit den Grundlagen der Astronomie sind ihnen auch einzelne Voraussetzungen der Astrologie im 6. Jahrhundert bekannt geworden, deren Spur sich bei den Pythagoreern nachweisen läßt. Ganz vereinzelt begegnen in der astrologischen Überlieferung Parallelen zur kretischen Kultur.

Herr Gymn.-Prof. Dr. C. Ritter (Tübingen) wies darauf hin, daß der von Lotze bis auf Lutosławski und Natorp immer lauter erhobene Widerspruch gegen die herkömmliche Auffassung der Ideenlehre Platos, die sich auf Aristoteles stützte und namentlich von Zeller und Bonitz vertreten wurde, wohl begründet sei. Der Sophistes, der nach den Ergebnissen der Sprachstatistik die Schriften des Alters einleitet (d. h. nur dem Politikos, Timaios, Kritias, den Nomoi und vielleicht dem Parmenides vorausgeht) definiert die οὐσία als δύναμις τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν. Die Tatsache, daß Aristoteles, der damals schon Schüler der Akademie gewesen sein muß, diese ontologischen Untersuchungen ignoriert, kann also weder wie bei Zeller damit entschuldigt werden, daß sie vor die Zeit der Schülerschaft des Aristoteles fallen, noch ist Windelbands Athetese des Sophistes und Politikos haltbar. Die Polemik gegen die φίλοι εἰδῶν im Sophistes wendet sich entweder gegen Platos eigene frühere Sätze über die Ideen oder gegen Mißverständnisse seiner Lehre durch Leser und Ausleger. Die Definition des Seins im Sophistes hat Plato in den folgenden Schriften immer festge-

halten; auch die Sätze im Timaios (Kap. 18) widersprechen dem nicht. Jedenfalls findet sich in jenen späteren Schriften keine Äußerung Platos, die den Ideen irgendwelches phantastische Sein und Wesen beilegt. Übrigens lassen sich auch die Lehren früherer Dialoge über die Ideen in ganz vernünftigem Sinn verstehen, wie recht ähnlich klingende Ausführungen moderner Denker (Goethes, Schuppes, Chamberlains) zeigen.

Sodann sprach Herr Professor M. Pohlenz aus Göttingen über die erste Ausgabe des Platonischen Staates. Die einheitliche Komposition der erhaltenen Politeia einerseits und andrerseits die Nachricht des Gellius, der Bericht des siebenten Briefes, daß Plato schon vor der ersten sizilischen Reise mit den Grundzügen seiner politischen Theorie fertig war, der Umstand, daß im Timaios und in Isokrates' Busiris auf Platos Staatslehre und besonders auf die Anerkennung der ägyptischen Einrichtungen angespielt wird, machen die Annahme einer ersten, von der erhaltenen Politeia verschiedenen Ausgabe durchaus wahrscheinlich. Da die Abfassungszeit des Busiris in die Jahre 390—385 fällt und die Ekklesiazusen des Aristophanes Berührungen mit der platonischen Staatslehre aufweisen, die keineswegs allgemein kommunistische Ideen, sondern Einzelheiten eines genau durchdachten Programms betreffen, weisen diese erste Ausgabe der Politeia in die Jahre 392 oder 391. Der Dialog gab, indem er an Geschichtliches anknüpfte, praktische Vorschläge für die Gestaltung des Staatslebens In seiner späteren Theorie vom Idealstaate, d. h. in der uns vorliegenden Ausgabe der Politeia, hat Plato an verschiedenen Stellen Vorschläge des ersten, nunmehr verdrängten Entwurfes eingearbeitet. Als Plato nach 367 zeigen wollte, wie der Idealstaat sich unter gegebenen Verhältnissen bewähren würde, knüpfte er wieder an den ersten Staat an; aber der beabsichtigte Plan einer Tetralogie wurde nicht ausgeführt.

In der ersten, der „mykenischen" Kultur gewidmeten Sitzung der Archäologischen Sektion vom Dienstag Nachmittag begann Herr Institutssekretär Dr. G. Karo (Athen) mit dem Vortrage über „Mykenisches aus Kreta". Die Kuppelgräber, die Halbherr in Hagia Triada und Xanthudidis in Kumasa (südöstlich von Gortyn) ausgegraben haben, zeigen, daß in Kreta, im Gegensatz zu den kleinen Rundgräbern von Syra, große Stammesgrüfte in der Form von Kuppelgräbern schon in der Zeit der Kykladenkultur (= „frühminoischen" nach Evans) voll entwickelt waren. Die vornehmen Toten sind in tönernen Larnakes wie in mykenischer = „spätminoischer" Zeit beigesetzt. Das Totengerät ist ähnlich wie auf den Kykladen, nur im Stile viel weiter fortgeschritten. In der obersten Schicht von Hagia Triada gefundene Scherben von bunten kretischen (sog. Kamares-) Gefäßen und der Umstand, daß später um das Hauptgrab Nebenkammern angelegt wurden, beweisen die Kontinuität in Kultur und Totenkult bis in „mittelminoische" Zeit hinein. Kuppelgräber und Kammergräber sind auf Kreta von „mittelminoischer" bis in geometrische Zeit hinein nachgewiesen worden. Selten sind Kuppelgräber jedoch gerade in der Zeit der an Pracht alle kretischen Gräber übertreffenden Kuppelbauten von Mykenä und Orchomenos. Da jedoch dekorative Elemente und das konstruktive Prinzip auf dem Festland direkt von Kreta übernommen sind, ist der Schluß wahrscheinlich, daß die in die Zeit der Zerstörung der großen kretischen Paläste

(ca. 1400) fallenden mykenischen Bauten von ausgewanderten kretischen Künstlern beeinflußt, wohl auch teilweise errichtet sind.

Die mächtigen Paläste und Städte in Kreta zeigen nicht die geringste Spur von Befestigung und sind ohne Rücksicht auf die strategische Position angelegt. Das beweist, daß die Insel im 2. Jahrtausend unter einem einheitlichen starken Königtum stand und durch eine mächtige Flotte gegen Angriffe von außen vollständig geschützt war, die sagenhafte Thalassokratie des Minos ist Abglanz historischer Wahrheit. Die Bedeutung der Flotte beweisen auch die reichen Funde schönster Kunst auf der wasserlosen Felseninsel Psyra, deren Besiedelung nur dadurch erklärt wird, daß sie den einzigen sicheren Hafen in der Mirabello-Bucht bot.

Herr Professor W. v. Bissing (München) sprach über die Beziehungen Kretas zu Ägypten. Der Vortragende legte den Nachdruck auf die chronologische Frage. Der relativen Chronologie der kretischen Funde, wie sie eruiert worden ist, können nur die ägyptischen Denkmäler eine absolute Grundlage geben. Jedenfalls weisen die kretischen Funde in Ägypten dieselbe relative Folge auf wie in Kreta und gestatten den Ausgang der mykenischen Kunst um 1100 anzusetzen. Der jüngere Palast ist zwischen 1450 und 1360 zerstört worden; daß er nicht allzu lange vor 1600 erbaut wurde, beweist ein unmittelbar unter einem Zimmer gefundener Steingefäßdeckel, der den Namen des Hyksoskönigs Sinan trägt (nach traditioneller Chronologie 2300, nach Ed. Meyers Chronologie 1700) und aus dem Schutt des ältern Palastes stammt. Irgendwelche erweisbare Beziehungen Kretas zu Ägypten vor der Hyksoszeit, insbesondere zur Zeit der XII. Dynastie oder des alten Reiches, haben nicht bestanden. Die Kamareswaare gehört in die Hyksoszeit. Die Spirale kommt in Ägypten unter der XII. Dynastie auf, wird in der Hyksoszeit und der XVIII. Dynastie erst voll ornamental ausgebildet; so kann auch sie also für die Beziehungen Ägyptens zu Kreta vor 2300 resp. 1700 nichts beweisen.

Herr Prof. Dr. H. Bulle aus Erlangen sprach über „Die Ausgrabungen von Orchomenos und das Verhältnis des griechischen Festlandes zu Kreta“. Die Neue Zürcher Zeitung berichtet darüber: Das alte Orchomenos in Böotien galt als eine der reichsten Städte in der epischen Zeit. Sein schon seit lange bekanntes prächtiges Kuppelgrab, die großartigen Entwässerungsanlagen des Kopaïs-Sees bestätigen das. Hier Nachgrabungen zu veranstalten, war ein glücklicher Gedanke Furtwänglers, den auszuführen hochherzige Spenden privater Gönner sowie eine Unterstützung von seiten der bayrischen Akademie der Wissenschaften ermöglichten. Unter Leitung von Furtwängler, Reinecke und Bulle fanden sie 1903—1904 statt. Sie erstreckten sich vornehmlich auf das sogenannte Akontion, den Stadtberg, an dessen unterem Ende man eine Ansiedlung etwa aus dem Ende des 3. Jahrtausends fand, eine älteste Kulturschicht aus neolithischer Zeit. Die Ansiedlungen waren kreisrunde Hütten aus Lehm, Nachahmungen der ältesten Reisighütte; vorragende Lehmziegel bewirkten die in einer Höhe von 4—6 m abschließende Wölbung. Sie sind das erste Beispiel des Rundhauses auf griechischem Boden; das Kuppelgrab ist nichts weiter als die Benutzung der ältesten Hausform für die Wohnung der Toten. Diese Kulturschicht geht um die Wende des 3. Jahrtausends zugrunde, aber nicht

auf gewaltsamem Wege; die Bewohner scheinen die Stätten freiwillig verlassen zu haben. Die zweite Schicht ist von der ersten sehr verschieden. Zunächst tritt an die Stelle der kreisrunden Form die ovale oder elliptische; dadurch wird die Teilung in einzelne Räume leichter, und indem der Anfang der Ellipse abgetrennt und dafür eine Türanlage gemacht wird, beginnt eine Fassadenbildung; ganz analog italischen Beobachtungen. Als Fundstücke treten Tonwaren auf, mit freilich noch sehr unvollkommenem Firnis, mit Verzierung durch Einritzung oder Aufmalung linearer Muster. Eigentümlich ist diesen Anlagen das Vorhandensein eiförmiger Gruben, die sich in Zimmern und Höfen vorfanden und mit Asche gefüllt waren; vielleicht ein Brauch, der aus den religiösen Vorstellungen von der Heiligkeit der das Feuer schützenden Asche entstanden war. Auf diese, etwa dem Anfang des 2. Jahrtausends angehörige Ansiedlung folgen neue Bewohner, anscheinend aus der Fremde her eingewanderte; sie dürften, wie die gefundenen Reste mykenischer matter Vasenmalerei schließen lassen, etwa mit den mykenischen Schachtgräbern (d. h. 1700—1500) gleichzeitig sein. Im Hausbau findet man hier den Übergang zum rechteckigen System, aber nicht den mykenischen Megarontypus, sondern mehrzellige Anlagen. Zwischen und in den Häusern liegen zahlreiche Gräber, in denen die Toten als „liegende Hocker" bestattet sind, eine Stellung, in der sie durch Stricke festgebunden waren, eine weitverbreitete Bestattungsart, die man neuerdings auch in Tiryns und auf Leukas gefunden hat. Merkwürdig ist allerdings, daß die Gräber so innerhalb der Ortschaft angelegt sind. Zahlreich sind in dieser Fundschicht die Spuren der Zerstörung und der Neubauten; es liegen da verschiedene Schichten übereinander, die auf ein ununterbrochenes Bewohnen derselben Stelle deuten. Dann kommt der Übergang zur jüngern Schicht (1500—1200), mit Vasenfunden jungmykenischer Art; die Bauten aus dieser sind aber fast ganz verschwunden, nur Brocken von Wandstuck mit Resten von Malerei wurden gefunden. Das Kuppelgrab von Orchomenos ist der einzige stattliche Bau dieser jüngeren Epoche. Das Orchomenos der historischen Zeit ist leider durch die Überbauung im byzantinischen Zeitalter völlig zerstört worden.

Die Ausgrabungen von Orchomenos lehren, daß das zweite Jahrtausend in Böotien mehrfach Bevölkerungswechsel gesehen hat; von einer Urbevölkerung kann man nicht sprechen. Das Neue wird nach Mittelgriechenland von außen gebracht und zwar zunächst vom Norden. Wahrscheinlich ist hier an Thessalien zu denken; die Minyer sind jedenfalls die letzte Schicht, die bis zur dorischen Wanderung reicht. Nicht leicht ist es, das Verhältnis von Orchomenos zu Kreta zu bestimmen. Ganz abweichend ist der Hausbau, wie ja überhaupt die kretischen Paläste in Höhen- und Flächenanlage stark von den mykenischen differieren. Jedenfalls sind es, nach Bulle, verschiedene Völker, denen diese Bauten angehören; die kretischen Einwohner suchten in ihren Bauten vornehmlich sich gegen die Hitze zu schützen, während sich auf dem Festlande der mehr nordische Charakter der Bewohner bemerklich macht. Aber die Stämme des Festlandes lernten die kretische Kultur kennen, die ganze Osthälfte von Hellas wird geradezu kretisiert; alles materiell Importierbare wird übernommen, aber die elementaren Bedürfnisse und Äußerungen des Volkstums bleiben unberührt. Wer sind

diese Bewohner? Wir dürfen sie, meint Bulle, dreist Achäer nennen wie die homerischen Griechen; denn das homerische Epos spiegelt die Einzelheiten der mykenischen Kultur wieder; freilich mögen es solche sehr verschiedener Bruderstämme gewesen sein, aber eben doch Griechen, ältere Brüder der Äolier, Dorier, Jonier. Die Schöpfer der mykenischen Kultur auf Kreta aber sind nicht Griechen. Das Wesen dieser Kultur ist ganz anders; ihre Bauweise ist die eines reinen Südvolks, sie haben üppige Lebensgewohnheiten, ihre Kunst, ihre malerische Auffassung der Natur usw., all das ist ganz verschieden von griechischem Wesen. Immer wahrscheinlicher wird die Hypothese Ulrich Köhlers, daß diese Inselbewohner Karier waren, die von Kleinasien herüberkamen und ihre Kultur weithin, auch nach dem griechischen Festlande verbreiteten.

Herr Privatdozent Dr. H. Schmidt (Berlin) sprach über die Bedeutung des altägäischen Kulturkreises für Mittel- und Nordeuropa. Während sich die Einflüsse der klassischen Kultur der Mittelmeergebiete auf Mittel- und Nordeuropa bis an den Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends zurückverfolgen lassen, scheint der „mykenische" Handel die Nordküste des Schwarzen Meeres überhaupt nicht berührt zu haben und ist in westlicher und nördlicher Richtung nicht über die Ostküste Siziliens, Sardinien und den Nordrand der Adria hinausgegangen; dagegen lassen sich Fabrikate der vormykenischen Zeit bis nach Südfrankreich, der Schweiz und Ungarn verfolgen. Umgekehrt hat ein zentraleuropäisches, wahrscheinlich in Siebenbürgen lokalisiertes Kulturzentrum sowohl in vormykenischer Zeit als zur Zeit der Stufe der Schachtgräber gewisse Elemente dem ägäischen Kreise vermittelt. Die Fibel, die bei der mykenischen (und später jonischen) Tracht keine Verwendung finden konnte und sich durch die Funde als nichtmykenischen Ursprungs erweist, scheint im Bereiche der oberitalischen Pfahlbaukultur entstanden zu sein. Auch die großartige Entfaltung der Spiralornamentik in der Stein- und Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas ist durchaus selbständig dem ägäischen Kulturkreise vorangeschritten.

Donnerstag, den 26. September fand ein Ausflug der Archäologischen Sektion nach Windisch bei Brugg statt. Unter Führung der Herren Professor Dragendorff aus Frankfurt a. M., Rektor Heuberger, Direktor L. Fröhlich, Pfarrer E. Fröhlich, Dr. Eckinger aus Brugg wurden die Ergebnisse der Ausgrabungen besichtigt, welche seit zehn Jahren von der Gesellschaft Pro Vindonissa betrieben werden: das Amphitheater, das Nordtor und die Schutthalde am Abhang des Plateaus, auf dem im 1. Jahrhundert n. Chr. das Standlager der 21. Legion war; hier stecken die Pfähle und Bohlen der Palisaden noch wohlerhalten im Fallschutt. Die Sammlung der Kleinfunde in der Kirche von Königsfelden birgt eine Fülle von Gebrauchsgegenständen, wie wir sie von andern antiquarischen Fundstätten überhaupt nicht kennen.

Die zweite Sitzung der Archäologischen Sektion vom Freitag Vormittag eröffnete der Vortrag von Professor H. Thiersch aus Freiburg i. Br. „zur Tholos von Epidauros". Die Tholos, dieser durch die griechischen Ausgrabungen im Heiligtum und Heilort des Asklepios aufgedeckte Rundbau, ist in ihrer eigentlichen Bestimmung bis auf heute noch nicht aufgeklärt. Auch ihre bisherigen Rekonstruktionen sind unvollständig und unrichtig.

Es läßt sich sicher nachweisen, daß die zylindrische Wandung des Kernbaues Fenster hatte, wahrscheinlich eine geschlossene Kuppel über dem Mittelraum und ein hölzernes Podium über der offenen Mitte des „Labyrinthes“ unter dem Fußboden war. Dieses Podium war die „Thymele“, nach der der ganze Bau dann gleichartig benannt wurde. Alle Elemente seiner eigenartigen Konstruktion, auch besonders der Hohlräume unter dem Fußboden, erklären sich aus akustischen Grundsätzen. Dadurch wird die Vermutung, der Bau habe zu musikalischen Aufführungen gedient, endgültig bestätigt. Die Tholos war eine Art Odeion, ein Kiosk für die Kurmusik des Asklepieions.

Ähnliches scheint auch von dem noch unerklärten Rundbau in Delphi zu gelten. Das „Philippeion“ in Olympia ist eine aufs halbe Maß verkleinerte, in anderem Sinne verwendete und darum mit Ausscheidung der besonders akustisch wirksamen Momente gebaute Nachahmung der Tholos. Bezeugt als Lokal für musikalische Darbietungen sind die Skias in Sparta und das Odeion in Athen, aus dem wir einen dekorativen Auszug im Lysikratesdenkmal besitzen. Das Arsinoeion in Samothrake hatte wahrscheinlich innen einige ringsum laufende, hölzerne Sitzreihen, entsprechend den Steinsitzen im Telesterion von Eleusis, für die Zuschauer der orgiastischen Rundtänze, welche die Mysterien mit ausmachten. Das von Cassius Dio erwähnte „Odeion“ in Rom ist wahrscheinlich nichts anderes als das Pantheon, dessen Erbauung laut den in ihm nachgewiesenen Ziegelstempeln (Trajanischer und Hadrianischer Periode) gerade in die Zeit fällt, für welche die Haupttätigkeit des Apollodor von Damaskus bezeugt ist. Damit ist einer der großartigsten Bauten ihr Meister, einer der genialsten Architekten aller Zeiten, wiedergefunden.

Es folgte der Vortrag von Herrn Privatdozent Dr. W. Vollgraff in Utrecht über die Ausgrabungen in Argos. Zuerst wurden untersucht die Reste der ältesten vormykenischen Burg auf der Aspis. Eine Reihe mykenischer Felsgräber am Fuß desselben Hügels beweist, daß Argos auch in mykenischer Zeit besiedelt war. Die Lage der Stadt in der klassischen Zeit stimmt ungefähr mit derjenigen der modernen Stadt überein. In ihren beiden Burgen, der hohen Larissa und der niedrigeren Aspis, sind die Fundamente von Tempeln aufgedeckt worden; die Funde der Larissa reichen von geometrischer Zeit bis ins Mittelalter. Den Lauf der Mauern, welche die Stadt mit den beiden Burgen verbanden, kann man größtenteils noch deutlich erkennen; in der Ebene ist die Stadtmauer aber noch nicht gefunden worden. Bis jetzt sind aufgedeckt: der Bezirk des Pythischen Apollon und der angrenzende Bezirk der Athena, daneben die Fundamente eines kleinen Rundbaus und eines rechteckigen Gebäudes, das wahrscheinlich das *μαντῖον* war; sodann das monumentale Brunnenhaus der römischen Wasserleitung und anstoßend eine durch eine Polygonalmauer gestützte Terrasse, welche in der Mitte ein kleines archaisches Gebäude trug; hier hat der uralte Gerichtshof der Stadt gelegen, der *κριτήριον* oder *πρών* hieß. An der Agora, an welche die meisten wichtigen Heiligtümer der Stadt grenzten, ist bisher ein prostyler Tempel aus Kalkstein aufgefunden worden; eine wichtige darin gefundene Inschrift des 5. Jahrhunderts enthält den Teil eines Vertrags zwischen Knossos und Tylissos. Von zwei im Temenos des

Pythischen Apollon gefundenen Inschriften bezieht sich eine aus dem 1. Jahrhundert auf die Mysterienfeier in Andania, die andere zeigt, daß der Letokult in Argos erst viel später eingeführt ist, als man bis jetzt annimmt.

Herr Dr. A. v. Salis (Basel) berichtete über die Ausgrabungen der Berliner Museen in Milet, bei welchen er längere Zeit als Archäologe tätig war. Das Unternehmen bietet große technische Schwierigkeiten, da die Baureste durch die fortwährenden Überschwemmungen des Mäander und durch heftige Erdbeben versprengt und verwirrt worden sind. Freigelegt sind bis jetzt in größerem Umfange erst die Reste des hellenistisch-römischen Milet. Der Vortragende schilderte die Entwicklung der Stadt von Alexander d. Gr. bis zum Ausgang der Kaiserzeit und versuchte die Besonderheiten in der Anlage des Ganzen aus den lokalen Bedingungen zu erklären. An einigen Beispielen wurde gezeigt, wie sich die Rekonstruktion der Überreste für die endgültige Publikation gestalten wird.

In der allgemeinen Schlußsitzung vom Freitag Nachmittag sprach Herr Professor Perdrizet (Nancy) unter Vorweisung von Lichtbildern über die wichtigsten Resultate der französischen Ausgrabungen in Delphi (1892—1901). Vor Beginn dieser Ausgrabungen schien es ausgemacht, daß sie für die Kunstgeschichte viel weniger ergebnisreich sein würden als für die Epigraphik. Das Resultat hat diese Annahme widerlegt. Die Epigraphik ist freilich sehr reich bedacht worden, da die Zahl der gefundenen Inschriften tausend weit übersteigt, und da solche allerersten Ranges darunter sind (Cippus der Labiaden, Gesetz über den Zinsfuß, Hymnen mit Notenbeifügung, Päan auf Dionysos, Archive der Naopen, der Techniten und der Pythais). Aber die archäologischen Entdeckungen sind noch wichtiger. Die Ursprünge des pythischen Heiligtums müssen, wie die Mythen es voraussehen ließen, in einer sehr weit zurückliegenden Epoche gesucht werden. Der große Altar und die östliche Tempelwand ruhen auf einer mykenischen Trümmerschicht. In den Fundamenten hat man ein Fragment eines rituellen Steingefäßes von minoischer Arbeit und kretischer Herkunft gefunden: das ist eine Bestätigung des Zeugnisses des homerischen Hymnus, nach dem die ersten Apollopriester in Delphi Kreter aus Knossos gewesen sind.

Die Ausgrabungen haben uns die Topographie des Heiligtums kennen gelehrt und gestatten uns, den Wert der Beschreibung des Pausanias richtig einzuschätzen. Dieser Reiseführer hat Delphi gesehen und es auf einziger Grundlage seiner an Ort und Stelle gesammelten Notizen beschrieben; aber er hat nicht alles notiert, was der Mühe wert gewesen wäre, und hat mehr als einen Irrtum begangen. Der schwerste betrifft den Tempel des Apollo: der von Pausanias beschriebene Tempel ist zwar der, den er selbst gesehen hat und dessen Trümmer durch die Ausgrabungen zutage gefördert worden sind; aber dieser Tempel stammt aus dem 4. und nicht, wie Pausanias meint, aus dem 6. Jahrhundert. Aus den Inschriften erfahren wir, wann, von wem und mit wessen Geld er gebaut worden ist. Anderseits haben die Ausgrabungen fast nichts über die innere Einrichtung und die Lage des Adyton ergeben. Vom Tempel des 6. Jahrhunderts hat man Reste der Giebel gefunden, in sehr schlechtem Zustand. Sie sind von jonischer Arbeit wie

die Mehrzal der gleichzeitigen delphischen Monumente; die hellenische Kultur des 6. Jahrhunderts ist durchaus jonisch. Was die spätarchaischen Skulpturen, die Metopen vom Schatzhaus der Athener und die Statue des Wagenlenkers, betrifft, so wird ihr archäologischer Wert erst dann ihren reinen Kunstwert erreichen, wenn man sie einst genau datieren und ihnen den richtigen Platz in der Entwicklung der Plastik wird anweisen können.

Herr Museumsdirektor Prof. Dr. Schuchhardt (Hannover) sprach über: „Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen". Der Vortragende zog eine große Parallele zwischen ältestem germanischen und ältestem griechischen Siedelungswesen und gewann damit für das griechische eine Reihe von überraschenden Aufklärungen. So wie im Sachsenlande, nach den archäologischen Feststellungen der letzten Zeit, die älteste fürstliche Wohnform der Herrenhof am Fuße einer Fluchtburg ist, erst später der Herr, mit Zurücklassung seiner Scheunen und Ställe, eine kleine feste Burg bezieht, an deren Fuße sich dann ein offener Weiler und schließlich die Stadt entwickelt, so ist es auch in Griechenland gegangen. Die durch große Ausgrabungen uns gewonnene „mykenische" Kultur steht in der Mitte der ganzen Entwicklung. In ihr herrscht die Herrenburg mit der offenen Siedelung (Troja, Tiryns, Mykenä); aber wir erkennen, wie sie aus älteren Formen herausgewachsen ist und in spätere übergeht. Odysseus wohnt noch auf dem einfachen Gutshofe; bei seiner Rückkehr findet er seinen Hund vor dem Herrenhause auf dem Miste. Ebenso ist die Fluchtburg nachzuweisen. In Italien gehört sie zu den Einrichtungen des Servius Tullius und heißt pagus, welcher Name sich dann auf das Burggebiet, den „Gau", ausgedehnt hat. Ebenso bezeichnet in Griechenland Polis ursprünglich die Fluchtburg und die Herrenburg, dann deren Gebiet, den Gau, und schließlich die Hauptstadt und den Staat. Das klassische Beispiel für dies alles ist die Entwicklung von Athen. Keineswegs ist dort, wie die bisherige Auffassung will, die Akropolis die älteste „Stadt" gewesen, die sich dann zunächst nach Süden zum Ilissos, wo die alten Heiligtümer Olympieion, Pythion, Delphinion und die Kalirrhoe liegen, ausgedehnt hätte, sondern umgekehrt; hier am Ilissos war der Keim der ganzen Siedelung, hier hat der Königshof des Aigeus gelegen und jene Heiligtümer neben sich geschaffen, während die Akropolis nur Fluchtburg war. Theseus hat dann die alte Fluchtburg zur Herrenburg gemacht, und die Adelsgeschlechter von ganz Attika haben sich um sie herum ihre Winterhäuser gebaut, wie die Meder um Ekbatana, die Hannoveraner um die Burg Lauenrode.

Ähnliche Analogien zum Germanischen lassen sich an vielen andern Plätzen leicht erkennen.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preufsen seit dem Jahre 1879. Berlin 1907/1908, Weidmannsche Buchhandlung.

75. Band: 15. Direktoren-Versammlung in der Provinz Pommern.

1. Ist ein Bedürfnis nach freierer Gestaltung der Studien in der Prima der höheren Schulen vorhanden, und wie würde ihm bejahendenfalls entsprochen werden können?

2. Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen.

3. Die schriftlichen mathematischen Arbeiten auf den Gymnasialanstalten nach Zahl, Umfang und Schwierigkeit.

4. Welche Erfahrungen sind mit den Bestimmungen vom 25. Oktober 1901 über die Zensierung und die Versetzung der Schüler gemacht?

5. In welcher Weise sind auf der Oberstufe der höheren Schulen die bis dahin erworbenen Kenntnisse in der Erdkunde festzuhalten und zu erweitern?

6. Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks.

76. Band: 26. Direktoren-Versammlung in der Provinz Westfalen.

1. Empfiehlt es sich, den Unterricht in der Prima nach Anlage und Neigung der Schüler freier auszugestalten? Wie ließe es sich bejahendenfalls ermöglichen?

2. Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichts mit besonderer Berücksichtigung der Vorschläge der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte.

3. Behandlung der Realien beim Unterricht in den fremden Sprachen.

4. Wie kann das Gymnasium den Vorteil ausgleichen, den die realen Anstalten durch die fremdsprachlichen Ansätze haben?

77. Band: 13. Direktoren-Versammlung in der Provinz Posen.

1. Der deutsche Unterricht an den höheren Lehranstalten, mit besonderer Berücksichtigung der durch die Schüler polnischer Muttersprache entstehenden Schwierigkeiten.

2. Inwieweit ist eine Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Lehranstalten im Sinne der Meraner Vorschläge zu empfehlen?

3. Was kann die höhere Schule der Ostmark tun, um das Heimatgefühl in der ihr anvertrauten Jugend zu erwecken und zu vertiefen?

4. Kann den Schülern der oberen Klassen Freiheit in der Wahl der verbindlichen Unterrichtsfächer gewährt werden, ohne daß ihre geistige Ausbildung dadurch beeinträchtigt wird?

5. Empfiehlt sich der Gebrauch von Schülerpräparationen bei der altsprachlichen Lektüre?

6. Die Pensionsverhältnisse und Unterbringung der auswärtigen Schüler der höheren Lehranstalten.

78. Band: 17. Direktoren-Versammlung in den Provinzen Ost- und Westpreußen.

1. Empfiehlt es sich, in der schriftlichen Reifeprüfung am Gymnasium die Übersetzung in das Lateinische durch eine Übersetzung aus dem Lateinischen zu ersetzen?

2. Wie sind die auf die körperliche Ausbildung der Schüler gerichteten neuen Bestrebungen, insbesondere die Forderung eines Spielnachmittags mit der Erreichung der lehrplanmäßigen Unterrichtsziele zu vereinigen?

3. Wie kann das Interesse an Wetter und Himmelserscheinungen in den Schülern gepflegt werden?

4. Welche Erfahrungen sind bis jetzt mit Einrichtungen gemacht, die den Schülern der oberen Klassen gegenüber den Vorschriften der Lehrpläne größere Bewegungsfreiheit gewähren sollen?

5. Wert der Rangnummern in den Zeugnissen.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER
(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Achtzehnter Band: Schöneberg bis Sternbedeckung. Leipzig und Wien 1907, Bibliographisches Institut. 952 Lex.-8. eleg. geb. 10 M.

Der vorliegende neue Band legt ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß der Verlag aufs erfolgreichste bestrebt ist, die Artikel zu bereichern und nach dem Stande der Gegenwart zu ergänzen. Dies zeigt sich auf allen Gebieten, in den Naturwissenschaften, der Geschichte und Geographie, der Technik usw.; die Aufsätze sind von Sachverständigen mit großer Sorgfalt verfaßt und versagen nirgends. Ganz besonders schön ist auch dieses Mal das Illustrationsmaterial.

2. Mikrokosmos, Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung, herausgegeben von der Deutschen mikrologischen Gesellschaft unter der Leitung von R. H. Francé in München. Stuttgart, Franckhsche Buchhandlung. Band 1 (1907). Heft 5/6.

3. Th. Newest (Hans Goldzier), Einige Weltprobleme. Teil VI: Vom Zweck zum Ursprung des organischen Lebens. Wien 1908, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 193 S. 3 M.

4. C. Wenzig, Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Einführung in die Grundprobleme und Grundbegriffe der Philosophie. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. 152 S. kl. 8. geb. 1,25 M.

5. Richard Falckenberg, Kant und das Jahrhundert. Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen. Zweite Auflage. Leipzig 1907, Dürr'sche Buchhandlung. 28 S. 0,60 M.

6. A. Frank, Die Erkenntnis Gottes durch die Natur. Hannover 1907, Carl Meyer (G. Prior). 35 S. 0,60 M.

7. Erich Wetzel, Die Geschichte des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums 1607—1907. Mit Porträts, Vollbildern, Vignetten, Plänen und einer Karte. Halle a. S. 1907, Buchhandlung des Waisenhauses. XXII u. 417 S. 4. 10 M.

8. Ernst Bahn, Ernst Fritze, Karl Todt, Erich Wetzel, Zur Statistik des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums. Halle a. S. 1907, Buchhandlung des Waisenhauses. 24 + 20 + 24 + 40 + 30 + 70 S. mit 6 Taf. 4 M.

9. Novae symbolae Joachimicae. Festschrift des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums, veröffentlicht vom Lehrer-Kollegium. Halle a. S. 1907, Buchhandlung des Waisenhauses. 280 S. mit 3 Tafeln.

10. Adalbert Merx, Die Bücher Moses und Josua. Eine Einführung für Laien. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 160 S. 1 *M*, kart. 1,25 *M*, in Geschenkband 2 *M*. (Religionsgeschichtliche Volksbücher II 3, I u. II.)

11. Paul Mehlhorn. Die Blütezeit der deutschen Mystik. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 64 S. 0,50 *M*, kart. 0,75 *M*. (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV 6.)

12. Alfred Bertholet, Daniel und die griechische Gefahr. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 64 S. 0,50 *M*, kart. 0,75 *M*, in Geschenkeinband 1,50 *M*. (Religionsgeschichtliche Volksbücher II 17.)

13. H. Weinel, Die urchristliche und die heutige Mission. Ein Vergleich. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 64 S. 0,50 *M*, kart. 0,75 *M*, feine Ausgabe 1,50 *M*. (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV 5. Abonnenten erhalten hierzu die Julinummer des Monatsblattes „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ unberechnet.)

14. A. Leitzmann, Martin Luthers geistliche Lieder. Bonn 1907, A. Markus und E. Weber. 31 S. 0,60 *M*.

15. Felix Salomon, Die deutschen Parteiprogramme. Leipzig 1907, B. G. Teubner. Heft I: von 1844—1871. VIII u. 112 S. 1,40 *M*. — Heft II: von 1871—1900. VI u. 136 S. 1,60 *M*.

16. K. Tumlirz, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Zweite Auflage. Wien 1908, F. Tempsky. VI u. 145 S. gr. 8. geb. 1 *K* 65 *h*

17. Keller-Stehle-Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Zweiter Teil (4. und 5. Schuljahr), bearbeitet von E. Keller. Dritte Auflage. Leipzig 1908, G. Freytag. 336 S. gr. 8. geb. 3,20 *M*.

18. O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch. Hannover 1907, Carl Meyer (G. Prior). I. Sexta. Vierte Auflage. IV u. 91 S. 0, 60 *M*. — II. Quinta. IV u. 99 S. 0,75 *M*.

19. Denkmäler der älteren deutschen Literatur, herausgegeben von G. Bötticher und K. Kinzel. Halle a. S. 1907/08, Buchhandlung des Waisenhauses.

a) Das Nibelungenlied, erläutert von G. Bötticher und K. Kinzel. Neunte Auflage. VIII u. 179 S, 1,40 *M*.
b) Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling, erläutert von K. Kinzel. Vierzehnte bis sechzehnte Auflage. VIII u. 123 S. 1,10 *M*.
c) Der arme Heinrich von Hartmann von Aue und Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner, erläutert von G. Bötticher. Vierte Auflage. VII u. 126 S. 1,10 *M*.
d) Die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, erläutert von G. Bötticher. Dritte Auflage. X u. 144 S. 1,20 *M*.

20. Rudolf Bartels, Zu Schillers „Das Ideal und das Leben“. Halle a. S. 1907, Buchhandlung des Waisenhauses. 48 S. 1 *M*.

21. R. Neubauer, Martin Luther. Eine Auswahl aus seinen Schriften in alter Sprachform. Zweiter Teil. Dritte Auflage. Halle a. S., 1907, Buchhandlung des Waisenhauses, XV u. 283 S. 2,80 *M*.

22. G. Bötticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen Literatur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Zwölfte bis fünfzehnte Auflage. Halle a. S. 1907, Buchhandlung des Waisenhauses, XII u. 202 S,

23. G. Schmidt, Cornelio Nepote e Q. Curzio Rufo, letture latine. Edizione italiana fatta sulla 4a. edizione tedesca da G. Vettach. Con 2 carte. Vienna 1907, F. Tempsky. 76 S. gr. 8. geb. 1,50 *K*.

24. G. Schmidt, G. Vettach, Fraseologia. Note di chiarative e vocabolarietto per Cornelio Nepote e Q. Curzio Rufo, letture latine. Colla scorta della 3a. edizione tedesca di G. Schmidt ridotta ad uso dei ginnasi con lingua d'insegnamento italiana da G. Vettach. Vienna 1907, F. Tempsky. 67 S. gr. 8. geb. 1,40 K.

25. Cornelii Nepotis vitae. Für den Schulgebrauch eingerichtet von M. Gitlbauer. Mit einem Wörterbuch, wesentlich erweitert von K. Fecht. Fünfte Auflage. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagshandlung. XIV u. 244 S. kl. 8. 1,25 M, geb. 1,60 M.

26. M. Manilii Astronomica. Edidit Theodorus Breiter. I. Carmina. Lipsiae 1907, sumptibus Dieterichii (Theodori Weicher). XI u. 149 S. Lex. 8. 3,80 M.

27. F. F. Abbott, Notes upon Mss. Containing Persius and Petrus Diaconus. S.-A. aus Classical Philology II (1907). S. 331—333.

28. F. F. Abbott, The Accent in Vulgar and Formal Latin. S.-A. aus Classical Philology II (1907). S. 444—460.

29. W. Wartenberg, Vorschule zur lateinischen Lektüre für reifere Schüler besonders an Reformschulen. Vierte Auflage von E. Bartels. Hannover 1907, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. VIII u. 244 S. geb. 2,80 M.

30. J. Steiner und A. Scheindler, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Zweiter Teil. Fünfte, gekürzte, vereinfachte Auflage von Robert Kauer. Wien 1907, F. Tempsky. 238 S. geb. 3 K.

31. Sedlmayer-Scheindler, Lateinisches Übungsbuch für die oberen Klassen der Gymnasien. Vierte Auflage von H. St. Sedlmayer. Wien 1908, W. Tempsky. 263 S. 2 K 64 h, geb. 3 K 20 h.

32. F. Hübener, cand. theol., Übersichts- und Repetitions-Tabellen zur Lateinischen Grammatik. Zu beziehen vom Herausgeber, Wallstraße. Preis 0,30 M portofrei, 20 Stück 5 M. Kolberg 1907, im Selbstverlage des Herausgebers. 11 S. 4.

33. Karl Scheckl, Griechisches Elementarbuch. Im Anschlusse an die sechsundzwanzigste Auflage der Griechischen Schulgrammatik von Curtius-Hartel sowie an die erste Auflage der kurzgefaßten Ausgabe bearbeitet von Heinrich Schenkl und Florian Weigel. Einundzwanzigste Auflage. Wien 1907, F. Tempsky. 240 S. 8. 2 K 50 h, geb. 3 K.

34. Die ausländischen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von P. Hau, H. Wolf und einigen Mitarbeitern. 1. Bändchen.: Ödipus und sein Geschlecht. Fünf Tragödien von Aeschylus, Sophokles, Euripides übersetzt von Donner. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Wolf, Düsseldorf. Erster Teil: Text. Leipzig 1907, Heinrich Bredt. 334 S. 8.

35. Platos Apologie des Sokrates und Kriton nebst den Schlußkapiteln des Phaidon und der Lobrede des Alkibiades auf Sokrates aus dem Symposion. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Th. Christ. Mit einem Titelbild. Fünfte Auflage. Leipzig 1908, G. Freytag. 118 S. kl. 8. 1,20 M.

36. A. Biese, Griechische Lyriker in Auswahl. Zweiter Teil: Einleitung und Erläuterungen. Zweite Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. IV u. 100 S. 1,20 M.

37. Anton Burger, Die gleich- und ähnlichlautenden Wörter der französischen Sprache. Ein Beitrag zum methodischen Studium des französischen Wortschatzes, seiner Orthoëpie und Orthographie. St. Pölten 1907, Sydy's Buchhandlung (L. Schubert). 32 S. 0,85 M.

38. M. Jöris, Erzählungen für den ersten Geschichtsunterricht. Für deutsche höhere Mädchenschulen. Leipzig 1907, G. Freytag. Ausgabe A: Aus der alten und deutschen Geschichte. Mit 66 Abbildungen, 1 Farbendrucktafel und 2 Karten. Zweite Auflage. IV u. 115 S.

2 *M*. — Ausgabe B: Aus der deutschen Geschichte. Mit 1 Karte von Deutschland und 58 Abbildungen. Zweite Auflage. IV u. 91 S. 1,50 *M*.

39. A. Giese, Deutsche Bürgerkunde. Einführung in die allgemeine Lehre vom Staate, in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates und in die Elemente der Volkswirtschaftslehre. Vierte Auflage. Leipzig 1907, R. Voigtländers Verlag. VIII u. 168 S.

40. B. Imendörfer, Lehrbuch der Erdkunde für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. Wien 1907, F. Tempsky. I. Teil: 1. Klasse. Mit 27 Abbildungen. Zweite Auflage. 59 S. 1 *K* 10 *h*. — II. Teil: 2. Klasse. Mit 26 Abbildungen. Zweite Auflage. 80 S. 1 *K* 40 *h*. — III. Teil: 3. Klasse. Zweite Auflage. 64 S. 1 *K* 10 *h*.

41. W. Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe A in zwei Teilen. Erster Teil: Für die unteren Klassen. Mit 2 farbigen und 53 Schwarzdruckabbildungen. Sechste Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. VIII u. 144 S. geb. 1,80 *M*.

42. Otto Zacharias, Das Süßwasser-Plankton. Einführung in die freischwebende Organismenwelt unserer Teiche, Flüsse und Seebecken. Mit 49 Abbildungen. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 131 S. 1,25 *M*. (Aus Natur und Geisteswelt 156. Bändchen.)

43. K. Smalian, Grundzüge der Tierkunde. Für höhere Lehranstalten. Ausgabe A für Realanstalten. Mit 416 Textabbildungen und 30 Farbentafeln. Leipzig 1908, G. Freytag. 304 S. gr. 8. geb. 4 *M*.

44. K. Smalian, Grundzüge der Pflanzenkunde. Für höhere Lehranstalten. Ausgabe A für Realanstalten. Mit 344 Abbildungen und 36 Farbentafeln. Zweite Auflage. Leipzig 1908, G. Freytag. 288 S. gr. 8. geb. 4 *M*.

45. Fr. Bachmann und R. Kanning, Rechenbuch für höhere Mädchenschulen. Drittes Heft. Sechstes Schuljahr. Bearbeitet von Fr. Bachmann. Dritte Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. 58 S. 0,70 *M*.

46. H. Schubert und A. Schumpelick, Ausgewählte Resultate zur Arithmetik für Gymnasien. Erstes Heft. Leipzig 1907, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 26 S.

47. K. Krauß, Praktisch erprobte Aufgabensammlung für den ersten Unterricht im Rechtschreiben, Sprachlehre usw. Unterstufe. Fünfte Auflage. Gießen 1907, Emil Roth. 77 S. 0,50 *M*.

48. Fr. Burmeister, Lehrgang der Stolzeschen Stenographie. Im Auftrage der stenographischen Prüfungskommission zu Berlin unter Mitwirkung von G. Schumann bearbeitet. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 112 S. kart. 1,60 *M*.

49. Universität und Schule. Vorträge auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel gehalten von F. Klein, P. Wendland, A. Brandl, A. Harnack. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 88 S. Lex.-8. 1,50 *M*.

50. Richard Wickert, Die Pädagogik Schleiermachers in ihrem Verhältnis zu seiner Ethik. Leipzig o. J., Theodor Thomas. VIII u. 155 S.

51. Edmund Neuendorff, Moderne pädagogische Strömungen und ihre Wurzeln im geistigen Leben der Zeit. Progr. der Realschule zu Haspe 1907. 80 S.

52. Max Borchert, Philosophische Essays. Brackwede i. W. 1907, Dr. W. Breitenbach. VII u. 72 S.

53. Albrecht Hübl, Geschichte des Unterrichts im Stifte Schotten in Wien. Herausgegeben anläßlich der Zentenarfeier des k. k. Schottengymnasiums. Wien 1907, Carl Fromme. XI u. 335 S. Lex.-8.

54. Paul Siebert, Kirchengeschichte für höhere Schulen. Zweite Auflage. Leipzig 1907, B. G. Teubner. IV u. 145 S. geb. 1,60 *M*.

55. Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel im Jahre 1907. Basel 1907, Buchdruckerei Emil Birckhäuser. 538 S. Lex.-8. 15 *M*. (Enthält 22 wissenschaftliche Arbeiten.)

56. Ed. Stettner, Wozu studiert man noch heutzutage Latein und Griechisch? Wien 1907, Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn. IV u. 167 S. 2,60 *M*.

57. A. Schaefer, Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer. Hanover 1907, C. Meyer (G. Prior). VIII u. 269 S.

58. F. K. Hultgren, Deutsche Dichtungen in lateinischem Gewande. Leipzig 1907, Giesecke & Devrient. XIII u. 182 S. kl. 8. Mit Kopfleisten und Schlußstücken. 3 *M*.

59. Steiner und Scheindler, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Bearbeitet von R. Kauer. Wien 1907, F. Tempsky. Erster Teil. Siebte Auflage. 190 S. 2 *K* 50 *h*. Zweiter Teil. Fünfte Auflage. 238 S. 2 *K* 40 *h*, geb. 3 *K*.

60. Max C. P. Schmidt, Stilistische Exerzitien. Zum Gebrauche an den lateinischen Universitäts-Seminarien. Heft 1. Leipzig 1907, Dürr'sche Buchhandlung. 19 S 0,50 *M*.

61. Harvard-Studies in Classical Philology. Volume XVIII 1907. Published by Harvard University, Cambridge. V u. 220 S.

62. Plautus Trinummus, erklärt von J. Brix. Fünfte Auflage von M. Niemeyer. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VI u. 160 S. 1,60 *M*.

63. Roy C. Flickinger, On the Prologue of Terence's Haanton (sic). 6 S. (S.-A. aus Classical Philology vol. II.)

64. L. Annaei Senecae naturalium quaestionum libri octo. Edidit Alfred Gercke. Lipsiae 1907, in aedibus B. G. Teubneri. XLVIII u. 278 S. 3,60 *M*.

65. Hermann Schöne, Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika. Leipzig 1907, B. G. Teubner. IV u. 28 S. kl. 8. 0,80 *M*.

66. Aeschyli tragoediae. Iterum edidit revisas H. Weil. Lipsiae 1907, in aedibus B. G. Teubneri. LXVIII u. 312 S. 2,40 *M*.

67. Euripidis Helena. Mit erklärenden Anmerkungen von N. Wecklein. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 103 S 1,60 *M*.

68. Otto Schroeder, Sophoclis Cantica digessit. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1907. VII u. 86 S. 1,40 *M*.

69. J. W. White, Enoplic Metre in Greek Comedy. 25 S. (S.-A. aus Classical Philology vol. II.)

70. August Ritter von Kleemann, Platonische Untersuchungen II: Menon. 25 S. (S.-A. aus dem Archiv der Philosophie.)

71. Lucian, Ausgewählte Schriften, erklärt von J. Sommerbrodt. Zweites Bändchen. Dritte Auflage von R. Helm. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 135 S. 1,80 *M*.

72. Plutarch, Biographie des Aristeides, herausgegeben von J. Simon. Leipzig 1907, B. G. Teubner. Text IV u. 38 S. Kommentar 81 S. 1,80 *M*.

73. K. Fecht und J. Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Untertertia. Fünfte Auflage. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagshandlung. XI u. 178 S. 1,80 *M*, geb. 2,20 *M*.

74. W. Stahl, De bello Sertoriano. Diss. Erlangen 1907. 90 S.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Wie „gewinnen wir Homer die Art ab"?

„Gewinnt man einer fremden Arbeit die Art nicht ab, wie sie behandelt werden will, so kann eine Übersetzung oder Umbildung nicht gelingen" schreibt Goethe einmal in einem Briefe an Prinz August von Gotha (Weimar. Ausg. IV 11, S. 241). Dies Wort scheint mir besonders für ein näheres Verstehen und Übersetzen der homerischen Gedichte von Bedeutung zu sein. Hier liegt nämlich nach meiner Ansicht der eigentümliche Fall vor, daß wir die Art nach einer gewissen Richtung hin schon lange und sicher genug kennen, sie aber noch lange nicht ausgiebig und prinzipiell genug zur Übersetzung selbst dem Original praktisch „abgewonnen" haben. Es ist schon längst bekannt und unbestritten, daß die Stilart Homers die des gemütlichen, schlichten Erzählers ist, der seinen Zuhörern breit und anschaulich und im einfachsten Periodenbau berichtet. Denn wenn auch in letzter Zeit wieder bei einigen Gelehrten die Vermutung aufgetaucht ist, daß die homerischen Epen, so wie sie uns vorliegen, gleich von Anfang an aufgeschrieben und nicht mündlich überliefert seien, so bleibt durch diese Hypothese die Tatsache doch unberührt, daß von einer ausgebildeten Schriftsprache nicht die Rede sein kann, daß vielmehr der Satzbau sich durchaus in den Grenzen kunstloser, fast kindlicher Redeweise hält. Bei den vielfachen Versuchen, in den homerischen Sinn und Geist durch Erklären oder Übersetzen tiefer einzudringen, scheint mir nun dieser feststehende Charakterzug bisher noch zu wenig beachtet. Selbstverständlich müssen wir von vornherein darauf verzichten, eine völlig deckende Übertragung zu finden. Die ist ja bekanntlich von keinem Werke einer fremden Sprache möglich, nicht einmal bei dem einzelnen Worte. Um so mehr müssen wir uns bemühen, uns dem Original wenigstens zu nähern und zwar nicht nur bei der Übersetzung der Worte im einzelnen, sondern vor allem in dem Suchen nach der entsprechenden Stilfärbung,

in diesem Falle also in der des einfachen, kindlichen Erzählertones. Für einzelne Ausdrücke ist ja schon der Schlichtheit öfter das Wort geredet worden, z. B. von Cauer, Kunst des Übersetzens, S. 11 ff.; ich möchte aber hier den Nachdruck auf den Begriff „Färbung" und „Ton" legen; dieser wird nicht bestimmt durch gelegentliche Angleichung einzelner Redewendungen und Begriffe, sondern durch Wiedergabe des ganzen Sinnes und Geistes, wie er das Epos erfüllt und sich nicht zum mindestens im Satzbau und in der Verbindung der Sätze miteinander durch Partikeln kundgibt. Gerade bei dieser letzteren sehr charakteristischen Seite des homerischen Stiles möchte ich hier stehen bleiben, weil mir hier eine Änderung in der Auffassung besonders nötig und zugleich leicht möglich erscheint. Nötig ist sie wohl deswegen, weil die meisten bekannten Übersetzungen metrisch gehalten sind und darum auf eine Wiedergabe des gewaltigen Partikelreichtums naturgemäß verzichten müssen, und weil andrerseits die prosaischen Erklärungs- und Übersetzungsversuche darauf ausgehen, an jeder Stelle die dort vorhandene logische Beziehung verstandesgemäß herauszuarbeiten und diese durch die möglichst genau entsprechende deutsche Partikel scharf und präzis auszudrücken. Eine solche exakte Hervorhebung des jedesmaligen inneren Verhältnisses der einzelnen Satzteile ist für das erste eindringende Verständnis gewiß förderlich und ratsam. Wollten wir aber dabei stehenbleiben, so hieße das nichts anderes, als von einem ziemlich weiten Abstande aus auf eine nähere Wiedergabe homerischer Stilart verzichten. Wollen wir wirklich versuchen, in der Übersetzung denselben Eindruck zu erwecken, den die griechischen Zuhörer bei dem Vortrage der homerischen Gesänge hatten — und das ist ja die Hauptforderung einer guten Übersetzung —, so müssen wir auch den schlichten Erzählerton beibehalten. Denn vor der griechischen Festversammlung stand eben weder ein auf dem feierlichen Kothurn Vossischen Stiles einherschreitender Dichter noch ein in allen Künsten der Logik und Rhetorik ausgebildeter Redner, sondern ein einfacher Sänger, dem gar nichts daran lag, die in kunstvoller Schriftsprache noch gar nicht ausgebildete Sprache zu verfeinern und logisch durchzuarbeiten, sondern der in der Sprache des Volkes als Mann des Volkes reden wollte. — Eine Erkenntnis dieser Tatsache würde uns nun nichts nützen, wenn eine solche Angleichung des Tones in unserer Sprache nicht zugleich möglich wäre. Finden wir also bei uns eine dem bei Homer so eigentümlichen und so häufigen Partikelgebrauch zur Verbindung selbständiger Sätze entsprechende Erscheinung? In unserer Schriftsprache gewiß nicht, in ihr ist eine solche Häufung gar nicht denkbar. Aber ich glaube, wir dürfen hier einen Schritt weiter tun und Homer auf seinem eigenen Gebiete entgegenzukommen suchen und, wie Homers Satzbau aus der mündlichen Redeweise genommen ist,

so auch unsere Umgangssprache zu deren Wiedergabe in Anspruch nehmen. Ist dies doch nach dem oben Gesagten eigentlich erst die richtige Sphäre, in der wir uns bewegen müssen, wenn wir der eigentümlichen homerischen Stilart nahekommen wollen. Und wenn wir hier nun tatsächlich ähnliche Erscheinungen finden sollten, so können wir gewiß sein, wenigstens in diesem Punkte einer wirklichen „Übertragung" uns zu nähern und der „fremden Arbeit die Art abzugewinnen", indem wir dann nicht zufällige, einzelne Ähnlichkeiten gefunden haben, sondern innerlich verwandte, die mit Naturnotwendigkeit erwachsen sind aus demselben Boden, — dem auch noch nach Jahrtausenden auf denselben Grundgesetzen beruhenden Satzbau der Umgangssprache.

Einen bescheidenen Anfang zu dem Versuche, diesen Gedanken durchzuführen, möchte ich nun damit machen, daß ich einige der gebräuchlichsten homerischen Partikeln in diesem Sinne behandle.

Da ist zunächst die so unendlich oft gebrauchte Partikel δέ, die durch ihr zahlloses Vorkommen dem homerischen Stil geradezu ein besonderes Gepräge verleiht und doch durch ihre Farblosigkeit dem „Übersetzer so viel Not macht" (Cauer, Rh. Mus. 89 S. 346 „Zur homerischen Interpunktion"), natürlich nur dem nachdenkenden Übersetzer, denn der gedankenlose Anfänger übersetzt sie schlankweg überall durch „aber" und hat dadurch das δέ wie das „aber" gründlich in Verruf gebracht. Denn in welcher natürlichen mündlichen oder schriftlichen Redeweise fände sich auch nur ein Zehntel der Massenanwendung dieser deutschen Adversativpartikel. Für Homer aber sollen Wendungen wie folgende als selbstverständlich gelten: „So sprach er, es freute sich aber Diomedes" (VI 212). Also trauerte man für gewöhnlich in der homerischen Zeit „bei einer guten Nachricht"?! Diesem „aber" ist also mit allen Mitteln der Krieg zu erklären und zwar um so mehr, als entsprechend seiner Häufigkeit durch δέ die allermannigfaltigsten Vorstellungen ausgedrückt werden, also auch logische Beziehungen ganz entgegengesetzter Art: Anknüpfung, Begründung, Einräumung, Folge, Ursache, Hinweisung, ja sogar Bedingung; zuweilen lassen sich außerdem diese Verhältnisse im Deutschen besser durch beiordnende, zuweilen durch unterordnende Konjunktionen wiedergeben. So meint Cauer (Kunst des Übersetzens, Absch. IX), daß es kaum eine deutsche Konjunktion gebe, die nicht gelegentlich für δέ eintreten könne und nennt Beispiele mit „und, darum, so, da, so daß, weil, obwohl, wenn, falls". Freilich hält er selbst eine solche Spezialisierung des einen Wortes δέ für eine Vergröberung, zieht sie aber immerhin der beständigen Wiedergabe durch „aber" oder „nun" vor, wodurch das Verhältnis der Gedanken nicht klar gemacht werde. Das ist gewiß richtig für das erste, exakte

Verstehenlernen in Schulen, wo die jungen Leute zur scharfen Auffassung der logischen Verhältnisse der Sätze zu einander durch die Forderung, einen möglichst präzisen Ausdruck dafür zu finden, gezwungen und erzogen werden sollen. Ferner könnte man für solchen Wechsel in der Übersetzung den Umstand anführen, daß Homer ja selbst bei augenscheinlich ganz analog gebauten Sätzen für *δέ* zuweilen andere Partikeln setzt. Die Tatsache ist nicht zu leugnen. So steht nach einer einleitenden Bemerkung eine sich daraus ergebende Aufforderung mit *δέ* 22, 165, dagegen mit *ἀλλά* XI 288, mit *ἀλλ' ἄγετ'* V 467, mit *τῷ* XVI 207 (s. C. Hentze, Die Parataxis bei Homer). Eine Willenserklärung als Folge wird angeschlossen an allgemeine Urteile mit *δέ* VIII 203, mit *τοὔνεκα* 3, 49, mit *τῷ* XXI 589, mit *ἀλλά* V 428, mit *ἀλλά γε* VI 429. Nach einer Aufforderung wird die Absicht zu antworten ausgesprochen mit *τοιγάρ* („werde ich reden“) I 74, mit *δέ* 3, 80, mit *αὐτάρ* 5, 97. Die Zurückweisung der Ansicht eines andern geschieht mit *ἀλλά* X 37, mit *ἀτάρ* XXIV 241, mit *δέ* XX 184. Ein Wunsch wird durch eine Zusage eindringlicher gemacht mit *αὐτάρ* X 378, mit *δέ* VI 341 und XVI 129, dagegen mit einem Nebensatze, der mit *ὄφρα* beginnt XVIII 408. Nach einer Aufforderung wird eine Zusicherung gegeben mit *δέ* XI 788, genau in derselben Gedankenfolge mit *ἔπειτα* I 582, mit *αὐτάρ* XII 77, ja sogar in der Form der Unterordnung 10, 287. An eine nur scheinbare Aufforderung schliefst eine Warnung an mit *δέ* 1, 376, mit *ἀτάρ* IV 29 u. ö. Die Folge nach einem Wunschsatz wird eingeleitet mit *δέ* XIV 107, mit *τῷ* XIII 55; die Vergleichung einer Pesson mit einer andern, die unter gleichen Verhältnissen anders denkt oder tut, wird mit *ἀλλά* begonnen 14, 375 ff., mit *δέ* V 877. Vergleichung und Steigerung zugleich wird mit *νῦν δέ* XXII 235, mit *νῦν αὖ* IX 900 eingeleitet. — Zur Aufzählung der verschiedenen Besitzer des fürstlichen Zepters wird in regelmäßigem Wechsel *αὐτάρ* und *δέ* angewandt II 102. Dem *μέν* gegenüber steht in zahllosen Fällen *δέ*, aber zuweilen auch *αὐτάρ*, z. B. II 406, III 69, V 847. Ganz besonders überzeugend scheint aber die Identität von *δέ* mit einer andern Partikel, wenn eine Reihe von Versen wörtlich an einer andern Stelle mit nur ganz geringfügigen Änderungen wiederholt wird und zu diesen geringfügigen Änderungen die Vertauschung des *δέ* mit einer andern Partikel gehört. Der Bericht über die Sendung der Athene zu Achilleus, um ihn vor dem äußersten zu bewahren, I 195 ff., wird nämlich im Munde der Botin, I 208 ff., wörtlich wiederholt, nur daß *πρὸ δέ μ' ἧκε* usw. statt *πρὸ γὰρ ἧκε θεά, λευκώλενος Ἥρη* gesetzt wird. Natürlich konnte vor *με γάρ* aus metrischem Grunde nicht stehen, aber konnte nicht ebenso wie an der ersteren Stelle das Objekt weggelassen werden? Steht also hier nicht ganz offenbar das *γάρ* dem *δέ* gleichwertig, ebenso wie bei den zahl-

reichen andern oben angeführten Stellen andre Partikeln dem δέ gleichwertig sind? Gleichwertig — gewiß, aber doch eben nicht gleich! Mögen also die oben angeführten Parallelstellen noch so klar beweisen, daß in den teils mit δέ, teils mit andern Partikeln ausgestatteten Sätzen dieselbe Gedankenordnung vorhanden ist, der Ausdruck dieser identischen Gedanken ist und bleibt ein verschiedener! So gewiß es also für das erste, eindringende Verständnis genügt, die Identität des Gedankens der entsprechenden Sätze dadurch wiederzugeben, daß wir das δέ entsprechend der jeweiligen korrespondierenden andern Partikel (αὐτάρ, τῷ, ἀλλά usw.) verschieden übersetzen, so gewiß ist damit das Bild des homerischen Textes, in dem jene Gedanken ausgedrückt sind, noch nicht getreu wiedergegeben. Ein grau in grau gehaltenes Bild kann ja in lebhafteren Farben mit Sonnenbeleuchtung umgemalt und so verständlicher gemacht werden; will man aber möglichst getreu kopieren, muß man die gleichmäßige Färbung möglichst beizubehalten suchen und entdeckt dabei vielleicht noch besondere Feinheiten des Originals. Dazu kommt nämlich, daß δέ trotz seiner gewohnheitsmäßigen Häufung doch sicher öfters mit bestimmter Absicht oder wenigstens mit bestimmter Wirkung gewählt ist. In einigen Stellen scheint mir das auf der Hand zu liegen. Der regelmäßige Wechsel zwischen αὐτάρ und δέ II 102 ff. läßt die ganze Reihe der Zepterträger in einzelnen zusammengehörigen Gliedern von je zwei Besitzern erscheinen. In den angeführten parallelen Stellen, wo eine Willensäußerung an allgemeine Urteile sonst durch die handgreiflich hinweisenden Partikeln τούνεκα 3, 49, τῷ XXIII 589, ἀλλά V 428, ἀλλά γε VI 429 ausgeschlossen wird, wird der Grund der Aufforderung am allgemeinsten und am wenigsten aufdringlich durch δέ da angedeutet, wo ein Gott um Hilfe gebeten wird VIII 204. In der angeführten Stelle V 847 verlangt die Deutlichkeit αὐτὰρ ὁ 849; denn wenn statt dessen ὁ δέ gewählt wäre, würde man nach dem vorausgehenden ὁ μέν (V. 847) leicht denken, es sei eine andre Person gemeint, was nicht der Fall ist; und auch bei der sonst wörtlich wiederholten Stelle I 195 ff. = 208 ff. kann doch ein bemerkenswerter Unterschied des Sinnes festgestellt werden. Oben V. 195 ff. wird die Entsendung der Göttin durch Here als einziger Grund ihres Kommens angeführt, V. 208 ff. dagegen wird der Hauptgrund von Athene vorher genannt: ἦλθον παύσουσα usw. „ich kam herab, um deinen Zorn zu sänftigen". Demgegenüber erscheint die Frage, durch wen sie auf diesen Gedanken gebracht sei, minder wichtig und wird deshalb mit einer Partikel von allgemeiner Bedeutung δέ angefügt. Ebenso scheint dieselbe wohl am Platze in einer Reihe von Versen, wo die Übersetzung durch verschiedene, präzisere Partikeln als unnötige Vergröberung, ja geradezu als eine einseitige Auffassung des Sinnes erscheint. Ich meine den

λόγος ἐσχηματισμένος des Agamemnon zur Prüfung der Stimmung des versammelten Heeres im zweiten Buche der Ilias, wo er über Fortsetzung des Kampfes redet und Zu- und Abraten miteinander wechseln läßt. Die Zuhörer sollen im unklaren über die Absicht des Königs gehalten werden, damit ihre eigene Herzensmeinung sich offenbare; so bleibt denn auch zuweilen der Zusammenhang und das Verhältnis der einzelnen, durch *δέ* miteinander verbundenen Sätze mit Fug undeutlich. Soll z. B. in V. 122 der mit *δέ* angeknüpfte Satz *τέλος δ' οὔ πώ τι πέφανται* einen dem vorhergehenden Satz untergeordneten Gedanken enthalten: „Es ist schimpflich unverrichteter Sache zu kämpfen, ohne daß ein Ende zu sehen ist“, oder einen gegensätzlichen Gedanken enthalten „allerdings ist noch nichts entschieden“. Soll der mit *δέ* angeknüpfte Gedanke von dem sehnsüchtigen Warten der Familie V. 136 eine Zurückweisung oder eine Bestätigung der vorausgehenden Behauptung des schlechten Zustandes der Schiffe bedeuten? ebenso der mit *ἄμμι δὲ ἔργον* V. 137 angeführte Gedanke? Überall würde hier durch eine Entscheidung für eine eine einseitige Bedeutung darstellende Partikel wie „aber“, „dagegen“, „und außerdem“ das Inderschwebelassen des Sinnes und damit der ganze feine Zweck der doppelsinnigen Rede vereitelt. Ähnlich ist es mit den rasch hervorgestoßenen Worten des tapferen Menelaos III 98, 101 ff. Es wäre hier gar nicht dem Charakter des kurzangebundenen Kriegshelden gemäß, wollten wir hier die logischen Beziehungen der einzelnen Sätze scharf herausarbeiten und zum Ausdruck bringen. Man fühlt wohl durch, was er meint, aber mehr ist gar nicht beabsichtigt, das würde dem „im raschen Anlauf“ (*ἐπιτροχάδην* III 213) sprechenden Redner gar übel stehen.

Alle diese Erwägungen müssen uns zu dem Versuche nötigen, für die vielgebrauchte, vieldeutige Partikel *δέ* auch eine möglichst einheitliche Übersetzung von allgemeiner Bedeutung zu finden. Das verlangt nicht nur der Sinn einzelner Stellen, von denen zuletzt Beispiele angegeben waren, nicht nur der berechtigte Wunsch, ein griechisches Wort möglichst auch durch ein Wort wiederzugeben, sondern vor allem auch das gerade in der häufigen Anwendung von *δέ* gegebene eigentümliche Gepräge des homerischen Stiles. Die kunstlose Aneinanderreihung selbständiger Sätze durch *δέ* entspricht doch eben ganz der naiven, volkstümlichen Denkweise Homers; die Sätze sind weder zu einer künstlichen Periode vereinigt, noch durch Partikeln mit logisch scharf umrissener Bedeutung verbunden, es genügen für die unbestimmten Vorstellungen unbestimmte, mehrdeutige Partikeln, und es bleibt dem Hörer überlassen, aus der Betonung oder durch ähnliche sinnliche Mittel den besonderen Sinn herauszuhören. Um nun aber eine möglichst treffende einheitliche Übersetzung des griechischen Wörtchens zu finden,

müssen wir uns zuerst fragen, ob sich nicht ein bestimmter Gebrauch von δέ feststellen läßt, aus dem heraus man wenigstens eine Grundbedeutung erkennen kann. Gewöhnlich teilt man diesen in zwei Gruppen: in die der Anknüpfung und die der Korresponsion. Doch wir kommen, glaube ich, der Urbedeutung näher und werden zugleich den daraus abgeleiteten Bedeutungen gerechter, wenn wir beide zusammennehmen und δέ als die den dazu gehörigen Ausdruck hervorhebende Partikel fassen, sei es, daß ein ganzer Satz, ein Satzteil, ein einzelnes Wort an und für sich oder in engem Zusammenhang mit andren entsprechenden Satzgliedern hervorgehoben werden soll. Der Begriff der Verbindung und Korresponsion ergibt sich hieraus von selbst, erscheint aber immer als der aus der Urbedeutung abgeleitete. Solche auf das neu Mitzuteilende hinweisende Situationszeichnung am Anfang des neuen Satzes findet sich ja nicht nur im Griechischen. Unzweifelhaft tritt noch in einzelnen Stellen der ursprüngliche Begriff der Hervorhebung und nicht der der Verbindung da auf, wo neben δέ noch zur Verbindung der Sätze τε sich findet, z. B. I 403, V 306 = 359, VI 147. Diese Grundbedeutung wird natürlich am klarsten dargestellt da, wo ein einzelnes Wort hervorgehoben wird. Aus diesem Gebrauch entwickelt δέ sich dann zur Verbindungspartikel mehrerer Sätze. Deutlich ist der Übergang zu dieser andern Bedeutung an den Stellen, wo es zwar schon Sätze aneinanderreiht, mit Vorliebe aber an ein und dasselbe, am Anfang der Sätze immer wiederholtes Wort anschließt, das dadurch hervorgehoben wird. So I 309ff.: ἐς δὲ .... ἐς δὲ .... ἀνὰ δὲ .... ἐν δὲ .... I 436ff., wo viermal hintereinander ἐκ δ' am Anfang des Verses gesetzt ist; ähnlich II 383 und 384 εὖ δὲ ... εὖ δέ. So kann aus der energischen Hervorhebung eines Wortes schließlich eine bloße Anknüpfung eines neuen Gedankens werden.

Nach dieser Feststellung des Gebrauchs von δέ wüßte ich nun im Deutschen keine Partikel, die auch nur entfernt sich mit dem griechischen δέ deckte, als das Wörtchen „da", und zwar besonders auch deswegen, weil sie ebenfalls ganz aus der Begriffssphäre einer volkstümlichen Sprechweise genommen ist und in ihr, d. h. in der Umgangssprache auch eine Menge bestimmterer logischer Verhältnisausdrücke an und für sich oder mit Hilfe der Betonung ersetzt. Ist das richtig, so haben wir nicht nur eine einigermaßen deckende Übersetzung eines sehr häufig vorkommenden Wortes vorgeschlagen, sondern zugleich damit ein gut Teil des naiven Tones homerischer Denk- und Sprechweise ins Deutsche übertragen. Um dies recht zu würdigen, müssen wir freilich mit einer Vorstellung brechen, mit der wir seit den Tagen des Voßischen Homer an die Übersetzung dieses Dichters heranzutreten pflegen, ich meine die Vorstellung des Feierlichen, Erhabenen. Gewiß gibt es dessen genug in Gedanken und Worten, die z. T.

ein altehrwürdiges Gepräge haben, aber die Satzverbindung ist durchaus volkstümlich, und so dürfen wir uns auch nicht scheuen, so seltsam es uns zunächst anmuten mag, aus unsrer Umgangssprache Material zur Übersetzung herbeizuholen und uns auch die dort etwa erweiterte Anwendung eines Wortes zu nutze zu machen. So gewinnen wir ein weites Feld für die Verwendung des Wörtchens „da“. Es wird zunächst ebenso wie *δέ* zur Hervorhebung eines einzelnen Wortes gebraucht, und zwar entweder am Ende des Satzes: „einen schrecklichen Bescheid gab er da“ (I 326: *κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν*), oder dem *δέ* entsprechend hinter dem hervorzuhebenden Worte, das am Anfang steht, z. B. I 497: *ἠερίη δ' ἀνέβη* „am frühen Morgen — da stieg sie empor“. Weiter wird „da“ dem Griechischen entsprechend zur Hervorhebung eines ganzen Satzes gebraucht, z. B. I 33: *Ὣς ἔφατ', ἔδδεισεν δ' ὁ γέρων* „So sprach er, da erschrak der Greis“, oder auch eines Satzteiles, nämlich zur Einleitung des Nachsatzes, z. B. I 57 ff.: *ἐπεὶ . . . ὁμηγερέες . . . γένοντο, τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη . . . Ἀχιλλεύς* „Als sie zusammengekommen waren, da stand unter ihnen Achilleus auf“. Aus dieser Grundbedeutung folgt nun ebenso wie bei *δέ*, daß viele andere Bedeutungen implicite in „da“ vorhanden sein können; das geht eben auch im Deutschen aus der Natur der Sache hervor. Denn wird ein Wort oder Satz betont an den vorhergehenden angefügt, so kann das aus den verschiedensten Gründen geschehen; z. B. kann der hinzugesetzte Gedanke eine Begründung oder das Gegenteil enthalten. Es kann also „da“ für „daher“ stehen, z. B. I 10: *νοῦσον ἀνὰ στρατὸν ὦρσε κακήν, ὀλέκοντο δὲ λαοί*, „Er sandte eine schlimme Krankheit durch das Lager, da gingen die Mannen zugrunde“, oder „da“ steht für das Gegenteil „dagegen“, „statt dessen“ u. ä., z. B. III 367 *ἐφάμην τίσασθαι Ἀλέξανδρον, νῦν δέ μοι ἄγη ξίφος* „ich glaubte, ich könnte mich an Alexander rächen, da zerbrach . .“. Ferner kann die Hervorhebung des neuen Gedankens zur bloßen Anknüpfung herabsinken, z. B. I 52: *αἰεὶ δὲ πυραὶ καίοντο* „da brannten immer . .“. Verständlich bleibt der Gedanke trotz der Beibehaltung desselben Wortes immer.

So finden wir „da“ in mannigfaltiger Weise als Ersatz für *δέ*. Nun gibt es aber im Deutschen noch ein Verbindungswörtchen, das von „da“ gar nicht zu trennen ist, weil es in gewissen Fällen genau denselben Sinn hat und doch statt „da“ gebraucht werden muß, wenn die Verbindung der Sätze durch Gemeinsamkeit des Subjekts o. ä. eine engere ist, das ist das Wörtchen „und“. Wie nahe verwandt sich beide Partikeln in gewisser Beziehung sind, und wie beide doch durch eine feine Gebrauchsgrenze getrennt sein können, mag die Notwendigkeit einer verschiedenen Übersetzung von *δέ* bei den ganz ähnlich gebauten Sätzen I 33 und 245 zeigen. Dort heißt es, wie schon

angeführt: „So sprach er, da erschrak der Greis", hier dagegen: „So sprach der Pelide und warf das Zepter zur Erde". Beide Male enthält die vorausgehende Rede den Ausdruck des Zornes und die mit δέ eingeleiteten Sätze eine Wirkung dieses Zornes. Der Sinn ist also derselbe; trotzdem setzen wir im zweiten Falle lieber „und", weil dasselbe Subjekt bleibt; also nicht eines Bedeutungsunterschiedes wegen, aus einem formell-grammatikalischem Grunde müssen wir uns den Wechsel gefallen lassen. Außerdem tut uns „und" treffliche Dienste bei einem sehr gewöhnlichen Gebrauche des δέ, den wir schon erwähnt haben (S. 167), nämlich wenn sie in Korresponsion mit μέν oder mit einem auf andere Weise hervorgehobenen Satzteile steht. Hier ist die übliche Übersetzung „zwar — aber" nur selten am Platze, sie hat meistens etwas Steifes und Papierenes an sich; ein „und" mit der richtigen Betonung, wie es in der lebhaften Rede des täglichen Lebens oft gebraucht wird, ist mindestens ebenso berechtigt und hat gewöhnlich eine viel größere Wirkung. So I 15: *ἐλίσσετο πάντας Ἀχαιούς, Ἀτρεΐδα δὲ μάλιστα δύω* „er bat alle Achäer und am meisten (betont) die beiden Atriden" oder I 76: *ἐγὼν ἐρέω, σὺ δέ σύνθεο* „ich werde sprechen, und du vernimm es".

So kommen wir also wohl dem durch δέ bestimmten Charakter homerischer Satzverbindung näher, wenn wir zur Übersetzung des δέ nicht eine bunte Mannigfaltigkeit von Partikeln wählen, von denen jede einzelne am betreffenden Platze das logische Gedankenverhältnis schärfer ausdrücken mag, aber zugleich auch weiter von einer getreuen Übersetzung ein und derselben Partikel abführt, die die Vorstellung vieler logischer Beziehungen in sich zu fassen vermag. Dementsprechend setzen wir als eigentliche Wiedergabe des δέ „da" mit der Variante „und". Selbstverständlich müssen wir uns dabei vor der Pedanterie hüten, zu behaupten, jedes δέ müsse nun so übersetzt werden; so mathematisch genau können sich zwei Sprachen auch in einem einzelnen Worte nicht decken. Da δέ ein Wort betont, so wird zuweilen auch, wie in der Umgangssprache, die bloße Betonung genügen, eine Verbindung von „und" und „da" wird sich mitunter von selbst darbieten, einige Male werden wir auch nicht um die Wahl einer präziseren Partikel ohne Zwang herumkommen; im allgemeinen aber werden wir mit „da" („und") auskommen, wenn wir dabei aus dem Gebrauch der Umgangssprache zu schöpfen uns gewöhnen. Ausgehen können wir jedenfalls immer von der angegebenen Grundbedeutung, und das ist vielleicht schon ein Gewinn.

Es gilt nun noch im einzelnen zu beweisen, daß sich der vorgeschlagene Weg tatsächlich der Regel nach zur Übersetzung der vielgebrauchten Partikel eignet. Wir haben dazu das erste Buch der Ilias gewählt und beginnen mit der gebräuchlichsten

Anwendungsform der Partikel, nämlich bei der Anknüpfung eines Satzes.

Wir betrachten zunächst die Fälle, wo „da“ die Regel ist und zwar zunächst zu Beginn eines Satzes oder Satzteiles. Am Anfang eines selbständigen Satzes steht es vor allem, um die Folge eines vorausgehenden Ereignisses oder eine überraschende Neuigkeit mitzuteilen. „So sprach er, da erschrak der Greis“ (V. 33). „So sprach er, da hörte ihn Apollo“ (V. 43). Dazu gehört die gerade im ersten Buch häufig vorkommende Formel für den Beginn der Erwiderung: *τὸν δ' ἠμείβετ'* „da antwortete er“. Ähnliche Fälle sind sehr zahlreich. Z. B. I 33, 43, 46, 52, 58, 68, 84, 101, 121, 130, 139, 148, 172, 188 (das erste *δέ*), 199 (das erste *δέ*), 206, 215, 223, 243, 247, 285, 292, 314, 317, 327, 345, 347 (zweites *δέ*), 357, 359, 364, 370, 380[1]) (zweimal), 382 (zweimal), 382 (zweimal), 383, 387 (zweimal), 413, 446, 457, 495, 498, 511, 517, 529, 533 (das zweite *δέ*), 544, 551, 560, 568, 570, 571, 595, 599. Selbstverständlich bleibt es dem subjektiven Ermessen überlassen zu entscheiden, ob in einzelnen Fällen ein Ereignis mehr oder minder stark hervorgehoben werden soll, ob es als Folge oder Wirkung betrachtet werden soll. Nicht selten wird es — und das ist die zweite Gruppe von Fällen — nur schlicht an das Vorausgehende angereiht, besonders wenn eine Reihe von nacheinander eintretenden Handlungen zu einem Gesamtberichte in kurzen durch *δέ* verbundenen Sätzen zusammengefaßt werden, so die Absendung der Chryseis V. 307 ff., ihre Empfangnahme durch Chryses 446 ff., das Opfer 460 usw. und die Abfahrt von Chryse 480. Hier wird man bei bloßer Anreihung, also bei den mehr untergeordneten Mitteilungen lieber „und“ wählen (S. 168), beim Eintritt einer neuen Gruppe zusammengehöriger Dinge. So würde ich in dem Berichte von der Abfahrt von Chryse 479 ff. folgenden Wechsel vorschlagen: „Da sandte ihnen Apollo günstigen Fahrwind, da stellten sie den Mastbaum auf und spannten die Segel aus, da blies der Wind hinein und die Woge brauste, da fuhr das Schiff mit der Strömung“. Dagegen werden wir vielleicht bei dem Opferbericht V. 462 ff. außer am Anfang wohl überall „und“ bevorzugen, sobald uns hier die Handlungen gleichartiger und in weniger deutlichen Abschnitten sich vollziehend erscheinen. Je nach Geschmack, ja sogar nach augenblicklicher Empfindung wird man hier zwischen „da“ und „und“ verschieden wählen. Dahin rechne ich Verse wie 34, 35, 44, 48, 49, 52, 83, 103, 104, 142, 144, 197, 245, 280, 309, 310, 311, 328, 329, 347, 351, 384, 428, 435, 436, 437, 438, 439, 447, 449, 450, 461, 462, 463, 479, 480, 481, 483, 592, 593. Wahrscheinlich wird man „und“

[1]) S. darüber u. über die folgenden Verse S. 176.

wählen da, wo eine besonders enge Verbindung der Gedanken und Sätze vorliegt, z. B. wo der zweite inhaltlich mit dem ersten zusammenfällt; so 214 „halte an dich und gehorche mir", ähnlich 422, 492, 559, 565, 575, oder wo die beiden Gedanken von einer Konjunktion abhängig oder in anderer Weise unter einem Begriffe zu gleich untergeordneten Sätzen vereinigt sind, so 19 „zu zerstören und wohlbehalten nach Hause zurückzukehren"; ähnlich 162, 185, 193, 245 und 246, 410, 471, 485, 493, 579. Die Aufstellung von Regeln ist hier ebenso mühsam, als das Sprachgefühl leicht und sicher zwischen „da" und „und" entscheiden wird. Dagegen wird drittens „da" immer am Platze sein zur Übersetzung des eigentümlichen Gebrauchs von δέ zur Einleitung des Nachsatzes. V. 193 „Als er noch überlegte . . ., da kam Athene". V. 137 „Wenn ihr es mir nicht gebt, da (in der Umgangssprache gleich „dann") werde ich es mir selbst holen". Ebenso V. 324. Schließlich ist noch eine vierte für die homerischen Gedichte besonders charakteristische Gruppe von Beispielen zu nennen, in denen der Gebrauch von δέ pleonastischer Natur ist und dazu dient, einen einzelnen, meistens schon eine Hinweisung enthaltenden Begriff hervorzuheben. Auch hier finden wir in unserer Umgangssprache ähnliche Bildungen; denn nichts ist dieser eigentümlicher als der Pleonasmus, und keine Partikel wird häufiger im Deutschen pleonastisch zur Hervorhebung angewandt, als gerade wieder „da". Agamemnon hat soeben mit schroffen Worten dem Chryses die Zwecklosigkeit seines Verweilens im Lager vorgehalten, nicht einmal Zepter und Binde Apollos werde ihn da schützen können. Da bringt er ohne Übergang die Rede auf dessen Tochter und hebt im scharfen Gegensatz zu dem bisher Gesagten den neuen Satz mit einem Hinweis auf diese an. V. 29: τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω „die (auf die es nämlich hier besonders ankommt) werde ich nicht losgeben". Hubatsch sagt: „Denn ich gebe die Tochter nicht los". Wie schief eine solche Spezialisierung des δέ wirken kann, ist hier zu erkennen. Der Grund in der schroffen Fortweisung des Priesters liegt gar nicht in der Absicht, seine Tochter zu behalten, sondern in seinem übertriebenen Herrscherbewußtsein, das sich durch die Anwesenheit des Priesters verletzt glaubt; darum spricht er die Aufforderung in gereiztem, drohendem Tone, dann macht er eine Pause und fährt mit einer Handbewegung nach seiner Hütte hin in selbstbewußtem Tone fort: „Die da . .". Ähnlich heißt es V. 328: τὼ δ' αὐτὼ μάρτυροι ἔστων „ihr beide da sollt Zeugen sein". 348: ἡ δ' ἀέκουσ' . . . γυνή „das Weib da". 362: τί δέ σε φρένας ἵκετο πένθος; „was da für ein Leid . . .?" V. 367: τὴν δὲ διεπράθομεν „die hatten wir da zerstört". Ähnlich 391, 419 („dieses Wort da"), 474 („der freute sich da"). Noch mehr unserem „da" der Umgangssprache entsprechen solche Fälle, wo augenscheinlich nicht ein hinweisendes Pronomen, sondern eine

Zeitangabe durch δέ hervorgehoben werden und in einen Gegensatz zu einem anderen vorher erwähnten Zeitpunkt gebracht werden soll. So V. 141, wo Agamemnon die Herbeiholung eines Ersatzes auf eine gelegenere Zeit verschiebt: νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν . . . „für jetzt, da laßt uns das Schiff ins Meer ziehen“ würde man ohne Zwang bei uns sich mündlich ausdrücken können. Ebenso V. 169; nachdem Achilles von seinem Verdienste und den geringen Belohnungen in den früheren Kämpfen gesprochen, wendet er sich plötzlich der so veränderten Gegenwart und Zukunft zu: νῦν δ' εἶμι Φθίην δ' „Jetzt — da gehe ich nach Phthia zurück“ würde auch bei uns jemand sagen, der vom Zorn hingerissen an elegante und korrekte Redeweise nicht denkt; wie schwach würde hier ein „jetzt aber“ oder „jetzt nun“ klingen. Eine ganz ähnliche Vorstellung erfüllt Thetis, als sie V. 414ff. sich ausmalt, wie Achilleus bei seinem kurzen Leben doch eigentlich ein Anrecht auf Glück und Freude habe. Plötzlich kommt ihr im Gegensatz dazu die so traurige Gegenwart zum Bewußtsein, V. 416 νῦν δ' . . . „jetzt — da wardst du zugleich kurzlebend und unglücklich“. V. 555 tut Here, von ihrem Gemahl ausgescholten, so, als ob sie ihn künftighin bei all seinem Tun in Ruhe lassen wolle; dann fügt sie aber, sich ganz unerwartet zur Gegenwart wendend, im Widerspruch mit den unmittelbar vorausgehenden demütigen Worten hinzu: „Jetzt, da fürchte ich, du hast mit Thetis gesprochen“. Eine bestimmte Zeitangabe wird ebenso hervorgehoben V. 425 δωδεκάτῃ δὲ . . . „am zwölften Tage, da wird Zeus wiederkommen und dann gehe ich sogleich zu ihm“, so tröstet Thetis ihren klagenden Sohn. V. 53 wird berichtet, daß Apollos Pestpfeile neun Tage lang geflogen seien, und dann fortgefahren τῇ δεκάτῃ δ' . . . καλέσσατο λαὸν Ἀχιλλεύς „am zehnten, da“ oder „da, am zehnten berief . . .“. Von solchen Fällen ausgehend, werden wir dann auch andere Anwendungen von δέ als Betonungen einzelner Begriffe verstehen und ebenfalls mit dem hervorhebenden „da“ übersetzen. So V. 326: κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν „einen schrecklichen Bescheid gab er ihm da“. Vergleiche auch V. 497. Hierher möchte ich auch V. 47 ziehen: ὁ δ' ἤιε νυκτὶ ἐοικώς, wo, wie ich glaube, die beiden letzten Worte betont werden sollen. Das Pronomen braucht gar nicht hervorgehoben zu werden; denn unmittelbar vorher ist Apollo durch das gewichtige αὐτοῦ ausgezeichnet. Schon Wackernagel hat erkannt (s. Cauer, Kunst des Übersetzens V, Abschn. 3), daß manche Partikeln gern an die zweite Stelle des Satzes treten, wenn sie auch logisch zu einem anderen Worte gehören; dem entspricht nun wieder ganz unser „da“ in der Umgangssprache, das auch oft nicht zu dem zu betonenden Worte gesetzt wird, sondern in wirksamer Stellung an den Schluß, wie schon die Übersetzung von V. 326 zeigte; sodann auch hier: „der Nacht vergleichbar ging er da“.

Ähnliche Fälle eines nicht hinter dem zu betonenden Worte stehenden *δέ* finde ich im ersten Buch in V. 180 *σέθεν δ' ἐγὼ οὐκ ἀλεγίζω*, denn in Gegensatz zu den Myrmidonen, an die Agamemnon den Achilleus verächtlich verweist, stellt er sich selbst, er werde sich nicht um ihn kümmern, das *δέ* gehört also eigentlich hinter *ἐγώ*. V. 184: (*ἐγὼ δέ κ' ἄγω Βρισηΐδα*) steht zu dem *τὴν μέν* (die Chryseis V. 183) im Gegensatz nicht *ἐγώ*, sondern Briseis. Die letzten Beispiele zeigen schon, daß wir oft auch mit der bloßen Betonung des hervorzuhebenden Begriffes auskommen, und daß die Hinzufügung oder Weglassung des „da" dem subjektiven Ermessen überlassen bleiben muß. Das gilt besonders von solchen Fällen, wo *δέ* sich an ein einsilbiges Wort anschließt, was Homer mit Vorliebe tut. Besonders auffällig ist diese Gewohnheit im ruhigen, epischen Berichte, wenn jeden Hauptsatz ein einsilbiges Wort mit angehängtem *δέ* beginnt. Man kann hier im Zweifel sein, ob die auch sonst beliebte Zusammenstellung eines einsilbigen Wortes mit *δέ* (z. B. V. 309 ff.) bestimmend für Stellung und Wahl der Worte ist oder ob eine Hervorhebung des ersten Wortes beabsichtigt ist. Letzteres liegt sicher in V. 436—439 vor, wo vier Verse hintereinander mit *ἐκ δ'* beginnen. Die Gewichtigkeit der Ausschiffung der endlich zurückgegebenen Chryse soll augenscheinlich dadurch bezeichnet werden. Hier würde in der Übersetzung wohl ein viermal an die Spitze gestelltes „heraus" genügen, ein „da" kann ja in Gedanken hinzugefügt werden, ohne jedesmal pedantisch auch ausgesprochen zu werden. Auf diese Weise können wir denn auch zuweilen ungezwungen zu einer feineren Übersetzung kommen, wenn nur immer das ursprünglich hinweisende „da" hindurchklingt, So V. 5 „da (so) wurde der Ratschluß des Zeus erfüllt". V. 10 „Er sandte die Pest, da (daher) gingen die Mannen zugrunde". V. 133 „Du willst dein Ehrengeschenk behalten und befiehlst mir da (darum), diese zurückzugeben". V. 181 „Ich drohe dir da (vielmehr) folgendes". V. 315 Sie warfen die Befleckung ins Meer, „da (dann) opferten sie". V. 390 Die Chryseis schickten sie im Schiffe fort, „da (dabei) fanden sie Geschenke". V. 475 und 477 *ἦμος δέ* „als da (dann)". In V. 280, 290, 564 steht *δέ* hinter *εἰ*; hier wird immer auf eine bekannte Tatsache, nicht auf eine unsichere Bedingung hingewiesen („was das da betrifft, daß . . ."). Interessant sind nun noch zwei Fälle, wo *δέ* als Begründungspartikel aufgefaßt werden kann. V. 259 fordert Nestor die beiden streitenden Helden, Agamemnon und Achilles, auf, ihm zu gehorchen mit den Zusätzen: 1. Ihr seid beide jünger als ich, 2. Bessere Männer als ihr haben schon auf mich gehört. Die erste Begründung wird mit *δέ*, die zweite mit *γάρ* eingeleitet, und augenscheinlich enthält auch der zweite Zusatz einen schwerer wiegenden Grund und wird auch als solcher durch eine breite, ein Dutzend Verse lange Ausführung

gekennzeichnet. Der erste Zusatz steht verglichen mit dem zweiten, zwischen Begründung und Anknüpfung, nähert sich einer einfachen Erklärung und kann auch im Deutschen ohne jede Partikel mit Hervorhebung des ersten Wortes übersetzt werden. „Beide seid ihr jünger als ich. Denn ich bin schon . .“. V. 491 wird der Gemütszustand des grollenden, sich vom Kampfe zurückziehenden jungen Helden beschrieben, wie er sein liebes Herz verzehrte bei den Schiffen bleibend, und dann hinzugesetzt: *ποθέεσκε δ' ἀυτήν τε πτόλεμόν τε*; diese Worte könnte man ja auf die verschiedenste Weise einleiten je nach dem inneren Verhältnis, in das man sie zu dem Vorausgehenden bringt: „aber“, „denn“ (Hubatsch), „nur“ (Voß), „obgleich“, „dennoch“, „weil“. Vielleicht soll aber von allen den Beziehungen etwas in dem *δέ* anklingen, es wird eine neue Seite des Verzehrens angeführt, die sogar im Widerspruch mit dem selbst von ihm geäußerten Wunsche, nach Hause zurückzukehren, steht; also ist der Zusatz wohl am besten einfach danebenstellend aufzufassen: „und (dabei) sehnte er . .“. Wir haben oben (S. 167) erwähnt, daß der Gebrauch von *δέ* gewöhnlich gegliedert werde in den der Verbindung und den der Korrespons ion. Bisher ist die erste Gruppe behandelt worden, wo der eigentliche Platz für „da“ war, zuweilen nur mit „und“ wechselnd. Das eigentliche Feld für „und“ ist nun bei der Korresponsion. Trotzdem es hier nun meistens einem vorausgehenden *μέν* folgt und *μὲν—δέ* scheinbar mit Sprachnotwendigkeit durch „zwar—aber“ übersetzt werden muß, so wüßte ich in diesem Znsammenhange keinen einzigen Fall, wo dies geschehen müßte, vielmehr paßt das in diesem Zusammenhange in der Umgangssprache allgemein gebräuchliche „und“ in den weitaus meisten Fällen weit besser als das steifleinene „aber“. Folgende *δέ* im ersten Buche möchte ich dazu rechnen: V. 4 die Seele und den Leib. V. 16 Alle Achäer und am meisten die Atriden. 107 Immer ist dir das Böse lieb und noch nie hast du ein gutes Wort gesagt. 120 Die Beute ist verteilt und es ziemt sich nicht. 137 Wenn die Achäer mir ein Ehrengeschenk geben — schön; und wenn sie es mir nicht geben (mit demselben Tone als die erste Bedingung gesprochen, klingt dies scheinbar so unbedeutende „und“ noch ruhiger und zuversichtlicher als „aber“ und entspricht ganz der gefaßten Stimmung, in der der König gleich darauf die Debatte über diesen Gegenstand zu beendigen wünscht). (S. V. 140.) Ähnlich verhält es sich V. 167, 175, 191 („Die Achäer aufjage und den Atriden töte“, ein „aber“ wäre hier papierener Stil), 198, 225, 247, 252, 258 (wo sich die Vorstellung von „sowohl—als auch“ von selbst aufdrängt, wie auch 288 und 289), 308, 313, 369, 375, 409, 434, 454, 472, 487, 501, 533, 609. So möchte ich auch V. 76 und 297 auffassen, wo der Redende mit dem Hörenden in Korresponsion gesetzt wird, ja sogar V. 20, wo Chryses doch

entschieden sagen will, daß seiner und der Achäer Wünsche in gleicher Weise in Erfüllung gehen möchten. Darum treffen wir wohl den Sinn am besten, wenn wir beide Wünsche mit demselben Hilfsverb einleiten: „Möchten euch die Götter geben.., nach Hause zurückzukehren, und (das Nächste mit besonderer Betonung) möchtet ihr mir meine Tochter lösen". Ich wüßte nicht, auf welche Weise wir die Zusammengehörigkeit beider Wünsche einfacher und deutlicher ausdrücken könnten als durch das schlichte „und" mit darauf folgender Betonung.

Fassen wir das Bisherige zusammen. Sowohl der Häufigkeit des Gebrauchs als der Bedeutung nach entspricht das *δέ* bei Homer unserm „da", das in bestimmten, dem Sprachgefühl entsprechenden, meistens aber auch in Regeln zu fassenden Fällen mit „und" abwechselt. Dabei werden wir den Gebrauch der Umgangssprache zu Hilfe nehmen besonders bei der schlichten Anknüpfung von Hauptsätzen, bei der Einleitung des Nachsatzes, bei der Hervorhebung eines einzelnen Begriffes und bei der Korresponsion. Ein unverbrüchliches Gesetz aber für absolut alle Fälle soll die Anwendung von „da" („und") nicht sein, wenn nur immer von der Grundbedeutung der Hinweisung ausgegangen wird. Ja die Übersetzung wird sogar verschieden lauten können je nach dem Zweck, den wir mit ihr verbinden. Bei der Einführung in Homer werden wir wohl strenger auf genauere Bezeichnung der logischen Gedankenverhältnisse durch spezielle Partikeln halten müssen, ebenso werden wir bei schriftlicher Übersetzung geneigt sein, dem Mangel an der Fähigkeit, Betonung und Gebärde auf dem Papier auszudrücken, durch grobkörnigere Ausdrucksweise Rechnung zu tragen. Jener Hilfsmittel der Verkehrssprache werden wir uns dagegen am vollkommensten bedienen können im mündlichen Vortrag und schriftlich vor solchen, die schon einigermaßen in das Verständnis eingedrungen sind. So werden wir hoffen können, nicht nur zuweilen schiefe Übersetzungen zu vermeiden, sondern überhaupt dem Eindruck näher zu kommen, den die griechischen Hörer von dem Liede des Sängers hatten. Durch solche schlichte Wiedergabe des den homerischen Satzbau geradezu beherrschenden *δέ* kommen wir in die richtige naive Stimmung, in den epischen Erzählerton, wie er noch in unseren Märchen und in der Redeweise kindlicher Berichte herrscht. So ist es vielleicht nicht unwichtig, zur Rechtfertigung unserer Übersetzungsvorschläge darauf hinzuweisen, daß der Sprachmeister Goethe die Erzählung des kleinen Karl in „Götz von Berlichingen" genau in demselben Stile geformt hat. Fast sämtliche Sätze sind hier durch „und" oder „da" verbunden. Am unmittelbarsten erinnert diese Stelle an den Stil der Verse I 380—392, den zweiten Teil des Berichts des Achilles an seine Mutter. Während der erste Teil wörtlich aus dem Anfang der Ilias wiederholt ist und einen etwas feierlicheren Charakter trägt,

geben diese Verse mit ihren vielen kurzen „da“-Sätzen besonders anschaulich die Sprechweise eines Kindes vor seiner Mutter wieder. Cauer führt in dem oben zitierten Aufsatze über die Interpunktion der homerischen Epen S. 348 aus, daß sich der Widerspruch zwischen dem mündlichen Vortrag der homerischen Gedichte und unserer Lektüre gedruckter Lieder kaum beseitigen lasse, daß das „behagliche Geplauder des alten Sängers“ sich schwer durch die Interpunktion wiedergeben lasse. Nun hat Goethe das kindliche Geplauder u. a. auch durch die gleichförmige Verbindung der Sätze durch „und“ und „da“ auch für den Leser anzudeuten verstanden, warum sollten wir nicht das gleiche mit den gleichen Mitteln bei Homer versuchen? Wir werden uns freilich immer bewußt bleiben müssen, nur Unvollkommenes zu erreichen, weil der Geist beider Sprachen nicht identisch ist. So müssen wir uns öfters auch durch bloße Betonung ohne jede Partikel helfen, während es der Sprache Homers widerspricht, Sätze unverbunden nebeneinander zu stellen. Aber wir können doch vielleicht bei unsern Hörern und Lesern wenigstens annähernd eine ähnliche Stimmung erwarten, wie sie in der altgriechischen Vortragshalle herrschte, und haben damit tatsächlich einen Teil der Übersetzungsarbeit geleistet.

Einiges aus späteren Büchern möchte ich zur Bestätigung der aus dem ersten Buche mitgeteilten Beobachtungen anführen. Fast unzählige Male ist *δέ* als Einleitung einer unmittelbaren Folge durch „da“ zu übersetzen. Ebenso wechseln wir bei längeren in kurzen Sätzen verfaßten Berichten zwischen „da“ und „und“ und bloßer Hervorhebung, z. B. II 17ff., 41, 93. Wir greifen unwillkürlich zu „da“ bei Eintritt eines ganz neuen, überraschenden Ereignisses, z. B. II 244, III 96, 325, 364, IV 79, V 390, VI 119, oder beim Nachsatz wie II 189, 322, 367, IV 221. Wir erinnern uns des in der Sprache des gewöhnlichen Lebens zur Hervorhebung eines einzelnen Begriffes gebrauchten „da“, z. B. II 5, 63, 82, 114, 274, 381, III 233, 367 u. ö., IX 185 *ἐπὶ δ'* . . „daran war ein Steg“. Wir werden oft „und“ bei enger Verbindung bevorzugen und finden die Wahl dieser deutschen Partikel bei der Korresponsion als die treffendste bestätigt. Mit Festhaltung dieser Gesichtspunkte hoffe ich, einzelne Stellen dem Original gemäß fassen und übersetzen zu können; ich meine zunächst die bekannte Stelle aus dem Vergleiche der Menschengeschlechter mit dem Laube *ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη* (VI 148), wir müssen uns nur in den Augenblick des Vortrags lebhaft hineindenken und uns einbilden, wir bildeten den Vergleich eben selbst und wollten ihn Zuhörern vorführen. Eben hat man von dem wechselnden Lose der Blätter gesprochen — die einen weht der Wind zur Erde, die andern läßt der Wald neu aufsprießen —, da fällt dem Dichter ein, es könne so scheinen, als meine er, daß das zu derselben Zeit ge-

schehe. Um diesem Irrtum zu begegnen, will er anfügen: das geschieht natürlich zu einer andern Zeit als der Blätterfall, es ist dann Frühling. Unwillkürlich verweilt er dann gleich bei der eben bezeichneten Zeit, ihr ist das Aufblühen der Menschengeschlechter gleich, jener das Absterben. Dieser blitzartig und halb unbewußt sich vollziehenden Gedankenfolge geben die Verse Ausdruck; so erklärt sich das Einschieben der Zeitbestimmung und die der Ordnung der Begriffe im Bilde V. 147 nicht entsprechende, umgekehrte Stellung von *φύει* und *ἀπολήγει*. So werden die Worte von *ἄλλα δέ θ' ὕλη* (V. 147) bis *ἡ μὲν φύει* (V. 149) gewissermaßen in e i n e m und zwar erhobenem Tone gesprochen, zu dem auch die rasch eingeschobenen Worte: „Frühlingszeit ist's da (dann)" gehören; hinter *φύει* ist eine kleine Pause zu denken, und die letzten Worte *ἡ δ' ἀπολήγει* entsprechen dann auch in der Senkung der Stimme den ersten Worten: *φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει*. In ähnlicher Weise glaube ich auch bei den anderen von Cauer (Kunst des Übersetzens, Abschn. IX) angeführten und zum genaueren Verständnis präziser übersetzten Beispielen von *δέ* mit meinen Übersetzungsvorschlägen auszukommen. Ich würde „da" vorschlagen bei dem Beispiel 13, 53 „So sprach er, d a mischte Pontonoos", 1, 43 Aigisthos gehorchte dem Hermes nicht, „d a hat er jetzt alles auf einmal gebüßt", 13, 86 „d a fuhr es sicher dahin", 2. 85 ff. „du möchtest uns da einen Schandfleck anheften". „Und" möchte ich wählen 22, 6 ff., „wenn ich es treffe u n d Apollo mir Ruhe verleiht", 9, 290 „u n d floß zu Boden", 17, 456 ff. „u n d (d a b e i) liegt vieles vor dir". Mit bloßer Betonung möchte ich mich begnügen 9, 144 „Der Mond schien nicht, er verbarg sich hinter Wolken". An zwei anderen Stellen scheint auf den ersten Blick des Gegensatzes wegen „aber" für *δέ* unvermeidlich. II 200 und 201 steht allerdings *ἄλλων* und *σὺ δ'* im Gegensatz zu einander, und man könnte geneigt sein, zu übersetzen „während du unkriegerisch bist" oder „du aber bist unkriegerisch"; ebensogut aber könnte man den Satz als Begründung für die vorausgehende Aufforderung, stillzusitzen, auffassen und sagen: „denn du bist" oder „du bist ja". Was Homer gemeint hat, ist nicht mehr zu ergründen oder vielmehr das *δέ* zeigt, daß beide möglichen Beziehungen ihm unbewußt vor Augen schweben; dann versuchen wir aber auch am besten, beide Vorstellungen in der Übersetzung zu vereinen, indem wir mit betontem Pronomen sagen: „d u bist unkriegerisch". II 346 ist der Gegensatz zwischen den Kriegerischen und den elenden Feiglingen noch verschärft: *τούςδε δ' ἔα φθινύθειν*; diese zweite Aufforderung wird aber viel wirksamer als durch „aber" durch „und" mit der ersten zusammengestellt in dem Sinne: Tu du das deine „u n d laß die ins Verderben rennen". — Auch in den folgenden Gesängen steht *δέ* keineswegs immer hinter dem zu

betonenden Worte, z. B. II 160 = 176 (betontes Wort εὐχωλήν!), III 211 (ἑζομένω!), 261 (ἡνία!), 311 (αὐτός!), 367 (ἐτώσιον!), 266 (ἀνίπτοισιν), IX 608 (Διός!) oder nicht hinter dem sich im Gegensatz zu einem vorausgehenden befindenden, so II 479, III 51, IV 63, 225. Die Stellung des δέ hier an zweiter Stelle ist also eine rein mechanische, gewohnheitsmäßige und zwingt den Vortragenden, das hervorzuhebende Wort noch besonders zu betonen, gerade wie im Deutschen, wo ja auch meistens „da" nicht hinter dem zu betonenden Worte steht und eine besondere Betonung nötig macht. IX 335 ff. wird ja meistens ἄλοχος als ehrende Bezeichnung für die Lieblingssklavin des Achilleus, Briseis, aufgefaßt. Die Meinung Cauers aber (Rhein. Mus. XLIV, 1889, S. 356), daß damit die rechtmäßige Gattin Agamemnons gemeint sei, paßt ganz zu unserer Auffassung des δέ in der Korresponsion, das am besten durch „und" mit starker Hervorhebung der nächsten Worte zu übersetzen ist; demnach möchte ich hinzusetzen „und" (die nächsten Worte im Tone des Vorwurfs, vielleicht verstärkt durch „dabei") hat er eine Gemahlin".

Um aber Wesen und Anwendungsweise der homerischen Partikeln, also auch des δέ, noch genauer zu erfassen, möchte ich hier noch die Betrachtung der Partikel ἄρα heranziehen, weil wir bei ihr in der glücklichen Lage sind, durch Vergleichung fast gleichlautender stereotyper Formeln einen Schluß auf die Bedeutungsschwere zu ziehen, die Homer solchen Partikeln beimißt. Nach einer Rede findet sich nämlich eine bestimmte Reihe unter denselben Verhältnissen immer in derselben Weise wiederkehrender Ausdrücke für die Tatsache, daß die Rede beendet ist, und zwar einige mit, einige ohne ἄρα ohne jeden sichtbaren Bedeutungsunterschied, augenscheinlich nur nach den Bedürfnissen des Metrums gewählt. Eigentümlich ist dabei, daß für einen bestimmten zur Verfügung stehenden Teil von Versfüßen immer nur ein bestimmter Ausdruck gewählt wird. So heißt „so sprach er" zur Ausfüllung eines Daktylus mit nachfolgendem Vokal immer ὡς ἔφατ' I 43, 457, 568 usw., mit nachfolgendem Konsonanten ὡς φάτο I 188, 245, 345 ff., wenn ein Daktylus und eine Hebung zur Verfügung steht immer ὡς ἄρ' ἔφη I 584, II 265, V 111, als Trochäus, wenn ein Vokal folgt ὡς φάθ' II 182, IV 104, wenn ein Konsonant folgt ἦ ῥα. „So sprachen sie" als Daktylus ὡς φάσαν II 278 usw., als Daktylus und Hebung ὡς ἄρ' ἔφαν III 161, 324, VI 181 usw. Das ἄρα wird also hinzugefügt oder weggelassen augenscheinlich je nach Bedürfnis des Metrums ohne jede Rücksicht auf einen Sinnunterschied, und doch muß ἄρα eine besondere Bedeutung haben! Cauer formuliert diese für die Schüler in Form eines Sätzchens (Kunst des Übersetzens V, 3) „wie sich denken läßt, wie man annehmen muß". Dieser Erklärung gemäß wird ja auch, wenn die Stimmung des Unmuts als aus den Worten des Vorredners

natürlicherweise erwachsend bezeichnet werden soll, eine stereotype Formel immer mit *ἄρα* angewandt. *Τὸν δ' ἄρ' ὑπόδρα ἰδών* I 148, IV 349 usw. Dieser zweifellos festgestellte Sinn der Partikel *ἄρα* muß also auch in den oben angegebenen Wendungen für „so sprach er" usw. vorhanden sein; er muß aber ein so zarter und flüchtig andeutender sein, daß diese Partikel ganz nach den Bedürfnissen des Metrums gebraucht oder nicht gebraucht wird. Darin scheint nun ein besonderes Kennzeichen der homerischen Partikel überhaupt zu liegen, die ihre Übersetzbarkeit so schwierig macht. Unsere deutschen Partikeln sprechen die in ihnen liegende Bedeutung mit ganz anderer Wucht aus, sie sind von zu grobem Stoffe, als daß sie die zarte Beziehungsandeutung, die in der griechischen Partikel liegen kann, nicht muß, immer wiedergeben könnten. An solchen Stellen haben wir nur die Wahl, die freiere Andeutung durch eine spezielle Partikel zu vergröbern oder dadurch zu verflüchtigen, daß wir ihr Dasein in der Übersetzung nur durch den Ton andeuten. Etwas Ähnliches hatten wir ja auch bei der Partikel *δέ* festgestellt, die wir in gewissen Fällen ja auch gar nicht selbständig, sondern nur durch Hervorhebung des dazu gehörigen Wortes andeuten konnten. Unsere Sprache ist eben nicht so fein und reich ausgestattet wie die griechische, in der in einem Satze vier und mehr Partikeln zu einer Harmonie zusammenklingen können, während wir uns meistens mit wenigen gröberen Lauten begnügen und die Nebentöne weglassen müssen. Trotzdem müssen wir versuchen, auch bei diesen Wörtchen in der Wiedergabe nicht bei scharfer, je nach dem Zusammenhang wechselnder Spezialisierung stehen zu bleiben, wodurch wir die Partikel doch eigentlich nur erklären, nicht übersetzen. So glaube ich, daß wir ganz wie bei *δέ*, auch für *ἄρα* eine Grundbedeutung finden können. Das ist das nachgestellte „denn", das nach hinzeigenden Wörtern in unserer Umgangssprache häufig in dem Sinne einer der Erwartung entsprechenden Handlung gesetzt wird. Apollos Zorn und das Tragen der Pfeile ist berichtet, nun fährt Homer I 46 fort: *ἔκλαγξαν δ' ἄρ ὀιστοὶ* (*δέ* = „da", *ἄρα* = „denn") „da erklangen denn die Pfeile auf den Schultern des Zürnenden". Wird dagegen ein Ausspruch oder ein Ereignis durch eine entsprechende schon vorhandene Tatsache oder einen schon vorhandenen, aber jetzt erst erwähnten Umstand neubestätigt, so setzen wir lieber „eben". Achilleus hatte die Vermutung ausgesprochen, Apollo zürne wegen eines nicht vollbrachten Gelübdes. Der Priester hatte sich dagegen bei Achilleus des Schutzes gegen einen mächtigen Herrscher versichert und beginnt dann seine Offenbarung mit den Worten V. 93: *οὔτ' ἄρ' ὅ γ' εὐχωλῆς ἐπιμέμφεται* [ich bat dich vorhin um deinen Schutz . . .] „Er zürnt eben nicht wegen eines Gelübdes sondern . . ". Wir geben also im Vergleich zu dem nachgestellten „denn" durch „eben"

kein anderes inneres Verhältnis des einen Gedankens zum andern wieder, sondern wählen einen in der deutschen Sprache bei dieser Ordnung der Gedanken nun einmal gebräuchlichen Ausdruck. Wir können also mit Recht „eben" eine Variante von „denn" nennen, gerade wie „und" von „da". Z. B. könnten wir dieselbe Vorstellung des ursächlichen Zusammenhangs zwischen Pfeiltragen und Erklingen (s. oben) auch umgekehrt ausdrücken, dann müßten wir aber statt „denn" „eben" gebrauchen: „Die Pfeile erklangen — er trug sie eben beim Gehen auf den Schultern". So hätten wir analog der Übertragung von δέ eine dreifache Möglichkeit ἄρα im Deutschen zu behandeln: entweder ist sein Gewicht so leicht, daß wir am besten auf eine Wiedergabe verzichten, oder wir gebrauchen das nachgestellte „denn" mit der Variante „eben". Die Entscheidung im einzelnen wird auch hier öfters Sache des Geschmacks sein; zuweilen wird man auch eine spezielle, sich unwillkürlich aufdrängende Partikel gebrauchen.

Zur Erläuterung möchte ich die aus den ersten fünf Büchern der Ilias gesammelten Stellen mit ἄρα in folgender Ordnung zu behandeln vorschlagen. Unübersetzbar, ich möchte fast sagen, nur fühlbar irgend einer vorhergegangenen Äußerung entsprechend scheint mir ἄρα an folgenden Stellen, es sind hauptsächlich formelhafte Übergänge „so sprach er" usw. I 68, 428, 569, 584, II 48, 265, 342, 419, 433, 621, 752, 835, 853, III 61, 161, 310, 324, 355, 396, 398, 447, IV 106, 349, 411, 446, 447, 476, 483, 520, V 111, 137, 239, 251, 280, 333, 416, 427, 543, 607, 674, 800, 849, 871, 888. Zieht man von diesen die formelhaften Wendungen ab, so bleiben tatsächlich nur wenige andere über, von denen sich vielleicht auch noch einige durch „denn" oder „eben" übersetzen ließen. Anreihen möchte ich hier sogleich die Stellen, an denen Aufzählungen stattfinden und ἄρα auch unübersetzt gelassen werden kann oder vielleicht einem deutschen „ferner" oder „weiter" entspricht. So II 103, dann im Schiffskatalog 522, 546, 584, 615, 676, 716. In den meisten Fällen kommen wir aber mit „denn" aus, oft in der Verbindung „da—denn", als Übersetzung von δ' ἄρα (δέ = da), zuweilen der Deutlichkeit wegen zu einem „denn auch" zu erweitern. Dazu möchte ich folgende Fälle rechnen: I 8, 48, 148, 292, 433, 529, 308, 330, 405, 465, 471, 500, 501, 599, II 1, 16, 18, 20, 45, 59, 211, 268, 310, 421, 425, 426, 428, 760, 761, 780, III 7, 8, 77, 95, 113, 120, 226, 261, 264, 311, 313, 334, 344, 362, 381, 395, 424, 448, IV 15, 93, 135, 139, 148, 198, 208, 218, 232, 254, 379, 525, V 15, 43, 47, 48, 69, 89, 94, 209, 299, 334, 353, 363, 421, 547, 550, 556, 574, 584, 592, 660, 663, 682, 687, 692, 694, 738, 748, 762, 780, 836, 862. Selbstverständlich wird es auch unter dieser Menge einige Fälle geben, wo mancher statt dessen auf eine Übersetzung verzichtet, wenn

dann nur wenigstens die vorgeschlagene Grundbedeutung hindurchklingt, z. B. da, wo auf eine feststehende Gewohnheit angespielt wird, wie II 95, 425, 426, III 334, IV 218. Es bleiben noch die Stellen übrig, wo ich mich für „eben" in dem angegebenen Sinne entscheiden würde. Es wird öfter an ein „wie schon gesagt" anklingen, z. B. III 302, oder in Verbindung mit einem Relativum („eben der") den Genannten von anderen gleichen Namens unterscheiden (z. B. V 70, 77, 612), oder hinter einem Demonstrativum stehend unmittelbar zu diesem gezogen werden können; so ὥς ἄρα „ebenso", z. B. II 784 u. ö., τὸν μὲν ἄρ' „eben den" (der schon genannt war). Die Stellen mit ausgesprochenem oder anklingendem „eben" sind folgende: I 56, 65, 93, 96, 113, 236, 430, II 21, 36, 38, 213, 222, 309, 482, 572, 620, 632, 642, 728, 742, 784, 870, III 13, 153, 183, 187, 302, 374, IV 82, 245, 378, 459, 467, 488, 501, 524, V 45, 70, 77, 79, 90, 137, 205, 312, 434, 503, 511, 537, 543, 578, 587, 612, 615, 621, 650, 676, 680, 735, 752, 858, 904.

Zum Schluß möchte ich noch erwähnen, daß in den beiden von Cauer (Kunst des Übersetzens, V, 3) gebildeten Gruppen von Beispielen mit ἄρα, die dort angeführt werden, um zu beweisen, wie verschiedenartige, spezielle Übersetzungen für ἄρα im Deutschen eintreten können oder müssen, wohl mit je einer der beiden oben vorgeschlagenen Übersetzungen wenigstens für Homer auszukommen ist. So 7, 39 ff. „Ihn bemerkten denn auch die Phäaken nicht, denn Athene ließ es nicht zu, die eben [wie ihr euch erinnert] Nebel über ihn ausgegossen hatte". 5, 355 „Da sprach er denn unmutig". 5, 397 „Da kommt die Genesung denn ersehnt". Für die zweite Gruppe paßt durchweg „eben". 9, 107 ff. „Die [die Kyklopen, die soeben ὑπερφίαλοι genannt sind] eben im Vertrauen auf die Götter weder pflanzen noch pflügen". 17, 464 „Doch der blieb stehen fest wie ein Fels, der Wurf hatte ihn eben nicht erschüttert". XVII 142 Glaukos hat gesehen, wie Hektor den Leichnam des Patroklos preisgibt; da ruft er: „Du warst eben dem Kampfe lange nicht gewachsen". 19, 282 ff. Odysseus wäre längst heimgekehrt, wenn er es nicht vorgezogen hätte, erst noch Schätze zu sammeln: „aber das erschien ihm eben nützlicher".

Die Ausdehnung dieses Übersetzungsprinzips auf andere Partikeln und auf andere Gebiete der homerischen Sprache sei einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Bielefeld. Johannes Seiler.

Horaz Carm. IV 8.

Die Ode des Horaz Donarem pateras hat durch ihre Schwierigkeiten eine gewisse Berühmtheit erlangt. Bentley sagt von ihr: omnino meretur hic locus, vel ipsius Horatii causa, cuius honos et doctrina hic maxime periclitantur, diligenter expendi. Dieser Aufgabe hat sich Anton Elter unterzogen[1]: er gibt eine weit ausgreifende Interpretation großen Stils, die das lebhafte Interesse des Fachlehrers in Anspruch nimmt ebensosehr durch die streng methodische Forschung, wie durch die über das begrenzte Gebiet der Ode hinausgehenden Untersuchungen und ihre zum Teil überraschenden Ergebnisse. Manche Stücke des Inhalts haben bereits die Teilnehmer an den Bonner Ferienkursen erfreut und gefesselt. Über diese Interpretation also soll hier berichtet werden, und der Bericht darf um so ausgiebiger sein, weil die Hochschulprogram me nicht eben leicht erhältlich sind, dann auch, weil nur ein ausreichender Einblick in den Gang der Untersuchung und ihre Zusammenhänge das richtige Verständnis für die Resultate vermittelt. Wissenschaftlich dazu im einzelnen Stellung zu nehmen liegt aufserhalb des Rahmens dieser Ausführungen[2]).

Von den Schwierigkeiten, die die 8. Ode des 4. Buches bietet, ist wohl die bekannteste, daß sie sich nicht der lex Meinekiana fügt: sie enthält 34 Verse, eine nicht durch 4 teilbare Zahl. Zweitens entbehrt der Vers non incendia Carthaginis impiae der Cäsur. Weiter scheint da zu stehen, daß ebenderselbe Afrikanus Hannibal besiegt und Karthago in Brand gesteckt habe. Endlich stören die Worte non celeres fugae ... incendia nach ihrer landläufigen Auffassung den Zusammenhang. Denn es ist unlogisch, die Flucht Hannibals und seine rückwärts geschleuderten Drohungen der Dichtung des Ennius gegenüberstellen, während der Gegensatz zwischen Marmordenkmälern und dieser Poesie wohlbegründet ist.

Diese Anstöße und Unverständlichkeiten sucht Elter durch eine scharfe und auf das Verständnis des Ganzen gerichtete Interpretation der Ode aus dem Wege zu räumen. Er faßt zunächst zusammen die Verse 1—12, die die Einleitung enthalten und mit der propositio thematis, pretium dicere muneri, schließen. Es folgt die Behandlung der Verse 13—22, die eine große Periode bilden, denn neque in Vers 20 hat eine unverkennbare Beziehung zu dem vorhergehenden non, und endlich die der Schlußverse, die, oberflächlich betrachtet, sich glatt und einwandfrei lesen.

---

[1]) A. Elter. Donarem pateras .... Horat. Carm. IV 8. Bonn 1907 (Programm der Universität zum 27. I. 05, 3. VIII. 07, 27. I. 06, 27. I. 07.)

[2]) Sie decken sich im wesentlichen mit dem Vortrage, den ich am 5. Dezbr. 07 in der altsprachlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a./M. gehalten habe.

Um eine Verständigung, auch im einzelnen, leichter und sicherer zu ermöglichen, soll hier zunächst eine Übersetzung der Ode gegeben werden. 'Schenken würde ich, Censorinus, meinen Freunden Schalen und hübsche Bronzesachen mit freigebiger Hand, schenken würde ich Dreifüße, die Siegespreise griechischer Kämpfer, und Du würdest nicht die schlechtesten Gaben bekommen — falls ich eben reich wäre an Kunstwerken, wie sie Parrhasius hervorgebracht hat, oder Skopas, dieser ein Meister darin in Stein, jener in flüssigen Farben einen Menschen oder einen Gott hinzustellen. Indes ich bin nicht in der Lage dazu, und Du — Du brauchst und magst so feine Sachen nicht. Woran Du Freude hast, das sind Gedichte, und Gedichte Dir zu schenken, dazu bin ich in der Lage, wie auch den Wert der Gabe zu deuten.

Nicht mit eingemeißelten offiziellen Inschriften ausgestattete Marmorblöcke, durch die tüchtige Heerführer nach dem Tode wieder Atem und Leben bekommen, nicht die schnellen Fluchten und die auf seine Seite zurückgeschleuderten Drohungen Hannibals, nicht der Brand des verruchten Karthagos, verkünden leuchtender jenes Mannes Ruhm, der den Ehrennamen von dem bezwungenen Afrika heimgebracht hat, als die kalabrischen Musen, und überhaupt, wenn die Blätter schwiegen, mag Dir wohl Deiner Taten Lohn versagt bleiben.

Was wäre der Ilia und des Mars Sohn, wenn Vergessenheit neidisch sich den Heldentaten des Romulus in den Weg stellte? Den Äakus, entrissen den Fluten des Styx, entrückt die Kraft und die Gunst und der Mund des mächtigen Sängers als Gott auf die Inseln der Seligen. Den ruhmeswerten Helden läßt die Muse nicht sterben. Der Himmel ist es, mit dem die Muse beseligt. Ihr verdankt es Herkules, der rastlose Held, wenn er, wie er's sich gewünscht, bei Jupiters Mahle schmaust; der Dioskuren leuchtendes Gestirn rettet tief unten aus dem Meere das leckgewordene Fahrzeug; umkränzt die Schläfen mit grünendem Weinlaub führt Liber unser Flehen zu gutem Ende'.

Der Gedanke der einleitenden Verse 1—12 ist einfach und durchsichtig: 'Gerne würde ich Dir etwas recht Schönes schenken, zugleich auch etwas, woran Du Deine Freude hast. So schenke ich Dir Gedichte, und ich meine, die Gabe ist nicht zu verachten'. Die Gedichte, die Horaz dem Freunde schenkt, sind nach Elter die drei Bücher Oden, von denen ein Dedikationsexemplar gleichzeitig mit unsrer Ode an jenen abgeht. Bisher nahm man wohl allgemein an, daß unter carmina eben unser Gedicht zu verstehen sei; dieser Auffassung widerspricht aber grammatisch der Plural carmina, und sachlich vermißt man in den folgenden Versen jedes Persönliche; die Macht des Gesanges wird zu Censorinus in keine Beziehung gesetzt. Was wir vermissen, tritt noch deutlicher und handgreiflicher durch die Zu-

sammenstellung mit der folgenden Ode hervor, die den gleichen Grundgedanken — die Unsterblichkeit von des Dichters Gnaden — durchführt; denn hier findet dieser Grundgedanke auf den Adressaten Anwendung, und gar vieles weiß Horaz an dem Freunde zu rühmen. Lollius mochte also wohl ein Gedicht als eine wertvolle Gabe empfinden, aber woran sollte Censorinus sie als solche erkennen?

Größer sind die Schwierigkeiten in dem mittleren Teile: hier sind von den vier angeführten Anstößen drei vereinigt. Alle beseitigt Elter mit einem Schlage, indem er die Worte non celeres fugae . . . Carthaginis impiae als Stücke der Inschrift eines eben in jener Zeit gesetzten Scipiodenkmals auffaßt. Sie machen demnach die Worte incisa notis marmora publicis an einem konkreten Beispiele anschaulich. Daraus folgt, daß der formal und sachlich beanstandete Vers non incendia Carthaginis impiae auf das Konto desjenigen zu setzen ist, der die Statue errichtet hat: auf dessen Konto gehört also sowohl die fehlerhafte Cäsur als auch die Ungeheuerlichkeit der Behauptung, derselbe Afrikanus habe Hannibal besiegt und Karthago eingeäschert. Gerade dieses lustige Quiproquo gibt den Anlaß zu dem Grundgedanken des Gedichtes: Gedichte sind besser als Denkmäler, zumal mit Inschriften so fragwürdigen Inhalts. Demnach enthält der mittlere Teil ein Lob des Dichters Ennius, dem gegenüber das neueste Scipiodenkmal mit seiner unglücklichen Inschrift gänzlich zurücktreten muß, und dieses Lob des Ennius soll eine Art Empfehlung für die Gedichte des Horaz sein, wie sie 'dem alten Schelm der Satiren' gut zu Gesichte steht. Um die Beziehung der Stelle auf ein Scipiodenkmal wahrscheinlich zu machen, weist Elter darauf hin, wie sehr in Rom die griechische Sitte Denkmäler zu setzen überhand genommen hatte, auch daß dabei die Grenze der geschichtlichen Wahrheit häufig überschritten worden sei.

Am ausführlichsten und eingehendsten beschäftigt sich Elter mit dem Schluß des Gedichtes, über den bisher die Erklärung ohne ernstliche Bedenken hinweggegangen war. Wozu, fragt er, der ganze historisch mythologische Exkurs? Nach der durch das Scipiodenkmal herausgeforderten Verteidigung des Ennius müsse allerdings das Lob der Dichtung etwas allgemeiner gefaßt werden, aber man vermisse doch eine Beziehung zu dem Vorhergehenden, insbesondere zu Ennius; auch scheine ja der Dichter im Heroenlied stecken zu bleiben, so daß die Anwendung auf seine carmina kaum möglich sei. Die Verknüpfung im einzelnen und der Zusammenhang im ganzen sei wenig geklärt, der letzte Vers unbestimmt und beziehungslos. Die Dichter seien vollständig ausgeschaltet. Und dann: was ist das für eine Gesellschaft von Helden? wer hat sie so zusammengebracht? Horaz oder die Tradition? auf wen geht ev. die Tradition zurück? „Wenn

Ennius den Scipio unsterblich gemacht und die Muse allein diese Helden unter die Götter versetzt hat, so wird es doch wohl auch die Muse eines bestimmten anerkannten Dichters sein, der diese Apotheose vollzogen: wer aber ist dann der große Dichter, der durch solche Vergötterung in der Tat bewiesen hätte, daß an diesen himmlischen Lohn der Poesie alle irdischen Ehren nicht von fern heranreichen?" Auf solche Fragen antwortet der Verfasser etwa mit folgendem Gedankengange. Mit der Unsterblichkeit des Romulus — also wohl auch gleicherweise des Scipio — kann nicht die Unsterblichkeit im Liede gemeint sein; das ergibt sich aus dem, was über Äakus gesagt ist: consecrat muß hier in dem Sinne der Apotheose verstanden werden. Wie dieser von Jupiter als göttlicher Richter über Gerechte und Ungerechte in der Unterwelt bestellt wird, so geht Romulus nach seinem Tode zu den himmlischen Göttern ein. Beide sind Göttersöhne, und beide erhalten durch die potentes vates nach dem Tode die Vergötterung. Überhaupt sind die Helden unseres Gedichts besonderer Art: sie gehören nicht zur Masse derjenigen, von denen es in der folgenden Ode heißt: vixere fortes ante Agamemnonem multi, sed omnes illacrimabiles—urguentur ignotique longa — nocte, carent quia vate sacro. Den Übergang zu Herkules, den Tyndariden und Liber vermitteln die beiden Sätze dignum laude virum Musa vetat mori und caelo Musa beat. Beide drücken denselben Gedanken aus, der eine negativ, der andere positiv: wer des Lobes würdig ist, den läßt die Muse nicht sterben, vielmehr der Himmel ist der Muse Lohn. Ihr verdankt es Herkules — das ist der Sinn des sic —, die Tyndariden und Liber, wenn sie nach ihrem Tode in den Kreis der Götter aufgenommen worden sind; an ihnen ist die Macht des Gesanges sichtbar geworden. Diese Apotheose muß in der den Gebildeten bekannten Schilderung eines berühmten Dichters eine Vorlage haben. Denn es ist eine gleichwertige Reihe von Romulus bis Liber, also auch ein Dichter und ein Gedicht, in dem sie alle zusammengefaßt waren, — nicht historische Persönlichkeiten wie Scipio, sondern Göttersöhne, die ihren Sitz im Himmel eben diesem Dichter verdanken. Wer ist der Dichter? Bevor Elter diese Frage beantwortet, legt er zunächst folgendes fest: wenn jene Halbgötter im Zusammenhang unsrer Ode etwas beweisen sollen, so müssen auch die laudes Africani eine Apotheose, eine Apotheose Scipios gewesen sein. Bei dieser Annahme stellt sich also die Apotheose Scipios durch Ennius neben die des Kreises jener Heroen; das führt zu dem Schlusse, daß Ennius den Scipio in die Gesellschaft jener Heroen eingeführt hat, und zwar in einem Gedichte, in dem von der Apotheose Scipios die Rede war. Wahrscheinlich wird dieses Ergebnis durch den Nachweis, daß jene Verbindung von Halbgöttern eine traditionelle ist. Diesem Nachweis dienen

weitere Parallelen aus der antiken Literatur, zunächst aus Horaz selbst, bei dem mit dieser Gruppierung die Vergötterung des Augustus in Verbindung gebracht zu werden pflegt, die durch das Einreihen in den feststehenden Kreis erst möglich gemacht wird. Dieser muß aber vor Horaz irgendwie einmal beinahe kanonisch festgelegt worden sein. Daß er bei Cicero so vorkommt, beweist, daß die Beispiele nicht erst durch die Beziehung auf den Kaiserkult zusammengestellt sein können. Der Anlaß, aus dem sie bei Cicero erwähnt werden, ist interessant. Als dieser nämlich, durch den Tod seiner Tochter Tullia in maßlosen Schmerz versetzt, ihr einen Tempel und einen Kult einrichten wollte, sieht er dazu keine andere Möglichkeit, als daß er sie eben in jenen Kreis einreiht. Wichtiger ist eine Stelle aus Laktanz (Div. inst. I), aus der hervorgeht, daß auch unser Scipio mit diesen Halbgöttern auf eine Stufe gestellt worden war (Hercules, qui ob virtutem clarissimus et quasi Africanus inter deos habetur, nonne . .). Ja ebenderselbe Laktanz hat uns eine Stelle aus Ennius erhalten, wonach Ennius es war, der den Afrikanus unter die Götter erhoben hat. . . . . . Ille autem, qui infinita hominum milia trucidarit . . non modo in templum, sed etiam in caelum admittitur. Apud Ennium sic loquitur Africanus:

si fas endo plagas caelestum ascendere cuiquam est,
mi soli caeli maxima porta patet. . . . . . .

Den letzten Zweifel behebt eine Stelle aus Silius Italicus (Pun. 15, 69), in der die Virtus dem jungen Scipio das Leben im Himmel in Aussicht stellt in Kreise der dazu eingegangenen Göttersöhne — eben dieses hat ihm Ennius tatsächlich gegeben.

Wir fassen zusammen: im Anschluß an das verfehlte Scipiodenkmal preist Horaz die Dichtkunst ausschießlich in der Weise, daß nur von Scipio und nur von Ennius die Rede ist, im besonderen von der Apotheose Scipios durch Ennius. Das führt zu der weiteren Frage: in welchem Werke des Ennius stand die Apotheose? Die Antwort lautet: Sie stand in dem ‘Scipio’ des Ennius, der kein satirisches Gedicht ist, wie man wohl annahm, sondern ein breit angelegtes episches Gedicht. Es kann trotz Vahlen erst nach Scipios Tod (183) verfaßt sein. Die Beispiele, nach deren Vorgang Ennius' Muse den Scipio mit dem Himmel ehrt, sind von ihm mit Bedacht ausgewählt aus den stadtbekannten altverehrten römischen Göttern; es sind diejenigen unter ihnen, die nach griechischer Sage als Menschen gelebt hatten und zu Göttern geworden waren.

Auffallend ist in diesem Kreise bei Horaz die Erwähnung des Äakus, der sonst nicht dazu gehört. Sie erklärt sich aber, wenn wir eine Nekyia des Scipio annehmen, wie ja tatsächlich

eine solche bei Silius Italicus überliefert ist, eine Hadesfahrt des Scipio, bei deren Beschreibung der Richter dort eine große Rolle spielen mochte. Hier in der Unterwelt hat auch die Apotheose Scipios ihren Schauplatz: in der Form einer Vision — es handelt sich also nicht um eine wirkliche Apotheose, sondern um die Verheißung einer solchen — hat Scipio dort seine göttliche Bestimmung, seine Auffahrt zu Herkules und Romulus geschaut. Die Apotheose des Romulus aber hinwiederum war eine direkte poetische Nachbildung der Apotheose des Herakles, und der Dichter dieses ältesten Liedes von der Vergötterung des Romulus war wieder Ennius; das ist der Sinn der Worte: quid foret Iliae Mavortisque puer, si taciturnitas obstaret meritis invida Romuli? d. h. was wäre Romulus ohne Ennius? Ennius also hat, und zwar dies in seinen Annalen, den Romulus in den Kreis jener griechischen Heroen versetzt, die allein auch in Rom ihren Kult hatten, nicht ganz aus freier Erfindung, aber er hat doch die Sache gewissermaßen sanktioniert.

Von hier aus kommt Elter zu den weiteren Zusammenhängen dieser Erscheinung, so daß wir uns nunmehr etwas mehr von dem Gedichte entfernen. Es ist nüchterner Rationalismus, wenn Ennius, der Übersetzer und Geistesverwandte des Griechen Euhemeros, die Götter zu Menschen und die Menschen zu Göttern macht. Die Apotheose des Scipio ist Euhemerismus, ebenso wie es Euhemerismus war, alte in Rom öffentlich verehrte Götter, Herkules, die Castores, Liber — nur so, nicht Bacchus heißt in diesem Kreise der Gott —, in Anlehnung an griechische Sage auf die Erde hinabzuziehen und ihr Menschentum hervorzukehren. Daher ist es ein Irrtum zu behaupten, daß der römische Kaiserkult direkt vom orientalisch hellenistischen Herrscherkult abzuleiten sei. Vielmehr fand die von Osten herüberkommende Sitte der Menschenverehrung in Rom einen durch Ennius wohl vorbereiteten Boden. Im besonderen hat Ennius das Eigenartige an der Kaiserapotheose, die Angliederung an den römischen Staatskult, begründet, und die Erinnerung an ihn und seine Poesie ist bei den Gebildeten der Augusteischen Zeit noch durchaus lebendig. Das ist wichtig für die Auffassung des Horaz von der Vergötterung des Augustus; diese hält sich eben im Rahmen der römischen Tradition an Romulus-Quirinus usw. Zu des Ennius Zeit war eine solche Vergötterung euhemeristisch gewesen und eine kecke Neuerung, jetzt war das anders, und so zerfällt der Vorwurf, die Augusteischen Dichter, und unter ihnen Horaz, hätten die Poesie in den Dienst der Vergötterung gestellt, in sich zusammen. Diese Göttlichkeit der Kaiser ist eine Göttlichkeit von der Menschen Gnaden, ein Geschenk der Dankbarkeit und Verehrung. So ist die Apotheose kein Markstein in der Entwicklung der römischen

Religion, wohl aber der feste Maßstab für die Beurteilung des allgemeinen Seelenglaubens. Denn noch ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, soviel man davon reden mochte, keineswegs ein sittlich religiöser Faktor im Leben der Menschen. In diesem einschränkenden Sinne hängt die Apotheose zusammen mit Menschenkult und Götterglaube, Totenverehrung und Jenseitsglaube, Andenken und Fortexistenz der Seele.

Nachdem Elter auch diese Gebiete kurz gestreift hat, faßt er das Ergebnis zusammen. Der Scipio des Ennius ist der berühmte rote Faden, der sich durch das Gedicht hindurchzieht; an dem einen Beispiel zeigt Horaz die Macht des Gesanges, indem Ennius dem Scipio das Höchste gegeben hat, dem gegenüber alles andere verschwindet — auch Kunstwerke aus Marmor mit Bildnis und Ruhmesworten. Es sind weiter die typischen Beispiele des 'Scipio', auf die sich Horaz bei der Konsekration beruft. Ennius und Horaz verbindet eine einheitliche konstante Überlieferung.

Wir sehen, der Hintergrund der Ode ist immer bedeutsamer und unser Horizont immer weiter geworden. So gewinnt die Tatsache an Wichtigkeit, daß das Versmaß unseres Gedichtes dasselbe ist wie das der in dem Organismus der Odenbücher besonders hervortretenden Gedichte I 1 und III 30 und daß dieses Versmaß nur in diesen drei Oden verwendet wird, weiterhin, daß die Gedankengänge der drei Oden nahe verwandt sind, endlich daß unser Gedicht, wieder in Übereinstimmung mit den beiden andern Gedichten, an wohl berechneter Stelle steht d. i. genau in der Mitte des vierten Buches. Der Schluß ist zwingend, daß auch dieses aus der Masse der übrigen hervorragen muß. In der Tat spiegelt es die Stimmung des Dichters zur Zeit der Vollendung und Herausgabe seiner Liederbücher trefflich wieder; denn es ist das feierliche Bekenntnis seiner Auffassung von seinem poetischen Beruf. Deutlich ruft IV 8 zugleich die Erinnerung wach an die Oden, in denen Horaz, dem Beispiel des Ennius folgend, dem Augustus Aufnahme unter den bekannten Götterkreis verkündet.

Eben die Beziehung auf Augustus führt uns auch zu einer richtigen Deutung der beiden letzten Verse. Es ist längst bemerkt worden, daß der vorletzte Vers ornatus viridi tempora pampino mit dem Schlußvers der 25. Ode des 3. Buches cingentem viridi tempora pampino eine auffallende Ähnlichkeit hat. Die Ähnlichkeit ist so auffallend, daß einige, die dafür keine Erklärung fanden, den Vers kurzerhand für unecht erklärten. Nun weist Elter auf die Bedeutung jener ganzen Ode hin, in der der Dichter, von dionysischer Begeisterung getragen, die Apotheose des Kaisers besingt. An diese Ode will Horaz durch die Wiederholung jener Worte erinnern, der Kaiser tritt, auch

ohne genannt zu sein, vor unsre Phantasie, denn was die Apotheose Scipios durch Ennius ist, das ist jene Ode auf Augustus durch Horaz. So werden denn die vota deutlich als vota pro Caesare Augusto, und so wird es immer begreiflicher, daß unsre Ode in der Mitte desjenigen Buches gestellt ist, in dem weit mehr als in den anderen der Sänger sich mit Bewußtsein in den Dienst des Kaisers stellt.

Es ist ein weiter Weg, auf dem wir Elter gefolgt sind: von der Götterliste in der Censorinusode bis zu den letzten Darlegungen. Und doch war's kein Irrweg, nicht einmal ein Umweg, denn in gerader Linie sehen wir von unserem jetzigen Standpunkt auf den Ausgangspunkt zurück. Aber eben dieser Ausgangspunkt erinnert uns an eine Schwierigkeit, die wir aus dem Gesichte verloren zu haben scheinen: unsre Ode verstößt ja gegen das Vierzeilengesetz, das 1834 Meineke zuerst in seiner Textausgabe des Horaz angewendet hat. Über dieses Bedenken spricht sich Elter aus in den an dritter und vierter Stelle stehenden Programmen. Es geht davon aus, daß die sogenannten Strophen der ersten Ode des ersten Buches durch nichts als solche erkennbar sind, — es sei denn durch den seit 1834 vom Drucker freigelassenen Zwischenraum; so rücksichtslos laufen sie über Satzende und Sinnesabschnitt hinweg. Wenn die Teilbarkeit durch 4 das einzige Kriterium einer solchen Strophe abgebe, so sei diese Seite der Verskunst eine Kuriosität, nichts weiter. Daraus nimmt Elter Anlaß, das durch seine Einfachheit verblüffende Gesetz auf seinen Sinn und seine Berechtigung zu prüfen, die Tatsache zu deuten und in ihrem inneren Grunde zu begreifen. Nur dann werden wir auch den Einzelfall verstehen und eventuelle Ausnahmen richtig würdigen können.

Nach einem Überblick über die Vorläufer Meinekes folgt zunächst die Feststellung der Tatsachen. Danach besagt das Gesetz für die Mehrzahl der Oden nichts Neues. Denn die sapphischen, alcäischen und viele der asklepiadeischen Oden bestehen an sich aus metrisch abgegrenzten vierzeiligen Strophen, 78 von 102 (103 mit Miserarum est). Auffallend ist nur, daß auch alle distichisch, ja 5 von den 6 monostichisch abgefaßten Oden (I 1, III 30, IV 8 und I 11, I 18, IV 10) — also fast ein Viertel — eine durch 4 teilbare Verszahl haben. Das ist nicht etwa erklärt, wenn man meint, Horaz habe in den monostichischen und distichischen Gedichten die feste vierzeilige äolische Strophe der 78 Gedichte nachgebildet. Denn das wären doch eben nur scheinbar lyrische Strophen und als solche nur zu entdecken durch Aufzählung der Verse. Wirkliche Strophen sind sie damit noch nicht. So ergibt sich als die primäre Frage: was ist und was bedeutet eine Horazische Strophe?

Die Äußerlichkeit der bisherigen Auffassung tritt sofort zutage bei folgender Überlegung. Die technischen Einrichtungen

der Schrift, die wir heute haben, die Strophen mit dem Auge zu erkennen, gab es im Altertum nicht. Die Alten hätten danach immer erst beim letzten Verse erkannt, ob ein Gedicht strophisch gebaut war oder nicht. Denn diese Vierteilung war doch keineswegs allgemein üblich. Daher muß die Strophe eine sinnfällige Einheit sein — fürs Ohr, nicht für das versezählende Auge, sie muß rhythmisch und syntaktisch ein Ganzes sein. Je entwickelter die metrische Strophenform ist, um so freier wird die Sinnteilung sein dürfen, je einfacher die metrische Strophe, desto mehr müssen sich Metrum und Sprachform gegenseitig ergänzen. In der Tat fallen die Abschnitte des Sinnes und der Interpunktion viel häufiger mit dem Strophenende zusammen, als man anzunehmen geneigt ist, und Ausnahmen haben ihre bestimmten künstlerischen Gründe[1]), wie Elter an den alcäischen und sapphischen Oden des zweiten Buches zeigt. Demnach sind die alcäischen und sapphischen Strophen Sinnstrophen, und wie diese auf die griechische Lyrik zurückgehen, so die Strophe überhaupt. Denn Lieder wollen die Oden des Horaz sein, und alle Lieder sind strophisch gebaut. In der Bestimmung der Horazischen Oden, gesungen zu werden zu Leier und Flöte, wie einst die Lieder des Alcäus und der Sappho, darin liegt der Grund ihrer strophischen Gliederung.

Das führt zu der weiteren Frage: wie wurden die Horazischen Oden vorgetragen? Die Beantwortung der Frage hängt ab von dem Grundcharakter seiner Lyrik. Ausgehend von der 'Festkantate' des carmen saeculare weist Elter nach, daß, so befremdend auch die Sache zunächst sein mag, wir uns Horaz als Dichter und als Komponisten vorzustellen haben: er hat sogar das carmen saeculare selbst dirigiert. Carmina nennt er daher seine Gedichte d. i. Lieder im eigentlichen Sinne. Das Wort lyricus hat er zuerst von sich gebraucht — selbst Cicero kennt es nicht als lateinisches Wort —, und es gibt den Charakter seiner den äolischen Lyrikern nachgebildeten Poesie aufs beste wieder. Wenn aber Horaz Liederdichter und Komponist zugleich ist, so ergibt sich daraus für den Strophenbau seiner Oden, daß sie zum Singen gedacht und darum wie Lieder strophisch abgefaßt sind. Denn der Gesang setzt eine Melodie voraus, die strophenweis wiederholt wird. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle komponiert und gesungen worden sind: der Zusammenhang mit der griechischen Lyrik bedeutet nur, daß die Möglichkeit des Gesanges vorausgesetzt werden kann. So gehören Melodie

[1]) Dieselbe Beobachtung gilt, soviel ich sehe, von den Klopstockschen Oden; es ist nicht ohne Bedeutung für Horaz, daß sein Nachahmer ihm in diesem Punkte — gewiß nicht mit Bewußtsein — gefolgt ist.

und Verstechnik auch bei Horaz noch zusammen, und diese Technik ist keineswegs etwas nur Äußerliches. Demnach steht die Frage so: wenn alle Oden des Horaz strophisch sind, so sind sie auch alle mehr oder weniger Lieder; ob sie aber strophisch sind, das ist für jede durch Einzeluntersuchung festzustellen. Denn es ist prinzipiell möglich, daß Zweck und Inhalt eines Gedichtes die strophische Komposition ausschließen.

Eine solche Einzeluntersuchung auf Grund der gewonnenen Ergebnisse über den Grundcharakter der Lyrik des Horaz stellt nun Elter an in bezug auf I 1, von dem er ausgegangen ist. Eine Übersicht über die Anfänge der 9 'Strophen' läßt augenscheinlich erkennnen, daß das keine Strophen sind, weil die mangelnde Rücksicht auf den Sinn unmöglich macht, sie zur Leier gesungen sich vorzustellen. Dagegen ergeben sich völlig einwandfreie, wirkliche Strophen, echte Sinnstrophen mit richtigem Abschluß, wenn wir die erste mit Vers 3 sunt quos curriculo und die weiteren entsprechend beginnen lassen. Das ist kein Zufall, vielmehr hat diese Einteilung innere Berechtigung. Denn die Anrede an Mäcenas in den beiden ersten Versen steht in keiner Beziehung zu dem folgenden Inhalt. Ebenso wird am Schlusse der Ode die Anrede des Mäcenas nur mit Hilfe der fast vergessenen Einleitungsverse verständlich, auch fällt auf, daß das quod si des vorletzten Verses in den unmittelbar vorhergenden Worten keine rechte Beziehung hat. Dieser Riß im Anfang und am Ende des Gedichtes muß zusammenhängen mit der Tatsache, daß das Mittelstück ein selbständiges Gedicht ist, das sich in rechte, echte Strophen teilt. Inhaltlich ist es wohl abgerundet und mit feinem Humor durchwürzt: es schildert die Liebhabereien und Passionen der lieben Mitmenschen, sein — Horazens — Sport ist die Dichtkunst, die ihn fern von den Alltagsmenschen seine eigenen Wege gehen läßt. Danach ist das Hauptstück der Ode als Prolog wohl am Platze, indem hier Horaz sich als lyrischen Dichter vorstellt. Ebenso passen auch die dadurch getrennten Anfangs- und Schlußverse aufs beste zusammen; denn die in jenen eingeleitete Widmung kommt in diesen zum Ausdruck. Mäcenas soll entscheiden, ob der Freund ein lyrischer Dtchter ist (in III 30 läßt sich Horaz stolz von der Muse selbst den Lorbeerkranz reichen!), und in Vertrauen auf dessen günstiges Urteil sendet ihm dieser seine Liedersammlung. Demnach unterscheiden wir ein äolisches Lied, umgeben von einer nichtlyrischen Widmung, die einer kurzen Epistel, einem Begleitwort gleich zu setzen ist. Wenn nun aber I 1 ein Lied aus 8 vierzeiligen Strophen enthält, aber nicht schlechtweg aus 9 vierzeiligen Strophen besteht, so hat das insofern eine grundsätzliche Bedeutung, als es schlagend beweist, daß das Prinzip aller Strophik bei Horaz noch lebendig und wirksam ist.

Von der Untersuchung von I 1 wendet sich Elter zu III 30. Hier sind Sinnstrophen nicht vorhanden, schon deshalb ist die Ode kein carmen lyricum. Dann aber auch wegen des Inhalts; denn die Ode handelt nur von dem Dichter selbst, und ebendeshalb hat Horaz sie gewiß nicht singen wollen. Endlich ist sie — und das kommt zu überzeugendem Bewußtsein, wenn wir die Verse als Prosa gedruckt sehen — trotz aller Pracht der Sprache nuda oratio, sie ist *λόγος*, nicht *μέλος*. Weil sie aber kein Lied sein soll, deshalb ist sie nicht strophisch aufzufassen — trotz der 4 × 4 Verse. Das eine darf man immerhin zugeben, daß eine ungerade Zahl — etwa 15 statt 16 — gegenüber den anderen Gedichten eine Stillosigkeit gewesen wäre.

Dasselbe Resultat ergibt ein genauerer Einblick in das Wesen und die Eigenart desjenigen Gedichtes, das das *α* und *ω* der vier Abhandlungen Elters bildet. IV 8 ist, wie oben erwähnt, ein Begleitschreiben für das dem Freunde übersandte Dedikationsexemplar, und ein solches auch nur gesungen zu denken ist ungereimt — ebenso ungereimt, wie wenn man sich das Begleitschreiben Epist. I 13 in 19 Hexametern in Musik gesetzt denken wollte. So ist Carm. IV 8 eine Epistel, keine Ode, daher ohne Strophenbildung, ja ohne Tetraden, und so gehören sie auch inhaltlich zusammen, die drei einzigen in Ascl. min. geschriebenen Gedichte. Mit feinem Stilgefühl hat Horaz die drei zur Buchform gehörigen Widmungs- und Geleitsgedichte anders als die übrigen behandelt: nicht melisch, sondern rezitativ sind sie gehalten. Dieses Resultat nimmt aber der lex Meinekiana die Berechtigung einer schematischen Gültigkeit, indem es die natürlichen Grenzen ihres Geltungsbereichs festlegt. Damit ist die Bahn frei gemacht für ein inneres Verständnis der Kunst des Horaz. Indem wir als ratio der strophischen Gliederung die Bestimmung für den wirklichen oder gedachten musikalischen Vortrag erkannt haben, muß eben diese für jedes einzelne Gedicht unter Berücksichtigung von Inhalt und Form festgestellt werden.

Die Wanderung, die wir unter berufener Führung gemacht haben, hat sich gelohnt: wir verdanken ihr eine Fülle von Anregung und Belehrung auf den verschiedensten Gebieten[1]), manche Aufklärung und Klärung in Dingen, von denen wir nur eine unklare oder oberflächliche Vorstellung hatten, einen tieferen Einblick in Fragen, die gerade heute unsere Wissenschaft be-

---

[1]) Hier mag darauf hingewiesen werden, daß Elter zum Bonner Ferienkurs von 1906 seine bereits in den Wiener Studien veröffentlichte Übersicht über die Anordnung der Oden hat abdrucken lassen, aus der hervorgeht, daß das für die Reihenfolge der ersten 11 Oden des 1. Buches maßgebende formale Prinzip auch für die weitere Reihenfolge — wenn auch nicht ausschließliche — Geltung hat. Das Ergebnis beweist, daß Horaz in erster Linie ein formales Verdienst für sich in Anspruch nimmt.

wegen. Selbst da, wo die Hypothesen gewagt und stark subjektiv sind, verdient der Forscher unsern Dank, da er Möglichkeiten und Ausblicke eröffnet, wo bisher alles versperrt schien. Begreiflicherweise hat der Bericht manchen Sprung und manche Lücke in der Beweisführung, die gerade durch die methodische Strenge ihr zu folgen zwingt, und schon dieser Umstand mag zum Studium der Abhandlungen selbst Anlaß geben. Dies empfiehlt sich aber auch deshalb, weil der rege wissenschaftliche Geist, der Drang, die Probleme gründlich und ohne Rest zu erledigen und vor neuen nicht zurückzuschrecken, um auch diese wieder an der Wurzel zu fassen, die Weite des Gesichtsfeldes, die feinsinnigen Bemerkungen und Beobachtungen in kleineren Dingen, z. B. über den Humor des Horaz, die völlige Beherrschung des Stoffs und nicht zuletzt die lichtvolle und vorwärtsdrängende Sprache und Darstellung den Leser gewinnen und mit sich fortreißen. Freilich werden wir darum nicht alles unterschreiben wollen, was Elter vorträgt. Der scharfsinnigen Kombination, wenn sie auch zu einer einheitlichen und geschlossenen Auffassung der ganzen Ode führt, vermögen gröber Veranlagte doch nicht überall zu folgen, und manchmal (ich denke besonders an die Äakusstelle und ihre Konsequenzen) will es scheinen, als ob doch etwas gar zu viel aus dem Gedichte herausgeholt werde, so daß dem Verfasser selbst zuweilen vor seiner 'Verwegenheit' (S. 40, 30) bange wird. Im besonderen halte ich auch die historische Ungeheuerlichkeit, der gegenüber die von Elter zur Stütze angeführten geschichtlichen Irrtümer und Verwechslungen harmlos genug sind, für ausgeschlossen, schon deshalb weil die Inschrift eine amtliche, eine offizielle ist (der Gegensatz zu notae publicae sind notae privatae, nicht etwa solche, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinen) und wir doch einer römischen Behörde eine so unglaubliche Verwechslung nicht zutrauen dürfen. Danach werden wir uns nach einer anderen Erklärnng des berüchtigten Verses umsehen müssen. Vielleicht ist diese in folgender Richtung zu suchen. Ist der Vers wirklich mit den vorhergehenden Worten nach der bestechenden Hypothese Elters ein Teil der Inschrift, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Inschrift von Horaz doch eben nur skizziert, nicht ihrem Wortlaute nach überliefert wird. Sie setzt demnach bei dem römischen Leser — und nur auf diesen kommt es hier an — die Kenntnis der vollständigen Inschrift voraus, und aus dieser ergab sich das richtige, jede Verwechslung ausschließende Verständnis. Möglich immerhin, daß, was uns Servius zu Vergil Äneis I 20 berichtet: in Ennio enim inducitur Iuppiter promittens Romanis excidium Carthaginis, für dieses Verständnis Bedeutung haben kann. Im übrigen — so berechtigt auch der konservative Grundzug der zeitgenössischen Horazkritik sein mag — gerade hier ist doch die Möglichkeit einer Inter-

polation nicht so kurzerhand abzuweisen. Denn der Grund zu einer solchen liegt nahe genug. So selbstverständlich sind die vorhergehenden Worte Hannibalis minae retrorsum reiectae denn doch nicht, und es wäre nicht der beschränkteste Abschreiber gewesen, der diese zurückgeschleuderten Drohungen richtig durch eine Randbemerkung auf die incendia Carthaginis deutete. Denn damit erkannte er, daß die ganze Stelle sich auf die Zeit unmittelbar nach der Schlacht bei Zama bezieht, damals als Hannibal nach Hadrumetum eiligst floh und als seine Drohung Rom zu zerstören (Hannibal ante portas!) umgeschlagen war in die Drohung Scipios, Karthago einzuäschern (Scipio ante portas!).

Zum Schlusse möchte ich kurz die Punkte zusammenfassen, in denen Elter meines Erachtens die Erklärung von IV 8 wesentlich gefördert hat, und die sich wohl als 'tragfähiges Fundament' erweisen werden. Er hat

1) carmina in Vers 11 richtig gedeutet,
2) für die Worte non celeres bis impiae eine durchaus befriedigende und einleuchtende Erklärung gegeben,
3) die Bedeutung des Ennianischen Scipio gebührend hervorgehoben, als des leuchtendsten Beispiels dafür, daß die Apotheose der höchste Lohn der Poesie ist,
4) die Beziehung der Ode auf Augustus nachgewiesen, ihre bevorzugte Stellung in der Mitte des vierten Buches verständlich gemacht und sie so mit I 1 und III 30 auf eine Stufe gestellt,
5) die scheinbare Abweichung von der lex Meinekiana aus der ratio dieses Gesetzes heraus in sich selbst aufgelöst.

Frankfurt a./M. Wilhelm Knögel.

Anm. Im Rheinischen Museum für Philologie 1907 (Band 62, Heft 4 S. 631—634) behandelt J. W. Beck (Amsterdam) dieselbe Ode. Er stimmt mit Elter (und Cauer) darin überein, daß sie von Anfang bis zu Ende echt ist. Im übrigen meint er, Horaz habe die beiden Scipionen keineswegs verwechselt; man dürfe nicht 'in dem Namen Ennius stecken bleiben', man müsse vielmehr 'an einen großen Dichter denken'. Der Nachdruck sei zu legen auf Scipio den Jüngeren, dem gegenüber der Ältere 'hier beinahe im Schatten stehe'. Die drei anderen Schwierigkeiten der Ode werden nur eben gestreift, nicht hinweggeräumt. Man darf vermuten, daß Beck diese Darlegungen nicht veröffentlicht hätte, wenn ihm die Arbeit Elters schon bekannt gewesen wäre.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Georg Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. Eine Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen. Leipzig, 1907, B. G. Teubner. VIII u. 296 S. 8. geb. 3,20 ℳ.

Von den 10 Reden und Aufsätzen des vorliegenden Bandes behandeln die 8 ersten wesentlich das eigenste Schaffensgebiet des Verfassers: 1. Zwischen Schule und Waffendienst, 2. Berufs- oder Allgemeinbildung, 3. Produktive Arbeit und ihr Erziehungswert, 4. Der Ausbau der Volksschule, 5. Umgestaltung des gewerblichen Schulwesens in München, 6. Die drei Grundlagen für die Organisation der Fortbildungsschule, 7. Zeitgemäße Ausgestaltung der Mädchenfortbildungsschule, 8. Eine Aufgabe der Stadtverwaltung; in nahem Zusammenhange damit steht der zehnte: „Lehrerbildung". Umfangreiche Anmerkungen (S. 245—296) geben Literaturnachweise und reichliche Organisationsbeispiele. Schon die Titel zeigen, daß der Verfasser von den Einzelfragen, wie sie ihm sein Beruf als Leiter des städtischen Schulwesens in München stellt, immer zu allgemeinen Gesichtspunkten aufsteigt; das Vorwort formuliert deren zwei: „Erstens: Jede öffentliche Schule im modernen Staate, mag sie eine allgemeine oder eine Fachschule sein, muß ihre Hauptaufgabe darin erblicken, soweit als möglich einsichtige, willenskräftige und für die Gesamtheit nützliche Staatsbürger heranzubilden. Zweitens: Nur durch praktische, auf ein wohlumgrenztes Gebiet beschränkte Arbeit, die den Fähigkeiten des einzelnen entspricht, gelangt der Mensch zu wertvoller Bildung".

In klarer, edler Sprache treten die Gedanken in den Reden wie in den Aufsätzen gleich lichtvoll hervor; die warme Begeisterung des Verfassers für seine hohe Lebensaufgabe berührt um so wohltuender, als sie nirgends ins Leere greift, sondern überall durchaus der Wirklichkeit Rechnung trägt; der Verfasser hat vollkommen das Recht, als Wegweiser aufzutreten, da er in erfolgreicher Arbeit selber den Weg gegangen ist und energisch weitergeht, der zu seinem Ziele führt.

Wenn er immer wieder betont (besonders nachdrücklich z. B. S. 83), daß die öffentlichen Unterrichts- und Erziehungseinrichtungen des modernen Staates und der Gemeinden nur ein Ziel: „Die Erziehung zum Staatsbürger“ haben können, so liegt dieses Ziel allerdings durchaus in der Richtung seiner gesamten Erörterungen; es ist um so entschiedener ins Auge zu fassen, als es zu unserem unleugbaren Schaden auf höheren wie niederen Schulen lange Zeit und immer noch allzusehr vernachlässigt ist. Aber der weitblickende Verfasser wird selber weder verkennen noch leugnen, daß über diese notwendige reale Forderung hinaus allermindestens als Ideal die Erziehung zu wahrem Menschentum zu erstreben ist. Die rücksichtslose Energie, deren der praktische Schulpolitiker gerade auf einem solchen Posten, wie ihn Kerschensteiner behauptet, notwendig bedarf, um sich durchzusetzen, hat ihn im allgemeinen, wie in manchen einzelnen Punkten zu einiger Einseitigkeit des Urteils geführt, die indes dem bedeutenden Eindruck des Ganzen in keinerlei Weise Abbruch tut.

Den Lesern dieser Zeitschrift muß ganz besonders der neunte Aufsatz dringend empfohlen werden; er war unter dem gleichen Titel: „Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen“ zuerst in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung 1907 No. 52 und 53 erschienen. Das, was uns wirklich not tut, um unseren Schülern die Grundlage wahrer Geistes- und Charakterbildung zu geben, ist nirgends klarer, schlichter, eindrucksvoller dargelegt worden; hier zeigt sich recht, zu welch tiefer Einsicht, zu wie weitherziger, hochsinniger Anschauung den Verfasser der eigene, merkwürdige Bildungsgang und weiterhin der selbstgeschaffene bedeutende Lebensberuf geführt hat. Freilich das eine Bedenken darf nicht verschwiegen werden: wenn wir mit Kerschensteiner, aus der Grundforderung der Einheit des Bildungsstoffes gefolgert, uns neben dem alten humanistischen Gymnasium ein naturwissenschaftliches, ein neusprachliches, ein technisches Gymnasium als völlig gleichwertige Bildungsanstalt denken, so wird die Wirklichkeit dieses Nebeneinander ebenbürtiger Schulen nur in großen Städten sehen können; kleinere Gemeinden werden eben immer wieder vor die Frage gestellt werden, ob sie durch eine einseitige Bildungsanstalt oder durch eine solche, die möglichst vielen Ansprüchen gerecht zu werden sucht, sei es mehr nützt oder weniger schadet; „hart im Raume stoßen sich die Sachen“.

Indes, eine Besprechung eines so ausgezeichneten Buches darf nicht mit einem Zweifel schließen. Sein reicher Inhalt bietet eine solche Fülle des positiv Guten, daß wir dem Verfasser nicht dankbar genug sein können, daß er uns wieder eine so wertvolle Gabe gespendet hat.

Sondershausen. A. Funck.

Wilhelm Münch, Jean Paul, der Verfasser der Levana. Berlin 1907, Reuther & Reichard. VIII u. 237. gr. 8. 3 *M*, geb. 3,60 *M*.

Wieder eine reizvolle pädagogische Schrift des gelehrten Verfassers, erschienen als erster Band des von Rudolf Lehmann herausgegebenen Sammelwerkes: Die großen Erzieher, ihre Persönlichkeit und ihre Systeme. Unser Buch stellt sich als eine Art Jubiläumsschrift der vor genau hundert Jahren veröffentlichten Levana dar; es will eine lebendige Einführung in diese reiche und nicht eben durchsichtige Gedankenwelt sein. Jean Paul gab seiner Erziehungslehre den seltsamen Namen Levana, den Namen jener Gottheit, die die römischen Frauen anriefen, wenn sie das neugeborene Kind dem Vater zu Füßen legten, damit er es aufhebend als das seinige anerkenne, um mit ihr die Kinderwelt überhaupt den Vätern und den Müttern von neuem vor die Füße zu legen, damit sie sich ihrer Pflicht der echten Anerkennung in Liebe und der verantwortlichen Auferziehung recht voll bewußt würden. Münch zergliedert den Stoff in vier Kapitel. Im ersten behandelt er das Hervorgehen der Levana aus dem äußeren und inneren Leben ihres Verfassers. Es will ihm scheinen, als ob, nachdem die Gemeinde jener edlen Männer und Frauen, die dem Dichter lebenslang Treue gehalten, seit Jahrzehnten dahin ist, manche Anzeichen eines gewissen Wiederauflebens des Interesses an Jean Paul sich zu erkennen geben als ein wirklicher Umschlag seelischen Bedürfnisses. Der Reichtum des Dichters an bedeutenden Gedanken, das tiefe Verständnis des menschlichen Innenlebens, alle die Blitze der Erkenntnis, die über das Ganze des menschlichen Lebens hinauszucken, dürfen nicht verschüttet werden; Jean Paul verdient es, für die Nation, für die Menschheit immer wieder lebendig gemacht zu werden; er ist doch, wie nur wenige Schriftsteller in allen Zeiten und Nationen, Erzieher seiner Mitwelt geworden, Erzieher durch Inhalt und Geist seiner Schriften, dem gegenüber alle Form oder vielmehr Formlosigkeit nicht ins Gewicht fällt. Es folgt nun weiter unter der Beschränkung, durch die die Aufgabe des Verf. bestimmt ist, die überaus klar und anziehend geschriebene Geschichte des äußeren und inneren Lebens des Dichters, eine liebevolle Charakteristik seiner werdenden Persönlichkeit, wie sie sich unter den Strömungen seiner Zeit immer voller und harmonischer gestaltete in seinem häuslichen Leben, in seinem schulmeisterlichen Wirkungskreis, in seinen Dichtungen. Eine feste Weltanschauung hat Jean Paul angestrebt und errungen. Im kräftigen Mannesalter hat er die Levana geschrieben. Mit rückhaltloser Dankbarkeit und freudigem Wohlgefallen wurde das Buch aufgenommen. Goethe, den Jean Pauls schriftstellerische Art im übrigen mehr verstimmt als befriedigt hatte, erklärte diesmal „nicht genug Gutes“ von diesen Blättern sagen zu können, in denen sich eine „unglaubliche Reife“ kundgebe, in denen des

Autors „Tugend ohne die mindeste Untugend“ erscheine. Als der Dichter nach einem Leben reich an Arbeit und an Lohn im November 1825 zu Bayreuth begraben ward, wurde im Trauerzuge ein Exemplar der Levana einhergetragen, und die Lehrer und Schulwelt von Bayreuth geleitete ihn zur letzten Ruhe; weithin in Deutschland aber gedachte eine große Zahl nicht gewöhnlicher Menschen seiner als Erziehers der Seelen, eines echt menschlichen Freundes der Welt der Erzieher wie der zu Erziehenden.

Im zweiten Kapitel, dem Hauptteil, führt Verf. in den Aufbau und den Gedankengehalt der Levana. In der Wiedergabe des Inhaltes ist Münch der anscheinend so willkürlichen und wirklich etwas launenhaften Anordnung des Verf. treu geblieben nicht bloß, um den Eindruck dieser Seite des Buches nicht zu verlieren, sondern auch um für die Lektüre des Werkes selbst als bequeme Hilfe zu dienen. Unter Beobachtung derselben Überschriften faßt er die einzelnen Bruchstücke, wie sie Jean Paul nennt, zusammen, fügt aber dann, kenntlich gemacht durch kleineren Druck, in Auswahl jedesmal eine Anzahl jener zündenden Gedankenblitze und geistreichen Einfälle an, die den Inhalt des Buches so überaus reizvoll, packend, aber auch heiter und humoristisch machen. Wenn irgend etwas, so wird gerade dieser Bericht zum Lesen des Ganzen anregen.

Das dritte Kapitel schildert die Stellung Jean Pauls inmitten der pädagogischen Denker seiner Zeit, zunächst sein Verhältnis zu Rousseau, dann zu den Philanthropinisten Salzmann, Basedow, zu den Neuhumanisten Gesner, Ernesti, Heyne, Wolf, Niethammer, Herder, Hamann, Goethe, Arndt, weiter zu Pestalozzi, Schwarz, Graser, Herbart, Schleiermacher. Die Darstellung führt uns tief in die Gedanken der großen pädagogischen Geister; das ihrer jedem Eigentümliche und Bahnbrechende wird in Vergleichung gestellt zu dem, was Jean Paul gedacht und gewollt hat, und nach der Weise des echten Forschers abgewogen, wie sich der Dichter mit den einen begegnet, von andern auch angeregt ist, wie er manche abgewiesen, von andern ganz unberührt geblieben, aber, und das ist der befriedigende Schluß, wie er sich selbst in seiner Eigenheit behauptet hat. Jean Pauls Gefühl, daß sich unter den europäischen Völkern das deutsche zum erziehenden erhoben, hat sich im weiteren Verlauf des vorigen Jahrhunderts als richtig erwiesen, da hier zumal den reichlichen Ideen die planvoll festen Organisationen nebst methodisch-technischer Vervollkommnung folgten und dem Ausland auf geraumer Zeit großen Respekt abgewannen. Aber der Festigkeit folgte freilich, fügt Münch resignierend hinzu, eine gewisse Erstarrung; es sei darum wünschenswert, mehr zu den Ideen sich zurückzuwenden, damit das pädagogische Leben wieder ein flüssiges werde; nicht für alle Arten von Bauwerken sei ein felsiger Unter-

grund der günstigste, oder, wenn wirklich für Bauten, dann nicht für das Gedeihen des lebendig Organischen.

Im vierten Kapitel sucht Münch den Wert der Levana zu bestimmen; er entwickelt zuerst den philosophischen Standpunkt des Verfassers. Dieser ist mehr Gefühlsmensch als durchdringender Denker. Die Begriffe Gott, Freiheit, Sittlichkeit, Unsterblichkeit sind die Angelpunkte seines Denkens, wie die letzten Ergebnisse; er teilt die Antipathie gegen die orthodox-pietistische Anschauung von der ererbten und allgemeinen tiefen Sündhaftigkeit mit der Aufklärung. Die Aufgabe der Erziehung ist ihm, den in jedem ruhenden „idealen Preismenschen" oder „Hochmenschen" zur möglichst vollen Entwickelung kommen zu lassen. Daher soll die erzieherische Tätigkeit auf Behütung, Läuterung und Kräftigung gerichtet sein, aber auch eine erregende oder entzündende Einwirkung, eine beschränkende und heilende. Unseres Verf. Aufgabe duldet aber nicht ein bloßes Vorführen des reichen Gedankengehaltes. Mit ihm, dem erfahrenen Pädagogen, werden wir gedrängt zu gemeinsamer Prüfung, zur Beistimmung, zur Abwehr, und so wird durch die Richtlinien, die uns Münch gibt, gerade das letzte Kapitel zu einem doppelten Genuß, es wirkt auf uns in gleicher Weise erhebend und läuternd der Dichter, wie der Historiker. Ich schließe mit den letzten Worten des Verf.: Seinen Helden überschätzt leicht, wer eine Monographie über ihn schreibt. Und wer sich lange in ein Buch vertieft hat, mag darin schließlich des Wertes und des Reizes zu viel finden. Aber wenig Bücher — gerade auch Bücher über Erziehung — vertragen so viel Vertiefung wie die Levana Jean Pauls.

Das auch äußerlich schön ausgestattete Buch sei angelegentlichst empfohlen.

Stettin. Anton Jonas.

Maschke, Die realistische Vorbildung und das Rechtsstudium. Berlin 1907, Franz Vahlen. II u. 58 S. 1,40 M.

Eine der wichtigsten und folgenschwersten Entscheidungen auf dem Gebiet des reichbewegten schulpolitischen Lebens des letzten Jahrzehnts war die Erklärung von der Gleichwertigkeit der humanistischen und realistischen Vorbildung und im Anschluß daran die Zulassung der realistisch vorgebildeten Abiturienten zum Rechtsstudium. Die Verwaltung hat zwar selbst erklärt, daß sie den Gang durch das humanistische Gymnasium für die geeignetste Vorbereitung zu diesem Studium halte, aber die Zeit will ihr Recht haben, und schon gehören Hunderte von Realgymnasial- und Oberrealschulabiturienten zu den Jüngern der Themis, und viele stehen auch schon als Referendare im Berufsleben. Wie diese alle sich bewähren werden, muß die Zukunft

lehren. Vorläufig sieht man ihnen vielfach mit Mißtrauen entgegen, ja scheut sich auch nicht an maßgebender Stelle, ihnen Schwierigkeiten zu machen. Zur Klärung der inneren Berechtigung der ganzen Frage, die adhuc sub iudice est, bietet einen willkommenen Beitrag die oben erwähnte Schrift, deren Verfasser juristische und philosophische resp. philologische Vorbildung in sich vereint und durch seine Tätigkeit an den Kursen zur Einführung in die Latinität der römischen Rechtsquellen auch praktische Erfahrungen gesammelt hat.

Die Broschüre zerfällt in zwei Teile, einen allgemeinen und einen besonderen. In dem ersten Aufsatz des allgemeinen Teiles, dessen Überschrift „Antike und Christentum" lautet, weist der Verfasser nach, wie die Ideen des Hellenismus direkt und durch die Vermittelung des hellenistischen Judentums in die Lehre Christi übergreifen und wie zum Verständnis des Evangeliums und der auf ihm erwachsenen Ideen auch das Verständnis der Welt gehört, der es verkündet wurde. Von diesem Standpunkt aus betont er am Schluß, daß ein Zurückdrängen des klassischen Altertums an den Grundlagen des Christentums rütteln müsse.

Der zweite Aufsatz trägt die Überschrift „Antike und Germanentum". Auch dieser gipfelt in dem Nachweis, daß die germanische Kultur eine unerschöpfliche Fülle von Anregungen aus der Antike erhalten habe, seit den Tagen Karls des Großen durch die Zeiten der großen Volksepen bis zum Auftreten des Humanismus und der Reformation, bis zu Winckelmann, Goethe und Wilhelm von Humboldt.

In dem dritten Aufsatz des allgemeinen Teiles „Nationale Kultur" wird aus den beiden vorhergehenden die Folgerung gezogen, daß bei der notwendigen Begründung des christlichen und germanischen Elements auf der Antike es selbstverständlich sei, daß der Jurist, der Repräsentant der Staatsgewalt, nur durch ein inneres Erfassen des ganzen Inhalts der Antike zu einem Wirken auf dem sicheren Boden der Nationalität befähigt werden könne.

Das Ergebnis dieser drei allgemeinen Betrachtungen ist also, daß der Jurist als Christ, als Germane, als Mitglied eines nationalen Kulturkreises gar nicht der humanistischen Vorbildung entraten könne. Der Nachweis, daß auch die spezielle Erwägung der fachmäßigen Vorbildung unserer Juristen dasselbe Resultat habe, daß die Antike auf unser Rechtsleben stark und unverlierbar eingewirkt habe, bleibt dem zweiten, besonderen Teil vorbehalten.

Der erste, umfangreichste Aufsatz, „Vergangenes und heutiges Recht", führt aus, daß mit dem modernen Staat und seinem Beamtentum die neue Rechtswissenschaft überhaupt in der Verbindung des Humanismus mit der Jurisprudenz entstanden sei, daß aber überall, wo die nationale Tradition lebendig blieb, sich

ein rein deutsches Recht ausgebildet habe, daß so die Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft eine Verschmelzung des germanischen und römischen Rechts bedeute, daß in der unzweifelhaft im natürlichen Lauf der Dinge bevorstehenden Weiterentwicklung die führende Rolle zur Zeit dem Germanisten zufalle.

Der zweite Aufsatz „Das römische Recht als Teil der Altertumskunde" untersucht, welche Art und welches Mehr klassischer Kenntnisse dem Juristen für die Lösung seiner Aufgabe unerläßlich sei, sofern er eine universale Fachausbildung anstrebt. Die Erforschung des römischen Rechts habe bei der eigentümlichen Natur der Quellenschriften, die mit der gesamten lateinisch und griechisch geschriebenen Literatur des römischen Altertums identisch seien, den Juristen vor eine rein philologische Aufgabe gestellt, und grundlegende Untersuchungen könnten nur von einem Mann geführt werden, der wie z. B. Mommsen das juristische Rüstzeug voll beherrsche und zugleich mit der philologischen Methode vertraut sei. Auch die Bedeutung der griechischen Philosophie für die Entwicklung des römischen Rechts sei noch nicht aufgeklärt; so viel sei aber sicher, daß die Rechtsgeschichte des Römischen Reiches in absehbarer Zeit in sehr viel weiterem Umfange zu erfassen sein werde als die Schriften der klassischen Juristen ihn böten: alles Erwägungen, die für den Juristen eine gründliche Kenntnis der Antike zu einer condicio sine qua non machten.

Nach diesen von philosophischen und historischen Gesichtspunkten aus angestellten allgemeinen Betrachtungen der Sachlage gibt der Verfasser im nächsten Aufsatz eine „Entwickelung der Realschulen", in der er sich auf den allein vernünftigen Standpunkt stellt, daß die Gleichberechtigung der 3 neunstufigen Anstalten keine Beraubung, sondern eine innere Bereicherung der Gymnasien bedeute, spricht dann im folgenden Aufsatz, „Das Rechtsstudium der Realabiturienten", von den Erfahrungen, die man an den sogenannten Kursen gemacht habe, betont, daß diese im allgemeinen das Ziel erreichten, den Realschülern die zum Verständnis der Quellen erforderlichen lateinischen Sprachkenntnisse zu vermitteln und sie in diese Quellen einzuführen, bedauert aber, daß die Kürze der Zeit es nicht erlaube, ihnen das tiefere Verständnis für die Probleme geschichtlicher Entwickelung zu erschließen.

Im nächsten Aufsatz werden „praktische Vorschläge" für eine etwaige Neuordnung des Studienplanes gemacht; im folgenden, „Strömungen in der heutigen Jurisprudenz", wird u. a. die Frage aufgeworfen, ob die Erwägung, daß die Aufgabe der Jurisprudenz das Studium der Lebensverhältnisse und Lebenserscheinungen, die vom Recht geregelt werden, und nicht bloß die Betrachtung dieser Regeln selbst sei, nicht Zweifel aufkommen lasse, ob Gymnasialabiturienten trotz ihrer historischen

Vorbildung für das Rechtsstudium noch geeignet seien; ob nicht vom Standpunkt des Naturrechts aus, bei der ungeheuren Rolle, die Technik und Industrie heute auch im forensischen Leben spielten, die Zulassung der Realabiturienten selbstverständlich sei. Und diese Erwägung führt in den letzten Aufsatz, „Naturforschung und Technik", von denen die erstere neben der Stellung des historischen Prinzips im heutigen Rechtsleben im Rahmen der allgemeinen Kultur in die Wagschale falle, so machtvoll, daß es auch dem Juristen unmöglich erspart bleiben könne, sich mit ihren wirklichen und mehr noch mit ihren vermeintlichen Resultaten auseinanderzusetzen. Es sei aber nicht zu befürchten, daß sie zersetzend wirken könne. Gefährlicher seien die Ansprüche, die von den Vertretern der Technik, getragen von der gewaltigen wirtschaftlichen Entwickelung des letzten Jahrhunderts, erhoben würden. Verfasser meint mit Recht, Zivilisation, die von der Technik geschaffen werde, sei noch lange nicht Kultur.

Man muß dem Verfasser zugeben, daß er bei seiner unzweifelhaften Überzeugung von der Notwendigkeit der klassischen Vorbildung für den Juristen seine Aufgabe mit strenger Objektivität behandelt und die ganze Frage von großen und tiefen Gesichtspunkten aus betrachtet hat. Auch ich bin der Meinung, daß die humanistisch Gebildeten gleichsam die Blüten am Baum der Menschheit seien. Aber nicht jede Blüte entfaltet sich zur Frucht. So sind auch die empfänglichen Naturen unter unseren Gymnasiasten, denen „die Offenbarung der Antike die Seele still gemacht hat", sehr, sehr dünn gesät. Sehr bedenklich stimmt auch, was der Geheime Baurat Peters im Oktoberheft der Monatschrift für höhere Schulen über die Nachwirkung der Gymnasialstudien im späteren Leben aus eigener Erfahrung und nach Beobachtung in weiten Kreisen mitteilt. So mag es wohl heute nur noch wenige hohe juristische Beamte geben, die, wie der verstorbene Reichsgerichtspräsident Dr. Simson, täglich ihre Seele im Homer laden. Größer mag wohl die Zahl derer sein, die mit saurem Schweiß sich einen Standpunkt zu erobern suchen, der es ihnen ermöglicht, Bücher wie z. B. Haeckels Welträtsel unter dem richtigen Gesichtspunkt zu betrachten. Und in diesem Ringen läßt sie ihre gymnasiale Vorbildung gänzlich im Stich.

Barmen. Gerhard Michaelis.

---

1. Deharbe-Linden, Katholischer Katechismus. Regensburg 1906, Pustet. 140 S. 8. geb. 0,35 *M*.
2. Baldus, Kirchengeschichtliche Charakterbilder. Köln 1907, J. P. Bachem. 117 S. 8. geb. 1,40 *M*.
3. Rauschen-Capitaine, Kirchengeschichte. Bonn 1907, P. Hanstein. VII u. 137 S. 8. geb. 1,90 *M*.
4. Rauschen-Capitaine, Glaubenslehre. Das. 1908. VII u. 120 S. 8. geb. 1,90 *M*.

5. Rauschen-Capitaine, Apologetik (als Anhang zur Glaubenslehre). Das. 1908. 51 S. 8. 0,90 *M*.

Seit mehr denn 25 Jahren ist kein für Gymnasien brauchbares Lehrbuch der katholischen Religion erschienen. Notgedrungen hatte man zu wählen zwischen König, Dreher oder Wedewer. Mit dem Katechismus war's ganz ebenso. Selbst der „kleine“ Deharbe ist wenig brauchbar. Er enthält viele streng theologische Definitionen, die zwar vermittelnd überleiten zum Pensum der mittleren und oberen Klassen, das Verständnis auf der Unterstufe jedoch nicht fördern und den Unterricht unnötig aufhalten. Glücklicherweise beginnt man heute diese Mängel zu fühlen, und man wagt den Versuch, ihnen abzuhelfen. P. Linden hat den Deharbeschen Katechismus neu bearbeitet und ein treffliches Buch geschaffen. Alle scholastisch wissenschaftlichen Begriffe und Definitionen sind fortgefallen, der Kern ist geblieben. Der Ausdruck ist auch für den Sextaner verständlich, das Ganze mit Zitaten aus der Hl. Schrift und praktischen Bemerkungen belebt. Der neue Katechismus hat sich an den deutschen Schulen im Auslande bewährt; es wäre demnach nur wünschenswert, wenn er auch bei uns recht bald Eingang fände.

Für die Kirchengeschichte auf der Mittelstufe hat Baldus einem langgefühlten Bedürfnis abgeholfen. Seine „Kirchengeschichtlichen Charakterbilder“ haben in 3 Jahren bereits 4 Auflagen erlebt. Bezüglich der Auswahl der einzelnen Charakterbilder kann man dem Verfasser nicht immer beipflichten, auch vermißt man eine „Charakterschilderung“ des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit allgemein, wie solche wohl in No. 3, 23 und 32 naheliegt.

Ein Lehrbuch der kath. Religion für die Mittelstufe, das eine systematische Erweiterung des Katechismus wäre, steht leider noch aus.

Dagegen erscheint augenblicklich für die Oberstufe ein Leitfaden, den Rauschen-Bonn und Capitaine-Eschweiler nach den Grundsätzen bearbeiten, die auf dem Konveniat katholischer Religionslehrer von Westdeutschland zu Düsseldorf 1906 festgesetzt wurden. Bis jetzt sind zwei Teile der Öffentlichkeit übergeben, die Kirchengeschichte und die Glaubenslehre; daneben ist noch ein kurzgefaßtes Repetitorium der Apologetik erschienen. Die Sittenlehre ist für Oktober 1908 angekündigt. Rauschens Lehrbuch vereinigt abgesehen von Kleinigkeiten, deren Verbesserung der Neuauflage zufällt, alle Vorzüge eines wirklichen „Lehr“buches. Die Gesichtspunkte sind lichtvoll geordnet, der Stoff eingehend verarbeitet, ohne Nebensächliches breitzutreten. An manchen Stellen würde sich allerdings mehr die positive Darlegung statt der negativen empfehlen, z. B. Glaubenslehre § 6, 2. § 14, 3. § 32, 4. Auch sind § 27, 3 und § 28 nicht scharf genug geschieden. In der Kirchengeschichte läßt § 43, 4 ein definitives

Urteil vermissen, § 39, 1 verlangt eine ausführlichere Schilderung: das „Weiberregiment" würde die Anmerkung sachlich erklären; § 7 könnte die klassische Literatur noch mehr berücksichtigen (Cicero, Tacitus, Plinius, Sueton, Ammian, Eusebius, Ulpian). Diese Ausstellungen vermindern jedoch keineswegs den hohen Wert des Buches. Seine Einführung würde Lehrern und Schülern viel unnütze Arbeit ersparen.

Schrimm. Johannes Noryskiewicz.

O. Behaghel, Die deutsche Sprache. Das Wissen der Gegenwart Band 54. Vierte Auflage. Wien und Leipzig 1907, Tempsky und Freytag. 380 S. geb. 4 *M*.

Behaghels Buch über die deutsche Sprache braucht nicht mehr gelobt zu werden, es hat schon genug des Lobes gefunden und sich auch bereits einen großen Kreis von Freunden erobert. Die neue Auflage zeigt die Vorzüge der früheren und dazu noch manche Verbesserung, namentlich zahlreiche kleinere Zusätze, durch die das Bild reicher und farbiger gestaltet wird. Daß dabei die neuesten Forschungen überall berücksichtigt wurden, ist selbstverständlich. Sehr dankenswert erscheint die Beigabe eines kleinen bibliographischen Wegweisers, d. h. eines Verzeichnisses von Schriften und Abhandlungen, durch die der Leser angeregt wird, über einzelne Punkte weitere Aufklärung zu suchen (S. 342—58), sowie die Vervollständigung des Wort- und Sachregisters. So reiht sich denn die vierte Auflage würdig an ihre Vorgängerinnen an.

Für eine hoffentlich bald erforderliche fünfte möchte ich einige Bemerkungen machen. Da die Schrift für einen größeren Leserkreis bestimmt ist, wünschte ich mehr etymologische Beigaben nach Art der S. 166 über got. *biut* und S. 172 über *Kümmelblättchen*; so könnte S. 167 bayrisch *Pfinztag* erklärt werden, so S. 75 *Dückdalben* und *Etmal*. Die Literaturangaben müßten überall die neuesten Auflagen enthalten: S. 342 steht O. Weise, Unsere Muttersprache, 4. Auflage, Leipzig 1902 statt 6. Auflage 1907, ebenda O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache, Leipzig 1903 statt 2. Auflage 1905, S. 344 G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, 2. Auflage 1896 statt 3. Auflage 1903, S. 350 Schrader, Bilderschmuck der deutschen Sprache, Berlin 1889 statt 6. Auflage 1902, S. 355 L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, jetzt 2. Auflage Leipzig 1906, E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, jetzt 2. Auflage 1901, S. 350 „Haberland, Krieg im Frieden. III. Teil. Ritter und Turniere im heutigen Deutsch. Programm von Lüdenscheid 1893, 1895, 1896" soll heißen: „Drei Teile und zwar 1 und 2: Etymologische Plaudereien über unsere militärische Terminologie, 1893 und 1895, 3. Ritter und Turniere usw. 1896".

Seite 164 steht: „Wir vermögen zwar von Wörtern wie *Silber* und *Hanf* mit ziemlicher Bestimmtheit zu sagen, daß sie nicht ursprünglich Bestandteile der germanischen Sprache gewesen sind, aber welche Völker es nun waren, die uns diese Ausdrücke vermittelt haben, darüber sind wir kaum imstande, auch nur Vermutungen zu wagen". So verzweifelt liegt die Sache doch nicht; denn es sind schon solche Vermutungen ausgesprochen worden, die noch dazu sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. O. Schrader in seinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde S. 766 und in seiner Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Auflage, II S. 190 leitet *κάνναβις* ab von ceremissisch *kene, kine,* Hanf und syrjänisch *pis,* Nessel (vgl. turkotatarisch ken-dir, Hanf) und V. Hehn „Silber" von der pontischen Stadt *Ἀλύβη* (= *Σαλύβη*), von der schon Homer sagt Il. II 857: *τηλόθεν ἐξ Ἀλύβης, ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη*, während es F. Hommel im Korrespondenzblatt 1879, No. 7 und 8 und Archiv für Anthropol. XV Suppl. S. 162 ff. mit einem ursemitischen *sirpara* verbinden möchte, was weniger wahrscheinlich ist.

Warum (S. 150) *trippeln* seinen Anlaut von *traben, trappen, treten* haben und der Rest des Wortes nach einem alten *zippeln* gebildet sein soll, begreife ich ebensowenig, als daß *zupfen* auf gleiche Weise aus *ziehen* und *rupfen* hervorgegangen sein soll. *Trippeln* ist weiter nichts als Ablautform von *trappeln* (vgl. *rippeln*: *rappeln, schwippen*: *schwappen, zwicken*: *zwacken*), und *zupfen* wird, wenn man es nicht mit Kluge und Heyne von *Zopf* = am Zopfe ziehen ableiten will, am besten auf dieselbe Wurzel wie *Zapfen* und *Zipfel* zurückgeführt. *Sackerlot* (vgl. S. 103) ist schwerlich aus *Sakrament* entstellt, vielmehr aus sacré nom de Dieu, wie auch Kluge im Etym. Wörterb. richtig angibt. Denn bei solchen Euphemismen wird gerade der Vokal gern rein erhalten (vgl. *Potz* = Gottes, *Du grofses Loch* = Du großer Gott, *weifs Kohle* = weiß Gott). Nach S. 151 hat der Brüsseler Alchimist van Helmont das Wort *Gas* „ganz willkürlich" erfunden. Er selbst aber sagt: Ideo paradoxi licentia in nominis egestate halitum illum gas vocavi non longe a chao veterum secretum, also schwebte ihm bei der Wortbildung der Ausdruck chaos vor. Nach S. 155 ist das Suffix *-heit* in Schönheit, Krankheit, Wahrheit ein „altes" Wort, aber es lebt ja noch mundartlich fort, z. B. in Hessen, „lediger heit, junger heit" usw. (vgl. Crecelius, Oberhess. Wörterbuch, S. 456). S. 166 heißt es „*impfen* (vgl. *putare*)". Der Anlaut erklärt sich aber nur bei Ansetzung eines mlt. *imputare*; ebenda mußte bei *Essig* (*acetum*) der Konsonantenumstellung Erwähnung getan und dabei auf ähnliche Fälle (*Ziege, kitzeln, Erle*) hingewiesen werden. S. 211 *Wirsching* lautet schriftsprachlich *Wirsing*; dem latein. Grundwort *viridia* steht noch näher altenb. *Börsch,* Wirsing. S. 337 *Detmold* heißt urkundlich nicht *Thietmella,* sondern zu Karls des Großen Zeit

Theotmalli, 1074 *Thedmali*, 1350 *Detmelle* (vgl. Egli, Nomina geographica, S. 246). S. 247 ahd. *hevianna*, Hebamme ist nicht als altes Mittelwort von *heben* aufzufassen, sondern besser als Zusammensetzung von *heben* und *anna* = lat. *anus*, alte Frau, also Hebefrau (vgl. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumsk., S. 348).

Eisenberg S.-A. O. Weise.

Ludwig Adam, Über die Unsicherheit literarischen Eigentums bei Griechen und Römern. Düsseldorf 1907, Verlag der Schaubschen Buchhandlung. 220 S. 8. 4 *M*.

Es ist eine interessante Seite des antiken Schrifttums — ganz abweichend von unsern modernen Anschauungen —, die in dieser Einzelschrift behandelt wird. — Ein Verlagsrecht gab es bei Griechen und Römern so wenig wie überhaupt eine Sicherstellung des geistigen Eigentums; das Buch, das ein Schriftsteller aus der Hand gab, war damit publici iuris; die Verfasser waren auf das Takt- und Anstandsgefühl ihrer Zeitgenossen und der Späteren angewiesen. Wohl empfanden sie es oft bitter, wenn ihr Eigentum ohne ihren Willen verwandt wurde, sei es daß es von anderen vor der Zeit (nicht selten in guter Absicht) veröffentlicht wurde, sei es daß einzelne Teile willkürlich verwertet wurden. So erging es Ovid mit den Metamorphosen, so Galen mit seiner Schrift *περὶ ἀρίστης αἱρέσεως*, so trieb Hermodor mit Abschriften von Platos Werken in Sizilien einen schwunghaften Handel; ja manche gaben fremde Schriften als eigene heraus, und Martial sagt von einem gewissen Fidentinus in diesem Sinne geradezu: fur es. Aber eine gesetzliche Handhabe gegen Mißbrauch oder Vertrauensbruch gab es nicht. Auch das war etwas Gewöhnliches, daß die Worte und Sätze eines Verfassers von andern für augenblickliche Zwecke willkürlich verändert wurden. Namentlich erlaubten sich die Alexandriner dies vielfach. Aristobulos, der Hauptvertreter der Behauptung, alle griechische Weisheit stamme aus jüdischer Quelle, schob den ältesten Dichtern, Orpheus, Homer, Hesiod, eine Menge erdichteter Verse unter, um die Anfänge griechischer Weisheit auf die Bibel zurückzuführen. Daher stammen viele Interpolationen, die überhaupt bei den alexandrinischen Juden, die von den Ptolemäern aus politischen Gründen begünstigt wurden, sehr beliebt waren. Manche Kirchenväter, wie z. B. Clemens Alexandrinus, standen auf gleichem Standpunkte wie Aristobulos.

Was nun die Annahme von Plagiaten bei den Historikern betrifft, so kann man das Verfahren dieser Schriftsteller, die nach Exzerpten arbeiten mußten, wie z. B. Plinius in seiner naturalis historia, keineswegs als Diebstahl bezeichnen; nur war es allgemein Sitte, die Quelle und die Art ihrer Verwertung im einzelnen Falle nicht anzugeben. Man betrachtete eben das einmal

Gefundene als gemeinsames Gut. Auch bei dem gleichartigen Verfahren der Redner kann man von bewußtem literarischen Diebstahl nicht reden, zumal es Gepflogenheit war, schablonenmäßig Eingänge und Überleitungen anzubringen, auch das bessere Gedächtnis der Alten es nahelegte, bekannte Aussprüche berühmter Vorgänger, auch längere Partien, zu zitieren. Ebenso machten die Komiker nicht selten aus dem Gedächtnis Anleihen bei anderen, führten auch von jenen angeschlagene Gedanken weiter aus. Freilich machten sie einander oft den Vorwurf des Plagiats; aber die Komödie wie die Parodie hatten oft die Anführung und Ausnutzung bekannter Dichterstellen nötig, was ebensowenig als literarischer Diebstahl im strengen Sinne betrachtet werden kann. Ein gleiches ist von gelegentlichen Entlehnungen oder Bezugnahmen bei den Tragikern zu sagen. Tatsächlich unselbständiger waren die römischen Dichter, die sich oft eng an griechische Vorbilder anschlossen oder diese vollständig übertrugen; aber sie hatten eben die Kunstdichtung in die römische Poesie erst einzuführen. Daher die Nachahmungen und Entlehnungen bei Plautus und Terenz, auch bei Ovid und Vergil, der z. B., wie wir durch Macrobius wissen, ganze Partien des zweiten Buches von Pisander übertrug; aber Macrobius selbst fügt sofort, gleichsam entschuldigend, hinzu: es sei das ein Beweis dafür, quantum ex antiquiorum lectione profecerit, wie ihn auch Seneca gelegentlich deshalb entschuldigt, was bezeichnend ist für die Anschauung der Alten überhaupt. Im allgemeinen erkannten aber die Alten selbst die Nachahmung oder Entlehnung guter Muster nicht als Diebstahl; wenn bei den Römern sich häufiger Anlehnung zeigt als bei den Griechen, so kann man die Erklärung dafür einmal in der natürlichen Entwicklung der römischen Literatur erkennen und sodann in der größeren Schwierigkeit der mehr verstandesmäßigen künstlerischen Arbeit der Römer gegenüber der genialen Kunst der Griechen, zumal die Nachahmung wie bei Ovid und Vergil keineswegs eine sklavische war.

Wenn es somit zunächst keinen eigentlichen Diebstahl in der Literatur gab, so gab es doch Verfälschungen und Entstellungen genug, die man beschönigend als *διασκευή* oder *διόρθωσις* bezeichnete. — Nach Aufzählung einiger besonders kennzeichnenden Beispiele spricht Verf. eingehend über das Verfahren der Diaskeuasten mit Homer und kommt damit auf ein von ihm mit besonderer Vorliebe bearbeitetes Feld. Er findet hier eine größere Anzahl von Interpolationen heraus und stellt die wichtigsten auf diese Weise in die Dichtung gekommenen Stellen zusammen, wobei sich aber ergibt, daß die alexandrinischen Kritiker und die Scholiasten manches Unentbehrliche verwarfen. Auch in den Hymnen wurden von den Rhapsoden manche Homerische Verse eingeschaltet, ja es wurden aus solchen ganze Dichtungen

von ihnen zusammengestellt, Centone (nicht etwa die der späteren christlichen Zeit), für die ebenfalls der Name *ῥαψῳδίαι* gang und gäbe war. Nicht anders erging es den Dichtungen Hesiods durch die Willkür der Rhapsoden. Dies alles weist darauf hin, daß namentlich die alexandrinischen Epiker es mit dem literarischen Eigentum älterer Dichter nicht genau nahmen. Aber der Vortrag Homerischer Dichtungen brachte schon in ältester Zeit von selber viele Veränderungen mit sich. Und da Homer selbst Dichter und Rhapsode war, so wurden — und gerade diesem Gedanken geht Verf. mit Eifer nach — aus einer ursprünglichen Ilias entweder zum Aufbau der Haupthandlung oder zum Ausbau einzelner Teile Stücke herübergenommen und eingeschaltet; ersterem dienten z. B. die „Monomachie und *ὁρκίων σύγχυσις* nebst den im 7. Buche verarbeiteten Verhandlungen zwischen beiden Völkern, an welche sich die *ἐπιπώλησις* Agamemnons schloß, ein aus der ursprünglichen Ilias herausgehobenes Stück, das künstlich mit der im 5. und 6. Buche geschilderten *Διομήδεια* und *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία* verbunden wurde, die Peripetie, d. h. die Bestrafung der Troer für ihren Vertragsbruch zu erzielen“ (S. 48), dem Ausbau dienen die *ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ* im 23. Buche, die sich ohne Schwierigkeit aus dem Gedichte herausheben lassen. Auch die Telemachie in der Odyssee, die Verf. gleich jenen Partien einer eingehenden Analyse unterzieht, dient dem letzteren Zwecke. Homer, der die beiden Gedichte bereits vorfand, hat „nicht die Einzellieder zueinander in Beziehung gesetzt und auf ein gemeinsames Ziel gerichtet, sondern aus den größeren Epen, die ab ovo Ilions Geschick und des Odysseus Heimkehr und Leiden besangen, hat er den neuen Aufbau beider Gedichte bewirkt“. Auch die einer späten Zeit angehörende sogenannte Tabula Iliaca, die uns durch ihre Bilder und Beischriften mancherlei Aufschluß über den Inhalt der Ilias des trojanischen Zyklus gibt, läßt erkennen, daß dem Künstler bei ihrer Anfertigung eine andere Ausgabe der Ilias vorlag, als wir sie haben. Insonderheit die *Διὸς ἀπάτη*, die auf der Tabula fehlt, legt dies nahe; der Dichter dieser letzteren hatte dann, um sie einzufügen und sie mit dem übrigen Bau der Handlung zu „verzahnen“, eine Reihe einzelner Einschaltungen auch sonst nötig, deren Entstehung auf diese Weise zu erklären ist. Dasselbe trifft zu bei der Äneasepisode und der Theomachie, die ebenfalls auf der Tabula keinen Platz gefunden haben. Die Theomachie ist gedichtet in Anlehnung an die Diomedie und hängt aufs engste mit der Äneasszene und ihren Erweiterungen zusammen. Dies die Kombinationen des Verf., von denen manche etwas gesucht erscheinen. Was die Verwertung der sogenannten „Tabula Iliaca“ in dem vorliegenden Buche betrifft[1]),

---

[1]) Diese ist veröffentlicht von O. Jahn, Griechische Bilderchroniken. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und be-

so erscheinen die Beweisgründe, die Verf. daran knüpft, keineswegs durchaus zwingend. Wir können nicht ermessen, nach welchen Prinzipien von dem oder den Verfertigern der Reliefs die Auswahl der einzelnen Szenen getroffen ist, ob nicht die vorhandenen Bilder uns selbst nur eine Auswahl aus einer ursprünglich größeren, dem Gedichte genauer folgenden Reihe von Darstellungen bieten. Auch künstlerische Zwecke können den Verfertiger geleitet haben. Dazu zeigt mitunter ein einzelnes Bild in sich Abweichung von der Homerischen Darstellung; z. B. ist in Σ Thetis bei ihrem Besuche bei Hephaistos von einer Frauengestalt (einer Nereide?) begleitet, und Hephaistos hat drei Kyklopen als arbeitende Gehilfen bei sich in der Werkstätte, von denen die Ilias nichts weiß[1]). So erscheint es nicht zulässig, auf dieser Grundlage bestimmte Beweise aufzubauen, wie Verf. dies tut.

Immerhin ergibt die größere letzte Hälfte der Untersuchung in außerordentlich fleißiger Kleinarbeit, daß auf epischem Gebiete die größte Freiheit in der Ausnutzung fremder Geistesprodukte herrschte. Ein Rechtsschutz fehlte eben für die Sicherung des geistigen Eigentums; aber nicht bloß im Altertum, sondern das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit. Dies in bündiger und einleuchtender Weise zusammenhängend dargetan und durch viele schlagende Beispiele belegt zu haben, ist dem Verf. als Verdienst anzurechnen, das nicht dadurch geschmälert wird, daß vielleicht gegen eine oder die andere Einzelkombination eine Einwendung erhoben werden könnte.

Einige wenige Druckversehen sind der Korrektur entgangen; so stört S. 42 in dem Zitat aus Macrobius alienigenias (st. alienigenis) und cornpilarint (st. comp.), S. 48 μηγενηται (st. μὴ γένηται), S. 60 ἄλωσις (st. ἅλ.), S. 137 in v. 315 δήμοι und ἔνθοθι (st. δή μοι und ἔνδοθι).

Hanau. O. Wackermann.

Dörwald, Beiträge zur Kunst des Übersetzens und zum grammatischen Unterricht. Ein Hilfsbuch für den griechischen Unterricht in Obersekunda. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. V u. 64 S. 8. 1,20 ℳ.

Der Verfasser hat seinem Buche: „Aus der Praxis des griechischen Unterrichts in Obersekunda" die oben genannten Beiträge folgen lassen, die sich auf den Unterricht in derselben Klasse beziehen.

Die einzelnen Beiträge sind nicht von gleichem Werte. Die Abschnitte 1 und 3 enthalten zum Teil so elementare Dinge, daß sie

endigt von Ad. Michaelis. Bonn 1873. Die Reliefs befinden sich jetzt im Museo Capitolino.

[1]) Vgl. O. Jahn a. a. O. S. 19 und 26.

vom Beginn der Lektüre ab beachtet werden müssen. Für die Übersetzung der psychologischen Ausdrücke Homers und der ethischen der Memorabilien werden beachtenswerte Winke gegeben. Den letzten Abschnitt, in dem „aus der Herodotlektüre die bezeichnendsten Beispiele für die Regeln der griechischen Syntax“ zusammengestellt sind, halte ich für recht überflüssig. Solche Stoffsammlungen haben nur Wert, wenn der Schüler sie selbst anlegt. Aber in der Gegenwart, wo man gegen den klassischen und besonders gegen den griechischen Unterricht so unentwegt und von kurzsichtigen Eltern unterstützt Sturm läuft, sind solche zeitraubenden Anforderungen an die häusliche Arbeitskraft streng zu vermeiden.

Der Verfasser wünscht seine Beiträge auch in den Händen vorgeschrittener Schüler zu sehen, weil sie „zu eigenem Nachdenken und selbständigem Arbeiten anregen“. Dieser Hoffnung stehe ich sehr skeptisch gegenüber. Die öffentliche Meinung hat die Schüler so gegen den klassischen Unterricht aufgehetzt, daß ihre Abneigung nur durch die Art des Unterrichts überwunden werden kann. Gedruckte Unterweisungen verfangen dabei nicht.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

W. Niedermann, Historische Lautlehre des Lateinischen. Heidelberg 1907, C. Winter. XVI u. 115 S. 8. 2 *M.*

Es gereicht mir zu besonderer Freude, das in der Überschrift genannte schmucke Büchlein anzeigen zu dürfen. Und zwar in doppelter Hinsicht. Einesteils wegen seines eigenen Wertes, andernteils aber, weil es die Einführung darstellt in ein überaus dankenswertes Unternehmen, das die rührige Universitätsbuchhandlung von C. Winter in Heidelberg in die Wege geleitet hat. Nachdem sie schon seit Jahren eine vortreffliche Sammlung von streng wissenschaftlichen Handbüchern aus dem Gebiete der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde hat erscheinen lassen, darunter auch A. Waldes schöne Etymologie des Lateinischen, hat sie nunmehr einen von dem anerkannten französischen Indogermanisten A. Meillet besonders nachdrücklich betonten Gedanken aufgegriffen und tatkräftig in die Wirklichkeit umgesetzt, nämlich den, auch auf dem grammatischen Gebiet die Kluft überbrücken zu helfen, die sich unleugbar in den letzten Jahrzehnten zwischen Wissenschaft und Schule aufgetan hat und die zu schließen ein dringender Wunsch beider in Betracht kommender Parteien sein muß. Mit vollstem Rechte ist dieses Thema in seinem gesamten Umfange auf der soeben abgeschlossenen 49[ten] Philologenversammlung zu Basel ausführlich behandelt worden. In der Grammatik der alten Sprachen handelt es sich nun vornehmlich darum, die entweder auf bloßen Drill hinauslaufende oder aber nach dem Vorbilde der alexandri-

nischen Techniker höchstens mit den Kategorien der formalen Logik wirtschaftende Behandlung zu ersetzen durch die psychologisch-historische Methode, welche zunächst dem Lehrer und dadurch mittelbar auch dem Schüler einen Einblick verschafft in die inneren Gründe der Erscheinungen und in die organische Entwicklung des Sprachlebens. Gelingt dies, so ist damit zweierlei erreicht, erstens die Eingliederung der so oft als öd und langweilig verschrieenen Grammatik in die gesamte Denkrichtung der Gegenwart und zweitens die Erweckung des Interesses der Lernenden, bei denen nun nicht mehr bloß das mechanische, sondern auch das judiziöse Gedächtnis in Tätigkeit tritt und für die sich mit einem Schlage ganze Strecken bisher in seiner Vereinzelung undurchsichtigen und dunklen Stoffes erleuchten. Wenn irgend eine Art der Behandlung dem klassischen Sprachunterricht die so mannigfach verloren gegangenen Sympathien wieder gewinnen kann, so ist es gewiß diese, durch welche die richtige Erfassung der tatsächlichen Vorgänge des Sprechens nicht wie bis jetzt des öfteren erschwert, sondern ausnahmslos erleichtert wird. Fragen wir aber, wie Niedermann im einzelnen diese ebenso lockende wie schwierige Aufgabe gelöst hat, so erweckt schon der Umstand ein äußerst günstiges Vorurteil für ihn, daß der ersten französischen Ausgabe seines Versuches die Ehre eines begleitenden Vor- und Fürwortes aus der Feder des schon genannten A. Meillet widerfahren ist, und daß jetzt auch die von einem bewährten jüngeren Linguisten, E. Hermann in Bergedorf, unter Mitwirkung des Verfassers vortrefflich ausgeführte Übersetzung in die Welt hinaustreten durfte mit der warmen Empfehlung eines unserer hervorragendsten gegenwärtigen Sprachforscher, Jak. Wackernagel, von dem die leitenden Gesichtspunkte klar hervorgehoben sind. Und die günstige Voraussetzung täuscht nicht! Niedermann, dem wir beiläufig bemerkt zur soeben erfolgten Berufung auf einen akademischen Lehrstuhl Glück zu wünschen in der Lage sind, ist nicht umsonst selbständiger Gelehrter und praktischer Schulmann zugleich. In der ersten Eigenschaft beherrscht er den Gegenstand nach der inhaltlichen, wie nach der methodischen Seite ausgezeichnet, in der zweiten weiß er ihn mit großer Geschicklichkeit vorzuführen. Man liest sein Büchlein mit Spannung und hat von der ersten bis zur letzten Seite das Gefühl, als ob man sich auf dem Boden einer modernen oder doch jedenfalls auf dem einer zu neuem Leben erweckten Sprache bewegte. Es ist wohl noch nicht häufig vorgekommen, daß man in einer lateinischen Lautlehre eine Abbildung der menschlichen Sprachwerkzeuge findet und ebensowenig wird man da so leicht die *Scipioneninschrift* vom Jahre 259 v. Chr. oder das *Senatus consultum de Bacchanalibus* im unverkürzten Wortlaut abgedruckt antreffen. Dabei ist der Vortrag gemeinverständlich im besten Sinne: durch und durch getragen von dem Geiste der heutigen vergleichenden Sprach-

forschung und auf ihren Ergebnissen fußend beschränkt er sich mit grundsätzlichem Verzicht auf die übrigen indogermanischen Sprachen, die griechische nicht ausgenommen, auf das Lateinische selbst und liefert damit den nicht selten überraschenden Beweis, wieviel eine wirklich genetische Betrachtungsweise durch die Beobachtung der aristarchischen *lex Homerum ex Homero interpretandi* erreichen kann. Es ist die reife Frucht jahrelanger zielbewußter Arbeit, die uns hier in einem bequem zu lesenden Überblick dargeboten wird, und für mich besteht kein Zweifel darüber, daß jeder Gymnasiallehrer, der seine Schüler von der bloßen Einpaukung zur wirklichen Aneignung führen will, von dem hier in so vorzüglicher Ausführung gebotenen Hilfsmittel Gebrauch machen wird. Man kann dem Unternehmen zu dieser Eröffnung nur Glück wünschen und hoffen, daß sich die übrigen Bändchen, die vorläufig für Griechisch, Französisch, Deutsch und elementare Phonetik angekündigt sind, auf entsprechender Höhe halten werden. Dann wird von dem auch hübsch ausgestatteten Büchlein eine erfreuliche Belebung und Vertiefung unseres ganzen Grammatikbetriebs ausgehen, die u. a. den klassischen Studien zum Segen werden muß, weil sie in ihrem Teile dazu beitragen wird, das Band wieder fester zu schließen, welches sie mit den Lebenden verknüpft, die am Ende doch immer Recht behalten.

Stuttgart. Hans Meltzer.

Marie Pancritius, Studien über die Schlacht bei Kunaxa. Wissenschaftliche Frauenarbeiten herausgegeben von Jantzen und Thurau. I Heft 2. Berlin 1906, A. Duncker. 80 S. 8. 2,50 *M.*

Während bei G. Cousin, Kyros le Jeune en Asie mineure, Paris 1905, der jüngere Kyros und der Geschichtschreiber seines Feldzugs, Xenophon, sehr schlecht wegkommen, wird die Persergeschichte des Ktesias, dessen Glaubwürdigkeit von den Zeitgenossen sehr gering eingeschätzt wurde, als eine hervorragende Quelle über die Unternehmung des persischen Prinzen angesehen, deren Verfasser das Vertrauen der leitenden Persönlichkeiten besessen und die Möglichkeit zu genauen Informationen gehabt habe. Der Nachricht Plutarchs, daß Xenophon die Anabasis unter dem Namen des Themistogenes veröffentlicht habe, mißt Cousin keinen Glauben bei, nimmt aber zwei Ausgaben der Anabasis an, in deren zweiter uns erhaltener der der persischen Sprache unkundige Schriftsteller die Darstellungen des Ktesias und Themistogenes benutzt habe. In scharfem Gegensatz zu dieser Annahme, für die vielfach Beweise nicht beigebracht sind, stehen die Ergebnisse, zu denen die oben angeführten Studien über die Schlacht von Kunaxa gelangt sind. Wie Cousin die Glaubwürdigkeit Xenophons herabzusetzen bemüht ist, so spricht die Verfasserin dieser Ktesias alles kritische Verständnis ab und

will für militärische Vorgänge nur den Fachmann Xenophon gelten lassen. Hat jener die Tätigkeit des Atheners als Heerführers unterschätzt, so sieht Pancritius in ihm den Intelligentesten in einer intelligenten Schar und einen der Mutigsten unter vielen Tapferen und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die Schlacht bei Kunaxa einen anderen Ausgang genommen hätte, wenn Xenophon an Klearchs Stelle gewesen wäre. Der Inhalt ihrer Abhandlung ist in folgende fünf Kapitel gegliedert: 1. Xenophon und Ktesias, 2. Zahlen, 3. die Schlacht, 4. die Truppen, 5. Kyros. Läßt Cousin die Berücksichtigung der neueren Literatur vielfach vermissen und entnimmt er seine Angaben teilweise älteren Auflagen von Rehdantz und Vollbrecht, so sind auch bei Pancritius neuere Arbeiten nicht verwertet worden, die ihr wohl manches in anderem Lichte hätten erscheinen lassen; dahin rechne ich vor allem die von A. v. Meß im Rhein. Mus. 61 S. 360 ff. veröffentlichten Untersuchungen über Ephoros, die den Nachweis erbringen, daß die Anabasis Xenophons, nicht die Darstellung des Sophainetos (Volquardsen, E. Meyer) oder des Ktesias (Kämmel), die Hauptquelle des Ephoros-Diodor gewesen ist.

In dem ersten Kapitel setzt Pancritius sich mit der von mir im Wetzlarer Gymnasialprogramm von 1887 dargelegten Annahme der Benutzung des Ktesias durch Xenophon auseinander und tritt für die Selbständigkeit des letzteren ein, dessen Bericht E. Meyer treffend als Soldatenjournal bezeichnet habe. Die Zitate aus Ktesias (I 8, 26) sind gewiß unecht — das habe auch ich a. a. O. ausgesprochen —, gleichwohl haben die *Περσικά* des Knidiers Xenophon vorgelegen. Daß dieser in der Hauptsache sich auf eigene Erinnerungen stützte und seiner Anabasis ein Tagebuch zugrunde legte, schließt durchaus nicht die Benutzung des Vorgängers, der im königlichen Lager gestanden hatte, für solche Vorgänge und Verhältnisse aus, die sich der Beobachtung und Kenntnisnahme des erst nachträglich zum Heere des Kyros gekommenen Atheners aus. Pancritius hebt neben den persönlichen Eigenschaften, die diesen für seine Aufgabe befähigten, auch die für die Beobachtung günstigen äußeren Verhältnisse hervor, übersieht aber, daß er nach den Worten des Cheirisophos (III 1, 45) vor der Ergreifung der Feldherren nur eine bescheidene Rolle im griechischen Heere gespielt haben kann. Die sachlichen und sprachlichen Übereinstimmungen mit dem stark verkürzten Auszuge des Ktesias bei Photios können zufällig sein, sind es aber nicht, wenn sie sich mehrfach finden (*ἀσθενήσας — ἠσθένει, ἀπελαύνει ἠτιμωμένος — ἀπῆλθε ἀτιμασθείς, τὴν δὲ κεφαλὴν καὶ τὴν χεῖρα ἀπέτεμε αὐτὸς — Κύρου ἀποτέμνεται ἡ κεφαλὴ καὶ ἡ χείρ*). Die bei beiden Schriftstellern gleichlautende Nachricht, daß viele von Artaxerxes zu Kyros übergetreten seien, niemand aber von Kyros zu Artaxerxes (Photios § 58, Xenoph. An. I 9, 29), erklärt Pancritius zwar für auffällig,

betrachtet sie aber als ein geflügeltes Wort, das seinen Ursprung im Lager des Kyros gehabt habe und durch Klearchos zu Ktesias gelangt sei. Doch wie man diese einfache tatsächliche Mitteilung für ein geflügeltes Wort, für ein landläufiges Zitat ansehen kann, ist mir unverständlich. Über die Ursachen, die zum Bruderkampfe führten, werden zwei Überlieferungen geschieden; Ktesias wird die von Xenophon abweichende Version zugeschrieben, doch bei ihm ein Widerspruch mit sich selbst vorausgesetzt: „Dann steht ein an anderer Stelle erhaltener Teil seines Berichts (Äußerung der Parysatis: „Tissaphernes ist die Ursache dieses Unglücks") in vollem Widerspruch dazu". Ktesias befindet sich mit Xenophon in voller Übereinstimmung über die Ursachen des Kampfes: *διαβάλλεται Κῦρος ὑπὸ Τισσαφέρνους — Τισσαφέρνης διαβάλλει τὸν Κῦρον.* Die Annahme, daß Xenophon in seiner Darstellung schon auf vorausgegangene Veröffentlichungen Bezug genommen habe, ist an und für sich nicht unmöglich, hat doch auch Aristobulos, der an Alexanders Feldzügen beteiligt war, in seinem Bericht über diese die vorausgegangene Alexandergeschichte des Kallisthenes benutzt. Hartmann hat die Ansicht ausgesprochen, daß Xenophon die vier ersten Bücher der Anabasis bald nach den Ereignissen unter dem Namen des Themistogenes herausgegeben und die drei letzten Bücher viel später zur Abwehr geschrieben habe, Pancritius folgt ihm darin, wenn sie auch das Werk des Themistogenes (III 1, 2) nicht mit der uns vorliegenden Anabasis für identisch hält und für eine spätere Überarbeitung der zuerst veröffentlichten Bücher eintritt. Ich halte Hartmanns Annahme für unrichtig. Am Tage, da die Feldherren ergriffen wurden, hat Xenophon selbst die Mitteilung der Gesandten des Tissaphernes über Klearchs Ermordung mitangehört (II 5, 37 ff.), gleichwohl läßt die Antwort, die er am nächsten Tage Apollonides gibt: III 1, 27 *οὐ νῦν παιόμενοι, κεντούμενοι, ὑβριζόμενοι οὐδὲ ἀποθανεῖν οἱ τλήμονες δύνανται καὶ μάλ' οἶμαι ἐρῶντες τούτου*; auf Kenntnis von dem Berichte des Ktesias über Klearchs Tod schließen: Plut. Art. c. 18. *παρακαλεῖν αὐτὸν καὶ διδάσκειν ὡς χρὴ μικρὸν εἰς τὸ κρέας ἐμβαλόντα μαχαίριον ἀποκρύψαντα πέμψαι καὶ μὴ περιιδεῖν ἐν τῇ βασιλέως ὠμότητι τὸ τέλος αὐτοῦ γενόμενον.* Den von Krumbholz gegen Ktesias erhobenen Vorwurf bewußter Fälschung macht Pancritius sich nicht zu eigen, sondern nimmt bei Photios § 49 einen Irrtum und für Plutarch Artax. c 2 *καὶ γὰρ εἶχεν εὐπρεπῆ λόγον κ. τ. λ.* einen anderen Ursprung an, mahnt aber gleichwohl seinen Mitteilungen gegenüber zur Vorsicht, da er wenig Gelegenheit zu zuverlässigen Erkundigungen gehabt habe. Eingehend wird seine Erzählung über den Tod des Kyros behandelt, deren Spuren sie bei Diodor nicht finden kann, während von Meß gerade das betreffende Stück zu den aus Ktesias entlehnten Partien Diodors rechnet. Sie ist, so führt letzterer aus,

die romanhafte Ausgeburt der üppigen Phantasie des Geschichtschreibers, deren schlimmste Auswüchse Ephoros beseitigt hat. Auch Pancritius schätzt den Wert der Ktesianischen Erzählung nur gering ein und läßt bloß seine Mitteilungen über die zweifache Verwundung des Kyros gelten, weil er selbst die Leiche gesehen und mit dem Interesse des Arztes betrachtet habe. Seine Beobachtungen — die beiden Wunden, die blutige Satteldecke, die Rache der Parysatis — soll der Geschichtschreiber durch eigene Kombination verbunden haben, der wirkliche Verlauf der Ereignisse dagegen folgender gewesen sein: „Ein Wurfspieß trifft ihn in die Kniekehle, und ein starker Blutstrahl durchdringt die Satteldecke. Im nächsten Augenblick fällt er an der Schläfe tödlich verwundet“. Die Ausstellungen, die an Ktesias Bericht gemacht werden, sind teilweise recht gesucht und werden von der Verfasserin selbst nicht ernst genommen. So bemerkt sie zu Plutarchs Worten *Κῦρον δὲ τοῖς πολεμίοις ἐνειλούμενον ὁ ἵππος ἐξέφερεν ὑπὸ θυμοῦ μακράν* (c 11): „Daß Kyros ein hartmäuliges, widerspenstiges Pferd geritten haben soll, zeigt, wie unwahrscheinlich Ktesias auch in nebensächlichen Dingen erzählt“, eignet sich dann aber später selbst diesen Zug der Ktesianischen Darstellung an und schreibt: „Um sein Werk zu vollenden, reitet Kyros rücksichtslos in den Hagel von Geschossen, welche dem feindlichen Offizier von allen Seiten zufliegen, hinein“ (S. 41).

Über die Stärke der Heere und ihre Verluste geben Xenophon und Ktesias abweichende Zahlen. Man hat diesen neuerdings Mißtrauen entgegengebracht, Pancritius hält das für ungerechtfertigt und läßt das Heer des Kyros beim Aufbruch von Sardes 70000 Mann (Ktesias) zählen und während des Marsches auf 100000 Mann (Xenophon) steigen, während der König mit 400000 Mann (Ktesias) von Ekbatana aufgebrochen sei. Ob wir es bei Diodor mit den Zahlen des Ktesias zu tun haben oder mit Kombinationen des Ephoros, läßt v. Meß unentschieden, indem er darauf aufmerksam macht, daß alle das Verhältnis von 5 : 1 aufweisen: 400000 : 80000 (Stärke), 15000 : 3000 (Verluste), 50000 : 10000 (Garde im Zentrum). Kyros stand, wie gleichfalls v. Meß hervorhebt, in der Mitte seiner Schlachtordnung und hier fand auch der Zusammenstoß mit dem Könige statt (XIV 23, 5); damit läßt sich Xenophons Angabe über die Ausdehnung des königlichen Heeres nicht vereinigen.

Die Erzählung des Tissaphernes, daß er durch die ihm gegenüberstehende griechische Abteilung hindurchgeritten und an der Plünderung des griechischen Lagers teilgenommen habe, muß zurückstehen gegen die Nachricht Diodors, die ihn nach der Verwundung des Königs den Oberbefehl übernehmen läßt. Auch die Mitteilungen des Ktesias über den Seelenzustand des Königs tragen das Gepräge der Wahrheit, während seine Zeitangaben mit denen Xenophons unvereinbar sind. Dem asiatischen Heere, das für

Kyros focht, mißt Pancritius größeren militärischen Wert bei als dem königlichen, auch bestreitet sie die Antipathien, die Cousin zwischen dem asiatischen und griechischen Heere des Kyros voraussetzt. Über die hellenischen Soldaten urteilt sie günstiger, als dies von anderer Seite geschehen ist, berechtigte Verwunderung muß aber wecken, was sie zu den von Xenophon gerügten häßlichen Zügen bemerkt: „was man im modernen militärischen Leben nicht an die große Glocke bringt, wird hier naiv gemeldet“. Isokrates hat das Griechenheer des Kyros nicht für eine Elitetruppe gehalten: IV 104 *οὐκ ἀριστίνδην ἐπειλεγμένους, ἀλλ' οἳ διὰ φαυλότητας ἐν ταῖς αὑτῶν οὐχ οἷοί τε ἦσαν ζῆν.* In der Frage, wer den Bruderkampf verschuldet habe, schiebt Pancritius mit Xenophon Tissaphernes die Schuld zu und verwirft die Überlieferung, der zufolge Parysatis die Absicht gehabt haben soll, die Thronfolge zugunsten ihres jüngeren Sohnes zu ändern. Kyros hatte von seinen Eltern eine hohe militärische Stellung in Vorderasien erhalten, sie wurde Tissaphernes unbequem und darum suchte er durch Verleumdung beim Könige den unbequemen Nachbarn loszuwerden. Für den Mißerfolg der Erhebung trägt Klearchos die Verantwortung; hätte er dem Befehle des Kyros in der Schlacht gehorcht, dann wäre dieser als Sieger in Babylon eingezogen.

Schon aus dem Mitgeteilten läßt sich der vielfach etwas überschwengliche Ton erkennen, in dem die Verfasserin ihre Darlegungen gehalten hat; auf manche Bemerkung hätte sie verzichten dürfen, so auf S. 7, A. 1: „Der Leichtsinn, mit welchem die Führer in die Höhle des Löwen — hier wohl mehr Fuchsbau — gehen“. Gesucht ist die Erklärung zu Anab. I 4, 18: „Griechen und Perser zeigen hier den altindogermanischen Glauben an die weissagende Kraft des Wassers“; Xenophons Worte besagen hier nichts anderes, als die Hervorhebung des „sprichwörtlichen Kaiserwetters“ in den Berichten unserer Zeitungsschreiber. In der Form verunglückt ist ein Satz, den man auf S. 49 liest: „Wenn, wie Cousin glaubt, diese nicht marschiert wären, wenn sie gewußt hätten, daß es gegen den König ging, dann wären sie, als sie die Wahrheit erkannten, auch sofort zum königlichen Heere übergetreten“.

Köln. Fr. Reuß.

Chalamot, A travers la France in gekürzter Fassung und mit Kommentar herausgegeben von Max Pflänzel. Mit 1 Karte und 12 Bildern. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. VIII und 109 S. 8. geb. 1,40 *M.*

Wenn für die schulgemäße Bearbeitung dieses Werkes als einziger Beweggrund angeführt worden wäre, dadurch eine Abwechslung in das bisher von Brunos „Tour de la France“ beherrschte Gebiet der Lektüre zu bringen, so wäre dem Heraus-

geber schon der Beifall aller Fachgenossen sicher. Um so größer aber ist dieser Beifall, sobald man erkennt, wie mancherlei Vorzüge Chalamets Buch vor dem Brunoschen auszeichnen. Zwar braucht es an sich noch nicht als Vorzug angesehen zu werden, „daß wir es hier mit mehr Personen zu tun haben als dort"; es könnte dieser Umstand sogar zu der Befürchtung Anlaß geben, daß dadurch die Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit der Erzählung zu Schaden kommt. Allein, wer das Werkchen liest, wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß der Autor es vortrefflich verstanden hat, dieser Klippe aus dem Wege zu gehen, daß er die große Zahl der in die Erzählung eingeführten Personen auf das ungezwungenste miteinander in Verbindung setzt und daß er das Hineinziehen all der verschiedenen Landstriche Frankreichs, die er zu berücksichtigen für notwendig hält, überaus geschickt zuwege gebracht hat. Da läßt er den einen Sohn der im Mittelpunkt der Erzählung stehenden Familie, Jean Felber, nach den im Kriege von 1870/71 durchgemachten Strapazen seine Wiedergenesung in den Savoyer Bergen suchen und später als Verwundeten in die Bretagne transportiert werden. Die Tochter, Marie, führt ihr Lehrerinberuf durch die Franche-Comté und die Auvergne in den Südosten des Landes. Beide erhalten durch angeknüpfte Freundschaften Gelegenheit, daneben noch mehrere andre Gegenden selbst vorübergehend zu besuchen oder doch über dieselben unterrichtet zu werden. Und nur die Reisen der jüngeren Söhne, Gaspard und Louis, erinnern uns ein wenig an die im „Tour de la France" beliebte Herbeiführung der zweckentsprechenden Erlebnisse u. z. auch darin, daß die in betracht kommenden Helden sich dem deutschen Staatsverbande zu entziehen suchen und deshalb gezwungen sind, das Weite zu suchen. *Dans quelques semaines*, so heißt es in Kapitel 26, *les jeunes gens de l'âge de Gaspard devaient être incorporés dans l'armée allemande. Pour échapper à cette incorporation, il n'y avait qu'un moyen, c'était de partir, de s'exiler . . . Ils furent obligés de se cacher . . . Ils partirent à la tombée de la nuit . . .* Solche und ähnliche, bei aller Vorsicht doch nicht ganz zu vermeidende Stellen in den einschlägigen französischen Werken sollten jedenfalls davon zurückhalten, diese unsren Schülern gar zu häufig zugänglich zu machen, bloß um ihnen in unterhaltender Weise eine Kenntnis des französischen Landes beizubringen, wie sie ihnen so eingehend vom eignen Lande schwerlich jemals beigebracht wird. Die Franzosen haben, man muß es gestehen, eine große Zahl von Werken dieser Gattung, und Chalamets gehört zu den besten, wie das die in kurzer Zeit abgesetzten fünfzig Auflagen zur Genüge beweisen. Immerhin dürfen wir über die gegenwärtige Bevorzugung der Realien im französischen Lektüreunterricht die klassischen Geisteswerke unsres Nachbarvolkes nicht vergessen.

Im übrigen ist der Stil des uns vorliegenden Werkchens stellenweise geradezu klassisch und durchweg mustergültig, der Inhalt sehr anziehend, die Schilderungen niemals ermüdend. Der Kommentar zeigt die weise Beschränkung und die Sorgfalt, die wir in den Bahlsen-Hengesbachschen Ausgaben zu finden gewöhnt sind. Die Wahl des beigegebenen Bildwerks verrät die Einsicht und den Geschmack des Herausgebers.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) **Jules Forest, Exercices de phraséologie et de style.** Leipzig 1907, Rengersche Buchhandlung. VIII u. 214 S. 8. 2,80 ℳ.

Dies Buch führt das Motto: l'exemple instruit mieux que tous les préceptes; es soll — ohne Regeln und grammatische Abstraktion — eine Wiederholung der „wesentlichen Formen des Französischen“ ermöglichen. Es ist für solche Lernende bestimmt, welche die Regeln schon aus andern Grammatiken gelernt haben und nun — besonders nach einer längern Unterbrechung dieses Studiums — das Bedürfnis einer Wiederholung und einer Gedächtnisauffrischung empfinden.

Ob die Abfassung des Werkes in französischer Sprache für diesen Zweck besonders geeignet ist, läßt sich wohl bezweifeln.

Voraus geht eine kurze recht hübsch geschriebene Darstellung der Bildung und Entwickelung der französischen Sprache.

Dann kommen Vorbemerkungen über Wortbildung und Wortzusammensetzung; das Präfix von emporter ist aber nicht — wie der Verf. es tut — auf die lateinische Präposition in, sondern auf inde zurückzuführen.

Es folgt ein hübsches, z. T. humoristisches Gespräch zwischen Lehrer und Schüler über die Schwierigkeit der Sprache und über die verschiedenen Arten der Fehler, die man machen kann.

Es folgt der Hauptteil über die Konjugation der regelmäßigen und der unregelmäßigen Verba, durch zahlreiche Beispielssätze illustriert, welche meistens der Umgangssprache entnommen sind und auch die gebräuchlichen Ableitungen und stammverwandten Formen enthalten. Den Schluß dieses Abschnittes bildet eine Zusammenstellung der unregelmäßigen Verba, leider in derselben Reihenfolge wie in den vorhergehenden Kapiteln. Viel praktischer wäre eine alphabetische Zusammenstellung ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu einer der vier Konjugationen.

Es folgen zahlreiche Beispielssätze zu den andern Wortarten, zum Gebrauch der Zeiten und Aussageweisen und zur Rektion der Verba. Den Schluß bildet ein alphabetisches Verzeichnis der in den Übungssätzen enthaltenen Wörter.

2) **Cyprien Francillon, La conversation française nebst Schlüssel zum „Français pratique“.** Leipzig 1906, Rengersche Buchhandlung. VI u. 352 S. 8. 4 ℳ.

Der gewaltige Unterschied zwischen Schriftsprache und Ver-

kehrssprache bewirkt, wie der Verf. ausführt, daß in Frankreich unbeholfen, hilflos und verlassen dasteht, wer selbst mit gründlichen Schulkenntnissen hingekommen ist; denn gerade die Wörter und Redewendungen, die man in der Umgangssprache am nötigsten hat, werden von der Schriftsprache vermieden. Dieses Buch enthält nun in seinen 115 Sprechübungen die gebräuchlichsten Wörter, Ausdrücke und Wendungen, Fragen und Antworten, Höflichkeitsformeln und Gallizismen, die den Verhältnissen und Vorgängen des täglichen Lebens gelten.

Das Buch soll aber außerdem und hauptsächlich ein Schlüssel zum „Français pratique" sein. Da dieses andere Werk mir nicht vorliegt, kann ich nicht beurteilen, wieweit es diesen Zweck erreicht.

Tilsit. Prof. Josupeit.

Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Fünfter Band: Die Kämpfe um die Reformation. Der Übergang in die heutige Zeit. Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XII u. 518 S. 8. 5,50 *M*, geb. 7 *M*.

In den Einleitungen zum dritten und vierten Bande seiner Weltgeschichte erklärt sich Lindner gegen die übliche Einteilung, die das Mittelalter bis zur Reformation rechnet und mit ihr die „neue" Zeit beginnt. Er stellt vielmehr die Reformation in eine lange Entwicklungsperiode, die etwa vom Anfang des 13. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts reicht. Denn die Verbreitung der reformatorischen Bewegungen über Europa nahm längere Zeit in Anspruch, und der Kampf der beiden Konfessionen, welcher die Folge war, ist von den Anfängen nicht zu trennen; erst der Dreißigjährige Krieg brachte den Abschluß. Außer diesem äußeren Grunde nötigen noch mehr innere Gründe zu jener Einteilung. Das bürgerliche Laientum entwickelte sich sehr langsam, aber nachhaltig. Mit der einseitigen Herrschaft der kirchlichen Forderungen und Einrichtungen vertrugen sich die durch die zunehmende Erwerbstätigkeit hervorgerufenen neuen Bedürfnisse nicht, sondern sie drängten vorwärts, bis ihnen die Reformation einen entsprechenden Ausdruck gab. Aber sie brachte noch keine grundsätzlich neue Zeit, weil der bisher leitende Gedanke, das Leben unter die übersinnliche Idee und damit unter die Religion zu stellen, nicht aufgegeben wurde. Erst als Religion und Kirche aufhörten, Denken und Dasein allseitig zu bestimmen, konnte eine neue Zeit einsetzen.

Die sowohl politischen wie geistigen Kämpfe, unter denen die Einheit der abendländischen Weltgruppe sich auflöste, hingen so eng untereinander zusammen, daß dieser fünfte Band nicht wie die früheren in Bücher zu teilen war; er bildet ein Buch für sich. Dennoch gestalteten sich die Vorgänge in den einzelnen

Ländern so eigenartig, daß jedes gesondert behandelt werden mußte, damit hervortritt, welchen Anteil es damals an dem allgemeinen Gange nahm und wie es zugleich für die Zukunft seine äußere und innere Geschichte gestaltete. In zwanzig Abschnitte, deren Aufzählung nicht erforderlich scheint, gliedert der Verfasser den Stoff und berücksichtigt nicht nur die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch Wissenschaft, Literatur und Kunst, und zwar mit derjenigen Ausführlichkeit, die heutzutage in einer Weltgeschichte gefordert wird. Zu Beginn dieses fünften Bandes beantwortet Lindner die Frage, auf welche Weise die geschichtliche Entwicklung im allgemeinen vor sich gehe, folgendermaßen: „Dem ersten Blick bieten sich überall als Grundlage die staatlichen Gemeinschaften dar, und sie sind die Leiber, in welchen sich das Alltagsleben der Völker abspinnt, als solche von höchster Bedeutung. Aber es gibt auch historisch gewordene Völkergruppen, welche über die staatlichen Schranken hinausreichen. Diese Bedingungen sind als Erzeugnisse langer Zeiten dauernd und schwer veränderlich, und in dieser Allgemeinheit und Beständigkeit liegt ihre Macht. In den Gruppen walten allgemeine Ideen über der bunten Vielheit der jeweiligen geschichtlichen Erscheinungen, und im Rahmen dieser Ideen spielen sich auch die Vorgänge des staatlichen Einzellebens ab. Jede Änderung des allgemeinen Seins der Gruppe werden daher auch die einbegriffenen Staaten empfinden; anderseits beeinflußt die Eigenart, welche die Teile besitzen, in ihnen den Hergang, so daß er in jedem verschieden zustande kommt. So liegt im Zusammenspiel allgemeiner Ideen mit den von Ort und Zeit gegebenen Einzelbedingungen das erste Wesen geschichtlicher Entwicklung". Diese Sätze bezeichnen den Standpunkt des Verfassers sehr deutlich und sind deshalb hier im Wortlaut angeführt.

Das Gesetz von dem inneren Zusammenhange der Lebensformen, dem Ineinandergreifen der Dinge und der Einzelpersönlichkeiten läßt gerade die Lindnersche Weltgeschichte scharf und klar hervortreten; ihre Eigenart liegt in dieser Einheitlichkeit sowie in der sehr ruhigen, abgeklärten und vorsichtigen, oft etwas einförmigen Darstellungsweise. Folgende Stellen scheinen mir besondere Hervorhebung zu verdienen. „Für sittlicheres Leben des Volkes war die Mehrheit der Jesuiten gewiß nicht minder besorgt als ihre protestantischen Predigtgenossen; bei schweren Volksnöten, bei Seuchen und Pest haben sich viele Mitglieder glänzend bewährt. Trotz aller Abrichtung, die sie durchmachten, blieben auch Jesuiten Menschen im guten und bösen Sinne und schwerlich handelten nicht alle, die Gutes taten, bloß zu dem Zwecke, für den Orden zu wirken. Daß die Jesuiten auch für manche Wissenschaft Großes leisteten, wird noch zu erwähnen sein. Freilich, auch dabei leitete sie der Zweck des Ordens, und sie schufen erst eine katholische Wissenschaft, wie sie vorher nicht

bestanden hatte. Diesen Erwägungen zugunsten des Ordens stehen jedoch Einwürfe zur Seite, die schon damals nicht bloß Protestanten, sondern gute Katholiken gegen ihn erhoben" usw. „Die Italiener machten zwar aus der Politik eine Kunst und schrieben Bücher darüber, aber sie selber zogen aus ihnen keine nutzbringenden Lehren". „Mancher Streit ist über Don Carlos' Schicksal gegangen, doch, wenn auch das Urteil über die seelische Haltung des Vaters ein schwankendes bleiben wird, in der Hauptsache sind die Akten geschlossen". In bezug auf die Wiedertäufer hebt der Verfasser hervor, daß „zwar nicht hunderttausend, wie Übertreibung behauptet hat, vielleicht etwa nur zweitausend — immerhin eine gewaltige Zahl, doch ist eine zuverlässige Berechnung unmöglich —" unter Karl V. grausamen Todes starben. „Kaum kann ein Zweifel sein, daß Maria Stuart um den Anschlag gegen Darnley wußte, daß Bothwell ihn im Einvernehmen mit ihr ausführte ... Briefe und Gedichte an Bothwell, die man bei ihm in einer Kassette gefunden haben wollte und über deren Echtheit noch heute gestritten wird, galten als Zeugnis ihrer Schuld". „Elisabeth half sich gern mit kleinen Maßregeln. Daran hatte ihre Sparsamkeit, die zur schmählichen Knauserei ausarten konnte, einen wesentlichen Anteil, und alle ihre Verbündeten hatten darunter zu leiden. Ihre Politik war, wie ihr gesamtes Wesen, durchaus selbstsüchtig und persönlich. Sie hatte das höchste Ziel erreicht, das einem Herrscher zuteil werden kann: das Volk sah in ihr sich selbst, erblickte in ihr seine Verkörperung und seine Schutzgöttin. Das muß zum Urteil über sie genügen; wer wollte die Fäden des Gewebes auseinander zerren und mürrisch nachspüren, wie weit sie Elisabeths Einschlag waren?" „Schon lange war es Gustav Adolfs Ideal, in den Deutschen Krieg einzugreifen; ein unwiderstehlicher innerer Drang danach lebte in ihm. Politische und religiöse Gründe flossen dem Könige zusammen, wie das im Charakter der Zeit lag". „War Wallenstein ein Verräter? Diese vielerörterte Frage ist unbedingt zu bejahen, wenn man ihn nur als kaiserlichen General betrachtet, und etwas anderes war er nicht, mochte er auch noch so große Vollmachten besitzen. Entwürfe für seine Person und für das Reich mischten sich bei ihm, und ein großer Geist wird stets zugleich das Allgemeine ergreifen". „Der Dreißigjährige Krieg wird gewöhnlich als Religionskrieg bezeichnet. Aber ihm fehlt das hauptsächliche Kennzeichen solcher, die Anteilnahme des Volkes. Er wurde zwar nicht ein eigentlicher Religionskrieg, aber ein Krieg um die Religion. Er war auch ein Kampf ums Dasein". „Die Reformation brachte nicht ein neues Christentum, nur eine neue Art der christlichen Religion, die mit der bisherigen allgemeinen noch durch manche Bänder zusammenhing".

Diese Sätze werden genügen als recht bezeichnende Beispiele für Lindners Auffassung und Ausdrucksweise; sein Werk ist übrigens

bereits dreimal in dieser Zeitschrift angezeigt worden, zuletzt 1906 S. 387 ff. Auch im fünften Bande finden sich im Anhange alle wichtigen literarischen Angaben; nach Stichproben zu schließen, ist das Personen- und Ortsverzeichnis wiederum vollständig und genau. Nur wenige Anmerkungen hat der Verfasser für nötig gehalten, z. B. über die Teilungen der thüringischen Fürstentümer, über die Namensform Wallenstein oder über seine Ausführungen an anderem Orte. Druckfehler habe ich nicht viele gefunden, einen störenden nur S. 163: gebendes statt gehendes. Auch in bezug auf die Ausdrucksweise ist mir nur weniges aufgefallen, z. B. S. 9 rückwendig, 382 Fall unter die Herrschaft, 406 hochfliegendst.

Die Geschichtslehrer in den oberen Klassen möchte ich schließlich noch besonders auf den letzten Abschnitt hinweisen, der die Ergebnisse des ganzen Bandes sehr klar und übersichtlich zusammenfaßt und einen inhaltreichen Ausblick auf den weiteren Gang der Dinge bietet. Möge Lindners gediegene Weltgeschichte, in der das vollständige Fehlen von Abbildungen bei der jetzt oft störenden Überfülle auf diesem Gebiete — ich scheue mich nicht, es zu sagen — geradezu wohltuend berührt, möge diese Weltgeschichte zu baldigem glücklichen Ende geführt werden!

Görlitz. E. Stutzer.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. Dritter Band: Galizyn bis Kiel. Leipzig und Wien 1907, Bibliographisches Institut. 1024 S. Lex.-8. eleg. geb. 10 ℳ.

Schnell ist dem zweiten Bande der dritte gefolgt und reiht sich ihm würdig an. Die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung finden sich in allen Artikeln verwertet, und in Politik, Handel, Industrie, Technik usw. wird auf der Stand der Gegenwart gebührend Rücksicht genommen. Überall wird bestimmt und klar Auskunft erteilt. Unterstützt wird das Ganze durch ein vorzügliches Illustrationsmaterial. Gewiß greifen viele zu diesem „Kleinen Meyer“, und sie werden sich nicht getäuscht sehen.

2. G. Budde, Philosophisches Lesebuch für den englischen Unterricht der Oberstufe. Mit biographischen Einleitungen und Anmerkungen. Hannover 1908, Hahnsche Buchhandlung. VI u. 247 S. geb. 2,25 ℳ.

3. Baruch de Spinoza. Theologisch-politischer Traktat. Dritte Auflage. Übertragen und eingeleitet nebst Anmerkungen und Registern von C. Gebhardt. Leipzig 1908, Dürrsche Buchhandlung. XXXIV u. 423 S. 5,40 ℳ, geb. 6 ℳ.

4. A. Wenzel, Die Weltauffassung Spinozas. Erster Band: Spinozas Lehre von Gott, von der menschlichen Erkenntnis und von dem Wesen der Dinge. Leipzig 1907, W. Engelmann. VIII u. 479 S. 9 ℳ.

5. G. Brunner, Die religiöse Frage im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte. München 1908, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 135 S. geb. 1,80 ℳ.

6. *Παιδαγωγικὸν δελτίον. Τόμος δεύτερος, Τεῦχος τρίτον.*

7. Xenien. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Hermann Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Vierteljährlich 3 Hefte. 1 ℳ, Einzelheft 0,35 ℳ. Jahrg. 1908, Heft 1.

8. A. Gutzmer, Die Tätigkeit der Unterrichskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Leipzig 1908, B. G. Teubner. XII u. 322 S. geb. 7 ℳ.

9. Otto Dornblüth, Hygiene der geistigen Arbeit. Zweite Auflage. Berlin 1907, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt. 258 S. 3,60 ℳ, geb. 4 ℳ.

10. F. Meyerholz, Erkenntnisbegriff und Erkenntniserwerb. Eine Natorp-Studie. Hannover 1908, Carl Meyer (G. Prior). 68 S. 8. 1,20 ℳ.

11. E. Javal, Die Physiologie des Lesens und Schreibens. Autorisierte Übersetzung nach der 2. Auflage des Originals nebst Anhang über deutsche Schrift und Stenographie von F. Haass. Mit 101 Figuren und 1 Tafel. Leipzig 1907, W. Engelmann. XXXIV u. 351 S. 9 ℳ, geb. 10 ℳ.

12. R. Eucken, Der Sinn und Wert des Lebens. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. IV u. 162 S. 2,20 ℳ, geb. 2,80 ℳ.

13. K. Witte, Singular und Plural. Forschungen über Form und Geschichte der griechischen Poesie. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 270 S. 8 ℳ.

14. Claus Peters, De rationibus inter artem rhetoricam quarti et primi saeculi intercedentibus. Diss. Kiel 1907. 101 S.

15. Langenscheidts Taschenwörterbuch der dänischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt, bearbeitet von Anker Jensen, zusammengestellt von F, A. Mohr. Teil I: Dänisch-Norwegisch-deutsch (XVI u. 646 Seiten); Teil II: Deutsch-dänisch (LVI u. 474 Seiten). Preis jedes Teiles 2 *M*. Beide Teile in einen Band gebunden 3,50 *M*.

16. Freytags Sammlung französischer Schriftsteller. Leipzig 1906/1907, G. Freytag.

a) Pierre Loti, Pêcheur d'Islande; herausgegeben von K. Reuschel. VII u. 142 S. geb. 1,60 *M*.
b) Wörterbuch zu Molière, Les femmes savantes, bearbeitet von E. Pariselle. 25 S. 0,30 *M*.
c) Wörterbuch zu Daudet, Le petit chose, bearbeitet von G. Balke. 55 S. 0,60 *M*.

17. Fr. Coppé, Auswahl. Für den Schulgebraush herausgegeben von G. Franz. Leipzig 1907, G. Freytag. 143 S. geb. 1,50 *M*.

18. H. Margall, Vier Erzählungen aus En pleine vie. Für den Schulgebrauch herausgegeben von B. Röttgers. Leipzig 1907, G. Freytag. 79 S. geb. 1 *M*.

19. G. Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. Teil, mit 1 Münztafel. Siebente Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. 172 S. 2,50 *M*.

20. G. Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. II. Teil. B. Sprachlehre. Fünfte Auflage. Leipzig 1906, G. Freytag. 90 S. 1,50 *M*.

21. G. Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. Teil II: Übungsbuch. Mit 25 Abbildungen, 1 Karte und 1 Plan von Paris. Sechste Auflage. Leipzig 1908, G. Freitag. VI u. 196 S. geb. 2,50 *M*.

22. G. Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminarien. II. Teil. B. Sprachlehre. Zweite Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. 90 S. 1,70 *M*.

23. Ch. Kingsley, Westward Ho! In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Ellinger. Leipzig 1906, G. Freytag. 152 S. geb. 1,20 *M*.

24. Wörterbuch zu Mark Twain, A Tramp Abroad, bearbeitet von M. Mann. Leipzig 1906, G. Freytag. 46 S. 0,50 *M*.

25. L. Hamilton, The English News-Paper Reader. Leipzig 1908, G. Freytag. 365 S. gr. 8. geb. 4 *M*.

26. Aus Natur und Geisteswelt. Band 185. E. Sieper, Shakespeare und seine Zeit. Mit 3 Tafeln und 3 Bildern. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 140 S. geb. 1,25 *M*.

27. Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig 1906/1907, G. Freytag.

a) Hebbel, Die Nibelungen, herausgegeben von A. Neumann. 272 S. geb. 1,50 *M*.
b) Goethe, Aus meinem Leben, 2. Band. Mit 1 Titelbild, herausgegeben von K. Hachez. 168 S. geb. 0,80 *M*.
c) Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, herausgegeben von A. Benedict. Mit 1 Plan der Schlacht bei Fehrbellin. Dritte Auflage. 112 S. geb. 0,60 *M*.
d) P. Hagen und Th. Lenschau, Auswahl aus den höfischen Epikern des deutschen Mittelalters. Erster Band: Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg. 104 S. geb. 0,80 *M*.

28. Schiller, Don Karlos, herausgegeben von G. Frick. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 242 S. steif brosch. 1,20 *M*.

29. R, Eickhoff, Weltpolitik und Schulpolitik. Leipzig 1908, B. G. Teubner. 16 S. 0,40 *M*.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zu Horaz carm. II 13 Ille et nefasto.

„Die Philologen verstehen keinen Scherz“: wie oft haben wir diese Anklage aus Moriz Haupts Munde gehört! Ob sie heute noch mit Recht erhoben werden dürfte? Ich meine, wir sind andere geworden; und wenn es den Auslegern der Alten jetzt noch begegnet, daß sie den lachenden Mund des Schriftstellers nicht sehen, so ist nicht Unempfänglichkeit für heitere Darstellung daran schuld, sondern irgend etwas anderes. So z. B. hat bei der Erklärung von Horaz carm. II 13, 21—36 die uns im Blute liegende Hochachtung vor allgemein angenommenen Auffassungen ihren hemmenden Einfluß geübt. Freilich kommt in diesem Falle noch ein zweites hinzu. Wo Horaz heiter ist, bringt er das gewöhnlich unmittelbar zum Ausdruck; und hier geht eine ernste Betrachtung voraus und es schließt sich an die Stelle, die ich als eine heitere anspreche, noch ein großartiges Bild voll tragischen Ernstes (v. 37—40): kein Wunder, daß man um so weniger ein Nebeneinander zweier Darstellungen entgegengesetzten Charakters vermutete. Nun will sich aber der üblichen Erklärung, der ich auch lange gefolgt bin, der Wortlaut nicht fügen: und die daraus entspringenden Bedenken brachten mich allmählich zu einer anderen Auslegung. Diese aber beseitigte nicht nur die Anstöße, sie lehrte mich auch, das bisher gering geachtete Gedicht tiefer verstehen und damit anders einschätzen.

Daß im Anfange des Gedichtes der Verf. nicht ernst spricht, sondern in den übertriebenen, künstlich gesteigerten Verwünschungen gegen den Pflanzer des Unglücksbaumes sein Humor zum Ausdruck kommt, wird allgemein anerkannt. Den ernsteren Ton der Betrachtung (V. 13—20) aber, der mit quid quisque vitet einsetzt, glaubte man durch das ganze weitere Gedicht festgehalten. So sagt Gebhardi (Ästhetischer Kommentar): „Der Tod hat für den Dichter nichts Schreckliches. Wie Sokrates in seiner Verteidigungsrede malt Horaz sich das schöne Zusammensein mit den

Sängern der Vorzeit im Elysium aus, seinen Idealen, denen zu gleichen er sein Leben lang bemüht gewesen ist. Welche Lust, den kampfesmutigen Liedern eines Alkaios, den schmelzenden Klängen einer Sappho zu lauschen! Ja auch die Schrecken des Todes, die Ungetüme der Hölle überwindet die Macht des Gesanges. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Nur im Ton verschieden, in der Sache übereinstimmend erklärt Kießling: „Horaz malt sich aus, was er wohl als Dichter im Reiche der Schatten geschaut haben würde: natürlich die Meister des äolischen Liedes, deren Gewalt noch über die Qualen der Verdammten preisend die Ode mit einer Verherrlichung der Macht der Poesie schließt".

Es sollen nun, wie gesagt, gegen solche Auffassungen nicht allgemeine Erwägungen, die sich aufdrängen, geltend gemacht werden[1]), sondern lediglich der Wortlaut des Gedichtes, der m. E. schon allein für sich deutlich genug Einspruch erhebt.

In der Schilderung der Unterwelt (V. 21—40) zeichnet der Dichter die Wirkung, die die Lieder des Alkaios auf drei Gruppen von Wesen ausüben, einmal auf die Masse der Toten, dann auf die zu auserlesenen Strafen Verurteilten, drittens auf die Ungeheuer der Unterwelt. Mit der diesen gewidmeten Strophe:

Quid mirum, ubi illis carminibus stupens
Demittit atras belua centiceps
Aures et intorti capillis
Eumenidum recreantur angues

haben wir es zunächst zu tun. Nach Inhalt und Vortrag gliedert sie sich in zwei Teile: das von den Schlangen der Eumeniden Gesagte ist farblos, abstrakt gehalten (recreantur), in den Worten über den Cerberus erstrebt der Dichter sinnliche Anschaulichkeit: demittit aures atras. Greift ein Schriftsteller aber zu solcher Malerei, so wird sie nach seiner Meinung da, wo der innere Vorgang ohnehin erzählt ist, ihn lebhafter darzustellen, wo das nicht der Fall ist, auch allein für sich ihn mit unzweifelhafter Sicherheit zu bezeichnen geeignet sein müssen. An unserer Stelle muß also Horaz das letztere geglaubt haben. Denn stupens nennt nur die Ursache; welche der möglichen Wirkungen des stupor aber eingetreten ist, hat der Dichter allein mit demittit aures bezeichnen wollen. Es scheint ihm aber, wenn man die Ausleger hört, mißglückt zu sein: ihre Erklärungen widersprechen einander und dem Zusammnnhang. Nach Dillenburger z. B., Kießling und neuerdings Städler läßt der Cerberus seine Ohren hängen, weil er über den Liedern seines Wächteramts vergißt. Aber, wenn die Töne die Ursache seines Verhaltens sind, müßte er ihnen seine Ohren doch

[1]) Diese Einwände würden natürlich von der Schwierigkeit ausgehen, Horaz einen Glauben an Dinge zuzuschreiben, die längst ineptiae aniles geworden waren.

erst recht öffnen. Nach Rosenberg sind die herabhängenden Ohren ein Zeichen dafür, daß der Hund einschläft: und das soll dem „ob solcher Lieder stutzenden“ Tiere widerfahren sein?

Man sieht zugleich, daß das demittit aures nicht so erklärt ist, wie wir es im gewöhnlichen Leben pflegen, sondern daß ihm dem vorausgesetzten Zusammenhange zuliebe eine ganz andere Deutung aufgezwungen ist: das widerspricht aber der Natur solcher Malerei, zumal da, wo sie wie an unserer Stelle die Versinnlichung des geistigen Vorgangs darbieten soll. Fragen wir uns aber, was uns denn im alltäglichen Leben das Senken der Ohren beim Hunde bedeutet, so gibt es, worauf schon Peerlkamp und Obbarius nachdrücklich hingewiesen haben, nur eine Antwort: es ist ein Zeichen der Angst und Furcht. Davon müssen wir als dem festen Punkte also ausgehen.

Es entsteht nun zunächst die Frage, woher denn die Angst und Furcht komme. Hierauf antwortet der Dichter mit: illis carminibus stupens. Läßt man damit auch die Lieder der Sappho umfaßt sein, so ist allerdings aus diesen die Furcht unerklärlich. Aber diese Beziehung ist nicht notwendig, sie ist sogar vom Dichter abgewehrt. Er hat ja die Lieder, denen die Toten lauschen, deutlich in zwei Gruppen geschieden. Das von den Liebesklagen der Sappho und denjenigen Gesängen des Alkaios Gesagte, die von den Leiden des Krieges und der Seefahrt handeln (V. 24—28), schließt er durch die Zeilen ab (V. 29. 30): utrumque sacro digna silentio mirantur umbrae dicere und stellt ihnen die noch viel mehr begehrten Lieder von dem Kampfe gegen die Tyrannen und ihrer Vertreibung entgegen: sed magis pugnas et exactos tyrannos densum umeris bibit aure volgus, und auf diese berühmten, viel bewunderten Dichtungen zielt m. E. der Dichter mit: illis carminibus stupens.

Solch Hinweis aber begründet die Angst. Denn, wenn der Cerberus hört, daß Tyrannen, deren Macht unerschütterlich schien, doch von den Unterdrückten verjagt wurden, muß ihn die Ahnung überkommen, daß auch einst seine Herrschaft ein Ende nehmen werde. Mit ihm stutzen aber ob solcher Aussicht auch die Eumeniden und so gewinnen die Schlangen Zeit, sich zu erholen.

Daß nun diese Vorstellung, der Cerberus und die Eumeniden durch die Lieder wispernder Schatten eingeschüchtert und bestürzt, von großer Komik ist, bedarf keiner weiteren Darlegung. Der Dichter hat die Komik noch dadurch gesteigert, daß er den Cerberus — ich danke Schimmelpfeng für seinen Hinweis auf die Zahl — zweihundert, sage und schreibe zweihundert Ohren herabklappen läßt (centiceps demittit aures). Aber auch vorher bei der Schilderung der Schatten und ihres Treibens hat es Horaz an lachenerregenden Zügen nicht fehlen lassen. Oder kann man ernst bleiben, wenn man sich vorstellt, daß die *ἀμενηνὰ κάρηνα θανόντων* sich an Liedern weiden, die

von der Liebe und des Kampfes Leid erzählen, noch eifriger sich aber um den Sänger drängen, wenn er die herben Gewalttaten in den Kämpfen gegen die Tyrannen vorträgt? Und müssen wir uns nicht notwendig das vom Dichter Gegebene vervollständigen und uns ausmalen, daß die leichten, luftigen Nebelgestalten wie einst auf der Oberwelt so auch jetzt dort unten durch ϑόρυβος, durch lebhafte Bewegung von Hand und Fuß ihrem Beifall, sobald der Sänger geendet, Ausdruck geben?

Übrigens zeigen es auch schon die Eingangsworte dieses Abschnittes, daß der Dichter mit lachendem Auge von den möglich gewesenen Folgen seines Unfalls spricht. Wenn mir jemand erzählt, daß wenig gefehlt habe, so läge er jetzt im Grabe, so spricht er im Ernste. Sagt er mir aber, er sei mit knapper Not der Reise in den Himmel und der Begegnung mit Petrus entgangen, dann scherzt er. So aber drückt sich Horaz aus:

Quam paene furvae regna Proserpinae
Et iudicantem vidimus Aeacum
Sedesque discretas piorum.

Und kommen dem Leser doch Zweifel — denn aus dem gewohnten Gedankengange reißt man sich nur schwer los —, so vergegenwärtige er sich immer wieder, daß das Jenseits für Horaz keine Wirklichkeit ist, sondern zu den portenta poetarum gehört, daß ein Aeacus es allein den Dichtern verdankt, wenn er drüben seines Richteramtes waltet (IV 8, 27):

Ereptum Stygiis fluctibus Aeacum
Virtus et **favor** et **lingua potentium**
Vatum divitibus consecrat insulis.

Den Schluß des Gedichtes macht ein großartiges Bild. Zittern die Tyrannen der Unterwelt bei den Liedern des Alkaios, so fliegt durch die Herzen derer, denen der Götter Willkür furchtbare Leiden aufgeschmiedet, die erquickende Ahnung, daß diese einst ein Ende nehmen, die Gerechtigkeit siegen und der Tag der Rache kommen werde. Denn die Reihe der hier aufgezählten Heroen entspricht nicht etwa, wie Kießling meinte, dem bloßen Zufall, sondern der Notwendigkeit, zur Veranschaulichung der Tyrannis solche anzuführen, die ungerecht leiden. Das trifft aber nicht nur bei dem hochherzigen Menschenfreunde Prometheus, bei dem zum Tischgenossen des Zeus erhobenen und dann in menschlicher Schwäche gefallenen Tantalus, sondern auch bei Orion zu. Wir müssen nur auf diejenige Form der Sage eingehen, die den Zeitgenossen des Dichters schon aus Homer bekannt und in ihrer späteren pathetischen Umbildung so recht nach dem Geschmacke der nacheuripideischen Zeit war. So hatte Jstrus nach dem Zeugnisse Hygins (de astronomia c. 34 = ed. Bunte S. 73 V. 12) der Sage folgende aufreizende und tief ergreifende Wendung gegeben: Istrus dicit Oriona a Diana esse

dilectum[1]) et paene factum, ut ei nupsisse existimaretur. quod cum Apollo aegre ferret et saepe eam obiurgans nihil egisset, natantis Orionis longe caput solum videri conspicatus, contendit cum Diana eam non posse sagittam mittere ad id, quod nigrum in mari videretur. quae cum se vellet in eo studio maxime artificem dici, sagitta missa caput Orionis traiecit. itaque eum cum fluctus interfectum ad litus eiecisset et se eum Diana percussisse plurimum doleret, multis eius obitum prosecuta lacrimis inter sidera statuisse existimatur.

Tief wie der Schmerz Dianas muß der Grimm und die Empörung Orions über die ihm widerfahrene, von Adelshochmut eingegebene Untat gewesen sein. So paßt Orion zu Prometheus und Tantalus. Zorn und Racheverlangen toben in ihm und treiben ihn in steter Unrast dahin. Bei jedem Wurf nach dem jagdbaren Tiere denkt er des gehaßten Feindes, dem er das tödliche Geschoß lieber gönnte. Wie süß müssen ihm da die Lieder geklungen haben, die vom Sturze der Tyrannen erzählten und in ihm die Hoffnung belebten, daß auch der Gewalttätige, der sich an ihm so brutal vergangen, einst am Boden liegen werde![2])

Sehen wir nun von hier aus rückwärts, so offenbart sich in dem Gedichte ein einheitlicher Grundgedanke: unwilliges Staunen über das unverständliche Schicksal, dem wir anheimgegeben sind. Mit rauher Faust greift es in unser Leben gerade da, wo wir es nicht erwarten. Ja überhaupt sind es nicht Vernunft und Gerechtigkeit, die unser Geschick gestalten, sondern unbegriffene, die Gerechtigkeit höhnende Mächte: das sagt die letzte Strophe mit ihrem großartigen symbolischen Bilde.

Das war aber auch schon am Anfang gesagt. Im ersten Teile, der das den Dichter erregende Ereignis und damit die Veranlassung zu den Betrachtungen erzählt, die den Hauptstock des Gedichtes bilden, versichert er ja, daß er das ihm drohende Schicksal nicht verdient habe, und er hat bezeichnend genug mit diesem Worte den Abschnitt geschlossen:

te triste lignum, te caducum
in domini caput immerentis.

---

[1]) Auch bei Ovid, der den Untergang Orions anders erzählt, heißt es (Fasti V 357): comitem sibi Delia sumpsit.
Ille deae custos, ille satelles erat.

[2]) Freilich wird c. III 4, 70 Orion temtator Dianae virginea domitus sagitta genannt, und das scheint eine andere Auslegung unsers Gedichts zu fordern. Aber einmal hatten die Dichter schon lange den Brauch, unter den verschiedenen Formen einer Sage nach dem augenblicklichen Bedürfnis zu wählen, und dann ist doch, wenn irgend eine Strophe im Horaz, so sicher diese unecht. Die platte Prosa des Eingangs „testis mearum sententiarum", die sinnlose Betonung des „mearum" — es ist vorangestellt —, die Geschmacklosigkeit, den einheitlichen Gedanken der vorhergehenden Strophe deshalb, weil er dreifach gewendet ist, als eine Mehrheit von Ansichten zu bezeichnen, beweisen die Unechtheit zur Genüge.

Und dem entspricht es nun, daß das ganze Gedicht in der Schilderung der jenseits unschuldig Leidenden ausklingt. Wie Horaz voll Unwillen auf den niedergestürzten Baum sah, so blicken sie in sittlicher Empörung auf den Urteilsspruch, den die Götter ihnen gefällt haben.

Aber der Dichter ist weit davon entfernt, seinen Groll dem Weltlauf gegenüber festzuhalten. Das Gegenbild seiner Stimmung gibt er nicht in einem wirklichen Geschehnis, sondern in einem Vorgang, den die Phantasie geschaffen und das Jenseits, in das zu stürzen ihm drohte, vor dem er eben noch zurückgebebt, schildert er in launigem Humor als einen Ort unendlicher Freuden. Er darf sich zu dieser Höhe mit vollem inneren Rechte erheben; denn der Anfang seiner Betrachtung zeigt uns ja, daß er seinen Fall als den Einzelfall eines allgemeinen Gesetzes begriffen:

Quid quisque vitet, numquam homini satis
Cantumst in horas: navita Bosphorum
Thynus perhorrescit neque ultra
Caeca timetve aliunde fata...
Sed improvisa leti
Vis rapuit rapietque gentes.

Wie in die Unvollkommenheiten der Alltäglichkeit, so fügt Horaz sich also auch in die Unvollkommenheiten des Weltlaufs: als etwas Gegebenes, wogegen zu kämpfen umsonst ist, nimmt er die einen wie die anderen hin.

Marienburg. Fr. Heidenhain.

Zur Pflege der Redeübungen.

Die Redeübungen, freien Vorträge, Übungen im mündlichen Vortrage, oder wie immer dieselbe Sache benannt werden mag, erfreuen sich noch nicht der richtigen Wertschätzung von seiten der Schule. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß Autoritäten auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes sich zu absprechenden Urteilen über dieses Unterrichtsmittel verleiten ließen, bevor nach einer vorurteilslosen, längeren Erprobung ihres Wertes überhaupt eine abschließende Kritik am Platze war. Diese ungünstigen Urteile besonders reichsdeutscher Schulmänner blieben auch in Österreich nicht ohne Wirkung, und wenn auch hier alle Mittelschulen zur Pflege der Redeübungen verpflichtet sind, erfüllen manche Lehrer diese Pflicht doch ohne Begeisterung, weil sie ihr eben schon mit Voreingenommenheit entgegenkamen und sich daher auch nicht versucht fühlen, einen Weg zu finden, der sie zu einer besseren Meinung führen könnte.

Aber es ist doch Aussicht vorhanden, daß sich diese Übungen bei uns allmählich zu allgemeiner Anerkennung durchringen werden. Der Erfolg der letzten Jahre besteht darin, daß ihr Wesen schärfer

erfaßt und eine Durchführungsform gefunden wurde, die alle jene erzieherischen Werte zur Geltung bringt, welche mit der richtigen Pflege der Übungen sich verbinden.

Die Redeübungen haben vor allem den Zweck, den Schüler im Gebrauche der freien Rede auszubilden und damit sein ganzes Wesen selbständiger zu machen. Eine ängstliche Beschränkung auf bestimmte Stufen ist nicht notwendig, man darf es vielmehr für möglich halten, ihre Verwendung mit dem deutschen Unterrichte in fast allen Klassen zu verbinden.

Nur möge man sich, um die besten Früchte der Redeübungen zur Reife zu bringen, nicht, wie es leider noch oft geschieht, von ihnen falsche Vorstellungen machen. Die Redeübung soll keineswegs nur einem Schüler Gelegenheit bieten, eine besondere Redefähigkeit zu beweisen, mit einem erborgten Wissen zu prunken, für das die Mitschüler kein Verständnis haben, weil es ihrer Erfahrung möglicherweise völlig ferne liegt. Sondern jede Übung steht im Dienste der ganzen Klasse. Der Stoff, den der Vortragende behandelt, muß einem Gebiete entnommen sein, in dem alle Schüler entweder durch den Unterricht oder durch die natürliche Erfahrung wohl bewandert sind. Damit fallen die prunkenden Themen wie z. B. „Die hysterische Lyrik der Gegenwart“, „Die Kunst der Chinesen“, „Die Malerei der Japaner“, „Die Frauen in der Philosophie“, und wie sonst die Auswüchse einer falschen Auffassung der Redeübungen von seiten der Lehrer noch heißen mögen.

Also aus der Erfahrung der Schüler müssen die Übungen hervorgehen. So nur ist der Vortragende imstande, ehrliche Arbeit zu leisten; er hat es dann nicht nötig, bei fremder Weisheit Anleihen zu machen, und so nur sind seine Zuhörer in der Lage, nicht nur der Form der Vortrages ihr kritisches Auge zuzuwenden, sondern auch seinen Inhalt zu bewerten, zu verbessern, wo der Vortragende fehlte, zu ergänzen, was seiner Aufmerksamkeit entging, aber auch anzuerkennen — und darin liegt ein fruchtbarer sittlicher Zug —, wo die eigenen Kräfte nichts Besseres vermocht hätten. Aus dieser Wechselwirkung zwischen der Arbeit des Vortragenden und der seiner Mitschüler erfüllt sich in der besten Weise, was früher als Zweck der Redeübungen aufgestellt wurde.

Schon jetzt ist es möglich zu erkennen, daß die freien Vorträge nicht an die höchsten Klassen der Mittelschule gebunden sind. Mindestens lassen sie sich bereits auf der Mittelstufe mit gutem Erfolge verwenden und nicht leicht wird ein besseres Mittel gefunden, den Unterricht zu beleben und die jugendliche Selbsttätigkeit zu fördern. Aber natürlich ist es Sache des Lehrers, den Stoffkreis der Übungen sorgfältig jeder Altersstufe anzupassen. In den mittleren Klassen wird am sichersten der Inhalt eines Lesestückes, das mit den Schülern durchgenommen wurde, zur Grundlage einer Übung bestimmt. Sehr geeignet sind z. B. Auf-

gaben, deren Ziel die Ausführung eines Charakterbildes ist, etwa jene des „wilden Jägers“ nach dem Gedichte Bürgers oder hervorragender geschichtlicher Persönlichkeiten nach Lesestücken, die dazu den Stoff bieten. Gut ist es in solchen Fällen, das Verständnis der Schüler für die Form durch andere Lesestücke vorzubereiten, die selbst schon Charakterbilder sind.

In den höheren Klassen wächst der Stoffkreis der Übungen. Die Schullektüre steuert reichlich dazu bei, und damit dem deutschen Unterrichte keine Zeit entzogen werde, soll die Lektüre immer die Hauptquelle bleiben. Da sind Themen recht ergiebig, die über mehrere Dramen oder andere Werke der Lektüre sich erstrecken, nur darf sich die Aufgabe nicht in Kleinigkeiten verlieren, da sonst leicht das Interesse der Zuhörer erlahmt. Recht dankbar erwiesen sich z. B. die Themen: Der Kampf ums Recht im „Götz“, im „Erbförster“ und im „Michael Kohlhaas“, Kriegertypen im „Wallenstein“, Das Wunderbare in den Dramen Schillers, Sittengeschichtliches in „Kabale und Liebe“ u. a. Doch muß andererseits in der Wahl der Themen die Beziehung zum deutschen Unterrichte nicht gar zu ängstlich gewahrt werden, es darf auch die Kulturgeschichte ein Plätzchen beanspruchen, besonders die Geschichte und die Verhältnisse der engeren Heimat und des Studienortes, soweit die Klasse darin bewandert ist oder ohne große Mühe die nötigen Kenntnisse sich erwerben kann. „Was erzählen uns die Namen der Gassen und öffentlichen Plätze unserer Stadt?“, „Welche geschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich an unseren Studienort?“, „Kunstdenkmäler in der Studienstadt“, das sind Aufgaben, die sich mit unseren Absichten sehr wohl vereinigen lassen. Ein reges Interesse weckten auch die Themen: „Die deutschen Personennamen“ und „Die deutschen Ortsnamen“, für die der Stoffkreis auf die Namen der Mitschüler, auf die der Bewohner des Schulortes und im zweiten Falle auf die Ortsnamen des Heimatlandes beschränkt wurde. Zur näheren Kennzeichnung dieser Aufgaben sei noch erwähnt, daß es sich um den Versuch handelte, die namenbildenden Kräfte klarzulegen.

Neben der Altersfrage wird der Lehrer für die Auswahl der Redeübungen auch den geistigen Stand seiner Klasse zu berücksichtigen haben. Und es gibt gewiß Jahrgänge, die gerade im deutschen Unterrichte außerordentliche Qualitäten entwickeln, weil hier mehr als in den anderen Fächern die Selbsttätigkeit sich zu entfalten vermag und weil sich hier alle Geisteskräfte in lebendige Arbeit umsetzen lassen, die in den anderen Fächern geweckt worden sind. Vorausgesetzt, daß sich in einer Klasse im Durchschnitte eine besondere geistige Höhe bemerken läßt, darf der Lehrer es auch unternehmen, allgemeine Lebensfragen, die zu dem Wissen der Schüler sichere Beziehungen haben, in den Übungen zur Lösung vorzulegen, und damit einer Forderung genügen, die heute mehr als sonst an die Pforten der Schule

pocht, nämlich Schule und Leben fruchtbar zu verknüpfen. „Was ist Bildung?“ „Welche Wandlungen erfuhr der Bildungsbegriff im Laufe der Zeiten?“ „Quellen der Bildung“ und ähnliche Themen erweisen sich für reifere Schüler als nicht zu schwierig. Man braucht vor einem Thema nicht zurückzuschrecken, weil vielleicht die Schüler dasselbe nicht erschöpfen könnten. Wären solche Gründe für die Schule maßgebend, dann dürften wir auch die Meisterwerke alter und neuer Zeit unseren Schülern nicht überlassen, da sie ja auch an den erfahrensten Mann noch unlösbare Fragen stellen. Für unsere Zwecke genügt es, die Wahrheit zu suchen. 18—20jährige junge Männer treten, auch ohne daß die Schule sie anleiten müßte, schon von selbst an höhere Fragen heran, jener aber kommt es zu, daß sie ihre Schüler lehrt, keine oberflächlichen Phrasen bei solchen Versuchen zu gebrauchen, sondern ernst und gründlich an Arbeiten schwieriger Art zu gehen und es bescheiden einzugestehen, wenn ihren Kräften Grenzen gesetzt sind.

Für die Durchführung der Redeübungen empfehlen sich im allgemeinen folgende Stufen: Auswahl des Themas, Vortrag, Auftreten des Hauptrezensenten, Kritik durch die Mitschüler, Erwiderung des Vortragenden und endlich das abschließende Urteil des Lehrers.

Ob die Auswahl des Themas der Lehrer allein zu treffen hat oder ob es den Schülern gestattet werden solle, eigene Themen anzumelden, ist noch immer eine strittige Frage. Sie verliert aber an Bedeutung, wenn völlige Klarheit über das Wesen der Redeübungen besteht; denn damit sind den Schülern exotische Stoffe abgeschnitten, und treffen ihre Wünsche mit den Forderungen zusammen, die früher gestellt wurden, so mag man sie ruhig gewähren. Am besten aber ist es, wenn der Lehrer seiner Klasse eine Reihe von Themen vorlegt — es ist hier hauptsächlich an die Oberstufe gedacht — und es jedem Schüler überläßt, jenes auszuwählen, dessen Bearbeitung seinen besonderen Neigungen entspricht. Nicht alle bringen ja einem Stoffe die gleiche Vorliebe entgegen, und wenn auch manche Umstände hoffen lassen, daß ein jeder sein Bestes daransetze, auch einer aufgezwungenen Arbeit gerecht zu werden, verspricht doch die mit freierem Willen übernommene günstigere Erfolge. Wie Büchertitel nicht immer den Inhalt scharf bezeichnen, so ist es auch notwendig, daß der Lehrer das gestellte Thema kurz erläutere, damit alle Schüler wissen, wohin seine Absichten zielen. Es ist ja gewiß nicht ohne Interesse, alle möglichen Lösungen versuchen zu lassen. Da aber eine Redeübung für gewöhnlich mit einer Stunde als dem höchsten Zeitmaße zu rechnen hat, erscheint es doch geboten, die Aufgabe genau zu begrenzen.

Der zum Vortrage bestimmte Schüler erhält nun Zeit, den Stoff zu sammeln, zu ordnen und in die sprachliche Form zu gießen. Von ihm noch vor dem Tage des Vortrages eine Ab-

schrift desselben zu verlangen, könnte als überflüssige Belastung bezeichnet werden, wenn nicht triftige Gründe dafür sprächen. Das jugendliche Alter drängt leicht zu unerwarteten, nicht schulgemäßen Abschweifungen, versucht sich gerne an der Kritik von Dingen, für die in der Schule kein Platz ist, und daher bestehe der Lehrer auf das schriftliche Elaborat. Während des Vortrages nimmt der Redner den Ort des Lehrers ein, der alles vermeiden muß, was die schülerhafte Befangenheit noch verstärken könnte, und deshalb auch am besten in einer Schülerbank sich niederläßt. Es kommt vor, daß manche Lehrer nach dem Ende des Vortrages, um sich von der Aufmerksamkeit der Zuhörer zu überzeugen, von irgend einem Schüler den Gedankengang wiedergeben lassen. Einmal aber stört diese Prüfung die angeregte Stimmung und anderseits ist sie imstande, die folgende Kritik zu verwirren. Diese übt zunächst der Hauptrezensent, der zu diesem Amte auch schon früher bestimmt wurde. Er hatte für die Redeübung sich nicht weniger sorgfältig vorzubereiten als der Vortragende selbst, nur daß die schriftliche Ausarbeitung ihm erspart blieb. Inhalt und Form des Vortrages, die Haltung des Vortragenden fallen in den Bereich seines Urteils, das, wie schon früher bemerkt wurde, sich nicht allein im Aufsuchen der Schwächen gefallen darf, sondern zuerst die guten Seiten zu beleuchten hat. Die Arbeit des Hauptrezensenten wird dann ergänzt durch die übrigen Mitschüler. Der Lehrer selbst hält mit seinen Ansichten noch zurück. Er hat nur dafür zu sorgen, daß die Kritik sich in sachlicher Ordnung und in gemessener, vornehmer Form bewegt. Wo die stramme Leitung versagt, könnte leicht bei den lebhaften Temperamenten der Schüler eine heillose Verwirrung einreißen und aller Erfolg der Übungen wäre gefährdet. Sobald die Kritik erschöpft ist, erhält der Vortragende noch einmal Gelegenheit, auf die gemachten Einwürfe zu erwidern, Mißverständnisse aufzuklären und angegriffene Anschauungen zu verteidigen. Dann erst tritt der Lehrer in die sachliche Behandlung des Ganzen ein. Indem er die gemeinsame Tätigkeit des Vortragenden, seines Hauptrezensenten und der übrigen Schüler überblickt, unternimmt er es, der Mühe des ersteren gerecht zu werden, zu beurteilen, in welchem Grade der zweite seiner Aufgabe genügte, und welchen Wert die Mitarbeit der Klasse zu beanspruchen hat. Er zieht die Summe aus den Vorzügen und Fehlern, welche die Stunde zeitigte, und prägt seinen Schülern ein, was für die weiteren Übungen als Gutes zu wahren ist, welche Schwächen in der Zukunft zu meiden sind.

Der Nutzen der Redeübungen ist wirklich recht bedeutend. Der vortragende Schüler ist gezwungen, ein größeres Stoffgebiet sorgfältig zu durchforschen; denn er wird sich alle Mühe geben, Lücken zu vermeiden, die den Mitschülern Angriffspunkte bieten könnten. Ein gesunder Ehrgeiz wird so anerzogen und die er-

freulichen Ergebnisse gründlicher Arbeit fördern die Arbeitslust. Selbstbewußtsein und Sicherheit des Auftretens, die aus der glücklichen Lösung der Aufgabe erstehen, sind ein gutes Erbteil, das die Schule durch diese Übungen ihren Schülern für das Leben vermittelt. Besonderer Nutzen erwächst natürlich für die sprachliche Seite des Unterrichtes. Gegen den papierenen Stil gibt es kein besseres Kampfmittel als diese rednerischen Auftritte. Denn das Gehör empfindet ganz sicher als Mißton, was dem Auge noch besonderes Wohlgefallen bereiten kann. In der freien Rede ist mit langen, gekünstelten Perioden nicht viel anzufangen, und mußte ein Vortrag den Vorwurf des Schwulstes und der Unklarheit über sich ergehen lassen, dann meiden die späteren zweifellos solche üble Erscheinungen, für die man sonst gerne den klassischen Unterricht verantwortlich macht, während ihre Ursachen in Wirklichkeit darin zu suchen sind, daß in unseren Schulen die freie Rede viel zu wenig gepflegt wird. Nicht mindere Vorteile ziehen auch alle übrigen Schüler aus den Vorträgen. Sie sind hier Richter, entfalten daher eine freiwillige Aufmerksamkeit; sie reden diesmal nicht wie sonst, wo die Frage des Lehrers ihnen den Weg weist, sondern äußern frei und unmittelbar, was sie bemerkten; sie lernen sich selbst beobachten, achten auf eine gewählte Form der Sprache; es geht ihnen das Verständnis für eine gute äußere Haltung auf, indem sie aus der des Vortragenden Lehren nehmen für die Erziehung ihres eigenen Wesens.

Die Redeübungen können mit gleichen Erfolgen auch in allen anderen Fächern der Mittelschule gepflegt werden. In den klassischen Sprachen böten übersichtliche Fragen über ein gelesenes Kunstwerk, Vergleiche zwischen verschiedenen dichterischen Schöpfungen, ja auch sprachliche Untersuchungen, die dem Verständnisse und der Teilnahmsfähigkeit der Schüler angemessen sind, reiches Material. Der Geschichtsunterricht und die Naturwissenschaft fände gleichfalls an ihnen ein Mittel zur Vertiefung und Belebung, auch in der Religionsstunde und selbst in der Mathematik gäbe es für sie genug Gelegenheit, Nützliches zu wirken. Kein Lehrplan steht im Grunde genommen ihrer Verwertung im Wege, wenn sie sich nur in den richtigen Grenzen bewegen und das Interesse des Lehrers sich ihnen freundlich zuwendet.

Olmütz i. Mähren. Franz Ingrisch.

Der neueste Erlafs über den Nachweis der Befähigung zur Erteilung des Gesangunterrichts an höheren Lehranstalten.

Im Novemberheft des Zentralblattes f. d. g. Unterrichtsverwaltung ist die von vielen Seiten gewünschte Verordnung des

Ministers über die Erwerbung der Befähigung zur Erteilung des Gesangunterrichts durch Oberlehrer erschienen. Schon gibt es, wie ich aus Erfahrung weiß, Studenten, die sich neben der wissenschaftlichen Ausbildung auch der Musik widmen. Das Examen in der Musik haben sie an der Universität Halle - Wittenberg zu bestehen. Die Anforderungen, welche an den Kandidaten in der Prüfungsordnung gestellt werden, sind nicht gering. Er soll sich in Vorlesungen eine tüchtige literarische und theoretische Bildung angeeignet haben. Er soll Kirchen- und Volkslied kennen, mit den musikgeschichtlichen Werken einigermaßen vertraut sein, mit einem hervorragenden Meister oder einer musikgeschichtlichen Epoche sich eingehend beschäftigt haben. Harmonielehre, Kontrapunkt, musikalische Formenlehre, Lied, Motette und Kantate sollen ihm bekannt sein, dazu die Gesangstechnik mit ihren physiologischen Voraussetzungen und die Pädagogik des Schulgesangs. Praktisch soll er leisten:

1) Niederschrift eines einfachen Musikdiktats behufs Feststellung des musikalischen Gehörs.

2) Soll er selbst gesanglich so geschult sein, daß er nicht zu schwere Stücke einwandfrei vorsingen kann. Im Klavierspiel soll er die Begleitung eines Oratoriumchors fließend vom Blatt spielen können, leichte Sätze transponieren und die Partitur von leichteren a capella-Sätzen auf dem Klavier wiedergeben können. Im Violinspiel werden nur geringe Anforderungen gestellt.

3) Übungen im Satz von 2- 3- und 4-stimmigen Volks- und Kirchenliedern und Aussetzen des Basses einer leichteren Arie des 17. oder 18. Jahrhunderts. Die Aufgaben sind in einer Klausur zu bearbeiten.

4) In einer Probelektion ist die Kenntnis der Lehrweise in den unteren Klassen und in der Chorklasse nachzuweisen.

Das Zeugnis über die bestandene Prüfung wird dem Lehramtszeugnis als Anhang beigefügt.

Die eben genannten Anforderungen verlangen eine ganz respektable Vorbereitung zum Bestehen der Prüfung. Daß der Kandidat dieselbe Zeit hierauf verwenden muß wie auf die Vorbereitung für ein wissenschaftliches Fach, steht fest. Nur wer in der Praxis gestanden hat, vermag ein maßgebendes Urteil über das Verhältnis der beiden Fächer zueinander und über die Bewertung des Musikunterrichts im Organismus der Schule abzugeben. Über die Zeit, welche zur Vorbereitung auf das Gesangsexamen nötig ist, werden ja später am besten die Examinanden selbst urteilen können; über das Maß von geistiger Kraft und Arbeit, das jetzt zur Erteilung des Gesangunterrichts nötig ist, kann auch jetzt schon der urteilen, welcher Gesangunterricht gibt und einen Vergleich anzustellen vermag mit dem, was er für andere Fächer leisten muß. Da steht zunächst die Tatsache fest, daß sowohl die körperliche wie geistige Leistung in der Chor-

stunde eine ungleich schwierigere ist wie in jeder andern Stunde. Es kostet dem Lehrer große Mühe und erfordert die gespannteste Aufmerksamkeit, wenn er gute Disziplin halten will. In keiner andern Stunde gibt es solche Schwierigkeiten zu überwinden wie in der Gesangstunde. Und dann soll er ganz solus Klavier spielen, hören, intensiv hören und noch die Augen überall haben. Nein, eine Chorstunde erfordert die 2-, ja 3 fache Leistung einer anderen Unterrichtsstunde. Wie oft geht man wie aus dem Wasser gezogen, todmüde aus der Gesangstunde nach Haus. Nun noch die Vorbereitung! Der Gesanglehrer muß weiter arbeiten, die neuere Literatur überschauen, Passendes aussuchen, selbst arrangieren. Hat er hierzu keine Zeit, so wird aus dem ganzen Unterricht nichts Rechtes. Ein Gesanglehrer, der den Gesang als Nebenfakultas hat, und nicht intensiv dafür arbeiten kann, wird nie etwas Rechtes leisten. Wer dagegen den Gesang als Hauptfakultas besitzt und sich mit Lust und Liebe diesem Unterrichtsfache widmen kann, daneben aber noch einige Fakultäten hat, die ihm die Möglichkeit der Beschäftigung in wissenschaftlichen Unterrichtsstunden gewähren, der wird Tüchtiges leisten können. Schon jetzt wird an mich die Frage gerichtet: „Wird die Befähigung im Gesange als Fakultas angerechnet?“ Leider muß ich da mit nein antworten. Und doch wird diese Forderung mit Notwendigkeit erfüllt werden müssen, sollen wir etwas vorwärts kommen auf dem Gebiete des Gesanges. Die deutsche Musik ist wahrlich jedem Zweige des Wissens ebenbürtig, ja noch mehr als das, sie hat es verdient, daß ihr der alte Ehrenplatz an der Schule, den sie Jahrhunderte hindurch besaß, wieder eingeräumt werde. Darum bedarf der erwähnte Erlaß noch der Ergänzung, daß die Befähigung zum Unterricht im Gesange als volle Fakultas im Zeugnis angerechnet und dadurch die Leistung des Gesanglehrers nicht als eine technische, sondern als eine ästhetische und geistige charakterisiert wird. Erst dann wird sich eine größere Anzahl von Freiwilligen aus dem Oberlehrerstande einfinden.

Hamm i. W. H. Eickhoff.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Max Frischeisen-Köhler, Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte und Probleme. Stuttgart 1907, F. Enke. 412 S. gr. 8. 9,60 *M*.

Dieses Rudolf Lehmann gewidmete Buch gibt eine Einführung in die Probleme der modernen Philosophie, indem es die führenden Denker selbst in charakteristischen Auszügen zu Worte kommen läßt. Der Leser soll die verschiedenen Standpunkte kennen lernen und zu eigener Stellungnahme veranlaßt werden: darum stehen die großen Streitfragen im Vordergrunde. Es werden nacheinander die Probleme der Erkenntnistheorie und Logik, der Naturphilosophie, der „Geistesphilosophie" (Psychologie und Historizismus), der Ästhetik und der „Praktischen Philosophie" (Determinismus und Begriff der Pädagogik) in ihren Lösungsversuchen vorgeführt; in den sehr ausführlichen Anmerkungen am Schluß des Bandes (S. 343—402) werden kritische Literaturnachweise und wertvolle Ergänzungen geboten, in denen sich der Verfasser als selbständiger Forscher in der Richtung Diltheyscher Gedankengänge erweist. Denselben Eindruck gewinnt man aus der durchdachten, vornehm gehaltenen und doch nicht ohne Wärme geschriebenen Einleitung (S. 5—48): sie läßt bei völliger Selbständigkeit der Beweisführung im einzelnen die Schule des Berliner Philosophen durchfühlen. Es wird hier mit Geschick die Anordnung nach strittigen Fragen gerechtfertigt: diese solle nicht zur alles negierenden Skepsis führen; es finde ohne Zweifel ein dauernder Fortschritt zu einheitlicher Erkenntnis in der Philosophie statt, so gut wie in den positiven Wissenschaften; gerade die methodische Untersuchung an Einzelfragen fördere ihn; über manches freilich werde man niemals einig werden, und zwar gerade über die letzten und allumfassenden Überzeugungen und Weltinterpretationen: vielleicht lasse das Weltproblem mehrere gleichberechtigte, aber einander entgegengesetzte Lösungen zu.

Die Auswahl verdient die höchste Anerkennung; wer selbst versucht hat, mit der modernen Entwickelung Fühlung zu be-

halten, merkt bald zu seiner Freude: es sind in der Tat immer die bedeutendsten Denker der Gegenwart an der Stelle herangezogen, wo sie Entscheidendes zu sagen haben oder doch ältere Ansichten geschlossen zusammenfassen. So ist mit vollem Recht — um nur einiges anzuführen — Mach als Repräsentant des sensualistischen Monismus, Natorp als Führer der Marburger Schule des Kritizismus eingeführt; Stumpf ist die Autorität für die Theorie der Wechselwirkung gegen Ebbinghaus, der in seinen Grundzügen der Psychologie den Parallelismus mit Prägnanz verteidigt hat; Ostwald vertritt die Energetik gegen Wundt; Dilthey verteidigt gegenüber der physiologischen Psychologie Münsterbergs seine „beschreibende und zergliedernde" Psychologie; in den geschichtsphilosophischen Fragen stehen sich Nietzsche in einem seiner glänzendsten Essays: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (Unzeitgemäße Betrachtungen, Zweites Stück) und Troeltsch (Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte) gegenüber, wozu die scharfe Charakterisierung des Windelband-Rickertschen Standpunkts im Verhältnis von Naturwissenschaft und Geschichte und des Herausgebers eigene Begründung der Geschichte als Geisteswissenschaft eine lehrreiche Ergänzung bieten. Eigens für dieses Buch hat Konrad Lange einen übersichtlichen und seine früheren Darlegungen etwas modifizierenden Abriß seiner Illusionstheorie geschrieben, der nun mit Lipps' Theorie der Einfühlung kontrastiert; in der Wertung der Pädagogik als Wissenschaft oder Kunst wetteifern miteinander die Auffassungen von Rein (und Dilthey) und Lehmann. Eine einzige Ausstellung möchte ich machen. William James als Vertreter des Indeterminismus erscheint mir nicht glücklich gewählt zu sein; ich gestehe, sein Hauptwerk „Principles of psychology" nicht zu kennen, nur seine ins Deutsche übersetzten und von Paulsen eingeleiteten Essays (Der Wille zum Glauben), aus denen auch das Bruchstück in unserem Werk genommen ist. Sie sind mehr unterhaltend als streng wissenschaftlich, dem Geschmacke des englischen, allgemein interessierten, aber nicht gelehrte Erörterung liebenden Publikums angepaßt; gerade auch das herausgehobene Stück zeigt die typischen Züge der Popularphilosophie: redselige Breite, viel „Drum und Dran", Abschweifungen, Wiederholungen, Rhetorik und Bilder statt kurzer, sicherer Fassung der Begriffe. Jedenfalls sticht diese Art von dem festen Gefüge der übrigen Abschnitte und auch von der zwar etwas weitläufigen, aber ungemein klaren Diktion Paulsens, der ihm als Verfechter des Determinismus gegenübergestellt ist, sehr unvorteilhaft ab. — Vermissen wird der einzelne natürlich manches, was ihm am Herzen liegt. Es wird bei solcher Auswahl viel Raum für subjektive Wünsche bleiben. Nach meinem Dafürhalten hätte Eduard von Hartmann mehr Berücksichtigung verdient; in den Anmerkungen sind Stücke aus seiner „Weltanschauung der

modernen Physik" und dem „Problem des Lebens" ausgehoben; gewiß mit Recht, obwohl beide Werke wesentlich nur über die Arbeiten anderer kritisch referieren, natürlich mit festem eigenen Standpunkt. Ich glaube, daß sowohl die Kategorienlehre, wie die Religion des Geistes hätten herangezogen werden können; wie denn überhaupt die Religionsphilosophie zu kurz gekommen ist, so gut wie die Soziologie. Doch ich weiß sehr gut, daß bei einer solchen Zusammenstellung nicht nur der rein objektive Maßstab gilt, sondern viel von Autoren, Verlegern und der Umfangs- und Preisbestimmung abhängt, und ich glaube, der Leser hat alle Ursache, für das Gebotene dankbar zu sein.

Es wäre nun vermessen, wollte sich ein Rezensent aus dem Lehrerkreise, der eben nur philosophische Interessen hat, jenen hochbedeutenden Männern gegenüber als sachlichen Kritiker aufspielen; es kann auch niemand interessieren, auf welche Seite im Einzelfalle ich mich zu stellen geneigt bin. Nur das eine darf ich sagen: Wer dies Buch mit Liebe und in ernstlicher Vertiefung durcharbeitet, wird dauernden Gewinn davon haben. Er wird sich auch nicht mit diesen Bruchstücken begnügen wollen, sondern sicherlich an einer Reihe von Stellen sich veranlaßt sehen, zu den ausführlichen Werken selbst zu greifen, — und eben das ist eine der Absichten des Herausgebers. Insbesondere kann dem Lehrer des Deutschen in Prima nur dringend geraten werden, sich eingehend mit dem Werke und den hier zur Diskussion gestellten Problemen zu beschäftigen: sein Unterricht wird reife Früchte davon tragen. Nicht zunächst und überall so, daß unmittelbar die einander widerstreitenden Theorien den Schülern geboten werden sollen: da ließe sich sonst bald das böse Wort zitieren von dem „kurzen Gedärm" derer, die gestern erst lernten, was sie heut schon lehren (obwohl bei einer guten Klasse recht wohl die Freiheit oder Unfreiheit des Willens, die Wertung der Geschichte, der ästhetische Genuß und die psychologischen Fragen genau nach dem Buche besprochen werden können); — sondern mehr in dem Sinne, daß durch gegenseitiges Abwägen der Argumente und die intensive Denkarbeit, die nötig ist, um zu einer Entscheidung in so viel Fragen zu kommen, die eigene philosophische Erkenntnis und Reife wächst und dadurch der ganze Unterricht auf eine Höhe gehoben wird, die den angehenden Studenten die Möglichkeit der Umschau und Orientierung bietet und ihnen später das Verständnis der modernen Richtungen erleichtert, wie überhaupt das Philosophieren nahelegt. Wer Deutsch in Prima unterrichten will, hat meines Erachtens die Pflicht, solche Hilfsmittel zu studieren, und das Buch gehört darum unbedingt in jede Lehrerbibliothek, um so mehr, da die vollständigen neueren Werke darin zu fehlen pflegen. Aber ich gehe weiter und empfehle es sogar aus voller Überzeugung für die Primanerbibliothek: ein reifer Schüler, dessen philosophisches Interesse geweckt ist —

und einige davon sind in jeder Prima —, kann durchaus alles verstehen, zumal wenn der Lehrer, wie er soll, sich um die Privatlektüre kümmert und ihm dies und jenes zu erklären bereit ist, — mit einziger Ausnahme vielleicht der erkenntnistheoretischen Abschnitte. Das meiste liest sich leichter, als die ästhetischen Abhandlungen Schillers, deren Verständnis doch allen Schülern ohne weiteres zugemutet wird. Doch mögen über die Aufnahme in die Schülerbibliothek immerhin die Meinungen auseinandergehen: für den Lehrer selbst bleibt der Wert des Buches unbestreitbar.

Berlin. A. Reimann.

Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, gewidmet von ehemaligen Schottenschülern. Wien 1907, Wilhelm Braumüller. II u. 410 S. 4. 10 *M*.

Das Schottengymnasium in Wien, welches durch einen Erlaß des Kaisers Franz I. im Jahre 1807 an Stelle des aufgehobenen Gymnasiums zu St. Anna ins Leben gerufen ist, hat seinen Namen dem Umstande zu verdanken, daß es in engster geistiger und materieller Verbindung steht mit dem Jahrhunderte alten Wiener Schottenstift, einer Benediktinerabtei, aus deren Mitteln zum großen Teil die Kosten der Anstalt bestritten werden und deren Mönche fast ausschließlich den Unterricht erteilt haben und noch erteilen. Die Tüchtigkeit dieser Mönche auf wissenschaftlichem und pädagogischem Gebiete hat dem Schottengymnasium schnell und zugleich dauernd die Sympathie der gebildeten Kreise von Wien und Niederösterreich gewonnen und das Schottengymnasium zu einer der besuchtesten Mittelschulen Österreichs gemacht. Alle Bevölkerungsschichten haben ihre Knaben und Jünglinge dorthin zur Vorbildung für höhere Berufe gesendet; wenn man aber nach dem Verzeichnis der Mitarbeiter an dieser Festgabe urteilen darf, so scheint besonders stark der österreichische Adel unter den Zöglingen der Anstalt vertreten gewesen zu sein, denn unter den 44 Verfassern der Beiträge befinden sich 13 Mitglieder dieses Standes; sie machen also fast ein Drittel aus. Einige der Mitarbeiter sind auch bei uns wohlbekannte Persönlichkeiten, z. B. der Historiker Heinrich Friedjung, der Berliner Strafrechtslehrer Franz von Liszt und der Politiker Prinz Alois von Liechtenstein.

Der Inhalt der Festgabe ist ein aufserordentlich mannigfaltiger. Das erklärt sich daraus, daß Männer der allerverschiedensten Lebensstellungen Beiträge geliefert haben. Neben Arbeiten, die ganz feuilletonistischen Charakter tragen, stehen andere von streng wissenschaftlicher Art. Und diese entnehmen ihren Stoff den verschiedenartigsten Gebieten. Historische, archäologische, philologische im engeren und weiteren Sinne, literaturgeschichtliche, pädagogische, juristische, medizinische Abhandlungen wechseln mit solchen, die alte Erinnerungen an die Schulzeit und die Lehrer

wieder wachrufen und in schöner, pietätvoller, oft durch einen feinen Hnmor gewürzter Weise von all dem Guten sprechen, was die alten Schottenschüler ihrem Gymnasium und den Männern verdanken, die dort ihre Jugend geleitet haben. Auf einzelne Abhandlungen und ihren Inhalt möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen; nur auf zwei Punkte soll noch besonders hingewiesen werden. Einmal nämlich ist bemerkenswert, daß auch der berühmte österreichische Dichter Robert Hamerling oder, wie er eigentlich hieß, Rupert Hammerling ein alter Schottenschüler war, und daß die Tagebuchaufzeichnungen, welche er in seiner Schulzeit gemacht hat, in dieser Festschrift veröffentlicht sind. Zweitens aber finden wir hier einen längeren Aufsatz des österreichischen Landesschulinspektors — nach unserm Sprachgebrauch: Provinzialschulrates — Dr. A. Scheindler mit dem Titel „Pro Gymnasio", der zeigt, daß dieselben Angriffe, welche bei uns im Deutschen Reiche auf das Gymnasium gemacht werden, auch in Österreich eine Rolle spielen, der aber auch beweist, daß es dort wie bei uns Männer gibt, die diese Angriffe mit überlegener Sachkenntnis abzuwehren verstehen. Ich halte diesen Aufsatz für das bedeutendste Stück der ganzen Festschrift. Einen besonderen Reiz erhält das Buch noch durch Zeichnungen des Malers Maximilian Liebenwein, der auch ein alter Schottenschüler ist und in einem humorvollen Schlußworte zeigt, daß er mit gleicher Gewandtheit wie den Zeichenstift auch die Feder zu führen versteht. Alles in allem ist diese Festgabe ein schönes Zeugnis sowohl für die Tüchtigkeit der Lehrer des Schottengymnasiums wie für die Gesinnung ihrer früheren Zöglinge, die noch nach so langen Jahren mit dankbarer Verehrung an ihren ehemaligen Erziehern und der Stätte hängen, der sie die Grundlage ihrer Bildung verdanken.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) W. Rein, Deutsche Schulerziehung, in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern herausgegeben. Erster Band. München 1907, J. F. Lehmanns Verlag. XIII u. 266 S. 8. 4,50 ℳ.

Es liegt hier der erste Band eines sehr bedeutungsvollen Werkes vor, welches allen denen willkommen sein wird, die auf das Wohl und auf eine gesunde Entwickelung unseres Volkes bedacht sind. Für diese alle gilt es, nicht allein für die Gegenwart zu sorgen, sondern auch für die Zukunft. Und dies kann man nur dadurch, daß man auf die Jugend einwirkt, die doch die Zukunft des Volkes darstellt. Der hochverdiente Herausgeber hat nun in diesem Bande, dem bald ein zweiter folgen soll, eine Anzahl von gediegenen Aufsätzen zusammengefaßt, welche alle darin gipfeln, daß sie zeigen wollen, „was die Schule zur Weckung und Stählung des vaterländischen Sinnes im Dienste der volkstümlichen Kultur, die ein Teil der Menschheitsentwickelung ist, tun kann und tun soll". Doch wir müssen einen Überblick über den In-

halt des Bandes geben, damit man weiß, was man von ihm zu erwarten hat. Nach einer Einleitung des Herausgebers folgt ein Aufsatz „Zur Organisation des Knabenschulwesens“ von demselben. — „Zur Organisation des Mädchenschulwesens“ von Dr. Gertrud Bäumer. — „Religionsunterricht“ von Thrändorf. — „Ethische Jugendlehre“ von Fr. W. Förster. — „Philosophische Propädeutik“ von P. Ziertmann. — „Geschichtsunterricht“ von H. Landmann und F. Neubauer. — „Heimatkunde und Heimatleben“ von E. Scholz. — „Zeichnen und Modellieren“ von C. Götze. — „Handarbeitsunterricht“ von Pabst. — „Die deutsche bildende Kunst in unseren Schulen“ von C. Schubert. — „Gesang“ von Andreae. — „Die körperliche Schulerziehung in Deutschland“ von v. Vogl. — Man sieht: eine ganze Reihe von Fragen wird aufgeworfen und behandelt, die im Mittelpunkt des Interesses stehen, die so recht auf die nationale Seite unserer ganzen Erziehung abzielen; denn dies ist ja der Zweck, den der Herausgeber mit seinem Werke verfolgt, im Sinne des Wortes des großen Moltke, welches er als Sinnspruch vorangestellt hat: „Die Stärke Deutschlands beruht auf der Homogenität seiner Bewohner; und diese wahre Homogenität kann nicht durch äußere Dinge hervorgebracht werden; sie muß durch die Gemeinschaft der geistigen und sittlichen Grundlagen, durch die Volksbildung erzeugt werden“.

In der Einleitung zieht W. Rein Grundlinien für das, was erstrebt werden soll. Er weist auf die mannigfachen Bestrebungen hin, die darauf hinzielen, unsere Volkskraft gesund zu erhalten. So suche man das Wohnungselend zu verringern, man kämpfe gegen die ungesunde Geschäftsspekulation, man trage Fürsorge zur Verhütung des jugendlichen Verbrechertums u. a. Auch die Schulerziehung wolle sich in Reih' und Glied stellen mit allen denen, die das Höchste und Beste von unserem Volke erwarten und fordern. Dazu müßten die Schulen eben nicht reine Lernschulen sein, sondern auch die Bildung des Willens erstreben. Nicht nur das Geräusch der Worte solle erklingen, sondern „Spielplätze, Werkstätten und Schulgärten sollen Zeugnis ablegen von frischem Tun“. Dazu brauche man freilich nicht allein Lehrer, sondern auch Erzieher. So solle in echt nationalem Geiste in der Schule gewirkt und erzogen werden. Das Buch solle Eltern und Erzieher anregen, „immer tiefer in die deutsche Vergangenheit und in deutsches Wesen hineinzublicken, Volkstum und Volkskunst, Heldentum und Dichtung, Philosophie und Religion in ihrer Bedeutung für unsere Erziehung und für die Aufgaben des Tages immer klarer erkennen und immer wärmer erfassen zu lernen“. In diesem Sinne soll das Buch wirken. Auch einige Stimmen aus dem Auslande will der Herausgeber uns hören lassen, damit wir erkennen sollen, wie andere Nationen auf eine vaterländische Erziehung hinzuwirken bemüht sind und damit wir auch daraus lernen können.

Die beiden ersten Aufsätze stellen Gesichtspunkte auf für das Knaben- und Mädchenschulwesen. Im ersteren betrachtet Rein das Erziehungsschulwesen und das Fachschulwesen. Er wünscht einen einheitlichen Aufbau unseres Schulwesens, einen gemeinsamen Unterbau für die höheren Schulen; nach einem dreijährigen Elementarunterricht soll ein für Gymnasien und Realschulen gemeinsamer dreijähriger Unterbau folgen, darauf ein sechsjähriges Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule. Dann folge das Studium oder die sonstige Berufsausbildung. — In ähnlicher Weise behandelt der zweite Aufsatz das Mädchenschulwesen. Dasselbe solle sich dem im ersten Abschnitt des Buches dargestellten einheitlichen Aufbau des Knabenschulwesens eingliedern, was nach den Vorschlägen der Verfasserin auch sehr wohl angehen würde. Auch hier nämlich solle ein sechs- bis siebenjähriger Unterbau vorausgehen, darauf solle ein drei- bis vierjähriger Aufbau folgen. Dem Oberbau in den Knabenschulen müßte ein ebensolcher in den Mädchenschulen entsprechen, andrerseits müsse sich eine neue höhere Frauenschule angliedern. — Es ist nicht zweifelhaft, daß die hier gemachten Vorschläge zu einer Einheitlichkeit unseres Schulwesens führen könnten. Ob sie jemals zur Verwirklichung kommen werden? — Wir können natürlich auf die folgenden, den Innenbetrieb der Schule behandelnden Aufsätze nicht genauer eingehen; das würde viel zu weit führen. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß sie sämtlich in dem Sinn und Geist geschrieben sind, den wir am Eingange als den Grundzug des Herausgebers bezeichnet haben. Das Buch wird von allen Fachgenossen mit großem Nutzen gelesen werden, aber wir wünschten es auch in den Händen der Eltern, für die, wie wir sehen, W. Rein es ganz besonders bestimmt hat. Sie würden durch die Lektüre desselben einen tieferen Einblick in das bekommen, was unsere deutsche nationale Schule eigentlich will und soll. Dann könnte es erreicht werden, daß Schule und Haus miteinander arbeiten an der nationalen Erziehung unserer Jugend.

2) **Julius Ziehen, Aus der Werkstatt der Schule.** Studien über den inneren Organismus des höheren Schulwesens. Leipzig 1907, Quelle u. Meyer. VI u. 207 S. 8. 4 *M*.

Aus dem reichen Schatze seines Geistes und seiner Erfahrungen bietet uns der bekannte Pädagoge hier eine Reihe von 25 Aufsätzen, welche einen tieferen Einblick in den Organismus und den Betrieb der höheren Schulen gewähren. Diese Aufsätze waren schon in früheren Jahren entstanden und an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden. Sie wollen, wie der Verf. sagt, „nur zur Nachprüfung einzelner Teile unserer Lehraufgaben und unseres Lehrverfahrens anregen, nicht aber eine abschließende Darstellung gewisser Unterrichtsgebiete und ihrer Methodik geben“. — Der erste Aufsatz handelt „Über ein künftiges deutsches Reichs-

schulmuseum". Wir kennen den Verfasser als den Urheber des Gedankens an ein solches. In fünf Leitsätzen bringt er hier seine Gründe zur Schaffung eines solchen zum Ausdruck. Daß dessen Errichtung „auf die Einheitlichkeit der Entwickelung unseres gesamten Schulwesens einen günstigen Einfluß ausüben würde", glauben wir gern. Wenn man damit Ernst machen wollte, so würden sich die Ortsfrage und andere damit zusammenhängenden Fragen wohl lösen lassen. Der zweite Aufsatz behandelt „Die Universität und die Umgestaltung des höheren Unterrichts" und stammt aus dem Jahre 1902. Verf. weist darin nach, wie die Universitäten infolge der in Preußen im Jahre 1901 erfolgten neueren Regelung des höheren Schulwesens (vor allem infolge der Gleichberechtigung der drei Arten von höheren Lehranstalten) gewisse Umwandlungen und Änderungen erfahren müßten, obgleich natürlich aus der Ungleichmäßigkeit des Schülermaterials die Universitätsprofessoren nicht etwa eine Ungleichmäßigkeit ihrer Anforderungen in den Vorlesungen, Übungen oder Prüfungen herleiten dürften. Martin von Schanz und Wilhelm Schrader hätten jene Idee der Gleichberechtigung abgelehnt. Gegen beide wendet sich Ziehen, dessen Standpunkt in dieser Frage ja bekannt ist. Im dritten erscheint „Ein Beitrag aus Belgien zur Lehre vom inneren Organismus unserer höheren Schulen". Gemeint ist der bekannte belgische Schulmann F. Collard in seiner Schrift Méthodologie de l'enseignement moyen. Méthodologie générale. Méthodologie spéciale: Langue maternelle, Latin, Grec, Langues vivantes, Histoire et Géographie. Hier bekommen wir interessante Aufschlüsse über das belgische und französische Schulwesen, die auch für uns sehr lehrreich sind. Übrigens hat Collard auch in Deutschland Erfahrungen gemacht und diese hier verwertet. Auf mannigfachen Gebieten können wir von ihm lernen, so z. B. hinsichtlich des Inhalts der grammatischen Beispiele: durchweg dringt er auf eine Vereinigung der sachlichen mit der sprachlichen Belehrung. — Die Aufsätze 4—10 behandeln den sog. Frankfurter Lehrplan, an dem bekanntlich der Verf. unseres Buches lebhaften Anteil nimmt. Sie haben nacheinander zum Inhalt: 4. Die Weiterentwickelung des Frankfurter Lehrplans. 5. Die lateinlose höhere Schule und der Frankfurter Lehrplan. 6. Die Mitarbeit der Vorschule am Frankfurter Lehrplan. 7. Der französische Anfangsunterricht und der Frankfurter Lehrplan. 8. Zur Weiterführung des Französischen in den Mittelklassen des Gymnasiums mit Frankfurter Lehrplan. 9. Das Verhältnis des Realgymnasiums zum Gymnasium in den Mittelklassen (Tertia) nach dem Frankfurter Lehrplan und 10. Die Gestaltung des lateinischen Unterrichts im Oberbau des Realgymnasiums nach dem Frankfurter Lehrplan. Sie stammen aus den Jahren 1895 bis 1899 und gewähren einen genaueren Einblick in den Lehrgang des nach Frankfurter System gestalteten Reformgymnasiums, auf

den wir hier im einzelnen nicht eingehen können. Verf. ist überzeugt, daß die Frankfurter Lehrpläne bei richtiger Durchführung „bei den Schülern eine geschicktere und raschere Auffassung des Satzganzen erzielen können, was wohl am meisten durch die frühzeitige Auffassung der gesprochenen Fremdsprache veranlaßt ist“. Ob diese Erfahrungen durchweg gemacht werden, bleibt vielleicht zunächst noch dahingestellt. Jedenfalls empfehlen wir die Lektüre dieser einschlägigen Aufsätze Ziehens jedem, der sich über die Frankfurter Lehrpläne genauer unterrichten will. — Die folgenden drei Ausführungen betreffen die deutsche Lektüre: 11. Über den Lehrmittelapparat zum deutschen Lesebuch. 12. Die deutsche vaterländisch—politische Dichtung und ihre Verwertung für die Schule. 13. Über bildliches Anschauungsmaterial zu den Dichtern der Freiheitskriege. Alle drei dienen sehr der Förderung der bezeichneten Lektürestoffe. — Die vier folgenden handeln von dem neusprachlichen Unterricht: 14. Über neuphilologische Gesellschaftsreisen. 15. Das französische Präparationsheft in den Oberklassen. 16. Über die Behandlung der Realien im französischen Unterricht. 17. Zum Realienplan englischer Sprechübungen in den drei Oberklassen des Realgymnasiums. Da handelt es sich um eine möglichst praktische Gestaltung des neusprachlichen Unterrichts. In 15 verteidigt er das französische Präparationsheft in den oberen Klassen und gibt an, wie er es geführt wissen will, damit es seinen Zweck erfüllt. — Die nächsten sieben Aufsätze beziehen sich auf den geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht: 18. Das System der Lehrbücher und Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht. 19. Zur Behandlung der Kriegsgeschichte im Geschichtsunterricht. 20. Der altgeschichtliche Anfangsunterricht bei lateinlosen Gymnasialschülern. 21. Archäologie und Geschichtsunterricht. 22. Auch ein Hilfsmittel für den Unterricht (gemeint sind hier Reisehandbücher, so Meyers Führer durch das Mittelmeer und seine Küstenländer). 23. Das System der Lehrmittel für den erdkundlichen Unterricht. 24. Über kolonialwissenschaftliche Belehrung auf unseren höheren Schulen. — Auch die in diesen Aufsätzen erörterten Fragen sind durchaus zeitgemäß. Ebenso der letzte, 25. Zur Schulung des Auges und zur Erweckung des Kunstsinns im Zeichenunterricht. Bekanntlich hat der Zeichenunterricht neuerdings eine ganz andere Gestalt angenommen, als er früher hatte. Jetzt gilt es Schulung des Auges und der Hand. Wie dieselbe zu erreichen sei, zeigt Verf. in seinen Ausführungen.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten: diese Anzeige skizziert doch nur ganz kurz den Inhalt des Buches. Gewiß, aber das erschien mir eben in erster Linie notwendig. Auf eine genauere Besprechung konnten wir uns bei seinem großen Reichtum nicht einlassen. Wir können auf denselben nur hinweisen. Die Lektüre des Buches wird für jeden von großem Nutzen sein,

für Lehrer und Nichtlehrer. Die ersteren erhalten eine Übersicht über manche wichtigen Punkte namentlich in den Reformschulen, die ganz besonders in dem Verfasser einen eifrigen und sachkundigen Vertreter und Verteidiger gefunden haben, die letzteren werden sich sicherlich mit Interesse in so wichtige Unterrichtsfragen vertiefen.

3) G. Hauber, Die Hohe Karlsschule. (Heft 9 des Werkes: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen.) Heft 9 mit 37 Abbildungen im Text, 5 Tafeln, einer Doppeltafel und einer Tafel mit 2 Unterrichtsplänen. Eßlingen 1907, Paul Neff Verlag (Max Schreiber). 116 S. gr. 8. 2 ℳ.

Es ist ein für das Königreich Württemberg sehr verdienstvolles Werk, von dem uns hier ein Heft vorliegt. Und der Inhalt dieses Heftes hat nicht allein für die engere Heimat des Werkes Interesse und Bedeutung, sondern für unser ganzes deutsches Vaterland, weil es die Verhältnisse und Einrichtungen schildert, in denen Schiller eine Anzahl von Jahren gelebt und sich wissenschaftlich ausgebildet hat.

Ein eigenartiger Fürst war es, dessen Zeit und Wirksamkeit in diesem auf streng geschichtlichen Grundlagen ruhenden Werke dargestellt ist. Aus seinem innersten Wesen ging die Schule hervor, welche mit Recht als seine große Schöpfung bezeichnet wird. Sie war mit seiner Person aufs engste verknüpft und ist mit seinem Tode erloschen. Ihr Name ist mit jenem Fürsten für alle Zeit aufs engste verbunden.

Die Schule hat in ihrem etwa 24jährigen Bestehen mancherlei Wandlungen durchgemacht. Sie begann im Februar 1770 mit der Ausbildung von Knaben im Alter von 12 bis 15 Jahren für die Gärtnerei und das Baugewerbe. Aber sie nahm dann späterhin einen mächtigen Aufschwung, sie wurde zu einer Art Universität. Das interessante Heft bietet nun eine auf gründlichstem Quellenstudium beruhende Geschichte der Anstalt von ihren ersten Anfängen an. Wir bekommen ein anschauliches Bild von ihrer äußeren Entwickelung und von ihrem inneren Werdegang. Wir erhalten einen Einblick in die Art, in welcher die einzelnen Wissenschaften gelehrt wurden; in den gesamten Unterrichtsplan (für die Jahre 1778 und 1782 finden wir ihn vollständig abgedruckt). Aber neben dem sachlichen tritt das persönliche Moment deutlich hervor: die (zum Teil nicht unbedeutenden) Männer, welche an der Hohen Karlsschule gewirkt haben (mehreren hat ja auch Schiller ein dankbares Andenken bewahrt), werden in ihrem Wirken geschildert und uns durch Abbildungen veranschaulicht. Überhaupt sind die Abbildungen eine sehr willkommene Beigabe, so die großen auf die Gründung und Geschichte der Anstalt bezüglichen Tafeln, die Preismedaillen u. a. — Ein inter-

essantes Stück Schulgeschichte liegt vor uns. Wenn die Anstalt auch mancherlei Mängel hatte — sie lassen sich aus den Anschauungen der damaligen Zeit sehr wohl erklären und lagen in den Verhältnissen und der Eigenart der Personen —, so hat sie doch unleugbar auch große Verdienste gehabt. In diesem Sinne begrüßen wir das Erscheinen des interessanten Heftes und empfehlen seine Lektüre den Fachgenossen, aber nicht nur diesen allein, sondern der ganzen gebildeten Welt.

Köslin. R. Jonas.

---

1) A. Reukauf und E. Heyn, Evangelisches Religionsbuch. Teil I—III. Teil I mit einer Karte von Palästina. Zweite durchgesehene Auflage, viertes bis sechstes Tausend. Leipzig 1907, Ernst Wunderlich. V u. 110, IV u. 95, V u. 138 S. 8. geb. Teil I u. II je 0,60 ℳ, Teil III 0,80 ℳ.

Teil I enthält biblische Geschichten für die Mittelstufe gegliederter Schulen aus dem Alten und Neuen Testament. Die beiden andern Teile sollen als biblisches Lesebuch für die Oberstufe dienen. Die Einteilung ist übersichtlich, Sprache und Satzbau einfach und klar, die einzelnen Gedanken sind durch treffende Überschriften deutlich hervorgehoben. Die historischen Rückblicke und die Bibelkunde des Alten (Teil II) und Neuen (Teil III) Testaments zeigen, daß es den Verfassern Ernst ist, die gesicherten Ergebnisse der Forschung auch der Schule zugänglich zu machen. Teil I schließt mit den beiden ersten Hauptstücken, die beiden andern Teile mit einer Zeittafel.

2) E. Heyn, Kirchengeschichte in 2 Bänden. Leipzig 1906 und 1908, Ernst Wunderlich. XII u. 248, XVI u. 448 S. 8. geb. Teil I 3,80 ℳ, Teil II 5,60 ℳ.

3) A. Reukauf und E. Heyn, Lesebuch zur Kirchengeschichte für höhere Schulen. Leipzig 1908, Ernst Wunderlich. VIII u. 340 S. 8. geb. 2 ℳ.

Beide Bücher, Kirchengeschichte und das Lesebuch, gehören zusammen, indem jene als Kommentar zu diesem dient. Die Verfasser stehen auf dem Standpunkte, daß den Mittelpunkt des kirchengeschichtlichen Unterrichts im allgemeinen die Quellen bilden müssen. Durch die geschickte Auswahl in den Quellenstücken und die dazu in der Kirchengeschichte gegebenen Erklärungen haben sie in der Tat diese Lehrmethode sehr verlockend gemacht. Schon die Einteilung (Märtyrerkirche, Reichskirche, Papstkirche, Reformationskirchen, Evangelische Kirche) scheint mir recht glücklich. Durch die Überschriften und eine kurze Disposition ist der Hauptinhalt der einzelnen Quellenstücke deutlich hervorgehoben. Meisterhaft hat es Heyn in der Kirchengeschichte verstanden, einen hohen Grad von Anschaulichkeit zu erzielen. Man vergleiche z. B. in Teil I die treffliche Darstellung der Reise des Ignatius von Antiochien nach Rom (S. 12—14),

des Theaters in der römischen Kaiserzeit (S. 36—37), des Konzils zu Konstanz (232—233), in Teil II den Abschnitt über den Ablaß (27—30), das Leipziger Religionsgespräch (51—55), den Reichstag zu Worms (75—79), das Leben Livingstones (412—417). Daß die Verfasser den reichen Stoff völlig beherrschen und ihn innerlich verarbeitet haben, zeigt besonders der Rückblick im Lesebuch (283—334) — in Teil I der Kirchengeschichte finden sich dieselben Ausführungen im Anschluß an die oben angegebenen Hauptabschnitte —, wo in gedrängtester Weise die Entwickelung des Christentums unter Hervorhebung der treibenden Faktoren vor Augen geführt wird. Mit sicheren, festen Strichen ist hier z. B. das Bild von der Festsetzung des Christentums als Kirche und der Entwickelung der Lehre über die Gottheit Christi vom Johannes-Evangelium bis zum Nicänischen Symbol gezeichnet. Dieselbe philosophische Betrachtungsweise tritt in der tiefen Auffassung des Reformationsgedankens (vgl. K. I 208—209, 234 und II 24) sowie in einzelnen feinen Bemerkungen hervor, wie z. B. über das Rätselhafte des Genies (I 102), die transzendenten Fragen des Ostens und die praktischen des Westens (I 129), über Feuerbestattung (I 174), das Eintreten großer Erneuerungen (II 6), die Ähnlichkeit unserer Zeit mit der Zeit vor der Reformation (II 7), das Wesen der großen Führer der Menschheit (II 251), die „Reduktion“ als Hauptarbeit des Denkens über die Religion (II 362), die Einheit des Seelenlebens (II 374) usw. Durchdrungen von dieser Überzeugung, daß Religion eine zentrale Funktion des gesamten menschlichen Geisteslebens ist, haben die Verfasser die Kirchengeschichte in innigste Verbindung mit den andern Geistesrichtungen gebracht. Darum erfahren unsere großen Nationaldichter ebenso wie der Philosoph Kant die ihnen gebührende Würdigung, und 10 Abschnitte im Quellenbuche (S. 209—247) lassen Kant, Lessing, Schiller, Herder, Schleiermacher, Goethe zu Worte kommen. Mit vollem Rechte nehmen Schleiermachers Reden einen breiten Raum ein, und seine weitreichende Bedeutung für die Entwickelung der neueren Theologie, besonders auch seine Stellung zu Herder und Kant, wird in lichtvoller Weise dargestellt. Den Schluß des eigentlichen Quellenbuches, an das sich der oben genannte Rückblick und eine Zeittafel anschließt, bilden Abschnitte aus Paulsens „Ethik“ und Harnacks „Wesen des Christentums“. — Sehr wohltuend berührt das Bestreben der Verfasser, trotz ihres freien Standpunktes — Harnack, Karl Müller, Hausrath, sowie der Meister der Kirchengeschichte Karl Hase sind besonders ihre Führer — „nirgends bloße Nachtreter liberaler Ideen heranzuzüchten, wodurch die alte Unfreiheit nur mit einer neuen Unfreiheit erkauft würde, sondern willige Sucher nach evangelischer Wahrheit.“ Dieses schwierige Problem haben sie m. E. durchaus richtig angefaßt, und wenn es überhaupt möglich ist, den kirchengeschichtlichen Unterricht vorwiegend auf Quellen-

lektüre zu gründen, so haben sie den richtigen Weg dazu gewiesen. Dabei wird der Lehrer allerdings der privaten Tätigkeit der Schüler viel überlassen müssen, die der Kirchengeschichte ein tieferes Interesse entgegenbringen. Denn so wertvoll es zweifellos ist, die Quellen selbst reden zu lassen und aus ihnen den Geist vergangener Zeiten unmittelbar zu vernehmen, so ist doch der lebendige Vortrag des Lehrers, die Wirkung von Person auf Person auch nicht zu unterschätzen. Dafür muß also noch Zeit übrig bleiben. Wie man aber auch darüber denken mag, so kann man doch getrost behaupten, daß die Verfasser mit bewundernswertem Fleiße und tiefem pädagogischen Verständnis ihre Aufgabe erfaßt, soweit sie lösbar ist, gelöst und sich ein unbestreitbares Verdienst um die Förderung des Religionsunterrichtes erworben haben. Darum ist dem Werke die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Druckfehler: I 3 derentarteten (der entarteten), I 97 Anm. Philisophie, I 111 der Christentums, im Menschen Jesns, II 363 dem denkstolzen Zeitgenossen (den), II 364 muße (mußte).

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Willy Scheel, Deutsche Kolonien. Koloniales Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis von Deutschlands Kolonien und ihrer Bedeutung für das Mutterland. Berlin 1907, C. A. Schwetschke & Sohn. VIII u. 226 S. 8. 2,80 ℳ.

Das Buch soll zusammen mit Scheels Flottenlesebuch: „Deutschlands Seegeltung“ dazu dienen, des Vaterlandes überseeische Interessen dem deutschen Volke und namentlich der deutschen Jugend nahe zu bringen; denn „wer etwas durchsetzen will, mufs die Jugend gewinnen“. Wenn für die Unterklassen der Lehranstalten ein von der Deutschen Kolonialgesellschaft zusammengestelltes Auswahlheftchen genügt und durch Vorführung von Abbildungen einige Kolonialkenntnis auch schon unter kleineren Schülern verbreitet werden kann; wenn für die Mittelstufen ein Beschreibungen und Schilderungen von Land und Leuten bietendes Lesebuch am Platze ist, um den erdkundlichen Unterricht zu unterstützen: so sind Scheels „Deutsche Kolonien“ für den Zögling der Oberklassen berechnet, dessen Interesse für Kolonisation, und was damit zusammenhängt, geweckt werden soll. Doch möge, so wünscht der Herausgeber, auch der Student, der junge Kaufmann und Soldat, dem soziale und handelspolitische Fragen nicht ganz fern bleiben dürfen, zu dem Buche greifen, sowie auch die Mitglieder der Fach- und Fortbildungsschulen, Seminare, Kadettenkorps, Kadettenschulen, der Marineschule, Deckoffizierschule usw. Bereiten ihm dann auch noch Universitätsseminare, Schüler- und Volksbibliotheken bei sich eine Stätte und wird es nebenher zu Prämien und Geschenken verwendet, so

dürfte sich die Hoffnung erfüllen, die bei der Zusammenstellung der Aufsätze obgewaltet hat. Sie sind so ausgewählt, daß weder streng fachwissenschaftliche Arbeiten noch auch rein populäre Schilderungen Zutritt erhalten haben. Dieser konnte natürlich nur Schriftstellern bewilligt werden, die als Fachleute anerkannt sind. Die benutzten Quellen finden wir hinter dem Inhaltsverzeichnis angegeben. Zur Einführung dient der Dernburgsche Vortrag: „Koloniale Lehrjahre" mit dem schön verwerteten Zitat Offenb. Joh. 3, 11. Und das gibt mir Anlafs zu einer einen anderen Aufsatz des Buches — ich habe sie noch nicht alle durchprüfen können — betreffenden Bemerkung. Soeben hat ein hoher Staatsbeamter nach einer Mitteilung der Tagesblätter seine Freude darüber ausgedrückt, daß in beiden Ländern, Deutschland und England, ein starkes und zunehmendes Verlangen nach wärmeren gegenseitigen Beziehungen herrsche. Das kann natürlich Männer der Fachwissenschaft, die die Entwickelung unserer Kolonialmacht darlegen, nicht abhalten, über die vielen Schwierigkeiten ein offenes Wort zu sagen, die Deutschland auf seinem Wege zum heute erreichten Bestande bereitet worden sind. Aber in einem zunächst oder doch jedenfalls auch für Schülerhand bestimmten Buche empfiehlt es sich, was als Gehässigkeit des Tones ausgelegt werden könnte, zu vermeiden. Daß durch die Abtretung Helgolands nur der deutschen Eitelkeit geschmeichelt wurde, daß Englands Vorschläge unverfroren und naiv waren, daß es großmütig deutsche Ansprüche anerkenne und sein Ränkespiel nie aufgegeben habe, daß man gleisnerische (nicht gleißnerische!) Freundlichkeit zeigte, die Eingeborenen durch Lügen und Drohungen wankelmütig machte, neidisch Schutzlosigkeit der Nebenbuhler benutzte, daß lange angehäufter Vorrat von Groll und Mißgunst die Maske scheinbarer Freundlichkeit „durchbrach": dies und Ähnliches, z. B. der Hinweis auf den bekannten spanischen General, den „Schreier" und „Großsprecher", seine leidige Ordensangelegenheit vom Jahre 1885 und „Papas Puppenspielentscheidung", kann anderswo unbedenklich hingenommen werden, — in ein Schulbuch gehört es nicht. Der Geschichtslehrer hat doch vor den Ohren unreifer Jugend nicht „in Politik zu machen". An einer Stelle rächt es sich immer, wenn man sich auf zwei Stühle setzen will. Im übrigen gibt der Anhang eine durch ihre Kürze für den vorliegenden Zweck angenehm auffallende „Übersicht über den heutigen Stand unserer Kolonien" und ein brauchbares Sachregister, das auch Naturwissenschaftliches berührt. Ein Bild vor dem Titel zeigt das landwirtschaftlich-biologische Institut Amani in den Usambarabergen. So regt das Buch mannigfaltig an; noch reicherer Bilderschmuck würde wohl nicht unwillkommen sein, freilich den (mir nicht bekannten) Preis erhöhen.

2) Deutsche Schulausgaben herausgegeben von J. Ziehen. Dresden (Leipzig, Berlin 1908), Verlag von L. Ehlermann.

Shakespeares Julius Cäsar von E. Wasserzieher. Band 43. 95 S. 0,80 *M*.

Rückerts Gedichte in Auswahl von H. Schladebach. Band 44. 128 S. 1 *M*.

Bismarcks Reden und Briefe in Auswahl von E. Stutzer. Band 45. 119 S. 1 *M*.

Begleitstoffe zur Betrachtung der deutschen Literaturgeschichte des 16.—18. Jahrhunderts. Ausgewählt und eingeleitet von Karl Kinzel. Band 46. 192 S. 1,45 *M*.

Sophokles' König Ödipus übersetzt von Martin Wohlrab. Band 47. 72 S. 0,60 *M*.

An brauchbaren Hilfsmitteln für die Lektüre des Julius Cäsar in der Schule fehlt es nicht. Was für Wasserziehers Kommentar von vornherein einnimmt, ist der im Vorworte mit erfreulichem Mute ausgesprochene Grundsatz, daß man in der Erklärung sich so viel als möglich zu beschränken habe, da nicht die einzelnen Steine des Gebäudes, wie R. Genée sagt, sondern dessen Pfeiler und Gewölbe nach ihrem Gesamteindruck zu besichtigen seien. Der Einfachheit des Baues gemäß wird eine kurz gehaltene Gliederung des Stückes vorgeführt, indem für weiteres Studium auf Wohlrabs bekannte ästhetische Erklärung und einige andere Schriften verwiesen wird, die für den Einblick in die Literatur des Dramas in erster Linie heranzuziehen sich empfiehlt. Wer sie nicht zur Hand hat, wird sich auch schon durch Wasserziehers Darlegungen über den Gang der Handlung nach der Abfolge der Aufzüge (S. 5—13) gefördert sehen. Weitere Abschnitte der Einführung sind: die „einheitliche Idee", die „geschichtliche Grundlage" und der „einigen Hauptcharakteren" gewidmete Abschnitt. Zuletzt werden des Dichters Verhältnis zum geschichtlichen Drama und die Entstehungsgeschichte des Dramas mit einigen Worten dargetan. Die „Einzelerläuterungen" geben ungefähr 30 Anmerkungen, beiben somit hinter der Fülle von Stoff weit zurück, der z. B. in der Schmittschen Ausgabe (Paderborn, Schöningh) unter dem Texte angehäuft ist. Diese viel größere Ausführlichkeit des letztgenannten Kommentars hängt mit dem Zwecke der Sammlung zusammen, die auch für den Privatgebrauch berechnet ist. Für die Schule bietet sie m. E. alles in allem oft zu viel, wofern nicht der Unterrichtende einen wesentlichen Teil seiner Arbeit sich vorweggenommen sehen soll. Dazu rechne ich freilich die sachlichen Einzelerklärungen nicht, und hier hätte Wasserzieher etwas mehr tun können, ohne an den auch von ihm verspotteten Portier oder Kastellan zu erinnern, der uns bei einer Besichtigung überall seine eigene werte Person aufdrängt. In den Gang der Handlung und die Eigenart der verschiedenen Charaktere kann und soll der Schüler in gemeinsamer Arbeit mit dem ihn anleitenden Lehrer eindringen, und beide werden dankbar sein, wenn ein mit der Stätte gründ-

lich Vertrauter ihnen „die Treppen und Zugänge“ anweist, die sie entweder noch nicht betreten oder nicht mehr völlig in Erinnerung haben. Für ein sich breitmachendes Akkompagnement müssen sie bestens danken; denn sie möchten gern auf ihre Weise ihr Lied singen. Wenn ich Vermehrung der Einzelnotizen wünsche, so meine ich das beileibe nicht in dem Sinne, daß sie um ihrer selbst willen aufgestapelt werden, was von dem Genusse der Dichtung ablenkt, statt ihn zu begünstigen (vgl. meine Schulschrift: Zur Behandlung deutscher Gedichte usw. Wissensch. Beilage zum Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums zu Berlin 1895. S. 6 f.). Und doch hilft es nichts: an manchen Stellen wird auch den Einzelheiten eine genauere Betrachtung gewidmet werden müssen, will man nicht in die Irre gehen oder gar üble Fehltritte tun. Im ganzen kann die Wasserziehersche Arbeit den Schülern und insofern auch den Amtsgenossen wohl empfohlen werden; sie finden in ihr den Text der Schlegelschen Übersetzung mit denjenigen Änderungen vor, „die die Vergleichung mit dem Urtext und die heutige Sprache verlangten“.

In welchem Umfange wir einen Dichter wie Rückert, bei dem ‚alles alt und doch neu‘ ist, im Unterricht heranzuziehen haben, darüber läßt sich streiten. Die Gründlichkeit seiner Behandlung in den gangbaren Literaturgeschichten ist recht verschieden. Das Rob. Riemannsche Buch (Weichers Deutsche Literaturgeschichte II) nennt z. B. die unverwelklichen Sträuße seiner Lyrik überhaupt nicht, die uns im „Liebesfrühling“ entgegenduften. Ist die Meinung, daß das „für Oberprimaner und Studierende“ nichts sei? Auch Kinzel übergeht die Dichtung in seinen ‚Gedichten des 19. Jahrhunderts‘. Bei Schladebach wird eine Auslese aus ihr geboten. Man wird das gutheißen. Denn wer den novellenartigen Liederzyklus nicht kennt, kennt Rückert nicht: er war mit dem zufrieden, was er lebt’ und sang. Allerdings ist hierbei festzustellen, daß unser Herausgeber sich Benutzer beiderlei Geschlechts für sein Büchlein denkt und wünscht. Allzuviel Zeit kann man Rückert natürlich in den Lehrstunden nicht widmen; aber für die Privatlektüre der Schüler und ihre durch die Lehrpläne verfügten frei gesprochenen Berichte ist er, der „Feind alles hohlen Scheines und seichten Wesens“ trotz seiner manchmal unbedeutenden Reimereien, „ein Idealist in des Wortes schönster Bedeutung und einzigartiger Erzieher“, sicherlich nicht außer acht zu lassen. Schladebach bedauert nicht ganz mit Unrecht, daß Rückert in der Schule stiefmütterlich behandelt wird. Freilich mag das zum Teil seinen Grund darin haben, daß „seine Verse nicht zergliedert, sondern gelesen und mitempfunden sein wollen“. In unsere Auswahl sind vornehmlich die von deutscher Art zeugenden Gedichte aufgenommen worden, während die von mannigfachen Reimspielereien durchzogenen morgenländischen Dichtungen, Rückerts besondere

Liebhaberei, weniger zu Worte gekommen sind, abgesehen von der „Weisheit des Brahmanen“ mit ihrer „Fülle gediegener Grundsätze und tiefer Gedanken“. Im ganzen ist natürlich in erster Linie die Lyrik berücksichtigt worden, in der uns seine Hauptstärke entgegentritt.

Wer reichere Belehrung über den Dichter wünscht, findet S. 8 die wichtigsten literarischen Hilfsmittel angegeben. Das Notwendigste für das Verständnis hat der Herausgeber selbst den einzelnen Gruppen oder Liedern beigefügt, auch sofern es sich auf die Form bezieht. So machen wir an seiner Hand einen Spaziergang durch des Meisters Gedichte, die Vaterland, Jugend und Heimat, Liebeslenz, Aufenthalt in Italien, das Pantheon, Haus und Zeitläufte zum Gegenstand haben. Auch in die Kindertotenlieder gewinnen wir einen Einblick, die er „nicht für die Welt, sondern für sein Herz und Haus schrieb“ und handschriftlich seinen Freunden mitteilte. Mit dem Beschluß der Sammlung, dem Morgenländischen (Weisheit, Ghaselen, Vierzeilen, Östlichen Rosen, Erzählungen, Parabeln, Sagen und Geschichten), sind es im ganzen gegen 300 Nummern, die vorgeführt werden. Ein Bildnis und ein Faksimile der Handschrift vervollständigt die Kenntnis des Dichters. Man darf sich der Gabe freuen.

Die Reden und Briefe Bismarcks sind von Stutzer, der uns soeben auch mit dem sehr ansprechenden, im gleichen Verlage erschienenen „Lesebuch zur deutschen Staatskunde“ beschenkt hat, um nach Treitschkes Vorschlag durch liebevolles Verstehen und Erklären der vaterländischen Vergangenheit zu kräftigem Nationalstolz und damit zu freier menschlicher Bildung anzuleiten — denn das Buch wendet sich an die weiten Kreise der geistig strebenden Volksgenossen —, für den Schulgebrauch ausgewählt worden. Die Beschränkungen, die er sich dabei auferlegt hat, sind daher aus pädagogischen und didaktischen Rücksichten erwachsen. Es kam ihm zustatten, daß er mehrfach auf das in derselben Sammlung enthaltene Quellenbuch zur deutschen Geschichte seit 1815 von Ziehen verweisen konnte. Durch geschickt einführende Vorbemerkungen über die nationale, die Verfassungs- und die soziale Frage hat er volleres Verständnis der abgedruckten Reden und Briefe ermöglicht und jedem der Abschnitte (1815—1847, 1847—1851, 1851—1862, 1862—1871, 1871—1890) eine Einleitung, eine kurze Abschlußbetrachtung und neben erläuternden Einzelnoten verbindende sachliche Ausführungen beigegeben, die den Bismarckschen Gedanken eine dem gesteckten Ziele dienende Einheitlichkeit verleihen. Sehr hübsch ist die Zusammenstellung der „Merkworte“ des großen Staatsmannes, die nach bestimmten Begriffen geordnet sind. Eine Zeittafel macht den Schluß des Ganzen, und ein Nachweis weiterer Hilfsmittel kommt dem gelegen, der, durch die vorliegende Sammlung angeregt, weitere Umschau in der Bismarckliteratur halten

möchte. Was „aus der Mitteilung an den Deutschen Reichstag über das Hinscheiden Wilhelms I. (9. 3. 1888)" ausgehoben ist, klingt in eine kurze Darlegung über „des Kanzlers Sturz" und seine letzten Lebensjahre aus. Seine berühmteste und längste Reichstagsrede vom 6. 2. 1888 über die politische Gesamtlage Europas ist, wenn nicht vollständig, so doch ausführlicher als in dem erwähnten Buche von Ziehen herangezogen worden. Es darf ein glücklicher Gedanke genannt werden, daß Stutzer bei seiner Auslese auch Roon hat zu seinem Rechte kommen lassen, dessen hilfreiche „politische Autorität dem König gar nicht zu ersetzen" war, „da niemand mit dem Herrn so viel Salz gegessen hat wie er" (Br. vom 30. 10. 67).

Des Herausgebers eigene Bemerkungen zeugen überall von ruhiger Sachlichkeit, wie er z. B. nicht nur darauf hinweist, daß sich der König in bezug auf manche Verhältnisse von keinem beeinflussen ließ, sodern auch die große, zu tiefgreifenden Meinungsgegensätzen führende Verschiedenheit hervorhebt, die in ihrem innersten Wesen zwischen Wilhelm I. und seinem Minister bestand. Wenn S. 63 die Leser den neben kühner Entschlußkraft kluge Geschmeidigkeit entwickelnden Staatsmann bei seiner „vielleicht größten diplomatischen Tat die undankbare Aufgabe" lösen sehen, nach dem Siege bei Königgrätz „Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit Nachbarn", die berücksichtigt sein wollen, so gehört auch das in das gerade für die Jugend nicht unwichtige Kapitel von löblicher Mäßigung. Ein den unvergeßlichen Mann darstellendes Pastell sehen wir nach einem i. J. 1895 von F. v. Lenbach entworfenen, im Besitze von Horst Kohl befindlichen Bildnis an der Spitze des Bändchens wiedergegeben. Wer über die Behandlung der Reden im Unterrichte Genaueres erfahren will, hat Stutzers im III. Jahrgange der Monatschrift für höhere Schulen (Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung) veröffentlichte Abhandlung einzusehen.

Der Verfasser, dem wir in den „Denkmälern" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) die Auswahl aus Hans Sachs und dem Kunst- und Volksliede der Reformationszeit verdanken, hat jetzt in der hier berücksichtigten Sammlung dem Schüler ein Gebiet der deutschen Literaturgeschichte erschließen wollen, das, scheinbar etwas abseits liegend, ihm gleichwohl in seiner Art Anlaß bietet, eigene Geistesarbeit zu betätigen. Wenn dabei zugleich der Weg zu den Quellen aufgezeigt wird, an denen sich volleres Wissen schöpfen läßt, als es das vorliegende Büchlein selbst mitteilt, so ist neben dem strebsamen Schüler auch an den jüngeren Studenten gedacht, der sich seiner in der Tat mit Erfolg bedienen wird. Bei dem Zwecke des literarischen Unternehmens ist es begreiflich, wenn Kinzel über das Notwendigste nicht hinausgegangen ist, so daß manches Wertvolle und Charakteristische

hat unterdrückt und für die religiöse Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts auf die Kirchengesangbücher verwiesen werden müssen. Die Einleitung gibt in knappen Zügen einen geradezu meisterhaften Überblick über die Entwickelung unserer Literatur bis zu dem Punkte, wo die Tore gesprengt waren, um (in der Mitte des 18. Jahrhunderts) eine neue Blütezeit ihren Einzug halten zu lassen.

Im einzelnen wird zunächst Hans Sachs ein größeres Kapitel gewidmet, derart, daß wir nach einer allgemeinen Übersicht über sein Leben und künstlerisches Schaffen mit einer Anzahl seiner Dichtungen bekannt gemacht werden. Daß daneben das „Neue Lied" Ulrichs von Hutten mit kurzer Hervorhebung seiner Bedeutung und einem Hinweis auf C. F. Meyers ihn betreffende epische Dichtung aufgenommen ist, verdient Billigung. Bei Fischart hat sich Kinzel wohl mehr, als ihm selber lieb gewesen ist, bescheiden müssen. Allerdings ist der Abriß seines Lebens eingehender gehalten als der ihm entsprechende im vierten Heft des dritten Bandes der „Denkmäler". Es folgt dann das Volkslied, abermals mit knappen, aber sehr lesenswerten Andeutungen über sein Wesen und seine geschichtlich hervorgetretene Wertschätzung. Die Auswahl selber zeigt die Lieder nach ihrem epischen oder lyrischen Charakter gruppiert, so daß auch ihnen für besseres Verständnis einige Fußnoten beigegeben sind. Das bekannte Muskatellerlied findet sich meines Wissens in Fischarts Geschichtsklitterung, was gerade hier angedeutet sein könnte. — Für das 17. Jahrhundert wird Opitz nach seiner Bedeutung gewürdigt, ein Blick auf sein Buch von der Poeterei geworfen und von seinen eigenen Gedichten dieses und jenes mitgeteilt. Ihm schließen sich Fleming und Dach und v. Logau an, der auch im Hinblick auf Lessing und Ramler die Berücksichtigung verdient, die ihm zuteil wird. Gryphius und v. Grimmelshausen mit Proben aus Horribilicribrifax und Simplicissimus machen den Beschluß. — Am Eingange des 18. Jahrhunderts stehen der zum ersten Male wieder in wirklicher Dichtersprache sich ergehende v. Haller und sein Gegenbild v. Hagedorn, der feierliche Ernst neben der geselligen Heiterkeit, die Jünglinge einst singen und empfinden ließ wie ihren liebenswürdigen Mentor die Nacheiferung der britischen Vorbilder neben der künstlerischen Erziehung durch französische Muster, bei der gleichwohl „ungestörte Selbständigkeit" in den kritischen Streitigkeiten der Gotschedianer und Schweizer dem Geschmacke Nachstrebender zu dienen weiß. Sodann kommt Gellert in reicher Auswahl seiner besseren Sachen zum Worte, dgl. v. Kleist und Gleim. So kann das Kinzelsche Buch, das nach seiner ganzen Anlage zu weiterer Umschau und tieferem Eindringen in die behandelte Literaturperiode anregt, demjenigen warm ans Herz gelegt werden, der sich durch Heranziehung fördernder „Begleitstoffe" davor wahren will, von den Dingen mitzureden, ohne sie selbst zu kennen.

In Wohlrabs ästhetischer Erklärung des König Ödipus liegt eine so achtunggebietende Leistung vor, daß man mit Interesse auch an seine Schulausgabe des Stückes herangeht. Bemerkenswert ist dabei, daß er es neu übersetzt hat. Da es an guten Verdeutschungen des Dramas nicht fehlt, ist man berechtigt, an die Wohlrabsche einen hohen Maßstab anzulegen, um so mehr als er das Ziel verfolgt hat, den Text so wiederzugeben, daß einerseits der wesentliche Inhalt Vers für Vers zur Geltung komme, anderseits einer unserer Klassiker das Werk geschrieben haben könnte. Das ist immerhin ein dehnbarer Begriff, selbst wenn der sechsfüßige Iambus in den fünffüßigen umgewandelt ist. O. Weise (Ästhetik der deutschen Sprache S. 242) findet zwar, daß für die gemessene Art der antiken Tragödie der ernste, würdige Schritt des iambischen Trimeters ganz geeignet, für die größere Beweglichkeit der neuzeitlichen Menschen dagegen nicht am Platze ist. Auch Schiller habe daher mit Recht in der Übersetzung Euripideischer Stücke dem Fünffüßler den Vorzug gegeben. Aber sollen denn wir neuzeitlichen Menschen dem antiken Drama durchaus mit der uns kennzeichnenden Beweglichkeit nahen? Wohlrab selbst erklärt den Umstand, daß Sophokles' Stück nicht den ersten Preis erhielt, daher, daß in einer Zeit, in der die Gläubigkeit den Orakelsprüchen gegenüber geschwunden war, eine Dichtung „mit so orthodoxer Tendenz" keine rechte Würdigung fand. Damit wird es bei uns nach Tausenden von Jahren nicht günstiger stehen, selbst wenn man dem in seiner Art einzigen Werke ein anderes Mäntelchen umhängt. Es ist und bleibt ein antikes Stück, das wir als solches aufzufassen und zu bewerten haben und dem wir daher auch getrost sein altertümlich anmutendes Gewand belassen dürfen. Das mag nun sehr rückständig klingen; aber in den Chorliedern tut es auch Wohlrab, sehr gegen Weises Vorschlag, der nicht wünscht, daß man im Bunde mit Humboldt, Droysen, Donner durch Festhaltung des griechischen Metrums den Ohren der Hörer und der Muttersprache, vor allem durch Verzicht auf den Reim, Gewalt antue. Umgekehrt möchte z. B. Viehoff (Vorschule der Dichtkunst) den Trimeter in der deutschen Metrik nicht außer acht gelassen, ja selbst in ganzen Tragödien von antikem Ton verwendet sehen. Ob Wohlrab — ich habe hier die Form seiner Übertragung im Auge — eine freie „Nachdichtung" gelungen ist, um durch sie auch w e i t e r e n Kreisen eine Vorstellung von dem kunstvollen griechischen Drama zu geben, das zu entscheiden will ich poetisch besonders veranlagten und daher berufenen Beurteilern überlassen. Selbst wenn hier und da der Eindruck bestehen sollte, daß leichter Fluß der Verse vermißt wird und diese mit einiger Härte und Sprödigkeit auftreten, wird das die Leistung im ganzen ebensowenig beeinträchtigen, wie wir über Lessings Nathan, bei dem es sich freilich um einen der ersten Versuche

handelt, wegen der von manchem selbst seiner größten Verehrer beanstandeten geringen Vollendung der Form den Stab brechen (s. z. B. L. Wachler, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur II² S. 171).

Da die Ausgabe Schulzwecken dienen soll, so kann man in ihr gewisser, das Verständnis fördernder Anmerkungen nicht entraten. Ob Wohlrab hier alles Erforderliche beigebracht hat, darf zweifelhaft erscheinen; so vermisse ich zu V. 641 eine Verweisung auf V. 623, der im Widerspruch dazu steht, wenn nicht Änderung des Wortlautes an der späteren Stelle vorgenommen oder ihr entsprechende Auslegung zuteil wird[1]). Für die Einsicht in den Gang der Handlung und die Auffassung des Ganzen ist wie auch über die Vorfabel in der Einleitung das Nötige gesagt. Es berührt angenehm, daß hier von einem gequälten Versuche, Ödipus die Schuld an seinem Unglücke aufzubürden, ebenso Abstand genommen ist, wie von der auf V. 1329 f. sich stützenden gegenteiligen Behauptung, daß er völlig unschuldig leide. In dieser Hinsicht sind S. 15 ff. sehr lesenswert; im übrigen hat man im Auge zu behalten, daß bei der Abwägung des Für und Wider der Dichter eigentlich aus dem Spiele bleiben muß. „Die Grundlage seiner nie genug zu bewundernden Kunstschöpfung fand er fertig vor: Schuld und Strafe in Einklang zu setzen, konnte nicht seine Aufgabe sein, falls er nicht den Sinn der Sage verderben wollte“ (Schneidewin — Nauck). Doch wie dem auch sei: Ödipus (*ὃς ὑπ' ἄλλων οὐδὲν ἐξειδὼς πλέον οὐδ' ἐκδιδαχθεὶς ἄτας ὑπερορνυμένας πόλει σοφὸς ὤφθη*) begeht „Verfehlungen im Denken“, die einen seinen Charakter[2]) treffenden

---

[1]) Nachdem Ödipus gesagt hat, er wolle Kreon nicht verbannen, sondern töten, kann dieser doch nicht die Worte sprechen: „Er will mich in die Verbannung stoßen oder töten“ (Wohlrab) oder gar äußern: „Er schwankt nur noch, ob er Verbannung vorzieht oder Tod“ (v. Wilamowitz-Moellendorff).

[2]) Ob Ödipus beim Zusammenstoß in der Schiste durch Handgreiflichkeiten oder harte Worte der Gegner (was V. 804 f. *ἐξ ὁδοῦ πρὸς βίαν* [= *οὐ πρὸς ἡδονὴν*] *ἐλαύνεσθαι* sehr wohl heißen kann; vgl. Eurip. Phoen. 40 *τυράννοις ἐκποδὼν μεθίστασο*) gereizt wurde, ist von keinem Belang. Letzteres hat seinerzeit z. B. Ramler in seiner Mythologie behauptet, der ihn auch im Widerspruch mit der Sophokleischen Darstellung nach (Asklep. Tragil.? — C. Robert: de) Apoll. bibl. 3, 5, 7 auf einem Wagen dem königlichen Gefährt begegnen läßt, was ihn, „die Schwierigkeit des Ausweichens auf den alten Wegen mit eingeschnittenen Gleisen“ (Preller, Griech. Myth.) vorausgesetzt, entlasten würde. Jedenfalls kann er *ἕρπων ἄναυδος μέγα φρονῶν* — Eurip. l. l. (nicht = mit hohem Geist [Schiller], sondern *ὑπὸ μεγαλοφροσύνης* — ostentationis causa — Nicol. Dam. fr. 15; Roscher, Myth. Lex. III s. v.) — die der Orakelstätte (Bekränzung des Königs, bei freilich nicht ganz sicherer Deutung, Overbeck, Her. Gal. S. 61!) zustrebenden Reisenden nach ihrem gesellschaftlichen Charakter nicht verkannt, ihm also schwerlich ein dem des Solonischen Kodex entsprechender Gesetzesparagraph (v. Wilamowitz-Moellendorff, Einl. S. 7) zur Deckung gedient haben noch ihm alsbald jede Erinnerung an sein

Stich ins Sittliche haben, und wollen wir auch nicht aus Galanterie gegen eine kleinliche Moral das Laster auf der Bühne sich erbrechen sehen, — daß sich, trotz allem Ereifern über solche „Grille", die Tugend zu Tisch setzt, das gehört, wenn es nicht im Hause eines nach faden Rezepten arbeitenden Scharwerkers geschieht, auch zu jener Heiterkeit der Kunst, die uns aus dem niederdrückenden Ernste des Lebens zu lichten Höhen erhebt.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Paul Herrmann, Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 21 Abbildungen im Text. Leipzig 1906, W. Engelmann. VII u. 445 S. 8. geb. 9,20 *M*.

Nicht vermehrt, sondern in ihrem Umfange wesentlich verringert, erscheint Herrmanns treffliche Deutsche Mythologie in zweiter Auflage, und diese Selbstbeschränkung hat ihr großen Nutzen gebracht. Viel zweifelhaftes Gut, namentlich aus dem modernen Aberglauben und der Heldensage, das die erste Auflage unbedenklich zum Aufbau der germanischen Götterlehre verwendete, ist abgestoßen, bedenkliche oder phantastische Deutungen, wie sie dilettantische Kritiklosigkeit und überkühne Gelehrtenphantasie nirgends üppiger erzeugt hat als auf diesem Gebiete, sind aufgegeben; jede Seite verrät die nachbessernde Hand, alles irgend brauchbare Material ist von neuem sorgfältig durchgeprüft; die wertvollen Andeutungen der Bekehrerviten und Konzilakten, nur zu oft die einzigen lebendigen Zeugnisse des Heidentums, tendenziös gefärbt und doch unantastbar, sind nirgends sorgfältiger verzeichnet, — nicht einmal von Jakob Grimm.

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vereint Herrmann geschmackvolle Darstellung, Schwung und Wärme; sein Ziel, ein Volksbuch zu liefern, den Sinn zu wecken und zu fördern für die Eigenart altdeutschen Volkstums, erreicht er glänzend. Er erfüllt so ein Bedürfnis; was an Konkurrenzwerken vorliegt — die trefflichen Handbücher Mogks und Golthers rechne ich nicht dazu, weil sie ihr gelehrter Apparat dem Laien verschließt, und E. H. Meyers in der Form völlig ungenießbare Germanische Mythologie (Mayer und Müller) sollten die Fachleute schon wegen des erbärmlichen, augenmörderischen Papieres und Druckes einfach ab-

---

so entsetzlich verlaufenes Abenteuer geschwunden sein, bei dem er es nach seinem eigenen Berichte zu einem *τὸν ξένον* (l'inconnu — Brunck) *οὐ μὴν ἴσην γε τίσασθαι* kommen ließ. Seine „erbliche Belastung" bleibt besser beiseite; denn es ist sonderbar, wenn Wohlrab meint, es wäre für Laios (*τὸν παίδων γένος ὄλβιον αἰτοῦντα*), hätte er gewollt, ein Leichtes gewesen, das ihm zugedachte Schicksal dadurch zu vermeiden, daß er „überhaupt keine Ehe einging" (vgl. Aeschyl. Sept. c. Theb. 750 u. Eurip. Phoen. 13 f. 21 f.). Der Pelopsfluch aber in dem angeblichen Orakel schwebt so gut wie ganz in der Luft.

weisen —, ist teils gar zu knapp wie Mogks Göschenheft und Zehmes Abriß, zwei sonst recht empfehlenswerte Büchlein, teils unwissenschaftlich, wie die jüngst erschienene geradezu absurde Germanische Mythologie v. Negeleins, in der zudem vom Sanskrit fast mehr die Rede ist als vom Deutschen. Das einzige gleichwertige Buch, E. H. Meyers Mythologie der Germanen (Trübner), ist, bei allen Vorzügen, leider gar zu durchsetzt von den zahlreichen haltlosen Hypothesen, von denen der beste Kenner der germanischen Götterlehre sich nicht losmachen konnte. An die Seite zu stellen ist Herrmann nur de la Saussayes The Religion of the Teutons, das eine deutsche Übersetzung verdiente.

Herrmann verzichtet im Interesse der Volkstümlichkeit auf alles gelehrte Beiwerk; aber schade ist doch, daß er nicht als Anhang Quellen- und Literaturnachweise bringt. Er bietet auch dem weiter Forschenden so viel Neues, schwer Zugängliches, daß eine Erleichterung sich lohnte. Auch würde dann deutlicher, was des Verfassers Eigentum ist; jetzt ist das von den Entlehnungen nicht immer zu scheiden; zufällig habe ich mir dafür notiert D. Mythol. S. 226, Nord. Myth. S. 244 = Weinhold, Ztschr. f. d. Phil. 21 S. 15.

Die Eigenart seines Buches findet Herrmann selbst darin, daß er, einer Anregung Saussayes folgend, als erster versucht, die deutsche Mythologie nur aus deutschen Bausteinen aufzubauen, die bisher stets an erster Stelle verwerteten und seit J. Grimm und Simrock, ja schon seit Klopstock weit überschätzten nordischen Zeugnisse ganz beiseite zu schieben. Der Gedanke ist sehr schön; aber zum Ziele führt er nicht. Denn das ist doch eine wirklich germanische Mythologie, auf deren Untergrunde sich die einzelnen Stammesmythologieen erheben. Die deutsche Heldensage bleibt unverständlich ohne die skandinavische Überlieferung; für die Götterwelt gilt das gleiche. Es ist ja traurige Tatsache, daß von den 3000 Jahren, die wir für die Geschichte des germanischen Heidentums voraussetzen dürfen, zwei Jahrtausende völlig verschüttet und einigermaßen zusammenhängende Berichte heidnischen Gepräges nur aus dem letzten Jahrhundert erhalten sind, als die alte Naivität längst verschwunden war, als die zersetzende Wirkung von Antike und Christentum schon begonnen und fremdartiges Rankenwerk aller Art den schlichten Väterglauben übersponnen, ja erdrückt hatte. Zu lückenhaft, zu trümmerhaft ist das deutsche Material; nur der Norden liefert den Mörtel, es zum geschlossenen Bau zusammenzufügen. Daß die norwegisch-isländische Tradition, so viel auch in ihr auf Rechnung gekünstelter Skaldenlaune, keltischen und sonstigen gelehrten Importes, scholastischer Systematisierungswut, christlicher Dogmatik, feindseliger Satire, nordischer Landschaft kommt, doch weit mehr bedeutet als wurzelfremde Neuwucherungen und eine konservativere Würdigung verdient,

als man ihr heute statt der früheren Vertrauensseligkeit vielfach gönnt, hat vor allem Kauffmann gelehrt. Ganz ausgezeichnet hat Herrmann die Nordische Mythologie in einer besonderen Schrift behandelt: beide Bücher waren notwendige Vorarbeiten; doch erst ihre Synthese wird das Werk krönen.

Sorgfältig werden — um ein Beispiel zu nennen — die zahlreichen sicherlich Donar geweihten Herkulesinschriften verzeichnet und erklärt. Aber recht erläutern sie doch erst die Thorlieder des codex regius, deren einige zum ältesten Bestande der nordischen Götterlieder gehören; sie erst machen die wundervolle interpretatio Romana Herkules—Donar, die nicht äußerem Zufall, sondern der Wesensähnlichkeit beider Göttergestalten entstammt, verständlich und sind der schönste Kommentar der spärlichen deutschen Überlieferung, vielmehr als der zweifelhafte dutigo — Spruch. Ein lebensvolles Bild des altgermanischen Donnergottes zeichnet Herrmann nicht; es mußte blaß ausfallen, weil die nordischen Komplementärfarben fehlen. Viel plastischer tritt Wodan hervor; kein Wunder, ist er doch der einzige Gott, für den die deutschen Quellen reichlich fließen, besonders in den noch heute lebendigen Sagen von der Wilden Jagd, selbst wenn sie weniger auf den alten Gott zurückgehen als auf die Naturauffassung, die auch ihn schuf, und sich viel fremdartiges Gesindel an seine Stelle gedrängt hat. Loki wird begreiflicherweise nie genannt, und doch verdient er bei Requalivahanus, der durch ihn erst faßlich wird, eher Erwähnung als der abstrakte nordische Forseti bei dem friesischen Fosite, mit dem er nichts zu tun hat. — Oder Balder! Des Lesers Hoffnung, etwas von dem ihm seit der Jugend lieben Mythus zu hören, muß Herrmann natürlich enttäuschen, und selbst das Wenige, was er bringt, ist bedenklich. Gegenüber der ersten Auflage hat er energisch gestrichen; Loschs törichte Spekulationen über Balder und den weißen Hirsch, die Parallelen Haeđcyn—Herebeald, Baltram—Sintram, die Hartunge und — wiewohl hier Müllenhoffs genialer Blick doch wohl den Rest eines Mythus erkannt hat! — sogar die Harlungensage sind aufgegeben. Und dennoch bleibt zu viel übrig. Mag selbst Kauffmanns scharfsinnige Interpretation des zweiten Merseburger Zauberspruches irren, mag Bugges Verwerfung der mythologischen Deutung der mit Balder und Phohl zusammengesetzten Ortsnamen unberechtigt sein, mag sogar der ags. Baldaeg der Berücksichtigung wert sein, was wissen wir mehr, als daß zwei Götter in den Wald reiten, des einen Roß den Fuß verrenkt und nach allerlei vergeblichen Bemühungen von Wuotan geheilt wird? Das ist schlechterdings alles! Hätten nicht der nordische Mythus und eine ganz unsichere Etymologie den Blick getrübt, nie wäre man auf Grund des zweiten Merseburger Zauberspruches auf die Idee vom Ritte des Lichtgottes in die Unterwelt, seinem Falle und seinem neuen Aufgange ge-

kommen. Auch die Alces der Nahanarvalen, für die Herrmann vier Etymologien anführt, helfen nichts für einen urgermanischen Balder; er gehört wirklich nicht in eine deutsche Mythologie; das haben Bugge, Olrik und Kauffmann trotz all ihrer Abwege sicher erwiesen.

Auch sonst enthält Herrmanns Besprechung der höheren Götter viel Problematisches; das liegt in der Natur der Sache und ist kein Vorwurf. Im Gegenteil, seine Ausbeutung der Taciteischen Zeugnisse und seine Deutung der Inschriften, unserer wertvollsten und echtesten Quellen, ist fast durchweg verständig und besonnen, frei von den Phantastereien Detters, Jäkels, Hofforys u. a. Erklärer, wie von der übertriebenen Skepsis Kauffmanns. Im einzelnen mag man andrer Meinung sein. Der Heldensage will Herrmann trotz seiner kritischen Bemerkungen S. 182, die gegenüber der ersten Auflage einen völligen Wandel der Anschauungen bekunden, doch noch zu viel abgewinnen. So sind ihm Kriemhild und Hagen immer noch Gespenster, rein mythische Wesen, die Siegfried in die Gewalt der dämonischen Unterweltsmächte bringen, Angehörige der Luren, denen Laistners Rätsel der Sphinx unverdiente Berühmtheit gebracht hat. Auch Herrmann teilt den alten, neuerdings wieder von Jiriczek verfochtenen Irrtum, Hagen sei unlösbar mit der ursprünglichen Siegfriedgeschichte verbunden und gehöre daher dem Albengeschlechte an — die von Jordan und Wagner poetisch verklärte Hypothese —, während wir ein rechtes Verständnis der Nibelungensage nur erreichen, wenn wir Kriemhild und Hagen dorthin weisen, wohin sie von Anfang an gehören, in die historische Burgundensage, und Hagen als ephemeres Werkzeug Brunhilds fassen, die zunächst die einzige Mörderin Siegfrieds war und es bei Ibsen wieder geworden ist. Genau so erklärt sich, nebenbei bemerkt, Lokis Rolle im nordischen Baldrmythus. Nicht Snorre, sondern Saxo lehrt diesen verstehen; es ist Kauffmanns Kardinalfehler, daß er Loki der Urform des Mythus zuweist, während für diese nur der Gegensatz Hod – Baldr (wie in der Nibelungensage der Widerstreit Brunhild—Siegfried), vorauszusetzen ist und sich erst auf späterer Stufe der Sagenentwicklung wie dort Hagen, so hier Loki an die Stelle des eigentlichen Mörders schob, offenbar verführt durch eine falsche Verkoppelung der Voluspásrophen 34 und 35. — Auch der Ausnutzung des modernen Volksaberglaubens und des Märchens kann man teilweise skeptischer gegenüberstehen als Herrmann, den dürftigen Notizen Cäsars weniger Wert beimessen, die Alaesiagen, den Mercurius Channini, die Baduhenna, Nehallenia, Haeva anders beurteilen, den germanischen Feuergott Wieland so wenig anerkennen wie die zweifelhafte Dame Ostara, die mythische Deutung Irings und mit Heinzel die Orendels ablehnen, an Frijas Weiterleben in der Frau Holle nicht glauben und in den merwip des Nibelungenliedes

keine deutschen Walküren, sondern rein poetischen Zierat finden, — sicherlich ist das meiste, was Herrmann bringt, klar, übersichtlich, zuverlässig und vielfach überzeugend oder doch glaubhaft.

Wie dürftig es in Wahrheit um die deutsche Überlieferung steht, erhellt schon daraus, daß den Göttern noch nicht ein Drittel des Ganzen gewidmet ist, weit weniger als der sog. niederen Mythologie zufällt. Herrmann folgt der landläufigen Scheidung zwischen Schöpfungen des Animismus und Gebilden der Naturbeseelung. Er geht nicht so weit, wie es lange Mode war und noch heute in vielen Köpfen spukt, im Seelenkulte die älteste Quelle religiöser Phantasie zu suchen — ein grober psychologischer Irrtum —, aber er gönnt ihm doch den ersten Platz und subsumiert ihm vieles, was ganz andern Ursprunges ist, so manche Erscheinungen des Hexenwahnes, die Wechselbalg- und Werwolfsagen, den Matronenkult; sogar Kriemhilds Totenwacht bei Siegfried erscheint in diesem Zusammenhange! In bunter Fülle, lebendig und packend geschildert, zieht dann die bald herzlich vertrauliche, bald unheimlich drohende Schar der Elementargeister an uns vorbei, vom fingerlangen Wicht bis zum berghohen Riesen, nur daß auch hier die Ableitung aus Naturvorgängen, der die Wald- und Wasserdämonen und die meisten Kategorien der Riesen gewiß entstammen, aber sicher nicht z. B. die Hausgeister, mitunter zu weit greift. Alle Zeugnisse, von den Fabeleien des Pytheas bis zu den Berichten des Burchard, Caesarius, Gervasius, vom Beovulf bis zu den Volksbüchern, von den Andeutungen der Bekehrer und der Indiculi bis zu den wertvollen Mitteilungen in Luthers Tischreden und weiter bis zu den neuesten Sammlungen heutigen Volksaberglaubens sind sorglich, mit kritischer Behutsamkeit verwertet; auch der dichterischen Bearbeitungen wird gedacht. Nur Kopisch vermisse ich; wenige Dichter waren so innig mit dem Volksglauben vertraut und haben ihn so anmutig geformt. Auch Arndts Märchen und Voß' Idyllen enthalten viel wertvolles Gut. Andrerseits sind auch in diesen Abschnitten die Grenzen öfters zu weit gezogen. Mit Vorliebe verwertet Herrmann die mhd. Dichtung. Aber das verwirrende Drachen-, Zwergen- und Riesengetümmel, das sie erfüllt, ist romanischen oder keltischen Ursprungs oder reine Dichterphantasie; es gehörte zum Stil des romantischen Epos und erzeugte sich nach bestimmtem Schema immer neu. Die Artus- und auch die Wolfdietrichepen sind unverwertbar; die Wunderwesen des Herzogs Ernst entstammen dem Orient. Auch die starke Ausnutzung der märchenhaften Dietrichepen erregt Bedenken; die in ihnen anklingenden Tiroler Volkssagen von den Willkürprodukten phantastischer Spielleute zu sondern, ist nicht immer leicht. Übrigens konnte S. 103 Uhland als Quelle genannt werden. An den Meerriesen Wate und den Eisriesen Ise

vermag ich nicht zu glauben. Die merowingische Stammsage Merovech—Meervieh ist so albern, daß sie fortbleiben sollte.

Auch die anscheinend durchaus deutschen und volkstümlichen Quellen heischen Vorsicht. In den dieser Geister- und Dämonenwelt gewidmeten Kapiteln stimmen ganze Seiten mit den entsprechenden Abschnitten der Nordischen Mythologie im wesentlichen überein, und eine romanische, keltische, slawische Mythologie kann oft genug auch nichts andres bringen. Die Heimat all dieser wunderlichen Elementarwesen ist das Märchen, das Märchen, wie es ein Fouqué verstanden hat; wie dieses sind sie international. Gewiß ist daneben vieles echt deutsch, zumal wenn die zeitliche oder örtliche Bedingtheit offen liegt; manches ist erst bei uns aus gleicher psychologischer Wurzel entsprossen, wie bei den andern Völkern, nicht weniges aber auch Phantasie einzelner ätiologischer Erklärer oder moderner Sagenredaktoren und ein beträchtlicher Bruchteil einfach ausländische Entlehnung. Der Vampyrismus ist slawischen Ursprunges, in den Elfensagen, soweit sie nicht aus dem Orient kommen, fallen die romanischen und keltischen Parallelen auf. Das zeigen die Untersuchungen von Wilhelm Hertz im Spielmannsbuch und die irischen Elfenmärchen der Grimms — auch W. Grimms Einleitung ist wichtig —, ein hochinteressantes, übrigens von modernen Märchenfabrikanten öfters ausgeschriebenes Büchlein, das leider vergriffen, in Bibliotheken selten und antiquarisch unerschwinglich ist. Ein Neudruck wäre sehr zu wünschen.

Etwas anderes sei nur gestreift. Daß mit der Zurückführung auf Animismus und Naturbeseelung nicht die tiefsten Wurzeln religiösen Denkens freigelegt sind, ist zweifellos. Ein Wandel der Anschauungen bahnt sich deutlich an. Die Bedeutung von Ritus und Kultus, die religiöse Übung tritt kraftvoll in den Vordergrund; viel weiter als es Grimm und Müllenhoff, Mannhardt und Uhland vermochten, wird heute der Rahmen auch für die germanische Mythologie gespannt. Die Ergebnisse von Frazers Golden Bough, von Robertson Smiths, Huberts, Mauß' Forschungen und im Zusammenhange damit die Folkloristik, die ethnographischen Parallelen, deren Verständnis Spencer und Tylor eröffneten und die oft freilich ungebührlich überschätzt werden, der Einfluß der Soziologie auf die Religionsgeschichte, all das kann auf die Dauer nicht unbeachtet bleiben. Für die antike Mythologie sind Usener in seinen Italischen Mythen und andern religionsgeschichtlichen Untersuchungen, Maaß, Dieterich — so in seinem prächtigen Büchlein Mutter Erde —, Wünsch, v. Prott, Samter u. a., für die indische Oldenberg, für die germanische nach dem Vorgange englischer und nordischer Gelehrter Kauffmann in seinen Untersuchungen über Loki und Balder, deren Konsequenzen allerdings zum Teil abzulehnen sind, zu wertvollen Resultaten gelangt und haben gezeigt, daß die zuerst bei den semitischen

Religionen gemachten Beobachtungen auch für die indogermanischen Völker nutzbar werden können. Mit Spannung erwarten wir den Abschluß des zweiten Teiles von Wundts weltumspannender Völkerpsychologie, der, weit mehr als der oft unzulängliche erste Teil auf dem Gebiete der Sprachbetrachtung, eine Revolution in der religionsgeschichtlichen Methode hervorrufen und die herkömmliche Formelsprache beseitigen wird. An einer Stelle der Nordischen Mythologie lehnt Herrmann die neue Richtung sehr entschieden ab, die Göttermythen aus traditionellen Riten, magischen Elementen, zeremoniellen Bräuchen abzuleiten, und das ist um so weniger zu tadeln, als der Vorarbeiten gerade für die deutsche Mythologie noch zu wenige sind und er sein Gebäude ja nicht auf völlig neuem Fundamente aufrichten, sondern die bisherigen Forschungen für weite Kreise zusammenfassen will, von den alten Geleisen also nicht wohl abweichen kann. Auch ich fürchte, daß die moderne Methode, so weit sie auch den Blick für die elementaren Kultformen, die konstruktiven Bestandteile des religiösen Lebens öffnet, die poetischen Elemente, die Bedeutung des Dichters und der immer neu und immer originell schöpferischen poetischen Phantasie für die Mythenbildung verschüttet, weil sie eben am Elementaren, sozusagen am Naturmenschlichen haften bleibt, daß über all den Survivals, dem Aufspüren ethnographischer Zusammenhänge, psychologischer Grundformen der Sinn für das subjektive Moment religiösen Denkens verloren geht, daß an die Stelle früherer Einseitigkeiten eine neue Einseitigkeit tritt, die, wenn auch nicht das Wichtigste, so doch das Feinste und Zarteste preisgibt. Man vergißt über dem Sakralen und Traditionellen das Intuitive und Persönliche, über der religiösen Übung die religiöse Dichtung. Nur das Wenigste in ihr läßt sich ohne Gewaltsamkeit als Zauberspruch, als rituelles Lied erklären; auch was Tylor verächtlich als ‚Priesterreligion' ausschalten will, hat für die Formung religiösen Empfindens, das doch mehr begehrt als Brauch und Formel, das auch für Herz und Phantasie lebenswarme Gestaltung verlangt, die ungeheuerste Bedeutung; neben dem Zauberer, dem Magier, dem Priester steht gleichberechtigt der Dichter, der, bewußt oder unbewußt, in den wundersamen Vorgängen der Natur Leben spürt und Leben kündet, der in ihr die göttliche Stimme hört und die göttliche Bewegung sieht und sie ausdeutet, plastisch, menschlich, persönlich, wie es ihm sein Geist gebietet.

Vielleicht bietet sich für Herrmann Gelegenheit, auf die rituellen Bestandteile des Mythus näher einzugehen, wenn er in einer neuen Auflage eine Übersicht dessen vorausschickt, was wir über Glauben und Kultus der Indogermanen wissen. Durch Schraders Reallexikon und seines Antipoden Hirt Buch über die Indogermanen wird solche Grundlegung möglich; zum rechten Verständnis der germanischen Mythologie ist sie unerläßlich. Viel

Anregung bietet auch Muchs Germanischer Himmelsgott. Daran müßte sich anschließen eine geschichtliche Einleitung von der Art, wenn auch nicht von dem Umfange, wie sie Saussaye bringt, auch eine knappe Quellenübersicht etwa in der Art E. H. Meyers. Dabei wären die Beziehungen der Germanen zu den Kelten einerseits, den Slawen und Litauern andrerseits zu erörtern, und das Ganze würde in eine Betrachtung des antiken und des christlichen Einflusses ausmünden. Gleichungen wie Tanaros—þunaras, Fairgunis—Perkúnas—Peruañ kämen so zu ihrem Rechte. Auch die Abspaltungstheorie erführe vielleicht eine Revision.

Ganz vortrefflich, eine Fülle neuer Quellen erschließend, ist, um das noch zu bemerken, das Kapitel über Kultus und heidnischen Brauch der alten Deutschen, wobei mit Recht die spätere Volkssitte, die ja auffällig konservativ geblieben ist, in weitem Umfange verwertet ist. Über Einzelheiten läßt sich natürlich streiten, und so auch die über die der Kosmogonie und Eschatologie gewidmeten Schlußbetrachtungen, denen ich in recht wesentlichen Punkten nicht beizutreten vermag. Doch verbietet der Raum, darauf noch einzugehen.

Alles in allem hat uns Herrmann ein Buch geschenkt, dem recht viele Leser zu wünschen sind. Sie werden ebensoviele Freunde werden nicht nur des Verfassers, sondern vor allem des deutschen Altertums und damit des deutschen Volkstums. Es ist eine nationale Tat!

Pforta. Georg Siefert.

Friedrich von der Leyen, Einführung in das Gotische. München 1908, Becksche Buchhandlung. 181 S. gr. 8. 3,20 ℳ.

Ist des zweiten Bandes I. Teil, 1. Abt. des Handbuches zum deutschen Unterricht von Adolf Matthias und ein sehr nützliches Buch. Ich prüfe es nicht auf seinen wissenschaftlichen Wert, sondern auf seine pädagogische und didaktische Brauchbarkeit. Denn der Verfasser hat lediglich ein praktisches Ziel im Auge. Er stellt sich eine doppelte Aufgabe: die eine, den Studierenden in das Gotische hineinzulocken, ihm dessen Erfassung als eine leicht zu bewältigende und wünschenswerte Arbeit zu zeigen, durch die er sich den Grund für spätere umfassende und eindringende Studien der deutschen Grammatik legt; die zweite, dem Lehrer, der früher Gotisch lernte (so!) und dem es entfiel (so!), seine Erinnerung rasch und freundlich aufzufrischen, indem sie ihm zugleich das Wesentliche aus den Ergebnissen der neueren Forschung mitteilt. Nebenher sei bemerkt, daß mir wie hier der Gebrauch des Imperfektums statt des Perfektums wiederholt aufgefallen ist.

Vermutlich um „anzulocken" beginnt die sonst gut orientierende Einleitung mit einem Lob der gotischen Sprache. V. d. Leyen wundert sich, daß Wulfila in seinem Glaubensbekenntnis kein Wort

sagt über Christus den Erlöser und den Heiland, und erklärt sich das damit, daß die jugendstarken Goten damals wahrscheinlich gar keine Vorstellung von menschlicher Sünde und Schwäche hatten. Aber um die Soteriologie handelt es sich in den trinitarischen Streitigkeiten jener Tage gar nicht, zu einem Sündenbekenntnis war also keine Veranlassung. — Was im Codex argenteus steht, hätte genau angegeben werden sollen. Ebenso alles, was wir über die Schicksale dieses Codex wissen. Mit der Notiz, daß der Text des N. T., den Wulfila übersetzte, mit dem des Chrysostomos übereinstimmt, werden die meisten nichts anzufangen wissen. Welchen griechischen Text druckt denn Verf. ab? Es scheint der textus receptus zu sein. Oder ist es der des Chrysostomos? Woher das *παρακαλοῦντες* (got. *bidjandans*) statt *παρακαλοῦμεν* (2. Kor. 6, 1)? Mir fehlen hierorts die Hilfsmittel, um solche Fragen zu beantworten. Das Abdrucken gewisser Abschnitte aus dem gr. N. T. kommt mir wie ein Luxus vor. Wo die Vorlage des Wulfila von den gangbaren Ausgaben abgewichen zu sein scheint oder wirklich abwich, konnte es mit einem Worte angemerkt werden. Lieber wäre es vielleicht den Studenten gewesen, wenn das eine oder andere Stück in gotischer Schrift nach dem Original reproduziert worden wäre. — Daß die phonetischen Vorbemerkungen sich auf das Unentbehrliche beschränken, freut mich. Wann der Diphthong *ai* = *ē* oder *ai*, und der Diphthong *au* = *o* oder *au* ausgesprochen werden muß, hätte nach dem Vorgang von Streitberg viel öfter bezeichnet werden sollen. Der Anfänger wird trotz der gegebenen Regeln nur zu oft im Zweifel sein. Dagegen brauchte im ersten Lesestück, wenn *gataíran* zweimal in einem Verse vorkommt, nur das erstemal ein Akut über dem *i* zu stehen, und gar dreimal hintereinander in einem einzigen Verse darauf hinzuweisen, daß *ei* wie *ī* zu sprechen sei, war überflüssig.

Die Lautlehre steht nicht vor, sondern hinter der Formenlehre. Und das ist gut. Der Anfänger würde, wenn sie ihm gleich nach den ersten Schritten in den Weg träte, dadurch nur gestört und abgeschreckt werden. Mit Recht hat der Verf. sie in den Schatten der Formenlehre gestellt und ihre Schilderung auf knappem Raum zusammengedrängt (8 Seiten). Die Lautverschiebung (9 Seiten) findet sich zwischen Kap. II (Verb) und Kap. IV (Nomen). Wäre es nicht zweckmäßiger, statt vom Gotischen vom Indogermanischen (Griech., Lat.) auszugehen? Für den Neuling dürfte eine ganz einfache und übersichtliche Tabelle am Platze sein.

§ 8 handelt von den Genera, Tempora und Modi des Verbs (die Anmerkungen sind unnütz), § 9 von starken und schwachen Verben (ausnahmsweise ohne Anmerkungen), und nun folgt gleich ein Übungsstück (Matth. 5, 17—26). Ist das praktisch? Mag ein erwachsener Mensch viel weniger durch das Auswendiglernen der Paradigmen, als durch die Bestimmung der einzelnen Formen und

Kasus in den Texten selbst sich die Flexion der Verba und Nomina einprägen: ohne eine einzige Verbalform zu kennen und ohne ein Paradigma, an dem er die einzelnen Formen und Kasus bestimmen kann, vor Augen zu haben, wird er einem Text doch gar zu ratlos gegenüberstehen. Hat er aber ein Paradigma (ohne Sprachvergleichung!) vor Augen, so bringt es viel mehr Gewinn, die Formen selbst zu analysieren, als sie sich analysieren zu lassen. Die genau wörtliche Übersetzung allein, so wertvoll sie ist, tut es nicht. Unser Führer mutet uns, scheint mir, zuviel zu, wenn er erst nach ausführlicher Behandlung des Ablauts (§ 10—12 nebst einem Übungsstück, über 12 Seiten) das Paradigma *baira* und auch dies nur im Präsens Aktiv bietet.

Doch das sind Ansichten. Es führen mancherlei Wege nach Rom. Seien wir dankbar auch für diese Gelegenheit, Gotisch zu lernen und dadurch unsern deutschen Unterricht zu befruchten.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Paul Harre, Lateinische Schulgrammatik. Zweiter Teil: Syntax. Vierte Auflage, bearbeitet von H. Meusel. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 256 S. 8. 2,60 ℳ.

H. Meusel schloß im Jahre 1900 die Vorrede seiner ersten Bearbeitung dieser Syntax in deren vorigen Auflage mit den Worten: „Harres lateinische Schulgrammatik hat bei ihrem Erscheinen seitens der Kritik eine außerordentlich günstige Aufnahme gefunden, aber der äußere Erfolg entsprach den Urteilen der Kritik und dem innern Wert des Buches nicht: erst nach sieben Jahren ist eine neue Auflage nötig geworden. Der vorliegenden Bearbeitung wird schwerlich ein besseres Los beschieden sein: bei der jetzt herrschenden Strömung und dem Bestreben, den Schülern nur die unentbehrlichste Nahrung, nur das notdürftigste trockene Brot zu bieten, ist wenig Aussicht, daß eine Grammatik allgemeiner Anklang findet, die mehr bietet, die höheren Zielen zustrebt, die das Verständnis der sprachlichen Erscheinungen erschließen will und dem denkenden Schüler bis zur obersten Stufe auf Schritt und Tritt eine treue Ratgeberin sein soll, ja selbst dem jungen Philologen nützlich und förderlich sein kann“. Was Meusel vorausgesehen, ist eingetroffen: genau nach sieben Jahren erscheint diese vierte Auflage. Der Herausgeber hat ihr wieder in wissenschaftlicher wie in pädagogischer Hinsicht die gleiche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zugewendet, die alle seine Arbeiten auszeichnet. Im Vorworte hat er über seine Tätigkeit genaue Rechenschaft gegeben, um den Lehrer über die Unterschiede dieser Auflage von der vorigen zu unterrichten. S. XI Zeile 11 mußte es nicht heißen 204 A. 4, sondern 204, 6 erste Hälfte, und Zeile 14: 232 ⟨, 2 zweite Hälfte u.⟩ A. 2). Wenn auch der Umfang der Syntax um zwölf Seiten gewachsen ist, so sind doch alle Änderungen so behutsam gemacht, daß die neue

Auflage unbedenklich neben der zweiten und dritten gebraucht werden kann. Hoffentlich leuchten nunmehr wieder freundlichere Sterne, wie dem Betriebe des Lateins auf dem Gymnasium überhaupt, so diesem Buche im besonderen, das in jeder Beziehung die wärmste Empfehlung verdient,

Groß-Lichterfelde. Wilhelm Nitsche.

M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Neu bearbeitet von Otto Kabisch. 150. Auflage. Braunschweig 1907, G. Westermann. 2 Bände. 874 u. 737 S. 8. geb. je 7 *M*.

Vor 105 Jahren erschien in Leipzig bei August Schumann ein „Nouveau Dictionnaire manuel françois-allemand et allemand-françois destiné à l'usage des écoles des deux nations, oder: Neues und vollständiges französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch nach den besten usw. bearbeitet von Johann Gottfried Haas (Ladenpreis beider Teile 1 Tlr. 12 Gr.)". Dieses Buch ist der erste „Thibaut" gewesen: er ist in die Hände mehrerer Verleger übergegangen, hat den Verfassernamen M. A. Thibaut angenommen (Pseudonym) und ist zuletzt in den Verlag von George Westermann in Braunschweig gekommen. An dem Buche ist in den 105 Jahren dauernd gearbeitet worden: es ist von 513 und 407 Seiten kleinsten Lexikon-Oktavs auf 874 und 737 Seiten größten Formats gewachsen, hat seine Ausstattung von der einfachsten zur vollkommensten aufgebessert und hat 149 Auflagen erlebt. Die 150. liegt jetzt in einer Neubearbeitung von Otto Kabisch in Berlin vor. Der erste Blick auf und in das Buch zeigt, daß der Verleger, obgleich sich der Thibaut stets durch klaren, übersichtlichen Druck und durch das Fehlen aller Abkürzungen vor ähnlichen Werken auszeichnete, doch auch bei der Herstellung dieser Neubearbeitung alle Fortschritte buchdruckerischer Technik ausgenutzt hat, um ein Schul- und Hauswörterbuch ersten Ranges herzustellen. Ganz besonders wohltuend beim Lesen wirkt der gelbliche Ton des Papiers. Das sind Dinge, die besser als alle theoretischen Abhandlungen Schonung und Entlastung des Schülers praktisch herbeiführen. Die Möglichkeit, das Werk in 2 Bänden getrennt oder in einem etwas starken Bande vereinigt (dadurch noch eine Mark billiger) zu haben, setzt jeden in die Lage, diejenigen Ausgaben zu wählen, die er für handlicher hält.

Nun zum Inhalt! Ich habe von der 140. Auflage eine ausführliche Besprechung in Herrigs Archiv, Band 101, S. 442—453 gegeben und bin erfreut, daß alle dort ausgesprochenen Wünsche in reichlichstem Maß erfüllt worden sind. Der Thibaut hat dank der fleißigen Arbeit, die alle Bearbeiter eines Jahrhunderts an ihn wandten, an Wortreichtum und Phrasenschatz stets auf der Höhe seiner jeweiligen Zeit gestanden, und das Versprechen, das Kabisch

in seinem Vorworte gibt, „der Thibaut wird niemand, der ihn benutzt, im Stiche lassen“, hat auch für die Verhältnisse der früheren Bearbeitungen sehr wohl im großen und ganzen seine Richtigkeit. Aber in diesen Verhältnissen ist eben in Schule und Haus ein Wandel eingetreten, der, wie er dem Studium des Französischen andere Bahnen und andere Ziele gewiesen hat, so auch in natürlicher Folge andere Ansprüche an ein Wörterbuch zu stellen zwingt. Der Thibaut genügte auch „dem Hause“, d. h. für das Verständnis der im deutschen Hause gelesenen französischen Belletristik, zur Not auch der Zeitungen und Zeitschriften; er genügte auch den ersten Erfordernissen praktischer Berufsarten. Aber auf beiden Gebieten, der Schule und des Hauses, sind seit einem Menschenalter Veränderungen eingetreten, an den Schulen ist so gründlich reformiert worden, daß die Stellung des Französischen und seine Behandlung eine ganz andere geworden sind. Ist auf den humanistischen Gymnasien neben die rein philologische Seite des Französischen die praktische getreten, so sind neben den Gymnasien die realistischen Lehranstalten, mit und ohne Latein, in einem Aufschwunge begriffen, der die Gymnasien entvölkert. Und auf diesen, namentlich den lateinlosen, nimmt das Französische die erste Stelle als geistschulender Sprachgegenstand ein. So war es erforderlich, daß die Schüler aller Lehranstalten an dem Wörterbuch, mit dem sie ihre Lektüre treiben, eine Stütze finden, wie sie die guten Wörterbücher der beiden klassischen Sprachen dem Gymnasiasten immer geboten haben, d. h. eine Anordnung der Bedeutungen, die deren logisch-historische Entwickelung aus der Grundbedeutung klar zutage treten läßt. Diese Anordnung der Bedeutungen hat Kabisch in seiner Neubearbeitung streng durchgeführt: die Resultate der neusprachlichen Philologie, vor allem die der französischen Philologen, eines Hatzfeld, der beiden Darmesteter, eines Michel Bréal, Émile Deschanel, Thomas u. a., sind voll verwertet und für den deutschen Schüler nutzbar gemacht worden. Die französische Anschauung über strittige Punkte ist dabei stets die maßgebende gewesen. Den Verfasser leitet dabei die Erwägung, daß erstens im allgemeinen die Empfindung hochgelehrter Franzosen, wie die oben genannten, über eine Wortbedeutung und ihre Entstehung ein mindestens ebenso schwer wiegendes Moment sei wie die theoretischen Erwägungen nicht nationaler Philologen; daß zweitens aber, selbst wenn die Ansicht des französischen Philologen sich später einmal als ein Irrtum herausstellen sollte, ein Bildungsmoment darin liege, wenn der Schüler (und der Lehrer) aus seinem Wörterbuch nationalfranzösische Empfindungen über Wortbedeutungen kennen lernt. Klassische Beispiele dafür bieten sens dessus dessous unter sens 5, und einige völlig unerklärliche Wendungen mit a v a l e r: avaler sa gaffe und avaler ses baguettes seinen Bootshaken, bezw. seine Trommelstöcke „verschlucken“, d. h. sterben. Da alle fran-

zösischen Philologen und Laien bei dieser absolut unerklärlichen Deutung bleiben, hat Kabisch sie beibehalten, obgleich es nach der Grundbedeutung des Wortes, die sich auch im Neufranzösischen findet (z. B. avaler sa botte sich das Halsband abstreifen), so einfach und klar wäre zu deuten „den Bootshaken, bezw. die Trommelstöcke nieder- d. h. beiseite legen, d. h. sterben. Ebendahin gehört das Wort bouteroue, bei dem etymologisch als Grundbedeutung „Prellstein“ voranstehen sollte. Übrigens hat unter avaler die Wendung avaler des couleuvres nun auch ihre richtige Erklärung gefunden. Solche Fälle, die zahlreich sind, bieten ein außerordentlich gutes Mittel, durch das Wörterbuch in den Geist der französischen Sprache einzuführen. Andererseits können Artikel wie accouer zeigen, wie die etymologische Behandlung der Elemente einer Redensart auf den Weg zu sachlicher Richtigstellung von Wortbedeutungen führt. Letzteres allerdings nur, wenn der Bearbeiter auf dem Gebiete, aus dem die Wendung genommen ist, selbst bewandert ist oder sich durch das Studium von Fachschriften Belehrung verschafft. Und in diesem höchst wichtigen Punkte, den sogenannten Realien, liegt wieder ein wesentlicher Fortschritt der vorliegenden Arbeit. Kabisch hat es sich angelegen sein lassen, überall die Fachliteraturen auszunutzen, um die immer noch unsichere und schwer zugängliche Kenntnis der Realien, soweit es in dem Rahmen eines Wörterbuches anging, seinem Leser zu übermitteln. Hier mußte viel geschehen. Die ganze Belletristik von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an liebt es ja, ihre Erzählungen auf einem oder mehreren Sondergebieten des sozialen Lebens spielen zu lassen. Die Schriftsteller halten sich Monate lang in den Gegenden und unter der Bevölkerung auf, in deren Mitte sie ihre Erzählung verlegen. Da legen sie dann ihren Personen Worte und Wendungen in den Mund, die selbst in Frankreich nicht allgemein bekannt sind. Und doch verlangt jeder, der eine solche Erzählung liest, sie in seinem Wörterbuch zu finden. Im Thibaut wird er nicht vergeblich suchen. Auch andere Neuerungen trifft der Verfasser. So ist von der mechanischen Anordnung I. tr., II. intr. abgegangen worden, so daß der Leser notwendig zuerst die Grundbedeutung sehen muß. Daß diese grammatischen Bezeichnungen (tr. und intr.) an die Stelle der in Deutschland unverständlichen verbe actif und verbe neutre getreten sind, ist, zumal da sie auch in Frankreich heute allgemein im Gebrauch sind, als ein weiterer Fortschritt zu bezeichnen. Ganz besonders anerkennenswert ist aber die gänzliche Streichung einer dritten Abteilung der Bedeutungen bei jedem Verb, die der verbes pronominaux, da diese Abteilung lexikalisch gar keine Existenzberechtigung hat, viel Raum in Anspruch nahm und ewige Wiederholungen bewirkte, während jetzt die Einreihung der mit dem Reflexivpronomen gebildeten Wendungen eines Verbs in seinem

einfachen Bedeutungswandel zugleich die Entstehung der reflexiven Zusammensetzung und ihrer Bedeutung zeigt.

Hierdurch ist viel Raum für notwendige Zusätze gewonnen worden. Derselbe wird noch durch die Streichung einer erheblichen Zahl von Wörtern erreicht, die nur in ganz entlegener Fachliteratur, oft genug wohl nur einmal zu einer Art Ergänzung analoger Ausdrücke einer Reihe (z. B. bei Taine: inamusable), bisweilen in Frankreich überhaupt nicht gebildet worden waren, sondern ihre Entstehung der Rubrizierungssucht deutscher Grammatiker verdankten. Hierher gehören Wörter wie roséi-colle, -caude, -flore, -gastre, -pède, -rostre; rufi-mane, -ventre; ténui-corne, -folié, -pède; sylvicole; satirographe; scabie: soleiller; strider; supérioriser; surêne; tillare; torpédo (statt torpilleur) u. a. Und dieser freigewordene Raum, zusammen mit der erheblichen Vermehrung der Bogenzahl, konnte zur Aufnahme wichtiger neuer Sachen benutzt werden. So wird auch der Philologe jetzt willkommene Auskunft über veraltetes, altertümliches und modernes Französisch finden. Soviel ich sehe, hat Kabisch überall diese Zusätze gemacht, um durch „veraltet" klassisches Französisch zu bezeichnen, das heute außer Gebrauch gekommen ist, durch „altertümlich" solches, das heute noch, oft sogar absichtlich, gebraucht wird, um eine altertümliche, archaisierende Wirkung hervorzubringen. Ein weiterer Vorzug der Neubearbeitung, eine Änderung, die ich auch bei meiner vorher erwähnten Besprechung verlangt hatte, die besonders dem praktischen Gebrauch der Sprache zugute kommt, ist es, daß nicht nur die Scheidung zwischen gutem und familiärem („fam.") Französisch streng durchgeführt worden ist, sondern daß mit fam. wirklich nur dasjenige Französisch bezeichnet worden ist, das man in guter Gesellschaft brauchen kann, während das tiefer stehende, von der Sprache der guten Gesellschaft ausgeschlossene durch den Zusatz „pop." überall kenntlich gemacht worden ist. Daß nicht noch eine Absonderung von Wörtern, die noch etwas tiefer als pop. stehen, etwa durch bas oder trivial (im französischen Sinne) vorgenommen worden ist, kann nur anerkannt werden, da der Deutsche beim praktischen Gebrauch des Französischen die „populären" Ausdrücke ebenso vermeiden wird, wie die „niedrigen" und „gemeinen". Daß letztere wohl vollständig getilgt worden sind, ist ein Vorzug für das Buch, das Schüler benutzen sollen.

Sehr willkommen wird es dem Suchenden sein, wenn er Ausdrücke aus der Sondersprache einzelner Kreise (der Soldaten, Matrosen, Jäger, Schüler, Studenten, Verbrecher u. ä.) nicht mit dem zweifelhaften „Argot" bezeichnet findet, sondern bei ihnen zugleich durch Zusätze wie „Soldatensprache", „Schülersprache", „Jägersprache" den Kreis kennen lernt, in dem das Wort entstanden ist oder gebraucht wird. Zum großen

Teil hierdurch war es möglich, der ungeheuren Vermehrung des Wortschatzes aller lebenden Sprachen durch die Verwendung von technischen, namentlich sportlichen Ausdrücken in der Belletristik und Journalistik gerecht zu werden. Denn nicht nur enthält jeder Roman unserer modernen Literaturen, besonders aber der französischen, eine auf irgend einem Sportgebiet bewanderte Figur, eine oder mehrere einem besonderen Sport gewidmete Kapitel mit allen dahingehörenden sporttechnischen Ausdrücken und Wendungen, nein, mitten in ganz allgemeinstilistischer Darstellung finden sich solche Sportausdrücke: Die Augen des aufgeregten Vinicius in *Quo vadis* leuchten wie die „Lichter" des Wolfs. Offenbar aus eigener Bekanntschaft mit diesen Dingen, und persönlich interessiert, bringt Kabisch diese Wörter, wo es nötig ist, mit knappen erklärenden Zusätzen. Wenn dabei etymologisch überaus interessante Dinge durch den Zusatz einer knappen Zeile gegeben werden, dann wird dem Bearbeiter der Dank der Philologen nicht fehlen: so wenn bei gagner durch die bloße Anordnung an erster Stelle zu ersehen ist, daß der „heute nur noch als Jagdausdruck" gebrauchte Begriff „äsen" die Grundbedeutung von gagner (von ahd. weidanjan) gibt, die dann durch den Bedeutungswandel „Beute machen, Erfolge erreichen" sich zu „gewinnen" entwickelt hat. So erklärt sich die sonst völlig unverständliche Bezeichnung der dritten Sprosse am Hirschgeweih „Eissprosse" durch „andouiller de fer" als durch orthographisches oder klangliches Mißverständnis entstanden. So mögen die Franzosen, denen durch die völlige Verwüstung ihres Wildbestandes der Unterschied zwischen dem Auerhahn und dem Birkhahn verloren gegangen ist, aus dem Thibaut lernen, daß der coq de bruyère der Birkhahn ist, während der Auerhahn gros coq (des bois) heißt. Wenn Jagdhunde bellen oder eben „Hals geben", ils n'aboient pas, ils crient; die Meute geht à grands cris = mit „hellem Geläut" oder mit „lautem Halse" vor. Die „Lauscher" des Rehes heißen auf französisch nicht oreilles, sondern écouteurs. Vielleicht bringt die Fülle solcher Ausdrücke einen Kundigen, vielleicht Kabisch selbst dazu, einmal festzustellen, wie sich in bezug auf diese Seite die beiden Sprachen zueinander verhalten, welche der beiden die Ausdrücke geschaffen hat. Der Stoff fließt schon in Tristan et Iseult überreich. Aus solchen Sondersprachen gibt Kabisch dann auch gelegentlich, jedenfalls aus der Lektüre französischer Journale gewonnen, Ausdrücke, die speziell pariserisch sind, für deren Übermittelung derjenige, der sie in französischem Texte, in Anekdoten, Witzworten u. dgl. findet, jedenfalls dankbar sein wird, da ihm das ganze Verständnis des Witzes ohne diese Kenntnis verschlossen bleiben muß. So lernen wir, daß der „Anhänger" (Anhängewagen der Straßenbahn) la balladeuse genannt wird (der Motorwagen, der vordere, heißt la motrice, nicht le moteur); daß der

letzte Omnibus einer Strecke le balai heißt (das ähnliche „Lumpensammler" bei uns wird nur von Eisenbahnzügen gebraucht); ja, daß sogar durch eine Fortsetzung desselben Scherzes der „vorletzte Wagen" le manche (der Stiel des Besens) genannt wird; daß das Leihhaus la tante heißt; daß der „Affe" (Tornister) des Soldaten azor heißt; der „Majorszügel" la cinquième bride; daß suivez la piste nicht heißt „reiten Sie auf seiner Spur", sondern „bleiben Sie auf dem Hufschlag" (in der Reitbahn). Man mag dem so viel Wert beilegen, wie man will, der Fleiß des Verfassers ist anzuerkennen.

Zu dem Kapitel von den neuentstandenen Ausdrücken gehört dann alles, was die neusten Arten des Sports angeht; also „Auto, auteln, Autler, le volant = das Steuerungsrad am Auto, la chambre à air der Luftschlauch und la bande der Mantel der Pneumatiks, die selber in les pneus abgekürzt werden (le canot-auto „das Motorboot" fehlt noch); le canotage = der Wassersport (sport nautique würde kein Mensch in Frankreich verstehen) und viele andere.

Einen wichtigen Fortschritt in der Methodik der Lexikographie macht die Neubearbeitung des zweiten Teils mit dem von Kabisch schon in Vorträgen in der Herrigschen Gesellschaft behandelten (in Herrigs Archiv abgedruckten) Prinzip: alle Namen von Gegenständen dürfen nicht durch Übersetzung aus den Bestandteilen der meist zusammengesetzten deutschen Wörter gewonnen werden, sondern allein dadurch, daß man feststellt, wie die Franzosen den betreffenden Gegenstand nennen. So darf die „Feldbahn" nicht mit chemin de fer de campagne, der „Badeofen" nicht mit poêle de bain, der „Wandteller" nicht mit assiette murale, das „Dreiklassen-Wahlsystem" nicht mit système d'élection à trois classes, die „Indianergeschichte" nicht mit conte (oder gar histoire) indien (bezw. indienne) usw. übersetzt werden, sondern mit chemin de fer portatif, poêle d'eau, assiette décorative, élections à trois degrés, conte (de) Peau-Rouge usw. Ein Sitzplatz heißt place assise, unbekümmert um die zweifelhafte Worterklärung, einfach weil an allen öffentlichen Fahrgelegenheiten zu lesen ist (20) places assisses, (8) places debouts. Für unsern „Soldatenkönig" haben die Franzosen nun einmal den Roi sergent geprägt; in den Postbüchern heißen „Post- und Stempel-Wertzeichen" jetzt figurines; der „Automat" heißt le distributeur; für unser „freihändig" und „angestrichen (schießen)" sagen die Franzosen eben (tirer) à bras francs und avec appui; „Fortsetzung folgt" heißt à suivre. Alles das bietet der neue Thibaut. Daß dabei auch einige wissenschaftliche Neologismen Aufnahme gefunden haben, ist dankenswert; so boustrophédonisme (Furchenlesen; z. B. Leon statt Noel); cacographie Lesestück mit fehlerhaft geschriebenen Wörtern (die der Schüler zu seiner Übung heraussuchen muß); sémantique Wortbedeutungslehre (von Michel Bréal gebildet) und (in der

Vorrede des so betitelten Werks) les Açvins (indische Dioskuren) die Lichtträger (einer Wissenschaft); caravanes scolaires Schülerfahrten u. ä.

Von der Angabe der Etymologie ist mit Recht abgesehen worden. Ein meist hinzugesetztes „anderer Stamm“ schützt davor, bei gleichlautenden Wortgebilden ganz verschiedener Ableitung gewaltsamen Bedeutungswandel zu versuchen.

Auf dasselbe Prinzip wie bei den Gegenstandsbezeichnungen geht eine sehr erhebliche Zahl von Verbesserungen zurück, die sich auf ganze Wendungen, Sentenzen, Sprichwörter u. dgl. beziehen. Hier befolgt Kabisch den Grundsatz, daß jede Wendung, die sich in beiden Sprachen in wörtlicher Übereinstimmung in gleichmäßig häufigem Gebrauch findet, zuerst in dieser Form zu geben ist; gibt es daneben eine einem anderen Gebiet entnommene, mit demselben Sinn und auch in den täglichen Gebrauch des französischen Volks und mit allgemeinem Verständnis aufgenommene, so führt er sie an zweiter Stelle auf: das Wort der Bibel „Niemand kann zween Herren dienen“ ist in seiner biblischen Fassung nul ne peut servir deux maîtres dem Franzosen gerade so geläufig wie uns. „Wer gut schmert (mundartlich für „schmiert“), der gut fährt“ existiert in Frankreich ebenso wie in Deutschland (nicht gerade übermäßig häufig) in der Form qui graisse bien, marche loin, wo schon der Reim und der Rhythmus das Volkstümliche des Sprichworts zeigen. Wenn man in scherzhafter Übertragung von „schmieren“ für „bestechen“ dasselbe Wort anwendet, so kann man das im Französischen gewiß mit demselben Bilde tun, während quand l'argent roule, tout va bien heißt „mit Geld ist alles zu machen“.

Sprachliche Ungeheuerlichkeiten, die sich in die deutsche Lexikographie eingeschlichen hatten, wie „ankeuchen“, „anlaufen“, „anrennen“, auf die die saloppen Wendungen „er kommt angekeucht, angelaufen, angerannt“ fälschlich zurückgeführt wurden, ebenso die Wörter zusammen-gehen, -laufen, -leben-, -reiten u. a., die fälschlich als Komposita aufgenommen worden waren, sind beseitigt.

Daß man unter „Haff“ „das Frische ~, le Frisches Haff; das Kurische ~, le Curischeshaff oder Kurischeshaff“ findet (vgl. „Nehrung“), wird hoffentlich dazu beitragen, daß man in Deutschland endlich aufhört, die Friedrichstraße und den Alexanderplatz in Berlin anders als la Friedrichstraße und l'(a) Alexanderplatz zu übersetzen.

Daß Farbenbezeichnungen durch Substantiva wie garance, paille, cerise, auch le rouge foncé nicht diese Substantiva zu undeklinierbaren Adjektiven machen, wie alle Lexika bisher behaupteten, zeigen Beispiele wie un nez garance fonc*ée*, une soie d'*un* paille clair, des étoffes rouge foncé.

Daß die Aussprachebezeichnung nicht zu jedem Worte gegeben ist, auch wo niemand, der auch nur die elementarsten

Kenntnisse von der Art hat, wie die französische Orthographie die Laute bezeichnet, zweifelt, ist ein weiteres Mittel, das Auge, namentlich das des präparierenden Schülers, zu schonen; es wird nicht mehr durch überflüssiges Lesen kleingedruckter, wohl gar abgekürzter Bezeichnungen ermüdet und von dem Wichtigsten, der Erfassung der Grundbedeutung, abgelenkt. Wo Kabisch, in zweifelhaften Fällen, die Aussprache gibt, ist sie die heutzutage in gebildeter Gesellschaft gebräuchliche, „selbst wo sie jemand überraschen sollte". Dieser Zusatz im Vorwort bezieht sich auf Fälle wie die Aussprache von Achille (aschil u. akil), Camille (-mil, als römischer Beiname, -mij, als christlicher Vorname), Sieyes oder Sieyès (beides ßiäjäß); bei Montaigne wäre es vielleicht gut gewesen, besonders zu betonen, daß heute jeder Franzose, der nicht gerade Literaturprofessor ist, den Mann „montänj" ausspricht. Bei Wörtern, die offensichtlich aus fremden Sprachen entlehnt sind, ist die Aussprache meist nicht angegeben, so bei tennis, smoking (das übrigens nun auch die sonderbar verkehrte Bedeutung „Morgenanzug" verloren hat) u. a. Wo sie angegeben ist oder wo „in englischer Aussprache" dabei steht, geschieht es, weil Zweifel möglich wären. Daß man Eigennamen fremder Völker jetzt immer in der Aussprache des fremden Volks geben kann, steht im Vorwort.

Es wäre nun nicht schwer, aus irgend einem Sondergebiet, auf dem zu suchen man sich kaprizieren wollte, das eine oder das andere Wort zu finden, das man im Thibaut vermißt, so z. B. „Blättchenpulver", „Blatt (des Wildes)", „Spitze (einer Truppe)", „Netzhemd", „Kragenschoner" u. a. Ich glaube, für niemand wäre das leichter als für Kabisch selbst; fertig wird das Wörterbuch einer lebenden Sprache nie. Mehr auch, so scheint es mir, hätte der französisch-deutsche Teil für den deutsch-französischen (letzterer scheint zuerst gedruckt worden zu sein) ausgenutzt werden können. Aber solche Wünsche wird man am besten befriedigen, wenn man sie beim Gebrauch feststellt und dem Verfasser übermittelt, der die fleißige Arbeit hoffentlich für die Neuauflage fortführen wird.

Ich kann mein Urteil dahin zusammenfassen: Die vorliegende Neubearbeitung bezeichnet einen wichtigen Fortschritt nach der wissenschaftlichen wie praktischen Seite hin; das hervorragend brauchbare Buch ist dem deutschen Hause, besonders aber der deutschen Schule dringend zu empfehlen.

Steglitz. Th. Engwer.

Julius Asbach, Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Köln 1907, Dumont-Schauberg. Drei Bildnisse und mehrere Beilagen. 129 S. 6 *M.*

Das letzte Werk des vor kurzem verstorbenen Verfassers, der sich besonders als Forscher über römische Kaisergeschichte verdient ge-

macht hat, ist die vornehm ausgestattete Biographie eines preußischen Generals, der aus einer Ulmer Patrizierfamilie stammte, geb. 1789. Er machte in sächsischem Dienst die Feldzüge von 1812 und 1813 mit, trat 1815 im Gefolge des Generals v. Thielmann in preußischen Dienst über, starb 1858 als kommandierender General des 7. Armeekorps in Münster. Die Quellen fließen nicht eben reichlich, da ein großer Teil des Briefwechsels verloren ist; dennoch bietet dieser Lebenslauf viel Interessantes. In dem schrecklichen Kriege von 1812 hat der junge Offizier unter Napoleons Fahnen seine ersten Kriegserfahrungen gemacht; er hat sie später verwertet in einem Buche, dem er den Titel gab „Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa“, woraus hier anziehende Mitteilungen gegeben werden. Den Reiterdienst in der preußischen Armee zu pflegen machte er sich zur besonderen Aufgabe; als Kommandeur der 13. Kavalleriebrigade in Münster verfaßte er 1845 die Schrift „Gedanken über die Organisation und den Gebrauch der Kavallerie im Felde“. Am 5. März 1848 zum Divisionskommandeur in Frankfurt a. O. ernannt, führte er die beiden Infanterieregimenter seiner Division, das 8. und 12., nach Berlin. Die Regimenter nahmen an dem Kampf in den Straßen von Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März teil; über Schreckensteins persönlichen Anteil daran hat sich leider nichts feststellen lassen. Der König ernannte ihn am 13. April zum Kommandeur der 15. Division in Köln; von dort aus griff er kräftig und zugleich besonnen in Trier ein, wo die Anhänger der radikalen Partei am 3. Mai Barrikaden bauten; es gelang ihm, den Aufstand ohne Blutvergießen zu dämpfen. Am 16. Juni wurde er als Kriegsminister nach Berlin berufen; er zeigte sich als konstitutioneller Minister entgegenkommend bei der Beratung der künftigen preußischen Verfassung, wies aber den Antrag des Abg. Stein, es möge ein allgemeiner Erlaß gegen reaktionäre Bestrebungen an die Offiziere gerichtet werden, als zuweit gehend zurück. Im September trat das von Hansemann geleitete Ministerium zurück; Schreckenstein behielt das Vertrauen des Königs, wurde im April 1849 stellvertretender Befehlshaber des Gardekorps, im September 1849 Befehlshaber der in Baden stehenden preußischen Truppen, die bis Ende 1850 noch dort blieben. Aus dieser Zeit stammt seine nähere Beziehung zu dem Prinzen von Preußen, der den Aufstand in Baden niedergeworfen hatte; er gewann das Vertrauen des Prinzen in so hohem Grade, daß er in den Jahren 1852—58 ständiger Reisebegleiter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Rußland, Italien, Paris, England war; neben ihm war seit 1855 der Oberst v. Moltke dazu ausersehen. Aus dieser Zeit liegen interessante Briefe des Kronprinzen und seines Vaters vor, die im Anhang des Buches mitgeteilt sind. Von Schreckensteins militärischer Tüchtigkeit und Erfahrung zeugen Briefe von ihm an seinen Neffen Walter v. Loë, den späteren Feldmarschall, dessen Lebenserinnerungen 1906 erschienen sind.

Es ist das Lebensbild eines Mannes, der nicht in erster Linie gestanden hat, aber an manchen wichtigen Ereignissen beteiligt war; es gibt eine Vorstellung von den tüchtigen Kräften, die in der preußischen Armee jener Zeit vorhanden waren, und regt zum Nachdenken an über den Wandel der Zeiten seit Napoleons Tagen bis zum Beginn der neuen Ära in Preußen. Auch die anschauliche Darstellung macht es für Schülerbibliotheken empfehlenswert.

Lübeck. Max Hoffmann.

---

1) J. Boock, Zeichenschule für den Unterricht in der Erdkunde. Ausgabe A. Für höhere Lehranstalten. Teil I, A (Unterstufe). Das Deutsche Reich. Heft 1: Die deutschen Mittelgebirgslandschaften, 9 Karten, 9 Skizzen. Heft 2: Die deutschen Flachlandschaften, 7 Karten, 7 Skizzen. Heft 3: Wiederholungsskizzen, 7 Karten, 7 Skizzen. Teil I, B (Oberstufe). Das Deutsche Reich. Heft 1: Die deutschen Mittelgebirgslandschaften, 9 Karten, 9 Skizzen. Heft 2: Die deutschen Tieflandschaften, 9 Karten, 9 Skizzen. Heft 3: Wiederholungsskizzen, 7 Karten, 7 Skizzen. Berlin 1907, Friedrich Stahn. 4. 2,60 *M*.

In den amtlichen Lehrplänen für Preußen vom Jahre 1901 sind im erdkundlichen Unterricht Kartenskizzen für die Klassen Quinta bis Untersekunda vorgeschrieben. Darauf gründet sich das Recht des Verf., mit einiger Aussicht auf Erfolg seines Unternehmens eine Zeichenschule für den Unterricht in der Erdkunde herauszugeben. In den Lehrplänen wird vor der Überspannung der Anforderungen gewarnt und darauf hingewiesen, daß die Schüler sich nach dem vorbildlichen Zeichnen des Lehrers auf freihändige Anfertigung einfacher Skizzen während der Unterrichtsstunden zu beschränken haben, daß häusliche Zeichnungen dagegen im allgemeinen von ihnen nicht zu verlangen sind. Da Verf. aber Hausarbeit im Skizzenbuch als regelmäßige Arbeitsleistung der Schüler verlangt, setzt er sich zu den maßvollen Bestimmungen der Lehrpläne, die man nur billigen kann, in einen gewissen Widerspruch. Sie überlassen es dem Lehrer, nach welcher Methode er bei dem Entwerfen der Skizzen zu verfahren gewillt ist: ob er seiner Zeichnung ein Gradnetz zugrunde legen will, was Debes in seinem Zeichenatlas und Pascal in seinen Vorlageheften für die Netze zum Kartenzeichnen tut; ob er mit Hilfslinien und Konstruktionsfiguren ein ungefähr richtiges Kartenbild entwerfen will, welche Methode auch ihre Vertreter in der geographischen Literatur gefunden hat; ob er sich mit Freihand- oder sogenannten Faustskizzen, die allein auf der Sicherheit der Anschauung und der nötigen Handfertigkeit beruhen, begnügt; ob er endlich mit Hilfe eines Normalmaßes und des Punktsystems unter Zugrundelegung der Karte Abbilder derselben aus freier Hand zeichnen und zeichnen lassen will.

Das Gradnetz- und das Figurensystem verlängern die Arbeit, wenn sich die Schüler nicht geradezu gedruckter Vorlageblätter

bedienen sollen, erschweren auch in diesem Falle die Übersichtlichkeit des Kartenbildes und gewährleisten beim eigenhändigen Entwerfen dieser Hilfslinien durchaus nicht die Sicherheit des Erfolgs. Verf. hat sich für das Normalmaß- und Punktsystem entschieden, das nicht gerade etwas Neues ist, aber in seiner praktischen Anwendung vom Verf. selbständig ausgearbeitet und verwertet worden ist. In einem den Skizzenheften beigegebenen Lehrerheft entwickelt er die Grundsätze seines Verfahrens, nennt Skizzenzeichnen die Grundlage für die Aneignung des Anschauungsstoffs der Karte und gibt eine Anleitung zur Benutzung der Skizzenhefte. „Das Normalmaß", heißt es S. 9, „ist der bestimmte Teil eines Stromlaufs, dessen Vielfache oder Teile die übrigen Stromrichtungen sind". Natürlich ist für jeden Strom ein besonderes Normalmaß zugrunde gelegt. Wie dieses Maß herauszufinden ist, gibt Verf. nicht an, ist auch für denjenigen, der im Unterricht diese Skizzenhefte benutzt, nicht nötig, aber vielleicht von Interesse für die Lehrer, die nach dieser Methode auch Länderumrisse zeichnen wollen, was Verf. nicht tut. Das Normalmaß ist, was Ref. auf Grund seiner Lehrtätigkeit verraten will, durch Versuchen und Prüfen mit Lineal und Zirkel an zuverlässigen Karten herauszufinden, eine mühsame und zeitraubende Arbeit, die aber nötig ist und viel Geduld verlangt. Mit Hilfe des aufgefundenen Normalmaßes und unter Benutzung der gedruckten Karte werden dann die für die Zeichnung wichtigen Stellen des Stromlaufes auf dem Skizzenblatt durch Punkte bezeichnet, und zuletzt wird dieser selbst in möglichst geraden Linien entworfen, womit sich Verf. „die Darstellungsform der Flußläufe auf guten, großen Wandkarten zu eigen gemacht" hat. Während das Gradnetzsystem, möchte Ref. noch bemerken, etwas Starres an sich hat, d. h. den gewählten Maßstab unabänderlich festlegt, hat das Normalmaßsystem den großen Vorzug der Unstarrheit und Beweglichkeit, indem je nach den vorhandenen Raumverhältnissen oder nach der wünschenswerten Größe der Skizze dem Normalmaße mit Leichtigkeit eine größere oder geringere Länge gegeben werden kann, nach der sich dann die Vielfachen oder Teile richten müssen, d. h. also Änderungen im Maßstabe beim Beginn der Zeichnung leicht vorgenommen werden können.

Jedes der drei Hefte der Unterstufe enthält auf jedem linken Blatte einen deutschen Strom mit seinen Nebenflüssen und einigen durch mehrfache Zeichen voneinander unterschiedenen Städten, oder auch nur wichtige Abschnitte des Stromlaufes nebst den ihn begleitenden Gebirgen, die durch dick gezogene braune Striche wiedergegeben sind, und auf jedem rechten Blatte bloß die für die Skizze nötigen Punkte. In derselben Weise geordnet und behandelt, aber umfassender und reicher ausgestattet, enthalten die drei Hefte der Oberstufe die deutschen Mittelgebirgslandschaften, die deutschen Tieflandschaften und Wiederholungsskizzen. Aus

dieser Übersicht ergibt sich sofort, daß Verf., der von Länderumrissen absieht, nur Flußbilder und nach geographischen Gesichtspunkten geordnete Landschaftsbilder in seinen Skizzen zur Darstellung bringen will, was viel für sich hat und jedenfalls wichtiger ist, als die Zeichnung der sich im Laufe der Geschichte verschiebenden Länderumrisse; kann doch jeder Lehrer, der es für wünschenswert hält, auch politische Grenzen nach derselben Methode entwerfen. Außerdem enthält jedes Heft auf der ersten Innenseite des Umschlags Erklärungen und Zeichen, die unter No. 1 mit dem Hinweis beginnen, daß jedes Kartenblatt eine geographische Einheit der Erdoberfläche bildet.

Das Normalmaß- und Punktsystem erscheint Ref. mit Verf. als das am wenigsten zeitraubende, übersichtlichste und verhältnismäßig sichere Verfahren zur Entwerfung einfacher Skizzen und als die beste Vorbereitung zum völligen Freihandzeichnen. Wenn es freilich allgemeine Verbreitung finden soll, so darf das Auge nicht durch eine Überfülle von Punkten, die sich auf verschiedenen Skizzenblättern beobachten läßt, verwirrt und der Zeichnende von vornherein entmutigt werden. Es wäre in dieser Beziehung schon viel gewonnen, wenn die sparsame Punktierung auf die Ströme und ihre Hauptnebenflüsse beschränkt würde, während die übrigen Nebenflüsse dem völligen Freihandzeichnen überlassen blieben. Zu den Erklärungen und Zeichen auf der Innenseite der Umschläge sei bemerkt, daß es nicht genügt, dieselben mit Worten zu kennzeichnen, sondern daß die betreffenden Zeichen, die die Schüler auf den Kartenskizzen deuten sollen, auch danebengesetzt werden müssen. Das hat Verf. bloß getan auf dem Blatte der Wiederholungsskizze 6—7 des dritten Heftes der Unterstufe, zugleich freilich mit zwei Abweichungen in der Kennzeichnung der Städte, was irreführend wirken muß. Ob überhaupt Verf. in dem Streben nach Unterscheidung der Bedeutung der einzelnen Städte nicht zu weit gegangen ist? Hat er doch selbst die Stadtzeichen nicht immer richtig oder nur unvollständig angewendet. Zum Beweise dessen verweist Ref. auf Passau, Linz, Mainz, Darmstadt, Münden, Straßburg und Freiburg i. Br. im ersten Heft der Unterstufe; auf Leipzig, Chemnitz, Berlin und Spandau im zweiten Heft; auf Freiburg i. d. Schweiz, Chur, Ingolstadt, Basel, Metz, Stuttgart, Aschaffenburg und Erfurt im ersten Heft der Oberstufe; auf Braunschweig, Schleswig, Danzig und Posen im zweiten Heft. In dieser Aufzählung sind zwar Wiederholungen vermieden, aber nicht in den Heften. Auf die Bevölkerungszahl der Städte hat Verf. in seinen Bezeichnungen keine Rücksicht genommen, so daß Landeck a. Inn und Linz a. d. Donau, das etwa 60 mal soviel Einwohner hat als Landeck, sich dem Grundsatze des Verf. gemäß auf derselben Karte weder in der Schrift noch im Zeichen unterscheiden, ebensowenig Frankfurt a. M. und Hanau, ja daß Merseburg a. d. S. im

Zeichen und in der Schrift viel größer erscheint als seine Nachbarstadt Halle. Daß einige Städte fälschlich an das linke statt an das rechte Ufer ihres Flusses gesetzt sind und umgekehrt, oder auf andern Skizzen auch zurückversetzt sind, möchte Ref. aus Rücksicht auf den ihm zur Verfügung stehenden Raum dieser Zeitschrift nicht im einzelnen nachweisen. Die besprochenen Hefte bilden den ersten Teil des ganzen Werkes, im zweiten wird das außerdeutsche Europa, und im dritten werden die außereuropäischen Erdteile in gleicher Weise behandelt werden. Der Zeichenschule des Verf. liegt jedenfalls ein in der Praxis wohl durchführbarer Gedanke zugrunde, zumal wenn der Lehrer nicht glaubt alles zeichnen zu müssen, was möglich ist, sondern sich darauf beschränkt, die Schüler nach dieser Methode zum Skizzenzeichen durch so viele Beispiele anzuleiten, als sich dabei die übrigen Aufgaben des geographischen Unterrichts in den wenigen Stunden, die dieser hat, erfüllen lassen.

2) J. **Boock, Anschauungs- und Gedächtnishilfen zur Kriegsgeschichte.** Ausgabe A. Für höhere Lehranstalten. Heft 1: Die Einigungskriege, 10 Karten nebst Beilage. Heft 2: Die Befreiungskriege, 10 Karten nebst Beilage. Heft 3: Die Eroberungskriege des I. Kaiserreichs, 8 Karten nebst Beilage. Heft 4: Die Eroberungskriege der I. Republik, 8 Karten nebst Beilage. Berlin 1907, Friedrich Stahn. gr. 8. 2 *M*.

Verf. folgt mit seinen Skizzen zur Kriegsgeschichte im allgemeinen den Spuren Rotherts in dessen die ganze Weltgeschichte umfassendem Kartenwerk, das unter dem Titel „Karten und Skizzen aus der Geschichte" in fünf Atlantenbänden erschienen ist. Während aber Rothert neben der Kriegsgeschichte als der Hauptsache auch die Wanderungen der Völker, die Handelsstraßen, die Kolonialpolitik, die Rechtsentwickelung, Besitzveränderungen, zuweilen auch politische Grenzen mit oder ohne farbigen Flächendruck unter Anlehnung an das Gebirgs- und Flußsystem der Erdoberfläche veranschaulicht, beschränkt sich Verf. in den vorliegenden vier Heften allein auf die Kriegsgeschichte. Er sieht von allem andern, auch von der politischen Umgrenzung der Länder ab. Die Gebirge sind — vielleicht mit Unrecht — bloß in einem einzigen Falle angedeutet, und das Flußsystem ist nur insoweit dargestellt, als es zum Verständnis der Ortslage durchaus notwendig ist. Alle erklärenden Bemerkungen, die jede Rothertsche Karte enthält, sind auf den vorliegenden Skizzenblättern vermieden und vielmehr durch Beilagen, die diese Bemerkungen enthalten, zu den einzelnen Heften ersetzt worden. Eine unerlaubte Benutzung des Rothertschen Atlasses, der nur zur Vergleichung herangezogen worden ist, soll damit aber nicht angedeutet werden. Es kommt Verf. allein darauf an, die Truppenbewegungen und die Kriegsschauplätze klar und deutlich ohne jedes störende Beiwerk zu veranschaulichen. Und das ist ihm im hohen Grade

gelungen. Wie übersichtlich und anschaulich stellen sich z. B. die Märsche und Kämpfe um Metz in den Tagen des 14. bis 18. August 1870 auf den Blättern 4—6 des ersten Heftes dar, ebenso die Anmarschlinien, Sammelplätze, Stellungen und Schlachten der Heere bei Leipzig in den Oktobertagen des Jahres 1813 auf den Blättern des zweiten Heftes. Infolge seiner Methode und der Übertragung der an den einzelnen Tagen stattfindenden Truppenbewegungen und Kämpfe auf mehrere Oktavblätter liefert Verf. reinere geographisch-geschichtliche Anschauungsbilder als Rothert. Er will eben durch Vorführung „geographischer Sehbilder“ die Phantasie mit klaren Anschauungen füllen und so das Gedächtnis unterstützen. Die losen Skizzenblätter bieten außerdem den Vorteil, daß man sie zum besseren Verständnis jedes geschichtlichen Textes daneben legen kann. In seinen Angaben ist Verf., soweit sie Ref. geprüft hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zuverlässig. Jedes Heft bildet eine pragmatische Einheit, und die Skizzenblätter stellen in zeitlicher Reihenfolge immer eine Einzelphase dieser Einheit dar. Farben, Striche und Punkte, große und kleine Schrift, römische und arabische Ziffern und wenige einfache Zeichen dienen der Veranschaulichung der Stellungen und Bewegungen, wobei jede Überfülle der Skizzenbilder vermieden ist. Alles in allem genommen, kann man die Hefte als Förderungsmittel des geschichtlichen Unterrichts nur empfehlen.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

---

1) Mach, Grundriß der Physik für die höheren Schulen des Deutschen Reiches, bearbeitet von F. Harbordt und M. Fischer. Teil II: Ausführlicher Lehrgang. Mit 537 Abbildungen. Zweite, verbesserte und durch Übungsaufgaben erweiterte Auflage. Leipzig, G. Freytag und Wien, F. Tempsky, 1908. 376 S. 8. geb. 4 ℳ.

Als vor mehr als 13 Jahren der Grundriß der Physik von Mach erschien, hatte man es mit einer wichtigen Erscheinung auf dem Gebiete der physikalischen Schulliteratur zu tun. Das neue Werk zeigt, wie die modernen Begriffe, welche die Physik immer mehr zur Anwendung brachte, auch in den Schulunterricht eingeführt werden konnten, und wurde in dieser Hinsicht für viele neueren Lehrbücher der Physik vorbildlich. Jetzt liegt nun die zweite Auflage des für die Oberstufe der höheren Schulen bestimmten Teiles vor. Die Änderungen sind nicht von einschneidender Bedeutung, am wichtigsten ist die Einfügung zahlreicher, gut gewählter Übungs- und Denkaufgaben, und die Verarbeitung des Lehrstoffes der Unterstufe mit dem der Oberstufe zu einem wohlgeordneten Ganzen muß durchaus als zweckmäßig bezeichnet werden, war doch der häufige Hinweis auf die entsprechenden Paragraphen des ersten Bandes unbequem und zeitraubend.

Die in der ersten Auflage stark schematisierten Figuren sind jetzt etwas mehr ausgeführt und dadurch anschaulicher geworden, auch ist eine nicht unbeträchtliche Zahl neuer Figuren hinzugekommen.

2) K. Smalian, Anatomie und Physiologie der Pflanzen und des Menschen nebst vergleichenden Ausblicken auf die Wirbeltiere. Für die Oberklassen höherer Lehranstalten dargestellt. Mit 107 Textabbildungen. Leipzig, G. Freytag und Wien, F. Tempsky, 1908. 86 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

Das Büchlein zerfällt nahezu in zwei gleiche Teile, von denen der erste dem innern Bau der Pflanzen und den daran gebundenen Lebensvorgängen gewidmet ist, während im zweiten Teile die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers mit vergleichenden Ausblicken auf die Wirbeltiere gründlich behandelt wird. Der nach systematischen Grundsätzen geordnete Inhalt enthält namentlich im Abschnitte über die Pflanzen eine überreiche Stofffülle und Anhäufung von Tatsachen, die auf engem Raume zusammengedrängt sind. Die zur Darstellung gewisser Lebensvorgänge anzustellenden Versuche sind oft nur andeutungsweise erwähnt, ihre Beschreibung hätte gerade aus diesem Grunde zuweilen korrekter und klarer gestaltet werden müssen. Als Beleg führe ich zwei auf S. 39 zur Erläuterung der Schwerkraft als Wachstumsreiz unter No. 4 und No. 7 beschriebene Versuche an. In No. 4 liest man: „Durch Auflegen von Gewichten auf der andern Seite kann man die Größe des Wurzelwachstums messen". Ist damit nicht vielmehr gemeint, daß auf diesem Wege die Größe des Wurzeldruckes anschaulich gemacht werden kann? In No. 7 muß es wohl statt „nahe der Scheibe" heißen „nahe der Drehungsachse". Ferner ist die Erdschwere bei diesem Versuche, meines Erachtens, auch nicht teilweise ausgeschlossen, sondern stets wird die Resultierende der Schwerkraft und der Schleuderkraft maßgebend sein. Ebensowenig kann die auf S. 39 unten gegebene Erklärung für die schlängelnde Wachstumsbewegung als klar und ausreichend angesehen werden. Die Beschreibung des menschlichen Körpers und seiner Funktionen ist angemessen und eingehend durchgeführt, auch ist auf hygienische Fragen in wünschenswerter Weise Rücksicht genommen.

Der Text ist mit zahlreichen, teilweise schematischen, meist recht anschaulichen und gut gewählten Figuren versehen, auch im übrigen entspricht die Ausstattung des Buches allen Anforderungen, die man an ein Schulbuch stellen muß.

3) O. Frey, Physikalischer Arbeitsunterricht. Ein Vorschlag zur Umgestaltung des Unterrichts auf der Unterstufe. Mit 30 Figuren im Text. Leipzig 1907, E. Wunderlich. VIII u. 192 S. 8. geb. 2,50 ℳ.

Die Bestrebungen der neuesten Zeit, den physikalischen Unterricht fruchtbarer als bisher zu gestalten, kommen im wesent-

lichen darauf hinaus, die Schüler mehr zur selbständigen Erarbeitung der elementaren physikalischen Begriffe und Gesetze in Übungsstunden heranzuziehen. Es liegen in dieser Beziehung zahlreiche, meist erfreuliche, praktische Erfahrungen vor, auch mangelt es nicht an Veröffentlichungen von Unterrichtsergebnissen und Vorschlägen zu zweckmäßiger Umgestaltung des bisherigen Demonstrationsunterrichtes. Am wenigsten freilich ist in dieser Hinsicht für den vorbereitenden Lehrgang geschehen, und gerade hier soll der „Physikalische Arbeitsunterricht" von O. Frey eine vorhandene Lücke ausfüllen helfen. Frey betont die Notwendigkeit, die große Zahl von Erfahrungen physikalischer Natur, die jeder Knabe bewußt oder unbewußt mitbringt, und die mit „motorischen Elementen des Empfindungslebens" verknüpft sind, sofort zu verwerten, eine „schöpferische" Tätigkeit an den Anfang und in den Mittelpunkt des Anfangsunterrichts zu stellen.

Das Buch zerfällt in einen kürzeren, theoretischen und einen längeren, praktischen Teil. Der erste enthält den Versuch einer didaktisch-psychologischen Begründung einer neuen Bestimmung der Aufgabe, welche der vorbereitende Lehrgang an den Schülern zu lösen hat, ferner einige allgemeine Erörterungen über die Technik des Unterrichts und über den Unterrichtsraum mit seiner Ausstattung. Im praktischen Teile wird gezeigt, wie bei einer zweckmäßigen und genügenden Ausstattung des Arbeitsraumes nunmehr alle Apparate, die das physikalische Können des Schülers fördern sollen, von ihnen selbst mit geringen Kosten hergestellt werden. Zu dem Zwecke werden Fahrradteile, die aus der Fabrik von Klarner & Eckhardt in Leipzig für einen sehr billigen Preis in brauchbarem Zustande bezogen werden können, auf Grund mehrjähriger Erfahrungen empfohlen. An den Apparaten, die zunächst die einfachen Maschinen darstellen, wird sogleich und hauptsächlich der Arbeitsbegriff geübt, überall wird auf die technische Seite besonderer Wert gelegt. Im Kapitel „Die Arbeitsformen der Flüssigkeiten" werden zunächst das Fließen und die Grundeigenschaften der Flüssigkeiten rein empirisch zu möglichst klarer Anschauung erhoben, sodann wird die Stromarbeit, daran anschließend werden merkwürdige Arbeitsumformungen beobachtet, die Arbeiten der Wärme und des elektrischen Stromes bilden den Schluß dieses Abschnittes. Zuletzt werden Arbeiten über Schwingungen und Wellenbewegungen beschrieben und im Anschluß an sie einige akustische und optische Versuche.

Wie alle hier aufgeführten Arbeiten von Schülern der Vorstufe mit bestem Erfolge ausgeführt werden sollen, hat der Verfasser in skizzenhafter Darstellung beschrieben; aber er sucht auch durch Einblick in den Verlauf einiger Arbeitsstunden, die der Leser in Form eines Dialogs zwischen Schüler und Lehrer kennen lernen soll, die Art ihrer Durchführung zu lebendiger Anschauung zu bringen.

Weder die philosophischen Begründungen des ersten Teiles noch die Dialoge des zweiten sind meiner Ansicht nach von starker überzeugender Kraft, so sehr die Darstellung oft die Begeisterung des Verfassers für seine neuen Ideen widerspiegelt. Indessen wird man gern anerkennen, daß das Buch von brauchbaren und dankenswerten Anregungen voll ist und in der Hand eines geeigneten Lehrers, falls geeignete Unterrichtsräume und eine entsprechende Ausstattung zur Verfügung stehen, wertvolle Dienste leisten kann.

Berlin. R. Schiel.

A. Tesch, Friedrich Ludwig Jahn, der deutsche Turnvater. Band 214 der deutschen Jugend- und Volksbibliothek. Stuttgart 1907, J. F. Steinkopf. Mit Titelbild. 140 S. 8. geb. 1 M.

Das vorliegende Lebensbild des Turnvaters Jahn ist flott und mit warmer Teilnahme geschrieben. Der Verf. verschleiert die Fehler und Sonderbarkeiten des freiheitsdurstigen Mannes nicht, aber um so heller läßt er seine edlen Charaktereigenschaften, namentlich seine unermüdliche Vaterlandsliebe hervortreten. Jahns Verdienste um die deutsche Turnkunst, um die deutsche Sprache, um die deutsche Freiheit werden in einfacher, klarer Weise geschildert und dabei manches interessante Streiflicht auf einzelne Teile der Befreiungskämpfe geworfen. Eine Menge von kleinen, anekdotenhaften Geschichten beleben die Schilderung, und vor allem kommt Jahn selbst häufig zu Worte, so daß die reckenhafte Gestalt des Mannes, der bei Lebzeiten eine so seltene Volkstümlichkeit besaß, dem Leser lieb und vertraut wird. Das kleine Buch gehört in jede Schülerbibliothek und, wo dergleichen besteht, in jede Turnbibliothek. Denn der Mann ist es wert, daß die Nachwelt von ihm mehr weiß als bloß den Namen des „alten Turnvaters", und daß er in der Jahnshöhle gewohnt und in der Hasenheide den ersten Turnplatz eingerichtet hat. Jahn ist vor allem jung gewesen und bis in sein Alter jung geblieben; darum denke ich, sein Lebensbild wird von der Jugend gern gelesen werden und seine begeisterte Vaterlandsliebe nicht ohne Eindruck auf sie bleiben. Der Verlag liefert das Buch auch, statt in Leinenband, in solidem, halbledernen Bibliotheksband zu dem ermäßigten Preise von 0,90 M.

Halle a. S. G. Riehm.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. R. Strecker, Religion und Politik bei Goethe. 6 Vorlesungen, hauptsächlich im Anschluß an Goethes Gespräche mit Eckermann. Gießen 1908, Emil Roth. IV u. 158 S. 1,60 ℳ, eleg. geb. 2 ℳ.

2. Th. Dreher, Leitfaden der katholischen Religionslehre. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Heft 4: Das Kirchenjahr, 10. und 11. Auflage. 38 S. 0,35 ℳ. — Heft 5: Kirchengeschichte, 12. und 13. Auflage. 59 S. 0,50 ℳ.

3. H. Wedewer, Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht für die oberen Klassen. III: Grundriß der Glaubenslehre. Zweite Auflage. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagsbuchhandlung. XIII u. 145 S. 2 ℳ.

4. E. Dürr, Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. XI u. 192 S. 3,80 ℳ.

5. F. Muszyński, Die Temperamente. Ihre psychologisch begründete Erkenntnis und pädagogische Behandlung. Paderborn 1907, F. Schöningh. XII u. 274 S. 4,60 ℳ.

6. E. Meumann, Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. 151 S. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

7. G. Misch, Geschichte der Autobiographie. Erster Band: Das Altertum. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 472 S. 8 ℳ.

8. U. Buurmann, Kurzes Repetitorium für das Einjährig-Freiwilligen-Examen. Bändchen 6: Geschichtstabelle in zusammenhängender Form. Zweite Auflage. 88 S. 1,50 ℳ. Bändchen 7: Das Wichtigste aus der mathematischen, physischen und politischen Geographie. Leipzig 1907, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 78 u. 4 S. 1,50 ℳ.

9. L. Cholevius, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Zwölfte Auflage von O. Weise. Bändchen I: Aufgaben aus der Geschichte, Kulturgeschichte, Erdkunde und Naturgeschichte. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 164 S. kart. 1,40 ℳ.

10. W. Reuter, Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde. Dritte Auflage von L. Lütteken. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagsbuchhandlung. XV u. 268 S. geb. 2 ℳ.

11. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig 1907, B. G. Teubner. Jeder Band geb. 1,25 ℳ.

Band 158. P. Schubring, Rembrandt. Mit 1 Titelbild und 49 Textabbildungen. 82 S.

Band 163. K. Hassert, Die Städte geographisch betrachtet. Mit 21 Abbildungen. 137 S.

Band 170. W. Ahrens, Mathematische Spiele. Mit 1 Titelbild und 69 Figuren. 118 S.

Band 176. J. Cohn, Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Mit 6 Bildnissen. 118 S.

Band 177. O. Kirn, Sittliche Lebensauffassungen der Gegenwart. 122 S.

Band 180. P. Hensel, Rousseau. Mit 1 Bildnis Rousseaus. 129 S.

Band 200. M. Verworn, Die Mechanik des Geisteslebens. Mit 11 Figuren. 104 S.

12. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1907/08, Quelle & Meyer. geb. 1,25 ℳ.

L. Geiger, Rousseau. Jean Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke. 131 S.

A. Weber, Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. 138 S.

F. Machaček, Die Algen. Mit 23 Bildern. 146 S.

H. Winckler, Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. 152 S.

13. Victor Graf Ségur-Cabanac, Discours sur la littérature française joints à la lecture (Glanes littéraires). Brünn 1908, Karafiat & Sohn. 123 S. geb. 2,50 K.

14. A. Chatelain, Ausgewählte Erzählungen. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Sachs. Berlin und Glogau 1908, C. Flemming. VIII u. 74 S. geb.

15. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jeder Band geb. 0,80 ℳ.

1. H. Brauswig, Die Explosivstoffe. Einführung in die Chemie der explosiven Vorgänge. Mit 6 Abbildungen und 12 Abbildungen. 158 S.
2. A. Heilmeyer, Die Plastik seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit 41 Abbildungen. 108 S.
3. R. Burckhardt, Geschichte der Zoologie. 156 S.
4. M. Rauther, Das Tierreich, IV: Fische. Mit 37 Abbildungen. 154 S.
5. F. W. Neger, Die Nadelhölzer (Koniferen) und übrigen Gymnospermen. Mit 85 Abbildungen, 5 Tabellen und 4 Karten. 185 S.
6. S. Valentiner, Vektoranalysis. Mit 11 Figuren. 163 S.

16. H. Robolsky, Französische und englische Handelskorrespondenz, gesammelte Originale. Herausgegeben von F. Meißner. Teil II: Englische Handelskorrespondenz. Fünfte Auflage. Leipzig 1907, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 131 u. 77 S. geb. 3 ℳ.

17. Molière. L'Avare. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. Wasserzieher und J. Gontard. Berlin und Glogau 1907, C. Flemming. XVI u. 87 S. geb. 1,50 ℳ.

18. Shakespeare, Julius Caesar. With introduction and explanatory notes edited by K. Grosch. Ebendaselbst. XXIV u. 109 S. 1,60 ℳ.

19. Chambers, History of England, 55 B. C. to the present time. Für den Schulunterricht hergerichtet von J. Klapperich. Mit 14 Abbildungen, 5 Nebenkarten und 1 Hauptkarte. Glogau o. J., Carl Flemming. VIII u. 128 S.

20. J. Colomb. Deux mères. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Sätterlin. Leipzig 1906, G. Freytag. 132 S. 1,50 ℳ. Wörterbuch 54 S. 0,60 ℳ.

21. G. Bruno, Les enfants de Marcel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Wüllenweber. Zweite Auflage. Leipzig 1907, G. Freytag. 124 S. 1,50 ℳ. Wörterbuch 75 S. 0,70 ℳ.

22. Victor Hugo, Selected poems. Edited with Introduction and Notes by H. W. Eve. Cambridge 1907, University Preß. XXII u. 180 S. geb.

23. Deutsch-Südwestafrika, Kriegs- und Friedensbilder. Leipzig 1907, Wilhelm Weicher. Mit 7 Bildern und 1 Porträt. VIII u. 79 S.

24. F. v. Hemmelmayr und K. Brunner, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für die vierte Klasse der Realschulen. Der mineralogische Teil bearbeitet von H. Leitenberger. Mit 76 Abbildungen und 2 Farbendrucktafeln. Dritte Auflage. Wien 1906, F. Tempsky. IV u. 180 S. 2 K 10 h, geb. 2 K 60 h.

25. C. Hille, Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und G. Sarrazin, Heft 12.) IV u. 180 S. 5,75 ℳ (Subskriptionspreis 4,60 ℳ).

26. Richters Lehrbuch der Geographie. Neu bearbeitet von J. Müllner. Der Gesamtausgabe achte Auflage. Teil I: für die 1. Klasse. Mit 31 Abbildungen. 1907. 112 S. 1 *K* 15 *h*, geb. 1 *K* 65 *h*. Teil II: für die 2. Klasse. Mit 54 Abbildungen. 164 S. 1908. 2 *K*, geb. 2 *K* 50 *h*. Wien, F. Tempsky.

27. A. Bargmann, Himmelkunde und Klimakunde. Mit einem Skizzenanhange Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VIII u. 215 S. 2,40 *M*, geb. 3 *M*.

28. F. Dannemann, Der naturwissenschaftliche Unterricht auf praktisch-heuristischer Grundlage. Hannover 1907, Hahnsche Buchhandlung. XII u. 366 S. gr 8. 6 *M*.

29. Ch. M. Tidy, Das Feuerzeug. Drei Vorträge vor jugendlichen Zuhörern nach dem englischen Original bearbeitet von P. Pfannenschmidt. Mit 40 Figuren. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 92 S. geb. 2 *M*.

30. F. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien. Mit 184 Figuren. Achte Auflage. Wien 1907, F. Tempsky. 123 S. 1 *K* 30 *h*, geb. 1 *K* 90 *h*.

31. Močniks Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. Bearbeitet von A. Neumann. Erste Abteilung: für die 1. und 2. Klasse. Neununddreißigste Auflage. Wien 1907, F. Tempsky. 148 S. 1 *K* 80 *h*, geb. 2 *K* 30 *h*.

32. Močniks Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgabensammlung für die oberen Klassen der Gymnasien, bearbeitet von A. Neumann. Dreißigste Auflage. Wien 1908, F. Tempsky. V u. 310 S. 3 *K* 30 *h*, geb. 3 *K* 70 *h*.

33. W. Burckhardt und C. L. Blank, Mathematische Unterrichtsbriefe. Vierte Auflage. Thüringer Verlagsanstalt W. Jena. Kursus 1, Brief 1 (32 S.). 0,60 *M*.

34. O. Bürcklen, Lehrbuch der ebenen Trigonometrie mit Beispielen und 280 Übungsaufgaben. Mit 40 Figuren. Neue Ausgabe. Stuttgart 1907, W. Kohlhammer. X u. 122 S. geb. 1,50 *M*.

35. R. Heger, Analytische Geometrie auf der Kugel. Mit 4 Figuren. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VII u. 152 S. geb. 4,40 *M*.

36. H. Schubert, Niedere Analysis. Teil I: Kombinatorik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Kettenbrüche und diophantische Gleichungen. Zweite Auflage. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. IV u. 181 S. geb. 3,60 *M*.

37. H. Baumhauer, Leitfaden der Chemie, insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Teil I: Anorganische Chemie. Fünfte Auflage. Mit 34 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1907, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 172 S. geb.

38. J. Lorscheids Kurzer Grundriß der organischen Chemie. Zweite Auflage von P. Kunkel. Mit 28 Figuren. Freiburg i. Br. 1908, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 124 S. geb.

39. E. Kotte, Lehrbuch der Chemie für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Teil I: Einführung in die Chemie. Mit 117 Figuren. Dresden-Blasewitz 1908, Bleyl & Kaemmerer. VIII u. 205 S. 3 *M*.

40. W. Bermbach, Einführung in die Elektrochemie. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. IV u. 140 S. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

41. Täglich körperliche Übungen für Schule und Haus. 3 Tafeln mit Abbildungen. Verlag der Amelangschen Lehrmittel-Handlung in Berlin.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das griechische Skriptum in Untersekunda.

Eine der Fragen, denen Haus und Schule die gleiche, freilich von recht verschiedenen Gesichtspunkten ausgehende Aufmerksamkeit widmen, bildet auch heute noch das sogenannte Extemporale oder, wie man genauer sagen müßte, die in der Klasse vom Schüler angefertigte schriftliche Arbeit, die von dem Lehrer zu Hause einer mit der Bezeichnung des Falschen verbundenen Durchsicht und Wertung unterzogen wird. Die mannigfaltigen mit dieser Übung zusammenhängenden Mißstände, vor allem ihre übermäßige Schätzung bei der Feststellung der Zeugnisse und bei der Versetzung, haben die Zahl derer, die diese Arbeiten gern ganz verschwinden sehen möchten, stetig gemehrt[1]). Das Anwachsen der Gegner aber hat unleugbar den Erfolg gehabt, daß in der letzten Zeit eine deutlich erkennbare Änderung in der Anschauung der maßgebenden Kreise über Betrieb und Wert der schriftlichen Klassenarbeiten sich vollzogen hat. Ein großes Verdienst darf in dieser Hinsicht Gerhard Budde für sich in Anspruch nehmen, außer durch seine historischen Studien auf diesem Gebiete, deren Früchte in verschiedenen Aufsätzen in der „Zeitschrift für Gymnasialwesen", in den „Lehrproben und Lehrgängen" und in seinem Buche „Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartschen Schule" niedergelegt sind, vor allem durch seine Schrift „Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen", Halle a. S. 1906, Waisenhaus, 1 *M*. Auch die Anzeige des Buches von O. Josupeit-Tilsit in der „Zeitschr. f. Gymnasialwesen" 1907 S. 63—65 ist beachtenswert. Ohne auf die Berechtigung von Buddes Forderung der Abschaffung aller Extemporalia und Skripta auf der Oberstufe — und damit auch des

[1]) Übersichtlich und eindringlich zusammengefaßt sind alle die Anklagen gegen das Extemporale, die wir hier nicht wiederholen wollen, in „M. Eichner, Der griechische Unterricht". Progr. Fraustadt G. 1906.

lateinischen Examenskriptums — an dieser Stelle einzugehen, halte ich seine Wünsche für die Vorbereitung und Inszenierung, mehr aber noch die viel wichtigeren für die Beurteilung und Anrechnung der schriftlichen Arbeiten, wie er sie in den Leitsätzen auf S. 55/56 seines Werkchens zusammengefaßt hat, fast durchweg für richtig und beachtenswert. Auch das Königl. Provinzial-Schulkollegium der Rheinprovinz hat die in den letzten Jahren unablässig besprochene Frage für so wichtig gehalten, daß es sie auf der 9. Direktoren-Versammlung der Rheinprovinz im Jahre 1907 zu erneuter mündlicher Verhandlung stellte und zwar in der Fassung: „Die schriftlichen Klassenarbeiten und ihre Wertung für die Beurteilung der Schüler". In der dritten Sitzung[1]) vom 5. Juni 1907 wurde sie mit besonders eingehender Würdigung der fremdsprachlichen Klassenarbeiten beraten. Als besonders erfreuliches Ergebnis darf man es wohl bezeichnen, daß das Provinzial-Schulkollegium selbst durch den Mund von Geheimrat Buschmann seinen Standpunkt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit klargelegt hat. Es hat dadurch viel dazu beigetragen, daß mancher, der bisher ein entschiedener Gegner jeder Art von schriftlichen Klassenarbeiten gewesen ist, seinen Standpunkt ihnen gegenüber gern noch einmal revidieren wird. Es ist nämlich nach diesen Erklärungen fortan zwischen Übungsarbeit und Prüfungsarbeit genau zu scheiden, in der Weise, daß jene die Regel, „die weitaus größere Mehrzahl", bilden. „Sie sollen unter Leitung des Lehrers so zustande kommen, daß Lehrer und Schüler zugleich arbeiten, die Schüler aber auf die Dauer zur Genüge gefördert werden, um schließlich auch eine Prüfungsarbeit schreiben zu können". Mit Entschiedenheit und noch weit über Buddes Schlußsatz a. a. O. S. 56 hinausgehend: „Die so reformierten schriftlichen Arbeiten treten als gleichwertiger Faktor zu den mündlichen Leistungen; aus beiden ergibt sich die Zensur" — wird hier gefordert: „Wertung für das Zeugnis haben die Übungsarbeiten überhaupt nicht zu finden; auch braucht nicht jede einzelne Leistung gebucht zu werden". Sehr erfreulich ist es nebenbei bemerkt auch, daß die von einer Seite erwähnte Gewohnheit, „in allen Fächern, in Erdkunde, Geschichte, Religion usw. Klassenarbeiten schreiben zu lassen, auf Grund deren die Lehrer ihre Zeugnisse geben", als „Unfug, dem man nachdrücklich entgegentreten müsse" gebrandmarkt wurde. Denn auch diese Gepflogenheit, die mit der großen Schülerzahl, der geringen Anzahl der Stunden u. dgl. begründet wird, hat viel zu der Unzufriedenheit mit unseren höheren Schulen beigetragen; wenn z. B. an einem Tage in derselben Stunde der Lehrer zugleich der

[1]) Verhandl. d. Direktor.-Versamml. in d. Prov. d. Königr. Preußen seit d. J. 1879. 71. Bd. 9. Direktor.-Vers. in der Rheinprovinz. Berlin, Weidmann 1907. S. 217 ff.

Geschichte und Geographie je eine halbe Stunde schreiben läßt und in der Geschichte die griechische und römische bis zur Auswanderung auf den heiligen Berg, in der Geographie England, Frankreich, Schweiz, Deutschland und Österreich als Stoff der Arbeit vorher ankündet, so dürfte hier die Überbürdungsklage nicht mit Unrecht erhoben werden. Aus den Thesen, die den Niederschlag der Verhandlungen bilden, ist folgendes hervorzuheben: „1. Die schriftlichen Klassenarbeiten sollen die Schüler befähigen, den ihnen vermittelten und fest eingeprägten Lehrstoff gewandt und sicher zu verwerten und ihr Wissen in Können umzusetzen, zugleich auch ihnen die etwa noch vorhandenen Lücken in ihren Kenntnissen zum Bewußtsein bringen und sie zu deren Ausfüllung anspornen. Dem Lehrer bieten sie ein Mittel zur Erprobung der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Methode und eine Ergänzung seines aus dem übrigen Unterrichte gewonnenen Urteils über den einzelnen Schüler". — „3. Die Aufgaben zu den schriftlichen Klassenarbeiten sind so zu gestalten, daß sie dem Standpunkte der Klasse entsprechen, organisch aus dem Gange des Unterrichts hervorwachsen und durch diesen gründlich vorbereitet sind". — „6. Bei der Ausstellung der Zeugnisse und der Entscheidung über die Versetzung der Schüler kommen die schriftlichen Klassenarbeiten nur als Ergänzung des aus den übrigen Leistungen und aus der ganzen Persönlichkeit gewonnenen Urteils in Betracht und haben keineswegs eine ausschlaggebende Bedeutung zu beanspruchen. Die entgegengesetzte, bei Eltern, Lehrern und Schülern weitverbreitete Anschauung ist seitens der Schule mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen". — Bei strenger Befolgung dieser Grundsätze, „die freilich eigentlich weiter nichts tun als die Forderungen der „Lehrpläne" (S. 74) erfüllen und mit aller Entschiedenheit einer einseitigen Wertschätzung des sog. Extemporales entgegentreten" wird man, wie ich schon S. 584 Anm. 1 dieser Zeitschrift (1907) bemerkte, unbeschadet wöchentlich eine kurze[1]) Klassenarbeit schreiben lassen können, ohne daß bei Eltern und Schülern jenes Schreckgespenst, genannt Extemporale, von neuem Angst und Not erregte.

Um zu zeigen, wie in dieser Hinsicht der Betrieb der schriftlichen Klassenarbeiten sich gestalten könnte, und wie er in der Tat auch früher schon nach den gleichen Grundsätzen vielfach gehandhabt worden ist, will ich die schriftlichen griechischen Klassenarbeiten, die eine normal begabte Untersekunda von etwa 25 Schülern, fast jedesmal ohne einen ins Gewicht fallenden Prozentsatz von Mißerfolgen, schon vor fünf Jahren, während

---

[1]) Überhaupt verliert ja das Extemporale durch angemessene Kürze einen großen Teil seiner Schrecken; vgl. M. Baltzer, Monatschrift f. höhere Schulen 1902 S. 336.

etwa zweier Tertiale geschrieben hat, in ihrer wechselnden Reihenfolge von Skriptum, Übersetzung und sog. „kurzen Ausarbeitungen“ im folgenden wiedergeben. Zunächst setze ich dabei voraus, daß, wenigstens in der Untersekunda schon, die Arbeiten nicht nur an die behandelten Abschnitte der Grammatik und die Sätze des Übungsbuches, sondern auch an die Lektüre angeschlossen werden, ohne daß der Schriftsteller dadurch nur als Substrat für Einübung von Grammatikregeln und als Fundstätte für die Komposition behandelt wird; davor warnen die württembergischen Lehrpläne mit vollem Recht. Es läßt sich nach langer Erfahrung, trotz mancher gegenteiligen Stimme[1]), doch nicht leugnen, daß der Zusammenhang des Stoffes auf die Erregung des Interesses beim Schüler ganz anders wirkt als die Einzelsätze oft gar zu bunten, wenn nicht gar kindlichen Inhalts. Andere zusammenhängende Stücke aber, die ihren Stoff nicht aus der Lektüre nehmen, werden leicht zu schwierig ausfallen. Die Lehrpläne (1901) fordern S. 32 geradezu schon für U III solche inhaltlich zusammenhängenden Übungsarbeiten, wenn sie einerseits „alle 8 Tage kurze schriftliche Übersetzungen in das Griechische tunlichst im Anschluß an den Lesestoff“ wünschen, andererseits gleich darauf einschärfen: „die Lektüre hat sofort zu beginnen und bald zu zusammenhängenden Lesestücken überzugehen“. — Da ich ferner auch für das Griechische die Mahnung der Lehrpl. S. 31: „Im allgemeinen ist es nicht ratsam, auf der mittleren Stufe des Gymnasiums Prosaiker und Dichter nebeneinander zu lesen“ als völlig berechtigt ansehe, habe ich durchaus kein Bedenken getragen, in den Wochen, da Homers Odyssee die einzige Lektüre der Untersekundaner bildete, den Text der Übungsarbeiten aus dem Dichter zu entlehnen. Mag jene überfeine ästhetisierende Richtung unserer Pädagogik, die auf Kunsterziehungstagen und ähnlichen Veranstaltungen das große Wort führt, darin eine Versündigung an dem Geiste der Dichtung erblicken und schelten, daß so den Schülern auch der herrlichste aller Dichter verleidet werden müsse, ich kümmere mich nicht um diese Pädagogik der großen, Beifall heischenden Worte und habe eben meine langjährige Erfahrung für mich, daß gerade solche Arbeiten mit besonderer Freude von den Schülern gefertigt werden und daß ihnen die Beschäftigung mit dem Dichter dadurch noch nie verleidet worden ist. „Durch eine solche innige Verbindung der einzelnen Teile des Unterrichts und die daraus sich ergebende geistige Zucht wird das Verständnis der Schriftsteller gefördert“ (Lehrpl. S. 29). Wenn eben die Übungsarbeit die Schüler befähigen soll, „den ihnen vermittelten und fest ein-

[1]) Am härtesten urteilt, soviel ich sehe, Weißenfels im „Handbuch für Lehrer höherer Schulen“ 1906 S. 255/6: „damit soll aber nicht gesagt sein, daß in dem Extemporale das eben Gelesene reproduziert werden müsse. Ein solches Wiederkäuen ist sogar als unappetitlich zu widerraten“.

geprägten Lehrstoff gewandt und sicher zu verwerten“, so gehört mit zu diesem Lehrstoff doch auch die Lektüre, und wenn die Aufgabe „organisch aus dem Gange des Unterrichts hervorwachsen und durch diesen gründlich vorbereitet sein soll“, so kann dieser Forderung durch nichts zweckmäßiger entsprochen werden, als wenn man diese Arbeiten an den Inhalt der Lektüre anschließt. Auch das ist dabei nicht gering anzuschlagen, daß der Schüler, dem ein zusammenhängendes Stück gut gelungen ist, von viel größerer Freude an seinem Können erfüllt wird, als wenn er an zusammenhanglosen Einzelsätzen üben muß. Ob man aber den Schülern außer dem grammatischen Stoffe der Übungsarbeit auch den Abschnitt der Lektüre, aus dem der deutsche Text sich gestalten wird, vorher bezeichnen soll oder nicht, scheint mir ein ziemlich müßiger Streit. Man glaubt nun freilich, einen Teil des Schreckens den schriftlichen Arbeiten dadurch benehmen zu können, daß man den Termin (vgl. Budde a. a. O. S. 47) und damit natürlich auch das betreffende Stück des Autors vorher nicht bekannt gibt, damit die Schüler nicht schon vorher in Angst und Aufregung geraten. Mir scheint das alles wenig zweckmäßige Verweichlichungspolitik. Ein bene praeparatum pectus schaut der Entscheidung immer zuversichtlicher entgegen; die Mehrzahl der jüngeren Knaben aber, um die es sich hier hauptsächlich handelt, wird einer plötzlich verlangten Leistung sogar mit viel größerer Aufregung und Sorge gegenübertreten als einer vorher angekündigten. Regelmäßigkeit ist die Hauptbedingung jedes gedeihlichen Betriebes; aber wie soll dieser sich wohl gestalten, wenn man jene Forderung in die Wirklichkeit umsetzt und nicht jedesmal an demselben Wochentage in dem betreffenden Fache eine Übungsarbeit leisten läßt, sondern unentwegt wechselt? Ein fortwährendes Zusammenstoßen und ein ewiges Paktieren zwischen den Vertretern der verschiedenen Fächer wäre unvermeidbar, und in jedem einzelnen Fache hinwiederum wären die Abschnitte, die einer solchen Übungsarbeit zugrunde gelegt werden, doch auch ungleich genug. Auch die Überbürdung hat man hier wieder ins Feld gerufen und behauptet, bei vorheriger Angabe der betr. Abschnitte werde die Zeitdauer der häuslichen Beschäftigung mit ihnen übermäßig groß. Wird aber daran festgehalten, daß nur solche Abschnitte, die in der Schule übersetzt und erklärt, zu Hause wiederholt und in der Schule nochmals übersetzt sind, den Extemporalien zugrunde gelegt werden, so dürfte diese Besorgnis überflüssig genug erscheinen. Notwendig ist es, den Schülern den ganzen Text erst zu diktieren, damit sie von vornherein das Ganze übersehen können.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich zu den Arbeiten selbst über; ich habe es für zweckmäßiger gehalten, sie griechisch zu geben, da die Art, in der die Lektüre und die Grammatik dabei verwendet sind, schneller und schärfer zur Anschauung

kommt; daß ihnen das Untersekundapensum nicht von seinem Anfange an zugrunde liegt, ist dadurch veranlaßt, daß ich in den Unterricht eines erkrankten Amtsgenossen mitten im Jahre hineinspringen mußte.

Es war gelesen worden Xenoph. Anab. V 4; in der Grammatik (Ad. Kaegi, Kurzgefaßte griechische Schulgrammatik) waren die §§ 129—134 vom Akkusativ durchgenommen; darnach lautete die an §§ 18—21 angeschlossene Arbeit

I.

Ἐπεὶ οἱ στρατιῶται οὐκ ἔλαθον Ξενοφῶντα ἀχθεσθέντες ὅτι οἱ Ἕλληνες οἱ σὺν τοῖς βαρβάροις ἐξελθόντες ἐπεφεύγεσαν, οὗτος ἐκκλησίαν συγκαλέσας εἶπε τάδε· Ἄνδρες στρατιῶται, μὴ φοβεῖσθε τοὺς πολεμίους ὅτι ταύτην τὴν μάχην ἐνίκησαν· νικήσαντες γὰρ ὤνησαν καὶ ἡμᾶς· ἴσμεν γὰρ νῦν τοὺς μὲν μέλλοντας ἡμῖν ἡγήσεσθαι τοῖς αὐτοῖς πολεμίους ὄντας, οἷς δεῖ καὶ ἡμᾶς μάχεσθαι. τῶν δὲ Ἑλλήνων οἱ ἀμελήσαντες τῆς σὺν ἡμῖν τάξεως, ἐπεὶ οὕτω δίκην δεδώκασιν, αἰσχυνοῦνται ἡμᾶς καὶ ἀνδρειότερον μαχόμενοι τιμωρήσονται τοὺς πολεμίους. τὴν δὲ πρόσθεν ἀνδρείαν οὐκέτι ἀναμνήσω ὑμᾶς, ἀλλ' αὐτοὶ τοῖς πολεμίοις δηλώσετε, ὅτι οὐχ ὁμοίοις ἀνδράσι μαχοῦνται νῦν τε καὶ ὅτε τοῖς ἀτάκτοις ἐμάχοντο.

Die Schwierigkeiten sind nicht gehäuft; die Regeln vom Akkusativ finden siebenmal Anwendung; die Anlehnung an den Schriftsteller ist dem Sinne nach eng, der Form nach so vielfach abweichend, „daß die Übertragung als selbständige Leistung gelten kann" (Lehrpl. S. 30). Auch die Länge ist mit etwa 100 Worten nicht übermäßig.

II.

Der im Abstande von acht Tagen geschriebenen zweiten Arbeit liegt zugrunde Xenoph. Anab. V 4, §§ 30—32, der Genitiv mit den §§ 139—141, 3 und einige Wiederholungen aus dem Akkusativ.

Ἡ τῶν μυρίων στρατιὰ τὸ χωρίον ἁλὸν παραδοῦσα τοῖς συμμαχήσασι τῶν Μοσσυνοίκων, εἰς τὸ πρόσω ἐπορεύθη, τῆς οἴκαδε ὁδοῦ ἐπιθυμοῦσα. οἱ δὲ πολέμιοι τῆς τῶν Ἑλλήνων ἀνδρείας ἔμπειροι οὐκέτι ἠμύναντο αὐτούς, ἀλλὰ τῆς ἑαυτῶν σωτηρίας ἐμέμνηντο, ὥστε οἱ μὲν ἔφυγον τὸ στράτευμα προσιόν, οἱ δὲ ἑκόντες προσεχώρουν. οὕτω κύριοι ἐγένοντο οἱ μύριοι πασῶν τῶν πόλεων· ἀπεῖχον δὲ αἱ τῶν Μοσσυνοίκων πόλεις ἀλλήλων στάδια ὀγδοήκοντα, αἱ δὲ πλέον, αἱ δὲ μεῖον. ἀναβοῶντες δὲ οἱ τὴν ἑτέραν πόλιν ἐνοικοῦντες οὐκ ἔλαθον τοὺς τῆς ἑτέρας πόλεως πολίτας· οὕτως ὑψηλὴ καὶ κοίλη ἡ χώρα ἦν. ἐπεὶ δὲ οἱ Ἕλληνες ἐν τῇ τῶν φίλων χώρᾳ ἦσαν, οἱ Μοσσύνοικοι τῆς χάριτος οὐκ ἐπιλαθόμενοι μετέδοσαν αὐτοῖς, ὧν εἶχον ἀγαθῶν (§ 126, 2 Wdhlg.). *ἦσαν*

δὲ αἱ αὐτῶν οἰκίαι πλήρεις ἐπιτηδείων καὶ ἐμέλησεν τοῖς Μοσσυνοίκοις, ὅπως ὡς ἀσφαλέστατα οἱ Ἕλληνες πορεύσονται.

Als Abschlußarbeit für die Xenophonlektüre ist dieses Skriptum ein wenig länger gestellt als das erste.

III.

Nach Homers Odyssee IX 216—271; Regeln über den Genitiv §§ 139—150; angewandt in etwa 15 Fällen.

Ἐπεὶ οἱ Ὀδυσσέως ἑταῖροι εἰς τὸ Κύκλωπος ἄντρον ἀφίκοντο, πρῶτον μὲν πάντα ἐθαύμαζον, ἔπειτα δὲ ἐδεήθησαν Ὀδυσσέως τὸν Κύκλωπα οἰῶν μὲν καὶ αἰγῶν, ὧν αὐτοὶ ἠπόρουν, ἀποστερεῖν καὶ εἴκειν τοῦ ἄντρου καὶ ἀποπλεῦσαι. ὁ δὲ Ὀδυσσεὺς πειρᾶσθαι βουλόμενος τοῦ Κύκλωπος, εἰ ξένιόν τι δοίη, καὶ τοὺς ἑταίρους μεῖναι κελεύσας αὐτοῖς αἴτιος ἐγένετο πολλῶν κακῶν. οἱ δὲ ψευσθέντες τῆς ἐλπίδος οὐκέτι ἀπείχοντο τῶν ὑπαρχόντων ἐπιτηδείων, ἀλλὰ πῦρ ἀνακαύσαντες καὶ τοῖς θεοῖς θύσαντες ἔφαγον τῶν τυρῶν καὶ ἔπιον τοῦ γάλακτος. ἐπεὶ δὲ τοῦ Κύκλωπος προσιόντος ᾔσθοντο, ἐπαύσαντο τοῦ δείπνου καὶ τῶν τοῦ Κύκλωπος γονάτων ἁπτόμενοι ἐδεήθησαν αὐτοῦ φείδεσθαι ἑαυτῶν.

IV.

Nach Homers Odyssee IX 491—521; Wiederholung über den Akkusativ und Genitiv, angewandt in 13 Fällen.

Ὀδυσσέως βουλομένου τὸ δεύτερον προσαγορεύειν τὸν Κύκλωπα οἱ ἑταῖροι ἐδεήθησαν παύεσθαι τῆς ὕβρεως καὶ ἀπέχεσθαι λοιδορημάτων· μάλα γὰρ ἐξεπλάγησαν τὸν Κύκλωπα πέτρῳ βαλόντα καὶ ἐφοβήθησαν μὴ αὐτούς τε καὶ τὴν ναῦν συῤῥήξειεν· ὁ δὲ Ὀδυσσεὺς οὐκ ἐπείσθη, ἀλλ' ὀργισθεὶς τῷ Κύκλωπι τοῦ τῶν ἑταίρων φόνου περὶ παντὸς ἐποιεῖτο ὡς μάλιστα τιμωρεῖσθαι αὐτόν. διὰ ταῦτα ἐκέλευσεν αὐτόν, ἐάν τις ἐρωτήσῃ, τίς αὐτὸν ἀπεστέρησε τοῦ ὀφθαλμοῦ, εἰπεῖν, ὅτι Ὀδυσσεὺς ἐποίησεν αὐτὸν κακῶς, ὅτι οὐκ ᾐσχύνθη τοὺς ξένους ἐσθίων, οἳ ἤλπιζον ἐν τῷ ἐκείνου ἄντρῳ ὑποδοχῆς τεύξεσθαι. τότε δὴ ὁ Κύκλωψ ἔγνω ἀποβεβηκέναι ὅσα ποτὲ Τήλεμος ὁ μάντις ἐμαντεύσατο, αὐτὸν ὑπ' Ὀδυσσέως ἀποστερηθήσεσθαι τῆς ὄψεως.

V.

Nach Homers Odyssee IX Schluß; Regeln über den Genetiv und über den Dativ §§ 151—156; angewandt in 12 Fällen.

Ὁ Κύκλωψ ψευσθεὶς τῆς ἐλπίδος τοῦ Ὀδυσσέως αὐτοῖς ἑταίροις κρατήσειν, ηὔξατο Ποσειδῶνι τῷ πατρὶ καὶ ἐδεήθη αὐτοῦ ἐπιμελεῖσθαι, ὅπως μὴ Ὀδυσσεὺς οἴκαδε κάτεισι (*ἀφίξεται* od. *κατίοι*, *ἀφίκοιτο*)*· ἐὰν δὲ εἱμαρμένον ᾖ αὐτὸν* (od. *αὐτῷ*) *εἰς τὴν πατρίδα ἐπανιέναι, ὀψὲ*

κακῶς ἔλθοι, πάντας τοὺς ἑταίρους ἀπολέσας, ἐπ' ἀλλοτρίας νεὼς καὶ ἐν αὐτῇ τῇ οἰκίᾳ κακὰ εὕροι. μετὰ δὲ ταῦτα μείζω πέτρον ἄρας τὸ δεύτερον ἔβαλε καὶ μικροῦ ἐδέησε τυχεῖν τῆς νεώς. οἱ δὲ ἑταῖροι παντὶ σθένει ἐρέσσοντες τὴν ναῦν διέσωσαν εἰς τὴν νῆσον, ἐν ᾗ οἱ καταλειφθέντες ἔμειναν αὐτούς. αὐτοὶ δὲ ἐκβάντες καὶ ἐξελόντες τὰς οἷς καὶ αἶγας διένειμαν τὴν λείαν καὶ τοῦ ἴσου μέρους μετέδοσαν πᾶσι τοῖς ἑταίροις, τῷ δὲ Ὀδυσσεῖ ἡδομένῳ τὸν ἀρνειὸν ἔδοσαν, ὃς κράτιστος ἦν πάσης τῆς ἀγέλης.

Nach den Herbstferien wurde die Xenophonlektüre wieder aufgenommen und der nächsten Arbeit Xen. Anab. V 6 §§ 3—9 zugrunde gelegt; zugleich bildet die Arbeit eine Wiederholung der Regeln der Kasuslehre, die in etwa 12 Fällen angewendet sind.

VI.

Ἑκατώνυμος ὁ Σινωπεὺς εἰδὼς τοὺς Ἕλληνας ἀχθεσθέντας ἑαυτῷ, ὅτι ἠπείλησεν αὐτοῖς τοὺς Σινωπέας σπεισαμένους τῷ Κορύλᾳ πολεμήσειν τοῖς Ἕλλησιν, ἀπελογήσατο περὶ οὗ εἶπε καὶ ὑπέσχετο τὰ ἄριστα συμβουλεύσειν. ἔμπειρος οὖν τῆς τῶν Παφλαγόνων χώρας τε καὶ δυνάμεως, ἀποτρέπειν αὐτοὺς ἐβούλετο τοῦ κατὰ γῆν στέλλεσθαι· ἦν γὰρ ἐν ταύτῃ τῇ χώρᾳ ὄρη ὑψηλότατα, ἃ κατεχόμενα ὑπὸ τῶν πολεμίων πάσῃ τέχνῃ καὶ μηχανῇ οὐχ οἷόν τε ἦν ὑπερβαίνειν· ἦν δὲ καὶ πεδία κάλλιστα καὶ ἱππεῖς πολλῷ κρείττονες πάσης τῆς βασιλέως ἱππείας. εἰ δὲ καὶ οἱ Ἕλληνες ἔφθασαν τοὺς πολεμίους προκαταλαβόντες τὰ ὄρη, οὔτε ἐν τῷ πεδίῳ ἐκράτησαν ἂν τοὺς ἱππέας καὶ πεζῶν μυριάδας πλέον ἢ δώδεκα, οὔτε διέβησαν ἂν οὐδενὶ τρόπῳ τοὺς μεγάλους ποταμούς, ἄλλως τε καὶ πολεμίων ἔμπροσθεν ὄντων, πολεμίων δ' ὄπισθεν αὐτοῖς ἐπιτιθεμένων.

Während der darauf erfolgenden Durchnahme der Lehre von den Präpositionen (§§ 159, 160), der Genera (§§ 161—163) und Tempora (§§ 164—167) des Verbs ließen sich zweckmäßig die zwar in U II noch nicht geforderte, aber für die Übungen in O II als Vorbereitung nicht ganz zu vernachlässigende Übersetzung aus dem Griechischen, eine kurze Ausarbeitung und einige Hausarbeiten einschieben. Ich bekenne zwar, daß ich auf diese durchaus kein Gewicht lege, da der Nutzen, den sie als Übung in sauberer Reinschrift haben, in keinem Verhältnis steht zu dem Schaden, den sie als Anreiz zu Unredlichkeit jeder Art stiften, aber nach den Bestimmungen der Lehrpläne S. 33: „Kurze schriftliche Übersetzungen in das Griechische alle acht Tage, vorwiegend Klassenarbeiten“ dürfen sie leider nicht ganz ausfallen. So waren denn VII. Übersetzung aus Xenoph. Anab. V 6, §§ 35—37; VIII. Hausarbeit aus Kaegi, Griechisches Übungsbuch, Teil II, S. 65, St. 68, Z. 1—18; IX. Kurze Ausarbeitung: Welche Beweise für die Zuchtlosigkeit des Heeres führt Xenophon in seiner Rede

zu Kotyora an? X. Hausarbeit aus Kaegi, ebenda St. 67. Den hohen Wert des Kaegischen Übungsbuches und besonders seiner zusammenhängenden Stücke möchte auch ich bei dieser Gelegenheit besonders hervorheben.

XI.

Nach Homers Odyssee XI 90—137. Als letzte Arbeit vor Weihnachten enthielt dieses Prüfungsskriptum außer einigen Fällen aus der Tempuslehre besonders Regeln aus der wiederholten Kasuslehre.

Ὀδυσσεὺς Κίρκης κελευούσης Τειρεσίᾳ τῷ Θηβαίῳ, ᾧ καὶ τεθνεῶτι νοῦν ἔδωκεν Περσεφόνη, ἐν Ἅιδου συνεβουλεύσατο περὶ τῆς οἴκαδε ὁδοῦ. ὁ δὲ πιὼν τοῦ αἵματος τῶν οἰῶν, ἃς Ὀδυσσεὺς εἰς τὸν βόθρον ἐσφαγίασεν, ἐμαντεύσατο αὐτῷ τὴν οἴκαδε ὁδὸν ἐπίπονον ἔσεσθαι· οὐ γάρ, ἔφη, ὦ Ὀδυσσεῦ, τὸν Ποσειδῶ λήσεις ἐπανιὼν οὐδὲ παύσεται ἐκεῖνος τῆς ὀργῆς, μνήμων τοῦ Πολυφήμου, ὃν ἀπεστέρησας τοῦ ὀφθαλμοῦ. ἀλλ᾽ ὅμως, καίπερ πολλὰ κακὰ παθόντες οἴκαδε ἀφίξεσθε, ἐὰν τῶν τοῦ Ἡλίου βοῶν φείσησθε. τούτων δὲ μὴ ἀπεχόμενοι πάντες οἱ ἑταῖροι ἀπολοῦνται καὶ μόνος σωθήσῃ· οἴκοι δὲ πολλοῖς ἀνδράσιν ἐντεύξῃ, οἳ νομίζοντές σε οὐκέτι ἐπανιέναι καὶ ἐπιθυμοῦντες τῆς τε σῆς οὐσίας καὶ γυναικὸς ἑκάστης τῆς ἡμέρας ἐν τῇ οἰκίᾳ σου συλλεγέντες εὐωχοῦνται· τούτοις δὲ μάχεσθαί σε δεήσει.

XII.

Nach Homers Odyssee XI 483—494; dazu Regeln über die Modi des Verbs nach Kaegi §§ 168—172 und fortwährende Übung der Kasuslehre.

Ὀδυσσεὺς ἐν Ἅιδου διαλεχθεὶς τῷ Ἀχιλλεῖ ἐμακάρισεν αὐτὸν ἧς ἔλαχε τύχης· τοῖς γὰρ Τρωσὶ μαχεσάμενοι οἱ Ἀργεῖοι περὶ πλείστου ἐποιοῦντο αὐτὸν καὶ τοῖς θεοῖς ἐξίσουν. ἀποθανόντι δὲ αὐτῷ οἱ ἐν Ἅιδου δικασταὶ μετέδοσαν ἧς εἶχον τιμῆς, ὥστε ἐκράτει πάντων τῶν τεθνεώτων. ὁ δὲ Ἀχιλλεὺς ἀχθεσθεὶς ὧδε ἀπεκρίνατο· μὴ ἐπαινέσῃς, ὦ Ὀδυσσεῦ, ἀποθανόντος μου τὴν τύχην. ἐγὼ μὲν γὰρ προελοίμην ἂν τὸ παρ᾽ ἀνδρὶ ἀκλήρῳ θητεύειν τοῦ πασῶν τῶν ἐν Ἅιδου ψυχῶν κρατεῖν. ἀλλὰ παυώμεθα τούτων τῶν λόγων· ἴσως δὲ εἴποις ἄν μοί τι περὶ Νεοπτολέμου τοῦ υἱοῦ, πότερον τῷ πατρὶ ὁμονοῶν ἐν Τροίᾳ εὐρείᾳ ἀεὶ ἠρίστευε καὶ ὑπερεῖχε τῶν ἄλλων ἤ, ὡς οὐκ ἐχρῆν, τὴν τοῦ πατρὸς δόξαν ἠτίμασεν.

XIII.

Nach Homers Odyssee XII 142—200; dazu Regeln über die Modi und die Kasuslehre.

Ὀδυσσεὺς πλησιάζων τῇ τῶν Σειρήνων νήσῳ οὐκ ἐπελάθετο τῶν τῆς Κίρκης παραινέσεων· ὅμως δὲ ἐπιθυμῶν

ἀκούειν τὴν καλὴν αὐτῶν φωνὴν πάντων μὲν τῶν ἑταίρων τοῖς ὠσὶ κηρὸν ἐπήλειψεν, ἑαυτὸν δὲ δῆσαι αὐτοὺς ἐκέλευσε μεγίστοις δεσμοῖς, ἵνα καίπερ χαρεὶς τῇ τῶν παρθένων ᾠδῇ καὶ ἐφιέμενος πλείω ἀκούειν, ὅμως μὴ εἰς τὴν νῆσον διελθεῖν δύναιτο. αἱ δὲ Σειρῆνες ἰδοῦσαι τὴν ναῦν παραπλέουσαν εὐθὺς ἤρξαντο τῆς ᾠδῆς καὶ ἐδεήθησαν τοῦ Ὀδυσσέως τὴν μὲν ναῦν καταστῆσαι καὶ ἐγγύτατα πλησιάζειν αὐταῖς· ἀεὶ γάρ, ἔφασαν, τερφθεὶς καὶ πλέονα εἰδὼς ἄπεισιν, ὅστις τὴν ἡμετέραν ᾠδὴν ἀκούσῃ ἄν· ἴσμεν γὰρ ἅττα οἵ τε Ἕλληνες καὶ οἱ Τρῶες θεῶν βουλῇ κακῶς ἔπαθον καὶ εἴποιμεν ἄν σοι πάντα, ὅσα γίγνεται ἐπὶ τῇ γῇ.

XIV.

Übersetzung aus dem Griechischen: Xenoph. Anab. VII 1 §§ 21 ff.

XV.

Zu dieser Arbeit sei mir gestattet, eine kurze Erläuterung vorauszuschicken. In einer lebhaften Debatte über den Bildungswert und Nutzen der alten Sprachen glaubte ein Neusprachler mich mit der Bemerkung schlagen zu können, daß es völlig unmöglich sei, moderne Verhältnisse in verständlicher Weise in den alten Sprachen darzustellen. Ganz abgesehen von der Frage, ob das den Zweck des Erlernens und Übens der alten Sprachen auf unseren Schulen auch nur berührt, hätte ich auf vielerlei verweisen können, was diese Behauptung gründlichst Lügen straft: auf die bekannte griechische Übersetzung von Goethes „Hermann und Dorothea“, die freilich nicht nach meinem Geschmack ist, auf die Unzahl der ins Lateinische und Griechische übersetzten deutschen Volkslieder und Gedichte, auf den lateinischen Struwwelpeter: „Ecce Petrus hic hirsutus“, auf die Beschreibung eines so modernen Fortbewegungsmittels, wie es das Zweirad ist, in den elegantesten Hexametern und auf anderes dergleichen. Doch fiel mir in jenem Augenblicke — die Szene spielte in Westpreußen — die hübsche Anekdote von dem damaligen kommandierenden General des 17. Armeekorps v. Lentze ein, die ich kurz vorher gehört hatte. Von Danzig nach Berlin zum Vortrag berufen, trifft er im Vorzimmer Sr. Majestät den ihm unterstellten Oberst des Leibhusarenregiments in Langfuhr, der sich des besonderen Vertrauens Sr. Majestät erfreut. Zu seiner lebhaften Verwunderung wird dieser, trotzdem er später als der General erschienen ist, zuerst zur Audienz befohlen. Stracks verläßt er darauf das kaiserliche Palais, reist nach Danzig zurück und soll die rasche Tat, einer freilich durchaus unverbürgten Legende nach, mit einem Tage Stubenarrest zu büßen gehabt haben. Ich versprach, diese Anekdote meinen Untersekundanern einmal als besonderes Gericht zur Übersetzung ins Griechische vorzusetzen, begegnete aber einem lebhaften Zweifel an der Möglichkeit. Es sind natürlich den

Schülern für die Übersetzung moderner Ausdrücke wie: Korpskommandant, Oberst der Kavallerie, Stubenarrest u. dgl. die nötigen Handhaben gegeben. Das grenzenlose Erstaunen auf den Gesichtern der Knaben wich aber bald großer Freude, als sie sich der Arbeit gewachsen fühlten, und die Resultate dieses Skriptums zählen keineswegs zu meinen schlechtesten. Der Kundige wird die Anlehnung an die köstliche Stelle in Xenophons Hellenika wohl merken, deren Wertschätzung noch durch die gleich anzuführende kurze Ausarbeitung vertieft wurde.

Στρατηγός τις, ὃς προειστήκει τῶν ἐν τῇ ἡμετέρᾳ ἐπαρχίᾳ στρατιωτῶν, βουλόμενος τῷ βασιλεῖ κοινωνεῖν τι πολλοῦ ἄξιον τῇ στρατιᾷ, ἐλθὼν εἰς τὴν μητρόπολιν (od. *εἰς τὰ βασίλεια) καὶ φοιτήσας ἐπὶ τὰς θύρας ἐκέλευσε τὸν λοχαγόν, ὃς ταύτῃ τῇ ἡμέρᾳ ἐτύγχανεν ὑπηρετῶν, ἀγγεῖλαι τῷ ἄρχοντι, ὅτι βούλοιτο διαλέγεσθαι αὐτῷ καὶ δεηθείη τοῦ βασιλέως ἀκούειν αὐτοῦ προσιόντος· τῷ δὲ αὐτῷ χρόνῳ ἵππαρχός τις βασιλικὸς εἰςιών, ὃς οὐκ ἰσότιμος ἐν τῇ στρατιᾷ, ἀλλ' ὕστερος ἦν ἐκείνου τοῦ στρατηγοῦ, καὶ αὐτὸς προσαγωγῆς ἐδεήθη. καὶ ὁ μὲν βασιλεὺς τὸν μὲν ἵππαρχον βασιλικὸν προσαχθῆναι, τὸν δὲ στρατηγὸν πολλῷ κρείττω ὄντα ἐκείνου ἐπισχεῖν ἐκέλευσεν· ὁ δὲ ἀχθεσθεὶς τῇ ἀναβολῇ οὐκ ἔφη ἐπὶ τὰς θύρας φοιτήσειν καὶ ἀπολιπὼν τὰ βασίλεια οἴκαδε ἐπορεύθη. ὁ δὲ βασιλεὺς πυθόμενος ταῦτα δίκην ἔλαβε παρ' αὐτοῦ κελεύων φυλάττεσθαι αὐτὸν μίαν ἡμέραν ἐν τῇ διαίτῃ.*

XVI.

Kurze Ausarbeitung: Der Admiral Kallikratidas, ein echter Spartaner.

Die drei noch folgenden Skripta schließen sich an Xenophons Hellenika an und sind als die letzten des ganzen Jahres in ihrem Charakter als Prüfungsarbeiten durchweg etwas umfangreicher gestaltet. Neben der steten Wiederholung der Regeln der Kasuslehre nehmen sie besonders Bezug auf die Lehre von den Modi im abhängigen Satze, die nach Kaegi §§ 173—191 das Pensum der letzten Wochen in der U II bildete.

XVII.

Nach Xenoph. Hellenika I 6, 17—21.

Κόνων ναυμαχίᾳ ἡττηθεὶς τοῦ Καλλικρατίδου καὶ ναῦς τριάκοντα ἀπολέσας ἠναγκάσθη εἰς τὸν τῶν Μυτιληναίων λιμένα φυγεῖν. ὁ δὲ Καλλικρατίδας ἐπεμελεῖτο, ὅπως (ὡς) πολιορκηθείη (πολιορκηθήσεται) καὶ κατὰ γῆν καὶ κατὰ θάλατταν, ὥςτε τοὺς Ἀθηναίους μὴ πυνθάνεσθαι τῆς πολιορκίας μηδὲ βοηθεῖν αὐτῷ. Ἐνθυμηθεὶς οὖν ὁ Κόνων, πότερον λῷον εἴη αὐτῷ διδόναι τοῖς πολεμίοις ἑαυτόν τε καὶ τὴν πόλιν καὶ τὰς ναῦς ἢ πειρᾶσθαι ἀνακοινοῦσθαι τοῖς Ἀθηναίοις τὴν πολιορκίαν καὶ μένειν, ἕως βοηθοῖεν ἑαυτῷ,

τὸ μένειν τοῦ προδιδόναι τὴν πόλιν προείλετο. διὰ ταῦτα τῶν νεῶν τὰς ἄριστα πλεούσας δύο καθελκύσας ἐπλήρωσεν αὐτὰς καὶ τῶν ἐφορμούντων ὀλιγώρως ἐχόντων καὶ ἀναπαυσαμένων ἐξέπεμψεν ἔξω τοῦ λιμένος. Καὶ ἡ μὲν ναῦς ἡ εἰς τὸ πέλαγος ἀφορμήσασα διωχθεῖσα ἅμα τῷ ἡλίῳ δύνοντι κατελήφθη καὶ εἰς τὸ στρατόπεδον ἀπήχθη αὐτοῖς ἀνδράσιν, ἡ δὲ ἐπὶ τοῦ Ἑλλησπόντου φυγοῦσα ναῦς διέφυγε καὶ ἐξήγγειλε τοῖς Ἀθηναίοις τὴν πολιορκίαν.

XVIII.

Nach Xenoph. Hellenika I 7 init.

Οἱ Ἀθηναῖοι πυθόμενοι, ὅτι οἱ ναυαγοὶ μετὰ τὴν ἐν ταῖς Ἀργινούσαις ναυμαχίαν οὐκ ἀνῃρέθησαν, οὕτως ὠργίσθησαν τοῖς στρατηγοῖς, ὥστε ἔπαυσαν αὐτοὺς τῆς ἀρχῆς. Πρωτόμαχος μὲν καὶ Ἀριστογένης εἰδότες, ὅτι οἱ Ἀθηναῖοι οὔποτε ᾐσχύνθησαν τιμωρούμενοι ἐκείνους, οὓς τὸν δῆμον ἀδικῆσαι ἐνόμισαν, ἔφθησαν φυγόντες τὴν τοῦ δήμου ὀργήν, οἱ δὲ λοιποὶ Ἀθήναζε κατέπλευσαν ἐλπίζοντες μηδὲν πείσεσθαι ὑπὸ τοῦ δήμου· ἐψεύσθησαν δὲ τῆς ἐλπίδος· Ἀρχέδημος γάρ, ὁ τοῦ δήμου τότε προεστηκώς, πρῶτον μὲν Ἐρασινίδου κατηγόρει αἰτιασάμενος αὐτὸν τῆς κλοπῆς καὶ φάσκων ἠμεληκέναι αὐτὸν τῆς τῶν νεκρῶν ἀναιρέσεως· εἰ δὲ μὴ τοῦτο κατηγόρησεν Ἐρασινίδου, οἱ δικασταὶ οὐκ ἂν ἔδησαν αὐτόν· τότε δὲ ἔδοξε τοῖς δικασταῖς δῆσαι αὐτόν· φανεροὶ γὰρ ἦσαν ἀχθόμενοι τοῖς γεγενημένοις καὶ νομίζοντες, ὅτι οἱ στρατηγοὶ ἠδίκησαν οὐκ ἀνελόμενοι τοὺς ναυαγούς. μετὰ δὲ ταῦτα οἱ ἄλλοι στρατηγοὶ ἐν τῇ βουλῇ διηγοῦντο τὰ πεπραγμένα καὶ ἔφασαν οὐδενὸς ἄλλου δεῖν καθάπτεσθαι, ἀλλὰ τὸ μέγεθος τοῦ χειμῶνος εἶναι τὸ κωλῦσαν τὴν ἀναίρεσιν· ἡ δὲ βουλὴ ἔδησε καὶ τούτους.

XIX.

Nach Xenoph. Hellenika II 2, 3 ff.

Τῆς Παράλου ἀφικομένης καὶ ἀπαγγειλάσης τὰ ἐν Αἰγὸς ποταμοῖς γεγονότα οἱ Ἀθηναῖοι ἔγνωσαν τὰ αὑτῶν πράγματα διεφθαρμένα, ὥστε οἰμωγὴ ἐν ἄστει ἐγένετο καὶ ἐκείνης τῆς νυκτὸς οὐδεὶς ἐκοιμήθη. οὐ γὰρ μόνον τῶν ἀπολωλότων ἐμέμνηντο, ἀλλὰ πολὺ μᾶλλον ἑαυτῶν ἐπεμελήθησαν, φοβηθέντες μὴ πάθοιεν, οἷα πολλοὺς τῶν Ἑλλήνων ἐποίησαν. εἰ δὲ τότε προςέπλευσε Λύσανδρος, πρὶν ἀναθαῤῥῆσαι τοὺς Ἀθηναίους, παρέδοσαν ἂν τὴν πόλιν, οὐ πειρώμενοι ἀμύνεσθαι τοὺς πολεμίους. τῇ δ' ὑστεραίᾳ αἰδεσθέντες τοὺς ἄλλους Ἕλληνας, μὴ καταγελάσειαν τῶν Ἀθηναίων ὡς τὸ μὲν πρῶτον μέγα φρονούντων καὶ δεινὰ ὑβριζόντων, νῦν δὲ τὰ πάντα ἀθυμούντων, ἐκκλησίαν ἐποίησαν καὶ ἐψηφίσαντο τὴν πόλιν ὡς πολιορκησομένην παρασκευάζειν καὶ καρτερεῖν, καίπερ πάσης τῆς ἄλλης Ἑλλάδος ἀφεστηκυίας ἑαυτῶν εὐθὺς μετὰ τὴν ναυμαχίαν. Λύσανδρος δὲ οὐ πολὺ ὕστερον προσπλεύσας

σὺν διακοσίαις ναυσὶ καὶ Σαλαμῖνα δῃώσας ὡρμίσατο πρὸς τὸν Πειραιᾶ καὶ τὰ πλοῖα εἶργε τοῦ εἴσπλου. τῷ δ' αὐτῷ χρόνῳ Παυσανίας σὺν μεγάλῃ Λακεδαιμονίων καὶ τῶν ἄλλων Πελοποννησίων στρατιᾷ ἐστρατοπέδευσεν ἐν τῇ Ἀκαδημείᾳ, ὥστε οἱ Ἀθηναῖοι ἐπολιορκοῦντο καὶ κατὰ γῆν καὶ κατὰ θάλατταν.

Saarbrücken. Hans Koenigsbeck.

Von griechischen und deutschen Singversen.

„Seien wir doch ehrlich!" also sprach Hermann Friedrich Müller, wo nicht der streitbarste, so doch der lesbarste unter den Apologeten des Gymnasiums, und wenn nun noch ehrlich dazu, so verdient er gewiß unser Gehör. Also: „Seien wir doch ehrlich! Die Art, wie wir die griechischen Rhythmen lesen, ist nur ein Schattenspiel und gibt trotz allen Wohlklangs der griechischen Sprache nur eine schwache Vorstellung von der Wirkung, die ihr Vortrag im athenischen Theater hatte. Gerade das musikalische Ohr vermißt so vieles, was es hören möchte. Saitenspiel, Gesang und Tanz sind unwiederbringlich dahin" u. s. f. Sollen wir einmal auch den Tanz zu den Dingen rechnen, die gerade das musikalische Ohr vermißt, so seien gleich noch hinzugefügt: die festlich gestimmte, mit einer Intelligenz ohnegleichen lauschende Zuhörerschaft, und über dem Ganzen: der attische Himmel mit seinem unbeschreiblichen Licht. Und dagegen nun die norddeutsche Schulstube, wo die Schüler schon bei den Anapästen stolpern, wenn etwa einmal eine Hebung aufgelöst ist, und wo dann des Lehrers würdiges Grauhaupt, in regelmäßigen Abständen nickend, mühsam nachhelfen muß. Wahrlich, ein Schattenspiel!

Aber wer wird denn in der Schule, und vollends in der Wissenschaft so geradhin genießen wollen? Was man an Arbeit den Schülern zuzumuten habe, steht auf einem besondern Brett; aber des Philologen Ehrlichkeit, erschöpft sich die im Verzicht? Haben die Schwierigkeiten des Suchens und Findens, und hat die Ergänzung der Schulstubenwirklichkeit durch eine historisch bereicherte und geadelte Phantasie nicht auch ihren Reiz? Wie schwierig uns der Zugang zu der halb oder ganz verschollenen Welt griechischer Rhythmen ist, das lehrt allerdings die Geschichte der griechischen Metrik des verflossenen Jahrhunderts: im Augenblick soll es, ganz im verborgenen, an jeder deutschen Universität eine andre Metrik geben. Aber was ist denn in der Wiederbelebung griechischen Lebens nicht schwer? ist etwa die griechische Kunstgeschichte leicht? oder die Geschichte der Laute? oder auch nur der Schrift? *χαλεπὰ τὰ καλά*, gilt von der Deutung nicht minder, als von der Ausübung. Doch überall wird Aberglaube und vorschnelles Absprechen die Schwierigkeiten an-

statt zu heben oder zu mindern leicht ins Grenzenlose steigern. Seitdem eine geistreiche, aber bodenlose Vergleichungssucht die griechischen Versformen mit den verschlungensten Figuren des „wohltemperierten Klaviers“ in eine die Verswissenschaft nur allzuleicht irreleitende Verbindung gebracht hat, wirkt die bloße Erwähnung der Musik in der griechischen Metrik auf manche Gemüter, wie der Klang von Apollons goldner Leier auf den hunderthäuptigen, unterm Ätna wutkochenden Typhon.

Musik, in dem engeren Sinne der Unterscheidung von Tonintervallen, kommt, wie die Dinge liegen, auch bei den Singversen der Griechen einstweilen kaum in Frage. Wer also, in der gewöhnlichen Verwendung des Wortes, unmusikalisch ist, braucht uns deshalb noch nicht unsre Arbeit zu verleiden und seine Mitarbeit zu versagen. Aber freilich: ein wenig Musik haben in ihm selber, ist hier, wie überall, nicht zu verachten; wobei es unendlich viel Stufen gibt von der Freude an dem Geschwindschritt italienischer Scharfschützen oder an einem trittfesten preußischen Marsch bis zu den feinsten Schwingungen der Zeitphantasie. Die Fähigkeit ist, glaube ich, gar nicht selten, wenn die Schläge einer Uhr schon eine Weile verklungen sind, die man während des Schlagens nicht gezählt hatte, nachträglich, ohne weitere Kombinationen, rein aus den Gruppierungen, die unbewußt die Erinnerung mit den einzelnen Schlägen vornimmt, festzustellen, ob es zehn oder elf Schläge waren. In Deutschland vollends, dem Lande des langsamen Walzers, dem Lande, wo es kein Fest, keine gemeinsame Fußwanderung gibt ohne Lieder, sollte, trotz der auch hier rapiden Zunahme von Sohlengänger und Hartohr, die Zahl der von der musikalischen Seite für das Verständnis griechischer Verskunst Befähigten doch wohl groß genug sein.

Ich glaube versprechen zu dürfen und, wie ich das meine, noch heute anschaulich machen zu können: wir werden einmal dahin kommen, und bei redlichem Bemühen ist die Zeit nicht mehr ferne, daß uns die kühnsten griechischen Verskompositionen ungefähr so durchsichtig sind, als unser ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?“ Und vielleicht wird dann jeder halbwegs geübte Leser eines Äschyleischen Dramas oder eines Chorliedes des Sophokles bekennen: nimmt man diesen Dichtungen ihre metrische Form, so nimmt man ihnen, künstlerisch genommen, das Beste. Aber seien wir doch ehrlich! sprechen auch wir, mit dem verehrten Herrn H. F. Müller: im Augenblick sind wir noch nicht so weit, doch daß es dahin komme, dazu schreib ich hier diesen Aufsatz. Es gilt, da die Universitätslehrer — warum soll ich nicht auch einmal generalisieren? — sich der Aufgabe grundsätzlich zu versagen scheinen, unter den Gymnasiallehrern Arbeitswillige mobil zu machen. Wollen wir uns nicht länger an dem Schattenspiel genügen lassen, so bedarf es allerdings Arbeit, lang anhaltender Arbeit.

*

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!

Wieviel Hebungen hat allemal die Halbzeile? Nach der 1., 3. und 4. zu schließen: zwei, nach der 2. wohl besser: drei. Nehmen wir die Schlußstrophe:

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt,
‚Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!‘

Zweihebige Verse wie: du freie Burschenlust — da wehet Gottes Odem — das Herz zum Himmelszelt — du weite, weite Welt, sind unmöglich. Also Dreihebigkeit! Das ergibt dann zweisilbige Wörter mit zwei Hebungen: da blei-be, mit Sor-gen, wie die Wol-ken, und in der letzten Strophe: O Wan-dern. Wenn nun dies ‚O Wandern‘ gleich zweimal nacheinander erklingt, so werden wir es im Auslaut des Kurzverses wohl nicht anders behandeln dürfen als im Inlaut. Also: Vierhebigkeit! Und so hat es denn auch der Komponist Justus Lyra (1842) das ganze Lied hindurch gehalten. Aber wie kam Geibel (1835) zu dieser Versform? dieser Sprachbehandlung?

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!

Der selbe Vers, die selben Fragen![1]) Aber hier wissen wir die Lösung. Lange Zeit hat man ein geheimnisvolles Wiederaufleben uraltdeutschen Versrechtes geglaubt, es ist vielmehr ein, trotz aller Pseudometrik XVII. und XVIII. Jahrhunderts, in dem unschulmäßigen Volksgesang lebendig gebliebenes. Wir wissen, daß Ernst Moritz Arndt sein Blücherlied nach der Melodie eines Tiroler Volksliedes von 1809 gedichtet hat; dessen Melodie wiederum älteren Datums ist[2]), dessen Strophe aber über das mittelhochdeutsche Epos hinweg in arische Urzeiten hinaufreicht. Die Tiroler haben nun aus dem Nibelungenvers einen Marsch gemacht im Viervierteltakt,

♪|♩♪♩♪♩♪♩♪♩♪♩|♩♪♩♪♩

[1]) Zuerst aufgeworfen von Philipp Wackernagel, seines Zeichens Geologen, im Hauptberuf aber Historiker des deutschen Kirchenliedes, in der Vorrede zur 3. Auflage seiner Auswahl Deutscher Gedichte für höhere Schulen (Berlin 1838). Ich kann es mir nicht versagen, aus der Widmung an Karl von Raumer, ebenfalls Geologen, einige Sätze auszuheben, aus denen sich das schillernde Wort von der Metrik als der Kristallographie der Sprache entwickelt, haben mag: ‚Mir ist diese ganze Zeit Sprache wie Natur gewesen. Ich könnte dir durch einen Scherz verraten, wie beide sich mir verweben, wenn ich dir bekennte, mit welcher Andacht ich in jedem Verse eine rhythmische Zone meiner verwaisten Kristalle betrachte und in jedem Kristalle das Absingen der Zonen als Verse vernehme, die ein Engel im Klange des Stoffes auf den gespannten Saiten der Dimensionen begleitet‘.

[2]) Hoffmann und Prahl, Unsere Volkst. Lieder. Leipzig 1900. S. 246.

während Geibels Wanderlied in dem Ohr des Komponisten zu einem Walzer ward:

♫ | ♩ ♩. ♪ | ♩ ♩. ♪ | ♩. ♬ ♩ ♩ | 𝅗𝅥

Die Art, wie der Tiroler Marsch die Hebungssilben gleich den Senkungen als Kürzen rechnet, ist in antiker Verskunst unerhört, nicht minder das Umgekehrte:

Ein feste Burg: ◯ ◯ ◯ ◯

unsrer Choräle; ebenso beides in Deutschland noch im XIV. Jahrhundert, ehe Meisterlied und mehrstimmiger Gesang das natürliche Verhältnis zwischen Text und Tönen zu lockern begann[1]). Im deutschen Minnesang ward, wie bei den Griechen, beides zusammen mit der Melodie konzipiert, untrennbar wie die Glieder des menschlichen Leibes und ihre Haut.

Wer also bei den Griechen das Versmaß hat, der hat auch den Rhythmus, der der musikalischen Komposition zugrunde liegt. Doch will das Versmaß behutsam angefaßt sein. Dazu gehört Einsicht in die Vorgeschichte und Kenntnis der späteren Stilisierungen, was uns wieder das Mailied illustrieren mag: der selbe Vers, der als Nibelungenzeile, in antiker Bezeichnung, enoplisch-iambischer Tetrameter heißen dürfte,

⏑⏑ —́ (⏑) —̀ ⏑ —́ —̀ ⏑⏑ —́ (⏑) —̀ ⏑ —́ ⁀ —̀ ∧

stellt sich hier in der Melodie als ein Ioniker dar,

⏑⏑ — ⏑⏑ — ⁀ ⏑⏑ — — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⁀ ⏑⏑ — ⁀ —

nicht viel anders als wenn wir im Griechischen aus einem enoplischen Vierheber, allmählich ein ionisches Dimetron werden sehen, wie es die ‚Daktylepitriten' fordern:

—́ ⏑⏑ —̀ ⏑⏑ —́ ⁀ —̀	37 ⏑⏑ — ⏑ — — 37 ⏑ ⏑ — ⁀ — ∧
μοῦνος ἂν ἐσχατιήν	*θνατὰ θνατοῖσι(ν) πρέπει* *Ἡρακλέϊ πρότερον* *ἐλπίδων ἔκνιξ' ὄπιν*[2])
—́ —̀ ⏑⏑ —́ - ⏑⏑ —̀	— — ⏑⏑ — ⏑⏑ ⏑ -
θνατᾶς δ' ἀπὸ ματρὸς ἔφυ	*τὸν δ' ὡς ἴδεν Ἀλκμήνιος*

*

Ich habe da eben, bei Geibel, in dem Anfang auch des zweiten Kurzverses Doppelsenkung angesetzt; ganz sicher bin ich der Sache nicht. In den ersten Hälften bietet die Melodie der ersten und zweiten Langzeile zwei verschiedene Töne, obgleich hier im Text

---

1) Wilh. Brambach, Über die Betonungsweise in der deutschen Lyrik. Der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. dargebracht von ihrem Mitgliede. Leipzig 1871. S. 2 ff.

2) Pind. Isthm. V 16 ≃ 37 ≃ 58.

nirgends Zweisilbigkeit vorliegt; erst in der dritten, wo die Melodie gerade nur über einen Ton verfügt, heißt es einmal ‚wie die Wolken'. Die Schlußzeile der ersten Strophe lautet bei Geibel:

Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert.

So wird aber niemals gesungen, sondern entweder: Wein (mit zwei Hebungen), dann: den nimmer ich probiert, oder dreist interpolierend: Es gibt so manches Mädel u. s. f. Ob für diese Interpolation mehr der Wunsch maßgebend war, noch etwas Erotisches anzubringen, weil ‚von meinem Schatz das Liedel' nicht genügte, oder Abneigung gegen die Zweihebigkeit von Wein, bleibe dahingestellt. Einmal hat Geibel in diesem Liede sicher Zweihebigkeit verlangt: Frisch auf drum, frisch auf! (Str. 3), recht wirksam, dünkt mich. Hier aber deutet die etwas gesuchte Wortstellung, in dem Relativsatze, auf eine andre Trennung der Versglieder:

Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert,

hart genug dies Enjambement! und vielleicht auch mitschuldig an jenen Änderungen, während man in der letzten Zeile des Liedes sich noch gefallen ließ:

Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Unbedenklicher als in der Regel bei uns, geht wenigstens in der ältern mehr stimmungs- als verstandesmäßigen Lyrik der Griechen Diärese und Fermate (mit Hiat und Kurzhebung, wie etwa Reim bei uns) mitten durch die engsten grammatischen Konstruktionen hindurch: wo einmal in einer Strophe Fermate zugelassen war, da war sofort durchgehends grammatische Synaphie (mit Übergreifen eines Wortes oder Synalöphe, Enklisis, Proklisis zuzusammenhängenden Wortgefüges) verpönt, nicht so die logische.
Doch heißt es hier, wie übrigens auch bei uns, jedes einzelnen Dichters Gewohnheiten feststellen, ehe man urteilt.

*

Wenn man heut einen Philologen fragt, was ist Katalexe? so werden neunundneunzig von hundert etwa antworten: Unvollständigkeit im Versende. Sie werden damit auch eine ganze Weile bestehen können, da doch für die Adjektiva katalektisch und akatalektisch geradezu unvollständig und vollständig eintreten dürfen. Aber Sinn und Verstand ist nicht in der Antwort. Die Alten[1]) sagen Katalexis für Klausel, Schlußkolon, Schlußsilbe, wonach denn das Adjektiv ursprünglich nur bedeuten konnte: klauselartig, was häufig genug auf eine Verminderung der Silbenzahl hinausläuft, ebenso häufig aber auch nicht. Die Katalexe der alkaischen Strophe prägt sich in verändertem Tonfall aus,

---

[1]) Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte. Leipzig 1908. S. 63.

fallend statt steigend; oft wechselt auch das Rhythmengeschlecht: Enoplier, also altertümliche Hebungsverse, bilden den ‚Schluß' stilisierter Äoliker oder Ioniker. Und wenn in der Silbenzahl verkürzte Klauseln (das Pherekrateion im priapeischen Langvers) das gewöhnliche sind, es fehlt doch selbst nach verkürzten Binnengliedern nicht an voll entfalteten Schlußgliedern, wie doch der eben erwähnte Zehner, und zwar nach einem katalektischen Fünfheber, vollsilbig ausgeht, also: eine ‚akatalektische' Katalexe! wie ja auch die Nibelungenstrophe nach drei stark verkürzten Langzeilen die Katalexe mit einer unverkürzten bildet:

daz si daz muoste sehen,
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

Was bedeutet denn die ‚Verkürzung' im Deutschen und im Griechischen? Ist mit der Latenz der letzten Hebung, oder gar, bei weiblichem Ausgang, der letzten Senkung, *ir enkunde in dirre werlde*, aus dem Vierheber sofort ein Dreiheber geworden? In der deutschen Versgeschichte hat es dazu vieler Jahrhunderte bedurft, in der griechischen hat sich dieser Vorgang bisher erst ein einziges Mal nachweisen lassen, im Distichon des Epigramms[1]): Schwund einer kostbaren Hebung, scheint es, ist in griechischen Singversen niemals eingetreten.

Brauchen wir also die bequemen Adjektiva immer in dem üblichen Sinne weiter; daneben aber das gute Wort Katalexis, ohne Rücksicht auf Silben- oder Hebungszahl, einfach für jedes irgendwie abgehobene Schlußglied.

*

Keinen Tropfen im Becher mehr,

klingt das nicht wie ein leibhaftiger Glykoneus? dazu

Lindenwirtin, du junge!

ein richtiger Pherekrateus? Also etwa:

Ὦναξ, ᾧ δαμάλης Ἔρως

und

πορφυρέη τ' Ἀφροδίτη.

Als man noch Hebungsverse wahllos mit silbenzählenden Äolikern zusammenwarf, beides unter dem schönen, aber bis jetzt von niemand gedeuteten Namen ‚Logaöden', hätte man der klassischen Benennung der deutschen Bummelverse kaum widersprechen dürfen. Ja eine der Strophen, die vierte, schlösse sogar mit einer eleganten Variation des Pherekrateers, der choriambo-bakcheischen:

Liebliche Augenweide!

und das ganze Lied ausgeprägt enoplisch:

Unter der blühenden Linde.

Heute weiß man die beiden Maße strenger zu sondern. Wohl fehlt es nicht an Versuchen, sie voneinander abzuleiten, aber die

---

[1]) Vorarbeiten 78.

vorliegenden Versbildungen hält man jetzt doch meist auseinander. Nichts könnte in der Tat verkehrter sein, als etwa *Γουνοῦμαί σ', ἐλαφηβόλε* nach der Melodie von Franz Abt zu singen oder ähnlich gesungen zu denken. Dem Äoliker sind Füße zweisilbiger Senkung von Haus aus fremd. Als er sich der ersten silbenzählenden Rohheit begeben hatte und eine feinere rhythmische Gliederung anstrebte, suchte er sich durch Umsetzung von Hebung und Senkung zu variieren, zuerst am Schluß, – – – – –⏑ ⏑–, dann am Anfang, –⏑ ⏑– – – – –, dann in der Mitte, – ⏓ –⏑ ⏑– ⏑–, während der deutsche Vers, nach Enoplierart, unbedenklich mit dreisilbigen Füßen operiert,

♩ ♪ ♪. ♬ ♪ | ♩ ♪ ♩ 𝄾

Aber die hübsche Lindenwirtin kann uns doch vielleicht ein Licht aufstecken über griechische und über deutsche Liedformen, wobei über eine Abhängigkeit der deutschen von den griechischen noch nichts ausgesagt werden soll.

Keinen Tropfen im Becher mehr,
Und der Beutel schlaff und leer,
Lechzend Herz und Zunge,

das ist, im kleinen, die heilige Dreiheit von Stollen, Gegenstollen und Abgesang.

Angetan hat's mir dein Wein,
Deiner Äuglein heller Schein,
Lindenwirtin, du junge!

das selbe, durch den Reim im Abgesange mit der ersten Gruppe verbunden; darnach das Ganze eine Stollendyas aus zwei Triaden. Genau so Anakreon:

Ὦναξ, ᾧ δαμάλης Ἔρως
καὶ Νύμφαι κυανώπιδες
πορφυρέη τ' Ἀφροδίτη,

in Responsion damit, 6 bis 8:

γουνοῦμαί σε· σὺ δ' εὐμενὴς
ἔλθ' ἡμῖν, κεχαρισμένης δ'
εὐχωλῆς ἐπακούειν,

dazwischen aber, in zweiteiligem Abgesang die Stollen trennend,

συμπαίζουσιν· ἐπιστρέφεαι δ'
ὑψηλὰς ὀρέων κορυφάς.

Dies alles kann ein Kind verstehen, dabei schafft es selbst dem verwöhntesten Ohr volle Befriedigung.

Ich wiederhole mein Versprechen: ganz so durchsichtig sollen uns einmal die verwegensten Dithyramben werden! Aber ich wiederhole auch meine Bitte, mit Hand anzulegen: es gibt Verse, die minder eindeutig sind als Anakreons Glykoneen. Es gibt auch Entsprechungen, die minder handgreiflich sind als die eben

aufgezeigten, was denn am Ende auch nur erwünscht ist: Gleichklang ist kein Reim! der Reiz liegt in der feinen Mischung von Gleich und Ungleich[1]). Aber wie man doch bei der Analyse eines grammatischen Satzes nicht ruht, bis man unter den scheinbar gleich zulässigen Möglichkeiten der Konstruktion die einzig richtige herausgefunden hat, durch breiteste Observation des Sprachgebrauchs und scharfe Interpretation des Gedankenzusammenhanges, so gilt es hier allemal, den Sinn des rhythmischen Satzes zu finden und — man wird mich nicht mehr mißverstehen — musikalisch die Pointe zu treffen. Es gilt, was den Hörern seiner Zeit selbstverständlich war, durch mühevolle Vorarbeiten hindurch, in hingebendster Einfühlung wiederzufinden und unermüdet auch den widerstrebendsten Gemütern einleuchtend zu machen.

Berlin. Otto Schroeder.

---

[1]) Überaus ansprechend erörtert von Rud. Hildebrandt in seinen Beiträgen zum Deutschen Unterricht. Leipzig 1897.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) **Fr. W. Foerster, Schule und Charakter.** Beiträge zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin. Zürich 1907, Schulthefs & Co. 213 S. 8. 3 *M.*

Aus welchem Sinn und Geist heraus der Verfasser sein Buch geschrieben hat, darauf weist das ihm vorausgeschickte Motto hin: „Der Lehrer, der uns Kenntnisse vermittelt, ist ein Handwerker — der Lehrer, der den Charakter bildet, iss ein Künstler", ein Wort von Colonel Parker. Zwar wird in den pädagogischen Hand- und Lehrbüchern auch die Charakterbildung der Jugend behandelt, aber meist wird sie nicht genauer gewürdigt. Man muß dem Verf. recht geben, wenn er sie als eine pädagogische Angelegenheit ersten Ranges behandelt wissen will. Und die Grundlage, auf der er steht, ist der untrennbare Zusammenhang der Pädagogik mit der Philosophie und der Theologie.

In der Einleitung erweist Verf. die Richtigkeit des Satzes: Charakterbildung muß im Mittelpunkt der Schule stehen. Er führt dafür kulturelle Gründe an, weist auf die Gefahren der bloßen Verstandesbildung hin, erörtert sodann die ethischen Bedingungen der intellektuellen Kultur und der Charakterbildung für den Beruf, zeigt die Einseitigkeit der ästhetischen Erziehung, und daß die physische Erziehung des Gegengewichts einer starken ethischen Beeinflussung dringend bedürfe. So zieht er in diesem ersten Abschnitte seines Buches die Grundlinien für seine Ausführungen.

Der nun folgende Abschnitt „Vorbeugung" handelt von der ethischen Seelsorge und Schuldisziplin. Verf. erörtert unter interessanter Bezugnahme auf die Verhältnisse in den Schulen anderer Völker, namentlich in den amerikanischen, welche ganz besonderes Gewicht auf die Charakterbildung legen, wie man so manchen unliebsamen Erscheinungen vorbeugen müsse. Wir weisen hier ganz besonders auf den über die Schullügen handelnden Abschnitt hin. Wenn diese in unseren Schulen nicht nur nicht verhindert, sondern (im Gegensatz zur angelsächsischen Pädagogik) recht

zur Blüte gebracht ist, so sieht er den Grund dafür in dem gänzlichen Mangel unserer Schuldisziplin an ethischer und psychologischer Vertiefung. Nach dem Vorgange von Stanley Hall unterscheidet er übrigens phantastische, pathologische, heroische und egoistische Lügen. In die letzte Gruppe gehört wohl die größte Zahl der Schullügen hinein. Ganz richtig ist es, daß lange nicht alles das, was wohl von dem Lehrer als Lüge bezeichnet wird, wirklich Lüge ist. — Hier wie in vielen anderen Fällen, in denen Fehler und Mängel an den Schülern hervortreten, handelt es sich immer um eine möglichste Vorbeugung, die nur auf psychologischer Grundlage zu erreichen ist. Verf. weist hier auf die Präventivdisziplin des katholischen Pädagogen Don Bosko (Turin) hin, von der sein Urheber selbst sagt, daß der Erzieher dadurch derart das Herz des Kindes gewinne, daß er mit der Sprache des Herzens nicht nur zur Zeit der Erziehung, sondern auch später noch zu ihm reden kann. Das diesem entgegengesetzte Repressiv-System könne vielleicht Störungen und Unordnungen vermeiden, aber schwerlich vermöge es, die Schuldigen zu bessern. Zu dem Präventiv-System gehört nach Don Bosko auch eine Art der Beratung und Besprechung mit der Jugend, eine Art des Eingehens auf ihre Anliegen, Konflikte und Schwächen, durch die man sie in die Unmöglichkeit versetzt, Fehler zu begehen. Ein Versuch auf diesem Gebiete sei das in Toledo (Ohio) angewendete sog. Brownlee-System, welches mancherlei willkommene Anregungen gebe. Einen höchst interessanten Beitrag zu dieser Frage entnimmt Verf. auch dem bekannten Buche von R. Lehmann „Erziehung und Erzieher“, nämlich einen Teil einer mit Schülern über das Problem der Moral gehaltenen Unterredung. — Und welches ist das Ziel, das durch eine solche Vorbeugung erreicht werden soll? Verf. bezeichnet es als die Erziehung zur Selbstzucht.

Der dritte Abschnitt behandelt nun das Problem der Disziplin. Ausgegangen wird von der Heeresdisziplin. Gänzlich verkehrt sei es, wenn man Zucht und Freiheit, Disziplin und Menschenwürde für unvereinbare Widersprüche halte. Diese Begriffe vertragen sich sehr wohl miteinander. Die innere Einheit des Gehorchenden mit der Disziplin sei das eigentliche Fundament aller wirklich produktiven Arbeit und Zusammenarbeit. Unsere pädagogische Bildung sei leider lebensfremd. Was die Stellung der Schule zur Gesellschaft anlangt, so erörtert der Verfasser diese durch Anführung von einschlägigen Stellen aus den Schriften einiger amerikanischer Pädagogen, bei denen doch die Charakterbildung in erster Linie steht.

Der vierte Hauptabschnitt „Zur Pädagogik des Gehorsams“ gliedert sich in die Teile: „Die Bedeutung des Gehorsams für die Freiheit“ und „Die Bedeutung der Freiheit für den Gehorsam“. Diese Einteilung ist uns auf dem Grunde der oben skizzierten Ausführungen sehr wohl verständlich. — In „Die Reform der

Schuldisziplin" zeigt uns das Buch zuerst amerikanische Methoden und Experimente, wie sie Verf. ja auch schon vorher mehrfach als nachahmenswert bezeichnet hatte, weist dann auf die Notwendigkeit der Pflege der Selbstachtung hin und gibt sodann Winke für Anfänger. Wie eine solche Charakterpflege, welche Verf. für durchaus notwendig hält, organisiert werden soll, wird im Schlußwort gezeigt. Es kann das nur geschehen durch eine ethische Seelsorge, aus ihrer eigensten Psychologie heraus nach religiöser Begründung. Das müsse die Wurzel aller rechten Pädagogik sein, die uns zur Erziehung zu Charakteren führe. — Wie eingehend der Verf. die verschiedensten pädagogischen Schriften studiert hat, bezeugt uns sein Werk an einer sehr großen Zahl von Stellen. Die in demselben gegebenen Winke sind, wenn man vielleicht auch manchem nicht zustimmen wird (mancher wird vielleicht auch die amerikanischen Verhältnisse anders beurteilen), sehr beachtenswert. Das frisch und anregend geschriebene Buch sei den Fachgenossen angelegentlich empfohlen. Ganz besonders wird es auch den jüngeren Pädagogen recht gute Dienste leisten.

2) **Ernst Weber, Ästhetik als pädagogische Grundwissenschaft.** Leipzig 1907, Verlag von Ernst Wunderlich. X und 367 S. 8 geb. 4,60 *M.*

Mag man nun das Ziel aller Erziehung in der „Humanität" sehen, in der Ausbildung des Menschlichen im Menschen oder in der „Divinität", der Gottähnlichkeit, das Wesentliche der Erziehung, die wichtigste Forderung wird immer in der Erziehung zur Selbsttätigkeit erkannt werden. In ihr sehen die Vertreter der Humanität das Menschliche, die der Divinität das Göttliche. In diesem Sinne sagt Kehr in „Die Praxis der Volksschule": „Nur derjenige ist Schul-Meister unter den Schul-Lehrern, der es am besten versteht, seine Schüler angemessen und geistbildend zu beschäftigen, so daß ihnen das Selbsttun nicht eine Last, sondern eine Lust ist". Vermöge der Wissenschaft kann man nun aber das Erleben des eigenen und eines fremden Ichs nicht erfassen; dies kann man nur durch die Kunst; demnach wird, wie der Verf. des vorliegenden Buches sagt, die Kunst in den Dienst der Menschenerziehung treten müssen, wo die Wissenschaft nichts mehr vermag. — Auf diesem Gedankengange kommt Verf. zu dem Satze, den er zum Mittelpunkt der Betrachtung machen will, der der Grundgedanke seines Buches sein soll. — Während bisher Ethik und Psychologie als Grundwissenschaften der Pädagogik galten, so gibt es auch eine Ästhetik der Pädagogik. Diese soll die pädagogische Praxis ausmachen, während Ethik und Psychologie die Wissenschaften der pädagogischen Theorie sind. Er betrachtet nun im folgenden die pädagogischen Grundnormen, die pädagogischen Probleme, die künstlerische Aufgabe der Schule, die

pädagogische Aufgabe der Kunst, erörtert sodann die wissenschaftliche Seite der Pädagogik und sodann ihre künstlerische. Für das Kind sei nun einmal ein starkes Gefühlsleben und Triebleben charakteristisch; es sei einmal noch stark Sinnenmensch. Erst später komme eine Zeit, in welcher ein intellektuelles Streben in den Vordergrund trete. Nach einer Analyse des Ästhetischen in der Pädagogik betrachtet Verf. die ästhetischen Normen in ihrer Anwendung auf die Didaktik, und zwar auf den Unterrichtsstoff und in subjektiver Beziehnung, endlich die ästhetischen Normen und die kindliche Psyche. Er kommt zu dem Ergebnis, „daß das pädagogische Verhalten des unterrichtenden Lehrers, insofern es sich auf die Seele des zu unterrichtenden Kindes bezieht, zwar eine der ästhetischen Scheinhaftigkeit entbehrende, im übrigen aber zu keinem anderen Geistesgebiete mehr Beziehungen aufweisende Tätigkeit ist als zur künstlerischen“ (S. 199).

Des weiteren betrachtet der Verf. das Verhältnis der Ästhetik zu den Problemen, welche aus den pädagogischen Grundprinzipien entspringen, nämlich: der Freiheit und des Zwanges, der Einzel- und Massenerziehung, Schule und Leben, Körper und Geist. Auch in bezug auf die Weckung der Selbsttätigkeit, welche, wie wir oben sahen, das oberste Ziel jeder Erfahrung ist, gibt die Ästhetik wichtige Fingerzeige. So bildet sie „eine Grundwissenschaft jeder wahren Pädagogik“. Aber auch das Verhältnis der Ästhetik zur Lehrerpersönlichkeit kommt zur Erörterung. Dabei handelt es sich zuerst um die Vorbildung des Pädagogen, seine wissenschaftliche und künstlerische. Der Lehrer müsse zu künstlerischem Können gelangen. Er solle imstande sein, sprachlich und mimisch zu gestalten, er müsse ein guter Redner sein, vor allem gut erzählen können. Man sehe heutzutage viel zu wenig auf die Pflege der Erzählkunst. Auch die Fähigkeit zeichnerischer und plastischer Gestaltung müsse der Lehrer besitzen. Besonders zu pflegen sei die Kunst des Tafelzeichnens, desgleichen die musikalische Ausbildung, auf die allerdings in den Lehrerbildungsanstalten ziemlich viel Gewicht gelegt werde. Zu einer solchen Ausbildung gehören Fachschulen, deren Leiter erprobte pädagogische Künstler sein müßten. Eine Reihe von praktischen Ratschlägen über die wissenschaftliche Allgemeinbildung, die philosophische Sonderbildung, die künstlerisch-technische Bildung und die pädagogisch-praktische Bildung bilden den Abschluß des auf die Lehrerbildung bezüglichen Abschnittes.

Wenn es sich um die Frage handelt, ob der Mann oder das Weib zur Erziehungsarbeit geeigneter erscheine, so erklärt Verf., er betrachte es als eine bedeutende Bereicherung der erzieherischen Mächte, die Eigenart des Weibes auch in diesem Zweig des kulturellen Lebens wirken zu lassen; nur halte er es für nötig, dem pädagogischen Wirkungskreis die Grenzen zu stecken, die jene Eigenart im Interesse des Gesamtwohls verlange. Die Erziehung

des Knaben vom 10. Jahre ab sei ausschließlich Männern zu übertragen, das Weib sei aber für die Erziehung seines Geschlechts auch in reiferem Alter schlechterdings unentbehrlich.

Eine überwiegend große Zahl weiblicher Lehrkräfte sei eine Gefahr in pädagogischer wie nationaler Hinsicht.

Nachdem Verf. weiterhin noch erörtert hat, wie sich die Fortbildung des Pädagogen zu gestalten habe, und zwar des Hochschullehrers, des Mittelschullehrers und des Volksschullehrers, schließt er in dem Abschnitt „Der Künstler und sein Werk" seine Betrachtungen ab. Er zeigt darin die Entstehung des pädagogischen Kunstwerks und das Wesen des pädagogischen Künstlers. Er gipfelt in der Forderung: „Gebt uns volle Menschen: gebt uns Künstler mit starkem, ethischem Gehalt und lebendiger Gestaltungskraft, gebt uns Lehrer mit einem warmen begeisterten Herzen für die Jugend — und alles andere kommt von selbst!"

Gewiß müssen die mit Wärme geschriebenen und aus innerster Überzeugung kommenden Ausführungen des Verfassers ein großes Interesse in der Fachwelt und außerhalb dieser, in den Kreisen der Gebildeten, erregen. Eine Frage ist es nur, ob die von ihm aufgestellten Forderungen, so die hinsichtlich der Eigenschaften des Lehrers, durchführbar sind. Auch von anderen Seiten sind ja mitunter Forderungen ähnlicher Art hinsichtlich der ganzen Handhabung des Unterrichts (es sei an die Kindererziehungstage erinnert) aufgestellt worden, es haben sich aber auch Stimmen vernehmen lassen, welche mit Recht vor einem Zuviel warnen.

Wir empfehlen das mit gründlicher Sachkenntnis verfaßte und auf die mannigfaltigsten Anschauungen älterer und neuerer pädagogischen Schriftsteller Bezug nehmende Buch den Fachgenossen und weiteren Kreisen Gebildeter angelegentlichst.

3) **A. Vogel, Die pädagogischen Sünden unserer Zeit.** Ein kritischer Überblick über die Bestrebungen der modernen Pädagogik auf dem Gebiete des höheren und niederen Schulwesens. Lissa i. P. 1907, Friedrich Ebbeckes Verlag (Eulitz & Winckler). 118 S. 8. 2,50 *M*.

Daß gerade in unserer neueren Zeit, in der man die verschiedenartigsten Versuche auf dem Gebiete des Schulwesens unternommen hat, eben infolge jener Versuche auch mannigfache Mängel zutage getreten sind, liegt, so kann man sagen, fast in der Natur der Sache. Vielfach rühren solche Mängel daher, weil man der Schule mancherlei Aufgaben aufbürden will, die unmittelbar mit ihr nichts zu tun haben, deren Lösung jedoch diesem oder jenem sehr wünschenswert erscheinen; vielfach sind sie aber auch durch allerlei Übertreibungen in pädagogischer und didaktischer Hinsicht sowie durch zu weit gehende Reformversuche veranlaßt. Da tut es not, daß dieser neueren Zeit einmal ein Spiegel vorgehalten wird, in dem sie diese Schäden und Mängel erkennt. Und dies ist vielleicht noch weniger für die pädagogische Welt notwendig, denn diese sieht ja jene Mängel und wird, soweit nur

es ihr möglich ist, auf ihre Beseitigung hinwirken, sondern es ist vielmehr für alle diejenigen gebildeten Kreise notwendig, die ein lebendiges Interesse für die Schule und die Erziehung unserer Jugend haben und die nur zu leicht geneigt sind, in allerlei Reformen, in jeder Neuerung das Heil zu erblicken, das Althergebrachte, eben weil es althergebracht ist, mag es sonst auch gut sein, zu verwerfen. — Einen solchen Spiegel hält uns nun das Buch von Vogel vor, welches der Feder eines bekannten und geschätzten Schulmannes entstammt. Nach einer Einleitung, in welcher Verf. den Zweck seiner Ausführungen auseinandersetzt, folgen 16 Aufsätze, deren Überschriften wir angeben müssen, damit der Leser weiß, womit er es zu tun hat. Sie lauten: 1. Schulreformen und kein Ende. 2. Das „Recht" des Kindes. 3. Die allgemeine Schule als Erziehungs- und als Gesundheitsanstalt. 4. Sport und Spiel in der Schule. 5. Die Schule als Aschenbrödel. 6. Der Handfertigkeitsunterricht. 7. Patriotismus und Militarismus. 8. Die obligatorischen allgemeinen Volksschulen. 9. Die Bewertung der allgemeinen und der formalen Bildung. 10. Das Märchen. 11. Der doppelte Religionsunterricht. 12. Contra Grammatik. 13. Die Unmethode der deutschen Stilübungen. 14. Die Übersetzungsnot. 15. Die Zweiteilung der „Pädagogik". 16. Die Ästhetik in den technischen Fächern.

In allen diesen Ausführungen, auf die wir einzeln natürlich nicht eingehen können, warnt der Verf. vor so manchen Gefahren, die der Erziehungsarbeit in der heutigen Zeit von so mancher Seite drohen. Eins möchten wir besonders hervorheben: zu warnen ist jedenfalls vor der übertriebenen Sport- und Spielsucht. Wo soll denn die Zeit und die Kraft dafür herkommen? — Hingewiesen sei auch auf den Abschnitt über die Unmethode der deutschen Stilübungen, in dem der Verf. vor den Mißgriffen warnt, die namentlich bei der Stellung von Aufgaben zum deutschen Aufsatz gemacht werden.

Das Büchlein sei besonders auch den Eltern unserer Schüler angelegentlich empfohlen. Es ist sehr wohl imstande, sie über mancherlei Verhältnisse aufzuklären, welche man kennen muß, um die Schule richtig zu beurteilen.

4) Cölestin Schöler, Praktische Denklehre auf neuen Grundlagen gemeinverständlich dargestellt. Amstetten (Niederösterreich) 1906, im Selbstverlage des Verfassers. 131 S. 8.

In dem Titel des Buches ist der Hauptnachdruck auf das Wort „praktisch" zu legen. An Darstellungen der Denklehre fehlt es nicht, aber nach Ansicht des Verf. wohl an einer solchen, welche dem Denken und damit dem Leben dient. So will er eine solche Lehre auf neuer Grundlage bieten. Und welches ist diese neue Grundlage? wird man fragen. Wenn wir seine Absicht richtig erfaßt haben, so besteht sie darin, daß er sein

ganzes Lehrgebäude auf der Erfahrung des Lebens aufbaut, die ein jeder Mensch macht. Auf dieser Grundlage wird er jedem Menschen verständlich; jeder erkennt in dem Buche, wie er selbst denkt, welche Gesetze in seinem Denken gelten und maßgebend sind. Das bedingte eine nicht zu kurze Darstellung; wollte doch der Verf. seine Grundsätze auf eine möglichst große Zahl von Fällen zur Anwendung bringen. So stellt denn sein Buch eine Art Denklehre aus der Praxis dar.

In dem ersten Abschnitt „Das Denken im allgemeinen" geht Verf. darauf ein, wie in dem Kinde das Denken in seinen drei Tätigkeiten: Begriff, Urteil und Schluß, in Anlehnung an das Tatsächliche seiner Erfahrung entsteht. Sodann handelt er eingehender von den Arten des Denkens, und zwar von den Begriffen, Urteilen und Schlüssen, ihrem Entstehen, ihrer Anwendung, ihren Arten. Durchweg nimmt er Bezug auf die von dem Menschen selbst gemachten Erfahrungen, wie sie das Leben mit sich bringt. Er zeigt, wie die Begriffe, Urteile und Schlüsse zustande kommen, und zwar zeigt er das in einer leicht verständlichen Weise. So wird der Leser an der Hand der Erfahrung in die Werkstatt des Denkens eingeführt und lernt das beurteilen und verstehen, was er selbst stets innerlich durchmacht. Nicht bloß die Gesetze des Denkens werden hierbei aufgezeigt, sondern auch die Bedeutung und der Wert seines Inhalts. — Aus dem Abschnitt C. „Wesen des Denkens" ersehen wir, daß es sich beim Denken wesentlich immer um ein Vergleichen handelt. D. „Die Ursache des Denkens" erkennt Verf. in einem im Menschen liegenden Triebe; ähnlich einem jeden andern Triebe, den der Mensch betätigt und den er von Natur hat. — E. „Die Grenzen des Denkens" zeigt, daß die menschliche Wahrnehmung über die äußere und innere Wahrnehmung nicht hinausreicht. Unsere Wahrnehmung kann also das Unendliche und Ewige nicht erfassen. So muß denn der Mensch nur bei dem Wirklichen, bei seiner Erfahrung bleiben. Der Schlußabschnitt F. schildert kurz das Denkverfahren. Er unterscheidet hier das aufsteigende, welches vom einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet, das absteigende, welches vom Allgemeinen zum einzelnen übergeht, und endlich das widerlegende, in dem es sich um Erweiterungen und Berichtigungen handelt (so in den Wissenschaften).

Der Leitfaden Schölers wurzelt allein in der Praxis, in der Erfahrung, welche der Mensch macht. Er wird das Interesse für die Gesetze und Erfahrungen, die man beim Denken macht, erwecken und in diesem Sinne anregend zu wirken imstande sein.

5) F. J. Schmidt, Zur Wiedergeburt des Idealismus. Philosophische Studien. Leipzig 1908, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 325 S. 8. 6 *M*.

Die 15 in diesem Bande gesammelten philosophischen Aufsätze des Verf. sind alle bis auf den ersten, welcher hier zum

ersten Male gedruckt ist, früher in den Preußischen Jahrbüchern erschienen, Alle sind hervorgegangen aus dem Kampfe für den Idealismus. In dem ersten, welcher die Überschrift trägt: „Zur Wiedergeburt des Idealismus“ geht Verf. von folgendem Gedanken aus: Wenn auch die Schöpfung des deutschen Idealismus die Haupttat unseres Volkes ist, so verkennt der Deutsche es doch durchaus nicht, daß er „bei seinem Eintritt in die abendländische Geistesentwicklung bereits eine hochentwickelte Kultur wie ein Gnadengeschenk des Weltgeistes empfangen hat“. Und zwar verdanken wir das der Berührung mit den romanischen Nationen. Zuerst haben die Hellenen „die Wahrheit des Idealismus, daß der Geist die Welt gemacht hat und alles was darinnen ist, daß wir in ihm leben, weben und sind“, erkannt. Allgemein durchgeführt ist das allerdings erst in der Sphäre der religiösen Lebensanschauung. So hat denn die christliche Kirche zuerst auf dieser Bahn einen Schritt vorwärts getan. Verf. verfolgt nun in seinen weiteren Ausführungen die Fäden dieser Entwickelung, die sich durch die ganze geistige Geschichte unseres Volkes hindurchziehen. Mögen sich auch manche Hemmungen und Behinderungen bemerkbar machen, im ganzen ist doch ein Fortschritt zu verzeichnen. Der Kapitalismus mit seiner materialistischen Theorie konnte dem keinen Abbruch tun. Der Idealismus erwachte wieder und leuchtete auf. Der Idealismus stellt die Wahrheit dar, „weil er allein die universellen Gegensätze zu erfassen und zu umfassen vermag, so daß nichts außerhalb seiner Sphäre liegen kann“.

Wir haben den Versuch gemacht, einige von den wichtigeren Ideen, die der Verf. in dem einleitenden Aufsatze dargestellt hat, zu skizzieren. Es ist nur wenig, was wir hier bieten, aber man wird doch vielleicht daraus den Boden erkennen, auf dem der Verf. steht. Den ganzen sich über die verschiedenartigsten Verhältnisse, geschichtliche wie die der Geisteskultur erstreckenden Ideengehalt konnten wir nicht wiedergeben, weil das über den Rahmen unserer Anzeige hinausgegangen wäre. Es folgen nun jene 14 schon früher in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten Aufsätze, deren Titel wir hier aufführen müssen, damit unsere Leser wissen, was ihnen das Buch bietet: 2. Kapitalismus und Protestantismus. 3. Der mittelalterliche Charakter des kirchlichen Protestantismus. 4. Offenbarung. 5. Worte Christi. 6. Der theologische Positivismus. 7. Adolf Harnack und die Wiederbelebung der spekulativen Forschung. 8. Kunst, Religion und Philosophie. 9. Das Erlebnis und die Dichtung. 10. Goethe und das Altertum. 11. Kant-Orthodoxie. 12. Kant und die spekulative Mathematik. 13. Die Philosophie auf den höheren Schulen. 14. Die Frauenbildung und das klassische Altertum. 15. Das Prinzip für die Reorganisation der Frauenbildung.

Sehr verschiedenartig und mannigfaltig ist der Inhalt der Ab-

handlungen, aber der Grundzug und die Grundidee ist in ihnen dieselbe: Verf. kämpft, wie schon am Eingange bemerkt wurde, für den Idealismus. In dem zweiten Aufsatz wird in überzeugender Weise nachgewiesen, daß in dem Protestantismus, mag auch in ihm eine bedrückte Lebensstimmung bemerkbar sein, doch schon Keime eines neuen Lebens mit Macht sich Bahn brechen, daß er „von der subjektiven Erfassung im Glauben zur objektiven Verwirklichung ihrer sittlichen Ausgestaltung überzugehen drängt". Abschnitt 3 ist eine interessante philosophische und kirchengeschichtliche Studie, die zu dem Ergebnis kommt, daß der kirchliche Protestantismus eine mittelalterliche Erscheinung ist. Erst durch die Abgrenzung der mittelalterlichen Epoche wurde es möglich, die universelle Bedeutung des Protestantismus klar zu erkennen. Im 4. Abschnitt erörtert Verf. den Begriff der Offenbarungen, deren wichtigste die religiöse ist. „Der geschichtlich hervortretende Offenbarungsglaube muß zu einem Vernunftglauben entfaltet werden, wenn er die ganze Menschheit befreien will". Im nächsten Abschnitt zeigt Verf., daß es unmöglich ist, aus den gegebenen Urkunden den „historischen Christus zu rekonstruieren oder auch nur seinen Ton und seine Stimme durch eine subjektive Auswahl von Sprüchen vernehmbar zu machen", weil diese Dokumente nicht auf den irdischen Meister gehen. Abhandlung 6 zeigt unter Bezugnahme namentlich auf die Schrift von Gunkel „Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testamentes", daß ein Teil der christologischen Stücke, welche von der Kirche dem Glauben noch immer als Inhalt aufgezwängt werden, gar nicht aus dem Urchristentum stammen, sondern heidnisch-orientalischen Ursprungs sind. — Der folgende, siebente, würdigt die Verdienste A. Harnacks um die Wiederbelebung der spekulativen Forschung. Er sei es, der ein einträchtiges Wirken zwischen den beiden Geistesmächten der Philosophie und der Theologie herbeizuführen bestrebt ist. — Abhandlung 8 zeigt den Aufschwung, welchen die Kunst, die Religion und die Philosophie in der neueren Zeit genommen haben, und weist nach, daß die entscheidende Wendung „allein von der schöpferischen Kraft des denkenden Geistes" ausgehen kann. — Die beiden folgenden Abhandlungen gehören in das literarische Gebiet hinein, der 9. nimmt Bezug auf eine Schrift von M. Dilthey, den Begründer einer philosophischen Poetik, welche betitelt ist „Das Erlebnis und die Dichtung", die 10. erörtert Goethes Verhältnis zum Altertum. Die beiden nächsten beschäftigen sich mit der Kantischen Philosophie. Es folgt die Erörterung einer heutzutage viel besprochenen Frage „Die Philosophie auf den höheren Schulen". Als Aufgabe für den Philosophie-Unterricht auf der Schule erscheint ihm „Einführung in die kritische Philosophie Kants", und zwar an der Hand eines zu diesem Zwecke zusammenzustellenden Buches. Die beiden letzten Aufsätze: 14. „Die Frauenbildung und das klassische Alter-

tum“ und 15. Das Prinzip für die „Reorganisation der Frauenbildung“ handeln endlich von einer zur Zeit im Mittelpunkt des Interesses stehenden Frage. Daß man auch den Frauen die Schätze des hellenischen Geistes zugänglich machen könne, wie man heutzutage bestrebt ist, erscheine durchaus richtig und möglich. Der letzte Aufsatz zeigt sodann, in welcher Weise sich die Reorganisation der Frauenbildung zu vollziehen habe, die ja neuerdings überall, so auch in Preußen, angestrebt werde. Die weibliche Welt müsse nicht nur an der materiellen, sondern direkt auch an der geistigen Entwicklung der Menschheit mitarbeiten. Daraus folge, daß den Frauen vor allem auch der Zutritt zu den akademischen Berufsfächern nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Kräfte gestattet sein müsse. Falsch sei es, für die für Mädchen bestimmten höheren Lehranstalten die höheren Knabenschulen ohne weiteres zu kopieren. Die wesentliche Zielbestimmung der einen oder anderen Art dieser Bildungsanstalten werde in angemessener Umgestaltung des methodischen Verfahrens für die weibliche Jugend in Anspruch zu nehmen sein. Die Ausführungen des Verf. über diesen Punkt gipfeln in dem Satze: „Das gesamte Mädchenschulwesen muß der Träger der humanistischen Bildung sein“.

Der Verfasser hat, wie man aus diesen unvollkommenen Skizzen vielleicht erkennen wird, seine Grundideen auf den verschiedensten Gebieten unserer geistigen Kultur durchgeführt. Das Buch bietet eine Fülle von Gedanken, die in einer für den gebildeten Leser angemessenen Form zur Darstellung kommen. Mag auch, wie Verf. es nicht allein an einer Stelle beklagt, unser Zeitalter hinsichtlich der philosophischen Betrachtung einen Rückgang gegen früher aufweisen, ein gewisses Interesse an der Erörterung philosophischer Fragen wird man ihm doch nicht absprechen können. Solchem Bedürfnis dürfte denn unser gedankenreiches Buch sehr wohl entgegenkommen.

Köslin. R. Jonas.

A. Walsemann, Das Interesse. Sein Wesen und seine Bedeutung. Eine Zillerstudie. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Hermann Walsemann. Hannover-List und Berlin 1907, Carl Meyer (Gustav Prior). 124 S. 8. 1,80 ℳ.

Von diesem Buch, das, von dem Rektor A. Walsemann verfaßt, 1884 erschien, ist die zweite Auflage von dem Bruder des früh verstorbenen Verfassers neu bearbeitet worden. Wie der letztere in der Vorrede bemerkt, hat er die Bearbeitung erst nach längerer Überlegung übernommen, einesteils, weil es ihm bedenklich erschien, das Interesse als das Grundprinzip des Unterrichts hinzustellen, andernteils hauptsächlich deshalb, weil das „Bewußtseinsleben durchaus in der Weise der Herbartschen Psychologie dargestellt war“ und die Seelenkunde inzwischen doch solche Fort-

schritte gemacht habe, daß „der Herbartsche Vorstellungsmechanismus als überwunden gelten muß“. In dem letzten Punkt hat der Bearbeiter sicher recht. Er hat sich erst entschlossen, nachdem er erkannt hatte, daß „die psychologischen Anschauungen dem gegenwärtigen Standpunkte näher kommen, als es zuerst den Anschein hatte“. Der Verfasser, der sein Buch eine Zillerstudie nennt, weicht schon darin von seinem Vorbilde mit Recht ab, daß er die Wurzel des Interesses in dem Gefühl erkennt, während Ziller es als ein Erzeugnis der Vorstellungen ansieht. Es wäre nur wünschenswert gewesen, wenn beide Bearbeiter konsequenter die neuere Psychologie zu Rate gezogen und mit der Herbartschen Anschauung völlig gebrochen hätten.

Zur Klarstellung des Interessebegriffs wird mit der Aufstellung der Aufmerksamkeit begonnen. An einzelnen Beispielen wird entwickelt, daß die Aufmerksamkeit eine psychische Tätigkeit ist und mit dem Willen zusammenhängt; sie wird auch als eine „Funktion des Willens“ bezeichnet, ja „in Wahrheit Schöpferin und Trägerin des Bewußtseins“ genannt. Nahe genug daran waren die Verfasser, um zu erkennen, daß auch die Vorstellungsbildung eine psychische Tätigkeit ist, die vom Willen abhängt. Beginnt doch schon die Aufmerksamkeit mit der Anpassung der Nervenendigungen an die eindringende Reize, die zuerst zwar reflektorisch geschieht, deren sich dann aber der Wille durch die begleitenden Gefühle mit dem sich entwickelnden Bewußtsein immer mehr bemächtigt. So ist auch die Apperzeption eine Tätigkeit, die vom Willen abhängt. Wenn dies erkannt worden wäre, so würden die Verfasser die Herbartsche Ansicht nicht festgehalten haben, daß aus den Vorstellungen der Wille hervorgeht.

Noch ein Gesetz, das für alle geistige Entwickelung von größter Bedeutung ist, wird von den Verfassern nicht berücksichtigt, das physiologische und psychophysische Gesetz der Übung. Wie die komplizierteste Bewegung, so unbehilflich sie auch erscheinen mag, wenn sie zum ersten Male gemacht wird, durch die Übung so mechanisiert wird, daß sie sich schließlich fast unbewußt abspielt, sobald nur der Wille den ersten Anstoß gibt, so ist es auch ähnlich mit der Aufmerksamkeit, und hieraus ergibt sich ein klarer Unterschied zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Aufmerksamkeit.

Von der Aufmerksamkeit als der seelischen Tätigkeit wird das Interesse, wie das auch durch den Sprachgebrauch begründet wird, als die Gemüts- und Willenslage unterschieden, die die Aufmerksamkeitstätigkeit mehr oder weniger begünstigt. Der Gemütszustand hängt aber ab von den Gefühlen, die die Seele beherrschen, und darum wird mit Recht die Bedeutung betont, die die Gefühle für das Interesse haben. Aber seltsamerweise wird nicht erkannt, daß im Anfang für die Spannung der Aufmerksamkeit Triebe wirksam werden, die dem Kinde angeboren

sind.[1]) Es wird zwar von den Verfassern nicht die Wichtigkeit der angeborenen Veranlagung verkannt, und auch von Trieben ist gelegentlich die Rede; aber die Triebe gelten ihnen als niedere Begierden und haben ihren Grund in dunklen Vorstellungen.

Mit der Definition des Interesses, das als „diejenige Willenslage, welche durch das Innewerden des Wertes oder Unwertes eines vorgestellten Objektes herbeigeführt und als innerer Drang nach Erlangung oder Steigerung des Wertes bezw. Beseitigung des Unwertes bemerkbar wird", hingestellt wird, kann ich mich einverstanden erklären, wenn das Interesse als das Ziel des erziehenden Unterrichts aufgefaßt wird, weil doch gerade durch diesen erst richtige Werturteile gewonnen werden, wenn ferner unter Objekten nicht bloß Gegenstände verstanden werden, und wenn schließlich der Begriff des Wertes nicht zu eng begrenzt wird. Wenn aber der Bearbeiter in einer am Schluß des Buches hinzugefügten Bemerkung als „Wert" nur das nimmt, „was sich im Gefühl als Förderung" und als „Unwert, was sich als Hemmung des leiblichen und geistigen Lebens ankündigt", so werden gerade dadurch die schönsten und wertvollsten Gefühle ausgeschlossen. Wir haben doch von früh an Wohlgefallen an Farben- und Klangharmonien, an Linienformen u. a. m., aus denen sich der Kunstgeschmack entwickelt. Und wenn der Bearbeiter meint, daß „ästhetische Darbietungen gefallen, ergreifen, erschüttern, aber nicht interessieren", so ist der Begriff des Interesses zu sehr beschränkt. Die Erziehung geht gerade darauf aus, die ethischen und ästhetischen, ebenso wie die intellektuellen Gefühle, die vielleicht zunächst als die schwächsten erscheinen, zu den wirksamsten zu erheben.

Daß eine so beschaffene Willenslage oder ein solcher Gemütszustand, wie die Definition des Interesse verlangt, durch den Unterricht entwickelt werden kann und wohl geeignet ist, als das Ziel des erziehenden Unterrichts zu gelten, ist nicht zu bezweifeln; nur darf man nicht fordern, daß sie stets vorhanden sei. Denn Gemütsstimmungen sind eben wechselnd. Aber wenn auch nur erreicht wird, daß diese Willenslage vorherrschend ist, so ist damit schon viel gewonnen. Denn aus solcher Gemütslage geht das bewußte, ruhige und überlegte Handeln durch eine geringe Gefühlssteigerung hervor. Den Verfassern aber bieten sich große Schwierigkeiten, weil sie, in Herbartschen Anschauungen befangen, aus Vorstellungen den Willen ableiten wollen; sie nehmen ihre Zuflucht zu gefühlsstarken Vorstellungen. Doch kann ich bei dem beschränkten Raum hierauf nicht weiter eingehen. Daß das Interesse um so wirksamer wird, je tiefer und vielseitiger es ist, wird im Buch ausführlich behandelt. Ob es aber auch gleich-

[1]) Vergl. Programm des Gymnasiums in Dramburg 1895: L. Jahn, Über die psychologischen Grundlagen des pädagogischen Interesses.

schwebend sein soll? Ich meine, dieser Ausdruck hätte doch nur einen Sinn, wenn der Herbartsche Vorstellungsmechanismus sich beibehalten ließe.

Die Arten oder Richtungen des Interesses werden ganz nach Herbart aufgezählt und entwickelt und so sklavisch folgen sie ihrem Meister, daß in dem Buch das für unsere Jugend besonders in der Gegenwart so bedeutsame und wichtige Interesse, die Vaterlandsliebe, nicht einmal eine Erwähnung findet. Daß bei der Behandlung des vielseitigen Interesses in den verschiedenen Unterrichtsfächern, bei der Zurückweisung verfehlter Unterrichtszwecke, unter den Ausführungen über die Verhütung der Zersplitterung und unter den didaktisch-methodischen Forderungen sich viele beherzigenswerte Fingerzeige und Anregungen finden, versteht sich bei so praktischen Schulmännern wie die Verfasser es sind, von selbst. Um so mehr fällt aber die allgemeine methodische Forderung auf, daß „der Begriff allemal an den Anfang der Behandlung und nicht ans Ende gehört", während man doch sonst darüber einig ist, daß es sich empfiehlt, mit der Anschauung zu beginnen und zum Begriffe aufzusteigen.

Dramburg. Ludwig Jahn.

Gustav Pfannmüller, Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 577 S. gr. 8. 5 ℳ.

Es war eine glückliche Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, in einer Zeit, in der die Frage nach dem Jesus der Geschichte immer lebhafter behandelt wird, die bedeutendsten Auffassungen, die seit dem Beginn der christlichen Gemeinschaft von der Person des Heilands ausgesprochen und vertreten worden sind in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst, zusammenzustellen und in möglichst charakteristischen und zusammenhängenden Äußerungen der Autoren den Lesern lebhaft vor die Seele zu führen. Es galt, den gewaltigen Stoff, der sich in den Jahrhunderten aufgehäuft hat, übersichtlich zu verarbeiten, aus ihm die rechte Auswahl zu treffen und zugleich durch das Geschick der Darstellung den Leser zu immer mehr wachsender Lust anzuregen und zu spannen, so daß er am Ende befähigt wird, sich aus den Quellen selbst ein Urteil über die bedeutendsten Auffassungen Jesu zu bilden und den Werdegang der verschiedenen Christusanschauungen zu verfolgen. In erster Linie sind natürlich die Äußerungen der großen Theologen berücksichtigt, daneben ist aber auch von Anfang an die geistliche und die weltliche Literatur herangezogen worden. Weiter erfahren wir, wie sich die Persönlichkeit Jesu bei den großen Philosophen des Mittelalters und der Neuzeit, sowie in der sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts gestaltet hat. Daran schließt sich noch ein Anhang, der unter Beigabe von 15 Abbildungen die Christusbilder von den ältesten Zeiten bis zu den

Darstellungen Gebhardts, Uhdes und Klingers behandelt. Zur Erleichterung des Verständnisses der Texte, die, wenn fremdsprachlich, in vorzüglicher Übersetzung gegeben werden, hat Verf. den größeren Abschnitten historische Einleitungen vorausgeschickt, die zugleich so verfaßt sind, daß sie auch für sich allein gelesen werden können und so eine kurze Geschichte des Jesusbildes von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 20. Jahrhundert darstellen. Aus allem, was der gelehrte Verf. bietet, tritt uns eine gründliche wissenschaftliche Bildung entgegen; der Freimut des echten Geschichtsforschers, der kein höheres Gesetz kennt als die Wahrheit, gefällt ausnehmend; mit Recht darf er sich darum an selbstdenkende Christen aller Konfessionen und Richtungen wenden.

Er hat das Buch in vier Teile geschieden unter den Überschriften: Die alte Kirche, Das Mittelalter, Von der Reformation bis zum 19. Jahrhundert, Das 19. Jahrhundert und der Anfang des 20.; der dritte und vierte Teil selbstverständlich viel reichhaltiger als die beiden ersten.

Der erste Teil beginnt mit einem kurzen Lebens- und Charakterbild des geschichtlichen Jesus nach dem kritisch gesichteten Text der Synoptiker mit Ausschluß alles dessen, was spätere Dichtung und Reflexion dem historischen Kern zugefügt hat. Dann entwirft Verf. unter wörtlicher Angabe der Texte das Christusbild nach Petrus, Paulus, nach der Apokalypse und dem vierten Evangelium; es folgen die Apologeten, Auszüge aus Celsus; aus der gnostischen Literatur das Valentinianische System nach Irenäus, ein Hymnus aus der „Pistis Sophia" und der Anfang des ersten Buches des Jeû; weiter die antignostischen Väter, vor allem Tertullian. Ihm schließen sich Clemens und Origines an in sehr reicher Darstellung, Arius, Athanasius und Augustinus. Übersetzungen einer Reihe von Christusliedern bilden den Abschluß.

Der zweite Teil beschäftigt sich zuerst mit Christus bei den Germanen; Stellen aus dem Heliand und Krist dienen zur Erläuterung. Es folgt die Scholastik, die Christusbilder des Anselm, Abälard, Bernhards v. Clairvaux, und dann das Ideal des armen Lebens Jesu bei den Waldensern und Bettelmönchen, Dichtungen der Franziskaner und Dominikaner, weiter der Christus der Mystik bei Meister Eckart, Tauler, Suso, denen sich eine größere Zahl Übersetzungen lateinischer Lieder nebst einer großen Auswahl deutscher Christuslieder anschließt. Der dritte, reichhaltigere Teil bringt zunächst den Christus der Reformatoren; hier sprechen zu uns Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin, nach ihnen die Wiedertäufer und Mystiker. Als Führer der Gegenreformation erhält Ignatius von Loyola das Wort, wider ihn Blaise Pascal. Die evangelische Orthodoxie kommt zum Ausdruck in einem Zitat aus der Konkordienformel, der Piestismus mit seiner Mystik in Worten Johann Arndts und Zinzendorfs. Es folgt das Zeitalter der Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland und ihrer

Gegner. Nach einer trefflichen historischen Übersicht führt uns der Verf. zunächst die Deisten vor, Locke, Tindal, Chubb, Voltaire, Rousseau, weiter die Philosophen Spinoza, Leibniz, Jerusalem, Reimarus, Lessing, ihnen gegenüber Klopstock, Hamann, Herder, Goethe und Schiller; den Schluß des Abschnittes bilden wieder Christuslieder von Luther, Gerhardt usw.

Mit dem vierten Teil treten wir zunächst in die Leben-Jesu-Forschung. Die Einleitung macht uns mit dieser reichhaltigen Literatur von Schleiermacher bis auf unsere Tage bekannt. Dann folgen die Beläge aus Schleiermacher, Strauß, Renan, Keim, Wellhausen, Weiß, Harnack, Jülicher, Schell, Kalthoff. Ihnen schließt sich der Bericht über Jesus in der Philosophie des 19. Jahrhunderts an mit Zitaten aus Kant, Fichte, Hegel, Schopenhauer, Richard Wagner, Chamberlain, v. Hartmann, Häckel, Nietzsche, Stuart Mill, Lotze, Fechner, Wundt, Paulsen, Eucken. Das Jesusbild in der Literatur macht den Abschluß des ganzen Werkes, ein überaus interessanter Teil; Novalis, Arndt, Rückert, Heine, Gutzkow, Sallet, Hebbel, Storm, Ibsen, Wilbrandt, Kretzer, Kahlenberg, Rosegger, Frenssen, Widmann, Tolstoi, Carlyle, Spitta, Gerok und noch manche andere. Ich hielt es für notwendig soviele Namen anzuführen, um den Lesern von dem reichen Inhalt unseres Buches eine entsprechende Vorstellung zu verschaffen. — Dem Ganzen hat Verf. ein mit großem Fleiße angefertigtes Literaturverzeichnis der Werke hinzugefügt, auf denen seine Darstellung hauptsächlich beruht und die zu weiterem Eindringen in die behandelten Fragen besonders geeignet sind.

So sei denn dies eigenartige, vortreffliche Buch, das sich in jeder Hinsicht als eine wesentliche Bereicherung der theologischen Literatur kundgibt, allen Lesern bestens empfohlen.

Ausstattung, Druck, Papier wie die mitgegebenen Kunstbeilagen gefallen sehr.

Stettin. Anton Jonas.

K. Knopf, Deutsches Land und Volk in Liedern deutscher Dichter. Braunschweig o. J., E. Appelhans. 440 S. 8. geh. 3,50 ℳ, geb. 4 ℳ.

Schon wiederholt wurde der Wunsch laut, zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts in der vaterländischen Erdkunde diejenigen Gedichte deutscher Dichter zu sammeln, die unser deutsches Land und Volk schildern. In der vorliegenden Gedichtsammlung ist dieser Gedanke verwirklicht. Gedichte von ungefähr 130 deutschen Dichtern sind hier nach natürlichen Landschaften geordnet. Die einen bieten treffende Schilderungen von Landschaften oder geben Stimmungen wieder, andere führen uns den Kampf der Bewohner mit Sturm und Flut ergreifend vor Augen, andere tragen als Dialektdichtungen durch die Mundart, in der sie gedichtet sind, zur Charakteristik der Landschaft und ihrer Bewohner

bei. Zahlreiche Klischees der großen farbigen Landschaften, Städte, Baudenkmäler u. a. darstellenden Wandbilder des Wachsmuthschen Kunstverlags in Leipzig zieren das Buch. Da sein Inhalt nicht nur zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts, sondern auch zur Weckung des Heimatsinnes und der Vaterlandsliebe beiträgt, so verdient es nicht nur die Beachtung der Geographielehrer und der Vorstände von Schülerbibliotheken, sondern es eignet sich auch als Geschenk für die Jugend und zur Verwendung zu Deklamationen bei Schulfeiern.

Offenburg. L. Zürn.

G. Heide und W. Drechsel, Die Technik des deutschen Aufsatzes. Kurz gefaſste Aufsatzlehre nebst Aufsatzmustern zur Vorbereitung für Prüfungen aller Art sowie zum Schulgebrauch. München 1907, M. Kellerer. 216 S. 8. 2,50 *M*.

Das vorliegende Buch unterscheidet sich von andern Aufsatzbüchern dadurch, daß es keine Dispositionen, sondern ausgeführte Arbeiten bietet, denen auf S. 1—19 noch eine Anleitung vorausgeschickt ist. Die behandelten 41 Aufgaben sind zum Teil für die mittlere Stufe (13), zum Teil für die obere (19), zum Teil für die oberste (9) bestimmt. Nach der Versicherung der Herausgeber stammen sie aus dem Unterrichte, nur fünf sind ganz, drei teilweise anderen Schriften entnommen: Wilh. Tell von W. Scherer, Lessings Minna von Barnhelm von H. Hettner, über einige Figuren der Wallensteindichtung von H. Bulthaupt, Das 19. Jahrhundert von A. Kußmaul, Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein von F. Bahnsch; Heines Loreley von H. Gude, über die Bedeutung der modernen Technik von W. Launhardt, über den Einfluß des Klimas auf den Menschen von F. Ratzel. An verschiedenen Aufgaben erkennt man gleich, daß die Verf. an Realanstalten tätig sind, z. B. über die Anwendung der Elektrizität, über die Bedeutung der modernen Verkehrsmittel, die Poesie des Dampfes u. a. An die Lektüre schließen sich nur einige Themen an, die übrigen sind meist kulturgeschichtlicher Art oder bestehen aus Sinnsprüchen und Sprichwörtern. Im ganzen kann man mit den gewählten Aufgaben zufrieden sein; nur sind sie mehrfach zu allgemein gehalten, z. B. *über das Eisen* (4), *über das Glas* (5), *über Pflicht* (26), *das 19. Jahrhundert* (29), *über die Poesie* (S. 8).

Die sprachliche Darstellung nimmt oft einen höheren Flug, ist daher wohl geeignet anzuregen; leider wird sie durch zahlreiche entbehrliche Fremdwörter und stilistische Mängel anderer Art entstellt. So finden sich in dem Aufsatze über die Loreley auf wenigen Zeilen die Ausdrücke *kontrastieren*, *elektrisieren* (= begeistern), *populär*, *monoton* und *spontan*, so in dem anderen „Die Natur eine Künstlerin“ die Wörter *grandios*, *majestätisch*, *gigantisch*, *pompös-heroisch*, *Kontemplation*, *Proportion*, *Harmonie*, *Symmetrie*, *Vegetation*, *Plastik*, *Isoliertheit*, *Farbenskala*,

ziselieren u. a. Am auffälligsten ist dieser Mißbrauch in dem Satze: „Besonders *markant* ausgeprägte *plastische* Erscheinungen *präsentiert* uns die Natur gern in *Isoliertheit* und zeigt sie uns dadurch als *Individuen*". Ebensowenig werden von guten Stilisten Ausdrücke gebilligt werden wie S. 17 eine *unnatürliche Trennung erfahren* (= getrennt werden), S. 49: eine *drastische Bestätigung finden* (= bestätigt werden), S. 189 *Verwendung finden* (= verwendet werden), S. 48 *denselben* (= ihn), S. 50 eine größere Zahl *derselben* (= davon oder von ihnen), S. 146 *letztere* (= diese), S. 146 ff. öfter *welcher* (= der) usw. Gegen die Art der Gliederung ist im ganzen nichts einzuwenden, doch befriedigt nicht S. 7: Not weckt Kraft: a) physische, b) geistige, c) sittliche, d) wirtschaftliche, e) Kraft der Völker im Widerstande gegen politische Bedrückung, religiöse Verfolgung oder Bedrohung von außen. Besser wäre es, hier erst von dem einzelnen Menschen zu sprechen und dann erst von ganzen Völkern und jede dieser beiden Gruppen wieder mit a, b u. s. f. zu gliedern.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

K. Zettel, Hellas und Rom im Spiegelbild deutscher Dichtung. Eine Anthologie. 2 Bände. Erlangen 1907, Palm & Enke. I. Mythus und Heroenzeit. Griechische Geschichte. XVI. und 329 S. 8. II. Römische Geschichte. Stimmungsbilder. XVI und 338 S. 8. je 4 *M.*

Wir haben es hier mit dem letzten Werke des auch als Dichter bekannten, nunmehr verstorbenen Gymnasialprofessors Zettel zu tun, das jetzt von Konrektor Aug. Brunner in München herausgegeben und mit Namensverzeichnissen von Oberlehrer O. Hartlich in Grimma versehen worden ist. Es war ohne Zweifel ein hübscher und fruchtbringender Gedanke des Verewigten, eine Sammlung auserlesener deutscher Dichtungen zu veranstalten, in denen sich das Kulturleben der beiden klassischen Völker des Altertums spiegelt. Besonders schwierig aber war unstreitig die Sichtung des umfangreichen Materials. Man denke nur an die fast zahllosen Gedichte unserer Klassiker des 18. und 19. Jahrhunderts über Themata aus dem römischen und griechischen Altertum, von den Veröffentlichungen neuerer Dichter gar nicht zu reden. Was dem einen als packend, echt poetisch und formgewandt erscheinen mag, findet aus irgendeinem Grunde vielleicht den Beifall eines anderen nicht. Hier macht Wahl wirklich Qual. So müssen wir denn gestehen, daß auch wir gewünscht hätten, das eine oder andere Gedicht — Namen möchten wir nicht nennen — wäre nicht aufgenommen worden, und man hätte die Auswahl auf allgemein anerkannte Muster — und wir besitzen deren glücklicherweise eine reiche Fülle — beschränkt, wenn wir auch andere und selbst die allerneuesten Dichter nicht etwa ausgeschlossen sehen möchten, wie z. B. v. Schack, K. F.

Meyer, Alb. Moeser, Vierordt, v. Meerheimb u. a. m., von denen einige recht ansprechende Proben Aufnahme gefunden haben. Auch einige allzu ausgedehnte Dichtungen halten wir für den Unterricht nicht für zweckentsprechend, wenn wir es auch nicht von der Hand weisen wollen, daß besonders eifrige und reife Schüler die beiden Bände als Lesebücher benützen.

Über die oben bereits kurz erwähnten Namensverzeichnisse mit erklärendem Kommentar noch ein kurzes Wort. Nimmt man an, daß die beiden verdienstvollen Bücher auch weiteren Kreisen der Gebildeten dienen sollen, wie es ja die Absicht der Herausgeber ist, so kann man den oft etwas ausführlichen Notizen zustimmen. Ist es doch den Anhängern der humanistischen Bildung nur angenehm, wenn immer weitere Kreise sich den kostbaren Schätzen des klassischen Altertums mit Interesse und mit Freude zuwenden.

Wir wünschen den beiden Anthologien die verdiente Verbreitung.

Homburg v. d. Höhe. W. Bauder.

Ἑλληνικὴ Χρηστομάθεια, Τόμος Α.' ὑπὸ Ἐ. Γ. Παντελάκι, Δ. Φ. Ἐν Ἀθήναις 1907. (S. 1—115). 1,50 *Dr.*

Zwei Schulbücher gibt es vielleicht in dem heutigen Griechenland, die in großer sich gegenseitig zerstörenden Überfülle vorrätig sind. Die Schulgrammatik für die griechische Sprache und die sog. griechische Chrestomathie[1]). Wenigen von den Schriftstellern dieser sind tatsächlich gelehrte Philologen, die aus höheren Gründen dazu getrieben sind, ein solches Werk zu übernehmen. Zu diesen muß man ohne Zweifel auch den Pantelakis, einen Schüler von Kontos und Hatzidakis, rechnen. Er hat sein Büchlein nach den Vorschriften des Königl. griechischen Unterrichtsministeriums verfaßt, und das macht eine pädagogische Besprechung mancher Einzelheiten nicht nötig. Sowohl der gewählte Lehrstoff an und für sich als auch seine vernünftige Anordnung und manche Erleichterung der schwierigeren Stellen der alten Schriftsteller veranlassen jeden Richter, dem Schulbüchlein seinen Beifall zu spenden. Das Buch wird in drei Abschnitte geteilt: 1. Die Äsopischen Fabeln (davon 24), S. 1—10. 2. Die griechische Mythologie (aus Apollodorus, *οἱ θεοί, οἱ ἄνθρωποι, οἱ ἥρωες* und *ἆθλοι ἡρώων*), S. 11—59. 3. Verschiedenes, S. 60—75. Am Schluß des Buches befinden sich grammatische und erklärende Anmerkungen. Von diesen drei Teilen verdient einer besonderer Erwähnung, der dritte Abschnitt, wo unter dem Titel Verschiedenes (*Ποικίλα*) werden umfaßt: a) Erzählungen aus alten Schriftstellern (Aelian, Nemesius, Plutarch, Athenaeus),

---

[1]) Dem Übelstande ist glücklicherweise in der jüngsten Zeit (Königliche Verordnung vom 4. April 1908) abgeholfen worden.

b) Beschreibungen von altgriechischen Städten (nach Dikäarchos) z. B. Athen, Theben usw., was eine beachtenswerte Neuerung in einer griechischen Chrestomathie ist, und c) Das Lob des Vaterlandes, Erziehung der alten Athener und das Leben von Demonax (nach Lucianus).

Die erklärenden Anmerkungen sind deutlich und faßlich und öfters bietet sich darin die Gelegenheit einer zwanglosen Erweiterung der grammatischen Kenntnisse der Schüler. Diese Gelegenheit kann vielleicht der Verfasser in einer neuen Auflage seines Werkes noch besser auszunutzen suchen. An die Anmerkungen schließt sich ein kurzes Verzeichnis der Eigennamen an. Was den Umfang des Lehrstoffes betrifft, so können wir sagen, er ist groß genug, um aus ihm eine Auswahl zu treffen für den Unterricht in der dazu bestimmten Klasse (die erste der sog. Hellenischen Schulen). Nur wenn das mit Fleiß verfaßte Büchlein einen weiteren Kreis von Lesern in Anspruch nehmen wollte, sollte es in einer neueren Auflage erweitert werden. Daß eine solche bald zu erwarten ist, hält Ref. für so gut wie sicher, er wünscht bloß, daß der Verfasser auch die anderen Bändchen dieses seines Planes bald folgen lasse, um den griechischen Lehrern ein gutes und vollendetes erzieherisches Werkzeug in die Hände zu geben.

Berlin. Joh. Kalitsunakis.

Französisch-englische Klassiker-Bibliothek von Bauer und Link, Nr. 53.

1) George Sand, La Mare au Diable zum Schulgebrauch herausgegeben von A. Mühlan. München 1907, Lindauersche Buchhandlung. 58 S. 8. kart. 1 *M*.

Daß unsrer Jugend eine der Dorfgeschichten der George Sand in einer Schulausgabe zugänglich gemacht wird, ist sehr dankenswert. Die Erzählung mit ihrer schlichten Abwicklung der einfachen Vorgänge zwischen zwei füreinander geschaffenen jungen oder doch jugendlich fühlenden Menschen, der schmucklose und doch harmonische Stil, die warmen, anschaulichen Naturschilderungen geben diesem Roman seinen besonderen Wert, und nur die übertriebene, den moralisierenden französischen Schriftstellern eigentümliche Idealisierung der hervortretenden Gestalten stellt die Wirkung auf unsre deutschen Söhne und Töchter ein wenig in Frage, und Stellen wie die auf S. 24 und S. 25 können unsereinem fast den Geschmack an dem Ganzen verleiden. Es gilt da in der Tat, unsren Schülern möglichst schnell über derartiges hinwegzuhelfen, was ja, nach der Fülle der verschiedenartigen Ausgaben gerade dieser Erzählung, zu gelingen scheint. Immerhin würde ich ‚La Mare au Diable‘ eher mit Mädchen zu lesen wagen als mit Knaben, und vermutlich ist es auf jene auch von dem Herausgeber hauptsächlich berechnet.

Die beigegebene Einleitung enthält das Wichtigste aus dem Leben und Dichten der Verfasserin. Das Wörterbuch in seiner

Ausführlichkeit dürfte selbst den Schülern unsrer Mittelklassen ausreichende Hilfe gewähren. Auf Abweichungen der Sprache George Sands von der heutigen scheint mir, wenn auch nicht in jedem einzelnen der vorkommenden Fälle, doch zur Genüge hingewiesen. Der Bemerkung zu 10, 20 gegenüber, wo er heißt: ,je vas = je vais, das französische Volk steht, wie die deutschen Schüler, mit den unregelmäßigen Verben auf gespanntem Fuße' möchte ich das Bedenken äußern, daß der deutsche Schüler, nachdem er dies gelesen, fortan seine Fehler gern mit der Berufung auf das französische Volk zu entschuldigen suchen wird, zum mindesten vor sich selbst; vor seinem Lehrer wird ihm das ja hoffentlich nichts nützen. Auf S. 29, Zeile 17 ist auf dem *a* des Wortes *déjà* der Akzent abgesprungen.

Französisch-englische Klassiker-Bibliothek von Bauer und Link, Nr. 52.
2) **Farrar, St. Winifred's or The World of School** für den Schulgebrauch herausgegeben von **Ackermann.** München 1907, Lindauersche Buchhandlung. 109 S. 8. kart. 1,20 *M.*

Mit St. Winifred's hat die Schulausgaben-Literatur eine willkommene Bereicherung erfahren, willkommen namentlich schon um deswillen, weil hier das englische Gebiet naturgemäß nicht in dem Maße bedacht ist wie das französische. Und es braucht das Büchlein, auch neben Tom Browns Schooldays gehalten, durchaus nicht entschuldigt zu werden, so anmutend und belehrend zugleich ist die Lektüre für unsre deutsche Jugend. Wie zwanglos wird da der Leser in das Schulwesen Englands mit allen seinen Besonderheiten eingeführt. Das Schulpersonal vom Direktor bis zum Pedell herab, die Gestaltung des Unterrichts, die Erziehungsweisen der verschiedenen an ein und derselben Anstalt wirkenden Lehrer, die Eingewöhnung des neuen Schülers — des Helden der Erzählung — in den Geist der Schule, die Erprobung seiner körperlichen Tüchtigkeit in dem nächtlichen Überfall durch die Kameraden, aber auch die Behandlung andrer Zöglinge und ihr andersartiges Benehmen, das Strafsystem der englischen Schule von den ,Two hundred lines' durch ,Caning' und ,Detention' hindurch bis zur ,Expulsion', die Teestunden in der Behausung eines Lehrers und so vieles, vieles andre zieht an uns in anschaulicher Schilderung und spannendem Bericht vorüber. Aber um das Interesse des Lesers ja nicht erlahmen zu lassen, setzt ungefähr am Schluß des ersten Drittels von Farrars Buch ein außerordentlich aufregender Vorgang ein, die Vernichtung des *Commentary on the Hebrew text of the Four Greater Prophets*, des nur im Manuskript vorhandenen gelehrten Werkes eines der Lehrer, das die Schüler für die Strafliste ansehen und ins Feuer werfen. Mit nicht geringem Geschick ist dann zum Schluß noch eine Wanderung durch das Bergland in der Nachbarschaft sowie eine höchst aufregende Fahrt auf der See er-

zählt, so daß wir unsre Kenntnisse von England auch nach dieser Richtung hin zu erweitern in der Lage sind.

Erweitert wird unsre Einsicht in englische Sitten und Gebräuche auch durch den beigegebenen Kommentar, der in allererster Linie die Realien berücksichtigt, aber auch sonst trotz seines geringen Umfangs alle erforderliche Aufklärung gibt. Das Wörterverzeichnis dürfte auch dem Anfänger im Studium der englischen Sprache genügen, so daß das Werkchen mit gutem Erfolge etwa in der Sekunda unsrer Realschulen und Realgymnasien gelesen werden kann. Ich schließe mich gern dem Wunsche des Bearbeiters an, „daß dieses treffliche Büchlein, das so vielen englischen Knaben zur Freude und Selbstzucht gedient hat, auch unseren deutschen Jungen eine Quelle des Genusses, der Anregung und der Belehrung werden möge".

Frankfurt a. M. Max Banner.

M. J. Wolff, Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. Zweiter Band. München 1908, C. H. Beck. 470 S. 8. 6 M.

Das uneingeschränkte Lob, das dem ersten Bande gespendet werden mußte, gebührt auch dem zweiten. Auch in diesem zeigt sich der Verf. seiner Aufgabe vollständig gewachsen. Bevor er zu den großen Tragödien übergeht, in denen Shakespeare seine Meisterschaft zeigt, sucht er in einem besonderen Kapitel, das zum Besten des ganzen Buches gehört, das Wesen und die Eigenart der Kunst Shakespeares klar zu machen. Shakespeare ist ihm — und damit tritt er weit verbreiteten Anschauungen entgegen — ein Künstler, der nicht in blindem Ungestüm und genialer Willkür seine Dramen aufs Papier warf, sondern, der überall planmäßig und mit Überlegung verfuhr und in klarster Erkenntnis des poetisch und szenisch Wirksamen alles aufs sorgsamste berechnete. Vortrefflich ist, was hier der Verf. über die Konzeption und die Ausführung eines Dramas durch den dramatischen Dichter insbesondere durch Shakespeare sagt: dieser arbeitete leicht und hielt sich infolgedessen nicht frei von Flüchtigkeiten und Widersprüchen; das allmähliche Erreichen des vorschwebenden Ziels war nicht seine Art; seine Dichtungen waren eben zur Aufführung auf der Bühne bestimmt. Wenn er, unterstützt durch eine erstaunliche Phantasiegewalt, in einem glücklichen Momente ein Gebilde in seiner idealmöglichen Erscheinungsform, in der das ganze Werk wie der Baum in dem der Erde anvertrauten Kern enthalten war, geschaut hatte, so folgte auf diese Konzeption die Ausführung, die, das im Moment Geschaute festhaltend, diesem Form und Ausdruck lieh, mit erstaunlicher Raschheit und Sicherheit, aber in klarer Erkenntnis und Überlegung. Ohne Rücksicht auf den Regelzwang des Aristoteles, ohne lange Vorstudien sein Wissen aus dem Leben ziehend, dessen

vielseitige Erscheinungen ihm unterstützt durch eine fabelhafte Beobachtungsgabe und ein übermenschliches Gedächtnis geläufig waren, brachte der Dichter das Werk zu Papier. Und wie ihm sein aus dem wirklichen Leben geschöpftes Wissen von den Menschen, ihren Leidenschaften und ihrem Treiben für alle Zeiten und Völker genügte, so verfolgte er auch keine außerhalb der Dichtung liegenden Absichten, sondern jede Dichtung war ihm Selbstzweck, frei von jeder philosophischen oder historischen Tendenz. Die Gründe, warum er gerade diesen oder jenen Stoff aufgriff, sind schwer zu sagen. Mochte auch da und dort ein erkennbares Geschehnis die Veranlassung sein, so fehlt uns die klare Erkenntnis des inneren Erlebnisses, das das geistige Band zwischen dem Geschehnis und dem vollendeten Kunstwerk bildet. Nur die Grundstimmung, aus der die Werke der verschiedenen Perioden herauswuchsen, ist erkennbar. Den Stoff nahm der Dichter aus den verschiedensten Quellen; in den seltensten Fällen erfand er ihn selbst. Meistens sind die Stoffe schon auf der Bühne ausprobiert; er macht sie aber zu seinem Eigentum, indem er sie in seinem Sinne umgestaltet, vor allem das Unwahrscheinlichste durch psychologische Motivierung wahrscheinlich zu machen weiß. Dadurch freilich, daß er den Stoff ohne eingehende Disposition nur in großen Zügen einteilte und für die Aufführung zurechtschnitt, zersplitterte sich die Handlung häufig. Bei der Entwickelung der Handlung leitete ihn nur die Absicht, die Szene so belebt als möglich zu machen, die Handlung möglichst rasch und energisch in Fluß zu bringen und die Spannung bis zum Schluß zu erhalten. Und in der Entwicklung der Handlung zeigt er den Meister, besonders auch in der Sicherheit, mit der er eine Handlung durch eine komplementäre Nebenhandlung ergänzt, durch die Einheit des Interesses die mannigfaltigen Vorgänge zusammenhält und zu einem gemeinsamen Endergebnis vereinigt. Die dramatische Lebendigkeit wird noch erhöht durch die Wirkung des Kontrastes, für den Shakespeare große Vorliebe zeigt. Viel trägt zur Erreichung dieser Lebendigkeit auch bei, daß Shakespeare bei seinem Schaffen immer die Aufführung im Auge hat und, während er schreibt, zu gleicher Zeit jede Rolle spielt und auch als Zuschauer im Parkett sitzt. Auch in der Kunst der Stimmung ist er ein unerreichtes Muster geworden. Diese Kunst beruht eben vor allem auf der klug berechneten Wirkung des Kontrastes. Der Dichter läßt einen Vorgang gerade in die gegenteilige Stimmung hineinschlagen (tragische Ironie); insbesondere wird der Gegensatz zwischen der hoffnungsvollen Erwartung und dem vernichtenden Verlauf der Handlung erhöht, wenn die günstige Aussicht nicht nur auf einem Irrtum oder auf subjektiver Stimmung beruht, sondern tatsächlich den Pfad zu einem glücklichen Ausgang bietet. Den Höhepunkt aber erreicht Shakespeares Kunst in der meisterhaften Darstellung lebenswahrer Menschen, in der bis

jetzt kein Dichter an ihn heranreichte. Er schafft wirkliche Menschen, die als Individuen sich nicht in eine Formel fassen lassen.

Während die Frauen in seinen Dramen zurücktreten, ist seine Welt in erster Linie die des Mannes. Sein Empfinden ist durchaus männlich. Die Kraft gilt ihm als höchste Eigenschaft. Kein Dichter zeigt eine solche Verwandlungsfähigkeit wie Shakespeare. Er lebt in jeder einzelnen Person, er verwandelt sich in demselben Werk in die verschiedensten Gestalten. Tausendseelig hat ihn deswegen ein englischer Kritiker genannt. Seine Menschen gehören ganz der Erde an, über deren Schranken ihr Denken und Begehren nicht hinausgeht. Sie folgen besinnungslos ihren Trieben, handeln nie nach Grundsätzen, sondern aus ihrem unmittelbaren Gefühl heraus. Ihre Stärke liegt in ihrer Leidenschaft. Und in dem Zwiespalt zwischen dem Wollen und dem Können des Individuums, in der Zerrissenheit der menschlichen Natur, dem Widerspruch zwischen Freiheit des Willens und Gebundenheit des Könnens besteht das Wesen der Shakespeareschen Tragik. Die Leidenschaft läßt die Menschen ihre Kräfte aufs höchste anspannen. Dies führt notwendig zur Vernichtung; denn ein solches, alle Hemmnisse überstürmendes Begehren kann nur mit dem Tod enden. Schicksal und Charakter fallen so in Shakespeares Tragödie zusammen. Dieser Entfesselung der innersten Natur des Menschen entspricht auch der Stil Shakespeares, eine größere Leidenschaftlichkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. „Die herrlichsten Worte des Heldentums sind ihm geläufig, aber auch die niedrigsten Redensarten der Kneipe und des Luperkales.“ Prosa und Vers werden kühn durcheinander geworfen. Den Schwulst der älteren Tragödie und die Manieriertheit des euphuistisch angehauchten Modetones hat Shakespeare nie völlig überwunden. Nicht umsonst hat Taine diesen Stil den Stil des Wahnsinns genannt. Dazu kommt die Kühnheit und Anschaulichkeit der Bilder und der Vergleichungen.

Nach diesen gehaltreichen Betrachtungen über das Wesen der Shakespeareschen Kunst, von denen in dem Vorstehenden nur einiges mitgeteilt werden konnte, betritt der Verf. wieder den Pfad, den er am Ende des ersten Bandes verlassen hat, um des Dichters Schicksal, Entwicklungsgang und künstlerisches Schaffen weiter zu verfolgen. Er stellt fest, daß mit dem 36. Lebensjahr, das mit dem Ende des 16. Jahrhunderts zusammenfällt, in der Stimmung des Dichter ein Umschlag stattfand, indem die heitere Grundstimmung, die Freude am Dasein, aus der die Lustspiele, die Gestalten Falstaffs und seines prinzlichen Gönners entsprangen, einer düsteren Schwermut und bitteren Satire, einer pessimistischen Stimmung Platz machen. An dieser seelischen Verstimmung hatten unerfreuliche Ereignisse auf literarischem und politischem Gebiete einen großen Anteil, unter den ersteren die

Theaterstreitigkeiten, unter den letzteren die Verkommenheit des Hofes, die Unzufriedenheit mit Elisabeth, die Essexrevolution, der auch Shakespeare nicht fern stand und die seinem Freunde Southampton lebenslänglichen Kerker zuzog. In dieser Zeit der tiefsten seelischen Verstimmung wurde Shakespeare mit den moralischen Anschauungen Giordano Brunos bekannt, dessen Ansicht von der Relativität alles Irdischen zu der damaligen Stimmung des Dichters paßte, in noch viel größerem Maße mit den Anschauungen des geistreichen Essayisten Montaigne. Die Kenntnis beider wurde Shakespeare übermittelt durch den italienischen Sprachmeister Florio, der zu Giordano Bruno in persönlicher Beziehung gestanden war und die Essays Montaignes ins Englische übersetzte, und sehr ansprechend ist die Vermutung des Verf., daß Florio bei der Übersetzung Montaignes ins Englische vielfach den Rat des sprachgewandten Dichters eingeholt habe. Die Einwirkung beider, Brunos und Montaignes, auf die Dramen dieser Epoche wird von dem Verf. nachgewiesen. Aus diesem Pessimismus nun entsprang die letzte und höchste Form des Trauerspiels: der ringende Held wird durch das, was als Größtes und Bestes in seiner Brust lebt, in das Verderben verstrickt, während das Niedrige unbelästigt weiter leben darf. „Diese höchste Art der Tragödie stellt ein Weltganzes dar, in dem die Vernichtung als oberstes Prinzip herrscht, wie ein Sturmwind, der an dem elenden Dornbusch vorüberbraust, aber die ragende Eiche zerschmettert". Gerade dadurch, daß Shakespeare dem abschwächenden Optimismus nicht die geringsten Zugeständnisse macht, daß er den unerbittlichen Weg des Schicksals bis zu Ende geht, ist er der Schöpfer und zugleich der Meister der modernen Tragödie geworden. Die pessimistische Grundstimmung des Dichters spiegelt sich wieder in den Dramen dieser Epoche, die der Verf. die Hamletperiode nennt, und zwar macht sich im Julius Cäsar" die politische Fäulnis, in „Maß für Maß" die moralische geltend, und im „Hamlet" vereinigen sich beide Seiten. „Julius Cäsar", der zugleich den Übergang von dem freieren Aufbau der „Historien" zu der geschlosseneren Form der Tragödie bildet, ist die Fanfare der Essexrevolution. In der Beschreibung Plutarchs fand der Dichter ein Abbild der unhaltbaren Zustände seiner Zeit, die dringend nach einem Mann und Retter verlangten. Zwischen dieser Tragödie und dem „Hamlet" besteht ein enger Zusammenhang, besonders herrscht zwischen den Helden der beiden Dramen unverkennbare Familienähnlichkeit. Die pessimistische Grundstimmung, die sich vom „Julius Cäsar" zum „Hamlet" steigerte, verschärft sich in „Maß für Maß" noch mehr, indem diese Komödie einen Einblick in ein vollkommen verrottetes Gemeinwesen eröffnet. Und auch in „Ende gut, alles gut", das nur dem Namen nach ein Lustspiel ist, macht sich die düstere Stimmung des Dichters geltend. Vortrefflich sind nun

auch die Analysen dieser wie der folgenden Dramen. Sie legen ein glänzendes Zeugnis ab von des Verf. eingehendem Studium, seinem feinen Kunstverständnis und sicherem Urteil. Vielfach geht er in der Auslegung der Dichtungen eigene Wege, zieht Dramen der klassischen, der Renaissance- und der neueren Literatur zur Vergleichung bei, behandelt die Quellen der Dramen, ihren Zusammenhang mit Zeitereignissen, die Entstehung der Ausgaben. Leider verbietet uns Mangel an Raum auf den Inhalt dieser Analysen näher einzugehen. Auf den „Hamlet" ließ Shakespeare die größten Tragödien der Menschheit folgen, Othello, Lear, Macbeth. Mit „Hamlet" hatte er die Form der Tragödie erreicht, die den Menschen nur auf sich selber angewiesen im Kampfe mit einem übermäßigen Schicksal zeigt, das aber nicht ein äußerer Gegner ist, sondern sich mit Notwendigkeit aus dem innersten Wesen des Helden, aus dem unversöhnlichen Widerspruch zwischen dem Wollen und dem Sollen ergibt. Die äußere Zwangslage verwandelt sich in eine innerliche, durch die Natur des Menschen geschaffene. Die Menschen dieser Dramen genießen die schrankenloseste Willensfreiheit, aber im Innern sind sie Sklaven der eigenen Leidenschaft und ihren Trieben widerstandslos unterworfen. Mit „Macbeth" ist Shakespeare in das letzte Stadium seines tragischen Schaffens eingetreten. Sein Stil wird immer knapper und gedrungener, der Vers gestaltet sich immer freier. Ein gewaltiger Zug geht auch durch die beiden jüngeren Römerdramen, Antonius und Kleopatra, Coriolan. Und doch macht sich in beiden eine leichte Ermüdung bemerkbar. „Coriolan" ist die letzte Tragödie Shakespeares. Die nächste Zeit brachte uns den in der Anlage wie in der Ausführung mißratenen „Timon von Athen" und die Wiederaufnahme der Satire „Troilus und Cressida". In diesen beiden Stücken erreicht der Pessimismus des Dichters seinen Höhepunkt. Die letzte, innerste Ursache dieses plötzlichen Niederganges entzieht sich unserer Kenntnis. Wir können nur feststellen, daß ihm mit der Freude am Leben die Lust des Schaffens geschwunden ist, daß die wachsende Verbitterung seine Gestaltungskraft beeinträchtigt hat. Sein Schaffen wäre wohl jetzt schon zu Ende gewesen, wenn nicht ein neues künstlerisches Prinzip in sein Leben getreten wäre. Das geschah durch den „Perikles", als dessen Verfasser man mit ziemlicher Sicherheit Wilkins nachgewiesen hat. Shakespeare zog der märchenhafte Ton dieses Dramas an; es war ein Traum aus ferner, längst verflossener Kinderzeit, da er noch auf dem Schoß der Mutter saß und sein Gebet zum lieben Gott sprach, der über alle wacht und den Menschen gerade dann, wenn die Not am größten, mit seiner Liebe und Hilfe am nächsten ist. Das war Balsam für sein verwundetes Dichterherz. In der Umarbeitung, die er mit den Marinaszenen der drei letzten Akte vornahm, zeigt sich die Kralle des Löwen wieder, besonders in der hinreißenden Gewalt

und Gestaltungskraft. Dem Einfluß des „Perikles“ verdanken die drei letzten Dramen, die sogenannten Romanzen, Cymbeline, das Wintermärchen und der Sturm, ihre Entstehung. Shakespeare verzichtet hier auf die Darstellung wirklichen Lebens. „In einer Art von poetischer Resignation flüchtet er aus dem wirklichen Dasein, dessen Furchtbarkeit ihm in den großen Tragödien aufgegangen ist, in das Reich des Märchens, in das Reich der Dichtung“. Mit dem „Sturm“ schließt Shakespeares Tätigkeit ab. Menschenhaß und Menschenverachtung haben einer freundlicheren Lebensauffassung weichen müssen. Eine milde Heiterkeit, wie aus tiefstem Herzen quellende versöhnliche Stimmung herrschen in den genannten letzten Dramen. Diese Aufhellung in seinem Gemüt entsprang offenbar seinen veränderten Verhältnissen. Das Schwergewicht seines Daseins verschob sich immer mehr von der Großstadt nach der alten Heimat. „In Stratford, wohin er sich 48 Jahre alt, im besten Mannesalter zurückzog, auf eigenen Grund und Boden, als angesehener Haus- und Grundbesitzer, umgeben von Frau und Töchtern, dem geachteten Schwiegersohne und vor allem dem Enkelkinde, empfand der Dichter wieder die langentbehrte Freude am Leben“. Nicht umsonst klangen die drei letzten Werke in ein Lob des Familienglückes aus. Einmal im Jahre scheint er nach London gereist zu sein, und hier entsprang dem Drängen seiner Kollegen, den Zauberstab nochmals zu ergreifen, seine Mitarbeitschaft an „Heinrich VIII“. Mit einer Darstellung der letzten Lebenstage, des Ausgangs, des Begräbnisses des großen Dichters, des Schicksals seiner Familie, der ersten Gesamtausgabe seiner Werke, seines Nachruhmes, seiner Bildnisse, von denen das Handos-Porträt in einer Nachbildung dem vorliegenden zweiten Band vorangestellt ist, und einer gedrängten inhaltsreichen Charakteristik des Menschen und Dichters schließt diese Biographie, die nach Inhalt und Form gleich gelungen und, für den Leser eine Quelle ununterbrochenen Genusses bildend, als die Biographie Shakespeares in deutscher Sprache bezeichnet werden darf mit inhaltsreichen Anmerkungen und ihren Literaturnachweisen und Exkursen. Das Buch hat der Verleger dem Inhalte entsprechend tadellos ausgestattet.

Offenburg (Baden). L. Zürn.

P. Hellwig, Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen. Zweite Abteilung: Mittelstufe. 1. Teil: Deutsche Geschichte bis zum Ausgange des Mittelalters. Mit 4 Karten und einzelnen Abbildungen. Leipzig 1908, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). VI u. 125 S. gr. 8. 1,60 *M*. 2. Teil: Vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit 5 Schlachtplänen und einzelnen Abbildungen. V u. 242 S. gr. 8. 2,80 *M*.

In einer Zeit, wo an wirklich guten Lehrbüchern für den Geschichtsunterricht durchaus kein Mangel ist, wo man vielmehr

in Verlegenheit kommt, für welches man sich bei einer Neueinführung entscheiden soll, gehört gewiß großer Mut dazu, noch ein neues zu schreiben, und es müssen Vorzüge nicht gewöhnlicher Art sein, die einem solchen Neulinge zur Seite stehen, um ihm den Kampf mit den erprobten älteren Genossen zu ermöglichen und eine Stellung in der Schulbücherliteratur zu erringen. Solche Vorzüge hat das vorliegende Buch, das in 2 Abteilungen den Lehrstoff der drei mittleren Klassen (Untertertia bis Untersekunda) einer höheren Lehranstalt umfaßt, in mancher Hinsicht aufzuweisen, und zum Beweise dafür will der Berichterstatter gleich im voraus das Geständnis ablegen, daß er sich infolge Zeitmangels diesmal mit einer mehr allgemeinen Prüfung begnügen wollte, bei dem Interesse aber, das die Lektüre einzelner Teile bei ihm erweckte, schließlich doch das Ganze eingehend durchgearbeitet hat.

Zu den Anforderungen, die in erster Linie an ein gutes Schulbuch zu stellen sind, gehört eine gute Sprache, ein möglichst tadelloser Ausdruck; und die sind in der Tat vorhanden. Nicht nur paßt sich die Sprache wunderbar dem Verständnis und dem Gedankenkreise 12—15jähriger Schüler an, nicht nur vermeidet sie ungewöhnliche, fremdartige, phrasenhafte Ausdrücke und Redewendungen und trägt so viel dazu bei, den Schüler sich bald heimisch fühlen zu lassen, sondern sie kann mit ihrer ungekünstelt fortlaufenden, fließenden Darstellung und ihrem einfachen, edlen Satzbau, trotz ihrer Schlichtheit doch hier und da, wo es besonders angebracht ist, eines gewissen Schmuckes nicht entbehrend, im hohen Maße stilbildend auf den Schüler einwirken. Nur an wenigen Stellen glaube ich Anstoß nehmen zu müssen, wie I S. 6 Abs. 3 „eine Schlacht unternehmen", I S. 12 Abs. 4 „den Krieg ins Römerreich tragen", I S. 25 Abs. 2 „die Waffen bis zum Aralsee tragen", I S. 57 Abs. 5 „die Waffen auf einem dritten Zuge gegen die Araber tragen"; II S. 67 Abs. 2 hat in dem Satze „bald aber sammelte sich ein polnisches Heer wieder, das nun die Schweden bedrängte", „wieder" einen falschen Platz; II S. 190 Abs. 1 steht 2 mal ganz kurz hintereinander das Wort „unbedingt", was nicht schön klingt; ein überreicher Gebrauch gemacht ist von den Ausdrücken „ersterer" und „letzterer", die ja bequem sein mögen, aber schön ganz gewiß nicht, besonders nicht, wenn man sie fast auf jeder Seite findet, auf mancher sogar wiederholt; ähnlich verhält es sich mit der Verbindung des Relativums und des Artikels in „die die". Der Pflege der Sprache dient auch das Bemühen, den Deklinationsendungen möglichst die vollere Form zu erhalten; verheißungsvoll wirkt in dieser Beziehung schon die Aufschrift des Buches „bis zum Ausgange" und „vom Ausgange"; konsequente Durchführung ist hier natürlich schwer möglich, da auch viel auf die Gewöhnung und den Geschmack ankommt; so finden wir allerdings ziemlich hart neben-

einander I S. 4 Abs. 1 „im Frühlinge“ und „im Herbst“, ebenso „Herrn“ und „Herren“ noch dazu in derselben Verbindung „sich zu Herren machen“ (I S. 15 Abs. 5 „Herrn“ und I S. 17 Abs. 1 „Herren“). — Depeschenstil sollte in einem Schulbuche, besonders für mittlere Klassen, weder mit noch ohne Klammern vorkommen, wie es leider z. B. II S. 70 Abs. 2 und S. 85 Abs. 4 der Fall ist. — Sehr wohltuend berührt das Vermeiden entbehrlicher Fremdwörter; wo sie trotzdem angewendet werden, finden sie ihre Erklärung meist im Texte; vielleicht konnte der Verf. hier noch einen Schritt weiter gehen und auch Ausdrücke wie „Wergeld“ (I S. 2 Abs. 4), „Schultheiß“ (I S. 33 unten), „Grundholden“ (I S. 42 Abs. 5), „fronden“ (I S. 48 Abs. 3), „Absolution“ (I S. 68 Abs. 3), „Domkapitel“ (I S. 71 Abs. 5), „Kontribution“ (II S. 46 Abs. 2), „Krümper“ (II S. 154 Abs. 1) u. a. m. auf ihren Ursprung zurückführen. — Wenn bei Ortsnamen die Lage näher bezeichnet wird, so dient das entschieden zur Anschaulichkeit und zur Verdeutlichung des Textes; warum geschieht das aber nicht mit mehr Konsequenz? Oder meint der Verf., daß eine Note bei Vossem oder bei St. Germain notwendiger ist als z. B. bei Wehlau, Oliva, Peiz, Schwiebus, Nystad, Zeven u. v. a.?

Wie die Sprache, so verdient auch die Einteilung des Stoffes in größere Perioden, denen beherrschende Ideen zugrunde liegen, und innerhalb der Perioden wieder in eine Reihe kleinerer Abschnitte, die sich aus einer großen Anzahl meist sehr kurzer Absätze zusammensetzen, Lob; dabei ist besonders beachtenswert, daß der Zusammenhang trotz der vielen Einzelteile wohl nirgends verloren geht, der folgende Abschnitt schließt sich immer eng an den vorhergehenden an, und deutlich tritt das Bestreben des Verfassers hervor, dem Schüler die Entwickelung der Dinge nach Ursache und Wirkung klarzumachen. So werden wir zwanglos von den ältesten Zeiten der Germanen und ihrem ersten Auftreten in der Geschichte bis in die neueste Zeit mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Problemen geführt, in die ohne Zweifel ein Untersekundaner, namentlich an einer Realschule, die ja ihre Zöglinge meist von dieser Klasse in das Leben entläßt, eingeführt werden muß; auch von der außerdeutschen Geschichte erfahren wir, soweit es für den Zusammenhang und das Verständnis der deutschen Geschichte notwendig ist, das Wichtigste. Bei der gedrängten Darstellung nun, wie sie bei einem Geschichtsbuche der mittleren Klassen nötig ist, und zwar nicht nur in den ausländischen Partien, wird die Frage nach der Bedeutung und Wichtigkeit der Ereignisse eine große Rolle spielen und danach die Auswahl und der Umfang der Behandlung sich richten. Mit Recht hat sich Verf. hierbei von der Rücksichtnahme auf die Gegenwart leiten lassen, „in der Weise, als Fragen der jetzigen Zeit, soweit sie auch in früheren Zeitläuften in die Erscheinung traten, eine besonders eingehende Behandlung erfahren haben“;

deshalb ist auch der kulturgeschichtlichen Entwickelung in allen ihren Beziehungen, ohne die doch nun einmal der Werdegang eines Volkes nicht verständlich ist, ein gebührender Raum eingeräumt worden. Im allgemeinen scheint mir der Verf. in der Bewertung und damit in der Behandlung der Ereignisse das Richtige getroffen zu haben: eine kürzere Darstellung wäre vielleicht angebracht z. B. bei den inneren Kämpfen unter Otto I., bei Heinrich II., dessen Bedeutung im übrigen nicht verkannt werden soll, bei der Schweizer Reformation durch Calvin und auch sonst hier und da. Zur Vereinfachung und zur Vermeidung von Wiederholungen konnte manchmal Zusammengehöriges zusammengefaßt werden, selbst auf Kosten der chronologischen Reihenfolge; dabei habe ich besonders die beiden Friedenszeiten unter Friedrich d. Gr. im Auge, die wirklich besser nur einen Abschnitt bilden; anderseits habe ich ein näheres Eingehen vermißt z. B. auf die Erleichterungen, die Karl d. Gr. dem mittleren freien Bauernstande zuteil werden ließ, auf die Organisation der Zentralregierung Karls, auf die Persönlichkeit des Hohenstaufen Friedrich II.; ebenso durfte eine zusammenfassende Würdigung Luthers und seiner mannigfachen Verdienste um unser deutsches Volk nicht fehlen. Neben Sachsen, Pommern, Hessen u. a. (II S. 15) war auch Anhalt zu erwähnen als eins von den Ländern, wo die Reformation durch Wolfgang gleich im Anfange eingeführt wurde; die Bestimmungen des Wiener Kongresses werden zu unvollständig wiedergegeben; lückenhaft ist auch die Behandlung der schlesischen Frage, die mit der Rückgabe des Schwiebuser Kreises für Preußen wieder auf dem alten Standpunkte steht; gänzlich übergangen ist der Krimkrieg, der für die Stellung Napoleons III. und für die Entwickelung der orientalischen und schließlich auch der deutschen Frage von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist; von der 48er Revolution in Österreich erfahren wir nur, daß Metternich weichen mußte (II S. 177 Abs. 2) und Schwarzenberg an seine Stelle trat (S. 180 Abs. 2), während Franz Joseph überhaupt nirgends genannt wird; als wirtschaftliches Kampfmittel kommt das bürgerliche Genossenschaftswesen, das namentlich in der Landwirtschaft zu hoher Blüte gelangt ist, in der Darstellung zu kurz (II S. 220); die Selbstverwaltung der Provinzen, die viel weniger bekannt, aber gewiß nicht minder wichtig ist als die der Städte, wird gar nicht erwähnt (II S. 228); die kulturgeschichtlichen Exkurse durften manchmal etwas weiter gehen und sich nicht bloß auf die Aufzählung von Namen beschränken (wie II S. 174f). — Um die Darstellung übersichtlicher zu machen und den Schüler bei der Wiederholung und Nacherzählung zu unterstützen, sind die einzelnen Absätze an der Spitze mit fettgedruckten Stichworten versehen; noch besser wäre es gewesen, sie auch auf den Rand zu setzen, was leider auch mit den einzuprägenden Zahlen unterlassen ist. Zuweilen geben Rückblicke eine gute Zusammenfassung der vorher-

gehenden Darstellung; diese hätten noch öfter angewendet sein sollen.

Als ein Beweis für das nationale Empfinden, von dem das ganze Buch durchzogen ist, kann auch der Abriß der Bürgerkunde aufgefaßt werden, der sich anhangsweise vorfindet. Es ist vielleicht ein ganz guter Gedanke, solche Erörterungen am Schlusse systematisch zusammenzustellen, um die Übersicht zu fördern und ein Nachschlagen zu erleichtern, anstatt sie dem Text an geeigneten Stellen einzufügen, wie das in der Regel bisher in den Lehrbüchern geschah. Daß aber der Schüler, der in das Leben hinaustritt, nicht nur das Allernötigste von den Einrichtungen des Reiches und seines Heimatstaates, besonders Preußens, auf den verschiedensten Gebieten, wie der Verfassung, Verwaltung, des Steuerwesens, Rechtswesens, Versicherungswesens u. a., von der Schule mitzunehmen hat, wird heute kaum noch bestritten werden. In dieser Beziehung darf dem Oberprimaner etwas mehr zugemutet werden als dem Untersekundaner, dem vielfach das Verständnis für solche Fragen noch fehlt, und es ist gewiß nicht die Absicht des Verfassers, den ganzen Inhalt seiner Bürgerkunde dem Abiturienten sechsklassiger Schulen, für die doch das Buch bestimmt ist, einzuprägen.

Am Ende des Buches sind einige wichtige Urkunden, teils auszugsweise, aufgenommen, so aus der geheimen Instruktion für Finckenstein, aus dem Testamente Friedrichs, die Proklamation an mein Volk von 1813 u. a. m.; da das Geschichtsbuch nicht nur ein Lernbuch, sondern auch ein Lesebuch sein soll und der Stoff gewiß an Anschaulichkeit gewinnt, wenn man die Vergangenheit auch einmal unmittelbar zum Schüler reden läßt, so kann ich mich damit wohl einverstanden erklären; auch eine Reihe wichtiger Schlachtenskizzen, wie von Leuthen, Königgrätz, Sedan, mögen ihre Stelle im Buche finden. Dagegen gehören nach meiner Auffassung weder Bildnisse hervorragender Männer noch geographische Karten hinein: für jene stehen uns viel größere und schönere Darstellungen zur Verfügung, als sie ein solches Lehrbuch liefern kann, für diese haben wir den Atlas, dessen Stellung im Unterrichte, wo es nur geht, geschützt werden muß, da die Schüler so wie so geneigt sind, ihn gering zu achten, ja für überflüssig zu halten.

Am Schlusse jedes Bandes endlich befindet sich eine Merktafel mit den zu memorierenden Zahlen; gewiß soll das Gedächtnis der Schüler nicht überlastet werden mit unnötigem Material, ebenso gewiß muß aber auch schon auf der Mittelstufe, wo das Gedächtnis noch aufnahmefähiger ist, an Zahlen ungefähr das verarbeitet werden, was überhaupt von dem Schüler einer Vollanstalt verlangt wird. Danach scheint mir das Zahlenpensum im vorliegenden Buche zu dürftig: so fehlt 325 Nicäa, 1183 Friede zu Konstanz, 1532 Nürnberger Religionsfriede, 1618 Erwerbung

Preußens durch Brandenburg, 1324—1373 Herrschaft der Wittelsbacher, 1373—1411 Herrschaft der Luxemburger in der Mark, 1681 Verlust Straßburgs, die Raubkriege Ludwigs XIV., 1830 Julirevolution, während 1431 Jeanne d'Arc in Rouen verbrannt und 1467—1477 Karl der Kühne überflüssig sind; natürlich müssen auch die Zahlen der Merktafel mit denen im Texte übereinstimmen; das habe ich vermißt beim Konzil zu Konstanz, wo vorn „1414—17", hinten richtig „—1418" steht.

Druckfehler habe ich bemerkt II S. 13 Abs. 4 „Strafe" statt „Sache", II S. 19 Abs. 4 „Georg" statt „Moritz", II S. 60 Abs. 4 „Joachim I." statt „II.", II S. 62 Abs. 4 Maria Eleonore, die „Tochter" des Herzogs Johann Wilhelm statt „Schwester", II S. 67 unten „Kürfürst", II S. 68 Abs. 2 „Peiz", II S. 79 Abs. 2 „Peitz", II S. 116 Abs. 1 „blüten" statt „blühten", II S. 169 Abs. 4 „die deutschen Bundesakte" statt „deutsche", II S. 182 Abs. 3 „gefordeten" statt „geforderten", II S. 186 Abs. 4 „aufangs" statt „anfangs", II S. 205 Abs. 1 „entre les mains votre Majesté" statt „de votre M."; in „Andachtsstätte" I S. 56 Abs. 3 und in „Geschichtsschreiber" II S. 3 Abs. 2 ist ein s überflüssig, ebenso das Komma II S. 5 Abs. 3 „als er den weltlichen, und mit dem Heiligsten Spott treibenden Sinn bemerkte" und II S. 164 Abs. 3 „der Marschall brachte Napoleon bei, la Rothière eine Niederlage bei", während es fehlt II S. 50 Abs. 3 „Albrecht der Bär starb und ihm folgte sein Sohn" und II S. 144 Abs. 3 „beide hatten sich als Friedr. Wilh. II. noch lebte, abgestoßen gefühlt" vor „als".

Es kann nicht ausbleiben, daß bei einer Geschichtsdarstellung in kondensierter Form, besonders wenn unter Weglassung des Nebensächlichen nur die Hauptereignisse hervorgehoben werden und trotzdem der Zusammenhang gewahrt werden soll, schiefe Urteile und offenbare Versehen mit unterlaufen; einige dieser Versehen sind schon unter den Druckfehlern berichtigt worden, von andern, die ich mir immerhin in ziemlich stattlicher Anzahl notiert habe, will ich nur folgende anführen. Ungenau ist die Beschreibung des Limes (I S. 9): er bestand nicht aus Erdwall mit Palisaden und d a v o r laufendem Graben, sondern ursprünglich nur aus Palisadenzaun, der später in Germania superior durch Wall und Graben verstärkt (d a h i n t e r), in Rätien durch eine Mauer ersetzt wurde; ferner wurde er nicht von Zeit zu Zeit von Türmen und Kastellen u n t e r b r o c h e n, sondern die Wachttürme befanden sich bis 75 m d a h i n t e r, während die Kastelle noch weiter rückwärts lagen, die Saalburg z. B. etwa 300 Schritt (vgl. Luckenbach, Kunst und Geschichte [7] I S. 119 und Cohausen und Jacobi, Das Römerkastell Saalburg, S. 13 ff.). — Vespasian regiert von 69, nicht 70, an (I S. 10); so auch richtig in der Merktafel: die Flavier 69—96. — Wie bei den Langobarden die früheren Wohnsitze angegeben sind (I S. 18), so war dies auch bei den Vandalen und Burgundern nötig (I S. 15), die für uns heute viel wichtiger sind. — Mit solcher Bestimmt-

heit, wie Verf. es ausdrückt, steht denn doch nicht fest, daß die Hunnen 451 bei Chalons sur Marne und die Ungarn 933 bei Rietheburg a. d. Unstrut besiegt wurden (I S. 16 u. S. 44); ein beschränkender Zusatz war nötig. — Der Deutsche Ritterorden wurde nicht während der Belagerung von Akkon gegründet, sondern bei dieser Gelegenheit wurde nur ein Hospital von einigen frommen Pilgern errichtet, das den Keim enthielt für eine größere Gründung, die im Jahre 1198 erfolgte (I S. 93; richtiger I S. 109). — Die Kyffhäusersage ist zunächst an den Namen Kaiser Friedrichs II. geknüpft, erst später wird Friedrich Barbarossa als der bekanntere und für Deutschlands Geschichte bedeutendere der Held derselben (I S. 91). — Die Osmanen fassen schon 1353 in Europa festen Fuß, als Suleiman das feste Schloß Tzympe auf dem Thracischen Chersones erstürmte (nicht 1356 I S. 115). — Die älteste Vereinigung, worauf die Hansa zurückgeht, ist wohl die auch zuerst so genannte Verbindung kölnischer Kaufleute in London schon kurz nach der Mitte des 12. Jahrh., nicht der 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossene Vertrag (I S. 106). — Die Auffindung der Südspitze Afrikas muß in das Jahr 1487 verlegt werden (I S. 120). — Welchen weltlichen Grund der Kaiser als Vorwand zum Kriege gegen die Schmalkaldener nahm, durfte, da es einmal erwähnt wird (II S. 19), nicht verschwiegen werden; es ist darunter hauptsächlich das schroffe Vorgehen der Schmalkaldener gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig zu verstehen; daß es dem Kaiser aber erst mit Hilfe dieses weltlichen Grundes gelungen sein soll, den Herzog Moritz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen, ist nicht nötig anzunehmen; dessen bedurfte es nicht bei einem Moritz, der nur von der nüchternsten und kühlsten Interessenpolitik geleitet wurde, der später auch sicherlich nicht infolge von Gewissensbissen zu seinen Glaubensgenossen zurückkehrte (II S. 20 Abs. 3). — Eine Änderung in der Kriegführung der Schmalkaldener wird nicht erst durch die Nachricht von dem Einfall Moritzens in Sachsen herbeigeführt (II S. 19), sondern man hatte sich schon vorher nach Württemberg abdrängen lassen und den Sebastian Schärtlin längst von seinem Siegeszuge in Tirol zurückgerufen. — Ob Wallenstein im zweiten Generalat die alleinige Führung des Heeres hatte, ist sehr zweifelhaft (II S. 42); solange er das Vertrauen des Kaisers besaß, konnte er freilich nach Belieben schalten; als dies aber nicht mehr der Fall war, da griff der Kaiser durch direkte Befehle auch an die Unterfeldherren ein, ohne daß ein Zweifel an dem Rechte des Kaisers zu solchen Befehlen in der Korrespondenz zwischen Wallenstein und dem Kaiser laut geworden wäre (vgl. Hist. Zeitschr. Bd. 97 S. 241). — Daß mit Bernhard von Weimar der letzte hervorragende Führer abtritt (II S. 44), ist zuviel gesagt; gewiß war Torstenson wenigstens noch ein genialer Heerführer und bewundernswert durch seine großartig angelegten Pläne, um so

mehr, als er meist an die Sänfte gefesselt war. — Prinz Friedrich, besser Friedrich Heinrich von Oranien, ist nicht Erbstatthalter, sondern nur Statthalter von 5 Provinzen, da die erbliche Statthalterwürde mit dem Tode Wilhelms I. abgeschafft war und erst später erneuert wurde (II S. 64). — Das Durchstechen der Dämme im Juli 1672 war durchaus nicht wirkungslos (II S. 69), sondern die Provinz Holland mit Amsterdam wurde dadurch vor der weiteren Überflutung durch die Franzosen gerettet. Die großen Ströme des Landes hatten freilich die Annäherung des Feindes nicht hindern können, die waren durch die lange Dürre zu flachen Wasserrinnen geworden; das verwechselt offenbar der Verf. — Daß der Große Kurfürst in seinem Denken und Tun sich als einen wahrhaft deutsch fühlenden Mann erwiesen habe, trifft doch nur insofern zu, als Brandenburgs Interessen damals im allgemeinen mit Deutschlands Interessen zusammenfielen, resp. Brandenburgs Feinde — Schweden, Polen, Franzosen — auch die Feinde Deutschlands waren; im Grunde genommen trieb der Kurfürst rein brandenburgische Politik (II S. 75). — Karl XII. von Schweden ist 1700 erst 18, nicht 20 Jahre alt (II S. 87). — Das Haus Rurik stirbt 1598 aus, nicht 1610; denn der Schwager des letzten Zaren Feodor I., Boris Godunow, kann ebensowenig wie die falschen Demetrius diesem Hause zugerechnet werden (II S. 90). — Sein reichsfürstliches Bewußtsein hatte den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen bereits 1726 durch den Vertrag von Königswusterhausen wieder an die Seite des Kaisers geführt, nicht erst das Bündnis zu Berlin 1728, das nur eine Erweiterung jenes Vertrages bedeutet (II S. 89). — Die Folge der Bündnisabschlüsse vor dem 7jährigen Kriege ist nicht ganz richtig dargestellt (II S. 108): erst nach Westminster (Jan. 1756) kommt es zu einem Bündnis zwischen Österreich und Frankreich, das sich naturgemäß durch die Annäherung Friedrichs an England zu Österreich hingedrängt sieht; auch war in Westminster mehr Preußen der Verlangende als England; endlich sieht das Wort „Friedensbruch" so aus, als ob der Verfasser sich zur Ansicht Lehmanns über den Ursprung des 7jährigen Krieges bekenne, die doch heute im allgemeinen überwunden ist. — Daß der König nach Roßbach auf lange Zeit vom Westen her nichts zu befürchten gehabt hätte, stimmt nicht (II S. 111); denn schon 1758 und 1759 kommt es hier zu neuen Kämpfen bei Krefeld und Minden. — Die Zusammenkunft in Pillnitz war am 25., nicht 27. August 1791 (II S. 130). — Nicht nur die Rücksicht auf das Leben der königlichen Familie hindert Leopold II., energisch mit Waffengewalt in die französischen Verhältnisse einzugreifen (II S. 130), sondern noch mehr die Entwickelung der Dinge im Osten. — So ganz ohne Erfolg waren die Vorstellungen der Franzosen gegen das Treiben der Emigranten in Deutschland doch nicht (II S. 135); in Pillnitz wurde ihnen nur ein friedfertiger Aufenthalt gestattet, ohne Rüstungen. — Bei

Arcole wird nicht Karl, sondern Alvinczy geschlagen (II S. 137). — Friedrich Wilhelm III. ist nicht nur vorsichtig (II S. 144), sondern von mangelnder Entschlußfähigkeit verbunden mit klarer Einsicht in die Beschränktheit seiner Fähigkeiten. — Bei Preußisch-Eylau wurde auch schon am 7. Februar gekämpft, nicht erst am 8. (II S. 148). — Franz I. war 1813 durchaus nicht zum Kriege gegen seinen Schwiegersohn entschlossen (II S. 159), wollte er doch sogar auf Illyrien verzichten, um den Frieden zu erhalten; nur die schroffe Ablehnung Napoleons, der gar kein Zugeständnis machen wollte, trieb ihn den Verbündeten zu. — Begründet war die Deutsche Burschenschaft schon am 12. Juni 1815 zu Jena; in Eisenach fand nur die erste allgemeine Zusammenkunft am 18. Okt. 1817 statt (II S. 171). — Von den Rechten, die dem Vereinigten Landtage 1847 zugestanden wurden, durfte das der Steuerbewilligung nicht übergangen werden (II S. 176; vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte V S. 610 f.). — Das Entstehen des Straßenkampfes am 18. März in Berlin ist nicht ganz richtig geschildert: gegen das Bewilligte konnte man nichts einwenden; denn man hatte alles bekommen, was man verlangte. Daher reizten die Agitatoren und Führer, meist fremder Nationalität, die hinter der Masse standen, das sich schon zerstreuende Volk durch den Hinweis auf das am Portale und auf dem Schloßhofe sichtbare Militär auf; nebenbei bemerkt war das eine losgehende Gewehr das eines Unteroffiziers (II S. 177 „die Gewehre zweier Grenadiere"; vgl. Busch, Die Berliner Märztage). — Bismarck wurde am 23. Sept. 1862, nicht am 24. (II S. 183) als Staatsminister mit dem interimistischen Vorsitze im preußischen Staatsministerium betraut. — Preußen stellt noch viel mehr Forderungen an den Augustenburger als die der Militärhoheit und Auslieferung einiger Plätze (II S. 187). — Wo bleibt Anhalt 1866? Oder rechnet es Verf. zu den thüringischen Staaten (II S. 189)? — Die Darstellung vom Kampfe der 7. Division im Swiepwalde mußte gerade umgekehrt lauten: die Preußen sind es, die sich hier eingenistet haben, und zu ihrer Vertreibung, die aber nicht völlig gelingt, steigen immer mehr Österreicher von den Höhen herab und entblößen die Stellung nach Nordosten, so daß der Kronprinz hier keinen frischen Gegner vorfindet; die Hartnäckigkeit der Magdeburger Regimenter bereitet somit zum großen Teile die glückliche Entscheidung vor (II S. 191); demnach ist auch die Bemerkung zu berichtigen (S. 192), als hätte Benedek es unterlassen, dem Kronprinzen überhaupt etwas entgegenzustellen — die beiden dazu bestimmten Korps waren eben im Swiepwalde aufgerieben. — Bedingung für das aktive Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhause ist nicht das vollendete 24., sondern 25. Lebensjahr (II S. 227). — Nicht ausschließlich „der Offiziere" (II S. 226), sondern „der Offiziere und Unteroffiziere" (ca. 80000) beträgt die Stärke des deutschen Reichsheeres in Friedenszeiten 505839 Mann.

Nicht Nörgelsucht veranlaßte den Berichterstatter, einzelne Versehen und Irrtümer von im ganzen geringfügiger Art aufzudecken, sondern das Bestreben, dem Verfasser zu zeigen, wie er seine achtbare Leistung in einer neuen Auflage noch vervollkommnen kann; dann wird das Buch den Vergleich mit den besten Hilfsmitteln auf diesem Unterrichtsgebiete nicht zu scheuen haben und sich zunächst zur Einführung in 6klassigen höheren Lehranstalten empfehlen. Dagegen wird die Benutzung an Vollanstalten erst dann in Frage kommen, wenn der weitere Ausbau des Werkes, der in Aussicht gestellt ist, stattgefunden hat.

Zerbst. G. Reinhardt.

Fr. Neubauer, Preußens Fall und Erhebung 1806—1815. Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn. XVI u. 585 S. 8. geb. 12 *M*.

Es ist eine denkwürdige Zeit, die uns in diesem Buche vorgeführt wird, Preußen in seiner tiefsten Erniedrigung, aber auch in seiner so großartigen Erhebung. Der Verfasser, Direktor des Lessinggymnasiums in Frankfurt a. M., der sich bereits durch seine preisgekrönte Schrift über Stein und sein vortreffliches Lehrbuch der Geschichte bekannt gemacht hat, will nicht bloß schildern, was geschehen ist, sondern er möchte auch an seinem Teil dazu beitragen, daß der Geist der großen Männer jener Zeit fortfahre wirksam zu sein. Beides ist ihm vortrefflich gelungen. Das Werk gliedert sich naturgemäß in drei Teile: die Katastrophe, die Zeit der Knechtschaft und der Reformen, die Zeit der Erhebung. Der Schilderung des Zusammenbruchs geht eine kurze, aber erschöpfende Darstellung der preußischen Politik in den voraufgehenden Jahren und der leitenden Persönlichkeiten, wie der Darstellung der Reformen ein ausreichendes Bild der überkommenen Verwaltungs- und Heeresverhältnisse voraus. Gleich im Anfang findet der Leser eine Beurteilung Friedrich Wilhelms III., die der Wahrheit mehr entspricht als die, die z. B. Treitschke in seiner Geschichte von diesem Monarchen gibt. Durchweg kommen die handelnden Personen selbst zu Worte. Dieses Betonen des Persönlichen verleiht der Darstellung einen besonderen Reiz, indem charakteristische Stellen aus Denkwürdigkeiten, Briefen, Tagebüchern geschickt in die Darstellung aufgenommen sind, ohne daß die Einheitlichkeit der Darstellung irgendwie darunter leidet. Überhaupt ist die vorhandene Literatur sehr ausgiebig und gewissenhaft benutzt. In welcher Ausdehnung dies geschehen ist, zeigt das sieben Seiten füllende Verzeichnis der „Quellen". Zahlreiche Illustrationen und Beilagen zeitgenössischer Schriftstücke und Drucke begleiten und unterstützen die Darstellung. Bei der Auswahl derselben sind solche bevorzugt worden, die während oder unmittelbar nach der geschilderten Zeit entstanden sind. Für die Karten, die die Kriegsschauplätze veranschaulichen, sind haupt-

sächlich die mustergültigen Veröffentlichungen des Großen Generalstabes maßgebend gewesen.

Das glänzend ausgestattete Werk eignet sich auch in ganz besonderer Weise zu Geschenken für die heranwachsende Jugend und für Schülerbibliotheken.

Offenburg (Baden). L. Zürn.

Heinrich Swoboda, Griechische Geschichte. Sammlung Göschen No. 49. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig 1907, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 194 S. 8. 0,80 *M*.

Im vorliegenden Bändchen der Sammlung Göschen wird uns von berufener Seite die griechische Geschichte in vier großen Abschnitten mit vierzehn Kapiteln und siebenundvierzig Paragraphen von den ältesten Zeiten bis zum Aufgehen Griechenlands im römischen Reiche vorgeführt, während in einem Anhange noch kurz die Schicksale des Landes in römischer Zeit geschildert werden. Die Benutzung wird erleichtert durch eine Inhaltsangabe zum Beginne und durch ein allerdings nur die wichtigsten Namen umfassendes Register am Schlusse. Für den, der tiefer eindringen oder sich über einzelne Fragen näher orientieren will, ist in höchst dankenswerter Weise eine Literaturübersicht vorausgeschickt, worin die wichtigsten Werke über die griechische Geschichte verzeichnet sind; vielleicht hätte da noch Judeich, Topographie von Athen, und Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland, angeführt werden können. Endlich finden sich an der Spitze der einzelnen Kapitel fortlaufende Quellenangaben, häufig verbunden mit einer kurzen Würdigung der Quellen, so daß man fast das ganze Rüstzeug der griechischen Geschichte in dem unscheinbaren Bändchen bequem zur Hand hat.

Verdient somit die Anlage des Werkes im allgemeinen alles Lob, so ist auch im einzelnen nur wenig auszusetzen. Die Sprache, die aus meist kurzen Hauptsätzen besteht, ist ungezwungen, durchaus verständlich, könnte höchstens hier und da einen höheren Schwung nehmen; entbehrliche Fremdwörter, wozu auch „schimärisch“ (S. 173) gerechnet werden dürfte, sind im allgemeinen vermieden; einzelne Besonderheiten, wie „währenddem“ (S. 158; S. 115 außerdem mit Druckfehler „währendem“), „trotzdem daß“ (S. 158), „in Einvernehmen“ (S. 166), „insoferne“ sind wohl der Heimat des Verfassers zuzuschreiben, während die Verbindung „Böotien, welche Landschaft“ (S. 57) statt „eine Landschaft, die“ eine Reminiszenz an das Lateinische ist. — Der Verfasser schöpft, wie das bei einem Gelehrten von seiner Bedeutung selbstverständlich ist, aus dem Vollen und beherrscht den Stoff in glänzender Weise; trotzdem versteht er es meisterhaft, sich den gegebenen Verhältnissen entsprechend zu beschränken, ohne etwas Wesentliches auszulassen. Nur zuweilen scheint es ihm schwer geworden zu

sein, den Stoff in enge Formen zu pressen, wie z. B. bei der Schilderung des zweiten attischen Seebundes und vor allem in der sizilischen Geschichte. Daß die Darstellung auf den Resultaten der neuesten Forschungen, besonders auch der Wissenschaft des Spatens beruht, bedarf kaum der Erwähnung. Wo diese Resultate noch nicht ganz gesichert sind, wird dies meist durch einen beschränkenden Zusatz mit den Wörtchen „wohl, vielleicht, wahrscheinlich" u. ä. gekennzeichnet, was besonders wohltuend berührt; nur muß ich mich darüber wundern, daß neben fremden Gelehrten, wie Evans, Halbherr, Pernier (S. 10), Männer wie Schliemann und Dörpfeld nicht erwähnt werden, deren Verdienst doch gewiß nicht geringer ist und die uns Deutschen außerdem näher stehen. — Zu kurz gekommen ist die Kulturgeschichte: weder findet man die Namen der 7 Weisen, noch des Thales, noch des Äschylus, noch des Euripides; von den Vertretern der bildenden Kunst wird nur Phidias mit den Werken auf der Akropolis genannt. Eine Ausnahme macht nur die Geschichtschreibung, die in den fortlaufenden Quellenangaben eine fast erschöpfende Darstellung findet; da müßte wohl bei einer Neuauflage Abhilfe geschaffen werden, denn eine Geschichte Griechenlands soll uns doch Auskunft geben über die Entwickelung auf allen Gebieten des Lebens. — Ob es nötig war, an Stelle der bisher gebräuchlichen Bezeichnungen die Namen „Artaphrenes, Bagaos, Polyperchon, Eknomon, die Chersones, die Peloponnes" treten zu lassen, wage ich zu verneinen.

In der Darstellung von Einzelheiten hat man selten Gelegenheit vom Verf. abzuweichen. Einige Male scheint er sich zu widersprechen; z. B. nennt er S. 8 die Pelasger ein Erzeugnis der genealogisierenden Dichtung und Geschichtschreibung, um dann fortzufahren, daß sie in Thessalien und Kreta, vielleicht auch in Attika als historischer Stamm nachzuweisen seien; und wieder ein paar Reihen weiter zählt er noch andere Völker auf, deren geschichtliches Dasein ebenfalls (wie das der Pelasger!) zweifelhaft sei: was hat er nun eigentlich von den Pelasgern für eine Meinung? Einen Widerspruch erkennt man ferner S. 146, wenn er sagt, daß Athen im Frieden des Demades, den der Verf. einen hervorragenden Redner nennt, seine Selbständigkeit behielt, sich aber bereit erklärte, an einem hellenischen Bunde teilzunehmen; ja dann verliert es eben die Selbständigkeit, denn in diesem Bunde hatte nur Philipp die volle Souveränität. Einen dritten Widerspruch endlich finde ich S. 157, wo es erst heißt, daß nach der Schlacht am Granikus dem Alexander die ganze Westküste Kleinasiens zufiel, während gleich darauf der hartnäckige Widerstand geschildert wird, den der König vor Milet und Halikarnaß findet. — Klarzulegen, warum von den dorischen Eroberern ein Teil der Unterworfenen zu Hörigen (Heloten), ein anderer zu freien Untertanen (Periöken) gemacht wird, hält Verf. nicht für nötig (S. 25):

annehmbare Auskunft gibt darüber Neumann in der Histor. Zeitschr. Bd. 96 S. 52; daß die Einwanderung der Dorer in den Peloponnes von der Seeseite aus erfolgte, scheint Neumann ebenfalls mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen zu haben (S. 22), — durch einen entsprechenden Zusatz konnte dies Verf. S. 17 zum Ausdruck bringen. — Höchstwahrscheinlich ist Lykurg keine geschichtliche Persönlichkeit (S. 25), völlig abgeschlossen sind aber die Akten hierüber noch nicht. — Verf. nennt 75 oder 90 Kolonien von Milet (S. 31); nach anderen sollen es 80 gewesen sein. — Bei Kleisthenes konnte angeführt werden, daß er die Selbstverwaltung in den Gemeinden einführte (S. 47). — Themistokles ist die einzige Persönlichkeit, bei deren Schilderung Verf. aus seiner kühlen Reserve hervortritt und seiner Sprache wärmere Töne verleiht; mit Recht, denn fast allgemein wird Themistokles heute für den größten Staatsmann Griechenlands erklärt und selbst über einen Perikles gestellt. — Bei Thermopylä fiel nicht Leonidas mit den Seinen, als die kurz vorher (S. 56) 4000 Mann angegeben werden, sondern er opferte sich nur mit einem kleinen Teile seines Korps, um das Gros in Sicherheit zu bringen. — Der bedeutende Anteil des Alkibiades an der Verlegung des Kriegsschauplatzes an die Küste von Kleinasien tritt nicht genügend hervor (S. 99); er war es doch, der den Bund zwischen Sparta und Tissaphernes zustande brachte.

Doch das alles sind Einzelheiten von ganz untergeordneter Bedeutung, und fasse ich mein Urteil noch einmal kurz zusammen, so halte ich das vorliegende Büchlein für durchaus geeignet, einen — abgesehen von der Kulturgeschichte — vollkommenen, klaren, auf den neuesten Forschungen beruhenden Überblick über die Entwickelung der griechischen Geschichte zu geben; es dürfte sich demnach nicht nur für Laien empfehlen, sondern z. B. auch Studierenden zur schnellen Orientierung und Repetition gute Dienste leisten.

Zerbst. G. Reinhardt.

H. Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet. Ausgabe A. Vornehmlich für den Gebrauch in Gymnasien, Realgymnasien und Ober-Realschulen. Teil II b: Pensum der Prima. Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin 1907, Otto Salle. 218 S. 8. 2,60 M.

Nach denselben Grundsätzen, mit denen die bisher erschienenen und hier angezeigten Ausgaben der arithmetischen Aufgaben behandelt sind, ist auch dieser das Pensum der Prima enthaltende Teil bearbeitet. Neben den für notwendig gehaltenen und durchaus zweckentsprechenden Sätzen und Erklärungen gibt der Verfasser auch eine Darstellung der von ihm benutzten Methode

durch die Auflösung einer oder mehrerer Aufgaben. Die zur Behandlung ausgewählten Teile der rechnenden Mathematik, die sich genau den Lehrplänen vom Jahre 1901 anschließen, werden freilich nur zu einem geringen Teile in der Prima des Gymnasiums Verwendung finden können; dennoch hielt ich es für notwendig, neben den schon erschienenen Teilen auch diesen Teil in dieser Zeitschrift anzuzeigen, weil ja zuweilen auch in der Prima des Gymnasiums die Möglichkeit besteht, einzelne Kapitel über das Pensum hinaus im Unterrichte zu behandeln, wenn eine besonders tüchtige Schülergeneration es möglich macht, die nötige Zeit und reges Interesse für den Gegenstand zu gewinnen. Hierzu möchte ich namentlich die Maxima und Minima, die Kombinationslehre, die Elemente der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die komplexen Zahlen und die kubischen Gleichungen rechnen. Den einzelnen Abschnitten sind zahlreiche Aufgaben beigefügt, die durchaus nur Gebieten entnommen sind, die Primanern bekannt sein müssen. Um sie möglichst vielseitig zu gestalten, hat der Verf. eine größere Anzahl von Aufgaben hinzugefügt, die bei den Reifeprüfungen auf den preußischen höheren Lehranstalten in den letzten zehn Jahren gestellt worden sind. Wenn schon dieses Aufgabenmaterial den in Prima unterrichtenden Lehrern sehr angenehm sein dürfte, so wird daneben auch die klare Darstellung des Gegenstandes zur Bereicherung der Methodik wesentlich beitragen.

Berlin. **A. Kallius.**

---

1) **Kleiber-Scheffler, Elementarphysik** mit Chemie für die Unterstufe. Ausgabe für Gymnasien. Unter besonderer Berücksichtigung der norddeutschen Lehrpläne bearbeitet von **Johann Kleiber** und **Hugo Scheffler**. Dritte Auflage. Mit mehr als 250 Figuren. München und Berlin 1907, R. Oldenbourg. 126 und 32 S. 8. geb. 2 *M*.

Die Kleiber-Schefflerschen Unterrichtswerke, die an dieser Stelle schon mehrfach besprochen sind, zeichnen sich besonders durch eine methodisch wohl durchdachte und geschickte Auswahl, Anordnung und Darstellung des Lehrstoffes aus. Auch in der Elementarphysik, die nunmehr in der zweiten Auflage erscheint, treten diese Vorzüge hervor und jetzt um so mehr, als die wenigen Umgestaltungen den Ansprüchen des praktischen Unterrichts noch mehr gerecht zu werden suchen. Es ist besonders darauf hinzuweisen, daß die Abschnitte über Optik und Akustik, entsprechend den preußischen Lehrplänen, ganz in Fortfall kommen, und ferner, daß die Elementarphysik durch ministerielle Genehmigung in Preußen zur Einführung gelangt ist.

Das Buch ist für den physikalischen Elementarunterricht an Gymnasien sehr zu empfehlen und wird auch einem weniger erfahrenen Lehrer vorzügliche Dienste leisten können.

2) **A. Schülke, Differential- und Integralrechnung im Unterricht.** Mit 7 Figuren im Text. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 30 S. 8. 1 *M*.

Im Anschluß an die Reformbestrebungen F. Kleins[1]), der im mathematischen Unterrichte unserer höheren Schulen eine stärkere Betonung der Anschauung, der Anwendungen, des Funktionsbegriffs und die Einführung der Elemente der Differential- und Integralrechnung fordert, hat der bekannte und um die methodische Ausgestaltung des mathematischen Unterrichts wohlverdiente Verfasser speziell die Frage zu beantworten gesucht, wie die Differential- und Integralrechnung sich in den Lehrplan einfügen lassen, ohne die Schüler zu belasten. Nach dem Vorgange von Behrendsen und Götting am Gymnasium zu Göttingen ist er der Ansicht, daß die geplante Umgestaltung eine innere sein müsse, daß sie schon in Tertia ihren Anfang nehmen und in einheitlichem Sinne bis O I durchgeführt werden müsse. Der Unterrichtsstoff soll auch künftig den jetzt geltenden Bestimmungen entsprechen, nur soll er so ausgestaltet werden, daß die einzelnen Abschnitte der Differential- und Integralrechnung da eingeschaltet werden, wo sie sich an die vorliegenden Lehraufgaben in natürlicher Weise anschließen lassen. Schon in O III ließe sich der Funktionsbegriff an den Gleichungen mit zwei Unbekannten entwickeln und einüben. Weiter würden in O II, wo Anwendungen der Algebra auf die Geometrie vorgeschrieben sind, die analytische Geometrie und die Differentialrechnung in ihren ersten Anfängen zu behandeln sein unter der Voraussetzung, daß man Konstruktionsaufgaben, die keinen praktischen Anwendungen entsprechen, ausscheiden würde. Daraus ließen sich für die Lehraufgaben der Arithmetik „Gleichungen, besonders quadratische mit mehreren Unbekannten" eine Fülle von Übungen entnehmen und zugleich auch gute und wichtige Konstruktionsaufgaben, besonders auch solche mit algebraischer Analysis. In U I würde die Integralrechnung im Anschluß an die Reihen, aber auch als Umkehrung der Differentialrechnung zu begründen und namentlich zur Berechnung der Flächen und Rauminhalte zu benutzen sein. Die für I gestellte Aufgabe der Behandlung solcher Gleichungen, auch höheren Grades, die sich auf quadratische zurückführen lassen, findet in der Berechnung der Schnitte von Geraden, Tangenten, Wendetangenten, Kreisen und Kurven eine unerschöpfliche Quelle der Anwendungen.

Das kleine Heftchen enthält einen kurzen methodischen Lehrgang und eine Fülle von Aufgaben und Anwendungen, durch welche den Schülern die neuen Begriffe nahegebracht werden sollen. Es zerfällt in drei Hauptabschnitte: die Differential-, die Integralrechnung und die Gleichungen. Im ersten wird das

---

[1]) F. Klein, Über eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichts. Leipzig 1904, B. G. Teubner.

Wachstum einer Funktion betrachtet, sodann der Begriff des Grenzwertes und des Differentialquotienten entwickelt und angewendet. Hierauf werden Anwendungen auf Fehlerbestimmungen erörtert, Betrachtungen, deren Wichtigkeit auch für den Unterricht man sich nicht verschließen wird, ferner werden Maximumaufgaben besprochen, es wird der zweite Differentialquotient untersucht und eine Reihe von Anwendungen aus der Physik herangezogen, schließlich wird das Integral als Umkehrung des Differentials definiert und eingeübt. Der zweite Abschnitt beginnt mit den Potenzsummen, an welche sich Beispiele für Flächen- und Volumenbestimmungen anschließen. Dies führt zur Bestimmung des Integrals als Summe aller Differentiale innerhalb gegebener Grenzen. Als Anwendungen werden Rotationskörper, Drehungsmomente, Trägheitsmomente und Arbeitsgrößen gewählt. Im letzten Abschnitt wird die Vielseitigkeit der Aufgaben über Schnittpunkte von Kurven und Geraden nachgewiesen, auch wird die Berechnung des Krümmungsradius gezeigt. Newtons Verfahren zur angenäherten Lösung von Gleichungen, sowie das Interpolationsverfahren und endlich die Reihenentwickelungen von Funktionen bilden den Schluß des gehaltreichen Heftchens.

Der gewonnene Überblick läßt erkennen, in welchem Umfange und in welcher Weise der Verf. die Geistesarbeit der letzten Jahrhunderte in der Mathematik, die weit über die Leistungen des Altertums auf diesem Gebiete hinausgehen, für den Unterricht und die allgemeine Bildung nutzbar zu machen gedenkt. Da die Reformbestrebungen den besprochenen Zielen zustreben, so darf man diese Schrift als einen wichtigen Beitrag zur Vorbereitung einer weiteren Einführung der neuen Unterrichsaufgaben ansehen und der allgemeinen Beobachtung empfehlen.

Berlin. R. Schiel.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Le Traducteur. XVII 1.
2. The Translator. V 1.
3. Il Traduttore. I 1.
4. Conrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXI. Jahrgang (1906). Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. 17 *M.*
5. A. Scheindler, Pro gymnasio. Ein Beitrag zur Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes des österreichischen Gymnasiums. Wien und Leipzig 1908, W. Braumüller. 69 S. (S.-A. aus der Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums in Wien.)
6. A. Höfler, Drei Vorträge zur Mittelschulreform. Wien und Leipzig 1908, W. Braumüller. 167 S. (I. Die Reformbewegungen des realistischen Unterrichts. — II. Der Organisationsentwurf von 1849 als Fundament für den Ausbau der österreichischen Mittelschulen. — III. Pädagogik und Philosophie.)
7. G. Budde, Philosophisches Lesebuch für den englischen Unterricht der Oberstufe. Mit biographischen Einleitungen usw. Hannover und Leipzig 1908, Hahn'sche Buchhandlung. 247 S. 2,25 *M.*
8. H. Richert, Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Leipzig 1908, B. G. Teubner. 154 S. 1 *M*, geb. 1,25 *M.* (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 186.)
9. Johannes Volkelt, Zwischen Dichtung und Philosophie, gesammelte Aufsätze. München 1908, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). V u. 389 S. 8 *M.*
10. L. Gurlitt, Der Verkehr mit meinen Kindern. Illustriert. Dritte Auflage. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, H. Ehbock. 195 S.
11. J. Koch, Der Stand des Konfirmanden-Unterrichts und sein Verhältnis zur Schule. Berlin 1908, Trowitzsch & Sohn. 22 S.
12. Religionsgeschichtliche Volksbücher. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
    - Reihe 1, Heft 15. J. Geffcken, Christliche Apokryphen. 56 S. 0,50 *M.*
    - Reihe 3, Heft 9. H. Vollmer, Vom Lesen und Deuten heiliger Schriften. 64 S. 0,50 *M.*
    - Reihe 5, Heft 5. O. Schmiedel, Richard Wagners religiöse Weltanschauung. 64 S. 0,50 *M.*
13. H. Gerigk, Reue und Leid. Betrachtungen zur Vorbereitung auf einen würdigen Empfang des Bußsakraments. Berlin 1908, Verlag der Germania. 48 S. (S.-A. aus der Schrift „Beicht und Kommunion".)
14. H. Gerigk, Beicht und Kommunion. Zur Vorbereitung der Kinder auf den Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars. Berlin 1908, Verlag der Germania. 168 S.
15. Robert F. Arnold, Das moderne Drama. Straßburg 1907, K. J. Trübner. X u. 388 S. 6 *M.*

16. A. Biese, Zur Behandlung Mörikes in Prima. Progr. Neuwied 1908. 15 S. 4.

17. W. Münch, Leute von ehedem, und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Erdachtes. Leipzig 1908, C. F. Amelangs Verlag. VI u. 182 S.

18. August Sperl, Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. Volksausgabe in einem Band. München 1908, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 586 S. geb. 6 ℳ. (Ausgabe in 2 Bänden mit größerem Druck. Fünfte Auflage. geb. 12 ℳ.) — Ein gutes Buch, wert, für Schülerbibliotheken angeschafft zu werden.

19. „Die da hungern und dürsten". Die Geschichte zweier Menschen, die die Liebe fanden. Leipzig 1908, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. 171 S. kl. 8. 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ.

20. J. Wahner, Aufgaben aus Lessings und Herders kleinen Schriften zusammengestellt. Leipzig 1907, W. Engelmann. X u. 117 S. 1,20 ℳ. (Sechstes Bändchen der Aufgaben aus der deutschen Prosalektüre der Prima, zusammengestellt von P. Probasel und J. Wahner.)

21. Chr. A. Ohly, Der Schwäbische Dichterkreis. Lyrische und epische Gedichte ausgewählt und erläutert. Ergänzungsband 8. Paderborn 1907, F. Schöningh. XII u. 183 S. geb. 1,50 ℳ.

22. Herder, Der Cid. Mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Jauker. Leipzig 1908, B. G. Teubner. XI u. 64 S. 0,50 ℳ.

23. Schiller, Don Karlos. Mit Einleitung und Erläuterungen von M. Gorges. Paderborn 1907, F. Schöningh. 256 S. geb. 2 ℳ.

24. Shakespeare, Julius Cäsar. Herausgegeben von A. Hruschka. Leipzig 1908, G. Freytag. 100 S. geb. 0,70 ℳ.

25. Velhagen & Klasings Sammlung von Schulausgaben. Bielefeld, Leipzig, Berlin 1907/08. kl. 8. geb.

84. Lief. Hebbel, Die Nibelungen. Herausgegeben von W. Haynel. XII u. 255 S.

121. Lief. A. v. Droste-Hülshoff, Gedichte. Herausgegeben von Schmitz-Mancy. X u. 142 S.

173. Lief. V. Duruy, Le siècle de Louis XIV. Herausgegeben von V. Schliebitz. X u. 137 S. Wörterbuch 80 S. 1,50 ℳ.

174. Lief. Chateaubriand, Napoléon. Herausgegeben von P. Schlesinger. XI u. 142 S. Wörterbuch 128 S. 1,80 ℳ.

175. Lief. B. Boissonnas, Une famille pendant la guerre 1870/71. Herausgegeben von W. Schaefer. VII u. 140 S. Anmerkungen 35 S. 1,30 ℳ.

176. Lief. G. Monod, Allemands et Français. VI u. 67 S. Anmerkungen 24 S. 1,10 ℳ.

115. Lief. G. A. Henty, Both Sides the Border. Herausgegeben von H. Strohmeyer. VI u. 171 S. Anmerkungen 26 S. 1,40 ℳ.

116. Lief. Tip Cat by the author of „Lil" usw. Herausgegeben von K. Horst. VI u. 143 S. Anmerkungen 35 S. 1,30 ℳ.

117. Lief. F. H. Burnett, Sara Crewe. Herausgegeben von B. Klatt. V u. 67 S. Anmerkungen 17 S. 0,80 ℳ.

118. Lief. M. Gaskell, Cranford. Herausgegeben von G. Opitz. VI u. 130 S. Anmerkungen 23 S. 1 ℳ.

26. R. Knorr, Die vierzeiligen Terra-Sigillata-Gefäße von Rottweil. Mit 32 Tafeln. Herausgegeben vom Altertumsverein Rottweil. Stuttgart 1907, W. Kohlhammer. IX u. 70 S. 5 ℳ.

27. J. Weyde, Neues deutsches Rechtschreibwörterbuch. Vierte Auflage. Leipzig 1908, G. Freytag. 256 S. 2 ℳ.

28. Franz Stürmer, Wörterverzeichnis zu Ostermann-Müllers lateinischem Übungsbuch für Sexta. Ausgabe A. Nach etymologischen Grundsätzen bearbeitet. Weilburg an der Lahn 1908 (Beilage zum Programm des Gymnasiums). 48 S.

29. M. C. P. Schmidt, Stilistische Exerzitien. Zum Gebrauche an den lateinischen Universitäts-Seminarien. Heft II. Leipzig 1908, Dürr'sche Buchhandlung. 32 S. 0,65 ℳ.

30. K. Rees, The Rule of Three Actors in the Greek Classical Drama. Diss. Chicago 1908. 86 S.

31. C. Hille, Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Leipzig 1907, Quelle & Meyer. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und G. Sarrazin, Heft 12.) IV u. 180 S. 5,75 ℳ. (Subskriptionspreis 4,60 ℳ.)

32. Richters Lehrbuch der Geographie. Neu bearbeitet von J. Müllner. Der Gesamtausgabe achte Auflage. Wien 1908, F. Tempsky. Teil I: für die 1. Klasse. Mit 31 Abbildungen. 112 S. 1907. 1 *K* 15 *h*, geb. 1 *K* 65 *h*. Teil II: für die 2. Klasse. Mit 54 Abbildungen. 164 S. 1908. 2 *K*, geb. 2 *K* 50 *h*.

33. A. Bargmann, Himmelskunde und Klimakunde. Mit einem Skizzenanhange. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VIII u. 215 S. 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ.

34. F. Dannemann, Der naturwissenschaftliche Unterricht auf praktisch-heuristischer Grundlage. Hannover 1907, Hahnsche Buchhandlung. XII u. 366 S. gr. 8.

35. Ch. M. Tidy, Das Feuerzeug. Drei Vorträge vor jugendlichen Zuhörern nach dem englischen Original bearbeitet von O. Pfannenschmidt. Mit 40 Figuren. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 92 S. geb. 2 ℳ.

36. F. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien. Mit 184 Figuren. Achte Auflage. Wien 1907, F. Tempsky. 123 S. 1 *K* 30 *h*, geb. 1 *K* 80 *h*.

37. Močniks Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. Bearbeitet von A. Neumann. Erste Abteilung: für die 1. und 2. Klasse. Neununddreißigste Auflage. Wien 1907, F. Tempsky. 148 S. 1 *K* 80 *h*, geb. 2 *K* 30 *h*.

38. Močniks Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgabensammlung für die oberen Klassen der Gymnasien, bearbeitet von A. Neumann. Dreißigste Auflage. Wien 1908, F. Tempsky. V u. 310 S. 3 *K* 20 *h*, geb. 3 *K* 70 *h*.

39. Wissenschaft und Bildung. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1907/08. kl. 8. geb. 1,25 ℳ.

F. Machaček, Die Algen. Mit 23 Bildern. 146 S.

H. Winckler, Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwickelung der Menschheit. 152 S.

40. Ernst Friedrich, Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographie. Mit drei Karten. Zweite Auflage. Leipzig 1907, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 468 S. 6,80 ℳ, geb. 8,20 ℳ.

41. Clemens Brandenburger, Polnische Geschichte. Ebenda. 206 S. geb. 0,80 ℳ.

42. Maria Lischnewska, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. Zur Geschichte und Methodik des Gedankens. Vierte Auflage. Mit 2 Tafeln. Frankfurt a. M. 1907, J. D. Sauerländers Verlag. 45 S. 0,70 ℳ.

43. K. Reisert, Freiburger Gaudeamus. Taschenliederbuch für die deutsche Jugend, enthaltend 212 Lieder meist mit Melodie. Freiburg i. Br. 1908, Herdersche Verlagshandlung. XV u. 222 S. geb.

44. Th. Altschul, Lehrbuch der Körper- und Gesundheitslehre (Somatologie und Hygiene). Für Mädchenschulen und ähnliche Anstalten. Mit 133 Abbildungen, 2 farbigen Tafeln und 1 Übersichtskarte. Leipzig 1908, G. Freytag. 174 S. gr. 8. 3 ℳ.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das Progymnasium der Dominikaner zu Venlo in Holland.

Es ist bekannt, welche großen Verdienste die alten Klosterschulen sich im Mittelalter durch Jugenderziehung um die Kultur erworben haben, und auch heute noch hat eine Reihe von katholischen Orden sich die Jugenderziehung zur Aufgabe gemacht, so die Benediktiner, Jesuiten und Piaristen.

Der Dominikanerorden faßt die Leitung von Gymnasialstudien im allgemeinen nicht als seine Obliegenheit auf, so großen Wert man auch im Predigerorden auf Wissenschaften und wissenschaftliches Arbeiten legt, sondern seine Tätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf die Gebiete der Theologie und Philosophie.

Wenn sich nun aber auch bei diesem Orden Knabenschulen finden wie in Venlo, in Nymegen (das Collegium Albertinum der holländischen Dominikaner) und früher in Lyon die jetzt aufgehobene „École apostolique“ zur Heranbildung von Ordenskandidaten, so hat man es mit einer Singularität zu tun, welche wohl eine Hervorhebung verdient.

Von noch größerem Interesse wird eine derartige Erscheinung, wenn es sich um deutsche Dominikaner handelt und um eine Lehranstalt im Auslande, die durchaus nach preußischem Muster eingerichtet ist.

Beides trifft für das von Dominikanern geleitete Progymnasium zu Venlo in Holland zu, über das nachstehend einige Mitteilungen gemacht werden sollen. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß ich die Angaben der Zuvorkommenheit des dortigen Konvents „Trans Cedron“ verdanke, so daß authentisches Material vorliegt.

Als die deutschen Dominikaner infolge des Kulturkampfes ihr Vaterland verlassen mußten, wandten sie sich zunächst nach Huissen, einem kleinen Dorf bei Nymegen in Holland, und gründeten dort am 15. November 1878 mit 7 Schülern und 2 Patres als Lehrer das Kollegium Albertinum als Knabenerziehungsanstalt.

Am 1. Oktober 1879 wurde das Institut in den inzwischen errichteten Konvent zu Venlo, der zur deutschen Ordensprovinz der Dominikaner gehört, verlegt und das Kolleg mit 24 deutschen Internen und mit 22 holländischen Externen eröffnet.

Der Zweck der Anstalt war in den ersten Jahren, in welchen der Kulturkampf in Preußen die kirchlichen Anstalten geschlossen hatte, den Nachwuchs des katholischen Klerus zu befördern; nur nebenher dachte man an Ordenskandidaten. Was den jetzigen Zweck anbelangt, so sind die das Colleg leitenden Ordenspriester sich der Pflicht bewußt, den ihnen anvertrauten Knaben eine gediegene religiöse Erziehung zukommen zu lassen. Deshalb stehen die Zöglinge überall beim Gottesdienst, beim Studium, in der Erholung, bei den Mahlzeiten und auf den Schlafsälen unter Aufsicht der Patres. Bei der Erziehung wird auf jeden Knaben möglichst seiner Eigenart entsprechend eingewirkt. Der rege Verkehr der Erzieher mit den Zöglingen sucht diesen das Familienleben des Elternhauses nach Möglichkeit zu ersetzen.

Das Kolleg umfaßt eine Vorschulklasse und die Gymnasialklassen der Sexta bis Unter-Sekunda einschließlich. Für die oberen Klassen bestehen unter Leitung von Dominikanerpatres befindliche Konvikte am Großherzoglichen katholischen Gymnasium zu Vechta in Oldenburg und in Birkenfeld.

Bei Errichtung des mir aus eigener Anschauung bekannten Anstaltsgebäudes, das mit Niederdruck-Dampfheizung versehen ist, hat man auf Herstellung von hohen und luftigen Studien-, Spiel- und Schlafsälen, von geräumigen Krankenzimmern und einer größeren Badeeinrichtung Bedacht genommen. An das Gebäude, welches vom Kloster vollständig getrennt ist, grenzt ein Spielplatz für tägliche Benutzung. Ein außerhalb der Stadt mitten im Nadelwald liegendes Landgut mit großen Spielplätzen bietet den Zöglingen mehrmals im Monat eine längere Erholung.

Die Zahl der Zöglinge beträgt mit ganz geringen Schwankungen 175. Seit 1893 werden Extraneer nicht mehr zugelassen, während bis dahin stets mehrere deutsche Extraneer in der Schule waren. Als im Jahre 1882 ein katholisches bischöfliches Progymnasium in Venlo errichtet wurde, ließ man keine holländischen Extraneer mehr zu.

Augenblicklich sind 10 Patres als Lehrer an der Anstalt tätig, ferner 2 bayerische Oberlehrer und ein 1 preußischer Elementarlehrer. Die Patres allein haben aber die Aufsicht über die Zöglinge. Das Oberlehrerexamen haben die jetzt unterrichtenden Patres nicht gemacht, es wird jedoch für die Zukunft darauf hingearbeitet.

Die Stundenzahl in den einzelnen Fächern sowie der ganze Stundenplan entspricht genau den preußischen Lehrplänen für Gymnasien von 1902, nur ist von Unter-Tertia bis Unter-Sekunda der Lateinunterricht um eine Stunde verstärkt, in Unter-Tertia

auch das Griechische. Gelegenheit zum Englischlernen ist nicht vorhanden.

Als Schulbücher werden in den einzelnen Klassen in den verschiedenen Stufen gebraucht: I. In der Religion Katechismus für das Erzbistum Köln; Schuster, Biblische Geschichte; Lehrbuch der katholischen Religion. II. Im Deutschen Lyon, Handbuch der deutschen Sprache; Schulz, Deutsches Lesebuch; Duden, Orthographisches Wörterbuch. III. Im Lateinischen Ostermann, Lateinisches Übungsbuch; Schultz-Wiemer, Lateinische Schulgrammatik; Caesar, de bello Gallico (Ed. Teubner) mit Präparationsheft I u. III; Ovid; Cicero, katilinarische Reden (Ed. Teubner) mit Präparationsheft I; Vergil, Aeneis mit Präparationsheft I; Heinichen, Lateinisch-deutsches und Deutsch-lateinisches Lexikon. IV. Im Griechischen Kaegi, Kurzgefaßte griechische Schulgrammatik; Kaegi, Griechisches Übungsbuch; Kaegi, Repetitionstabellen; Xenophon, Anabasis (Ed. Teubner) mit Präparationsheft I und III; Homer, Odyssee (Ed. Teubner) mit Präparationsheft I; Benseler-Kaegi, Griechisch-deutsches Lexikon. V. Im Französischen Ploetz-Kares, Elementarbuch der französischen Sprache; Ploetz-Kares, Französische Sprachlehre; Ploetz-Kares, Französisches Wörterverzeichnis. VI. In Geschichte Greve, Leitfaden der Geschichte; Mertens, Alte Geschichte; Kiepert-Wolff, Historischer Schulatlas; Mertens, Deutsche Geschichte; Stein, Geschichtstabellen. VII. In Geographie Daniel, Leitfaden der Geographie: ein Schulatlas (von Quarta an Sydow-Wagner, Schulatlas). VIII. Im Rechnen und in der Mathematik Müller-Pietzker, Rechenbuch; Müller, Lehrbuch der Mathematik; Müller-Kutnewsky, Aufgabensammlung. IX. In den Naturwissenschaften Schmeil, Leitfaden der Botanik; Püning, Grundzüge der Physik; Schmeil, Der Mensch. X. Im Singen Reisert, Liederschatz. — Außerdem ist noch für alle Klassen ein Gebetbüchlein des Kollegiums eingeführt.

Die Tagesordnung im Collegium Albertinum ist folgende: a. Für den Sommer: $5^1/_2$ Aufstehen; $5^3/_4$ Morgengebet und Messe in der Kapelle; $6^1/_4$—7^{10} Studien im Studiensaal; 7^{10} Frühstück; $7^1/_2$—8^{20} I., 8^{30}—9^{20} II., 9^{30}—10^{15} III. Stunde Unterricht; 10^{15}—10^{55} Pause (zweites Frühstück und Spielen auf dem Spielplatz); 10^{55}—11^{45}, 11^{55}—12^{45} IV. und V. Stunde Unterricht: 12^{45}—2 Mittagessen und Freizeit; 2—4 Studium; 4 Kaffee; $4^1/_2$—$7^1/_2$ Spaziergang (Spielen draußen auf der Heide); $7^1/_2$ Abendessen; $8^3/_4$ Abendgebet in der Kapelle; um 9 Uhr muß alles im Bett sein. b. Für den Winter: $5^1/_2$ Aufstehen für die Klassen von Unter-Tertia bis Unter-Sekunda; $5^3/_4$ Morgengebet und Studium für diese Klassen; $6^1/_2$ Aufstehen für die Klassen bis Quarta; $6^3/_4$ Messe für alle Klassen; 7^{10} Frühstück; 7^{30}—8^{20} Studium für die Klassen bis Quarta und I. Klassenstunde für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda; 8^{30}—9^{20} Klasse für alle; 9^{30}—10^{15} Studium für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda und II. Klassenstunde

für Vorschulklasse bis Quarta; 10^{15}—10^{55} Pause wie im Sommer; 10^{55}—11^{45} Studium für die Klassen bis Quarta und III. Unterrichtsstunde für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda; 11^{55}—12^{45} Klassenunterricht für alle; 12^{45}—1^{15} Mittagessen; 1^{30}—3^{30} Spaziergang; 3^{40}—4^{30} Klassenunterricht für alle, ausgenommen am Dienstag und Donnerstag, wo der Spaziergang bis 4^{30} dauert; $4\,{}^1/_2$—$5\,{}^1/_4$ Kaffee und Freizeit; $5\,{}^1/_4$—6^{05} Unterricht für die Klassen bis Quarta und Studium für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda; 6^{10}—7^{15} Studium für alle Klassen; 7^{15} Abendandacht für alle Klassen; $7\,{}^1/_2$ Abendessen; $8\,{}^3/_4$ Abendgebet in der Kapelle; um 9 Uhr muß alles im Bett sein.

Zweimal jährlich werden die Zöglinge nach Haus entlassen: im Herbst (ungefähr Mitte August) auf 6 bis 7 Wochen, um Ostern auf 3 bis 4 Wochen; außerhalb dieser Ferien wird eine Abwesenheit nur aus dringenden Gründen erlaubt.

Zeugnisse über das Betragen, die Leistungen und Fortschritte der Knaben werden den Eltern oder Vormündern im Herbst, zu Weihnachten und zu Ostern übersandt.

Für die zu Ostern beim Wechsel des Schuljahrs frei werdenden Plätze sind die Anmeldungen möglichst zeitig einzusenden. Ein von dem Pfarrer ausgestelltes verschlossenes Zeugnis über die bisherige Führung des angemeldeten Knaben sowie das letzte Schulzeugnis sind beizufügen. Knaben, welche wegen schlechter Führung anderswo entlassen wurden, sind von vornherein von der Aufnahme in das Kolleg ausgeschlossen. Bei der Aufnahme wird solchen Knaben der Vorzug gewährt, deren Anlagen und Neigungen zu der Hoffnung berechtigen, daß sie sich mit Erfolg auf die höheren Studien vorbereiten können und sich einst dem geistlichen Stande widmen werden. In beschränktem Maße kann auch im Herbst, falls Plätze frei geworden sind, Aufnahme gewährt werden.

Für Pension (Schulgeld, Gebrauch von Tisch- und Bettzeug sowie Reinigung der Wäsche) werden jährlich 600 Mark gezahlt, die bei Beginn des Schuljahrs, am 1. Oktober und 1. Januar mit je 200 Mark vorauszuzahlen sind. Zweimal im Jahre, am Schlusse des Sommer- und Winterhalbjahrs, wird den Eltern oder Vormündern Rechnung ausgestellt über die Ausgaben für Ausbesserung der Kleidung, Schulsachen und Lehrbücher sowie eintretendenfalls für Arzt und Apotheke. Für verschiedene, allen Zöglingen gemeinsame Ausgaben (Benutzung der Bibliothek, Baden und Eislauf) werden jährlich 6 Mark in Rechnung gestellt. Erhält ein Zögling auf Wunsch der Eltern Musikunterricht, so sind die Kosten hierfür besonders zu entrichten. Beim Eintritt muß jeder Zögling einen Taufschein und ein Impfzeugnis einliefern. Jeder Zögling hat mitzubringen: 6 Hemden, 18 Taschentücher, 12 Paar Strümpfe; wenigstens 3 vollständige Anzüge nach Wahl der Eltern, wobei erwünscht ist, daß sich darunter ein besserer Anzug von

dunkler Farbe befindet; wenigstens 3 Paar Schuhe oder Stiefel. Diese Bekleidungsstücke müssen deutlich mit der Nummer bezeichnet sein, die bei der Benachrichtigung über die Aufnahme den Eltern angegeben wird; für nicht deutlich gezeichnete Gegenstände kann von der Anstalt nicht gehaftet werden. Schulbücher dürfen nur in der im Kolleg eingeführten Ausgabe gebraucht werden; alle nötigen Lehrbücher und Schulsachen sind in der Anstalt zu haben. Bücher zur Lektüre dürfen nicht mitgebracht und nicht zugeschickt werden: für das Lesebedürfnis der Knaben ist durch die reichhaltige und mit Sorgfalt zusammengestellte Anstaltsbibliothek gesorgt. Die Zusendung von Eßwaren kann sowohl aus Rücksicht auf die Gesundheit der Knaben als auch aus erziehlichen Gründen nicht gestattet werden, ausgenommen zu Weihnachten. Die Zöglinge dürfen von den Ihrigen Besuche empfangen, auch können sie bei solchen Gelegenheiten in Begleitung ihrer Eltern oder Vormünder sowie ihrer älteren Verwandten, jedoch nicht mit Geschwistern, Ausgänge in die Stadt machen. Gewöhnliche Briefe an die Zöglinge können unter der Adresse des betreffenden Knaben geschickt werden; eingeschriebene Briefe, Wertbriefe und Pakete sind mit Hinzufügung der Nummer des betreffenden Zöglings an die Adresse des Präfekten, des Leiters der Anstalt, zu richten.

Wollen Eltern oder Vormünder ihre Söhne oder Mündel nach den Osterferien oder ausnahmsweise nach den Herbstferien dem Kolleg nicht wieder übergeben, so haben sie sie vor Ablauf der ersten acht Ferientage bei dem Leiter der Anstalt abzumelden. Erfolgt die Abmeldung erst später, so kann von der Anstalt die Zahlung der Pension für den folgenden Termin beansprucht werden. Verläßt ein Zögling innerhalb des Semesters die Anstalt, so kann kein Anspruch auf Erlaß oder Rückzahlung der Pension für das betreffende Semester erhoben werden; ist jedoch Krankheit die Ursache des Abgangs oder wird der Knabe durch die Leitung der Anstalt aus dem Kolleg entfernt, so wird die Pension nur bis zum Tage des Austritts berechnet. Seitens der Anstalt wird ein Zögling auch im Laufe des Schuljahrs entlassen, wenn er durch sein Betragen in religiöser oder sittlicher Beziehung auf seine Mitschüler einen nachteiligen Einfluß ausübt, wenn er sich wiederholter Übertretung der Hausordnung in wichtigen Punkten, der Auflehnung gegen die Vorgesetzten oder der Aufreizung der Mitschüler schuldig macht oder wenn er sich fortgesetzt großer Trägheit hingibt.

Irgendeine Berechtigung hat das Collegium Albertinum nicht. Diejenigen Schüler, welche nur die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erwerben wollen, gehen von Ober-Tertia ab an ein staatliches Gymnasium, gewöhnlich in die schon vorher erwähnten Konvikte in Vechta und Birkenfeld, die anderen machen in Venlo auch die Unter-Sekunda noch durch.

Die holländische Regierung kümmert sich in keiner Weise um das Dominikaner-Progymnasium, jedoch reicht der Präfekt jedes Jahr einen Bericht über Schülerzahl, Gesundheitszustand und das Verzeichnis der Lehrer bei dem holländischen Kultusministerium im Haag ein. Hätten die deutschen Dominikaner auch holländische Schüler, so würde die holländische Regierung revidieren.

Auch zur preußischen Regierung bestehen keine Beziehungen.

Was endlich die Erfolge der hier geschilderten Privatschule anbelangt, so können die Zöglinge, weil die für die preußischen Gymnasien festgesetzten Lehrpläne und Unterrichtsziele genau eingehalten werden, den Übergang an ein Gymnasium auf deutschem Boden von jeder Klasse aus ohne Nachteil bewerkstelligen und, wie die Erfahrung gezeigt hat, dort ohne Schwierigkeit Aufnahme finden, wenn sie den Anforderungen des Kollegs entsprochen haben.

Rostock. A. Vorberg.

Englisch als Pflichtfach am Gymnasium?

In dem letzten Jahrzehnt hat sich in Deutschland mehr und mehr die Ansicht Bahn gebrochen, daß nicht nur für die Schüler des Realgymnasiums und der lateinlosen Realanstalten das Englische ein wichtiges Bildungsmittel ist, sondern daß auch für die Abiturienten des Gymnasiums die Kenntnis dieser Sprache kaum noch zu entbehren ist. In neuerer Zeit macht sich auf Grund dieser Erkenntnis eine starke Strömung zugunsten der Einführung des verbindlichen Unterrichts im Englischen am Gymnasium bemerkbar, weniger aus Rücksicht auf die so wertvolle Literatur des Inselvolks und ihre mannigfachen Einflüsse auf unsere Klassiker als im Hinblick auf die beständig wachsende Bedeutung der englischen Sprache in kommerzieller und politischer Hinsicht. Diese Strömung ist jedenfalls nicht ohne Einfluß auf den Erlaß des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten (U II Nr. 1994) geblieben, den dann die Provinzial-Schulkollegien den ihnen unterstellten Anstalten mitgeteilt haben.

Aus diesem Erlaß ergibt sich, daß die vorgesetzten Behörden es nicht ungern sehen, wenn auf die Schüler der drei oberen Klassen des Gymnasiums ein gewisser Druck ausgeübt wird, am wahlfreien Unterricht im Englischen teilzunehmen. Es heißt nämlich a. a. O: „Es ist wünschenswert, daß mit der englischen Sprache auch die Schüler der Gymnasien bei dem Abschlusse der Schulbildung wenigstens soweit vertraut sind, als für verständnisvolles Lesen englischer Bücher und zu selbständiger Weiterbildung im Gebrauche der Fremdsprache erforderlich ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es im eignen Interesse der Gymnasien und der Erhaltung ihres Lehrplanes liegt, ihren Schülern die Berechtigung dieser Forderung zum Bewußtsein zu bringen und

die Erreichung des entsprechenden Zieles nach Möglichkeit zu sichern".

An diese Ausführungen wird dann die Forderung geknüpft: die Provinzial-Schulkollegien sollen darauf hinwirken, daß die Beteiligung an dem wahlfreien Unterricht im Englischen überall gleichmäßig ist. (Nebenbei bemerkt dürfte die Erfüllung dieser Forderung ihre Schwierigkeiten haben; denn offenbar ist in der Nähe der Küste, den Handelszentren und in den Industriegegenden das Interesse für Englisch viel größer als beispielsweise in der Provinz Posen.) Ja, man geht sogar noch weiter; man würde es gern sehen, wenn am Gymnasium das Englische verbindlicher Unterrichtsgegenstand würde, wenn es von O II ab an die Stelle des Französischen träte.

Das Provinzial-Schulkollegium seinerseits hält diese ganze Frage für derart wichtig, daß es einen besonderen Bericht über den Stand des englischen Unterrichts an den Gymnasien einfordert.

Meine Ansicht geht zunächst dahin, daß die Leistungen im Englischen am Gymnasium sich seit 1892 bedeutend gehoben haben. Damals, als man den wahlfreien Unterricht im Englischen an allen Gymnasien einführte, gab es leider an vielen Anstalten keinen Lehrer, der die Lehrbefähigung im Englischen erworben hatte. In dieser Notlage waren die Direktoren vielfach froh, wenn sich überhaupt jemand aus dem Kollegium bereit fand, englischen Unterricht zu erteilen. An gutem Willen fehlte es den einzelnen Lehrern sicherlich nicht, wohl aber fehlte bei vielen das Können, und es war kein Wunder, wenn unter solchen Umständen weder Lehrer noch Schüler zu rechter Befriedigung kamen. Ich selbst habe derartige Verhältnisse als Probekandidat noch aus eigner Anschauung kennen gelernt. Seitdem hat sich aber die Sachlage bedeutend geändert. Es gibt jetzt wohl kaum noch ein Gymnasium, an dem nicht mindestens ein Lehrer mit der Lehrbefähigung im Englischen vorhanden ist. Zudem ist man sich jetzt über Ziel und Methode des englischen Unterrichts am Gymnasium in der Hauptsache einig, während damals vielfach Unklarheit herrschte. Einig ist man sich vor allem darüber, daß das Englische auch am Gymnasium als lebende Sprache zu behandeln ist, d. h. daß es für den Schüler in erster Reihe auf Erwerbung einer guten Aussprache sowie auf die Anleitung zum mündlichen (weniger zum schriftlichen) Gebrauch der Sprache ankommt. Das letztere Ziel kann bei wöchentlich zwei Stunden natürlich nicht allzu hoch gesteckt werden. Weiterhin ist darauf hinzuarbeiten, daß der Schüler eine sichere Grundlage auch in der Grammatik erwirbt, damit er bei dem Lesen der Schriftsteller auf festem Boden steht, mit vollem Verständnis übersetzt und nicht unsicher hin und her rät. Das alles verlangen mit Recht die Lehrpläne von 1902. Da aber zur Erfüllung dieser

Forderungen dem Englischen, wie schon gesagt, nur zwei Lehrstunden in der Woche zur Verfügung stehen, so ergibt sich, daß im ersten Halbjahr nicht allzu viel gelesen werden kann, und auch im zweiten Halbjahr des Anfangsunterrichts wird der Umfang der Lektüre nicht groß sein. Freilich scheint es dem Fernstehenden, als wenn die Formenlehre und Syntax des Englischen so einfach seien, daß der Schüler sie in kürzester Zeit sich aneignen könnte. Aber das ist ein Irrtum. Selbst wenn man sich auf das Allernotwendigste beschränkt, bleibt doch noch eine Menge Stoff zu bewältigen. Ich erinnere hier nur an die ziemlich große Zahl der starken und der unregelmäßigen schwachen Verben. Wie viel Zeit hat man ferner in jeder Stunde auf Einübung einer guten Aussprache zu verwenden! Selbst im dritten Jahre müssen die Leseübungen auf das sorgfältigste betrieben und unter Umständen nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Perioden wiederholt werden. Die Aussprache des Englischen bietet eben so viele Schwierigkeiten in bezug auf Akzent und Vokale und Diphthonge, daß selbst der Lehrer vielfach bei Wörtern, die er zum ersten Male sieht, nicht mit Sicherheit sagen kann, wie sie ausgesprochen werden müssen. Weil dem so ist, wäre es der größte Fehler, wenn man nicht jeden Abschnitt, der übersetzt wird, sorgfältig lesen ließe. Dadurch wird natürlich, besonders im ersten Jahr, wo der Lehrer selber jeden Abschnitt unter Umständen mehrere Male vortragen muß, ehe er ihn von einer Anzahl von Schülern lesen lassen kann, ein rasches Fortschreiten in der Lektüre des Schriftstellers unmöglich gemacht, zumal ja nicht wenig Zeit mit Erlernung der Grammatik und mit Sprechübungen verloren wird. Diesem Zeitverlust, wenn man so sagen will, steht andrerseits ein Zeitgewinn beim Übersetzen gegenüber. Den Obersekundanern, die durch das Lesen lateinischer, griechischer und französischer Schriftsteller eine große Übung im Übersetzen aus der Fremdsprache erworben haben, macht es keine großen Schwierigkeiten, einen leichteren englischen Text zu übertragen, zumal sich ja das Englische durch große Klarheit auszeichnet. Dazu kommt, daß die Schüler bei einiger Anleitung eine Menge englischer Wörter rasch auf ihnen bekannte französische und lateinische sowie deutsche Stämme zurückführen und leicht ihre Bedeutung erschließen können.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß für Sprechübungen im ersten Jahre nur sehr wenig Zeit zur Verfügung stehen kann. Sie müssen im zweiten und dritten Jahre mehr gepflegt werden. Es empfiehlt sich, auf dieser Stufe die Sprechübungen nicht allein an die Lektüre anzuschließen, sondern Stoffe aus dem täglichen Leben zu behandeln, damit den Schülern auch solche Vokabeln geläufig werden, die sie unbedingt beim Aufenthalt in einem Lande englischer Zunge brauchen. Solche Sprechübungen schließen sich leicht an Kron, The little Londoner, und an Stier,

Little English Talks an. — Daneben darf aber in Prima die Grammatik keineswegs vernachlässigt werden; namentlich die unregelmäßigen Verben müssen immer wieder abgefragt werden, und von Zeit zu Zeit muß man Wiederholungen grammatischer Kapitel vornehmen. Schriftliche Arbeiten werden alle vier Wochen angefertigt, meistens Hausarbeiten, Übersetzungen aus dem Deutschen, die sorgfältig vorbereitet werden. Daß der größte Teil der Zeit dem Lesen der Schriftsteller gewidmet wird, ist für das zweite und dritte Jahr selbstverständlich.

Soviel über den Unterricht.

Das Provinzial-Schulkollegium fragt dann an, ob der Wunsch besteht, anstatt des verbindlichen Unterrichts im Französischen auf der Oberstufe solchen im Englischen einzuführen.

Bei Erörterung dieser Frage darf man nicht außer acht lassen, daß in Zukunft zwei Gymnasien, wenigstens für eine Zeitlang, nebeneinander bestehen werden, eins mit Englisch, das andere mit Französisch als verbindlichem Fach in den Oberklassen, und man muß bedenken, daß ein Übergang von einem Gymnasium der ersten Art auf eins der zweiten Art für Schüler bei Versetzung ihrer Eltern fast so schwierig ist, wie der von einer Oberrealschule auf ein Realgymnasium. Aber ganz abgesehen hiervon ergeben sich andere Übelstände bei der Ausführung obigen Planes, und daher beantworte ich für meine Person die Anfrage mit „nein“.

Im folgenden will ich versuchen, meine ablehnende Haltung zu begründen.

Es wird wohl kaum jemand bestreiten, daß die Forderung vieler akademisch Gebildeten, vieler Kaufleute, Industriellen und Offiziere, das Englische als verbindliches Unterrichtsfach am Gymnasium einzuführen, vollständig berechtigt ist. Seitdem Deutschland aus einem Ackerbaustaat ein Industriestaat geworden, ist die Kenntnis des Englischen für viel weitere Kreise nötig geworden, als es vor einem Menschenalter der Fall war. Die Zahl derer, deren Muttersprache Englisch ist oder die ihre Landessprache mit dem Englischen vertauschen, wie namentlich die nach den Vereinigten Staaten gehenden Auswanderer, wächst von Jahr zu Jahr bedeutend. Durch die ausgedehnten Handelsbeziehungen der Briten und Amerikaner ist das Englische längst „Weltsprache“ geworden. In dem Maße, wie die Bedeutung des Englischen gestiegen ist, ist die der früheren Weltsprache, des Französischen, gesunken. Es hat die Rolle, die es einst als internationales Verständigungsmittel spielte, auf einer Reihe von Gebieten längst an das Englische abtreten müssen. Dadurch hat das Französische in weiten Kreisen an Wertschätzung verloren, und diese Tatsache ist auch auf das Schulwesen nicht ohne Einfluß geblieben. Denn in einer Reihe von fremden Staaten hat man das Französische aus dem Lehrplan der höheren Schulen entfernt und es durch Eng-

lisch oder Deutsch ersetzt. Es würde also sehr verständlich sein, wenn die preußische Unterrichtsverwaltung dem Beispiel anderer Länder folgte und anstatt des Französischen das Englische in den Lehrplan des Gymnasiums einsetzte.

Für Einführung des englischen Unterrichts sprechen aber nicht nur praktische Erwägungen. Gewiß ist die Kenntnis dieser Sprache von großer Wichtigkeit für Kaufleute und Industrielle, sowie für fast alle, die wissenschaftliche Studien treiben. Aber es sprechen auch Gründe ideeller Natur mit, Gründe, die sich stützen auf die hohe Bedeutung der englischen Literatur mit ihrem Reichtum an sittlich wertvollen und zugleich vollendet schönen Erzeugnissen. Vergleicht man die englische Literatur mit der französischen auf ihren ideellen Wert hin, so fällt der Vergleich unzweifelhaft zu gunsten der ersteren aus. Beide verhalten sich ihrem Bildungswert nach zueinander etwa wie die griechische Literatur zur lateinischen. Es sind also Gründe schwer wiegender Art, die für Einführung des englischen Unterrichts am Gymnasium sprechen, und mit Freuden würde ich es begrüßen, wenn verfügt würde, daß von einem bestimmten Tage an das Englische verbindliches Lehrfach am Gymnasium sein solle, aber nur unter der Bedingung, daß es nicht erst (wie man jetzt will) von O II an, sondern von IV oder U III an gelehrt wird, und zwar an der Stelle des Französischen. Die Änderung, wie sie jetzt geplant ist, ist nur eine halbe Maßnahme, die dem Gymnasium mehr schaden als nützen muß, weil sie eine Mehrbelastung seiner Schüler bedeutet. Soll doch dann jeder Schüler der oberen Klassen des Gymnasiums vier Fremdsprachen treiben, resp. getrieben haben. Meinem Empfinden nach ist es ein Unding, wenn man dem Gymnasium alles das aufpacken will, was von Laien heute unter dem Rufe non scholae, sed vitae als Lernstoff der höheren Lehranstalten gefordert wird. Bald sind es Naturwissenschaftler und Ärzte, die eine Vermehrung der Stundenzahl für die naturwissenschaftlichen Fächer fordern, bald Kaufleute, denen die neueren Sprachen eine zu nebensächliche Rolle im Gymnasium zu spielen scheinen. Allen diesen Forderungen legt man an maßgebender Stelle ein großes Gewicht bei, obwohl doch die Lehrpläne der beiden andern höheren Schularten diesen Wünschen genugsam Rechnung tragen. Dabei hört man schon jetzt aus berufenen Kreisen über die Leistungen der Gymnasien öfters das Urteil fällen: „multa, non multum". Dieser Ausspruch bezieht sich im wesentlichen wohl darauf, daß das Gymnasium unter Herabsetzung der Stundenzahl für Griechisch und Latein neben anderen Fächern auch den Unterricht in den Elementen der Mineralogie und Chemie in den Lehrplan hat aufnehmen müssen. Der Gymnasiast soll eben von allen Schulwissenschaften „kosten"! Wie sehr man in den Kreisen der Freunde des Gymnasiums diese „Vielseitigkeit" als

Übelstand empfindet, beweist u. a. die achte These des Vortrags von Hirzel (Über Einseitigkeiten und Gefahren der Schulreformbewegung), den er in Basel in der pädagogischen Sektion der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Jahre 1907 gehalten hat. Der erste Teil der erwähnten These lautet nämlich: „Das Grundübel des Gymnasialunterrichts, wie er sich im letzten Menschenalter gestaltet hat, ist die wachsende Überfüllung mit Lehrfächern und Wissensstoffen". — Es ist doch klar, daß infolge dieser „Überfüllung mit Wissensstoffen" schließlich auf keinem Gebiet etwas Gründliches mehr geleistet werden kann. Und dieser Übelstand muß bei Einführung des verbindlichen Unterrichts im Englischen auf der Oberstufe des Gymnasiums für das Französische und das Englische eintreten, falls nicht eine Änderung des Lehrplans im Französischen durch Vermehrung der Stundenzahl in diesem Fach in U III und O III erfolgt. Aber welches Fach soll die Kosten tragen?

Wie schwach die Leistungen der Gymnasiasten im Französischen bei der Versetzung nach O II sind, weiß jeder, der den Unterricht in U II erteilt hat. Die Gründe hierfür liegen klar zutage. So erfreulich der Unterricht im Französischen in IV ist, so unerquicklich wird er in den beiden Tertien durch Herabsetzung der ihm zugewiesenen Wochenstundenzahl von vier auf zwei. Das Griechische, das neu hinzutritt, schwächt als Hauptfach bei der Mehrzahl der Schüler das Interesse für Französisch, und der neue Lernstoff in letzterem Fach, namentlich in O III die schwierigen unregelmäßigen Verben, läßt sich bei zwei Stunden nur mühsam bewältigen. An Sprechübungen ist kaum zu denken, und von Lektüre im eigentlichen Sinn kann gar keine Rede sein. In U II muß dann das grammatische Pensum in der Hauptsache zu Ende gebracht werden; auch hier bleibt nur eine von den drei Wochenstunden für das Lesen leichterer Schriftsteller übrig. Sollen die Leistungen im Französischen besser werden (und das wäre vor allem nötig, wenn der Unterricht in dieser Sprache in U II abgeschlossen werden soll), dann müßte mindestens in U III und O III die Stundenzahl für dieses Fach auf drei erhöht werden.

Nach dem jetzigen Lehrplan können die Schüler erst in O II zu einer ihnen eine gewisse Befriedigung gewährenden Verwertung ihrer Kenntnisse im Französischen kommen. Selbst bei verbindlichem Unterricht im Englischen wird ja den Schülern die Gelegenheit hierzu geboten durch Einführung des Französischen von O II ab als wahlfreies Fach. Aber ich bezweifle stark, ob sich immer einige Teilnehmer an diesem wahlfreien Unterricht finden werden. Die große Masse der Obersekundaner und Primaner wird sich, falls nicht ein ziemlich starker Druck von oben auf sie ausgeübt wird, kaum am französischen wahlfreien Unterricht beteiligen; denn *sie können* ja Französisch nach ihrer

Ansicht. Die Bedingungen, das Interesse der Schüler zu wecken, sind eben hier ganz andere wie bei dem wahlfreien Unterricht im Englischen, das als neues Fach in O II erscheint und schon deshalb eine Anzahl von Schülern anlockt.

Daß diese Voraussagen bezüglich des wahlfreien französischen Unterrichts nicht bloße Vermutungen von mir sind, läßt sich bereits jetzt aus der Praxis belegen. In Nr. 1 des „Korrespondenz-Blattes" des laufenden Jahres findet sich ein kleiner Artikel „Englisch auf dem Gymnasium", in dem über Erfahrungen auf dem Gebiet dieses Unterrichts in Anklam berichtet wird. Man hat dort von Ostern 1902 bis Ostern 1905 das Englische in O II als Pflichtfach gelehrt, also nach dem Plan unterrichtet, dessen Einführung uns hier beschäftigt. Dann schaffte man aber diesen Lehrplan wieder ab, weil sich „empfindliche Schwierigkeiten" für die Schüler herausstellten, die von andern Gymnasien eintraten oder von Anklam nach fremden Gymnasien übergingen. Deshalb wurde Ostern 1906 ein neuer Lehrplan eingeführt, nach dem Englisch oder Französisch von O II ab als Pflichtfach gelehrt wird. Die Schüler der U II müssen vor der Versetzung nach O II die bindende Erklärung abgeben, ob sie in den letzten drei Jahren Französisch oder Englisch mitnehmen wollen. — Es ist nun sehr interessant festzustellen, daß „bei weitem die Mehrzahl der Schüler sich bisher für das Englische entschieden hat"; doch (so heißt es weiter) beteiligten sich am französischen Unterricht auch immer einige Schüler, besonders natürlich solche, die von andern Gymnasien kommen oder bei denen es (z. B. wegen voraussichtlicher Versetzung der Eltern) zweifelhaft ist, ob sie bis zur Reifeprüfung an der Anstalt bleiben können. — Hier ist also überhaupt keine Rede mehr davon, den Schülern der oberen Klassen, die sich für Englisch als Pflichtfach entschieden haben, wahlfreien Unterricht im Französischen von O II ab zu erteilen, wahrscheinlich deshalb, weil kein Bedürfnis dazu vorhanden ist. Dabei wird in dem Bericht zugegeben, „es sei die Gefahr nicht zu verkennen, daß die Schüler, wenn sie sich schon von O II ab dem Englischen zuwenden, ihr Französisch zum Teil wieder verlernen". — Was bleibt da wohl von den ohnehin so schwachen französischen Kenntnissen des Untersekundaners noch übrig?

Man kann also ruhig behaupten, daß bei Einführung des Englischen als Pflichtfach in O II zu dem stümperhaften Wissen der Gymnasialabiturienten in einem Teil der Naturwissenschaften eben so minderwertige Kenntnisse im Französischen treten werden, falls man nicht die Stundenzahl für dieses Fach in den Tertien vermehrt.

Viel günstiger als für Französisch liegen bei Einführung der vorgeschlagenen Reform die Verhältnisse für das Englische. Ihm würden ja drei Stunden von O II bis O I zugewiesen, also dieselbe Stundenzahl, die dem englischen Unterricht am Realgym-

nasium von U III bis U II einschließlich zur Verfügung steht. Es ist klar, daß bei dem vorgeschritteneren Verständnis der Schüler der Oberstufe die englischen Kenntnisse des Gymnasialabiturienten höher sein werden als die eines Realgymnasiasten bei der Versetzung nach O II sind. Trotzdem dürften die Schüler des Gymnasiums doch nicht zum wahren Genuß der großartigen Literatur-, werke des Englischen, zu einer wirkliche Freude bereitenden Lektüre Shakespeares oder Byrons im Original kommen, da hierfür viel gründlichere Kenntnisse im Englischen nötig sind, namentlich der Besitz eines recht umfangreichen Wortschatzes der sich in so kurzer Zeit nicht aneignen läßt. Also ebensowenig wie im Französischen würde auch im Englischen das Wissen des Gymnasialabiturienten ausreichen, um die Werke der großen Denker und Dichter der beiden modernen Kulturvölker in der Ursprache lesen zu können. Man würde demnach in Zukunft für Französisch und Englisch am Gymnasium auf dieses Ziel verzichten, das bisher als eins der wichtigsten im Unterricht in diesen Sprachen an allen höheren Schulen mit neunjährigem Kursus angesehen worden ist, und man würde die beiden Fächer am Gymnasium nur aus reinen Nützlichkeitsgründen treiben. In beiden Fächern würde ein befriedigender Abschluß fehlen.

Deshalb sage ich: entweder Französisch oder Englisch (am liebsten Englisch) am Gymnasium, aber nicht beide Sprachen zugleich, resp. hintereinander. Sonst ist es besser, man behält den bisherigen Zustand bei, d. h. Französisch als Pflichtfach, Englisch als wahlfreies Fach. Dabei scheinen mir beide Sprachen besser fortzukommen als bei dem vorliegenden Plan. Für das Französische ist das ja selbstverständlich; aber auch das Englische kommt dabei, wie ich glaube, nicht zu kurz. Meinen Erfahrungen nach, die sich auf drei Gymnasien erstrecken, sind die Ergebnisse des wahlfreien Unterrichts trotz der geringen Stundenzahl recht befriedigende, besonders wenn man in O II nach einem halben Jahr die Elemente zurückgewiesen hat, die nur aus Neugier, nicht aus wirklichem Interesse, in die englische Abteilung eingetreten sind, und die versagen, sobald sie für das Fach arbeiten sollen. Dann hat man von Michaelis an nur solche Schüler, die dem Englischen eine gewisse Vorliebe entgegenbringen. Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß schon eine ziemlich große Opferwilligkeit von seiten der Schüler dazu gehört, allwöchentlich zwei Stunden ihrer freien Zeit in der Schule zuzubringen, und noch dazu nachmittags, wo sie in der Regel schon fünf Stunden Unterricht hinter sich haben. Außerdem darf man nicht vergessen, daß sie für Englisch auch noch zu Hause tätig sein müssen, und das alles in den Schuljahren, wo sie von der Arbeit für die verbindlichen Unterrichtsfächer stark in Anspruch genommen werden, wo sie in O I viele Stunden der Vorbereitung für die Reifeprüfung widmen müssen. Demnach kann man wohl

behaupten, daß die Schüler fast sämtlich mit einer Lust und Liebe für das Englische arbeiten, wie man sie nicht besser wünschen kann, und da ihre Zahl meistens gering ist, kann sich der Lehrer mit jedem einzelnen in ganz anderer Weise befassen, als wenn er eine volle Klasse vor sich hat. Aus allem dem ergibt sich, daß die Leistungen im wahlfreien Unterricht ganz befriedigende Ergebnisse haben können, nicht wesentlich geringere, als man sie im verbindlichen Unterricht bei erhöhter Stundenzahl erzielen dürfte.

Aschersleben. Georg Mayn.

Pädagogische Sünden unserer Zeit.

Unter diesem Titel ist kürzlich in der illustrierten Zeitung „Der Tag“[1]) ein Aufsatz von Prof. G. Budde erschienen, der mancherlei mit Freimut und Bestimmtheit zum Ausdruck bringt, dem man unbedingt zustimmen kann, auf der anderen Seite aber Gedanken und Anschauungen offenbart, die keineswegs Anspruch auf allgemeine Billigung haben und um so weniger unwidersprochen bleiben dürfen, als ihre Veröffentlichung in der genannten Zeitung geeignet ist, in weiten Kreisen des Publikums und der Eltern irrtümliche Auffassungen zu verbreiten und statt des erhofften Nutzens nur Schaden anzurichten.

Daß die einseitige und übermäßige Betonung der körperlichen Ausbildung, die Ausartung — wohlgemerkt nur diese! — des Spieles und des Sportes gerügt und zurückgewiesen wird, verdient um so größere Anerkennung, als B. damit der herrschenden und immer weiter um sich greifenden Ansicht entschieden entgegentritt und Bestrebungen bekämpft, die „die Schule am liebsten zu einer Palästra der alten Griechen machen möchten“. Es erfordert wirklich heutzutage einen gewissen Grad von Mut, wenn man der Übertreibung der körperlichen Ausbildung und der Sportpflege, die den wissenschaftlichen Unterricht in der Tat erheblich stört, widerspricht. Um nicht mißverstanden zu werden, sei hier noch einmal ausdrücklich hervorgehoben: nicht gegen die körperliche Ausbildung wendet sich B., nur gegen die übermäßige Betonung derselben kämpft er an, Schulter an Schulter mit Vogel, dessen kleines Schriftchen[2]) Buddes Aufsatz veranlaßt hat.

Ebenso dankbar kann man Prof. Budde sein, wenn er die höhere Schule davor bewahren will, „ein Mädchen für alles“ zu sein. Über die Schule, ihre Aufgaben und Ziele, ihre Unterrichtsgegenstände und deren Behandlung redet bekanntlich heute jeder[3])

---

[1]) Nr. 584 von Sonnabend d. 16. Nov. v. J.

[2]) August Vogel, Die pädagogischen Sünden unserer Zeit. Lissa 1907.

[3]) Vgl. Monatschrift für höhere Schulen, VI. Jahrgang S. 1 ff., wo Matthias einen Aufsatz von E. Engel bespricht, der den Lehrern in der Behandlung der Schüler, besonders beim Erteilen von Zensuren, die schlimmsten Mißgriffe unterschiebt.

ebenso wie über Politik; denn durch die Schule ist jeder einmal gegangen, und folglich hat jeder auch in Schulfragen „Erfahrung“ und ein Recht mitzureden und „die Schulmeister, die in der Schule nichts weniger als Meister sind“, zu meistern. In unserer Zeit des Mangels an Bescheidenheit, Zurückhaltung und Selbstbeschränkung hat man natürlich die alte Wahrheit längst vergessen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“. Wer soll sich heute beschränken? Jeder verlangt es freundlicherweise vom andern, fordert selbst aber unbeschränkt, was ihm in den Sinn kommt, anstatt die Gestaltung des höheren Schulwesens den Männern zu überlassen, die infolge reicher Erfahrungen mit der Kenntnis des Einzelnen den Überblick über das Ganze verbinden und imstande sind, aus dem vielen Einzelnen ein organisches Ganzes zu schaffen. So fordert denn, wie schon O. Jäger treffend bemerkt hat, fast täglich irgend ein bisher noch nicht berücksichtigter Gegenstand gebieterisch Berücksichtigung, und glücklich der, der zu dem vielen noch ein Neues ausfindig macht! So vieles ist es bereits, was alles betrieben werden „muß“! „Nationalökonomie, Gesetzeskunde, Gesundheitslehre, Technologie, Stenographie; es wird eine systematische Unterweisung gefordert in der Landwirtschaft, Gärtnerei, Obstbau, Blumenzucht, Buchhaltung, es soll möglichst handwerksmäßig betrieben werden die Laubsägerei, die Tischlerei, die Buchbinderei, das Holzschnitzen, das Drechseln, das Korbflechten, das Bürstenbinden, das Metalldrehen, das Glasschleifen“[1]). Wer das liest, ruft unwillkürlich: Gott soll mich bewahren! Und doch ist die Liste noch nicht vollständig. Wie konnte Vogel nur die Biologie vergessen! Ja, ja, wir werden es auf diese Weise noch herrlich weit bringen! Und sicherlich wird es möglich sein, alle die genannten Wünsche und einige mehr — in unserm nervösen Zeitalter werden wir ja jeden Tag mit einer „Idee“ beglückt — zu erfüllen. Wir brauchen bloß — bloß die wissenschaftlichen Fächer, soweit nötig, zu streichen, wenn nötig, auch ganz. Dann haben wir das Produkt der modernen Erziehungs- und Unterrichtskunst. Wenn B. sich gegen derartige unglaubliche Anforderungen auflehnt, so reiche ich ihm in Dankbarkeit die Hand. Wenn er nun aber eine Liste pädagogischer Sünden zusammenstellt, so bedaure ich, ihm nicht in jeder Beziehung folgen zu können, in einigen Punkten muß ich sogar widersprechen. Eines muß ich vorausschicken. Herr Budde sagt in der Tagnummer: „Ich kann hier natürlich nicht näher auf die Punkte eingehen; ihre Erörterung würde den Umfang einer Broschüre in Anspruch nehmen, und ich muß mich hier mit einigen allgemeinen Andeutungen begnügen“. Aber jedermann weiß, wie gefährlich solche allgemeinen Andeutungen sein können, und ich werde unten noch an einem besondern Beispiel zeigen,

[1]) Vogel a. a. O.

wie gefährlich sie hier besonders wirken können. Nun weiß ich wohl, daß B. seine Ansichten in einer Schrift [1]) ausführlich entwickelt hat. Ich kenne die Schrift — das Publikum auch? Verlangt B., daß das Publikum sie liest? Und nun zur Sache! Als die zweite Hauptsünde bezeichnet Budde „den herrschenden Extemporalebetrieb". Er will keineswegs die Extemporalien abschaffen, wie mancher Leser der Tagnummer vielleicht erwartet haben dürfte, nein — er eifert nur gegen die „Extemporalien alten Stiles", gegen den „herrschenden Extemporalebetrieb", dem es nicht gelingt, „die Extemporaleangst zu verbannen, sodaß halbe Klassen oder noch mehr eine 4 oder 5 im Tornister mit nach Hause bringen und weder die Kinder noch die Eltern des Lebens froh werden. Hier zeigt sich klar das Gefährliche der „allgemeinen Andeutungen" Buddes. Was er unter „rationeller Einrichtung des Extemporalebetriebes" versteht, verrät er hier nicht. Sollen es die Eltern in seiner oben erwähnten Schrift nachlesen? Wie sollen sie beurteilen können, ob „die Leistungsfähigkeit der Knaben hinreichend berücksichtigt" und das Extemporale rationell betrieben wird? Der einzige Maßstab, den die allgemeinen Andeutungen Buddes an die Hand geben, ist die Extemporaleangst. Ja die können freilich die Eltern beobachten. Soll das aber wirklich einen zuverlässigen Maßstab für die Beurteilung des Extemporalebetriebes abgeben? Werden nicht die Eltern durch B. geradezu zu dem vorschnellen Schluß verleitet, sobald ihr Sohn eine 4 oder 5 nach Hause bringt: „Nun, dann ist aber der Extemporalebetrieb auf der Anstalt kein rationeller"? Ist das nicht höchst bedenklich? Wir wollen das Vertrauen der Eltern zur Schule und zu den Lehrern stärken, nicht schwächen. Geschieht letzteres, und durch Buddes Andeutungen ist zu befürchten, daß es geschieht, so erschweren wir uns unsere Arbeit und bringen uns um den Lohn derselben. Und weiter! Die Andeutungen Buddes müssen oder können in den Lesern den Glauben erwecken, als sei es, wenn nicht die Regel, so doch gar nichts Außergewöhnliches, daß halbe Klassen und mehr eine 4 oder 5 nach Hause tragen. Schon daß diese Deutung auch nur möglich ist, ist nach meiner Auffassung gefährlich. Denn sie entspricht den Tatsachen ganz und gar nicht. Daß es hin und wieder mal vorkommt, will ich nicht bestreiten. Es ist aber die Ausnahme und wird, wo es vorkommt, regelmäßig dem Lehrer zur Last gelegt. Die Weisheit, daß durch den schlechten Ausfall der schriftlichen Klassenarbeiten die Freude der Schüler herabgedrückt wird, die Freude der Schüler aber den pädagogischen Erfolg sichert, gehört zu dem, was der Direktor und Leiter eines pädagogischen Seminars den Kandidaten zuerst und immer wieder einschärft. Früher mag das anders gewesen sein. Heute ist man

---

[1]) G. Budde, Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen. Halle 1906.

in der pädagogischen Welt darüber einig, daß nur pädagogisches Ungeschick solche Resultate fördert.

Wie denkt sich nun B. den rationellen Extemporalebetrieb? Dazu gehört erstens eine richtige Vorbereitung und Inszenierung. Da ein großer Teil der Fehler, die in den Klassenarbeiten der Unter- und Mittelstufe gemacht werden, nicht auf Unwissenheit, sondern auf Erregung zurückzuführen ist, so kommt es darauf an, bei der Anfertigung dieser Arbeiten möglichst alle störenden psychischen Faktoren auszuscheiden. Und wie geschieht das? B. faßt am Schlusse seiner Arbeit nach ausführlicher Begründung die Abhilfe schaffenden Mittel in folgenden Leitsätzen zusammen:

a) Es darf für die Extemporalien keine besondere Vorbereitung gefordert werden.
b) Die festen Termine sind abzuschaffen.
c) Es sind Stützen zu geben; auf die Schwierigkeiten ist besonders hinzuweisen.
d) Der deutsche Text wird gleich ganz diktiert und dann zu seiner Übersetzung hinreichend Zeit gelassen.

Ich muß gestehen, ich war etwas enttäuscht, als ich das las. Was gut daran ist, ist nicht neu, und das Neue ist nicht gut. Von dem Aufgeben eines bestimmten Abschnittes im Schriftsteller oder im Übungsbuch, auf dem sich das Extemporale aufbauen soll, können sich viele freilich noch immer nicht freimachen, und darum mag B. diese Forderung mit Recht noch einmal hervorheben. Richtig ist sie. Stützen wird man auch geben, wo es nötig ist, und auf Schwierigkeiten hinweisen. Aber B. selber gibt S. 44 zu, wie gefährlich sie sind. „Da gibt womöglich der eine Lehrer zu viele, der andere zu wenig, und dann haben schließlich die Schüler die Kosten zu tragen“. Am richtigsten vorbereitet ist allemal die Arbeit, bei der keine Stützen und Hinweise auf Schwierigkeiten nötig sind, man merkt das am Ausfall, und ich freue mich jedesmal, wenn mir eine solche Arbeit geglückt ist, in der Erwartung eines guten Ergebnisses; meine Erwartung hat die Korrektur noch immer bestätigt. Wo sich aber während der Arbeit unerwartet Schwierigkeiten für die Schüler ergeben, wird selbstverständlich jeder Lehrer einen Wink oder eine Angabe machen, sie zu beseitigen. Jedoch das Extemporale diktieren? In Sexta, Quinta usw.? Das habe ich hier zum ersten Male vernommen. Ist nicht ein deutsches Diktat für den Sextaner, Quintaner und selbst noch den Quartaner eine selbständige Leistung, bei der ihm die Rechtschreibung oft mehr Mühe macht als das böse Latein? Das ist doch für ihn keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung. Darüber kann doch kein Zweifel obwalten. Und dann die Gefährdung der Schrift! Haben wir noch nicht genug an all den vielen — durchaus berechtigten — Verordnungen die Schrift betreffend von oben herab? Wollen wir noch eine neue heraufbeschwören? Bei dieser Forderung wird wohl B. ziem-

lich allein dastehen. Wo soll nun das Diktieren des deutschen Textes für das Extemporale beginnen? B. scheint das Diktat doch also für alle Unter- und Mittelklassen zu verlangen[1]). Ich diktiere den ganzen Text der Arbeit noch nicht einmal in Ober-Sekunda. Umständliche Perioden verlange ich nicht. Wird eine kürzere Periode einmal gewünscht, so werden die deutschen Sätze mehrmals zusammenhängend, dann langsam Glied für Glied gesprochen, zum Schluß lese ich, wie jeder andere auch, die ganze Arbeit noch einmal vor. Genügende Zeit wird auch hierbei stets gewährt, Satz für Satz auf die Schwächeren und Langsameren Rücksicht genommen, also die Leistungsfähigkeit der Schüler durchaus in Rechnung gezogen. Daß alle Schüler sofort nach dem Wort des Lehrers die Übersetzung lateinisch hinschreiben, hat doch auch seine nicht verkennbare erziehliche Bedeutung, zumal auf den untern Klassen. Natürlich kostet das Anleitung und Gewöhnung.

Nun verlangt B. endlich die Beseitigung eines festen Termins für die Klassenarbeiten: „Die Schüler wollen gar nicht vorher wissen, wann eine solche Arbeit geschrieben wird". Wirklich? Meine Erfahrungen — sie erstrecken sich auf eine nicht viel kürzere Zeit als die Buddes — lauten wesentlich anders. Im Gegenteil! Sie fragen oft recht angelegentlich, ob und wann geschrieben wird. Wichtig ist ein anderer Grund, den B. gegen die festen Termine anführt. „Es ist vom pädagogischen Standpunkt aus zu verlangen, daß die Klassenarbeit dann geschrieben wird, wenn ein bestimmter grammatischer Abschnitt, also eine methodische Einheit, so eingeübt ist, daß er zum sichern Eigentum der Schüler geworden ist. Die einzelnen Abschnitte sind aber verschieden lang und schwer, deshalb ist es nicht richtig, daß man die Arbeiten immer in gleichen Zwischenräumen verlangt". Die bezeichnete Klippe ist in der Tat vorhanden, doch Sachkunde und pädagogisches Geschick läßt sie vermeiden. Aber die Extemporaleangst der Schüler und die Rücksicht auf das Elternhaus, meint B., spricht für seinen Vorschlag. Und nun weiß B. eine Geschichte zu erzählen, wie die Angst vor dem festgelegten Extemporale den Schüler und seine Eltern schon 2 Tage vorher in die größte Aufregung versetzt, wie alles geschieht, um den Sohn für die Arbeit einzupauken, wie dieser in der Nacht schlechte Träume hat und am nächsten Tage allen Hoffnungen zuwider aus purer Angst und weil er ein Wort nicht gleich weiß, die ganze Arbeit verdirbt. Und solche Knaben soll es viele geben. Die schlechtesten meiner Schüler, die ich gehabt, entsprechen nicht dem von B. gezeichneten Jammerbilde. Und das waren Schüler, um die sich zu Hause niemand kümmerte, oder solche, die nicht etwa aus Angst schlechte Arbeiten lieferten, sondern weil sie eben nichts wußten. Nein, von einem so miserablen Jungen wollen

---

[1]) Vergl. S. 55.

wir doch lieber nicht den Maßstab hernehmen für die Beurteilung einer Einrichtung, die sich aus andern Gründen empfiehlt. Buddes Angstschüler wird, wenn auch alle Vorschläge Buddes befolgt werden und besonders der Termin der Arbeit nicht bekannt gegeben wird, doch nichts leisten[1]). Er wird und seine Eltern mit ihm nun statt zweier Tage die ganze Woche eventuell nicht aus der Angst herauskommen, denn immer schwebt das Damoklesschwert über seinem Haupte, und vernimmt er plötzlich das Ankündigungskommando seines Lehrers: „Wir wollen ein Extemporale schreiben", so fällt er — das steht fest — unweigerlich in Ohnmacht. Hat aber B. recht und gibt es viele solcher Schüler, so fällt der Lehrer vielleicht ob der vielen Opfer noch selber in Ohnmacht. Deutsche Jugend! Deutsche Knaben! Steht es wirklich so? Im Ernst, ich glaube an diese Angst nicht und habe doch auch manch kleinen Knirps vor mir gehabt. Und wie vielen von diesen kleinen Kerlen habe ich die Freude aus den hellen Augen leuchten sehen, wenn sie zeigen konnten, was sie gelernt! Freilich richtig anfangen muß man es schon, die Kindesseele auch verstehen können, ob das aber mit zunehmendem Alter leichter wird, ist eine andere Frage. Jedenfalls bieten uns Buddes Vorschläge keine Panazee für die Beseitigung der Extemporaleangst. Ein paar Fragen! Gibt es dieselbe Angst nicht vor der mathematischen Arbeit, nicht vor den neusprachlichen Arbeiten? Nur vor dem lateinischen Extemporale? Wieder also das böse Gymnasium! Nun weiß ich wohl, B. meint es gut mit dem Gymnasium. Aber wird man das nicht wieder gegen das Gymnasium ausbeuten? Was haben wir da nicht schon alles erlebt? Und weiter! Wenn in Sexta, Quinta, Quarta usw. im Lateinischen wöchentlich, in Quarta dazu im Französischen zweiwöchentlich, in Tertia im Griechischen wöchentlich immer wieder an einem vorher bestimmten Tage eine Klassenarbeit geschrieben wird, tritt da wirklich nicht einmal, und zwar gar nicht so spät, eine Beruhigung infolge der Gewöhnung ein, wird da nicht die Angst allmählich überwunden? Ich meine, die Erfahrung bestätigt das, was jedem von selbst einleuchtet. Endlich gibt es die Angst nicht bloß vor den schriftlichen Arbeiten. Jedem Lehrer ist es schon vorgekommen, daß ein Schüler beim Hersagen eines Spruches, Gedichtes oder einer Regel stecken bleibt: „Gestern habe ich alles gut zu Hause gekonnt!" Wie ist hier zu helfen? Etwa dadurch, daß man nichts aufgibt? Doch wohl nur so, daß man den Schüler nicht einschüchtert und einen ängstlichen Knaben freundlich ermuntert. Andererseits aber muß doch der Schüler wissen oder lernen, daß er zur bestimmten Stunde eine bestimmte Leistung

---

[1]) Warum nicht? Wo steckt der Fehler, wenn Buddes Schwächling wirklich einmal oder öfter in concreto existiert? Der Fehler ist gemacht bei der Versetzung in die Sexta oder bei der Aufnahme.

seinem Vermögen entsprechend nachweisen muß. Darin liegt doch ein gut Stück erziehlichen Unterrichts begriffen. Und auch das Extemporale hat diesen Wert, daß zur bestimmten Zeit alle Schüler mit gleichen Waffen eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgeben. So ist das Extemporale Übungs- und Prüfungsarbeit zugleich, und die Schüler freuen sich der bestandenen Prüfung. Sie ist ihnen ein Ansporn zu weiterer Anspannung ihrer Kräfte. Wenn wirklich hier und da eine gewisse Angst vor dem Extemporale beobachtet wird, so wird sie nicht größer sein als die vor gewissen mündlichen Leistungen, z. B. dem Aufsagen eines Gedichtes, einer Regel, einer Anzahl von Bibelsprüchen usw., sie wird sich durch Gewöhnung bald verlieren, oder es handelt sich um besonders nervöse Kinder, die einer besonders liebevollen Behandlung in Schule und Haus bedürfen und nicht nur vor der Extemporalestunde erregt werden. Lehrreich war mir folgende Notiz in dem „Ärztlichen Ratgeber", einer vielgelesenen Zeitschrift, auf die mein Blick kürzlich zufällig fiel. Es heißt dort: „Als eine besondere Form der Schülernervosität ist wohl der Zustand ihres achtjährigen Töchterchens aufzufassen, das seit einigen Wochen einen unruhigen und unterbrochenen Morgenschlaf zeigt, stundenlang vor Beginn der Schule, obwohl es sein Pensum gelernt hat, aufgeregt ist und nicht nur vorher, sondern auch in der Schule Anfälle von Zittern, Schwindel und Weinen bekommt, so daß es wiederholt nach Hause geschickt wird, wo es sich nach einiger Zeit wieder beruhigt, vergnügt wird und guten Appetit zeigt. Der Schulbesuch ist eben für viele nervös veranlagte Kinder mit einer Reihe schädlicher Nervenerregungen verbunden. Öfters ist daran das System schuld, besonders in der Art, wie es von vielen Lehrern ohne genügende Berücksichtigung der Individualität des Kindes gehandhabt wird. Das ewige Rauf- und Runtersetzen, Auszeichnen und Bestrafen, Lob- und Tadelstriche, Lob- und Tadelausteilen, Prüfen und Zensieren bildet für manche Kinder eine Quelle ständiger Beunruhigung. Dazu kommen noch die vielfachen Ermahnungen im Hause: „Nimm dich ja zusammen! Daß du auch deinen Platz behältst! Daß du nur keine Fehler machst!" Schon die Abcschützen werden auf diese Weise in solche Aufregung versetzt, daß sie vorzeitig aufwachen, das Frühstück kaum zu sich nehmen wollen und es öfters wieder erbrechen. Allmählich tritt zwar — glücklicherweise kann man dies hinzufügen — bei sehr vielen Kindern eine gewisse Gleichgültigkeit und Abstumpfung gegen dieses ständige Treiben und Anspornen ein, indessen gerade fleißige und ehrgeizige Kinder können zumal bei einer gewissen nervösen Veranlagung dadurch schließlich an ihrem Nervensystem ernsthaft Schaden nehmen". Wie man sieht, ist von Töchterschulen die Rede, und viele von den Vorwürfen wie Rauf- und Runtersetzen, Lob- und Tadelstriche können den höheren Knabenschulen gar

nicht gemacht werden. Eine Reihe von Ursachen der Schülernervosität fallen für diese wenigstens glücklicherweise fort, und die höheren Töchterschulen lassen wir hier aus dem Spiele. Wichtig aber für uns ist aus der Erklärung des Arztes:

1) daß an der nervösen Aufregung der Kinder nicht bloß das lateinische Extemporale schuld ist,
2) daß vielfach gerade die Eltern mit ihrem ewigen Treiben und Anspornen die Kinder in nervöse Unruhe versetzen,
3) daß bei sehr vielen Kindern glücklicherweise allmählich eine gewisse Gleichgültigkeit und Abstumpfung eintritt.

Genug, nach alledem glaube ich nicht, daß durch die Beseitigung des festen Termins für das Extemporale die Angst davor beseitigt wird. Eine andere Frage hingegen ist, ob denn der Vorschlag Buddes deswegen zu verwerfen ist. Ich halte ihn für durchaus empfehlenswert und bekenne, daß ich schon vor Jahren damit Versuche gemacht habe, um das übermäßige Arbeiten gewissenhafter Schüler vor dem festgesetzten Termin zu verhindern und um die Möglichkeit zu haben, unmittelbar nach dem Abschluß eines grammatischen Abschnittes die Arbeit schreiben zu lassen, endlich aber auch, um den Schülern von früh auf zum Bewußtsein zu bringen, daß das Extemporale nichts Besonderes auf sich hat, sondern nur eine Leistung ist neben vielen andern. Das ist erfahrungsmäßig die wichtigste Vorbereitung des Extemporales. Ich sagte eben, ich würde mit B. für die Beseitigung des festen Termins für das Extemporale sein. Ja läßt sich das aber überall und in allen Klassen ohne Schwierigkeiten durchführen? In dem Schulorganismus muß vor allen Dingen Ordnung herrschen. Die Beseitigung der festen Termine würde aber eine gewisse Unordnung und damit Unruhe hervorrufen, die dem Ganzen nur schaden könnte. Unterrichtet man, wie es meist sein soll, aber vielfach nicht ist, in den untern Klassen Deutsch und Latein, so wird niemand etwas dagegen haben, wenn gelegentlich die für beide Arbeiten bestimmten Termine vertauscht werden. Der Mathematiker, der meist nur dreiwöchentliche Arbeiten schreiben läßt, braucht oder kann sogar den Abstand von 3 Wochen nicht immer einhalten und hat somit auch bei festgesetztem Wochentag eine gewisse Bewegungsfreiheit. Ähnlich der Neusprachler, auch der Altphilologe in den Oberklassen, zumal wenn Latein und Griechisch in einer Hand liegen. Gefährlich aber könnte der Vorschlag Buddes in den Mittelklassen werden, wo im Lateinischen und Griechischen wöchentliche Arbeiten geliefert werden, wenn hier nicht beide Sprachen von demselben Lehrer erteilt werden. Da dürften doch häufig Kollisionen von Arbeiten vorkommen, die eben vermieden werden sollen, und bei mangelndem Entgegenkommen aller beteiligten Lehrer werden sich allerlei Unzuträglichkeiten herausstellen. Wo sich dagegen der Vorschlag Buddes durchführen läßt, mag man es tun, nötig ist es nicht, um den

Zweck zu erreichen, den B. im Auge hat. Dazu dienen andere Mittel, und man verzeihe, wenn ich alte Weisheit hier noch einmal auskrame. Die Hauptsache ist und bleibt, daß man die Klassenarbeit von aller Wichtigtuerei entkleidet, sie in erster Linie als Übungsarbeit betrachtet, wie man gelegentlich ähnliche Sätze ins Diarium diktiert, daß man weiter nichts Schwieriges verlangt, sondern nur was gut verarbeitet und verdaut ist, daß man selber ein fröhliches Gesicht macht, eingreift und mit Andeutungen und Winken hilft, wo Schwierigkeiten sich ergeben, und vor allen Dingen den Schülern von vornherein die Überzeugung beibringt, daß das wöchentlich nur einmal geschriebene Extemporale nur eine Leistung ist neben den mündlichen in den vielen anderen Stunden und demgemäß die Zensur allein nicht bestimmen kann. B. betont auch die Notwendigkeit der richtigen Beurteilung der schriftlichen Arbeiten. Natürlich ist das zu verlangen, und dazu sind ja die pädagogischen Lehrjahre da, daß man das lernt. Was aber B. unter dem Titel: „Zur Reform der Beurteilung der schriftlichen Arbeiten“ auf der Unter- und Mittelstufe verlangt, hat mich wieder arg enttäuscht. Er fordert:

α) Man unterscheide zwischen ganzen und halben Fehlern.
β) Bei 0 Fehlern ist die Zensur I zu erteilen.
γ) Bis zu fünf Fehlern nenne man die Arbeit 3.
δ) Für das Prädikat maßgebend ist vorzugsweise die Anzahl der grammatischen Fehler. Stilistische Inkorrektheiten scheiden für die Beurteilung aus.

Ist das wirklich eine Reform? Ich bin an einer Reihe von Anstalten des Ostens tätig gewesen, andere kenne ich aus den Schilderungen von Kollegen, ich kann B. versichern — er wird sich darüber freuen —, seine Reform ist für den Osten wenigstens ganz unnötig, sie ist schon durchgeführt, und zwar in noch humanerer Weise als B. will. Gar mancher meiner Kollegen bezeichnet auch eine Arbeit mit einem groben grammatischen Fehler noch mit einer I, und alle geben wir durchweg auf 6 Fehler noch 3. Ex oriente lux! So heißt es wohl, trotzdem man im Westen Deutschlands — man gestehe es ruhig ein! — sich den Osten in jeder Beziehung etwas rückständig vorstellt. Es ist wahr, wir im Osten haben jede Kultur aus dem Westen bekommen, aber dieses Licht hat uns B. aus dem Westen nicht erst aufgesteckt, es brannte schon vor ihm. Vor 30 Jahren mag vielleicht Buddes „Reform“ eine Reform gewesen sein, heute nicht. Nicht anders steht es mit Buddes „Reform“ der Anrechnung der schriftlichen Arbeiten. Er sagt: „Die so reformierten schriftlichen Arbeiten treten als gleichwertiger Faktor zu den mündlichen Leistungen; aus beiden ergibt sich die Zensur“. Heute muß, wie B. weiß, jeder Kandidat sein Seminarjahr durchmachen, und währenddessen wird ihm vom Leiter des Seminars jener Grundsatz immer und immer wieder eingeprägt. Soweit meine Kenntnis und Erfahrung reicht, wird

von seiten der Direktoren wie der Kollegen mit der größten Gewissenhaftigkeit darauf gesehen, daß auch die mündlichen Leistungen in dem Zeugnis zum Ausdruck kommen, wie die vielen gebrochenen, d. h. zwischen schriftlichen und mündlichen Leistungen unterscheidenden Zensuren beweisen, und ich kann viele Kollegen, ja ganze Anstalten nennen, die den Grundsatz befolgen, wenn schriftliche und mündliche Leistungen auseinandergehen, so geben stets die mündlichen den Ausschlag. Angerechnet aber müssen die schriftlichen Leistungen doch werden, das will ja auch B., sonst soll man sie lieber gar nicht schreiben lassen. Wären denn die Eltern mit dem Fortfall des Extemporales zufrieden? Ich glaube nicht. Freilich die wöchentliche Angst vor dem Extemporale wären sie los. Sorgsame Eltern aber — von sorglosen rede ich nicht, denn die kennen auch keine Extemporaleangst — wären bald in Unruhe über die Fortschritte ihres Kindes. Die Eltern können einmal nicht in die Stunden hineinsehen, können nicht täglich oder auch nur wöchentlich über die mündlichen Leistungen ihrer Kinder den Lehrer befragen. Wie sollen nun die Eltern sich ein klares Bild von dem Standpunkt ihrer Kinder verschaffen? Sollen sie bis zum Zeugnis warten, vielleicht bis Ostern, bis das Verhängnis eingetreten und der Junge sitzen geblieben ist? Nein, für die Eltern ist das Extemporale sehr wichtig, es bietet ihnen einen ziemlich zuverlässigen Maßstab für die Leistungen ihrer Kinder. Wo aber das Mißverhältnis zwischen den mündlichen und schriftlichen Leistungen eines Schülers auffällig groß ist, da ist es Pflicht des Ordinarius, die Eltern beizeiten auf die Gefahr aufmerksam zu machen und zu warnen. Die Berichte der Schüler selber über ihre Klassenleistungen dürften doch für die Eltern eine sehr unsichere Gewähr bieten. Einerseits ist doch für den Schüler die Verleitung groß, eine optimistisch gefärbte Darstellung zu geben, um einer Strafe zu entgehen. Das ist doch nur zu menschlich. Andererseits aber lehrt die Erfahrung, daß die Schüler über den Wert ihrer mündlichen Leistungen oft selber im unklaren sind und die günstigste Meinung haben, ohne daß eine böswillige Absicht vorliegt.

Also nicht bloß für den Lehrer und Schüler, auch für die Eltern ist das Extemporale wichtig, wir dürfen aber in die Elternkreise keine Unruhe hineintragen durch die Unterscheidung des „rationellen Extemporalebetriebes" von dem „vielfach herrschenden, der gar nicht genug bekämpft werden könne". Die Eltern können das doch nicht beurteilen, weder, ob durch Buddes Vorschläge der Betrieb rationeller wird, noch, ob denn die Vorschläge wirklich überall und in jedem Falle befolgt werden. Sie werden nur bei schlechten Erfolgen ihrer Kinder zu vorschnellen und falschen Urteilen über die Schule und ihre Einrichtungen, den Schulbetrieb und die Lehrer sich verleiten lassen. Und damit ist der Schule ein schlechter Dienst getan. Daß eine so notwendige Einrichtung

wie die Klassenarbeiten rationell betrieben wird, dafür muß in erster Linie der Lehrer mit seiner Pflichttreue und dem Bewußtsein seiner schweren Verantwortung einstehen, darauf beruht seine Autorität dem Elternhause gegenüber, und die darf nicht untergraben werden. Ferner gibt es Direktoren, Schulräte usw., deren Aufgabe es ist, darüber zu wachen, daß alle Schuleinrichtungen, also auch die Klassenarbeiten — und bei ihnen ist gerade die Kontrolle am leichtesten und deshalb am schärfsten —, zweckmäßig gehandhabt werden.

Bisher war nur von der Handhabung des Extemporales in den unteren und mittleren Klassen die Rede, gehen wir nunmehr über zu Buddes Ansichten über die Klassenarbeiten in den oberen Klassen. Budde ist für Abschaffung der besonderen grammatischen Übungen und der Extemporalien; die Extemporalien alten Stils — gibt es für die oberen Klassen keine neuen Stils? — seien ein „Lieblingskind des philologischen Formalismus". Die Bedeutung der formalen Bildung durch die Sprache kann B. nicht anerkennen. Durch die Extemporalien, nach denen sich in erster Linie die Zensur bestimme — und das ist, wie wir oben gesehen haben, nur bei dem rationell betriebenen Buddeschen Extemporale erlaubt —, seien wir zu einer bedauerlichen Vernachlässigung der Schriftstellerlektüre gekommen. Das Übersetzen sei auch auf der Oberstufe meist ein stümperhaftes Wortübersetzen, bei dem die Muttersprache oft in entsetzlicher Weise malträtiert werde. Der vorwiegend grammatische Unterricht bilde ganz einseitig Gedächtnis und Verstand aus, Phantasie und Gemüt gingen leer aus. Einen solchen Intellektualismus halte er für falsch. Statt mit der formalen Bildung die Existenzberechtigung des altsprachlichen Unterrichts zu erweisen, solle man eine aus den Quellen geschöpfte geschichtlich-literarisch-philosophische Bildung übermitteln. Das sind in Kürze Buddes Ansichten. Über den Wert der formalen Bildung will ich mit ihm nicht streiten, darüber ist Druckerschwärze genug verbraucht worden, mathematisch läßt sich das nicht beweisen. Den Autoritätsbeweis, den er in dem mehrfach erwähnten Schriftchen S. 19ff. führt, hätte er freilich unterdrücken sollen. Mit ebenso gewichtigen Autoritäten läßt sich auch das Gegenteil beweisen. Wie mit Zahlen, so läßt sich auch mit Namen tapfer streiten, mit Namen ein System bereiten. Die Frage, ob grammatischer Unterricht in den oberen Klassen und das Extemporale nötig sei, insbesondere ob das Extemporale in dem Abiturientenexamen festgehalten werden müsse, ist in letzter Zeit auf zwei Direktorenversammlungen eingehend behandelt worden, in Westfalen und in Ost- und Westpreußen. Dort war weitaus die Mehrzahl der Direktoren für die Beibehaltung des Extemporales, hier fiel die Abstimmung gegen die Beibehaltung aus. Freilich war die Mehrheit gering, und es ist bezeichnend, daß unter der Mehrheit — also für die Beseitigung des Extem-

porales stimmend — sämtliche 3 Schulräte und ein technischer Hilfsarbeiter sich befanden. Auf welcher Seite die gewichtigeren Gründe liegen, mag man selber entscheiden. Eigentümlich bleibt aber, wenn ein Gymnasialdirektor meint, es komme nicht darauf an, ob ein Primaner einige grammatische Regeln vergesse. Ja, aber sie sind vielleicht zum Verständnis einer Textstelle gerade notwendig. Sollen wir dem Raten der Schüler Vorschub leisten? Nein, wir treiben eben Grammatik auf der Oberstufe als Mittel zum Zweck, nämlich des leichteren Verständnisses der Lektüre. Es ist ein bedauerlicher Irrtum, wenn man meint, bei der Lektüre käme es nur darauf an, eine Form zu erkennen. Wer eine Form erkennen will, muß sie von anderen ähnlichen unterscheiden können, zu diesem Zwecke aber muß er diese ähnlichen Formen bilden können oder ihr Bild muß ihm so deutlich vor sein geistiges Auge treten, daß er die unterscheidenden Merkmale wahrnimmt. Wer das nicht kann, der kann die vorkommende Form nicht erkennen, sondern nur raten. Dabei mögen ihn immerhin andere Formen und Worte desselben Satzes unterstützen, ihn auf die richtige Fährte bringen. Der richtige Weg zum Verständnis des Schriftstellers ist das keinesfalls. Es bleibt dabei, gründliche grammatische Kenntnisse erleichtern die Lektüre, ohne sie ist ein wirkliches Eindringen in den Schriftsteller undenkbar. Um aber die grammatischen Kenntnisse zu sichern, bedürfen wir auch in den oberen Klassen der grammatischen Übungen, bedürfen wir auch des Extemporales, das selbstverständlich rationell betrieben werden muß; denn von einem irrationellen Betrieb will kein rechter Philologe etwas wissen, und wenn es hier und da wirklich verkehrt gemacht werden sollte, so ist das kein Grund, einer Einrichtung zur Last zu legen, was unnütze und ungeschickte Diener gesündigt haben. Erleichtert aber und fördert die Übung in der Grammatik die Lektüre, so ist es unrichtig, daß, wie B. behauptet, der Extemporalebetrieb zu einer bedauerlichen Vernachlässigung der Lektüre geführt habe.

Ebenso unhaltbar ist die Behauptung, „das Übersetzen auf der Oberstufe sei meist ein stümperhaftes Wortübersetzen, bei dem die Muttersprache oft in entsetzlicher Weise malträtiert wird". Vor 20 Jahren mag der Vorwurf noch berechtigt gewesen sein, heute ist er es nicht mehr, selbst dann nicht, wenn hier und da noch in dieser Beziehung gesündigt wird. Es wird eben bei uns immer Künstler und Handwerker geben. Nach meinen Beobachtungen wird heute allgemein auf eine gute deutsche Übersetzung gehalten, ebenso wie auch der deutsche Text, der dem Extemporale zugrunde gelegt wird, gutes Deutsch bietet[1]). Und nun immer wieder

---

[1]) In dieser Behauptung macht mich auch nicht irre die Erklärung des Prof. Krüger im Abgeordnetenhause, wonach in den lateinischen Stunden systematisch schlechtes Deutsch gesprochen werde. Leider ist dieser in

die alten Vorwürfe, noch dazu von einem Kollegen! Da ruft man sich wirklich manchmal resigniert die Worte zu: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Weiter, wenn wir in 2 von 7 Stunden Latein in den oberen Klassen grammatische Übungen veranstalten und als solche alle 14 Tage eine Klassenarbeit liefern, berechtigt das zu der Behauptung, es werde „vorwiegend“ grammatischer Unterricht betrieben und einseitig Gedächtnis und Verstand ausgebildet, Phantasie und Gemüt gingen leer aus? Nein! Denn einerseits wird das Verständnis der Schriftstellerlektüre, Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums als Zielforderung für den lateinischen Unterricht verlangt, darauf werden 5 Stunden wöchentlich verwendet, für die Bildung des Gemüts und der Phantasie also doch wohl genügend Sorge getragen. Andererseits glaube man ja nicht, durch den grammatischen Unterricht werde ganz einseitig Gedächtnis und Verstand geübt, ein übertriebener „Intellektualismus“ betrieben. Wäre es der Fall, so wäre das meines Erachtens auch genug und ernstlich nichts dagegen einzuwenden, sobald als Ergänzung dazu der rationelle Betrieb der Lektüre tritt. Aber was Budde als „Endresultat“ des altsprachlichen Unterrichts verlangt: eine aus den Quellen geschöpfte geschichtlich-literarisch-philosophische Bildung, auch das leistet der freilich nicht gedankenlos betriebene grammatische Unterricht. Oder steckt nicht in jedem Worte Geschichte? Läßt nicht manches Wort auf wichtige kulturgeschichtliche Zustände und Anschauungen schließen? Lernt der Schüler nicht geschichtliche Bildung, wenn er sich überlegen muß, ob er bei der Übersetzung das Wort Diener mit mancipium, servus, famulus oder minister, mit *ἀνδράποδον, δοῦλος, οἰκέτης* oder *θεράπων* wiederzugeben hat? Darauf ist schon oft hingewiesen worden, ich muß es mir hier versagen, ausführlicher darüber zu handeln.

Eine andere Bemerkung drängt sich mir hier auf. Die Grammatikstunden stehen vielfach in dem Rufe, sie seien trocken und langweilig. Matthias beehrt sie neuerdings mit dem Titel Pauksaal. Wir werden uns dadurch nicht stören lassen, die Regeln, wie es notwendig ist, zu üben, ohne stete Übung geht es nun einmal nicht. Aber wir sollten uns bemühen, die schwere Kost etwas schmackhafter zumachen, und zwar auf allen Stufen. Man wähle den Inhalt der Übungssätze und der Klassenarbeit nicht immer aus dem klassischen Altertum! Das bedeutet wirklich kein Eindringen in die antike Kulturwelt. Warum immer und ewig von Caesar und Alexander reden? Dem Schüler ist es viel interessanter, wenn er von Friedrich

---

ihrer Allgemeinheit ganz ungeheuerlichen Erklärung von seiten der Kollegen Krügers in Marienburg nicht entgegengetreten worden. Sollte Marienburg wirklich so rückständig sein? Ich kann es nicht glauben. Vielleicht hielt man die Behauptung einer Widerlegung nicht für wert, weil auch andere Ausführungen Krügers sich als wenig stichhaltig erwiesen haben.

dem Großen, Napoleon und Wilhelm dem Ersten übersetzt. Das Latein braucht darum nicht schlechter zu werden, wenn es auch vor Matthias keine größere Gnade finden wird. Einzelsätze wie zusammenhängende Texte lassen sich in anziehendster Weise zusammenstellen. Ich verfahre so und, wie ich meine, mit gutem Erfolge. Als ich das erste Extemporale modernen Inhalts schreiben ließ, bemerkte ich sofort an dem Lächeln und Gesichtsausdruck der Schüler ihr gesteigertes Interesse, von einer Extemporaleangst war keine Rede. Bald hatte ich die Freude zu sehen, wie die Schüler selber mit Eifer zu einer durchgesprochenen Regel Beispiele aus dem Alltagsleben und der neuen Geschichte bildeten. Jetzt merke ich ihnen oft vor der Arbeit die Erwartung an: „Worüber wird sie handeln? Von Blücher oder von Bismarck, von einer Reise oder von einem Buch, das ich den Schülern empfehlen will, von den Freiheitskriegen oder von der Kriegsgefahr, in der wir vor 2 Jahren schwebten?" Der Zusammenhang mit dem Altertum wird gewahrt durch passende Parallelen, wie sie sich oft von selbst bieten, z. B. werden die Folgen von Cannae und Jena sehr wirkungsvoll für den Schüler gegenübergestellt. Sodann nütze man die Schätze aus, die uns die deutsche Poesie bietet! Was für prächtige, leicht ins Lateinische übersetzbare Beispiele bietet sie! Und welch Vergnügen macht das den Schülern! Ein paar Proben: „Lang lebe der König! Es freue sich, wer da atmet im rosichten Licht! — Tue recht und fürchte nichts! — O, wären wir weiter, o, wär'n wir zu Haus! — Ehret die Frauen! (ins Griechische!) — Wie könnt' ich dein vergessen! — Der Herr hat mein noch nie vergessen; vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!" usw.

Diese Quelle ist geradezu unerschöpflich. Dazu kommen die Sprichwörter, die besonders wichtig sind für die Unterscheidung der Relativsätze von indirekten Fragesätzen. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. — Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. — Wer zuviel beweist, beweist nichts. — Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu" usw. Die Fülle ist auch hier gar groß. Auch die Bibel ist reich an passenden Beispielen jeder Art: „Fürchtet euch nicht! — Habt die Brüder lieb, fürchtet Gott und ehret den König! (auch ins Griechische!). — Wer da glaubet, der wird selig werden" usw.

Man versuche es einmal mit diesem Vorschlag, und man wird bald wahrnehmen, wie vergnügt die Schüler in den sonst so langweiligen Grammatikstunden sind. Man wird es an ihren Gesichtern sehen und an dem Eifer, mit dem sie selbst bald die bezeichneten Gebiete durchsuchen, um Beispiele zu finden. Und dann vergesse man den Humor nicht! Den soll man suchen, ja von allen Seiten in den Unterricht mit Gewalt hineinziehen, wo er sich von selbst nicht einfindet. Das gibt die Stimmung, die wir benutzen müssen. Ich begann einmal in der Ober-Tertia ein griechisches Extemporale mit dem kurzen Sätzchen: „Mensch, ärgere dich

nicht!" Die sofortige Wirkung war: Lächeln auf aller Munde, die Schüler waren sofort in guter Stimmung, alle waren fröhlich, von Extemporaleangst war nichts zu bemerken, die Arbeit schritt munter fort, ich durfte auf einen guten Ausfall rechnen und habe mich nicht getäuscht.

In den oberen Klassen kann man sehr wohl Abschnitte aus deutschen Schriftstellern, besonders Historikern übersetzen lassen, dann aber besser zu Hause. Das ist früher schon geschehen und geschieht auch heute vielfach, besonders an Anstalten, auf denen die sog. Bewegungsfreiheit in der Prima durchgeführt ist, aber nicht bloß auf solchen. Die Schüler reizt es eben, ihre Kraft an solchen modernen Stoffen zu versuchen. Für solche Übersetzungen eignen sich besonders Abschnitte aus Archenholz: „Geschichte des siebenjährigen Krieges", Niebuhr: „Römische Geschichte", Schiller: „Geschichte des 30jährigen Krieges".

Schwieriger ist Mommsens „Römische Geschichte" zu bewältigen, und zu Bismarcks oder Bülows Reden würde ich nur einem hervorragend begabten und gewandten Primaner raten. Dagegen bietet das Lesebuch oft recht brauchbare Unterlagen für die Übersetzung, z. B. Friedrichs des Großen Ansprache an die Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen, die ich einmal in 2 Absätzen von einer Unter-Sekunda mit ganz geringen von mir vorgenommenen Änderungen übersetzen ließ. Wenn wir so die grammatischen Übungen und Klassenarbeiten handhaben, dann können wir sicher sein, daß die Schüler ihre Freude daran haben und daß sie nach ihrem Abgang von der Schule an diese Übungen mit Freude und nicht mit Unlust zurückdenken. Was einem Freude macht, pflegt einem auch besser zu gelingen. Aber es wird auch dann noch mißlungene Arbeiten geben. Soweit indes meine Erfahrungen und Beobachtungen reichen, fällt es keinem Lehrer ein, die Fähigkeiten und Leistungen eines Primaners nach den Extemporalien allein zu beurteilen. B. scheint andere Erfahrungen gemacht zu haben und erklärt sich aus der einseitigen Beurteilung der Schüler nach den Extemporalien die sog. Schulverdrossenheit, die er wie andere beobachtet haben will.

Die Schulverdrossenheit! Das ist nun auch wieder so ein häßliches Schlagwort, das man im Munde führt, wo man es brauchen zu können meint. Ich habe es öfter gelesen und mich immer darüber geärgert, weil es fast stets tendenziös angewandt wird, weil es fast immer gebraucht wird, eine Neuerung zu empfehlen, die gegen das vermeintliche Übel ein Heilmittel sein soll. Existiert sie denn? B. beruft sich im Schlußwort seiner Schrift S. 54 auf Paulsens Aufsatz in der „Monatschrift für höhere Schulen". Da heißt es: „Man braucht nicht jeden Ausbruch unkontrollierbarer Stimmung auf einem Abiturientenkommers allzu tragisch zu nehmen, aber man kann sich nicht verhehlen, daß der Abschied von der Schule mit sehr anderen Gefühlen gefeiert wird als der von der Universität; dankbare Anhänglichkeit an einzelne Lehrer ist nicht

selten, aber Anhänglichkeit an sein Gymnasium, wie sie der Amerikaner seinem College lebenslang zu bewahren pflegt, gehört beim Deutschen zu den seltensten Erscheinungen". B. fügt hinzu, die von Paulsen erwähnte Erscheinung sei leider unbestreitbar. Auf Grund meiner eigenen Empfindungen und Erfahrungen mit den Abiturienten meines Gymnasiums sowie auf Grund der Erfahrungen, die ich mit meinen Schülern gemacht habe, muß ich das bestreiten. Ich muß davon Zeugnis ablegen, und ich glaube, es werden mir viele zustimmen. Ich habe mehrere Universitäten besucht; wo auch immer ich hinkam, den ersten Anhang fand ich an Kommilitonen meines Gymnasiums. Sie gehörten verschiedenen Semestern an, verschiedenen Fakultäten, und doch fanden wir uns zusammen, gern und oft, und das einigende Band so verschiedenartiger Elemente bildete unser Gymnasium. Da wurden Freundschaften geknüpft, die auf der Schule gar nicht bestanden hatten, und sie hielten Stich im Leben, und in Briefen, die wir austauschen, bildet noch immer den Mittelpunkt des Interesses unser Gymnasium. Das habe ich von Abiturienten anderer Anstalten ähnlich erfahren. Auf der Universität haben sie vielfach ihre besonderen Abende, an denen sich alle oder doch die meisten zusammenfinden, so verschieden sonst ihre Interessen sein mögen; selbst wenn sie Verbindungen mit entgegengesetzten Prinzipien angehören, finden sie sich da zusammen in dankbarer Erinnerung an ihr altes Gymnasium und die gemeinsam verlebte Schulzeit. Soll das jetzt anders geworden sein?

Durch meine Hände ist eine stattliche Anzahl von Abiturienten gegangen. Viele habe ich aus dem Gesichtskreis verloren. Einige aber schreiben wohl hin und wieder eine Karte, andere, die am Orte sind, besuchen mich und andere ihrer früheren Lehrer. Wir sind auch gern mit ihnen einen Abend zusammen und erfahren durch sie von andern, die uns weiter entrückt sind. Das ist nicht bloß die oben erwähnte Anhänglichkeit an einzelne Lehrer, wie ich unauffällig durch vorsichtige Erkundigungen festgestellt zu haben glaube, es ist die Anhänglichkeit an das Gymnasium, das die jungen Leute besucht haben, ja noch mehr, es ist die Dankbarkeit gegenüber der gymnasialen Bildung, die sie genossen. Wohl ist hie und da einer, der manches in seiner Bildung vermißt, was er nach seiner Meinung auf der Schule gelernt haben müßte. Aber das sind nur wenige, die meisten haben eingesehen, daß keine Schule eine völlig abgeschlossene Bildung vermitteln kann und daß die Verschiedenartigkeit der Neigungen zu groß ist. Bei manchen meiner früheren Abiturienten habe ich mit Freuden gesehen, wie sie gelegentlich in Debatten untereinander mit einer geradezu wohltuenden Wärme für die gymnasiale Bildung eintraten, und es waren nicht solche nur, die sich dem Studium der Philologie gewidmet hatten, sondern Juristen, Mediziner u. a. Und doch haben sie alle den Abgang von der Schule mit ganz andern Gefühlen

gefeiert, als sie den von der Universität feiern werden oder schon gefeiert haben! Wen wird das wundernehmen? Der Abiturient verläßt den Zwang der Schule, um die goldene Freiheit zu gegenießen; das alte Haus, das sein Examen „gebaut hat", verläßt der Freiheit geheiligtes Land, um mit gesenktem Blick in das Philisterland zurückzuziehen, um sich von nun an dem Zwang der Pflichten des Standes und des Dienstes zu unterwerfen. Erklärt das nicht genug? Ist das ferner nur bei Gymnasialabiturienten der Fall? Paulsen spricht nur schlechthin von dem Gymnasium und B. desgleichen. Freuen sich etwa die Abiturienten des Realgymnasiums und der Ober-Realschule weniger beim Abschied von der Schule, mehr beim Abgang von der Universität? Ist hier auch wieder bloß das böse Gymnasium schuld? Die Sache liegt doch wohl anders. Selbst der 14jährige Schüler der Elementarschule, der die Schule verläßt, ist froh den Zwang los zu sein, und zeigt wohl gar seine Nichtachtung dem Lehrer, um später, in reiferen Jahren, nicht selten zu der Erkenntnis zu kommen, wieviel er der Schule verdankt. Mancher hat schon später seinem Lehrer reuevoll seine Ungezogenheiten abgebeten. Wieviel mehr müssen sich 18, 19, 20jährige junge Leute freuen, wenn sie die lästige Fessel der Schule los werden! Und in dem Freiheitstaumel fällt wohl einmal ein unbedachtes Wort, wird wohl einmal ein unüberlegtes Urteil gesprochen, das nicht gleich auf die Goldwage gelegt werden darf. Auch der Soldat, der 2, 3 Jahre dienen muß, schilt über den strengen Dienst und zählt die Tage bis zur Entlassung, wenn aber die Zeit um ist, so ist jeder — das ist doch eine allgemeine Erfahrung — stolz auf seine Dienstzeit, stolz auf sein Regiment, dem er angehört hat, weil er das mehr oder minder klare Gefühl hat, daß ihm diese Zeit eine unersetzliche Schule gewesen ist.

Genug, wir sehen, die eben erwähnte Erscheinung erklärt sich ganz natürlich. B. freilich sucht nach einer andern Erklärung und findet sie darin, „daß die Abiturienten das wenn auch unklare Gefühl haben, daß sie in ihrer geistigen Eigenart während ihrer Schulzeit nicht richtig erkannt, daß ihre wirklichen Fähigkeiten und Kenntnisse nicht richtig beurteilt worden sind. Dies Gefühl ist nicht zum geringsten Teil dadurch hervorgerufen, daß man sie als Schüler zu sehr nach ihren Extemporalien beurteilt hat[1]), die, wie man bei unbefangener Beurteilung zugeben muß, bis jetzt als höchst zweifelhafte Gradmesser der Intelligenz des Schülers anzusehen sind. Die Schüler haben die Empfindung, daß

[1]) Die „Extemporalenot" war doch früher unstreitig gröfser als heute, und so müßte man eigentlich folgern, früher sei die Schulverdrossenheit größer gewesen. Engel dagegen meint in seinem Aufsatz in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung vom 25. August v. J., „die heutige Jugend der höhern Lehranstalten habe lange nicht mehr die Lust an der Schule als wir Alten sie meist in unserer Jugend gehabt hätten". Die Schuld sucht er in dem Bureaukratismus. Vgl. Matthias a. a. O.

sie in diesen Arbeiten, nach denen fast ausschließlich ihre Leistungen und Fähigkeiten eingeschätzt werden, ihre wirkliche geistige Kraft gar nicht zeigen können". Setzt sich B. hier nicht mit sich selber in einen unlösbaren Widerspruch? Wenn die Extemporalien wirklich ein so zweifelhafter Gradmesser für die Intelligenz der Schüler sind, sollte man sie ganz abschaffen, auch für die Mittelklassen. Denn Buddes Reform der Klassenarbeiten leistet nicht das, was sie leisten soll. Trotzdem behauptet er: „Wenn die Klassenarbeiten in der von mir vorgeschlagenen Weise angefertigt werden, dann darf man sie ganz sicher bei der Quartalszensur als gleichwertig mit den andern Leistungen in Anrechnung bringen, dann gewähren sie dem Gesamturteil eine nicht zu unterschätzende Unterlage"[1]). Auch die reformierten Klassenarbeiten „dürfen für das Zeugnis nicht allein ausschlaggebend sein, sondern nur als gleichwertiger Faktor zu den mündlichen Leistungen hinzutreten". Für seine reformierten Arbeiten nimmt also B. eine Bedeutung und Geltung in Anspruch, die er den Extemporalien „der gewöhnlichen Sorte" nicht zukommen lassen will. Mit welchem Rechte, wenn seine Reform, wie oben gezeigt, für die Mittelklassen so wenig bedeutet? Das Urteil ganz ausschließlich auf die Klassenarbeiten zu stützen[2]), ist allerdings ein Fehler, den heute niemand mehr entschuldigen wird, wenn er noch hie und da gemacht wird. „Brauch" ist er heute keineswegs mehr, und bei Buddes reformierten Arbeiten kann er ebenso gemacht werden. Besonders in den oberen Klassen wird heute niemand mehr den Schüler lediglich nach den Extemporalien beurteilen. Es werden neben den sog. Extemporalien schon längst auch Herübersetzungen angefertigt, vierteljährlich mindestens eine, es wird großer Wert auf das sog. Extemporieren gelegt, und im Abiturientenexamen wird — das wissen die Schüler alle — das Gesamturteil nicht bloß nach dem Skriptum, sondern auch, und zwar hauptsächlich, nach der Fähigkeit beurteilt, eine leichte Stelle aus einem Schriftsteller zu übersetzen. Wie kann man da behaupten, die Schüler hätten das Gefühl, sie würden zu sehr nach ihren Extemporalien beurteilt!

Nun sollen die Schüler aber auch „das wenn auch unklare Gefühl haben, daß sie in ihrer geistigen Eigenart auf der Schule nicht erkannt seien". Gut, daß zugegeben wird, das Gefühl sei unklar! Es wird ihnen mehr untergeschoben, als daß es wirklich vorhanden ist. Jedenfalls merkt man hier gleich die Absicht, nämlich für die sog. Bewegungsfreiheit einzutreten. Es liegt mir

---

[1]) Vgl. dazu Budde a. a. O. S. 54: „Doch wird ein Urteil, das aus solchen Arbeiten in Verbindung mit den mündlichen Leistungen gewonnen wird, einer objektiven Würdigung der wirklichen Kenntnisse der Schüler so nahe kommen, als es eben menschenmöglich ist, und ultra posse nemo obligatur".

[2]) Die Lehrpläne verbieten es ausdrücklich. In den „Allgemeinen Bemerkungen" unter Nr. 6 heißt es: „Mit aller Entschiedenheit ist einer einseitigen Wertschätzung des sog. Extemporales entgegenzutreten". Vgl. dazu: Monatschrift für höhere Schulen. VI. Jahrgang S. 645.

ganz fern, hier eine Frage zu erörtern, über die adhuc sub iudice lis est und die voraussichtlich noch lange nicht spruchreif sein wird. Es gehört sicherlich zu den Aufgaben des Lehrers und Erziehers, seine Schüler in ihrer Eigenart zu erkennen und dementsprechend zu fördern, zumal in den oberen Klassen, es ist sogar die schwerste Aufgabe, die uns gestellt ist; aber es fragt sich sehr, ob die Lösung erleichtert wird durch die Scheidung einer sprachlich-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung in Prima [1]), für die auch B. in der erwähnten Tagnummer eintritt. Die individuellen Anlagen und Neigungen der Schüler gehen doch viel weiter auseinander, sind eingestandenermaßen viel mannigfaltiger, als daß jene einmalige Spaltung genügte. Es müßte noch weiter geteilt werden. Das würde aber eine Änderung der Schulorganisation von unberechenbarer Tragweite im Gefolge haben, Schwierigkeiten aller Art wären zu überwinden, ehe sie allgemein durchgeführt werden könnte. Dabei bleibt noch zu erwägen — darauf hat schon der Stadtschulrat von Berlin, Michaelis, in seiner bekannten Rede im Berliner Gymnasiallehrerverein hingewiesen —, ob bei dieser Art der Bewegungsfreiheit ein Plus herauskommt oder nicht. Die Antwort muß über die Berechtigung des Verfahrens entscheiden. Was bis jetzt darüber bekannt geworden, berechtigt keineswegs zu der Behauptung, der eingeschlagene Weg sei der allein richtige. Es geht auch anders. Man kann der individuellen Beanlagung der Schüler auch Rechnung tragen, ohne jene scharfe Scheidung in die beiden getrennten Sektionen eintreten zu lassen [2]). Man braucht noch kein Gegner der Reform zu sein, wenn man erst sehen will, ehe man glaubt. B. freilich zieht gleich das schwerste Geschütz auf und droht denen, die vorsichtig abwarten wollen, zum Schluß seines Aufsatzes in der Tagnummer: „Es will mir scheinen, daß diejenige pädagogische Orthodoxie, die keinerlei Änderung der Tradition in dem Unterrichtsbetrieb der höheren Knabenschulen zulassen will, unbewußt der extremen Richtung in der modernen Pädagogik, deren Vertreter am liebsten mit Feuer und Schwert besonders das Gymnasium ausrotten möchten, Wasser auf die Mühle liefert. Die starre, jeglicher Neuerung und jedem gesunden Fortschritt abholde Reaktion hat, wie die Geschichte lehrt, auf allen Gebieten des menschlichen Geisteslebens noch stets wider ihren Willen revolutionären Bestrebungen Vorspanndienste geleistet". Ist das nicht stark übertrieben? Wenn man sich einer

[1]) Wie es in Strasburg in Westpreußen geschieht. Vgl. das Progr. von Strasburg 1907 mit dem Bericht des Direktors Dr. Gaede über den Betrieb während zweier Jahre.

[2]) So macht es Gronau in Elbing; vgl. Progr. Elbing Gymn. 1907. So hat es schon seit Jahrzehnten Uhlig gemacht; vgl. Humanistisches Gymnasium 1907, Heft V. Eine nützliche und übersichtliche Zusammenstellung solcher und ähnlicher Versuche gibt jetzt Nath in der Monatschrift für höhere Schulen 1908 S. 34ff.

vorgeschlagenen Neuerung gegenüber abwartend verhält, nicht einmal ablehnend, wenn man erst die Bewährung in einer längeren Praxis abwarten will, verdient man da gleich den Vorwurf, man sei ein jedem gesunden Fortschritt abholder Reaktionär? Und das in einer Tageszeitung vor breitester Öffentlichkeit! Wollen wir denn keinerlei Änderung der Tradition im Gymnasialunterricht zulassen? Wer die letzten 20 Jahre überschaut, muß doch zugeben, daß von starrem Festhalten am Alten, an der Tradition doch keine Rede sein kann. Wie vieles hat sich seitdem im Lehrplan und Lehrbetrieb des Gymnasiums geändert! Und weiter sind wir auch gekommen, das kann nicht geleugnet werden, nicht bloß im Betrieb des Französischen, der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Geschichte, sondern auch in den alten Sprachen[1]), z. B. in der Sichtung des grammatischen Stoffes, in der methodischen Behandlung, im Gebrauch der deutschen Sprache bei Hin- und Herübersetzungen. Das ist mir schon lange klar gewesen, ich brauche nur meine Schulzeit mit dem jetzigen Betrieb zu vergleichen. Das ist mir noch klarer geworden durch die Lektüre von Buddes Schrift. Ist doch die von ihm verlangte Reform im wesentlichen schon durchgeführt, mit Ausnahme der Forderung, in den oberen Klassen die Extemporalien ganz zu beseitigen. Vieles von dem, was er rügt, trifft heute gar nicht mehr zu. Das war vor 20 Jahren so. Und wenn einem die alten Sünden nun immer wieder zugerechnet werden, so ist das wahrlich keine Ermutigung. Experimentiert wird heutzutage genug, ja zu viel am Gymnasium, und, wer nicht alle Experimente mitmacht, dem kann man nicht vorwerfen, er helfe unbewußt das Gymnasium ausrotten. Vielleicht schadet das übermäßige Experimentieren mehr als vorsichtige Zurückhaltung. Sollte sich die Bewegungsfreiheit in der angegebenen Weise bewähren, so bin ich nicht der letzte, der für sie eintreten wird, und viele weiß ich mit mir eines Sinnes. Wir nehmen aber das Recht für uns in Anspruch, alles erst zu prüfen, ehe wir das Beste behalten. Damit glauben wir dem Gymnasium, um dessen Bestand wir kämpfen, einen ebenso großen Dienst zu tun wie die Reformer.

Charlottenburg[2]). Paul Tietz.

---

[1]) Hierher gehört auch der Versuch, den griechischen Unterrihtc nicht auf grammatischer Methode aufzubauen, sondern auf Grundlage der Lektüre, und zwar einer zusammenhängenden Lektüre. So geschieht es in Hannover auf Grund von Homers Odysee mit Benutzung von Hornemanns dazu verfaßter Grammatik. Die meisten andern Versuche stützen sich auf Xenophons Anabasis und benutzen jetzt die sog. Xenophon-Grammatik von Przygode-Engelmann. Über die Vorzüge dieser Methode vgl. Lehrproben u. Lehrgänge 1907, XCIII.

[2]) Vorstehender Aufsatz ist um Weihnachten 1907 in Graudenz entstanden, vor meiner Übersiedelung nach Charlottenburg zu Ostern 1908 und vor dem Erscheinen von Buddes neuer Schrift: „Mehr Freude an der Schule“, die also hier nicht Berücksichtigung finden konnte.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Julius Reinhard Dieterich und Karl Bader, Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen. Herausgegeben im Auftrage des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Gießen 1907, in Kommission der Verlagsbuchhandlung von Emil Roth. (Zugleich V. Band der Neuen Folge des Archivs für hessische Geschichte und Altertumskunde.) VIII und 532 S. 8. 5 *M.*

Es ist eine reiche Gabe, die hier der Historische Verein für das Großherzogtum Hessen der Alma Mater Ludoviciana zu ihrer dritten Jahrhundertfeier darbringt. Nicht weniger als 13 verschiedene Arbeiten (an denen die Herausgeber mit je einem Beitrage beteiligt sind), fünf auf die Geschichte der einstigen Universität Mainz, acht auf die der Universität Gießen bezüglich, ungleich an Bedeutung und Umfang, aber alle mit Dank entgegenzunehmen, sind hier zu einem stattlichen, hübsch ausgestatteten Bande vereinigt.

1. Gustav Bauch-Breslau, Aus der Geschichte des Mainzer Humanismus (S. 3—86). Die Betrachtung erstreckt sich auf die Zeit des 16. Jahrhunderts, wo die noch junge Universität, von Dietrich II. von Isenburg 1477 gegründet, als eine Spezialhochschule für Juristen und Humanisten („Poeten") galt. Jurisprudenz war in jenen Zeiten für die höheren Geistlichen notwendig, weil sie, bei weltlichem Besitz, auch in Verwaltungsgeschäften bewandert sein mußten. Dietrich hatte daher für beide Zweige des Rechts von Anfang an gesorgt, ohne Theologie und Philosophie zu vernachlässigen. Der erste Mainzer Humanist war indessen nicht ein Jurist, sondern ein Mediziner: Dr. Dietrich Gresemund der Ältere, „der Ahnherr des Mainzer Humanismus"; eine fortlaufende Reihe beginnt dann sein gleichnamiger Sohn († Okt. 1512), dem vom Verfasser eine besonders eingehende Betrachtung gewidmet ist. Kurz nach ihm vollzieht sich die Vereinigung von Poetik und Jus (*studium humanitatis*), und die obrigkeitliche Fürsorge des Erzbischofs Berthold von Henneberg, angeregt durch Joh. Rhagius von Sommerfeld (daher Aesticampianus; später in Frankfurt a. O. und Leipzig), gewinnt der Universität Mainz in

der Sache des Humanismus einen Vorsprung vor allen Universitäten Deutschlands. So treten uns in Mainz oder in Beziehung zur Universität eine Reihe hervorragender Humanisten entgegen, wie Johannes Trithemius, Konrad Celtis, Cuspinianus, Canter, besonders Johann Reuchlin und Johann Huttichius. Verf. vermag auch die oft übersehene erfreuliche Tatsache festzustellen, daß die Humanisten am Rhein, in Mainz wie in Heidelberg und Straßburg, keineswegs weltfern und ohne jede Fühlung mit der Masse des Volks ihre Studien betrieben, sondern daß sie, von patriotischen, pädagogischen und moralischen Gesichtspunkten geleitet, positive Früchte aus dem Studium des Altertums auch andern, die der lateinischen Sprache nicht mächtig waren, zugänglich machen wollten; wie denn einer der bedeutendsten Mainzer, Bernhard Schoefferlin aus Eßlingen, ausdrücklich erklärt, daß er sich vorgenommen habe, „dem gemeinen nutz zu gut, zu lob und eer tütscher nation zu beschriben die rechten waren roemischen hystorien“, daß er auch „der tütschen manheit und tugend nit vergessen sondern ordentlich beschriben wil“; „wan ich fynd sovil manheit und ritterlichs werben von inen beschriben, das sie in dem für alle nation gelobt syen“. In der der ersten Ausgabe seiner römischen Geschichte (1505) vorgedruckten Widmung an Kaiser Maximilian I. steht das bedeutsamste Zeugnis für die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johannes Gutenberg in Mainz, das Zeugnis, durch das er das unanfechtbare Denkmal für die Verdienste der Deutschen um die Menschheit aufgerichtet hat (zugleich mit seinem Zeitgenossen Wittich). — So gibt die Abhandlung aus der Feder eines in der Geschichte des Humanismus rühmlich bekannten Forschers ein farbenreiches Bild von der Bewegung des Humanismus in einem seiner bedeutendsten Mittelpunkte um die Wende und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Universität Mainz in ihren Anfängen.

2. Ein kürzerer Aufsatz (S. 87—93) von Franz Falk-Klein Winternheim, Jakob Welder, der erste Rektor der Mainzer Hochschule, bringt alles, was über diesen seiner Zeit wohl bedeutenden Gelehrten und Redner, der, aus Siegen stammend, 1478—80 das Rektorat führte und 1483 starb, ausfindig zu machen ist, ohne daß freilich ein festes Bild gewonnen wird.

3. Fritz Herrmann-Darmstadt, Die Mainzer Bursen „Zum Algesheimer“ und „Zum Schenkenberg“ und ihre Statuten (S. 94—124). Die die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts beherrschenden Gegensätze des Nominalismus und Realismus machten sich auch in der Universität Mainz geltend, seitdem um 1450 die von Paris ausgehende sogenannte via antiqua in die seither rein nominalistischen Universitäten Südwestdeutschlands eingedrungen waren und in den drei im 8. Jahrzehnt des Jahr-

hunderts gegründeten Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Mainz bereits bei ihrer Gründung Aufnahme gefunden hatte. Um zu verhüten, daß die der philosophischen oder Artistenfakultät angehörenden Studenten den Streit des Geistes in die Wohnungen und auf das persönliche Gebiet übertrugen, wurden die Studenten je nach ihrer Richtung in verschiedenen Bursen untergebracht, in den beiden Häusern „Zum Algesheimer" und „Zum Schenkenberg", jenes für die moderni, dieses für die antiqui bestimmt; jedes beherbergte auch einen Teil der Magister der einzelnen Richtung. Die Burse „Zum Algesheimer" wurde 1562 aufgehoben, während die „Zum Schenkenberg" bis zur Aufhebung der Universität, wenn auch nicht in demselben Gebäude, bestand. Von allgemeinem Interesse — und dadurch ist diese Abhandlung mit ihren Beigaben, nämlich dem vollständigen Abdruck der Antiquissima statuta bursalia domorum Schenkenbergicae et Algesheimensis als besonders wertvoll zu betrachten — sind die Mitteilungen über die Verfassung der Bursen. Denn die für die beiden Häuser erlassenen Statuta bursalia stehen in ihrer Ausführlichkeit wohl einzig unter den Bursenstatuten von deutschen Hochschulen da und sind als eine vorzügliche Quelle für die Kenntnis des studentischen Lebens im Anfange der Neuzeit zu betrachten.

4. Heinrich Schrohe-Mainz hat in einem Aufsatze: Die Wiederbesetzung erledigter Professuren (S. 125—164) die sämtlichen auf die Besetzung erledigter Professuren bezüglichen Aktenstücke von 1559—1679 verwertet und veröffentlicht. In der hier behandelten Zeit hat die Universität wie an andern Hochschulen bei Neubesetzungen Mitwirkung, aber oft beanspruchten die Kurfürsten das Verfügungsrecht, oft begegnen Verwahrungen der Universität gegen Eingriffe. Es ist bezeichnend, daß die meisten Professoren ihre Bewerbungsgesuche an den Kurfürsten richteten. Auch über die Persönlichkeiten geben die Urkunden Auskunft, und hier ist bemerkenswert, daß die Juristen meist aus Stellungen der praktischen Tätigkeit kommen. Die Urkunden, 30 an der Zahl, bringen Bewerbungsgesuche, Entscheide der Kurfürsten, Schreiben der Universität, auch eine Bitte an einen kurfürstlichen Kammerdiener.

5. Wilhelm Stieda-Leipzig, Wie man im 18. Jahrhundert an der Universität Mainz für die Ausbildung von Professoren der Kameralwissenschaft sorgte (S. 165—216). Im Jahre 1781 wurde die in Verfall geratene Universität von Kurfürst Karl Josef von Erthal mit den Gütern von drei aufgehobenen Klöstern begabt und bekam dadurch reiche Mittel in die Hand. Damals war es, wo man zwei junge Gelehrte ausersah, um als Nachfolger eines alten, hochbewährten Kameralisten ausgebildet zu werden: Franz Karl Spoor und Georg Adam Schleenstein, die nun, im Auftrage des Kurfürsten und der Universität, in den verschiedenen Fächern, auch den Hilfswissenschaften,

theoretisch und praktisch sich vervollkommnen sollen, um nachher Lehrstühle einzunehmen. 1784 werden beide auf Reisen geschickt (April bis Oktober), um in verschiedenen Gegenden Deutschlands Beobachtungen über Ackerbau und Industrie anzustellen, auch auf anderen Hochschulen Erfahrungen zu sammeln. Über diese Reise wird von ihnen eingehend und oft recht interessant schriftlicher Bericht erstattet. Im folgenden Jahre wird ihnen, da sie sich als Privatdozenten bewährt hatten, eine zweite Reise aufgetragen. Die Anlagen enthalten Instruktionen für die beiden jungen Gelehrten, die Berichte von diesen, auch über kleinere wissenschaftliche Ausflüge, namentlich aber über die oben angegebene größere Reise von 1784. In diesen Mitteilungen ist viel kulturgeschichtliches Material niedergelegt über die Zustände gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und hierdurch erhält auch diese Schrift Wert über den Rahmen der Sonderuntersuchung hinaus.

6. Gustav Freiherr Schenk zu Schweinsberg-Darmstadt, Alt-Gießen (S. 219—254). Der Verf. berichtet über die Anfänge von Gießen, dessen zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahre 1248 Erwähnung getan wird. Aus den in dieser Urkunde berührten oder erkennbaren Umständen ergibt sich, daß in jenem Jahre die Gründung der Stadt bereits ihren Abschluß gefunden hatte. Älter ist die Burg Gießen, die, ursprünglich im Besitze der Grafen von Tübingen, 1264 oder 65 an Landgraf Heinrich, Herrn von Hessen, veräußert wurde. Die Forschung nach dem Alter der Burg führt den Verf. auch zur Feststellung von dem der Burg Gleiberg bei Gießen. In Gießen selbst geht er der Lage und den Resten der Grafenburg nach, der inneren Burg, dem Zwinger, der zweiten Burg, der ältesten Stadtmauer, wozu ein anschaulicher Plan beigegeben ist. Von besonderem Wert sind auch bei dieser Abhandlung die drei urkundlichen Beilagen und die Siegeltafel. Ein kurzer Anhang bringt eine in Kupfer gestochene Ansicht der Stadt aus dem Jahre 1612 mit Beschreibung.

7. Manche neue Einzelheiten bringt Wilhelm Diehl-Hirschhorn in seiner eingehenden Abhandlung (S. 255—326) „Neue Beiträge zur Geschichte von Joh. Balth. Schuppins in der zweiten Periode seiner Marburger Professorentätigkeit 1639—1646“. Er will zu den Arbeiten W. Nebels (Briefwechsel usw. 1890) und W. M. Beckers („Aus Joh. Balth. Schupps Marburger Tagen“ im I. Bde. der „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte“) Ergänzungen geben; seine Schrift bezieht sich daher auf die Zeit, die zwischen den von jenen beiden Forschern behandelten Perioden liegt. Sie hebt an mit dem Zeitpunkte, wo der von Becker herausgegebene Briefwechsel Schupps mit dem Ulmer Superintendenten Konrad Dieterich infolge seines im März 1639 erfolgten Todes abbricht, und erstreckt sich bis zu Schupps Braubacher Zeit, von der Nebels Studie ihren

Ausgang nimmt. Drei Ereignisse sind es, die in dieser Zeit in Schupps Tätigkeit bedeutsam eingreifen: der Auftrag des Landgrafen Georgs IV. im Jahre 1639, eine Geschichte Ludwigs V. und Georgs II. bis zur Gegenwart zu bearbeiten, ein Plan, zu dem der dann in Ungnade gefallene Kanzler Wolff von Totenwart den Landgrafen zu bestimmen gewußt hatte; sodann sein Prorektorat im Jahre 1643 und endlich — was ihm den Aufenthalt in Marburg verleidete — seine wachsende finanzielle Not und die 1645 wegen einiger unwesentlicher kirchlicher Neuerungen gegen ihn geführte Disziplinaruntersuchung. Letztere Umstände waren es, die das geplante Opus historicum nicht zur Ausführung kommen ließen und ihn auch veranlaßten, sich von Marburg fortzubemühen: in den letzten Tagen des Jahres 1645 übernahm er die Stelle eines Hofpredigers bei dem Landgrafen Johann von Hessen-Braubach. — Die letzte Periode von Schupps Marburger Zeit ist durch diese Untersuchung völlig erhellt. Die 27 Anlagen, Schreiben, Memoriale, auch Dichtungen Schupps (in deutscher Sprache, die er in Marburg mehr zu pflegen begann) ergänzen in willkommener Weise das historische und literarische Material über den bedeutenden Mann.

8. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt, Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen (S. 327—355) bringt Beiträge zu der für die Kulturgeschichtschreibung so wichtigen Kenntnis des akademischen Lebens, wobei erhellt, daß bei aller Gleichheit im großen und ganzen die einzelnen Hochschulen für sich individuelle Züge tragen. Die hier behandelten Zustände betreffen die Zeit von etwa 1625—1665 und zeigen manche arge Auswüchse des studentischen Lebens, gegen die die akademischen Behörden so gut wie machtlos waren, die aber sogar eine Art Universitätskartell zwischen verschiedenen Hochschulen zustande brachten. Sehr lehrreich sind die beiden beigegebenen Urkunden, die Pennalgesetze, eine Art Fuchskomment, in scheinbar juristischer Form gehalten und bitter ernst gemeint, in denen die für die jüngeren Pennäler geltenden Regeln von den älteren festgestellt werden.

9. Ludwig Voltz-Darmstadt, Zwei Hessen-Homburgische Prinzen als Gießener Studenten (S. 356—374) bringt einen hübschen kleinen Beitrag zur Geschichte der Gießener Ludoviciana. Es sind die beiden Söhne des Landgrafen Friedrich III. von Hessen-Homburg, um die sich's handelt, die 1722—1723 (im ganzen neun Monate) die Hochschule besuchten, begleitet von dem Juristen Christ. Gottl. Passern, während die Oberaufsicht der Erziehung in den Händen eines landgräflichen Oberamtmannes lag. Wir erfahren die Lebensweise der Prinzen, ihre Teilnahme an den Kollegien, vielfache ihnen zuteil gewordene Ehren, die für sie gemachten Ausgaben, kurz, wir erhalten einen Einblick in die gesamte Lebensführung. Die Prinzen stiegen später in Rußland

zu hohen Ehren, doch raffte beide der Tod in frühen Jahren hinweg.

10. Karl Bader-Darmstadt, Von tödlichem Ableben und solenner Beerdigung Rectoris Magnifici (S. 375—389) bringt einige für Landes- und Ortsgeschichte nicht uninteressante Züge aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die ein mitunter ergötzliches Bild des kleinstädtischen Lebens zeigen, wo die kleinlichsten Dinge, wie Rangstreitigkeiten über die Reihenfolge im Leichenzuge u. dgl., mit vollem und bitterem Ernste behandelt werden.

11. Erwin Preuschen-Darmstadt, Symbola. Aus alten Gießener Stammbüchern (S. 390—405). Aus ihnen empfängt die Geschichte der Entwicklung der studentischen Orden und Landsmannschaften in erster Linie ihr Licht; aber da sie auch von Professoren und anderen hochstehenden Persönlichkeiten ihren Inhalt bekommen, so lassen sie überhaupt erkennen, welcher Geist im Wechsel der Zeiten auf der Hochschule herrschend gewesen ist, — der genius loci kommt darin zum Ausdruck. Und so erhalten auch unscheinbare Dokumente wie die hier zusammengestellten ihren Wert.

12. Das Leben des Mannes, der am 23. Juni 1820 die hessische Verfassungsurkunde gegenzeichnete, wird von Karl Esselborn-Darmstadt bis zu dem Zeitpunkte dargestellt, wo er als verantwortlicher Minister die Geschicke seines Vaterlandes zu leiten begann, in einem Aufsatze: Karl Ludwig Wilhelm von Grolman in Gießen (S. 406—461). Ihn verbanden gemeinsame strafrechtliche Studien und enge Freundschaft mit Paul Johann Anselm Feuerbach. Als Professor der Rechtswissenschaft und als Oberappellationsgerichts-Präsident hat er namentlich in der Zeit der Einführung des Code Napoléon eine weitgehende und erfolgreiche Tätigkeit, auch schriftstellerisch, entfaltet, bis er 1819 Gießen verließ, um in Darmstadt das Ministerium zu übernehmen.

13. Ein anderer Gießener Professor als hessischer Staatsmann wird von Julius Reinhard Dieterich-Darmstadt in dem letzten Aufsatze (S. 462—514) behandelt: Christian Hartmann Samuel Gatzert, ein Sachse von Geburt. Dieser, Professor der Rechte in Gießen, wurde am 22. Februar 1782 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt und als Kabinettsminister nach Darmstadt berufen. In dieser Stellung hat er den Landgrafen Ludwig IX., einen leidenschaftlichen Herrn, in seinen Prozessen beim Wiener Reichshofrat kraftvoll unterstützt, aber auch in den lebhaften Kämpfen des Landgrafen mit seinen Ständen seinem Fürsten wichtige Dienste geleistet und gleichzeitig zur Erleichterung des bedrückten Landes, zumal in der Franzosennot, viel beigetragen. War er Ludwig IX. der vertrauteste Diener, so wurde er dessen Nachfolger Ludwig X. (1790) der vertrauteste

Freund, in dessen Hand seit 1792 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, Verhandlungen mit Preußen, Österreich, Frankreich allein lag. Auf dem Rastatter Kongreß, bei den Vorbereitungen zum Reichsdeputationshauptschluß war er der Vertreter der Interessen seines Landes und seines Fürsten, wie dieser, ein treuer, nur zu vertrauensseliger Anhänger des Kaisers, bis der Einfluß eines neuen Ministers den Landgrafen zu einer franzosenfreundlichen Politik trieb. Dies war für Gatzert die Veranlassung, seinen Abschied zu nehmen, der ihm am 14. Mai 1799 in Gnaden gewährt wurde. Am 2. Mai 1807 starb er in Gießen, woher er gekommen war und wohin er sich nach einer nicht ruhmlosen Laufbahn zurückgezogen hatte. Wenn auch sein politisches System keinen Bestand hatte, so verdiente es der durch Ehrenhaftigkeit, Charakterstärke und Fürstentreue ausgezeichnete Mann, daß sein Andenken in einer so eingehenden und liebevollen Behandlung, wie sie der Verfasser bietet, wieder erneuert wurde.

Dies in kurzer Skizzierung eine Übersicht des mannigfaltigen Inhaltes des Buches, das gar vielen etwas bietet und über die Grenzen des Landes Hessen hinaus seine Leser finden wird. Der Mehrzahl der Abhandlungen sind Abbildungen (Bildnisse u. a.) beigegeben. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register (von Frau Emi Dieterich-Darmstadt S. 515—530) schließt das gehaltvolle Buch ab.

Hanau. O. Wackermann.

Iwan von Müller, Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation. Eine Jahrhunderterinnerung. München 1908, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oscar Beck. VI u. 112 S. gr. 8. steifgeh. 2 M.

Vor gerade hundert Jahren erschienen zwei pädagogische Schriften, die auf die Zeitgenossen einen mächtigen Eindruck ausübten, aber auch jetzt noch in einer Zeit gärender Schulreformen nicht bloß aus historischem Interesse, sondern wegen ihres geistigen Gehaltes immer wieder gelesen zu werden verdienen: Jean Pauls „Levana oder Erziehungslehre“ und Joh. Michael Sailers „Erziehung für Erzieher“. Beide Autoren, die im Leben nie einander begegneten, reichen sich in ihren Schriften die Hand zum Bunde im Kampf für die wertvollsten Güter, die sich damals die deutsche Nation entreißen lassen zu wollen schien; es galt ihnen, auf neue Wege und Mittel hinzuweisen oder längst verlassene Bahnen wieder aufzusuchen, um eine Erhebung des gesunkenen Deutschtums zu ermöglichen und die Hoffnung der Nation, die Jugend, zum Vollbesitze dessen, was zum echt deutschen Wesen gehörte, ungehindert gelangen zu lassen; warnend, belehrend, die Gebrechen aufdeckend, neue Ausblicke eröffnend, sind ihre Verfasser Mitarbeiter gerade an der Lösung der Probleme, welche die Patrioten ihrer Zeit im Interesse des Deutschtums ins Auge gefaßt hatten. Beide Erziehungsschriften waren nicht ausschließlich

für den Lehrstand bestimmt; beide wenden sich an die Eltern, ihre Schriften sollen Familienbücher sein.

Verf. gibt zuerst eine kurze Übersicht über das Leben und die geistige Wirksamkeit Sailers bis zum Jahre 1907, in dem er als Professor der Universität Landshut seine Erziehungslehre veröffentlichte. Dann folgt eingehender die Darstellung des äußeren und inneren Lebens Jean Pauls, seiner reichen dichterischen und pädagogischen Tätigkeit bis zum Erscheinen der Levana. Hieran schließt sich der liebevoll abgefaßte Bericht über die Levana, in dem er in wohltuender Weise den Dichter recht oft sprechen läßt und damit in dem Leser die Lust erregt, zur Quelle selbst herabzusteigen. In gleicher Weise berichtet er dann weiter über die Gedankenwelt der Erziehungslehre Sailers. Eine Vergleichung beider Bücher bildet den Schluß. Beide Schriftsteller stimmen darin überein, daß sie vom Menschheitsideal ausgehen, ganz im Sinne ihrer Zeit, die auf verschiedenen Wegen danach sucht. Jean Paul will, indem er das Ideal individuell anschaut, den idealen Preismenschen, der im einzelnen verhüllt liegt, durch die Erziehung freigemacht, Sailer die unentwickelte Menschennatur so geleitet wissen, daß die Leitung in Selbstführung übergeht, die dem Ideale der Menschheit entsprechen kann. Nach beiden bedarf es vor allem der sorgfältigsten Pflege des Kindes im elterlichen Hause. Jean Paul weiß, was Kinder sind und was ihnen not tut; auch Sailer ist von warmherzigster Liebe zur Kinderwelt erfüllt. Dagegen scheiden sich beide in der Frage nach der Pflege des religiösen Sinnes der Jugend, was bei der prinzipiellen Verschiedenheit des religiösen Standpunktes der Männer nicht wundernehmen kann. Der dritte Hauptfaktor der Erziehung zur individuellen Vollkommenheit ist nach Jean Paul die Entwickelung des geistigen Bildungstriebes, nach Sailer die intellektuelle Erziehung; damit hängt zusammen, daß Jean Paul der ästhetischen Erziehung einen größeren Raum gewährt wissen will, während sich Sailer rückhaltender ausspricht.

Der gelehrte Verf. hat das Buch seinen „lieben Schülern, den ehemaligen Hörern seiner pädagogischen Vorlesungen in Erlangen und München“ zugeeignet; sie werden dem Meister wieder gern lauschen, aber auch die anderen, denen diese pietätvolle Jahrhunderterinnerung freundlichst empfohlen wird, werden an ihr ihre Freude haben.

Stettin. Anton Jonas.

H. Bahr, Erläuterungen zu den biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testamentes. Zugleich als Ergänzung zum I. Teil des Hilfsbuches für den Religionsunterricht von Siebert und Bahr für die Lehrer aller Schulen herausgegeben. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 124 S. 8. geh. 2 *M*.

Das Buch soll „vor allem den Lehrer in möglichst kurzer Zeit instand setzen, daß er den Text der Geschichten wissenschaftlich

richtig verstehen und erklären kann". Dem Alten Testament ist eine recht geschickte, kurze und leicht verständliche Einleitung in die historische Literatur, dem Neuen eine ebensolche in die Evangelien-Literatur vorangeschickt. Nach folgenden Gesichtspunkten sind die Geschichten erläutert: I. Quellennachweis oder Paralleltexte. II. Vorbereitung durch sachliche und sprachliche Erörterungen. III. Gliederung in Haupt- und Unterteile. IV. Grundgedanken, die sich aus der Geschichte ergeben, oder Erläuterungen. V. Hinweise auf Sprüche, Liederverse, geschichtliche Verhältnisse u. a. m. oder Beispiele. Am wertvollsten erscheint mir Nr. II, aber auch die Grundgedanken sind meist treffend hervorgehoben, wie z. B. S. 63 u. 64, wo die Weihnachtsbotschaft in ihrer tiefen Bedeutung für die Menschheit dargestellt wird. Auch die Vermutung, wie die falsche Auffassung des Zungenredens, die uns im 2. Kapitel der Apostelgeschichte entgegentritt, entstanden sein mag, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich (S. 118). In unserer historisch orientierten Zeit, die dem Religionslehrer eingehende religionsgeschichtliche Studien zur Pflicht macht, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die babylonischen Berichte von der Schöpfung und Sintflut aufgenommen worden sind, wie auch S. 19 passend auf Plaut. Amphit. hingewiesen wird.

Das Buch verdient empfohlen zu werden.

Görlitz. A. Bienwald.

Die freiere Behandlung des Lehrplans auf der Oberstufe höherer Lehranstalten. Eine Darstellung des Wesens und der Formen freierer Unterrichtsgestaltung. Von Franz Cramer. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. 80 S. gr. 8. 2 *M*.

Die Schrift ist im wesentlichen identisch mit dem Bericht für die rheinische Direktorenkonferenz 1907 über die freiere Behandlung des Lehrplans, nur ein Schlußkapitel ist hinzugefügt, in dem über das bis jetzt Erreichte und für die Zukunft zu Erhoffende Rechenschaft gegeben wird. Vorweg bemerke ich: der Leser wird über alle Fragen, die zu dem im Titel angekündigten Thema gehören, vorzüglich orientiert, die Urteile des Verf. sind durchweg besonnen und werden sicher vieler Bedenken zerstreuen, wie ja auch die rheinischen Direktoren, die zum großen Teil mit starker Skepsis in die Verhandlungen eintraten, sich unter dem Eindruck der Verhandlungen von Stunde zu Stunde mehr für die freiere Behandlung des Unterrichts in den Oberklassen erwärmt haben. Da es sich um eine von dem Referenten in Strasburg Wpr. erprobte Sache handelt, so wird man es wohl gerechtfertigt finden, wenn diese Anzeige etwas umfangreicher wird als sonst gebräuchlich ist.

Im ersten Abschnitt, dessen Einleitung das Motto trägt „Einheit ist nicht Einerleiheit", erfahren wir, daß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhundert die Lehrpläne viel größere Freiheit ließen und diese Freiheit erst allmählich mehr und mehr durch Reglements

eingedämmt wurde. Anerkannte Tatsache ist, daß die Selbsttätigkeit unsrer Primaner im großen und ganzen nicht stark genug entwickelt ist und daß es darauf ankommt, sie zu wecken und den Schülern der obersten Klasse eine Überleitung zu den Studien der Hochschule zu schaffen. Das Ergebnis des ersten Abschnitts ist: die Frage, ob für Prima eine freiere Behandlung des Unterrichts wünschenswert ist, wird unbedenklich bejaht, auch die Frage, ob unter Umständen sich Änderungen des Normallehrplans empfehlen, wird bejaht. Nur wird — und mit Recht — eine Reglementierung dieser Freiheit durch Befehle von oben und Einführung eines halbakademischen Betriebes abgelehnt.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der freieren Behandlung des Unterrichts ohne Änderung der Lehrpläne. Über den innerlich freien Unterricht werden ähnliche Gedanken entwickelt wie in Cauers „Die Prima, ein Abschluß und ein Anfang" und „Zur freieren Gestaltung des Unterrichts". Im deutschen Unterricht ist die nachgoethische Zeit mehr zu betonen. Ich füge hinzu: wir werden uns ernstlich überlegen müssen, ob es lohnt, Lessings Laokoon noch immer in der Schule zu behandeln oder ob es nicht an der Zeit ist, ihn durch andre Prosa zu ersetzen. Es ist doch bedenklich, wenn man den Schülern auf Schritt und Tritt nachweisen muß, daß der große Mann geirrt hat. Zudem fürchte ich, manche Lehrer verkünden Lessings Resultate noch immer als der Weisheit höchsten Schluß. Dieser Zopf muß jedenfalls abgeschnitten werden. Der deutsche Aufsatz in Prima bedarf ohne Frage einer freieren Behandlung. Sicher ist es gut, wenn bei häuslichen Aufsätzen mehrere Themata zur Auswahl gestellt werden, damit keiner genötigt wird, ein Thema, das ihm nicht liegt, zu bearbeiten. Die neuere Literatur muß in den Themen mehr als bisher berücksichtigt werden. Gelegentlich kann auch ein Thema gewählt werden, dessen kürzere oder eingehendere Behandlung den Schülern anheimgestellt wird, z. B. ‚Die Einwirkung der Antike auf Goethe', nachzuweisen an Iphigenie und Hermann und Dorothea oder nachzuweisen an einer ganzen Reihe von Goethes Schriften nach eigener Wahl, oder ‚Die sozialen Verhältnisse in Rom zur Zeit Catilinas' zu behandeln nur nach Sallust oder auch unter Heranziehung mehrerer Ciceronischer Reden. Damit habe ich in Strasburg gute Erfahrungen gemacht. Wer die eingehendere Behandlung wählte und gut durchführte, dem wurde der nächste Aufsatz erlassen. Im Griechischen, meint der Verf., brauchten die Extemporalien nicht durch die Lernpolizei unter Staatsaufsicht gestellt zu werden, sondern könnten im Tagebuch angefertigt und gleich in der Klasse besprochen werden. Wie wäre es, wenn gelegentlich im Anschluß an die Lektüre ein Thema zur Bearbeitung in griechischer Sprache gestellt würde? Man braucht es ja nicht gleich einen griechischen Aufsatz zu nennen. Ich habe manche erfreuliche Arbeit dieser Art be-

kommen. Was der Verf. sonst noch beibringt über die Heranziehung der Schüler zum Nachdenken über wissenschaftliche Fragen, über Vorträge mit Lichtbildern, kunstgeschichtliche Belehrungen und Bekämpfung des öden Grammatizismus, der leider noch an vielen Orten seine Orgien feiert und den Feinden des Gymnasiums reichlich Wasser auf die Mühle liefert, u. a. möge man bei ihm selber nachlesen.

Mit dem Verf. bin ich durchaus der Ansicht, daß es sich empfiehlt, reifere Schüler zu größeren selbständigen Arbeiten anzuregen und sie, wenn sie eine solche übernommen haben, anderweitig zu entlasten, sei es durch den Erlaß eines oder mehrerer Aufsätze oder des täglichen Präparierens, gelegentlich auch durch die Gewährung eines freien Tages. Dies ist jedenfalls besser als Studientage für alle. Ich besinne mich, daß Geheimrat Kruse, der damalige Direktor des Greifswalder Gymnasiums, sie zu meiner Schülerzeit versuchsweise einführte. Es kam aber so gut wie nichts dabei heraus. Sie passen für Internate, aber nicht für andre Schulen. Bleiben die Schüler an diesen Tagen zu Hause, so benutzen die meisten sie zum Ausschlafen und zu Ausflügen; müssen sie in die Schule kommen und dort eine selbstgewählte Arbeit machen, so stört leicht einer den andern; auch ist der Raum dazu auf den Schulbänken zu beengt. Zu der Freiheit, die bei der Einrichtung von regelmäßigen Studientagen für alle vorausgesetzt wird, muß das Gros unsrer Schüler eben erst erzogen werden. Wenn man solche Tage hin und wieder einzelnen gewährt, die sich dieser Auszeichnung würdig erweisen, so ist das ein guter Sporn für die anderen. Zu einer gemeinsamen Wanderung unter kundiger Führung durch ein Museum einmal einen Tag freizugeben, lohnt sich entschieden; es ist, wie ich weiß, z. B. in Elberfeld in den letzten Jahren regelmäßig geschehen. Auch Schülervereinigungen zu mancherlei Zwecken sind für unser Ziel wertvoll. Und man kontrolliere dabei nicht zu sehr, sondern bringe den Jünglingen Vertrauen entgegen und gewöhne sie an Selfgovernment! Das wirkt mehr erziehend als ein stetes Schulmeistern. Das persönliche Verhältnis der Lehrer zu den Primanern bedarf entschieden an vielen unsrer Schulen einer Besserung. Freudig stimme ich mit dem Verf. dem Worte Münchs zu „Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart“: „Das natürliche Gegenüber muß durch Ton, Gesinnung und Verkehr in ein Miteinander verwandelt werden“. Das macht sich aber nach meiner Erfahrung ganz von selbst, wenn man den jungen Leuten mehr Armfreiheit zur Bearbeitung von Aufgaben nach eigener Wahl schafft und sie nicht durch ein Zuviel täglicher Pensenarbeit erdrückt.

Im dritten Abschnitt behandelt der Verf. die freiere Unterrichtsgestaltung unter Abweichung von den allgemeinen Lehrplänen. Dahin gehört zunächst eine zeitweilige Veränderung der Pläne, wie sie z. B. in Düsseldorf mit gutem Erfolge versucht ist,

indem man für die Philosophie in jeder Woche sich in bestimmter Reihenfolge von den anderen Fächern eine Stunde lieh. Das Ineinandergreifen verwandter Fächer durch Verschiebung der Stundenzahl („Schleifensystem") gehört eigentlich nicht hierher, da es uns von den Lehrplänen selbst schon an die Hand gegeben ist. Was das Lateinische und Griechische dabei angeht, so würde ich empfehlen, es in I semesterweise mit der Stundenzahl wechseln zu lassen. Ebenso könnte vielleicht bei der Mathematik und der Naturwissenschaften zeitweise eine Stundenverschiebung eintreten.

Die Gruppenbildung läßt sich zunächst so durchführen, daß für verschiedene Fächer Selekten eingerichtet werden, wie es Hornemann vorgeschlagen hat, und die Angehörigen dieser Selekten von dem einen oder andern Fache befreit werden. Ich stimme mit dem Verf. durchaus darin überein, daß dieser Versuch gutzuheißen, aber wohl nur an wenigen Orten durchzuführen ist, weil er zu viel Geld kostet. Auch würden bei dem noch immer bestehenden Mangel vielfach die nötigen Lehrkräfte fehlen.

Gegen eine Scheidung nach Fachgruppen unter Wegfall des gewöhnlichen Lehrgangs ist in der Tat einzuwenden, daß manche tüchtige Schüler den Wunsch haben werden, überall ihre Pflicht zu tun. Ich meine aber, denen kann auch außerhalb der Lehrstunden die Möglichkeit dazu geboten werden, und freue mich, auch hierin mit dem Verf. übereinzustimmen. Ebenfalls teile ich seine Ansicht, daß die Obersekunda als Übergangsklasse zu behandeln und genau nach den Lehrplänen zu unterrichten ist. Daß der Verf. sich zu dem von mir in Strasburg Wpr. durchgeführten Versuch einer Gabelung so günstig stellt, ist mir natürlich besonders lieb. Ich habe über diesen Versuch in dem Programm Strasburg Wpr. 1907 eingehend berichtet. Deshalb hier nur folgendes: Cramer hat mich nicht ganz richtig verstanden, wenn er meint, die 2 Stunden Mathematik der sprachlichen Gruppe würden zur selben Zeit wie die altsprachlichen Mehrstunden gegeben. Altsprachliche Mehrstunden werden überhaupt nicht gegeben. Der Antrag, den Versuch unternehmen zu dürfen, ging davon aus, daß die Primaner zu viele Schulstunden haben, und daß es erwünscht sei, ihnen wenigstens 2 zu ersparen. Darum hat die mathematische Gruppe 4 Stunden Mathematik gesondert und kann in ihnen über die Ziele des Gymnasiums hinaus gefördert werden, da nur solche Schüler in ihr sind, die sich für die Mathematik lebhaft interessieren und auch zu Privatarbeiten in ihr geneigt sind. Daß sie wirklich mehr leistet als andre Gymnasialabiturienten, ist mir von Herrn Provinzialschulrat Kahle auf der Königsberger Direktorenversammlung 1907 bestätigt worden. Die mathematische Gruppe ist von den lateinischen Grammatikstunden befreit. Die sprachliche Gruppe hat nur 2 Stunden Mathematik, die zur selben Zeit gegeben werden wie 2 Stunden der mathemathischen Selekta. Die anderen beiden Stunden der mathe-

matischen Selekta fallen zeitlich mit den 2 lateinischen Grammatikstunden zusammen. Der Überzeugung, daß unsre Primaner zu viele Schulstunden haben, bin ich noch heute und ersehe zu meiner Freude aus einer Zusammenstellung Hoffschultes im Programm der Realschule Münster i. W. 1908, daß alle anderen Länder weniger Schulstunden ansetzen. Wir werden darin nachfolgen müssen. Cramers Bedenken, ob sich in den fünf lateinischen Lektürestunden nicht ein starkes Auseinandergehen der Interessen und Horizontweiten bei den Altsprachlern und Mathematikern gezeigt habe, kann ich mit gutem Gewissen abweisen. Die Mathematiker waren ebenso bei der Sache wie die Altsprachler und waren bei der Reifeprüfung imstande, eine nicht ganz leichte Tacitusstelle so ins Deutsche zu übertragen, daß sie das Prädikat ‚genügend‘ vollauf verdienten. Die Übersetzung ins Lateinische war ihnen mit ministerieller Genehmigung erlassen. Die zwei besonderen Stunden stilistischer Unterweisung wollte ich aber den ‚Altsprachlern‘ erhalten wissen. Denn ich bin durchaus nicht der Ansicht, die deutsch-lateinische Übersetzung in I sei ein fossiler Rest, und bedaure lebhaft, daß die Majorität der Königsberger Direktorenkonferenz 1907 sich von Kretschmann und einigen andren imponieren und zu dem Beschluß hinreißen ließ, die deutsch-lateinische Übersetzung möge aus der Reifeprüfung abgeschafft werden. Ich fühle mich mit Cramer einig in dem Wunsche, daß die lateinischen Grammatikstunden der I benutzt werden „zu einer freien lebendigen Herausarbeitung der Unterschiede zwischen Latein und Deutsch“ und daß „auf eine Charakteristik der lateinischen Sprache hingearbeitet werden muß“. Freilich, bequemer ist es ja, den Ostermann mit Vorübersetzen und Nachübersetzen herunterzuarbeiten. Wenn man Extemporalien baut, in denen immer wieder Wendungen wie non dubium est quin futurum fuerit . ., tantum abest ut . . ut, haud scio an u. ä. paradieren, dann ist allerdings das lateinische Extemporale der I ein fossiler Rest und verdient dem lateinischen Aufsatz in die Versenkung nachzufolgen. Wir wollen aber lieber bei richtigem Betriebe den lateinischen Aufsatz in bescheidener Form wieder zum Leben erwecken. Es wäre doch hart, wenn das humanistische Gymnasium ganz darauf verzichtete, in einer der fremden Sprachen seine Schüler zu selbständigen Arbeiten zu befähigen, und damit den anderen Anstalten gegenüber seine Inferiorität offen dokumentierte. Manche denken ja schon daran, die lateinischen Grammatikstunden in I zugunsten der Biologie zu streichen. Ich meine, das sollte man dem Gymnasium nicht ansinnen, dessen Eigenart damit empfindlich berührt wäre. Wenn die Biologie Raum braucht, dann muß am Gymnasium die Mathematik und Physik ihr den schaffen, aber nicht das Lateinische. Vorläufig scheint es mir allerdings fraglich, ob tüchtige Lehrer der Biologie in genügender Zahl vorhanden sind.

Übrigens haben die Angehörigen der sprachlichen Gruppe in Strasburg altsprachliche Privatlektüre getrieben und darüber meist in lateinisch geschriebenen Referaten Rechenschaft abgelegt. Wenn die Prima in Strasburg mehrere Cöten gehabt hätte, hätte ich den Übelstand, daß alle Schüler sich entscheiden mußten, ob sie in der Mathematik oder in den alten Sprachen ein Minus von Anforderungen haben wollten, das sie dann durch ein Plus auf der anderen Seite ausglichen, vielleicht vermieden. Bei den mir dort zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln konnte ich es nicht. Daß die sächsischen Rektoren die Strasburger Einrichtung einfach kopiert haben, wie ich höre, halte ich für verfehlt und bin durchaus nicht stolz darauf. Die Bedenken, die mit Rücksicht auf die Freizügigkeit erhoben werden, halte ich mit Cramer nicht für schlimm, da die Freizügigkeit gerade in I mit Recht etwas beschränkt ist. Daß den Söhnen versetzter Beamten der Übergang nach Möglichkeit erleichtert werde, ist ja durch eine besondre Ministerialverfügung geboten.

Gegen eine Verbindung des Klassensystems mit dem Fachsystem verhält sich Cramer wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten mit Recht ablehnend; ebenso gegen eine Wahlfreiheit für bestimmte Fächer oder Fachgruppen, wie sie in Schweden besteht. Dabei würde die Klasseneinheit und die Möglichkeit der Bezugnahme eines Faches auf das andre fast ganz verloren gehen.

Für die Reifeprüfungsordnung ergeben sich natürlich aus den besprochenen Freiheiten einige Folgerungen. Daß die mathematische Gruppe in Strasburg statt einer deutsch-lateinischen Arbeit eine Übersetzung aus dem Lateinischen liefert, wurde schon erwähnt. Cramer verlangt eine Bewertung der größeren freien Arbeiten bei der Prüfung. Sie erfolgt in Strasburg bereits; die Arbeiten werden dem Kommissar mit eingeschickt, sie gelten allerdings nicht als Ersatz für eine Prüfungsarbeit. Eine etwas weitergehende Kompensationsfreiheit als sie jetzt durch das Reglement gestattet ist, scheint auch mir erwünscht. Nur müssen wir gegen eine zu große Milde der Anforderungen gesichert sein. Aber uns davor zu sichern, ist ja der Kommissar da; in seine Hand muß die Entscheidung gelegt werden, ob nicht durch besonders tüchtige Leistungen in einem Nebenfach auch einmal schlechte in einem Hauptfach kompensiert werden können. Erfreulich ist es, daß der Minister eine Abschaffung des Examens mit Entschiedenheit abgelehnt hat. Mitteilen darf ich vielleicht noch, daß in Strasburg Wpr. bei einem Angehörigen der sprachlichen Gruppe das dritte Prädikat in der Mathematik nicht als vollauf genügend angesehen wurde, wenn in allen anderen Fächern nur ‚Genügend' auf dem Zeugnis stand. Es wurde verlangt, daß wenigstens in einem Nebenfache ein ‚Gut' erreicht war.

Zum Schluß berichtet Cramer, daß die rheinischen Direktoren

mit der Bewegungsfreiheit in I in allen wesentlichen Punkten einverstanden waren und betont gegen Aly „Gymnasium militans“ mit Recht, von einer Störung der Ruhe könne doch keine Rede sein, wenn die Anträge auf Freiheit von den einzelnen Lehrerkollegien ausgingen und die Freiheit nicht etwa von oben anbefohlen werde. Cramers Satz: „Es ist unzweifelhaft hart, daß an isolierten Anstalten, meist sind es Gymnasien, den Schülern nur der eine Bildungsweg bis oben hinaus freisteht“ ist mir aus der Seele gesprochen. Allen, die sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigen oder sich auch nur dafür interessieren, wird Cramers Buch unentbehrlich sein.

Münster i. W. Richard Gaede.

Rudolf Lehmann, Deutsche Poetik (III. Band, 2. Teil des Handbuches von Adolf Matthias). München 1908, Oskar Beck. 264 S. gr. 8. 5 *M.*

Rudolf Lehmann hat viel gelesen und studiert, ist aber ein selbständiger Forscher und Denker. Er sucht ein neues Gebäude der Poetik aufzuführen, und dazu bedarf er einer historisch-kritischen Grundlegung. So mustert er denn mit geradem und billigem Urteil seine Vorgänger von Aristoteles-Lessing an über Winckelmann, Goethe und Schiller, Herder und A. W. Schlegel, Hegel und Vischer bis hin zu Wilhelm Wackernagel. Etwas länger verweilt er bei der psychologischen Poetik der Gegenwart, deren Hauptvertreter ihm Taine und Fechner, Scherer und Dilthey sind. Daß eine Poetik als Psychologie der Dichtkunst allein nicht genügt, weist eine tiefeindringende Analyse überzeugend nach. Wie die Biologie das Geheimnis des Lebens nicht entschleiern wird, so wird alles Forschen nach der Genesis, dem „Erlebnis“, den verborgenen Quellpunkt dichterischen Schaffens nicht aufdecken. Was hinter der Erscheinung in den dunklen Tiefen des Unbewußten als Lebenskeim wirkt und schafft, läßt sich nicht denken noch sagen, kaum ahnen. Darum gilt es, der Erscheinung und Schöpfung selbst, der bewußten Kunst und Arbeit die Aufmerksamkeit zuzuwenden und eine wissenschaftliche Poetik als Kunst-Methoden- und Wertlehre zu gestalten. Was diese leisten soll und mit welchen Mitteln sie es leisten kann, darüber spricht der Verf. sich mit wünschenswerter Deutlichkeit und Ausführlichkeit aus. Auch für den Unterricht, besonders in den oberen Klassen, gibt er ein paar recht nützliche Winke. „Die Grundlage für das Verständnis der gelesenen Dichtungen wird hier stets die sachliche und künstlerische Interpretation bleiben müssen, und die Grundzüge wissenschaftlicher Hermeneutik zeichnen — hierin liegt ein nicht geringer Teil ihrer Bedeutung — stets auch den Gang der didaktischen Überlieferung vor. Ist aber durch das ästhetische Verständnis eine Grundlage gelegt, so wird nun hieraus eine genetische Einsicht gewonnen werden können, indem der

Unterricht, was bisher im einzelnen behandelt worden ist, nunmehr zusammenfaßt und in biographische und geschichtliche Zusammenhänge bringt, und damit wird der Schüler auch das einzelne in neuem klärenden Lichte sehen. So folgen hier naturgemäß die beiden Arten der Erklärung als zwei Unterrichtsziele, zwei Stufen des Verständnisses auf- und auseinander". Und die biographisch-genetische Methode führt auf eine dritte Aufgabe der ästhetischen Erziehung. Hinter dem Werke steht sein Schöpfer, nur ein großer Mensch kann ein großer Künstler sein. Die gewaltige Wirkung unserer klassischen Dichter ist von ihrer Persönlichkeit losgelöst nicht zu denken. Die beste und vollste Kraft dieser Persönlichkeit steckt und wirkt in ihren Werken. „Die Gestalten und Handlungen, die aus den Werken unserer Dichter sprechen, sollen den Schülern verständlich und vertraut, sollen ihnen zu eigenen Erlebnissen werden. Der Gehalt dieser Dichtungen soll sie bereichern und ihren Sinn erweitern, und die edle Begeisterung, der hohe Idealismus unserer schöpferischen Geister soll Widerhall in der jungen Brust finden".

Der zweite Teil behandelt die Formenelemente der Poesie. „Ausdruck und Medium der Poesie ist die Sprache; die Dichtkunst ist Wortkunst, wie die Musik Tonkunst und die Malerei Kunst der Farbe ist. Hierdurch wird ihre Eigenart bestimmt". Wie macht es nun der Dichter, wie zwingt er uns durch seine Sprache, zu erleben, zu glauben und schließlich zu sehen, was er darstellt? Soweit auf diese Frage eine Antwort überhaupt möglich ist, gibt sie Lehmann, indem er nach einer kritischen Wanderung durch Lessings Laokoon und Herders erstes Wäldchen sich an Theodor A. Meyer (Das Stilgesetz der Poesie) anschließt. Lehrreich und willkommen sind die geschickt gewählten Beispiele. So wird man, um nur eins anzuführen, aus der ersten Strophe von Goethes Zueignung einerseits und von Matthias Claudius' Abendliede anderseits sehr gut abnehmen können, wie Gefühl und Anschauung sich gegenseitig fordern und hervorrufen. Die besonderen Ausdrucksmittel der Dichtersprache, Gleichnis, Metapher, Personifikation, Hyperbel, wollen richtig verstanden und gewürdigt werden. Wer sie buchstäblich in sinnfällige Bilder umsetzen wollte, würde sie mißverstehen und mißbrauchen. Weil Pedanten und platte Rationalisten diesen Fehler begingen, haben sie einstmals unter unsern Kirchenliedern eine solche Verwüstung angerichtet. Bildliche Ausdrücke dienen lediglich dazu, den Eindruck zu verstärken, die Stimmung zu erwecken und das Gefühl zu betonen. Doch gehe ich in ihrer Schätzung etwas weiter als mein Gewährsmann. Wenn ich z. B. von Kriemhild lese: nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt tuot ûz den trüeben wolken, oder: sam der liehte mâne vor den sternen stât, des scin sô lûterlîche ab den wolken gât: so wird mir ihre Schönheit tatsächlich leuchtender und einleuchtender; die Phantasie wird zum Schauen be-

flügelt. Jedenfalls verdienen die Tropen, vorzüglich Metapher und Personifikation, im Unterricht sorgfältige Beachtung[1]. — Der Abschnitt über Rhythmus und Klangfarbe enthält viel Schönes und Brauchbares. Ob sich der Rhythmus aus Arbeit oder aus Tanz oder aus beiden herausgebildet hat, mag dahingestellt bleiben. Eine tanzende und singende Kinderschar, bewegen sie den Körper nach dem Rhythmus des Liedes oder singen sie das Lied nach dem Rhythmus der Körperbewegungen? — Es folgen die Prinzipien der Komposition. Mit Recht wird auf den Kontrast und seine Wirkungen Gewicht gelegt. Mit dem Prinzip der „Versöhnung" (L. sagt vorsichtiger „Abschluß") dürfte es schon in der Lyrik und vollends in der Tragödie hapern.

Der dritte Teil handelt von den Gattungen der Poesie. Es freut mich, daß Lehmann der sog. Gedankenlyrik ihre Rechte wahrt. Zu dem Kapitel Gefühlslyrik erlaube ich mir als Ergänzung auf eine Studie hinzuweisen, die geeignet ist, auch dem Blinden die Augen über das Wesen der Lyrik zu öffnen, ich meine Hermann Corvinus, Herbstgefühl von Goethe (Programm des Martino-Katharineums zu Braunschweig 1878, auf meine Bitte wieder abgedruckt in dieser Zeitschrift Jahrg. 44, 1890 S. 309ff.). — Zu dem Abschnitt über epische Dichtung nur eine kurze Bemerkung. Lehmann ist ein durchaus moderner Mensch, und er zieht neben der neuesten deutschen Poesie mit Vorliebe die englische, russische und namentlich die französische Literatur in den Kreis seiner Betrachtung. Auch darin folgt er der Mode, daß er gegen die Einschätzung der griechischen Poesie durch den Klassizismus polemisiert. Er bedauert, daß Goethe und Schiller, Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel, Wilhelm Wackernagel und Friedrich Vischer, ja selbst Friedrich Spielhagen in falschen Vorstellungen über die Homerischen Gedichte befangen gewesen seien. Und doch verdankt er das meiste und beste, was er selber über die epische Dichtung zu sagen weiß, diesen Männern! — Wohlgeraten scheint mir die Erörterung des Wesens der dramatischen Dichtung. Nur in der Frage nach dem Verhältnis von Mythos und Drama bei den Alten möchte ich hier und da leise Zweifel äußern. Fehlt dem Mythos wirklich „fast durchweg jeder tiefere psychologische Gehalt" und liegt es in seiner Natur, „daß er einer seelischen Vertiefung oder Verfeinerung im allgemeinen gar nicht fähig ist"? Verf. drückt sich ja auch vorsichtig mit „fast" und „im allgemeinen" aus. Ist es „Tatsache", daß die Dramatik der Alten zu einer „individuellen Charakteristik" nicht gelangt ist, nie

---

[1]) Kein Krokylegmos, sondern eine bescheidene Aufrage! Ist es richtig, zu schreiben: „wenn die Phantasie ihnen nachgehen würde"? Ich verbiete es meinen Schülern. „Würde" ist der Modus der Bedingtheit, dem franz. Conditionel und dem gr. *ἄν* entsprechend. „Wenn er schreiben würde" ist genau so barbarisch wie *s'il écrirait* oder *εἰ ἂν γράφοι*. (Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung. Berlin 1905.)

und nirgends? Goethes Wort, die Personen der griechischen Tragödie seien „eigentlich nur idealische Masken“, muß doch wohl cum grano salis verstanden werden. Doch gehen wir weiter zu den Zwischenstufen zwischen Lyrik, Epos und Drama. Mit Recht erhält hier die Ballade den ersten Platz. Es ist gut, daß der Verf. mit dem vermeintlichen Unterschied zwischen Ballade und Romanze sich und uns nicht quält. Die wenigen Zeilen über die Fabel kann ein jeder sich aus Lessing und Jakob Grimm ergänzen.

Der vierte und letzte Teil: die Richtungen der Poesie, veranschaulicht uns ziemlich erschöpfend den Gegensatz von Naturalismus und Idealstil. Wir sind gar nicht überrascht, aber angenehm berührt, bei den Dichtern idealer Richtung dieselbe Methode der Charakteristik zu finden, die an den Griechen getadelt oder als Mangel bezeichnet wurde. Hier wie dort kein Herausarbeiten charakteristischer Einzelheiten, Eigentümlichkeiten des Temperaments, bestimmter persönlicher Gewohnheiten, sondern einfache Linien, große allgemeine Züge, die jede einzelne Person zugleich kennzeichnen und ins Typische, ja Symbolische erheben. Mit dem geschilderten Gegensatz hängt ein anderer zusammen, der Gegensatz zwischen objektiver und subjektiver oder, wie es Schiller genannt hat, naiver und sentimentalischer Dichtung. Ich empfehle die Analyse als einen bündigen Kommentar zu Schillers Abhandlung. Und auch dieser Gegensatz treibt einen neuen hervor, den des Komischen (mit den Unterteilen Satire und Humor) und des Tragischen. Um das schwierige Problem bemüht Lehmann sich mit Erfolg, nachdem er einen kurzen Überblick über die geschichtlich wichtigsten oder sachlich bedeutendsten Erklärungsversuche gegeben hat. Das über den Humor Gesagte läßt sich durch das Studium des deutschen Humoristen noch erweitern und vertiefen, etwa an der Hand von Wilhelm Brandes, Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. Wolfenbüttel 1907. Das Tragische endlich betrachtet Lehmann vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der Frage nach dem „Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“. Er weiß wohl, daß das Gesamtgebiet dadurch nicht umspannt wird und daß die Kategorie der Versöhnung oder des erhebenden Abschlusses bei einer Reihe von Meisterwerken versagt. Es wird ihn auch nicht befremden, daß ich nach dem, was ich an verschiedenen Orten, zuletzt in diesen Blättern über Sophokles, geschrieben habe, in wesentlichen Punkten nicht mit ihm übereinstimme. Selbstverständlich tut das der tüchtigen Leistung des Verfassers keinen Abbruch, und ich kann mein Urteil dahin zusammenfassen:

Das vorliegende Buch verdient ein sorgfältiges Studium und ist den Lehrern des Deutschen als ein vorzügliches Hilfsmittel für ihren Unterricht aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Gotthold Deile, Wiederholungsfragen aus der deutschen Literatur mit angefügten Antworten. Ein Hilfsmittel für Unterricht und Studium. I. Teil: Die deutsche Literaturgeschichte bis zur Reformationszeit. 72 S. 1 M. — II. Teil: Die deutsche Literaturgeschichte seit der Reformationszeit. 157 S. 2 M. — III. Teil: Poetik. 59 S. 0,80 M. Verlag der Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt in Dessau.

Das Werk, dessen Besprechung mir übertragen worden ist, gibt sich als 2. Auflage; die erste ist mir unbekannt. Das Vorwort, welches das Datum 1904 trägt, sagt darüber nichts. Es bezeichnet als Absicht des Werkes, allen denen ein Hilfsmittel zu bieten, die sich einer Prüfung in der Literaturgeschichte unterziehen wollen. Da die Literaturgeschichten in den meisten Fällen zu viel bieten und die Gefahr nahe liege, daß das Nebensächliche die Hauptsachen bei Wiederholungen unterdrückt, so sollen hier die Examinanden bei ihren Wiederholungen auf leitende Gesichtspunkte hingewiesen und ihnen die Kontrolle über ihr Wissen erleichtert werden. Das Buch scheint mir dazu wohl geeignet, immer vorausgesetzt, daß der Prüfling die besprochenen Dichter und ihre Werke nicht bloß aus diesem Buch, sondern durch eignes Studium kennen gelernt hat. Es ist recht wichtig, das immer wieder zu betonen, da mir eine neunjährige Erfahrung als Examinator gezeigt hat, wie wenig diese Urweisheit allen Kandidaten zu eigen geworden ist.

Die Form der Frage und Antwort, welche für das Buch gewählt ist, ist nicht neu. Es hat darin manche Vorgänger, und sie mag für einen Prüfling auch praktisch sein, aber ein enger Stiefel bleibt sie trotzdem. Das macht sich bisweilen recht fühlbar, obwohl der Verf. sie geschickter handhabt als viele. So, wenn er in der Zeit der Karolinger die Frage stellt: „Welches Sprachdenkmal dieser Zeit ist sprachlich und geschichtlich höchst merkwürdig?“ und den Prüfling dadurch auf die Straßburger Eide bringen will. Oder wenn er unter der Frage: „Welcher Sage entlehnte Hartmann den Stoff zu seiner poetischen Erzählung Der arme Heinrich?“ den ganzen Inhalt des Gedichts erzählt. Man sieht, die Frage ist in vielen Fällen nicht mehr als eine Überschrift, unter der allerlei zusammengefaßt wird.

Der Verf. ist offenbar ein sachkundiger Mann, der aus den besten Quellen geschöpft und seine Erkenntnisse durch eignen Augenschein gewonnen hat. Man kann das daraus schließen, daß die sonst üblichen Irrtümer und schiefen Urteile fehlen, und daß an vielen Stellen eine wissenschaftliche Grundlage hervorschaut. Wenn ich trotzdem hier auf eine Anzahl Bedenken und abweichende Ansichten aufmerksam mache, so mag er daraus das Interesse erkennen, das ich seiner Arbeit zugewandt habe.

Zunächst wäre es wünschenswert gewesen, daß der Verf. sich in zweifelhaften Fällen nicht zu bestimmt ausgedrückt hätte. Es ist immer wichtiger, daß ein junger Mann die offenen Fragen und wissenschaftlichen Probleme kennen, als daß er sichere Ur-

teile nachsprechen lernt über Dinge, die doch unsicher sind. Ich erwähne nur die Ansicht, daß dem Hildebrandsliede ein niedersächsisches Original zugrunde liege (Braune u. a. urteilen bekanntlich anders), daß Muspilli von *mûd* Erde und *spilli* Rede abzuleiten, daß die Sprache des Muspilli jünger sei als Ludwig der Deutsche u. dgl. mehr.

In dieser Richtung liegt auch das, was der Verf. über das Nibelungenlied sagt. Zwar führt er unter der Frage: „Wer ist der Verf. des Nibelungenliedes?“ ganz hübsch in die Streitfrage ein, indem er Lachmanns und seiner Gegner Ansichten anführt; aber das Problem selbst wird nicht klar, ja es wird völlig verschoben, wenn es zum Schluß heißt: „Wenn auch spätere Einschaltungen unverkennbar sind, so muß doch an einer e i n z i g e n Dichterpersönlichkeit festgehalten werden“. Es handelt sich ja gar nicht um die „späteren“ (?) Einschiebungen, sondern um die ursprüngliche Gestalt. Welche klare Vorstellung soll aber der Lernende oder Wiederholende gewinnen, wenn drei Fragen weiter nur von einem „überarbeitenden Dichter“ die Rede ist, und von Sängern, welche „die einzelnen Lieder mündlich verbreiteten“? Hier kommt es weniger darauf an, selbst etwas Bestimmtes zu sagen, als dem Leser ein klares Bild der Schwierigkeit zu entwerfen. An andern Stellen dagegen möchte man gern einen kritischeren Ausdruck als den: „Franz Pfeiffer erklärte sogar (?) den Kürenberger, einen österreichischen Dichter, für den Schöpfer (!) des Nibelungenliedes, weil von diesem einige Strophen im Nibelungenversmaß bekannt sind“. Dieser Kürnberger hat übrigens nicht nur (Fr. 140) Nibelungenstrophen gedichtet.

Ebenso hätte ich mir Walthers Leben anders gedacht. So wie hier, steht es etwa in jeder besseren Literaturgeschichte. Warum „muß seine Geburt in die Jahre zwischen 1160—1170 fallen“? Für Primaner genügt diese Angabe, für Examinanden aber nicht. Man sage doch: die Datierung seines Lebens beruht zunächst auf einigen Gedichten seines Alters. Die *unsenften brieve* im Schwanengesang führen auf 1227 (Kreuzzug 1228); vierzig Jahre oder länger hat er von Minne gesungen (*Ir reinen wîp*); das führt auf c. 1167 als Geburtsjahr. — Seine Ritterbürtigkeit ist nicht zu beweisen; von „Erbe“ zu reden hat keinen Sinn, ebenso wenig von ritterlichem Geschlechte oder gar einem Geschlechtsnamen. Der Verf. entwickelt sonst ganz richtige Anschauungen vom Ritterstand, aber in Frage 139 hat sich doch wieder der adlige Unhold eingeschlichen.

Auch in der Darstellung der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache hat der Verf. tiefer gegriffen als andre ähnliche Bücher. Aber ganz einverstanden bin ich nicht mit ihm. Wie kommt er auf die kaiserliche Kanzlei i n W i e n als den Ausgangspunkt, und wie kann er in der Überschrift der Frage II 2 sagen: „die k a i s e r l i c h e Kanzleisprache oder die Reichssprache ruht a u f

mitteldeutscher Grundlage“? Ebenso undeutlich ist das, was in der folgenden Frage über Luthers sprachschöpferische Tätigkeit gesagt ist. Es muß doch endlich einmal auch in alle abgeleiteten Werke für Studium und Schule Klarheit über diese Sache dringen. Was Luther in der Kursächsischen Kanzlei vorfand, war eine Geschäftssprache mit beschränktem Wort- und Phrasenschatz, deren Laute und Formen aus ober- und mitteldeutschen Elementen gemischt waren. Oberdeutsch war besonders die Diphthongierung von *û* und *î*, mitteldeutsch die Monophthongierung von *ie*, *uo*, die Dehnung der kurzen Stammvokale und der größte Teil des Konsonantstandes. Diese Mischung entstammt nicht der Wiener, sondern der Prager Kanzlei der Luxemburger, wo Österreichisches und Mitteldeutsches zusammenstießen. Luthers Verdienst ist es, dies Knochengerüst mit Fleisch und Blut aus seiner heimischen Volkssprache bekleidet zu haben, ihm gerade durch die Verdeutschung der Bibel einen ungeheuren Wort- und Phrasenschatz geschaffen und eine riesige Verbreitung gegeben zu haben.

Aus der klassischen Periode des 18. Jahrhunderts will ich endlich hervorheben, daß ich starke Bedenken habe, ob mit einer knappen Inhaltsangabe der Dramen viel gewonnen ist. Der Repetent wird sie vielleicht nicht ganz entbehren mögen, um seinem Gedächtnis nachzuhelfen. Aber wenig genug ist damit getan, für das Verständnis des Werks, seiner Idee, seines Aufbaus, der Schwierigkeiten, die sich der Erklärung bieten, des Zieles, das sich der Held oder das Gegenspiel stellt u. dgl. mehr. Das erscheint mir für den Kandidaten oder die Kandidatin unendlich wichtiger als die Aufzählung aller fünf Trauerspiele des Gryphius oder zwei Seiten Opitz oder die zahllosen Titel aus dem 19. Jahrhundert.

Ich füge dieser Besprechung der ersten beiden Hefte noch folgende Einzelheiten an:

Frage 21. Der Ausdruck „Ritter“ ist im alten Hildbrandsliede unangebracht.

30. Wo enthält das Muspilli „Anklänge an den Glauben der alten Germanen“?

31. „Weltlicher Berufssänger“ für den Dichter des Heliand genügt nicht. Das Richtige ist Nr. 34 nachgeholt.

34. Über Otfried ist zu wenig gesagt; dagegen können die drei Zeilen über Hucbald (36) fehlen.

38. Das Ludwigslied ist doch deshalb noch kein Leich, weil es fünf dreizeilige Strophen hat.

40. „Karl der Kahle schwur im damaligen Deutsch“. Der Verf. nennt sonst den Dialekt. Es ist rheinfränkisch, die Benediktinerregel (41) alemannisch.

45. Scheffel gibt im „Ekkehard“ keine Übersetzung des Waltharius. Diese Behauptung kann den Laien irreführen.

46. Von der Ecbasis fehlt das Wichtigste, die Binnenfabel, die den Grundstock der Reinhart-Dichtungen bildet.

55. Gibt „Anno" die älteste Legendenpoesie. und das 11. Jahrh. die erste Aufzeichnung deutscher Predigt (58)?

62. Die Einteilung ist nicht haltbar.

79. „Rother" ist „Reimprosa ohne strophische Gliederung"?

109. „im reinen Reim", lies mit. Der Absatz ist auch sonst nicht recht verständlich. Ebenso 122.

111. Hartmanns zweites Büchlein gilt wohl allgemein als unecht.

124. Ist Wolfram wirklich in Wildenberg geboren?

141. Hat nicht der Kürnberger auch schon Frauendienst?

Zu Band II: Die Gemahlin des Gr. Kurfürsten wird noch als Dichterin des Liedes „Jesus, meine Zuversicht" bezeichnet; Rosegger heifst nicht Petri Kettenfeier. Anzengruber und Ganghofer haben nicht nur einen Dorfroman geschrieben. Die Anordnung in der letzten Periode ist nicht recht verständlich, z. B. die Reihe Liliencron, Bodenstedt, Geibel.

Daß Aristoteles nur die Einheit der Handlung als Gesetz aufstellt, ist doch nicht ganz richtig; wenigstens sagt er, „daß die Tragödie nach Möglichkeit beflissen ist (μάλιστα πειρᾶται), den Zeitraum eines Tages als Dauer der Handlung innezuhalten oder nur unbedeutend überschreitet".

Das 3. Heft gibt auf c. 50 Seiten eine Metrik und Poetik, und zwar in einer auffallenden Anordnung, insofern die Poetik zwischen Verslehre und Geschichte der Verskunst eingeschoben ist. Der Verf. zeigt sich auch auf diesem Gebiet mit den modernen Anschauungen vertraut, indem er von der Messung nach Hebungen und Takten spricht. Dennoch hat er nicht gewagt, mit den alten Anschauungen ganz zu brechen. Schon in Frage 3 schleicht sich der Versfuß wieder ein, und in Nr. 6 werden sie wieder nach römischer Weise aufgezählt; und damit ja kein Zweifel sei, wie es gemeint ist, steht in Nr. 5 die veraltete Ansicht: „Die Schönheit des Verses fordert, daß die einzelnen Wörter nicht regelmäßig mit den Versfüßen zusammenfallen, sondern nach Möglichkeit über sie hinausgreifen, sie durchbrechen". Natürlich stehen dann die verschiedenen iambischen Maße voran, und auch der neue Nibelungenvers erscheint (Nr. 22) „als Folge zweier iambischer Dreitakter". Dieser § 3 ist überschrieben „Die einfachen Versarten", und dann erst folgen in § 4 „Die freien deutschen Verse". Darunter sind aber die alten deutschen Verse mit ihrer freien Bewegung und echt deutschen rhythmischen, feinen Empfindung gemeint, welche seit Otfried herrschten, im 12. bis 16. Jahrhundert dominierten, dann nur durch das mangelhafte Verständis des Herrn Opitz, dem der Verf. noch immer zu viel Ehre antut, in Acht und Bann getan, aber durch Goethe wieder entdeckt und zu Ehren gebracht, und zwar nicht nur im Faust.

Diesen wichtigen Vers behandelt aber der Verf. in Nr. 37—39 gar stiefmütterlich. Vom Auftakt spricht er nicht, und vor allem nirgend von der Dipodie, dem wichtigsten Grundsatz seines Verständnisses. Auf die Frage: „Wer hat den freien, vierhebigen Vers, den sogenannten Akzentvers, verwendet?“ antwortet er: „Schiller (Taucher, Graf, Bürgschaft), Goethe (Erlkönig, auch im Faust), Heine haben den Akzentvers in Strophen gruppiert und mit Reimen versehen“. Das ist ein etwas verwirrtes Garn. War denn der Vers sonst reimlos? Und mit Schillers komplizierten Strophen anzufangen, und gerade mit diesen, wo drei und vierhebige Verse gemischt sind! Ebenso unklar ist Nr. 39. Die Meistersinger haben den Vers durch ihre Silbenzählerei entstellt, Hans Sachs dagegen hat ihn, nicht als Meistersinger, sondern, im Gegensatz zu dieser Afterkunst, als Schwankdichter zu Ehren gebracht, wo ihn nicht die Regeln der Tabulatur, sondern ein gesundes Dichtergefühl leitete.

Das nötigt mich noch einmal auf die Opitzische Reform einzugehen, die § 14 behandelt ist. Erfreulich ist der Ausspruch, Opitz habe die Verskunst in die Zwangsjacke des zweisilbigen Taktes eingeschnürt und damit geschädigt. Aber daß er damit auf das ältere Prinzip zurückgeht, ist doch nur zum Teil richtig; denn er hat eben kein Verständnis dafür, daß die Hebungen im Vers nicht gleichwertig sind. Das aber lag den guten Dichtern des 16. Jahrhunderts, wie Sachs und Fischart, noch im Gefühl. Sie waren sicher keine bloßen Silbenzähler (Nr. 172). Sie hatten die beiden Haupthebungen des Verses fest im Auge; mit den andern sprangen sie freilich sehr frei um. Sie sind also nur dann Silbenzähler zu nennen, wenn man den Maßstab von Opitz anlegt. Goethe tat das zum Glück nicht, sondern ließ sich von seinem gesunden rhythmischen Gefühl leiten. Wie hätte er sonst sagen können: „Wir benutzten den leichten Rhythmus (des Sachs), den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten“. Opitz würde also den Anfang des 'Faust' als Silbenzählerei verworfen haben. Denn er skandierte:

> Habé nun, ách, Philósophie
> Juristeréi und Médizín
> Und léider aúch Theólogie etc.

Goethe aber sprach:

> Hàbe nun, ách, Phìlosophíe
> Jùristeréi und Mèdizín
> Und léider aùch Thèologíe etc.

Bei lebhafter Deklamation merkt man, daß die Nebenhebungen gegen die Haupthebungen fast verschwinden; und so war es offenbar auch bei Hans Sachs.

Endlich habe ich noch die Aufgabe, hinzuweisen auf eine

kleine Schulliteraturgeschichte des Verfassers, wohl die kleinste, die ich kenne, unter dem Titel:

Kurzer Überblick über die Geschichte der deutschen Literatur. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Gotthold Deile. Verlag der Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt in Dessau. 36 S. 0,60 *M*.

Die Zeit bis 1150 auf 1 Seite; ebenso die Blütezeit von 1150—1300 und der Verfall von 1300—1500. Dann das 16. und das 17. Jahrhundert auf je 1½ Seiten. Eine gute Seite erhält Lessing, zwei Goethe, drei Schiller. Da kann nicht viel mehr als Notizen geboten werden. Und dies „Mehr" ist ungleich, bald eine ganz kleine Inhaltsangabe des äußerlichen Vorgangs (Werther), bald nur Formelles (Iphigenie), bald Angabe der Idee (Maria Stuart). Daß dabei manches unverständlich bleibt (Prinz von Homburg), manches schief wird (einzige Notiz zum „Käthchen von Heilbronn": „ein großes historisches (?) Ritterschauspiel), ist nicht zu verwundern.

Berlin-Friedenau. Karl Kinzel.

A. Waag, Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes, ein Blick in das Seelenleben der Wörter. Zweite, vermehrte Auflage. Lahr i. B. 1908, M. Schauenburg. 183 S. geb. 3,50 *M*.

Waags Schrift, von der hier die zweite Auflage vorliegt, wendet sich an alle Gebildeten, die das Bedürfnis empfinden, über die Muttersprache nachzudenken. Der Verf. beabsichtigt nicht, etwas Neues zu bieten, sondern will nur den wissenschaftlich schon verarbeiteten Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen. Dabei folgt er in der Auswahl und Gruppierung der Wörter dem bewährten Vorgange seines Lehrers H. Paul, dessen Prinzipien der Sprachgeschichte er für die Bedeutungskategorien zugrunde gelegt und aus dessen Deutschem Wörterbuche er hauptsächlich den behandelten Wortvorrat geschöpft hat. Die Schrift gliedert sich, abgesehen von Einleitung und Schluß, in acht Abschnitte, deren Überschriften lauten: 1. Verengerung des Bedeutungsumfangs. 2. Erweiterung des Bedeutungsumfangs. 3. Metapher. 4. Metonymie. 5. Hyperbel, Litotes, Euphemismus, Ironie. 6. Aufeinanderfolge verschiedener Arten des Bedeutungswandels. 7. Bedeutungswandel von Wortgruppen. 8. Anpassung an die Kulturverhältnisse. Sie umfaßt 668 Nummern und liest sich gut, da der Stoff nicht in Tabellenform, sondern in zusammenhängender Darstellung und in fließendem Deutsch geboten wird. Die Fortschritte der zweiten gegenüber der ersten Auflage bestehen einmal darin, daß eine große Zahl ähnlicher Bedeutungsübergänge aus dem Lateinischen, Französischen und Englischen herangezogen werden, und sodann darin, daß die Summe der gebrauchten entbehrlichen Fremdwörter geringer geworden ist. Doch finden sich

noch immer Ausdrücke wie *Situation*, *Interesse*, *Gebrauchssphäre*, *speziell* u. a. nicht selten vor.

In vielen Fällen ist die Etymologie der Wörter angegeben, z. B. bei *bange* S. 91 (be—ange), aber oft fehlt sie auch, wo man sie dankbar begrüßen würde, z. B. bei *Schuster* S. 28 = schuochsûtaere von lat. sutor und *Pumpernickel* S. 147 von pumpern, poltern. Vielfach werden die Stellen in den Fußnoten erwähnt, an denen Kluge, Heyne u. a das betreffende Wort erklärt haben, in anderen Fällen, wo der Ursprung keineswegs sicher ist, vermissen wir diese Angabe, z. B. bei *scharwenzeln* S. 147, das entweder aus *Schar*, Fronarbeit, und dem Namen *Wenzel* oder aus frz. *servant* abgeleitet wird, und bei *meiner Six* (von meine Seele, meiner Sechs oder mein Saxnot) S. 116. Herleitungen, wie die des Wortes *Dietrich*, Nachschlüssel, aus *Dieberich* S. 149 konnten unberücksichtigt bleiben.

Selten sind Unrichtigkeiten, wie S. 146, wo gesagt wird, daß die häufigen männlichen Eigennamen auf -rich wie *Heinrich*, *Friedrich* u. a. das Muster abgegeben hätten für Bildungen wie *Gänserich*, *Enterich*, *Fähnrich*, *Wüterich*. Wahrscheinlich ist diese Angabe für die zuletzt genannten Personenbezeichnungen, für die Tiere aber nicht; auf keinen Fall für Enterich, das im Ahd. an(t)trahho und an(t)trěhho lautet und vermutlich aus ant, Ente, und trahho, Drache, hervorgegangen ist (vgl. engl. drake und ndd. drake (Enterich). Danach ist anzunehmen, daß *Gänserich* und *Täuberich* in ihrer Endung von Enterich beeinflußt worden sind, wie die Pflanzenbezeichnungen *Wegerich* und *Weiderich* vermutlich von *Hederich*, das aus lat. hederacea entlehnt ist. Ebenso wenig kann ich mich zu der Ansicht bekennen, die S. 86 ausgesprochen wird, daß in Worten, wie *Leibchen*, *Ärmel*, *Däumling*, *Fäustling*, *Beinling*, *Füßling*, die Verkleinerungsendung „offenbar das äußerlich Nachahmende, Stellvertretende ausdrücke". Denn einmal kommt auch die nicht verkleinerte Form in derselben Bedeutung vor (z. B. *Leib*, *Schnürleib*, *corps*) und sodann findet sich das Suffix -ling auch in zahlreichen anderen Wörtern, in denen ein besonderer Nebensinn nicht nachweisbar ist (vgl. W. Wilmanns, Deutsche Gramm. II, 369 ff.).

Wunderbar erscheint es, daß der Verf. in der neuen Auflage fremde Analogien verwertet, aber naheliegende deutsche oft unbeachtet läßt. Hunderte hätte er in den betreffenden Abschnitten meiner „Muttersprache" (über den Bedeutungswandel 6. Aufl. S. 225—244) und meiner „Ästhetik der deutschen Sprache" (Gefühlswert der Wörter, 2. Aufl. S. 62 ff., Übertragung, Beseelung des Leblosen, volkstümliche Bildersprache, Geschmack im bildlichen Ausdruck S. 102—136) finden können. Ich greife nur einige heraus: Bei Nr. 278 konnte hingewiesen werden auf *verschlagen*, *gerieben*, *verschmitzt*, *gerippt*, *ausgebeint*, *abgefeimt*, *callidus* von callere, Schwielen haben. Bei Nr. 297 auf nd. *schrill*

schmecken vom Geschmack eines Apfels, oder *kritsaurer* Essig (von kriten, schreien), fränkisch krachsauer und *kirrsauer*, von kirren, schreien, alemannisch *glockenheller Himmel*. S. 89 konnte neben Bursche und Frauenzimmer der *Kamerad* erwähnt werden, S. 150 neben dem Heiduk der *Krabate* (= Kroate) und der *Tolpatsch* (eigentlich ungarischer Fußsoldat, dann in der Bedeutung beeinflußt durch Tölpel). Ferner vermißt man Ausdrücke wie *verknusen* eig. verdauen (vergl. lat. stomachari, sich ärgern von stomachus, Magen und jemand im Magen haben), *hegen* (= mit einem Hag umgeben, schützen), *beschützen* (= mit einem Erdaufwurf, schute, zum Schutze bedecken), *steifleinen*, *zugeknöpft*, *siebengescheit*, *neunhäutig*, ein *trockener* Mensch, *kaltblütig* und viele andere. Auch sind die Angaben, die bei den einzelnen Ausdrücken gemacht werden, nicht immer vollständig, so fehlt unter *Matz* die Bemerkung, daß es z. B. in Thüringen und Sachsen als Koseform für das Schwein gebraucht wird, bei *flämisch*, daß es auch noch seine urspr. edle Bedeutung gewahrt hat, z. B. in schweizerisch *flämische* Wolle, feine Wolle (vgl. DW. III 1711), bei *Gichter*, daß es die Mehrzahl von das Gicht, einer Nebenform von die Gicht, ist.

Eisenberg, S. A. O. Weise.

Siegmar Schultze, Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Erster Teil: Das romantische Naturgefühl. Halle a. S. 1907, Ernst Trensinger. VII u. 170 S. 8. 2,50 *M.*

Ein anderes ist, die Entwicklung durch Jahrhunderte und durch die Literaturen der Völker zu verfolgen, ein anderes, einen Zeitabschnitt, eine einzelne Literaturbewegung zum Gegenstande der Betrachtung machen. Mir kam es in meiner „Entwicklung des Naturgefühls“ nur darauf an, Grundlinien zu zeichnen, die wichtigsten Gedanken und Anschauungen in den einzelnen Zeiten und bei den größten Denkern und Dichtern und Künstlern, die jene vertreten, zur Darstellung zu bringen. Seitdem ist die Einzelarbeit nach allen Richtungen hin, im In- und Auslande, außerordentlich tätig gewesen. Denn das Thema ist schön und lockend und fruchtbar. Doch auch wem es ans Herz gewachsen ist, kann des Büchleins von Schultze nicht so recht ehrlich froh werden; manches ist gewiß hübsch herausgepflückt aus dem reichen Garten, manches neuartig zusammengestellt, aber einen wirklich tiefen und allseitigen Kenner der Romantik verrät es nicht. Und wie umfassend und eindringend ist gerade jetzt die Arbeit, die ihr gewidmet wird! Hie und da hört man auch bei Schultze die Quellen seiner Darlegungen rauschen (er nennt sie nur selten), doch sie geschickt in ein Bett zu sammeln und doch die besondere Eigenart zu wahren, gelingt ihm nicht. Der Grundfehler ist die zu starke Verallgemeinerung, die er auf die Romantiker in Bausch und Bogen anwendet. Er urteilt oft in Schlagwörtern

zusammenfassend, wo dem tiefer Forschenden eine Menge von Verschiedenheiten sich ergeben. So drängt sich in die Darstellung der Grundrichtungen der Romantiker, hinsichtlich ihrer Philosophie, ihrer Naturanschauung und Dichtweise und der — stiefmütterlich behandelten — bildenden Kunst, vieles Schiefe ein; die Aneinanderreihung der Kapitel (Novalis. Tieck. Kleist und Werner. Fouqué. Brentano. Bettina. Arnim. Hoffmann. Hölderlin (hier!). Eichendorff. Uhland. Kerner. Schwab. Kerner. Mörike. Rheinromantiker. Kinkel. Meer-Romantik. Orient-Romantik) ist recht äußerlich. Daß Sch. sein Thema erschöpfte, d. h. die Naturanschauung der einzelnen ausschöpfte, läßt sich nicht sagen; Wesentliches und Unwesentliches mischt er durcheinander; für vieles ist man dankbar, anderes muß man ablehnen. Das alles im einzelnen zu erweisen, ist hier nicht der Ort. Die Lehrer des Deutschen werden doch nur wenig aus dem Buche entnehmen können. Gerade mit der Darstellung von Uhland und Mörike ist nicht recht etwas anzufangen. — Der Stil ist z. T. erschreckend, das Papier dürftig.

Neuwied. Alfred Biese.

Schwänke aus aller Welt. Für Jung und Alt herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 156 S. geb. 3 *M*.

Oskar Dähnhardt, der Unermüdliche, beschenkt uns mit einer neuen, reifen Frucht seines Sammelfleißes. In seinem Deutschen Märchenbuche führte er uns, die Grimmschen Märchen vielseitig ergänzend, durch den Volksmärchenschatz aus aller Herren Ländern; hier stellt er neben Till Eulenspiegel, die Schildbürger und Lalenburger eine Fülle köstlicher Schwankfiguren, wie sie der Volkshumor vom skandinavischen Norden bis ins dunkelste Afrika ersonnen hat. Das Büchlein ist eine herzerfreuende Lektüre, herzerquickend auch für die Alten, die sich den jugendfrischen Sinn für unverkünstelte Volkstümlichkeit bewahrt und an harmlosem Scherz ihre Freude haben; die flotten Bilder passen prächtig zu dem heiteren Inhalte. Besonders sei das Buch den Kollegen empfohlen, die etwa in einer Vertretungsstunde oder wo sonst die Gelegenheit günstig ist, ihren Jungen und sich selbst eine frohe Stunde bereiten und dem munteren Gesellen mit der Schellenkappe die dumpfe Schulstube öffnen wollen.

Pforta. Georg Siefert.

C. Rethwisch, Der bleibende Wert des Laokoon. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. Zweite Auflage. 44 S. 8. brosch. 1 *M*.

An die sorgsame, wenngleich kurz gehaltene „Prüfung des Gedankenganges im Laokoon“, die sich auch auf den von Lessing geplanten, aber nur aus Entwürfen und Materialien bekannten zweiten und dritten Teil des Werkes erstreckt, schließt sich eine

übersichtliche Zusammenstellung der Ergebnisse, in der die notwendig gewordenen Ergänzungen und Berichtigungen durch Schrägschrift von Lessings Ansichten unterschieden sind. Damit erhält der vortreffliche Kommentar eine Form, die ihn für den Gebrauch des Lehrers ganz besonders geeignet macht. — Im übrigen bekenne ich mich zu der Meinung, daß die Schule Lessings Laokoon heute unmöglich mehr soviel Zeit und Mühe widmen kann, wie bisher meist geschehen ist. Sachliche, literarhistorische und formale Gründe sind es, die für die Lektüre des Laokoon ins Feld geführt werden können. Ich gebe zu, daß wir auch heute noch verpflichtet sind, die Jugend mit einer Schrift bekannt zu machen, die einen Markstein in der Geschichte des Kunstverständnisses bedeutet, und ich gebe ebenso bereitwillig zu, daß die kritisch-eristische Darstellungsweise Lessings nach wie vor hohen Reiz besitzt. Aber man braucht diese auf Induktion und Analogie beruhende, zuerst von Sokrates versuchte dialektische Methode heutzutage nicht mehr bloß aus Lessings Schriften zu erlernen. Ich möchte behaupten, daß sich wissenschaftliche Untersuchungen aus der Feder neuerer Schriftsteller für das deutsche Lesebuch der Prima ausfindig machen ließen, in denen diese Stilart in noch reinerer Form, noch größerer Vollkommenheit gehandhabt wird. Ich vermisse im Laokoon und ebenso in der Dramaturgie die dialektische Ökonomie. Die Kunst der Dialektik verlangt wie die des Dramatikers Beschränkung auf das Notwendige, steten, deutlich erkennbaren Fortschritt in der Entwicklung, Verzicht auf Seitenwege, Wiederholungen, behagliches Sichgehenlassen. Lessing hat sich selbst in Hinsicht auf die Schreibweise des Laokoon als einen „Spaziergänger“ bezeichnet. Mit vollem Rechte und durchaus nicht bloß aus übergroßer Bescheidenheit. Wenn also Rethwisch im letzten Satze seiner Schrift sagt: „Der Laokoon ist auch an Formvollendung das Muster einer Abhandlung“, so kann ich ihm schlechterdings nicht beipflichten. Daß gewisse Grundanschauungen von Anfang bis zu Ende festgehalten werden, beweist noch nicht, daß das Ganze als das Muster einer Abhandlung anzusehen ist. — Und nun bleibt schließlich noch die Frage zu beantworten: Was kann die Jugend in sachlicher Beziehung aus dem Laokoon lernen, was sie anderswo nicht oder doch nicht so gut wie hier lernen könnte? Bei Rethwisch lesen wir: „Wo gäbe es eine frühere Schrift über diesen Gegenstand, nach welcher der Laokoon überflüssig gewesen wäre, wo eine spätere, die seinen Reingehalt entwertet hätte?“ Nun, ich meine, man kann ein aufrichtiger Bewunderer und Verehrer Lessings sein — ich bin es auch — und doch zugestehen, daß seine kunsttheoretischen Thesen in nicht wenigen Punkten bestritten werden müssen. Auch Rethwisch hat sich dazu genötigt gesehen. Und was den heute noch gültigen „Reingehalt“ des Laokoon betrifft, der ist längst zum Gemeingut der gebildeten Welt geworden, wenn auch

Schilderungssucht und Allegoristerei noch keineswegs ausgestorben sind. Den Reingehalt, d. h. die Grundgedanken in Lessings Laokoon, kann man Primanern bequem in einer Stunde darlegen, und wenn man der Beschäftigung mit dieser Schrift gleichwohl mehr Zeit, etwa vier Wochen, widmet, so ist dies nur durch literarhistorische und formale Rücksichten zu rechtfertigen. Das Verständnis für die Größe Lessings wird durch ein allzu gewissenhaftes Eingehen auf gelehrte Quisquilien, auf kritische Plänkeleien mit Leuten, die für die Gegenwart, mindestens für die Schule, durchaus keine Bedeutung mehr haben, eher erschwert als gefördert. Der deutsche Unterricht auf der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten kann die ohnehin so karg bemessene Zeit besser ausnutzen, wenn er ernstlich darauf bedacht ist, die Jugend in die neuere und neueste Literatur und in die Vorhallen der Philosophie einzuführen.

Brieg. Paul Geyer.

Lehmann, Deutsches Lesebuch. Anhang für Pommern und Mecklenburg von O. Altenburg.

Was über den Wert des Anhanges für Schlesien gesagt worden ist (Jahrg. LXI S. 483), gilt auch hier; die dort gemachte Einschränkung, daß pädagogische und didaktische Bedenken in Rücksicht auf besondere örtliche Verhältnisse zurücktreten mußten, fällt wohl hier fort. Inwieweit die pommersche und mecklenburgische Eigenart (glücklicherweise sind wenigstens gleich zwei Landschaften vereinigt) richtig getroffen und ob die Auswahl aus dem Schatze der betr. Literaturen gut ist, müßte ein Kenner entscheiden. Jedenfalls findet sich auch hier neben guten bekannten Sachen, die aber ebensogut in jedes allgemeine Lesebuch passen, viel Minderwertiges, inhaltlich unbedeutend und langweilig, in der Form unvollkommen, und das sollte man doch dem Schüler im deutschen Unterricht ersparen.

Cassel. Carl Heinze.

Die deutschen Klassiker von E. Kuenen und M. Evers:

1) Goethes Hermann und Dorothea, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Eduard Kuenen. Sechste, verbesserte Auflage, besorgt von M. Mertens. Leipzig 1907, Heinrich Bredt. 132 S. 8. 1 ℳ.

Das treffliche, für die Schule sehr empfehlenswerte Buch beginnt mit der Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge unter beständiger Hervorhebung der Momente, aus denen die Handlung hervorgeht und durch die sie gefördert wird. Treffliches bieten die Anmerkungen. S. 50 „Nicht die Furcht, ein Nein zu ereilen . . .“ ist sprachlich wohl unmöglich. Weiter folgen die Charaktere. Daß diese mit vollendeter Meisterschaft entworfen sind, wird jeder zugestehen, doch hüte man sich belanglose

Kleinigkeiten wie S. 63 „wegen der Sommerschwüle führte er die Freunde in das kühlere Sälchen“ behufs Charakterisierung heranzuziehen. Daß zum Wirt und seiner Ehegattin Goethes Eltern die Farben gegeben haben, wird bemerkt; dagegen vermißt man eine Angabe über die Persönlichkeit, die zu Dorothea Modell gestanden hat. Aus dem folgenden größeren Abschnitt „Hermann und Dorothea ein Epos“ ist das Kapitel „Die Charaktere des Gedichtes haben Ähnlichkeit mit den Homerischen“ als besonders lesenswert hervorzuheben. Das Schriftchen schließt mit einer kurzen Geschichte der Entstehung des Gedichtes. Die noch hinzugefügten Texterläuterungen sind in der Hauptsache Worterklärungen.

2) Schillers Jungfrau von Orleans, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Eduard Kuenen. Sechste, verbesserte Auflage, besorgt von M. Mertens. Leipzig 1907, Heinrich Bredt. 95 S. 8. 1 ℳ.

Auch diese Schrift beginnt mit Inhaltsangabe der einzelnen Akte unter Einfügung ästhetischer Betrachtungen und am Schlusse eines zusammenfassenden Rückblicks über jeden Aufzug.

Spinöse Theoreme, wie sie Unbescheid konstruiert, blieben lieber weg. Wenn es S. 35 heißt: „Der vierte Aufzug, der in allen kunstgerechten Dramen die Peripetie oder den Glücksumschwung enthält, d. h. nach Aristoteles . . .“, so ist dagegen zu bemerken, daß Aristoteles das, was der Verfasser meint, als *μετάβασις*, nicht als *περιπέτεια* bezeichnet haben würde. S. 46—48 folgt ein Überblick unter Hinzufügung des bekannten Unbescheidschen Dreiecks. Weiter ist es ansprechend, daß Verf. bei Besprechung der Charaktere zusammenfassende Überschriften wählt: a) Der häusliche Kreis (Thibaut, Raimond, die Schwestern), b) Der französische Hof (Karl, Agnes Sorel, Dunois und La Hire, Herzog von Burgund), c) Das englische Lager (Talbot, Isabeau, Lionel), während dem Charakter der Jungfrau ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Interessant ist das Kapitel über „die Idee“ des Dramas, in welchem, wie im folgenden Abschnitt „das Vaterländische im Drama“ ausgeführt wird, Schiller mit ahnungsvollem Geiste die künftige Erhebung Deutschlands vorgezeichnet hat. S. 75—79 geben Auskunft über die Schwierigkeiten bei Bearbeitung des Stoffes durch den Dichter, wie das Stück von Anfang an mit großer Begeisterung aufgenommen wurde, über Titel, Zeit und Ort, Vers und Sprache. Dann spricht der Verfasser über „die historische Jungfrau“ und über „die Visionen (Gesichte)“. Den Schluß des lehrreichen Schriftchens bilden kurze Texterläuterungen.

Die ausländischen Klassiker von Oberlehrer P. Hau und H. Wolf:

1) Shakespeares Coriolan erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Ernst Wasserzieher. Leipzig 1907, Heinrich Bredt. 119 S. 8. 1,25 ℳ.

Wie von keinem Drama des Dichters, so ist auch die Entstehungszeit des „Coriolan“ nicht genau zu bestimmen. Äußere

Gründe (Eintrag in den zeitgenössischen Buchhändlerregistern, Erwähnung von Zeitereignissen, Entlehnung von Notizen, Namen u. dgl.) fehlen: dagegen machen es innere Gründe (nur wenige Reime, kurzer gedrungener Stil, immer kühnere, überraschende, neue Bilder) wahrscheinlich, daß Coriolan zu den späteren Dramen gehört und etwa 1608—1610 entstanden ist. Nach kurzen Bemerkungen über den geschichtlichen Coriolan und über den Aufbau des Dramas wird ziemlich ausführlich S. 22—74 mit beständiger Einfügung von Stellen aus dem Drama selbst der Gang der Handlung erörtert. Weiter werden die Charaktere behandelt vielfältig mit Anschluß an Bulthaupts „Dramaturgie der Klassiker". Richtig bemerkt der Verfasser, daß Shakespeare meist nur einen Charakter nach allen Seiten hin heraushebe; alle anderen, mehr oder minder ausgeführt, dienten eigentlich dem Hauptcharakter nur als Folie, als Hintergrund. Dann folgen eine Anzahl Stellen aus Plutarch mit Angabe der entsprechenden Szenen des Stückes. Darnach hat, wie Verfasser richtig bemerkt, „ein an sich in hohem Grade geeigneter Stoff in Shakespeare den Dichter gefunden, der ihn mit höchster dichterischer Weisheit zu bearbeiten wußte, so daß daraus ein Drama von hohem Ebenmaß und vollendeter Schönheit geworden ist". Eine Sentenzensammlung bildet den Schluß des trefflichen Buches, das auch deshalb anspricht, weil in demselben einmal keine sogenannte Texterklärungen beigefügt sind, ein Beweis dafür, daß der Verfasser eben mehr das Ganze als Einzelheiten im Auge gehabt hat.

2) Shakespeares Julius Cäsar, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Peter Hau. Leipzig 1907, Heinrich Bredt. 104 S. 8. 1 ℳ.

Der Verfasser bemerkt im Vorwort: „Der Kenner wird sehen, daß ich die einschlägige Literatur benutzt habe". Und doch vermißt man in der am Ende angeführten Literatur-Übersicht das bekannte Buch von Bulthaupt „Dramaturgie der Klassiker". Hätte Verf. dies gekannt, so würde er S. 98 vielleicht nicht geurteilt haben: „Ganz anders erscheint Cäsar bei Shakespeare. Hier ist er in der Tat der gewaltige Mann, wie ihn die Geschichte kennt". Nach Bulthaupt — im Anschluß an Eduard Dowden — ist es zwar der Geist Cäsars, der die ganze Tragödie beherrscht, aber der Cäsar der Dichtung ist nichts weniger als der große Mann. Es ist vielmehr der alternde, in Rodomontaden sich ergehende Cäsar, der „mit seiner Scheingröße prunken darf, weil die Macht seiner einstigen wahren Größe noch in ihm und um ihn nachwirkt". Daher könne man den Mißvergnügten ihren Anschlag nicht allzu sehr verdenken. Für sie sei Cäsar ein schrullenhafter Tyrann, der seine Größe hinter sich habe. Im übrigen unterscheidet sich Haus Buch insofern von andern derart, als Verfasser sein Hauptaugenmerk auf den Vergleich des Dramas mit

der Quelle (Plutarch in Norths Übersetzung) gerichtet hat. Shakespeare — so lautet das aus dem Vergleiche resultierende Ergebnis — habe die Erzählung des Plutarch vollständig umgearbeitet, indem er aus dessen Brutus-Handlung eine Cäsar-Handlung machte.

Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur.

Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in drei Abteilungen von Friedrich Hebbel. Für Schule und Haus herausgegeben von Theodor Büsch. Münster i. W. 1906, Aschendorffsche Buchhandlung. 271 S. 8. 1,40 ℳ.

Die Einleitung beginnt mit einigen zerstreuten, in keinem rechten Zusammenhange stehenden Abschnitten aus dem Leben des Dichters und wendet sich dann zu der Behauptung, daß Hebbel weder von Schiller noch Goethe noch andern auf seinem speziellen Gebiete, dem Drama, erreicht sei. Die erste Anregung zu den Nibelungen hat Hebbel schon im Jahre 1835 empfangen, beendet ist das Werk am 22. März 1860. Die Züge unsers großen Nationalepos sind überall, auch im kleinsten getreu festgehalten. Die reckenhaften Heldengestalten zeigen doch überall den Menschen. „Deutsches Wesen, deutsches Heldentum aus den Zeiten ungeschwächter Kraft und Jugendfrische macht uns die Dichtung doppelt wertvoll und erhöht ihren Bildungswert für die deutsche Jugend". Der Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum, der die ganze Trilogie durchzieht, endet mit dem Siege des letzteren. Die Menschen reiben sich auf durch ihre Maßlosigkeit, „an ihrer, man möchte sagen, jugendlichen Einseitigkeit und Unfertigkeit". Hierüber vergleiche man auch „Hebbel von Richard Maria Werner".

In glücklicher Weise sind die „Erläuterungen" auf kaum sechs Seiten beschränkt. Dann folgt „Gang der Handlung" und ein Kapitel über „Das Christentum in Hebbels Nibelungen". Der schöne, lichtvolle Druck erhöht die Annehmlichkeit der Lektüre des Buches.

Chemnitz. Bernhard Arnold.

Immermanns Werke. Herausgegeben von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig-Wien, Bibliographisches Institut. 5 Bände in Leinen gebunden 10 ℳ.

Durch ein Versehen meinerseits ist die nachfolgende Besprechung der neuen Ausgabe Immermanns liegen geblieben. Sie erscheint nun sehr post festum, aber sie soll doch wenigstens dem Leserkreise der Zeitschrift bestätigen, was inzwischen der Arbeit Harry Mayncs anderwärts so reichlich an Lob gespendet ist.

Der Herausgeber, bereits vorteilhaft bekannt durch seine Biographie Mörikes, faßt in dieser Ausgabe die Frucht einer fünf-

jährigen eingehenden Beschäftigung mit Karl Lebrecht Immermann zusammen. Er hat den literarischen Nachlaß Immermanns, „der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar fünfzehn Kasten füllt", unbeschränkt für seinen Zweck ausbeuten dürfen, er ist auf die Handschriften zurückgegangen, wo immer es möglich war, hat auch die Teildrucke in Zeitschriften zur Vergleichung herangezogen und hat so einen Text gewonnen, der dem seiner Vorgänger Boxberger und Max Koch gegenüber als der erste wirklich kritisch hergestellte und zuverlässige gelten muß. Aber auch für die Erläuterungen, die bei Immermanns Werken und unter ihnen ganz besonders beim Münchhausen ebenso schwierig als unentbehrlich sind, stand dem Verf. in jenem Nachlaß reichstes Material zu Gebote, so reichlich, daß er in dieser Ausgabe nur das Wichtigste und Wesentlichste verarbeiten konnte. Er hat dies mit großer Umsicht und richtigem Blick getan und, der Anlage der Meyerschen Klassikerausgaben entsprechend, außer Fußnoten, die zur unmittelbaren Erklärung dienen, in Anmerkungen am Schluß der einzelnen Werke völlig ausreichende Erklärungen gegeben. Soll ich hier einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß im Text durch irgend ein Zeichen auf die Anmerkungen verwiesen wird, damit man weiß, was man finden kann. Besonders dankenswert ist der vollständige Abdruck aller Paralipomena zu den Hauptwerken, die ihm zugänglich waren. Die Herausgabe eines größeren Münchhausen-Kommentars stellt der Herausgeber für später in Aussicht.

Selbstverständlich ist an die Spitze des ersten Bandes eine biographische Einleitung gestellt. Sie ist knapp gehalten, aber völlig zweckentsprechend, und erfreut ebenso durch ihre scharfe Charakterisierung wie durch die gesättigte, geistvolle Darstellung, in der sich der Schüler Erich Schmidts verrät. Auf gleicher Höhe stehen die Einleitungen zu den einzelnen Werken. Diese sind mit vollem Verständnis für das Publikum der Klassikerausgaben ausgewählt, das immerhin einen weiten Interessenkreis darstellt. Die Auswahl enthält „Münchhausen", „Epigonen", „Memorabilien", „Merlin", „Andreas Hofer", „Tulifäntchen" und Gedichte, so daß sie also nur für Spezialforscher nicht ausreicht. Immermanns Wesen und Bedeutung für die deutsche Literaturgeschichte kommt in ihnen restlos zum Ausdruck.

Zum Schluß eine ganz beiläufige Bemerkung. Wiederholt nimmt der Herausgeber, wie natürlich, auf Goethes Wilhelm Meister Bezug und nennt ihn jedesmal den größten Roman des deutschen Volkes überhaupt. Ich bin der ketzerischen Ansicht, daß dies ein überlebter Standpunkt ist, der von der weit überwiegenden Mehrzahl auch der literarisch Gebildeten nicht mehr geteilt wird.

Berlin. Gotthold Bötticher.

---

1) W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Zweite, erweiterte Auflage. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 455 S. 8. geb. 6 ℳ.

Dieses Buch erregte sogleich bei seinem ersten Erscheinen berechtigtes Aufsehen wegen der Gründlichkeit, mit der eines der wichtigsten Probleme der Dichtkunst, das Verhältnis des Erlebnisses zur Dichtung, behandelt und dadurch ein tieferes Verständnis der Dichtung selbst bewirkt wurde. In vier Essays, die sich nacheinander mit Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin beschäftigen, wird die unendliche Bedingtheit alles dichterischen Schaffens durch Überlieferung, Umgebung, Zeitgeist, die untrennbare Verbindung von Leben, Denken und Dichten nachgewiesen und damit der Literaturgeschichtschreibung eine Aufgabe gestellt, die über bloßes Berichten über den Lebenslauf der Dichter, über die Quellen ihrer Dichtungen, über Dichterschulen usw. weit hinausgeht. Da zugleich die ganze geistige Atmosphäre der Zeitperiode, der die genannten vier Dichter angehören, eine ebenso eingehende Darstellung erfährt, so erweitern sich diese vier Dichterporträts zu einer zusammenhängenden Darstellung einer der wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte und Literatur. Zu diesem echt philosophischen Geiste, der das ganze Werk erfüllt, gesellt sich ein tiefes Verständnis des innersten Wesens jeder der genannten Dichterpersönlichkeiten, das nur in eigenem dichtenden Nacherleben seinen Grund haben kann, und — last, not least — der Zauber einer überaus durchgebildeten, vollendeten, frischen, nirgends mit gelehrtem Ballast beschwerten Sprache, so daß die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genuß wird.

Der erste Aufsatz bespricht den Zusammenhang von Lessings ästhetischen Arbeiten mit den früheren und gleichzeitigen, das Herauswachsen seiner dramatischen Dichtungen, besonders des „Nathan", in dem wir des Dichters eigenstes, höchstes Erlebnis zu sehen haben, aus der moralischen Seelenverfassung der deutschen Aufklärung, Lessings philosophische Weltanschauung, die der Verfasser als Panentheismus bezeichnen möchte, insbesondere seinen Determinismus, sein Verhältnis zum Spinozismus und zur Seelenwanderungslehre. Gerade in Lessings Anschauung von der Palingenesie, die sich Lessing als eine unendliche, stetige, von jedem Individuum wie vom ganzen Menschengeschlecht zu durchlaufende, aber in der Einheit des Weltganzen doch zugleich das volle Recht der Individualität wahrende Entwicklung dachte, bringt der Verfasser mehr Klarheit durch Benutzung von vorhandenen Notizen Lessings und durch den Hinweis auf einen Gedanken Bonnets, der Lessings Anschauung einen wissenschaftlichen Halt zu geben versprach. — In dem Aufsatz über Goethe wird das Wesen und Wirken der dichtenden Phantasie mit besonders feinem Verständnis dargelegt und so die Bahn geebnet zum Verständnis unseres größten Dichters, in dem durch das Zusammenwirken der beiden Arten der dichtenden Phantasie in höchster

Stärke, der Sprachphantasie und der Einbildungskraft in der Sphäre des ganzen sichtbaren Scheins der Dinge, eine Universalität der poetischen Begabung entstand, die in der modernen Zeit ohnegleichen ist. Um das Wesen und die historische Stellung Goethes zu ergründen, stellt der Verfasser die umfassende Welt- und Menschenbetrachtung Shakespeares, dessen außerordentliche Energie der Wahrnehmung und des Gedächtnisses und gänzliche Hingabe an die Tatsachen zu der Grundrichtung Goethes in Vergleich, dessen eigenste Gabe war, alles, was ihn von geistigen Kräften, bedeutenden Menschen, großen Bewegungen umgab, anschauend, verstehend, erlebend in sich aufzunehmen, alles Menschliche nachlebend zu verstehen und in seiner Person zu realisieren, die eigene Persönlichkeit zum Kunstwerk zu machen, in sich Welterkenntnis und Selbstbildung zu identifizieren. — Novalis, von dem Goethe sagte, er hätte mit der Zeit ein Imperator werden können, der die poetische Literatur beherrscht hätte, lehrt uns der dritte Essay erst recht verstehen. Er beleuchtet des Dichters Stellung zu den philosophischen und poetischen Bewegungen der Zeit, insbesondere zu dem Kreise von Romantikern, die sich im Sommer 1799 in Jena zusammenfanden, legt den Zusammenhang und den Gedankengehalt der „Fragmente" dar, weist nach, daß sie mehr als willkürliche und zusammenhangslose Paradoxien sind, zeigt ihr Verhältnis zu den Reden über die Religion, unter deren Einfluß sie entstanden sind, geht auf des Dichters Gedanken über Religion und Christentum ein und tritt der Annahme entgegen, als sei Novalis ein Vorläufer der Schellingschen Naturphilosophie gewesen, geht dann über zu den „Geistlichen Gedichten", denen Dilthey eine ebenso lange Ewigkeit weissagt als dem Christentum, und schließt mit einer feinsinnigen Analyse des Romans „Heinrich von Ofterdingen", dem Bedeutendsten, was die erste Generation der Romantik hervorgebracht hat, in dem Novalis seiner Weltansicht einen adäquaten Ausdruck zu geben suchte. Er zeigt die Einwirkung des „Wilhelm Meister" auf die Dichtung der Romantiker und auf den Roman unseres Dichters insbesondere und findet in diesem, trotz seines fragmentarischen Zustandes, einen viel klareren und planvolleren Zusammenhang, als die Literarhistoriker, z. B. Haym, bis dahin gelten lassen wollten. — Den Höhepunkt des ganzen Buches bildet unstreitig der Essay über Hölderlin. Der schon früher erschienene Aufsatz wurde für das Buch unter Benutzung der neuesten Literatur, besonders der Schriften Litzmanns und der neuesten Hölderlin-Ausgabe von Böhm, ganz umgearbeitet. Die verschiedenen Stufen in Hölderlins Entwicklung werden streng geschieden und eingehend geschildert, es wird gezeigt, wie die drei Kräfte, die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts das deutsche Geistesleben so mächtig beeinflußten, auch auf Hölderlin von bestimmendem Einfluß waren, nämlich das Wiederaufleben des Studiums des griechischen Alter-

tums, die das ganze innere Leben der Nation umgestaltende philosophisch-dichterische Bewegung, besonders Schellings Pantheismus und Hegels Ästhetik, und die französische Revolution, es wird der geistige Gehalt und die künstlerische Form seines Lebenswerkes, das den Roman „Hyperion", die Fragmente des Empedokles und die lyrischen Gedichte umfaßt, aufgezeigt. Besonders sei auf die feinsinnigen Ausführungen über Hölderlins Lyrik, die sich zu einer Ästhetik der Lyrik überhaupt erweitern, über ihre Beziehung zu seinem Erlebnis, über ihren Gehalt und ihre hohe künstlerische Form verwiesen.

In der vorliegenden zweiten Auflage wurde manches schärfer herausgestellt und ausführlicher behandelt. So erfuhr die Darstellung des Lebenswerkes Lessings mehrere Ergänzungen, unter denen die wichtigste und umfangreichste die ausführliche Analyse des „Nathan" bildet. Der zweite Aufsatz, der über Goethe, wurde zu einer Charakteristik Goethes unter dem Gesichtspunkt der Weltliteratur umgearbeitet und erweitert, der Unterschied in der dichterischen Verfahrungsweise, den Goethe und Shakespeare repräsentieren, vorsichtiger gefaßt und durch einige Zusätze näher erläutert.

2) Hans Lindau, Gustav Freytag. Leipzig 1907, S. Hirzel. VIII u. 482 S. 8. 8 *M*.

Das Hauptgewicht hat der Verfasser dieser Biographie auf die schriftstellerische Tätigkeit Freytags gelegt, während er die äußeren Lebensumstände viel kürzer, nach meinem Dafürhalten zu kurz behandelt. Das deutsche Volk hat doch ein Recht darauf, auch von den äußeren Lebensverhältnissen, den Schicksalen, dem Familienleben eines Mannes, der als Dichter und Geschichtschreiber um seine geistige Bildung sich so verdient gemacht hat, mehr zu erfahren, als hier geboten wird. Um so rückhaltsloser sei dem Verfasser für das viele Neue, das er über den Schriftsteller und Dichter bringt, gedankt. Teils in dem fortlaufenden Text, teils in dem sehr umfangreichen Anhang werden wir aus Freytags Nachlaß in Form von Auszügen oder Besprechungen mit Schriftstücken und Werken bekannt gemacht, welche die gesammelten Werke des Dichters vervollständigen, auch einen Einblick in die Werkstätte des Dichters und Gelehrten gestatten, seine eigenen Lebenserinnerungen ergänzen oder kulturhistorischen Wert haben. Besonders gilt dies von einzelnen Jugendwerken, z. B. dem Drama „Die Sühne der Falkensteiner", dem Fragment „Der Hussit", von einigen Plänen und Vorlesungsskizzen des Breslauer Privatdozenten, von den Lebensbeschreibungen seiner beiden Großväter. Die Entstehung seiner Werke, die zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, wird ausführlich aufgezeigt, diese Werke selbst eingehend besprochen und auf manche Eigentümlichkeit hingewiesen, z. B. auf die Kontrastwirkungen in „Soll und Haben", auf den inneren Zusammenhang der „Ahnen". Sehr dankenswert

sind auch die Ausführungen über das so schöne Verhältnis zwischen Freytag und dem Herzog Ernst und dessen Gattin, über seine journalistische Tätigkeit, über seine eigentümlichen Anschauungen über Bismarck und dessen Politik, über seine Freundschaft mit Moriz Haupt, Julian Schmidt, Wolf Baudissin, Treitschke, Salomon Hirzel. Der Anhang erweitert vielfach das im Text Behandelte, z. B. erörtert er sprachliche Dinge, liefert er Zusammenstellungen aus der Technik des Dramas, Exkurse über die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, über die Technik der Erzählung, über Freytags Stellung zum Kronprinzen, über Freytag als Sammler, Freytags Urteile über Bismarck und Napoleon III. Möge dem verdienstvollen Buche recht bald eine neue Auflage beschieden sein und dann der Verfasser auch das, was uns von dem Menschen und seinem Geschicke besonders interessiert, eingehender behandeln.

3) Das klassische Weimar. Nach Aquarellen von Peter Woltze. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel. Weimar 1907, Hermann Böhlau. 12 farbige Tafeln mit 19 Seiten Text. 10 *M*.

Zwölf künstlerisch vollendete Aquarelle bringen hier die Wohnungen unserer großen Dichter und die anderen wichtigen Stätten des klassischen Weimar zur Darstellung und versetzen uns mit greifbarer Anschaulichkeit in jene große Epoche, in der die unsterblichen Werke entstanden, die wir aus der Bildung des deutschen Volkes uns nicht mehr hinwegdenken können. Die Bilder schließen sich möglichst getreu an das aus alter Zeit Überlieferte an. Doch konnte begreiflicherweise der heutige Zustand nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der Bilder bleiben, zumal da eine zuverlässige Rekonstruktion bei dem Mangel an ausreichenden Abbildungen nicht immer möglich war und im Verlaufe der klassischen Zeit selbst mannigfache Änderungen vorgenommen worden sind. Das Gartenhäuschen und der Garten, in dem Goethe Erholung fand von den Mühen der Amtsgeschäfte, eröffnet den Reigen und sein Wohnhaus am Frauenplan, das ihm sein fürstlicher Freund zum Geschenk machte, und der Garten auf der Rückseite, in dessen ländlicher Abgeschiedenheit die bezaubernde Menschlichkeit Goethes seinen Freunden so manche Stunde reinsten Genusses bereitete, bilden den Schluß. Dazwischen liegen die Bilder von dem Wohnhaus der Frau von Stein, das Römische Haus, die Bastille und das Schloß, der Marktplatz, das Wittumspalais (2 Bilder), in dem Anna Amalie, die Begründerin von Weimars großer Epoche, ihr Leben schloß, das alte Theater, das durch das gemeinsame Wirken Goethes und Schillers zu einem hehren Tempel edelster Kunst gemacht wurde, Schillers Wohnhaus an der Esplanade, Herders Wohnhaus. Zu jedem Bilde gibt Eduard Scheidemantel uns Aufschluß über Entstehung, Einrichtung und Schicksal des einzelnen Gebäudes.

Offenburg (Baden). L. Zürn.

Adolf Kutzner, Praktische Anleitung zur Vermeidung von Fehlern bei der Abfassung deutscher Aufsätze für die Schüler höherer Lehranstalten, sowie zur Vorbereitung auf schriftliche Prüfungen im Deutschen. Vierte Auflage, neu bearbeitet von Otto Lyon. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 88 S. 8. geb. 1 M.

Es war ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung, die neue Auflage des rühmlich bekannten Buches, das ja wohl jeder Deutschlehrer auf seinem Schreibtisch stehen hat, einem so bewährten Gelehrten und Schulmanne wie Prof. Lyon anzuvertrauen. So konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß hier und da vorliegende Irrtümer in den früheren Auflagen berichtigt und wissenschaftlich Unhaltbares ausgeschieden werden würde. In der Tat sehen wir dies von dem Herausgaber verfolgte Ziel erreicht. Durch Hinzufügung neuer Abschnitte bei Festhaltung der Einteilung im ganzen (inventio, dispositio, elocutio — Grammatik, Logik, Ästhetik — Orthographie und Interpunktion) ist die Verwendbarkeit des Büchleins für die Praxis des Unterrichts noch erhöht worden. So begegnet uns jetzt S. 10 f. Genaueres über die Einteilung eines Ganzen nach Inhalt (Partition) und Umfang (Division). Das Kapitel über Verstöße gegen die Formenlehre (S. 15 ff.) hat einige Erweiterungen erfahren, ebenso der die Satzlehre betreffende Abschnitt (S. 20 f., S. 24, S. 26—28) und der, welcher der Sprachreinheit gewidmet ist, wo das über fehlerhaften Purismus Gesagte Gelegenheit bietet, für den fälschlich angefeindeten Philipp von Zesen eine Lanze einzulegen. Zur Einübung der Interpunktion ist dem Schlusse eine Szene aus dem Nibelungenliede beigegeben. Ich bemerke hierbei freilich, daß sich mein Vergleich auf die erste Auflage von 1882 bezieht.

Mit den Ausführungen im einzelnen bin ich nicht überall ganz einverstanden. S. 10 z. B. soll ungleichmäßige Behandlung der einzelnen Teile einer Darstellung in bezug auf Umfang und Zahl der Unterteile unklares Denken verraten. Vielleicht ist das Gegenteil richtig. Das Schema I II a b c III a b ist unter Umständen sehr wohl zulässig. Denn es wäre ebenso verkehrt, mit Gewalt Unterteile zu schaffen, die keine sind, wie sie zu übergeben, wo sie sich dem Nachdenkenden auf natürliche Weise ergeben. Ich kenne ganze, zum Teil ausgezeichnete Dispositionsbücher, über die nach der Kutzner-Lyonschen Verordnung der Stab zu brechen wäre. Daß freilich, wer a sagt, auch b sagen muß, weiß man. Unser Buch selbst führt S. 47 ff. bei den Tropen vier Arten der Metapher, aber fünf der Synekdoche, sechs der Metonymie und gar keine Unterarten der Antonomasie vor. S. 54 soll sich der Schüler sechs Regeln für den Apostroph merken nach dem Schema: 1 a b c (A. darf nicht stehen); 2 (A. muß stehen); 3 a b (A. kann stehen). Wie unartig von dem orthographischen Zeichen, keine ebenmäßigere Fassung der Regel zuzulassen! Daß der Gesichtspunkt kontradiktorischen Gegensatzes

zunächst zur dichotomischen Gliederung führt, ist richtig; aber anderseits auch: aller guten Dinge sind drei — also (hier auch von K.-L. gewährte) Freiheit, auf daß die künstliche Stoffordnung nicht zu einer Fessel des Geistes werde! Übrigens ist es für einen Schüler ganz unmöglich, daß die Stofffindung „erschöpfend" ist; die Anweisung soll auch offenbar nur cum grano salis verstanden werden. Nebenbei gesagt dürfen (S. 55) Formen wie: du wäscht, der störrischte (kriegerischte) Mensch meines Wissens heute überhaupt nicht mehr geschrieben werden. In dem Satze S. 71 Z. 5 v. o. interpungiere ich: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" soll Kaiser Augustus ausgerufen haben; vgl.: „Was schaffst du?" redet der Graf ihn an, oder: „Was machst du da?" der König spricht (Michaelis, Nhd. Gramm. S. 167). Ein Druckfehler ist S. 14 zu tilgen, wo es Z. 6 v. o. § 7 (statt 6) heißen muß. Sonst ist auch der Letternsatz gut und sorgfältig und kommt somit dem günstigen Urteil zustatten, das das Buch erheischt. Man darf ihm nach wie vor weite Verbreitung wünschen.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Stürmer, Griechische Lautlehre auf etymologischer Grundlage. Halle a. S. 1907, Buchhandlung des Waisenhauses. 30 S. 8. 1 M.

Der Verfasser will sein Teil zur Förderung des altklassischen Unterrichts beitragen. Er sieht mit Recht in der Aneignung eines umfangreichen Wortschatzes eine notwendige Voraussetzung für die erfolgreiche und Genuß bringende Lektüre der klassischen Schriftsteller. Ein Mittel dazu ist ihm die Anknüpfung an bereits bekannte Wörter derselben Wortfamilie, besonders an verwandte deutsche und lateinische Wörter. Ohne Zweifel wird eine solche Anlehnung das Erlernen neuer Wörter sehr erleichtern; aber viel wichtiger erscheint es mir, die neu zu lernenden Wörter mit schon gelernten derselben Sprache zu verknüpfen, ihre Ableitung aufzuzeigen und den Bedeutungswandel festzustellen, wie ihn vorn oder hinten an den Namen gesetzte Silben erzeugt haben. Allerdings kommt man dabei ohne Kenntnis der Lautgesetze nicht aus, wie man sie ja auch bei der Bildung der Formen höchst nötig hat. Doch diese selbstverständliche Forderung wird erfüllt, und die Grammatiker haben die wichtigsten Lautgesetze in ihre Bücher aufgenommen. Aber eine so ausführliche Darlegung der Lautregeln über Veränderung oder Wegfall von Konsonanten und Vokalen, wie sie in dem vorliegenden Büchlein enthalten ist, halte ich nicht für nötig, ja für die Schule sogar für gefährlich, weil damit dem Gedächtnis des Schülers eine unnötige Last aufgebürdet und sein Interesse von wichtigen Dingen abgezogen wird. Was soll z. B. der Schüler mit folgender Angabe anfangen? § 69, S. 21 heißt es: „In vielen Fällen läßt es sich nur durch Vergleichung eines Wortes mit den verwandten Sprachen

zeigen, daß eine Tenuis aus einer ursprünglichen Aspirate entstanden ist". Wird wirklich der Schüler πείθω besser behalten, wenn er die Reihe liest: „πείθω vgl. fido, bitten", die mit anderen als Beispiele den oben erwähnten Satz deutlich machen sollen?

Übrigens enthalten die Grammatiken, soweit sie nicht bloßen Gedächtniskram mit sich führen, sondern dem Schüler das Verständnis für die Sprache eröffnen wollen, die meisten Lautgesetze, die der Verfasser anführt.

Der Lehrer wird für seinen Unterricht manche Anregung diesem Heftchen entnehmen.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Gustav Schneider, Lesebuch aus Platon. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig 1908, G. Freytag. 136 S. 8. 1,50 ℳ.

G. Schneider hat sich auf dem Gebiete der griechischen Philosophie schon lange und mit gutem Erfolge betätigt. 1865 veröffentlichte er eine Abhandlung De causa finali Aristotelea; seit Anfang der achtziger Jahre hat er sich fast ausschließlich dem Platon zugewandt. „Die Weltanschauung Platons", „Platons Philosophie" und drei Kommentare zu Platonischen Schriften sind die Frucht dieses Studiums. Die neueste Leistung ist ein Lesebuch aus Platon, und auf dieses möchte ich die Herren Fachgenossen hinweisen.

In der Einleitung (S. 7—31) gibt der Verf. einen knappen, aber klaren und zusammenhängenden Überblick über die Entwicklung der griechischen Philosophie von Thales bis Sokrates und Platon. Besonders gründlich und mit warmer Teilnahme sind Sokrates und Platon gezeichnet, aber sehr gelungen ist auch die Charakteristik der Sophisten. — Es folgt der Abdruck der Apologie und des Kriton. Diese beiden Schriften sollen nach Ansicht des Verfassers — und welcher Lehrer stimmte ihm nicht zu — von allen Schülern ganz gelesen werden. Daran schließen sich „Ausgewählte Abschnitte aus Platons Schriften", und zwar zunächst fünf Stücke zur Kennzeichnung der Sophistik und dann der Hauptteil „Die platonische Philosophie" mit den Unterabteilungen: I. Die Erkenntnis der Wahrheit, II. Gott, III. Die Tugend, IV. Die Grundzüge des wahren Staates, V. Die Unsterblichkeit. Die Stücke sind den verschiedensten Dialogen entnommen, nicht nur denen, die gewöhnlich gelesen werden, sondern auch dem Theaitetos, dem Phaidros und dem Timaios. Daß auch ein Stück aus Xenophons Memorabilien Aufnahme gefunden hat, kann man nur gutheißen; es dient zur Darstellung eines Begriffes.

Schon aus den Überschriften der einzelnen Abschnitte ersieht man, daß es dem Verf. ernstlich darum zu tun ist, ein möglichst abgerundetes und anschauliches Bild von Platon und seiner Philosophie zu entwerfen. Der Schüler, der angehalten

wird, diese Kernstellen aus Platons Schriften genau zu lesen, kann es zu einem wirklichen Verständnis eines der weisesten und edelsten Männer aller Zeiten, eines echten Lehrers der Menschheit bringen. Schon mehr als einer hat erkannt und betont, daß Platon die besten Waffen bietet, um Nietzsche zu überwinden.

Aber soll man eine Chrestomathie brauchen und nicht lieber ganze Dialoge lesen? Das eine tun und das andere nicht lassen. Gewiß soll man mit dem Gorgias oder dem Symposion oder dem Phaidon oder dem Protagoras den Schülern einen hohen Kunstgenuß bieten, und Schneider selber hat zum Phaidon einen Kommentar geschrieben und die beiden Stücke Apologie und Kriton unverkürzt aufgenommen; aber eine Zusammenstellung von Abschnitten, die ein Kenner auswählt, ist doch trefflich geeignet, die Kenntnis der Platonischen Ideenlehre zu erweitern und zu vertiefen.

Gegen die selbständigen Änderungen des Textes, die auf S. 124 aufgezählt werden, habe ich nichts einzuwenden; auf alle Fälle haben sie den Vorzug, den Text lesbar zu machen. Das Verzeichnis der Eigennamen am Schluß gibt über alle Personen, die im Buche vorkommen, erwünschte Auskunft.

Das Buch ist mit Lust und Liebe, mit Eifer und Fleiß gearbeitet, das merkt man immer deutlicher, je weiter man sich hineinliest; und auch wer dies und jenes im einzelnen anders gestaltet wünschte, wird das Ganze als eine schöne Leistung pädagogisch-didaktischer Kunst anerkennen und dem Verfasser für seine Gabe aufrichtig dankbar sein.

Pforta. Christian Muff.

Walter Dittberner, Issos, ein Beitrag zur Geschichte Alexanders des Großen. Berlin 1908, G. Nauck. 181 S. 8. 3,60 ℳ.

Die Schlacht bei Issos ist in den letzten Jahren vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen. Während Delbrück in dem Pinaros, längs dessen Dareios sein Heer aufstellte, den heutigen Pajas-Tschai sah, setzte Janke ihn mit dem heutigen Deli-Tschai gleich, erfuhr aber heftigen Widerspruch durch Gruhn, der sich ebenfalls für den Pajas aussprach und den Anmarsch des Perserkönigs nicht durch die Enge von Toprak Kalassi, sondern über den Beilanpaß erfolgen ließ. Gruhns Ausführungen haben wenig Beifall gefunden, wie dies bei einer „im Galopp anstürmender Reiter“ geschriebenen Arbeit natürlich war. Mit eindringenderem Ernst vertritt den Standpunkt Delbrücks der Verfasser der vorliegenden Dissertation, zu der er von diesem die Anregung erhalten hat. Sie behandelt ihren Gegenstand in folgenden vier Kapiteln: 1. Die Berichte der Alten über die Schlacht bei Issos, 2. die numerische Stärke der beiden Gegner, 3. die Genesis der

Schlacht, 4. das Schlachtfeld und die Schlacht am Pinaros. Für die Schlachtbeschreibung kommt in erster Linie der Bericht Arrians in Betracht. Bei seiner Wiedergabe geht Dittberner von der Annahme aus, daß Arrian die Aufstellung vom Standpunkte eines gebe, der die Front von einem Flügel zum anderen abschreite, und übersetzt daher in II 9, 2 und 3 *προτάττειν* mit „nach einer Seite hin anreihen, auf den Flügel stellen". Eine solche Annahme ist für einen militärisch geschulten Geschichtschreiber, wie Arrian, höchst bedenklich, für ihre Richtigkeit spricht dazu nicht der Umstand, daß auch Curtius III 9, 9 seine Vorlage „augenscheinlich mißverstanden hat" (ante hanc aciem und ante agmen ibant). Anstoß wird II 8, 6 an *ἔνθεν καὶ ἔνθεν* genommen und die Beseitigung dieser Angabe gefordert. In der Ansprache Alexanders an die Kommandeure (II 7, 3 ff.) erkennt Dittberner eine durch Kallisthenische Geschichtsrhetorik und Tendenzmacherei gekennzeichnete Einlage Arrians, doch ist die Vergleichung mit Sallust Jug. 49, 2—5 wenig überzeugend. Auf Aristobul wird das Gespräch zwischen Dareios und Amyntas (II 6, 3) und die Lamentation über das *δαιμόνιον τυχόν* (II 6, 6 f.) zurückgeführt, sonst aber die Arriansche Schlachtbeschreibung für Ptolemaios in Anspruch genommen. Mit der Abfertigung der „seltsamen Annahme Fränkels", daß dieser Bericht aus Aristobul stamme und nur ein paar Verlustangaben Ptolemaios entnommen seien, macht D. es sich zu leicht; bei Arrian kehren verschiedene Angaben des Kallisthenes wieder, ein Umstand, der mit gutem Grunde für Entlehnung aus Aristobul geltend gemacht werden kann. Arrian folgt Ptolemaios in seinen Angaben über die Stärke des Heeres, mit welchem Alexander zum Hellespont zog. Die Vermutung Belochs, daß Ptolemaios ein detaillierteres Verzeichnis der Streitkräfte geboten habe, läßt D. nicht gelten, trägt aber selbst zur Erklärung der Unbestimmtheit von Arrians Angabe eine höchst eigentümliche und unwahrscheinliche Ansicht vor. Nach Plut. Eum. 2 hat Alexander das Zelt des Eumenes in Brand stecken lassen; bei dieser Gelegenheit verbrannten unter den Akten der Kanzlei vermutlich auch die Ephemeriden, und Abschriften von ihnen, zu deren Einsendung die Satrapen aufgefordert wurden, waren erst von der Zeit nach der Schlacht am Granikos an erhältlich, weil erst nach dieser von Alexander die erste Satrapie vergeben wurde. Mit solchen Phantasiegebilden wird nichts erklärt, zumal wenn sie wie hier Erzählungen zur Grundlage nehmen, die einzig und allein böswilligem Klatsche ihr Dasein verdanken. Für die Beantwortung der topographischen Fragen sind die Fragmente des Kallisthenes bei Polyb. (XII 17, 2—20, 4) von Wichtigkeit, doch werden die Zahlen, die er nach XII 19, 1 über die Stärke von Alexanders Heer beim Übergang nach Asien gemacht hat, von D. sehr willkürlich behandelt. Diodor hat — so wird angenommen — in seiner Vorlage über den

Kampf von Theben keine Stärkeangabe gefunden. sondern seine XVII 9, 3 gemachte Mitteilung von 30000 F. und 3000 R. aus den Anfangskapiteln des Kallisthenes eingeschoben. Zu diesen Truppen, die Alexander von seinem Vater überkommen hatte, zählte Kallisthenes die nach Asien vorausgesandten 10000 Mann, sowie die Kontingente der hellenischen Bundesgenossen und anderer Hilfsvölker mit 600 und 900 Mann und kam so zu dem Resultate: 30000 + 10000 und 3000 + 600 + 900 = 40000 Fußgänger und 4500 Reiter. Mit diesem Ergebnis rechnet D. dann weiter und findet so auch für Polyb.: „Der zweifelhafte Wert der Polybianischen Rechenoperationen steht wohl außer Frage", doch dürfte das gleiche Urteil mit mehr Recht für Dittberners Rechenoperationen außer Frage stehen. Die Kallisthenische Version vertritt XVII 30—32, 4 auch Diodor, um dann an diese Partie einen nach der Schablone gearbeiteten Schlachtbericht anzuknüpfen. Über diesen urteilt D., daß er die Diodorsche Normalschlacht in schönster Blüte, sozusagen in Reinkultur zeige, indessen trotz der stereotypen Form, die Diodors Schlachtbeschreibungen aufweisen und die man für die früheren Bücher mehr seinem Gewährsmann Ephoros zur Last legt, können darum doch die mitgeteilten Einzelheiten von Wert sein. Als eine unorganische von Widersprüchen nicht freie Kontamination Arrianschen und Diodorschen Gutes und Curtianischer Rhetorik erscheint der Bericht des Curtius, bei dem der Schilderung der Truppenbesichtigung (III 2, 2f.) Herodots (VII 59ff.) Erzählung über Xerxes' Völkerrevue bei Doriskos als Muster vorgelegen hat. Dazu kommen noch die Erzählungen Justins und Plutarchs, der seine Vorlage korrigiert, wenn er den Sieg von Issos mehr der *ἀρετή*, als der *τύχη* des Königs zuschreibt. Die Besprechung der Vulgata gibt D. auch Anlaß über das bekannte pompejanische Mosaikbild sich zu äußern, doch sind seine Äußerungen über dies etwas rückständig. Die Überlieferung über die numerische Stärke der Gegner findet bei dem Schüler Delbrücks selbstverständlich keinen Glauben, das makedonische Heer wird auf 32000 Mann berechnet, die Zahl der Perser dagegen unbestimmt gelassen. Ob freilich der Ursprung der überlieferten Zahlenangaben richtig erkannt ist, wenn sie „auf die Renommisterei des gefangenen Griechen" zurückgeführt werden, „der nach der Schlacht den Makedonen einen Bären aufband über die Elitetruppen und Riesenmassen, die gegen sie kämpften", mag dahin gestellt sein. Die Gruhnsche Behauptung, Dareios sei über den Beilanpaß herangerückt, findet durch Dittberner die verdiente Zurückweisung, die sie auch schon durch Lammert, Janke und mich gefunden hat, seine Hypothese über die Lage von Issos steht mit unserer gesamten Überlieferung in Widerspruch und scheitert an dem Zeugnis Xenophons (Anab. I 4, 1ff.). Leider wird diesem Zeugnisse auch D. nicht ganz gerecht und verdächtigt die Distanzangaben Xenophons, um Issos am rechten

Ufer des Deli-Tschai, nahe der Mündung ansetzen zu können. Weshalb der Athener, der mit Kyros' Heer die vermessenen Straßen des Perserreichs zog, nicht in der Lage war, genauere Distanzen zu geben, vermag ich nicht einzusehen; die Vermutung, *Ἰσσοί* sei der Name der Stadt, *Ἰσσός* der Name des Flusses (d. i. Deli-Tschai) gewesen, an dem sie gelegen habe, hat gar nichts für sich. Issos lag in intimo recessu des Issischen Meerbusens (Mela I 3), d. h. am nördlichsten Punkte (vgl. Ztschr. f. Gym.-Wes. 1906 S. 524). In der Streitfrage, ob unter dem Pinaros der Pajas oder Deli-Tschai verstanden sei, entscheidet sich D. für ersteren: „In der Strandebene der Bai von Alexandrette ist der Pajas-Tschai der einzige Fluß, der topographisch und militärisch in allen Stücken dem Pinaros der Alten entspricht". Mit der Sicherheit, mit welcher dies von D. geschieht, läßt sich der Punkt, von welchem aus die Distanz von 100 Stadien (Polyb. XII, 19, 4) zu rechnen ist, nicht feststellen, mit den Angaben aber der 30 Stadien bei Curtius (III 8, 24) und der 40 Stadien bei Polyb. (XII 20, 1) in der Weise Dittberners zu operieren, halte ich für unstatthaft. Ich stimme mit ihm darin überein, daß Alexander am Morgen der Schlacht von den Höhen von Eski Ras Pajas aufgebrochen ist (Ztschr. f. Gymn.-W. 1906 S. 522), aber dann darf man nicht das inde bei Curtius auf diese beziehen, will man sich nicht mit Polybs *περὶ τετταράκοντα σταδίους* in Widerspruch setzen. Wenn Kallisthenes mit seinem *μετωπηδὸν ἄγειν* nur einen militärischen Terminus technicus falsch angewandt hätte und weiter nichts damit hätte ausdrücken wollen, als: „Alexander ließ den Troß zurück und zog jetzt mit seinem Heere in die Schlacht", dann würde ihn Polybius anders bekämpft und ihm nicht einen sachlichen Irrtum vorgehalten haben. So weltentrückt werden wir uns ferner Kallisthenes, der schon im zweiten Jahre beim Heere weilt, nicht vorstellen dürfen, daß ihm die Bedeutung eines so geläufigen militärischen Ausdrucks unbekannt geblieben sei. Er soll mit dem Troß in der Mitte der Strandebene und von hier aus seine 40 Stadien bis zum Schlachtfelde gerechnet haben, Polybius macht aber seine Angaben mit Bezug auf Alexander und nicht auf Kallisthenes. Auch mit anderen Argumenten kann man sich nicht einverstanden erklären. Von den Ufern des Pinaros braucht Arrian (II 10, 4) die Worte *πολλαχῇ κρημνώδεσι ταῖς ὄχθαις*, die nach Gruhns Auffassung mit der Beschaffenheit der Ufer des Deli-Tschai sich nicht in Einklang bringen lassen. Demgegenüber hat man darauf hingewiesen, daß Arrian auch die Ufer des Granikos als *ὄχθαι ὑπερυψηλαὶ καὶ κρημνώδεις* bezeichne (I 13, 4) und daß der Bigha-Tschai, d. i. der Granikos, dieselbe Uferbeschaffenheit habe, wie der Deli-Tschai. Daß Parmenion diesen Charakter der Ufer des Granikos geltend macht, um von dem Übergang über den Fluß abzuraten, ist doch kein Grund, die Richtigkeit seiner Worte zu bezweifeln und sie als Über-

treibung zu kennzeichnen. Der bei Arrian II 8, 7 geschilderten Bergformation entspricht in hohem Maße das Gelände am oberen Deli-Tschai und es ist nicht einzusehen, wie die den Bergrücken auf der Südseite begleitende Schlucht die Wirkung des von Dareios dorthin gesandten Korps aufgehoben haben soll; dieses sollte den rechten makedonischen Flügel in der Flanke und bei dem weiteren Vorgehen im Rücken angreifen. Dementsprechend stellte auch Alexander einen Teil seiner Leichtbewaffneten und Reiter auf den rechten Flügel *ἐς ἐπικαμπὴν πρὸς τὸ ὄρος τὸ κατὰ νώτου* (II 9, 2) auf. Verworfen wird auch die Angabe des Kallisthenes, Alexanders Phalanx habe bei Issos nur acht Mann tief gestanden, und doch dürfte sie durch Arrian Bestätigung finden, wenn es II 9, 3 heißt: *ἐπεὶ οὔτε πυκνὴ αὐτῷ ἡ φάλαγξ κατὰ τὸ δεξιὸν τὸ ἑαυτοῦ ἐφαίνετο.*

So muß auch nach Dittberners Untersuchungen, die mehrfach zu viel beweisen wollen, die Frage, ob Pajas oder Deli-Tschai, eine offene bleiben. Der Sieg von Issos hob Alexander über die Stellung eines makedonischen Heerkönigs und hellenischen Bundesfeldherrn empor und machte ihn zum Weltherrscher. Darin trifft Dittberners Auffassung mit der E. Meyers (Verhdl. der 48. Philologen-Vers. S. 54) zusammen.

Köln. F. Reuß.

---

1) Fricke, Französisch für Anfänger. Zweiter Teil. (Für Quinta.) Mit 1 Münztafel und 39 Abbildungen. Leipzig und Wien 1907, F. Tempsky und G. Freytag. 168 S. 8. geb. 2,50 *M.*

Man sieht, Schmidt-Roßmann hat Schule gemacht, und Fricke zeigt sich als ein sehr gelehriger Schüler, ja er zeigt sich als ein Schüler, der den Meister zu übertreffen verstanden hat. Wo hat man bisher soviel Bilder und soviel Tabellen, soviel verschiedene Druckarten und soviel geheimnisvolle Zeichen verwendet gesehen? Und außer acht lassen darf man die Zeichen beileibe nicht; denn gerade durch die Benutzung all der auf das sorgfältigste erwogenen Hinweise und Winke gewinnt das Buch seinen besonderen Wert. Also beginnen wir mit dem Anfang auf Seite 9! Da zwingt uns die Aufschrift ‚Ier trimestre‘ sogleich zu erkunden, bis zu welchem Stück wir in dem ersten Vierteljahre gelangen sollen. Es folgt die Überschrift von Stück 1 ‚Le printemps‘, dann das bekannte Hölzelsche Bild und darunter „Wört. 5 (VIa 7, 8, 18, 20)“. Wir müssen also das Wörterbuch aufschlagen, das S. 110 beginnt, aber gar nicht „Wörterbuch“ heißt, sondern „Vocabulaire“. Zwei Seiten weiter finden wir dann: 5 *Animaux*, darunter aber wieder in Klammern (Nr. 1, 3, 4, 8, 9, 27, 90a, 93) und gleich dahinter ebenfalls in Klammern (Vgl. VIa Voc. 7).

Bin ich nun so weit gediehen, daß ich das erste Stück mit Benutzung all der gegebenen Anweisungen durchgenommen habe,

so hält mich, bevor ich zu Stück 1a übergehe, ein neues, zuvor noch nicht gesehenes Zeichen zurück, nach dessen Erklärung ich in dem Buche vergebens suche. Doch zum Glück habe ich den ersten für Sexta bestimmten Teil bei der Hand, und da finde ich denn nach längerem Suchen in einer Anm. auf S. VII, daß das Zeichen „solchen Stücken beigefügt ist, die ganz ausgelassen werden können, wenn die Umstände es erfordern oder gestatten“. Allerdings findet sich ein Hinweis auf die im Buche verwendeten Zeichen auch schon in der Vorrede (S. IV), doch in dieser selben Vorrede heißt es am Anfang: „Um an dieser Stelle ein längeres Vorwort zu vermeiden, sind alle notwendigen oder wünschenswerten allgemeinen Erläuterungen über die Entstehung, die besondere Art, die empfohlene Unterrichtsweise und die Ausnutzung des neuen Lehrbuches in einem ausführlichen Begleitwort zusammengefaßt worden, ohne dessen genaues Studium ein klares Bild von dem Aufbau des neuen Lehrmittels nicht leicht erworben werden kann“.

Und wie bei den Stücken selbst, so begegnen wir dann in dem angefügten alphabetischen Vokabular (S. 137 bis S. 155) allerlei wunderlichen Zeichen, über deren Bedeutung wir an verschiedenen Stellen der ersten Seite dieses „Nachschlageverzeichnisses“ aufgeklärt werden, so u. a. daß ein Kreis „die im Sextateile schon vorkommenden Wörter und zwar solche aus den Lerngruppen (I und II)“, ein liegendes Kreuz aber „solche aus dem Restverzeichnis (III)“ bedeutet. Die Zweckmäßigkeit des in diesem Vokabular beobachteten Brauches, die Präpositionen sämtlich fett zu drucken, leuchtet mir nicht recht ein. Und so stößt man auch in den zumeist sehr überlegt und methodisch geschickt abgefaßten grammatischen Bemerkungen auf einiges Überflüssige, wie beispielsweise die S. 11 gegebene Bemerkung: „Femininformen ohne die Endung *e* sind *ma, ta, sa* . . .“ oder die S. 18 gespendete Regel: „Adverbiale Bestimmungen stehen am Ende, am Anfang und in der Mitte des Satzes“. Abgeschmackt erscheint mir das unter der Aufschrift „Das hinweisende Fürwort“ gegebene Stück *La ville de Paris renversée*, wo das Wort *renversée* den Verfasser auf die Idee hat verfallen lassen, den links — wie üblich — von oben nach unten gedruckten Text rechts nochmals von unten nach oben mit umgekehrten Buchstaben drucken zu lassen. Und daß danach die am Ende des Buches gegebenen Satzbilder sehr eigenartig geraten sind, wird niemanden wundernehmen. Dieser Teil schließt mit den Worten:

Adieu donc, mes chers amis!
Au revoir en quatrième!
Fin.

Nichtsdestoweniger aber folgt noch ein Anhang mit zwölf Übersetzungsstücken und einer sehr nützlichen, schön ausgestatteten Tabelle französischer Münzen. Nützlich sind auch

die verschiedenen in dem Werke den bezüglichen Stücken beigefügten Kärtchen und einiges andre Bildwerk. Vieles aber, wie die Darstellung eines Storches S. 10, eines Hasen, S. 16, einer Nuß S. 40, verweist den Schüler denn doch auf eine gar zu niedere Stufe, nicht ohne Absicht des Autors, der auf S. 4 des Vorwortes es ausspricht, daß „Mehr ein kindliches Lesebuch als ein gelehrtes Hilfsmittel sollte geschaffen werden. Es ist daher nur eine bewußte Absicht erreicht, wenn es gelungen sein sollte, eine Art Vorschulton zu wahren". Und das gilt in der Tat auch von den meisten Lesestücken, was an und für sich noch nicht zu verurteilen wäre, wenn sich nicht als Folgeerscheinung ergäbe, daß sie fast durchweg des anregenden Momentes entbehren. Ich müßte mich sehr täuschen, oder diese ununterbrochene Reihe von Stücken, denen der belehrende Zweck an die Stirn geschrieben ist, ermüden den Lernenden und erfüllen ihn mehr und mehr mit Widerwillen gegen die neue Sprache, anstatt seine Lust nach neuer Nahrung stetig zu steigern. An diesem Fehler krankt meines Erachtens Schmidt-Roßmann und an dem gleichen Fehler das vorliegende Lehrbuch. Über das Hemmnis der mannigfaltigen Zeichen wird dem Lehrer eine sorgsame Vorbereitung hinweghelfen, die er ja auch vor Benutzung eines ihm neuen Kursbuches anzuwenden gewöhnt ist; zur richtigen Ausnutzung des grammatischen Materials werden ihm die zahlreichen Beigaben dienlich sein können, gegen die Ermüdung aber wird er vergebens ankämpfen, wo ihm das Lehrbuch so sehr im Wege steht wie hier. Der wahrhaft erstaunlichen Sorgfalt, mit der Frickes Grammatik alles an Hilfen herbeibringt, was den unerfahrenen Lehrer zu einem erfolgreichen Unterrichte führen kann, steht leider an so vielen Stellen die psychologisch unberechtigte Auswahl der Texte beeinträchtigend gegenüber.

Rühmend hervorgehoben zu werden verdient die Ausstattung, und ein besonderes Lob gebührt dem Drucker, der den großen Anforderungen, die das Buch an seine Leistungsfähigkeit stellte, so vortrefflich zu genügen verstanden hat. Angesichts dessen kommen die geringfügigen Versehen kaum in Betracht; dennoch will ich in Rücksicht auf eine erforderlich werdende Neuauflage als wesentlich erwähnen, daß S. 31 vor *Table de multiplication* die Zahl 20 abgesprungen ist und daß S. 11, Zeile 11 in beaucoup das u der zweiten Silbe fehlt. Bei dieser Gelegenheit sei dem Verf. zum Zwecke besserer Übersicht die Durchnumerierung der Seiten von 5 zu 5 Zeilen empfohlen.

2) Fricke, Französisch für Anfänger. Dritter Teil. Für Quarta (und Tertia). Leipzig und Wien 1907, G. Freytag und F. Tempsky. 192 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Über die Lesestücke 1 bis 25 des 3. Kursus von Frickes Lehrbuch kann ich nur wiederholen, was ich über die des

2. Kursus gesagt habe. Lehrhafte Beschreibungen ohne Ende. Man überlese nur einmal die Nummern 1 bis 14 Le firmament, Le matin, La terre et le soleil, L'air, Le baromètre et le thermomètre u. s. f., abgesehen von den einen ganz geringen Raum einnehmenden Gedichtchen 3, 8 und 9; und auch diese entsprechen, als der lyrischen Gattung zugehörig, der Art der gewählten Prosa. Erst No. 15 Le loup et les biquets, Conte normand bringt eine kleine Abwechsluug. Aber sogleich mit No. 16 kehrt das *genre ennuyeux* der Beschreibungen und Schilderungen wieder, und auch in der Schule gilt doch wohl cum grano salis das Wort von der Unzulässigkeit dieses Genres. Endlich mit Stück 26 Le tour de la France ändert sich das Lesebuch in seinem Charakter, indem es nunmehr bis zum letzten Stück durchweg höchst anziehende Stoffe bietet, ohne doch darin neben dem *dulce* das *utile* jemals zu vernachlässigen. Da folgen denn auf zwei Gedichte eine größere Anzahl von Proverbes und Maximes, dann eine fast ununterbrochene Reihe von Fabeln und Märchen, hierauf ein höchst ergötzliches Dramolet en 3 actes, ferner La vie et les aventures de Robinson Crusoé und schließlich nach den Gedichten Le petit Pierre (den man sich allerdings bei weitem weniger elegant vorstellen möchte, als ihn das beigefügte Bild zeigt) und Le laboureur et ses enfants noch einige Episoden aus der französischen Geschichte.

Über die zweckmäßige Nutzung verschiedenartiger Typen, die übergroße Heranziehung des Bildwerks zur Veranschaulichung der Lesestoffe und der Zeichen zur Darstellung der Satzgefüge, die reichlich gespendeten Hilfen zur grammatischen Verwertung der Texte u. dgl. m. ist im großen und ganzen dasselbe zu sagen wie bei Besprechung des Quintakursus. Als besonders wertvoll sehe ich auf dieser Stufe, wo die Schüler bereits einen größeren Wortschatz sich zu eigen gemacht haben, die Anfügung der ‚100 Wortfamilien' von S. 182 bis zum Schluß des Buches an, die sicherlich überall zur Vornahme von mancherlei bildenden und anregenden Übungen den Anreiz geben werden.

Daß dieser dritte Teil des neu herausgekommenen Lehrwerkes von Fricke mit den zwei vorangegangenen zusammen eine sichere Grundlage für einen in den Mittel- und Oberklassen folgenden Sprachbetrieb aus dem Vollen heraus bieten wird, möchten wir mit dem Verfasser gern annehmen. Aus seinen in der Vorrede geäußerten Worten geht hervor, daß er von nun an der selbstschaffenden Kraft des Lehrers freieren Spielraum geben will; und wir können nicht umhin, diese Absicht zu billigen und ihm im allgemeinen darin beizupflichten, „daß eine weitere lehrbuchartige Führung für die folgenden Stufen nicht notwendig erscheint, ja sogar Schaden anstiften kann, weil sie zu leicht der rein sprachlich-grammatischen Seite sich zuwenden und dadurch

den von jetzt ab erst recht erwünschten lebhaften Lesebetrieb hemmen könnte".

3) Französisch-englische Klassiker-Bibliothek von Bauer und Link Nr. 54. La Fontaine, Fables, herausgegeben von Ludwig Appel. München 1907, J. Lindauersche Buchhandlung. 58 S. 8. kart. 1 ℳ.

Warum sich der Bearbeiter auf die drei ersten Bücher von Lafontaines Fabeln beschränkt hat, ist mir unerfindlich. Sollten die Herausgeber dieser französisch-englischen Klassiker-Bibliothek es etwa beabsichtigen, nun noch die 9 übrigen Bücher des Dichters in 3 neuen Bändchen folgen zu lassen? Das ist doch wohl nicht anzunehmen. Warum dann aber die Ausschaltung der Bücher 4 bis 12 von Lafontaines Fabeln, gleich als ob diese kein einziges brauchbares Produkt mehr enthielten? Und so ist es denn überhaupt die Auswahl, die ich in vorderster Linie beanstanden möchte. Es mag uns noch sehr widerstreben, den ausgetretenen Spuren der Vorgänger zu folgen, nicht ohne Grund finden sich beinahe die gleichen Fabeln bei allen Veranstaltern von Schulausgaben wieder. Es sind das eben doch die besten, lesenswertesten, für unsere Schüler geeignetsten Schöpfungen des Dichters. Und wenn es in der Vorrede so schön von unserem Dichter heißt: ‚Il était doux, sincère, crédule, complaisant, timide et simple comme les héros de ses fables', so sollten eben Anmut, Zutraulichkeit, Aufrichtigkeit, Kindlichkeit und Einfalt auch überall in den vorgeführten Schöpfungen zutage treten. In der Gesamtausgabe der ca. 300 Fabeln des Dichters dürfen gut und gern auch einige mit unterlaufen, die diesen Charakter verleugnen, sie vermögen da nicht das Urteil über das Ganze zu beeinträchtigen. Hier in dieser Auswahl aber sollten nur die charakteristischen geboten werden, und es gehört beispielsweise aus dem ersten Buche weder Fabel XIV noch Fabel XVII hinein. Nr. XIV *Simonide préservé par les Dieux* ist so verwickelt, daß man erst aus der angeknüpften Lehre erkennt, worauf der Dichter hinaus will, und Nr. XVII *L'Homme entre deux âges et ses deux Maîtresses,* von denen

L'une encore verte, et l'autre un peu bien mûre,
Mais qui réparait par son art
Ce qu'avait détruit la nature,

erscheint mir für die Jugend ganz ungeeignet. Die erste Fabel des zweiten Buches *Contre ceux qui ont le goût difficile* mit dem Appell des Dichters an seine Kritiker in der Einleitung und dem antikisierenden Ausbau des Ganzen dünkt mir für unsre Schulen so unangebracht wie möglich, Fabel VIII *L'Aigle et l'Escarbot* ermangelt der Durchsichtigkeit, Fabel XIII *L'Astrologue qui se laisse tomber dans un puits* wimmelt von Abstraktionen; Fabel XVIII *La Chatte métamorphosée en femme* hat einen gar zu gekünstelten Vorgang zum Gegenstand, und Fabel XX *Testament expliqué par Ésope* verbietet sich schon durch ihre Länge. Ebenso wäre in Buch 3 noch die eine und andere der Fabeln auszusondern.

Die französischen Anmerkungen sind präzis und knapp und dabei doch ausreichend, ebenso das Wörterbuch.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Gustav Lücking, Französische Grammatik für den Schulgebrauch. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 362 S. 8. 4 *M*.

„Eine der besten Grammatiken, die wir haben," urteilte Löschhorn, als er das vorliegende Buch bei dessen zweitem Erscheinen 1889 erwähnte. Auch ich muß dasselbe Urteil abgeben, um so mehr, als die dritte Auflage an recht vielen Stellen Beweise davon liefert, daß der Verf. auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage den Sprachgebrauch in seiner weiteren Entwickelung mit Verständnis beobachtet und auch dessen neueste Erscheinungen und Wendungen in den Bereich seiner Darstellung gezogen hat. Hierbei kann es nur angenehm auffallen, daß sich der Verf. in den Transkriptionen von dem ursprünglichen, allzu radikalen Standpunkt Passys losgesagt hat; daß er Toblers Forschungen und Leygues' Toleranzedikt nicht unbeachtet lassen würde, durfte vorweg angenommen werden.

Im übrigen ist die Auswahl, Anordnung und Darbietung des Stoffes dieselbe geblieben: ungefähr die Mitte zwischen einem streng wissenschaftlichen und einem für das praktische Bedürfnis bestimmten Werke. Die Reichhaltigkeit, Zuverlässigkeit und Fassung des Gebotenen ist derart, daß für den Hausgebrauch ein Nachschlagewerk überflüssig wird. Wenn nur der Verf. noch mehr, besonders in der Syntax, auf das Lateinische zurückgegriffen oder es ganz übergangen hätte! Auch sonst wäre einiges zu bemängeln, z. B. daß man alles Nötige über die konsonantische, nichts aber über die vokalische Bindung vorfindet. Doch über Kleinigkeiten möchte ich mit dem Verf. nicht rechten, nur wünschte ich von ihm das Zugeständnis, daß der Titel „Französische Grammatik für den Schulgebrauch" einer Einschränkung bedürftig ist. Leider ist ja noch immer in unserm Unterrichtsbetriebe, besonders in dem Zuschnitt der meisten Schulbücher, das Zuviel gar sehr an der Tagesordnang. Nun sehe man sich aber die vorliegende Grammatik an. Zunächst verwendet sie 46 Seiten in 47 §§ für die Lautlehre, dann 64 Seiten in 73 §§ für die Formenlehre und hierauf 225 Seiten in mehr als 300 §§ für die Syntax: kein Wunder, wenn der (am Ende befindliche) Index allein fast 30 Seiten beansprucht. Da könnten doch nur solche Anstalten das Buch einführen, denen für das Französische mindestens sechs Wochenstunden, und zwar mehrere Jahre hindurch, zur Verfügung ständen.

Neustadt, Wpr. A. Rohr.

Anton Burger, Die gleich- und ähnlich-lautenden Wörter der französischen Sprache. Ein Beitrag zum methodischen Studium des französischen Wortschatzes, seiner Orthoepie und Orthographie. St. Pölten 1907, Sydy's Buchhandlung. 32 S. 8. 0,85 *M.*

Gegenüberstellungen ähnlicher Wörter, sagt der Verf., sind ein nicht zu unterschätzendes pädagogisches Mittel, das Unterscheidungsvermögen der Schüler zu schärfen und dem Gedächtnis wirksame Hilfe zu bieten; sie erleichtern die Aneignung des Wortschatzes und dienen auch zur Erwerbung einer genauen Aussprache und richtigen Schreibung der Wörter.

Die Wörter werden nicht in alphabetischer Ordnung gebracht, sondern in Gruppen, deren Einteilungsgrund der gleich- oder ähnlichlautende Vokal und Konsonant ist; jede Gruppe wird wieder in Wörter mit langem oder kurzem Vokal in der betonten Endsilbe geteilt.

Als gleichlautende Wörter gleicher Schreibung sind z. B. boucher, causer, été, louer, neuf, suis, carrière, mineur, outre, page, tendre, livre, als gleichlautende Wörter verschiedener Schreibung z. B. a und as, date und datte, la und là und las, par und part und pars und pare, hôtel und autel, mai und mets, Grèce und graisse, cire und Sire, mot und maux, devin und devins angeführt.

Von ähnlich-lautenden Worten führe ich an beau und peau, direz und tirez, odeur und hauteur und auteur, baiser und baisser, chêne und chaine, fin und faim, ver und verre und vers, tâche und tache, désert und dessert.

Tilsit. O. Josupeit.

---

1) Sperling, Eine Weltreise unter deutscher Flagge. Leipzig 1907, W. Weicher. VIII u. 194 S. mit 31 Taf. 4,50 *M.*

Der Verfasser des 1906 erschienenen Buches: „Aus dem Loggbuche eines Kriegsseemannes" schildert in seinem neuen Werke seine Erlebnisse auf einer mehr als zweijährigen Seereise an Bord des deutschen Kreuzers „Bismarck" in den Jahren 1886—1888. Zum Schutze deutscher Reichsangehöriger und deutscher Rechte ging das Geschwader, zu dem die Bismarck gehörte, von Hongkong nach dem nördlichen China, über Singapore und Ceylon nach Sansibar und Kapstadt, nach Sidney, Samoa, Neuguinea, über Hongkong nach Japan, um endlich in Hongkong den Heimatwimpel zu hissen und die Heimreise anzutreten. In frischer, anregender Weise werden Land und Leute an den von den deutschen Schiffen besuchten Orten geschildert und dabei ein lebensvolles Bild von dem täglichen Leben an Bord entworfen. Es stellt die Erziehung des Schiffsjungen, seine Freuden und Leiden an Bord in immer von neuem fesselnder, humorvoller Weise dar und erweckt überall den Eindruck, daß die Erzählungen genau der Wirklichkeit entsprechen. Dasselbe gilt von den Dar-

stellungen der Länder und Völker, die der Leser mit dem Verfasser kennen lernt, besonders auch von den Schilderungen der damals eben erst von Deutschland in Besitz genommenen Kolonien. Die zahlreich eingeschalteten Bilder sind gut ausgeführt und erhöhen den Wert des Buches.

Das Buch wird, wo es in die Schülerbüchereien eingereiht wird, was hoffentlich an recht vielen Anstalten geschieht, sehr begehrt und viel und gern gelesen werden und gewiß auch an seinem Teile dazu beitragen, die Lust zum Seemannsberufe in unserer Jugend zu erwecken.

2) Julius Lohmeyer, Auf weiter Fahrt. Fünfter Band der Deutschen Marine- und Kolonialbibliothek, herausgegeben von Georg Wislicenus. Leipzig 1907, W. Weicher. XXIII u. 298 S. mit 28 Abbildungen. 4,50 *M.*

Das von Lohmeyer begründete, von Georg Wislicenus im selben Sinne fortgesetzte Unternehmen einer deutschen Marine- und Kolonialbibliothek hat seine Aufgabe bisher in so hervorragender Weise erfüllt, daß es nicht nötig ist, zur Empfehlung des fünften Bandes noch viel Worte zu machen.

Eine lange Reihe sehr interessanter Aufsätze enthält dieser neueste Band, so daß jeder Leser auf seine Rechnung kommt. Im Vordergrunde des Interesses aller Kolonialfreunde steht noch immer mit Recht Deutsch-Südwestafrika. Dementsprechend berichten drei Aufsätze über jenes einst vielgeschmähte Land. Oberleutnant Stuhlmann berichtet von seinen Erlebnissen in dem kaum beendeten Kriege, in dem er mit seiner Halbbatterie wiederholt an entscheidender Stelle eingegriffen hat. Frau von Eckenbrecher und Frau von Falkenhausen dagegen erzählen von dem eigenartigen Leben in „Südwest“, auf der Pad und auf der Farm, und lassen uns erkennen, wie auch die deutsche Frau sich wohl fühlen und Gutes wirken kann in der Kolonie, die nach dem Kriege bald einen großen Aufschwung nehmen wird. Von den übrigen Aufsätzen seien einige noch kurz erwähnt. Kapitän z. S. Schlinger berichtet über die Teilnahme der deutschen Seesoldaten an der Seymour-Expedition 1900, während Vizeadmiral Kühne höchst interessante Erlebnisse von der ersten preußischen Expedition nach Ostasien mitteilt. Sehr anschaulich schildert Kapitän Prager den furchtbar großartigen Ausbruch eines unterseeischen Vulkans in der Südsee, dessen Augenzeuge er 1885 gewesen, und Kapitän z. S. Meuß erzählt von der Errichtung eines von Kaiser Wilhelm I 1876 gestifteten Denkmals auf einer der Liu-Kiu-Inseln. An erster Stelle aber nach dem sehr beachtenswerten Geleitworte des Herausgebers steht ein Aufsatz von dem ehemaligen Direktor der Deutschen Seewarte Wirkl. Geh. Rat Dr. von Neumayer, in dem er erzählt, wie er als junger Gelehrter 1852 Seemann wurde und dann sich beteiligt hat an der Ausbeute der damals entdeckten Goldfelder Australiens. Dieser Beitrag allein macht das Buch höchst

empfehlenswert für unsre Jugend: hier kann sie lernen, wie auch die großen Männer der Wissenschaft ihre wirklich großen Ziele nur erreicht haben, indem sie mit einem Ernst, der vor keiner Arbeit, vor keiner Mühe und Gefahr zurückschreckte, darangingen, sie zu erringen.

Das vom Verleger trefflich ausgestattete Buch kann aufs wärmste empfohlen werden für Schülerbüchereien und zu Geschenken.

Treptow a. R. Karl Schlemmer.

Wilhelm Schmidt, Zur Veranschaulichung der Zeitfolge im Geschichtsunterrichte. Wien 1907, Rudolf Brzezowsky & Söhne. 32 S. gr. 8.

Unzweifelhaft ist die Klage über das schnelle Entschwinden geschichtlicher Tatsachen und geschichtlicher Entwickelung aus dem Gedächtnis der Schüler, wenn es an der nötigen Übung fehlt, besonders also nach dem Verlassen der Schule, berechtigt; kann man doch als Lehrer immer wieder die Erfahrung machen, daß geschichtliche Vorgänge, die man ganz genau durchgesprochen und aufs klarste in ihren Ursachen und Wirkungen dargelegt hat und von denen man glaubte, daß sie nie vergessen werden könnten, manchmal nach verhältnismäßig kurzer Zeit schon wieder entschwunden sind. Ja wenn man erst längere Zeit in der Praxis steht, dann wundert man sich auch darüber nicht mehr, immer wieder von früheren Schülern zu hören, dies und jenes wichtige Ereignis hätten sie im Geschichtsunterricht nicht gehabt, während man doch ganz genau weiß, daß man eingehend darüber gesprochen hat. Es ist eben ihrem Gedächtnis entfallen, worin es aufzunehmen sie sich zur Zeit vielleicht auch gar keine ernste Mühe gegeben haben. Wenn es nun auch keinen Wert hat, etwa alles, was man an Zahlen oder Tatsachen jemals auf der Schule gelernt hat, für das ganze Leben festzuhalten, so ist es doch immerhin manchmal betrübend wenig, was nach soviel aufgewandter Zeit und Arbeit als Resultat übrigbleibt, betrübend besonders deshalb, weil diese Unkenntnis der Geschichte namentlich im politischen Leben manche üble Folge haben kann. Deshalb ist natürlich schon längst auf Mittel und Wege gesonnen, wie diesem Mangel abgeholfen werden kann, und nicht ohne Erfolg scheint das Übel von der Seite angegriffen zu sein, daß man durch immer wieder angestellte Repetitionen den Geschehnissen eine feste Stütze im Gedächnis zu bereiten sucht. Freilich dürfen diese Repetitionen nicht rein äußerlich stattfinden, indem Seite für Seite nach der Tabelle wiederholt wird — das sicherste Mittel, um das für den Geschichtsunterricht vorhandene Interesse auszutreiben —, vielmehr muß man immer wieder neue Gesichtspunkte ausfindig machen, um den Stoff bald in diesem, bald in jenem Zusammenhange von neuem vorzuführen und dem Schüler zu eigen

zu machen. Und nicht bloß die Geschichtstunden müssen dazu ausgenutzt werden, sondern auch in anderen Unterrichtsgegenständen ist, sobald sich Gelegenheit bietet, auf die Entwickelung der Ereignisse hinzuweisen. So muß doch wohl wenigstens ein guter Teil des Stoffes in den dauernden Besitz des Schülers übergehen und damit den Klagen über unzureichende geschichtliche Kenntnisse der Boden entzogen werden.

Daneben gibt es natürlich auch noch andere Wege, die zum Ziele führen helfen, und keiner der schlechtesten scheint der in der vorliegenden Schrift angegebene zu sein: durch Zuhilfenahme der Veranschaulichung, die auch sonst im Unterricht mit Recht eine große Rolle spielt, soll dem Schüler ein Bild von der Entwickelung der Ereignisse gegeben werden, indem diese Entwickelung graphisch durch die einzelnen Jahrhunderte hindurch zur Darstellung gelangt. Demgemäß soll vom fünften vorchristlichen Jahrhundert an am Ende jedes Jahrhunderts in der Behandlung innegehalten werden, um es zu überblicken und sein Bild, in Persönlichkeiten und Ereignissen, zu gewinnen. Darauf wird dieses Bild in der Weise graphisch an die Tafel geworfen, daß über die ganze Fläche derselben eine wagerechte Linie gezogen wird, die das Jahrhundert bezeichnet und nach Jahrzehnten eingeteilt ist. Unter der Linie werden dann bei den einzelnen Jahrzehnten die hervorragendsten Einzelereignisse durch Punkte angedeutet, die Kriege durch Linien, die bedeutendsten Namen durch ihre Anfangsbuchstaben. So wenigstens in der Zeit, wo das Bild des Jahrhunderts durch die Entwickelung der Zustände unter Kämpfen sich formt. Etwas anders in der Zeit des deutschen Kaisertums, wo der Regentenwechsel auf das Bild des Jahrhunderts den größten Einfluß hat: seiner Darstellung dient unter der Zeitlinie eine ihr parallel laufende, welche von einer flachen Wellenlinie in deren Auf- und Ablaufen gekreuzt wird; jeder Kreuzung entspricht ein Thronwechsel, Ordnungszahlen unter ihren einzelnen Bögen geben jeder Regierung die Stellung in der Reihe. — Manchmal werden auch in einer Linie mehrere Jahrhunderte, die eine Gruppe bilden — wie in der griechischen Geschichte das 6.—4. —, zusammengefaßt, diese dann nach Jahrhunderten und innerhalb derselben nach Jahrzehnten abgeteilt; für die älteste Zeit kommen noch größere Zeiträume auf eine Linie. So wird die altägyptische Geschichte in einer Zeitlinie vergegenwärtigt, von 500 zu 500 Jahren abgeteilt; vorn steht als ungefährer Anfang der geschichtlichen Zeit das Jahr 3500, ein M darunter bedeutet die Gründung von Memphis, die Form einer Pyramide, unter der Linie, zwischen 3000—2500, die Zeit des Baues der großen Pyramiden, eine leicht geschlängelte Linie die Zeit der Hyksos usw. — Zur Veranschaulichung der gleichzeitigen Entwickelung eines anderen Volkes wird z. B. über der Linie des 5. griechischen Jahrhunderts das entsprechende römische in einer zweiten Linie eingetragen, wobei dann klar

wird, daß dasselbe Jahrhundert, das bei den Griechen das glänzendste ist, bei den Römern einen bescheidenen Anfang bedeutet.

Wie kommt nun dieses graphische Zeitbild der einzelnen Jahrhunderte zustande? Natürlich unter stärkster Mitwirkung der Schüler, die einzeln oder zu mehreren an die Tafel gerufen, miteinander wetteifern, auf Grund des eben Durchgenommenen, also vorläufig noch im Gedächtnis Haftenden, das Bild zu entwerfen resp. immer mehr zu vervollständigen. So wird allmählich eine graphische Darstellung der Entwickelung der ganzen Weltgeschichte gewonnen, und was an der Wandtafel für die einzelnen Jahrhunderte entworfen war, das wird auch auf Papier vervielfältigt und festgehalten, und die einzelnen Jahrhundertbänder werden mit der Schmalseite aneinander gefügt, so daß ein fortlaufendes Band entsteht, das man auseinanderfalten und zusammenlegen kann, wobei jedes einzelne Blatt oben links die Jahreszahl erhält, womit es anfängt, während bei den Blättern vor Chr. Geb. oben rechts das Schlußjahr steht.

Dieses Geschichtsband soll nun also, wenn auch der pragmatische Zusammenhang samt den Jahreszahlen zum größten Teile vergessen sein wird, mit der Kraft der vor Augen liegenden Räumlichkeit die Entwickelung der Jahrhunderte und damit den ganzen Strom der Geschichte lebendig erhalten. Das ist ja etwas viel, was von dem Geschichtsbande verlangt wird, immerhin scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß diese graphische Methode wohl dazu beitragen könnte, das Gedächtnis anzuregen und zu einer besseren geschichtlichen Ausbildung beizutragen, und ich glaube dem Verfasser, einem erfahrenen österreichischen Schulmanne, gern, wenn er behauptet, mit seinen jahrzehntelangen Versuchen gute Resultate erzielt zu haben. Jedenfalls dürfte ein Versuch mit dieser eigenartigen Methode den Fachgenossen wohl zu empfehlen sein, und ich bedaure nur das eine, daß der Verf. eine Probe seines Geschichtsbandes durch den Druck in der Arbeit vorzuführen unterlassen hat.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) O. Felber, Unser Heerwesen. Mit 36 Illustrationen. Stuttgart 1907, E. H. Moritz. 136 S. 8. 1 *M*.

Die Herausgeber der im Verlag von E. H. Moritz in Stuttgart erscheinenden Rechts- und Staatskunde haben sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, unsere Generation zu tüchtigen Staatsbürgern zu erziehen, indem sie ihr in einer Reihe von Einzeldarstellungen Einblick geben wollen in die Funktionen der einzelnen Staatseinrichtungen und in unser neues Recht.

Vorliegendes Bändchen will dem Laien wie dem künftigen Soldaten ein anschauliches Bild von den Einrichtungen unseres Heeres, von der Tätigkeit seiner Angehörigen und dem Soldatenleben überhaupt bieten. Dieses Ziel sucht Verf. dadurch zu erreichen, daß er im Anschluß an die Entwicklungsgeschichte des

Heeres die Ergänzung desselben, die militärischen Vorgesetzten, die Waffengattungen, die Einteilung des Heeres, Kriegsministerium und Generalstab, die militärischen Bildungsanstalten, Gebührnisse und Versorgung, das Militärgerichtswesen und endlich das mobile Heer in gemeinverständlicher Darstellung bespricht. Wie Verf. selbst seinem schönen Berufe Liebe und Begeisterung entgegenbringt, so versteht er es auch, den jugendlichen Leser für das deutsche Heerwesen zu erwärmen, indem er durch praktische Beispiele — wie z. B. das Leben und Treiben im Innern der Kompagnie, die Ausbildung des Infanteristen, das Tagewerk des Rekrutenunteroffiziers u. ä. — Verständnis und Teilnahme weckt und seine Aufmerksamkeit bis zuletzt zu fesseln weiß. Besonders sei noch hervorgehoben, daß Verf. auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Offizier- und Unteroffizierstandes in vorurteilsfreier Weise würdigt und manchem schiefen Urteil maßvoll entgegentritt.

Der Gesamteindruck, den die Lektüre des mit Lust und Liebe verfaßten Büchleins, welches mit 36 recht gelungenen Illustrationen geschmückt ist, hinterläßt, ist ein durchaus günstiger. Ist es auch in erster Linie für junge Leute geschrieben, welche die Offizierslaufbahn als Lebensberuf ergreifen wollen, so wird es doch auch dem Laien, namentlich dem alten Soldaten einige angenehme Stunden bereiten. Niemand wird es bereuen, sich mit ihm bekannt gemacht zu haben.

2) C. Lengning, Unser Kriegsmarinewesen. Mit 70 Illustrationen und einer kolorierten Tafel. Stuttgart 1908, E. H. Moritz. 175 S. 8. 1 *M.*

Vorliegendes Bändchen, das Gegenstück zu Felbers Heerwesen, will den Interessen derer Rechnung tragen, die sich, soweit es für einen gewissenhaften Staatsbürger nötig ist, über unser Kriegsseewesen zu unterrichten und auf dem laufenden zu erhalten wünschen.

Obgleich flottenfreundlich gesinnt, befleißigt sich Verf. doch in allen Teilen einer rein sachlichen Darstellung. Er gibt im ersten Abschnitt einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Kriegsseewesens im allgemeinen; mit der kaiserlich deutschen Kriegsmarine, ihren Schiffen, ihrer Organisation, den Dienstverhältnissen und Laufbahnen ihrer Angehörigen beschäftigt er sich im zweiten; im dritten werden Bau und Ausrüstung der Kriegsschiffe beschrieben; der vierte ist den Kriegsmarinen der bedeutenderen Seemächte gewidmet.

Um auch dem Laien das Verständnis seiner Ausführungen zu ermöglichen, versäumt es Verf. nicht, die sehr zahlreichen Ausdrücke der Technik sachgemäß zu erklären und womöglich durch beigefügte bildliche Darstellungen (Figuren, Aufrisse, Querschnitte u. ä.) zu veranschaulichen. So läßt er z. B. S. 91 ff. den viel-

gestaltigen Organismus eines Kriegsschiffes gleichsam vor unseren Augen entstehen und zeigt uns auf induktivem Wege, welche Bedingungen im einzelnen erfüllt werden müssen, bis das Schiff endlich seeklar wird. Neben der theoretischen Belehrung kommt zu rechter Zeit auch die Praxis des Lebens zu Worte. Unter anderm weißt Verf. uns in einer Reihe anmutiger und lebenswahrer Bilder — im Anschluß an Schilderungen aus berufener Feder — das Leben an Bord im Dienst und in der Freizeit vorzuführen. Die beiden Berichte: Wie wird ein Schiff in Dienst gestellt? und: Ein Montagmorgen in der Ausbildungszeit dürfen als mustergültige Proben frischer und ungekünstelter Darstellungsweise bezeichnet werden.

Wir wünschen dem Büchlein des sachkundigen Verfassers, der sich mit anerkennenswertem Geschick seiner echt patriotischen Aufgabe entledigt hat, einen zahlreichen Leserkreis auch in den Reihen der Schüler höherer Lehranstalten. Möglich, daß es dem einen oder anderen die so schwierige Frage der Berufswahl entscheiden hilft, indem es ihn auf die Laufbahn des Seeoffiziers hinweist, in der die Aussichten zur Zeit sehr gut sein sollen.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Preis des Buches so billig angesetzt ist, daß auch wenig bemittelte Schüler es sich anschaffen können.

3) O. Büsser, Unser Handelsmarinewesen. Mit 40 Illustrationen, einer kolorierten Tafel und zwei Karten. Stuttgart 1908, E. H. Moritz. 184 S. 8. 1,50 *M*.

Von der Wahrheit des Spruches: navigare necesse est durchdrungen, macht Verf. vorliegenden Büchleins den Versuch, uns ein Bild zu entrollen, welches die gewaltige Ausdehnung und kunstvolle Einrichtung des Schiffahrtswesens erkennen läßt.

In Durchführung dieses Gedankens entwirft er in knappen Umrissen eine Geschichte der Schiffahrt von den Uranfängen bis auf unsere Tage, um sich dann seiner eigentlichen Aufgabe zuzuwenden, die er in den folgenden acht Abschnitten zu lösen sucht. Er handelt zunächst von den Schiffahrtswegen, von der Schiffbarkeit der Gewässer, von der Bedeutung der Weltverkehrsstraßen und Kanäle, die durch je eine Karte des Norddeutschen Lloyd und der Binnenwasserstraßen Deutschlands erläutert werden. In dem Abschnitt: Wasserbau sind es wesentlich technische Fragen, wie Bagger, Stauwehr, Schleusen, Talsperren u. ä., die zur Besprechung kommen. Das Verständnis dieser Fragen wird, abgesehen von der klaren, streng sachlichen Darstellung, vor allem gefördert durch zahlreiche dem Texte beigegebene hübsche Illustrationen. Dasselbe gilt von dem lehrreichen Abschnitt, der dem Schiffe in seinen verschiedenen Typen und seiner vielgestaltigen, kunstvollen Ausrüstung gewidmet ist. Von mannigfachem Interesse sind wegen des statistischen Materials die Mitteilungen über die

Organisation der Schiffahrt, die Leistungen der großen Reedereien, ihre Rangstellung im Weltverkehre, die internationale Binnenschiffahrt usw. Des weiteren eröffnet uns Verf. in dem Abschnitt: Schiffahrtsbetrieb einen Einblick in die wichtigsten Bestimmungen der Schiffahrtspolizei, des Seerechts und des Signalwesens in seinen mannigfachen Verzweigungen. Über die Verkehrsleistungen auf Grund statistischer Ermittelungen sowie über den Seeverkehr in deutschen Häfen, über den Schiffahrtsverkehr in den verschiedenen Stromgebieten geben die Zusammenstellungen im siebenten Abschnitte Aufschluß. Von besonderem Interesse, namentlich für junge Leute, die vor der Frage der Berufswahl stehen, ist der Abschnitt über die wirtschaftliche Lage, über Schulbildung, über die Laufbahn der Seemaschinisten, Schiffsführer, Steuerleute usw. Den Schluß des Ganzen bildet der Abschnitt über Kanalprojekte, in dem nicht nur die deutschen Verhältnisse, sondern auch die des Auslands in den Kreis der Betrachtung gezogen und die wirtschaftlichen Folgen eines systematischen Ausbaus des Wasserstraßennetzes sachgemäß erwogen werden.

Der reiche Inhalt unseres Buches wird durchweg in gemeinverständlicher Fassung dargeboten und durch gute Illustrationen erläutert. Angesichts der hohen Bedeutung, die unserer Marine mit Recht zukommt, verdient es, von allen, die an den Tagesfragen auf dem Gebiete des Wirtschafts- und Verkehrslebens teilnehmen, gelesen zu werden. Besonders schätzenswerte Dienste dürfte es auch dem erdkundlichen Unterrichte in den Realanstalten leisten, denen eine vergleichende Übersicht der wichtigsten Verkehrs- und Handelswege als Lehraufgabe zugewiesen ist. Darum sei es allen, die sich für unsere Marine interessieren, angelegentlich empfohlen.

4) K. Holdermann und R. Setzepfandt, Bilder und Erzählungen aus der allgemeinen und deutschen Geschichte. Dritter Teil: Erzählungen aus der Neuzeit. Vierte Auflage, bearbeitet von R. Setzepfandt und A. Böttcher. Mit 98 Abbildungen und 5 Karten in Farbendruck. Leipzig-Wien 1908, G. Freytag u. F. Tempsky. 201 S. 8. geb. 3 ℳ.

Die Verfasser des vorliegenden Lehrbuchs haben sich die Aufgabe gestellt, den geschichtlichen Lehrstoff der Neuzeit ihren Schülerinnen in Bildern, die zumeist um die führenden Persönlichkeiten gruppiert sind, darzubieten.

Die Erzählungen umfassen: 1. Bilder aus dem Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation, 2. aus der Periode des dreißigjährigen Kriegs, 3. aus der brandenburg-preußischen Geschichte, 4. aus der französischen Revolution und der Erniedrigung Deutschlands und 5. aus dem Zeitalter der Freiheitskriege und des Wiederaufbaus des Deutschen Reiches. Eine willkommene Beigabe bilden die Wahlsprüche der zollerschen Fürsten und eine Zeittafel.

In klarer, ansprechender Form werden die wichtigsten Tatsachen der Geschichte, mit starker Betonung der brandenburg-preußischen, vorgeführt. Soweit es sich um die leitenden Geister handelt, spielt das biographische Moment eine gewisse Rolle, dem sich geschickt eine knappe, treffende Charakteristik anschließt. Dem Zwecke des Buches entsprechend sind auch eine Reihe edler Frauengestalten, die ihrer Zeit den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben, eingehend gewürdigt. Neben der Weltgeschichte im engeren Sinne kommt die Kulturgeschichte, die Geschichte der Kunst, der Literatur und Wissenschaften in ihren mannigfachen Äußerungen, soweit es im Rahmen eines derartigen Lehrbuches erforderlich ist, zu ihrem Rechte. Auch wirtschaftliche Fragen, deren Verständnis für die Beurteilung wichtiger Tagesfragen nötig ist, finden sachgemäße Berücksichtigung.

Die Arbeit läßt in allen ihren Teilen gemütvolle Hingabe an die Sache erkennen und wird sich gewiß auch in der vorliegenden Gestalt viele Freunde und Freundinnen erwerben. Sollte, was wir durchaus wünschen, eine neue Auflage sich nötig machen, so dürfte es sich empfehlen, einige Versehen und Ungenauigkeiten richtig zu stellen. Diese hier einzeln aufzuzählen, erübrigt sich wohl. Ref. hat, was ihm aufgefallen ist, dem einen der Verfasser brieflich mitgeteilt und ihm seine Bemerkungen zur Verfügung gestellt.

Erwähnt sei noch, daß auch die äußere Ausstattung des Buches, welches mit netten Illustrationen geschmückt ist, Lob und Anerkennung verdient.

5) Langls Bilder zur Geschichte. No. 72 die Thermen des Caracalla in Rom, No. 73 der Tempel von Karnak, No. 74 der Palazzo Bargello in Florenz, No. 75 die K. K. Hofbibliothek in Wien. Wien, Ed. Hölzel. Preis unaufgespannt je 2,40 *K*, auf starken Deckel gespannt je 3,60 *K*.

Von dem überall mit Beifall aufgenommenen und mit Erfolg verwendeten Lehrmittel: Langls Bilder zur Geschichte sind jüngst vier neue Blätter erschienen:

No. 72 die Thermen des Caracalla in Rom. Die gewaltigen Überreste dieses großartigen Bauwerks, eine Fundgrube für das Studium der römischen Baukunst, treten uns in einem geistvoll entworfenen Rekonstruktionsversuch entgegen, der uns das Typische der Anlage: die Gewölbekonstruktion, den Zentralsaal, den Kuppelsaal, die Nebensäle und Exedren, die Natatio erkennen läßt und durch die künstlerische Ausgestaltung der Räume: Glykons Heraklesstatue, monolithe Säulen korinthischer Ordnung u. a. die Erinnerung an die einstige Pracht und Herrlichkeit aufs lebhafteste erweckt.

No. 73 das Reichsheiligtum von Theben (der Tempel von Karnak). Die Trümmer der großen Bauten: das von mächtigen Pylonen flankierte Hauptportal, die kolossalen Palmenkapitäle, die

riesigen Statuen, die in die Luft ragende Spitzsäule machen einen überwältigenden Eindruck, der die Phantasie fesselt und mächtig anregt, sich die Zeiten in ihrer Wirklichkeit vorzustellen, von denen die Säulen und Steinwände mit ihren bemalten Reliefs und Hieroglyphen, diese steinerne Riesenchronik der Pharaonen, Zeugnis ablegen.

No. 74 Palazzo Bargello in Florenz. Den Glanzpunkt dieses altehrwürdigen Palastes bildet der malerische Hof. Die in gerader Flucht frei aufsteigende Treppe, die abschließende Triumphpforte mit Wappenschildern und anderem plastischen Schmuck, der Brunnen inmitten des Hofes, Michelangelos Marmorfigur „Der Sieg“ in der Halle des Hintergrundes, alles dies übt, zu einem architektonisch wirksamen Ensemble vereinigt, einen bezaubernden Reiz aus; wir gedenken der kriegerischen Vorzeit der Stadt, welche die Anmut, das Häuslichwohnliche nach der Innenseite der schönen Hallenhöfe verlegte.

No. 75 die K. K. Hofbibliothek in Wien. Ein lehrreiches Beispiel für die reiche Bauperiode des Barockstils wird uns in diesem dekorativen Prachtstück dargeboten. Der ovale Kuppelraum mit den anschließenden Flügelsälen, die schlanken weißen Marmorsäulen korinthischer Ordnung, die üppige Stuckatur und die kunstvoll geschnitzten und vergoldeten Bücherschränke, die zahlreichen Statuen, Büsten und Porträts machen einen großartigen Eindruck; aber es ist fast zu viel des Prunkes.

Die besprochenen Bilder, ausgeführt in Ölfarbendruck und Sepiamanier, reihen sich würdig ihren Vorgängern an. Wohlgelungen in der Farbengebung und Stimmung, namentlich in der Behandlung von Licht und Schatten, spiegeln sie das dargestellte Objekt getreu wider. Sie regen die Phantasie an und erziehen zur planmäßigen Anschauung. Die beigefügten Texte bieten in klarer, knapper Darstellung alles, was geschichtlich oder geographisch zum Verständnis der Bilder erforderlich ist.

6) J. Dietze, Griechische Sagen. Erster Band. Mit drei Abbildungen. Berlin 1908, H. Paetel. VII u. 213 S. 8. 1,20 ℳ.

Die vorliegende Arbeit bietet eine auf den Quellen beruhende und dem augenblicklichen Stande der Forschung Rechnung tragende Übersicht über die griechischen Götter- und Heldensagen. Indem Verf. die einzelnen Geschichten zu größeren Zusammenhängen vereinigt, ergeben sich ihm folgende Abschnitte: die Weltentstehung und die Götterkämpfe, die Götter, die Anfänge der Menschen, das Geschlecht des Äolus (Argonautensage), die arkadischen, die ätolischen Sagen, das Geschlecht des Inachos und Belos und die thebanischen Sagen.

Die Darstellung ist fließend und anregend, da der Ton langweiliger Aufzählung glücklich vermieden ist. Altbekannte Sagen erscheinen in z. T. neuer Beleuchtung, indem sie entweder zu

den Sagen der germanisch-heidnischen Vorzeit in Verbindung gebracht oder durch die Ergebnisse der archäologischen Wissenschaft erläutert werden. Auch interessante etymologische Bemerkungen werden eingestreut, die, wenn sie auch nicht der Weisheit letzten Schluß bedeuten, doch zum Prüfen und Nachdenken anregen. Vor allem aber ist es das Zurückgehen auf die — zumeist dichterischen — Quellen der Geschichte und Überlieferung, welches unsere Schrift von ähnlichen Arbeiten vorteilhaft unterscheidet. Dieses Vorzuges wird schon der reifere Schüler sich bewußt werden, wenn er z. B. die Geschichte der Niobe oder die des Ödipus aufmerksam liest und sich vergangener Ovid- oder Sophoklesstunden erinnert. Und gerade für die Schüler höherer Lehranstalten eignet sich unsere Schrift vorzüglich zum Nachlesen und Nachschlagen. Vergeht doch kaum eine Homer- oder Horazstunde, in der nicht an die antike Sage angeknüpft werden müßte. Aber auch denjenigen, die sich ohne Kenntnis der mythologischen Forschung auf eigene Hand einen Überblick verschaffen und den Zauber antiker Sage und Dichtung auf sich wirken lassen wollen, kann das vorliegende Werkchen als Hilfsmittel zur Einführung treffliche Dienste leisten.

Das vornehm ausgestattete Buch, welches sich auch durch schönen, sorgfältigen Druck und drei gelungene Abbildungen auszeichnet, verdient allen Freunden des klassischen Altertums aufs wärmste empfohlen zu werden.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

---

1) Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe zehnter Band. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 539 S. 8. geh. 6 M.

Der in dieser Zeitschrift 1907 S. 126 am Schlusse der Besprechung des neunten Bandes geäußerte Wunsch, daß Lamprecht seine Deutsche Geschichte bald zu Ende führe, scheint sich erfreulich rasch zu verwirklichen. Nur ein kurzer Zwischenraum nämlich liegt zwischen dem Erscheinen jenes Bandes und dem des zehnten. Dieser enthält das vierundzwanzigste 'Buch' des Gesamtwerkes und umfaßt fünf Kapitel mit je vier Unterabschnitten. Das erste Kapitel (bis S. 116), betitelt Frühromantik, hebt mit einem Rückblick auf den Verlauf der Entwicklung seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an, wobei der Verfasser betont: für die Darstellung einer nationalen Entwicklung namentlich hoher Kulturstufen, in einer Gegenwart, die der allgemeinen kulturgeschichtlichen Hilfsmittel noch so bar ist wie die heutige, muß man sich wenigstens den Grundsatz immer wieder ins Gedächtnis rufen, daß alle geschichtlichen Veränderungen von tieferer Bedeutung kontinuierlichen Charakters sind und daher eine Unsumme eng miteinander verbundener Einzelvorgänge aufweisen. Der Unterschied der ersten Periode des Subjektivismus in der

zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegenüber der zweiten um etwas mehr als ein Jahrhundert später liegenden Periode wird festgestellt, und dadurch werden Grenzwerte gewonnen, die in das allgemeinste Verständnis der dazwischenliegenden Zeiten, vor allem und zunächst der Romantik, einzuführen geeignet sind.

Nachdem Lamprecht den Charakter der Romantik im allgemeinen dargelegt hat, schildert er zuvörderst den inneren Verlauf und das Wesen der Frühromantik, sodann die Entwicklung der Philosophie des 16. bis 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die mystische Denkrichtung, die auch der Philosophie der Frühromantik eigen war, weiterhin die Dichtung in allen ihren Erscheinungen, von denen wohl die wichtigsten der Roman und das Drama waren. Beide „machen den Eindruck von Blumen, die, aus fruchtbarstem Keime entsprossen, im Wachstum stecken blieben, um vor der Blüte bereits elend zugrunde zu gehen". Zwei Strömungen laufen in der frühromantischen Dichtung nebeneinander: die eine wesentlich national und insofern zeitlich auf die deutsche Vergangenheit begrenzt und räumlich geneigt, „sich in dem Charakteristischen der einzelnen deutschen Landschaften auszuwirken", die andere wesentlich universal; beide Strömungen sind Reflexe der fortschreitenden Bildung der Persönlichkeit innerhalb des Subjektivismus. Den Beschluß des ersten Kapitels macht die Darstellung der bildenden Kunst und des Gegensatzes sowie der Übereinstimmung von Romantik und Klassizismus, wobei Goethes und Beethovens Vermächtnis an die Nation schön hervorgehoben wird.

Das zweite Kapitel (bis S. 258) befaßt sich mit der Spätromantik und geht von der Musik der romantischen Zeit aus. Schumann hat die entwicklungsgeschichtliche Höhe seiner Kunst schon in den Klavierwerken der dreißiger Jahre und in einigen anschließenden Stücken erreicht, — dieser Ansicht von Barge schließt sich Lamprecht an, und sie dürfte das Richtige treffen, soweit man bei Schumann überhaupt von Entwicklungsgeschichte sprechen kann. Sodann zieht der Verf. die bildende Kunst, die Dichtung und die Wissenschaft im Zeitalter der Romantik in den Bereich eingehender Erörterung und legt dar, wie das Bedürfnis geistesökonomischer Zusammenfassung längerer Reihen von singulären Tatsachen langsam, aber immer deutlicher zur Begründung der Ideenlehre führte. Die Ideen in ihrem geschichtlichen Verlaufe erschienen als Emanationen des Absoluten, des Göttlichen, als die Gedanken Gottes in der Geschichte, und als solche einzelnen großen Individuen, Personen oder Völkern, besonders anvertraut.

Das dritte Kapitel (bis S. 349) führt die Überschrift „Beginnender Realismus" und behandelt im ersten Abschnitte die bildende Kunst, deren Stellung im Bereiche des ästhetischen Schaffens sich durch die wachsende Anteilnahme des Bürgertums

ändert. Die Anfänge des Realismus treten besonders in der Malerei hervor, die schon um 1840 die Führung in der Entwicklung der bildenden Künste erlangt (Bildnerei und Baukunst wird Lamprecht erst gelegentlich der Schilderung des ausgebildeten Realismus auf allen Gebieten im folgenden Bande behandeln). Hauptsächlich auf dem Boden der Düsseldorfer Schule vermählte sich der Realismus zuerst mit den akademischen Überlieferungen im Sitten- und Historienbild sowie in der Landschaft. Auf das Verhältnis von Ästhetik und Kunstgeschichte zur ausübenden Kunst kommt Verf. geradeso zu sprechen wie auf das Verhältnis von Phantasietätigkeit und Entwicklung der Wissenschaft. Auch die bildende Kunst stand unter dem Einflusse der Tatsache, daß nicht mehr die schöpferische Anschauung, sondern der schöpferische Intellekt die Entwicklung zu beherrschen begann: Wissenschaft, nicht mehr Kunst oder Dichtung, hieß die Hauptlosung schon der dreißiger Jahre. — Der zweite und dritte Abschnitt sind den systematisch- und den historisch-anorganischen Naturwissenschaften gewidmet. Nachdem auf die Differenzierung der Naturwissenschaften im Beginn des 19. Jahrhunderts hingewiesen worden ist, werden zunächst die physikalischen Wissenschaften, dann die Chemie erörtert. Auf die Anschauungen vom Zusammenhange der Naturkräfte geht Lamprecht kurz ein, um ausführlicher die Entwicklung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und seiner Bedeutung darzulegen. Weiterhin werden Astronomie, die geophysikalischen Disziplinen, sowie Mineralogie und Geologie behandelt und die Leistungen Alexanders von Humboldt, namentlich sein abschließendes wissenschaftliches Werk, der Kosmos, gewürdigt. Humboldt war kein Philosoph mehr, noch viel weniger einer der platten Materialisten; der Gedanke an die hohen klassizistischen Ideale seines Bruders „hatte ihm eine gewisse Fühlung mit den enthusiastischen Zeiten des frühen Subjektivismus gewahrt“. Doch mehr als durch die Erscheinung des einen Humboldt wurde die Entfaltung der historischen Naturwissenschaften in der Zeit des Realismus auf die Dauer gekennzeichnet durch die Entwicklung der wissenschaftlichen Geographie. Die Bedeutung ihres Begründers legt Verf. kurz, aber treffend dar, um sodann als Einleitung zum vierten Abschnitte den Gesamtverlauf der Naturwissenschaften und ihr Verhältnis zu den Geisteswissenschaften zu schildern. Unter diesen wird zunächst die Psychologie berücksichtigt, vornehmlich die Wirkung Benekes und Herbarts auf pädagogischem und völkerpsychologischem Gebiete. Dann kommt die Einwirkung metaphysischer Anschauungen und Methoden der Romantik zur Erörterung, insbesondere die aus der merkwürdigen Kombination spezialwissenschaftlicher Entwicklung und romantischer Weltanschauung „nicht ohne Dreingabe christlicher Motive“ hervorgegangene Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, deren glänzendster Vertreter Leopold Ranke war; er gelangte

schließlich „zu unerhörten Tiefen universaler Fernsicht, die ihn dem Ewigen zu vermählen schienen“.

Lamprecht betont, daß die Verquickung der Ideenlehre als Teil der historischen Methodologie mit den spekulativen Anschauungen der Romantik doch auch zu starken Einseitigkeiten führte, die dem zunehmenden Realismus Anlaß zu einer gewissen Abwendung gaben. Hegels Erkenntnisschlüssel, das Triadensystem, enthielt „mit dem ihm eingeschriebenen Gedanken der Polarität der Gegensätze und ihrem Werden auseinander und zueinander ganz sicherlich eine starke psychologische und damit historische Wahrheit“ oder deutete sie wenigstens an. Von ihm aus entwickelte sich nun in der Tat eine überaus rege Geschichtsforschung mehrere Jahrzehnte hindurch, vor allem nach der intellektualistischen Seite hin und in bezug auf die höheren Zweige der Kultur, an erster Stelle die Geschichte der Philosophie und die Religion. Die kulturhistorischen Disziplinen konnten nicht zurückbleiben, und schließlich wurde das System auf die sogenannte materielle Kultur durch Marx übertragen. Wie man sich „im höheren Betriebe“ der Geisteswissenschaften schon früh gegen Hegel verwahrte, wie die Forschung auf dem Gebiete des Rechts sowie der deutschen Sprache und Kultur vor allem durch die Gebrüder Grimm einen romantischen Schimmer behielt, wie die stärkste Gegnerschaft gegen diese Richtung schließlich von der politischen Geschichte ausging, wie jedoch in den Vordergrund trat die klassische Philologie, richtiger die Geschichtswissenschaft des klassischen Altertums, deren schönste Zeiten durch die Namen F. A. Wolf, Böckh, K. O. Müller, Welcker und Jahn „am besten umschrieben“ sind — alles dies wird im dritten Kapitel näher dargelegt. Es schließt mit einem Hinweis darauf, daß „der Realismus der Geisteswissenschaften, soweit er nicht mehr mit romantischen Ingredienzien verquickt war, in sichtlicher Schnelligkeit in jenes politische Handeln hinein verlief, das die Zeit immer einseitiger zu charakterisieren begann“.

Das vierte Kapitel (bis S. 437), betitelt Politische Restauration; wirtschaftliche Fortschritte, hebt mit folgendem Satze an: „Nichts ist für die politische Geschichte des deutschen Volkes in dem ersten Vierteljahrhundert nach den Befreiungskriegen bezeichnender, als daß sie eigentlich nur dann verstanden werden kann, wenn man sich vorher die Geschichte Europas, ja auch noch der atlantischen Welt Amerikas in diesem Zeitraume vorführt“. Zuerst schildert Lamprecht die auswärtige Lage und die europäische Politik von 1815 bis 1840, wobei naturgemäß während der dreißiger Jahre Frankreich und England in den Vordergrund treten. Mit der Stellung der europäischen Großmächte um 1840 schließt der Abschnitt. Der Gegenstand des zweiten ist die Entwicklung der innerpolitischen Lage in Deutschland von 1815—1840, zunächst der Ausbau und

Mißbrauch der deutschen Bundesverfassung, sodann das Verfassungsleben in den Einzelstaaten. Erfreulicheren Inhalt weisen die beiden folgenden Abschnitte auf: selbständige Entwicklung freierer Formen der Unternehmerwirtschaft und die Anfänge des Zollvereins; eingehend stellt Verf. die erste Entfaltung moderner Wirtschaftsformen des Subjektivismus auf dem platten Lande wie in den Städten dar.

Im fünften Kapitel (bis S. 517), das die Überschrift Fortschritte des politischen Denkens führt, behandelt der erste Abschnitt die Anfänge des konservativen, klerikalen und protestantisch orthodoxen Denkens bis etwa zum Jahre 1840. Von dem Gedanken des Organismus in der Romantik und seiner enthusiastischen und philosophischen Grundlegung geht Lamprecht aus, legt das Verhältnis zu Christentum und Kosmopolitismus dar und stellt scharf einander gegenüber den katholischen und den protestantischen Zweig; jener ist großdeutsch, klerikal und österreichisch, dieser kleindeutsch, im Sinne des 19. Jahrhunderts pietistisch und nordostdeutsch-preußisch. Die Beziehungen der beiden Zweige zueinander bilden den Schluß des Abschnittes. Der zweite befaßt sich mit dem primitiven Liberalismus, dessen Verhältnis zu den einzelnen Phasen des Frühsubjektivismus auseinandergesetzt wird, und mit dem Jungen Deutschland bis etwa 1835. Verf. führt einige recht bezeichnende Stellen aus den 1834 erschienenen Modernen Lebenswirren von Mundt an und weist darauf hin, daß die Anfänge der deutschen Frauenemanzipation mit der Emanzipation der Juden aufs innigste verquickt sind. Der dritte Abschnitt führt die Entwicklung eines kirchlich und religiös extremen Liberalismus vor, wobei die historische und philosophische Theologie, also auch das Leben Jesu von Strauß, eine eingehendere Würdigung erfährt. Dann werden die kirchlichen und religiösen Schicksale der romantischen Philosophie dargestellt, Feuerbach und seine Wirkung wird geschildert und schließlich die Sektenbildung innerhalb der protestantischen und der katholischen Kirche erörtert.

Der Schlußabschnitt befaßt sich mit dem politischen Radikalismus und der politischen Lyrik vor 1848. Er geht aus von dem Verhältnis zwischen Liberalismus und Rationalismus und stellt zunächst die Entwicklung der Vaterlandsliebe und des Einheitstraumes bis 1840 dar, sodann den Aufschwung in den vierziger Jahren, wie er sich an die Namen Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Prutz, Herwegh, Freiligrath, Heine und Geibel knüpft; in dem zuletzt genannten „Manne von Herz, von Glauben, von Treue“ verkörperte sich der Fortschritt einer Dichtung des Affekts zu einer Dichtung der Tat. Mit einem Verse aus seinem Türmerliede schließt der Band.

Nur einige Hauptpunkte und recht bezeichnende oder wichtige Einzelheiten konnten im vorstehenden hervorgehoben werden.

Doch beweist das Angeführte wohl zur Genüge, daß wie aus den früheren Bänden, so aus diesem nicht nur die Historiker vom Fach im engeren Sinne, sondern auch die Naturwissenschaftler, sowie die gebildeten Literatur- und Kunstfreunde mannigfache Anregung schöpfen können[1]). An manchen Stellen werden sich die Leser auch zum Widerspruche herausgefordert fühlen, ich meine die sachverständigen, philosophisch und namentlich psychologisch durchgebildeten Leser, und daß an solche Lamprecht in erster Linie denkt, geht aus der Veröffentlichung mehrerer Abschnitte auch dieses Bandes in der Wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung hervor. Die Grundanschauungen des Leipziger Historikers, die für den Gesamtbau seiner Deutschen Geschichte charakteristischen Leitgedanken, namentlich das Betonen sozialpsychischer Erscheinungen als der entscheidenden und typischen in der Entwicklung, — solche Grundauffassung ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Auf eine sachliche Beurteilung der Einzelheiten (z. B. Bewertung des Ausbleibens einer konstitutionellen Verfassung in Preußen, das „egoistische Verhalten“ dieses Staates in vielen gemeindeutschen Fragen) und auf Begründung abweichender Meinung kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden — sie gehört in Fachzeitschriften —, wohl aber ist das Sprachliche gerade bei Lamprecht, dem Erfinder der „Reizsamkeit“, hervorzuheben. Auch im zehnten Bande kommen ganz ungewöhnliche Wortbildungen vor; mir wenigstens sind z. B. „Blütenschwadenduft“, „Tatenspannung“ und „das würzig Weibliche“ bisher nicht begegnet. Wiederum finden wir viele unnötige — nur um solche handelt es sich, wie ich betone — Fremdwörter; ich führe an: Ambitionen, Autoritarismus, Endosmose, Ingerenz, Ingredienz, Parabat, raffinieren, Retizenzen, voluntaristisch. Solche und ähnliche gehören nicht in eine doch nicht ausschließlich für die Zunft der Gelehrten bestimmte Deutsche Geschichte. Ihr Verfasser wird sicherlich das Urteil seines Schweizer Fachgenossen Guilland, eines genauen Kenners der neuen deutschen Geschichtschreibung, beachten: ihm stellt sich nach Lektüre eines Lamprechtschen Bandes das Bedürfnis ein, „den Geist in der klaren und sauberen Sprache eines Voltaire oder Mérimée zu baden“. Sehr wenig sauber ist die vorletzte Seite, 516, nicht bloß wegen zweier Druckfehler (sonst kommen solche nur selten vor), sondern auch wegen eines nach meiner Ansicht häßlichen Zeugmas: „Fanale“ ist beim ersten Verb Subjekt, beim zweiten Objekt. Gehört Derartiges nicht auch zu der Verwilderung unseres Stils, über die jetzt oft geklagt wird?

---

[1]) Ich mußte beim Lesen oft an den Ausspruch eines modernen Historikers denken: „Heutzutage studiert man am besten Geschichte, wenn man nicht Geschichte studiert, sondern etwa Philosophie, Staatswissenschaften, Literatur-, Kunst- und Religionsgeschichte“. Daß L. ziemlich viel voraussetzt, beweisen auch seine häufigen rhetorischen Fragen.

2) Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von 37 Fachgelehrten herausgegeben. Mit 55 Karten und 178 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. 9 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 ℳ oder 18 broschierte Halbbände zu je 4 ℳ. Neunter (Ergänzungs-) Band. Von Alexander Tille, Richard Mayr, Viktor Hantzsch, Thomas Achelis und Hans F. Helmolt. Mit 2 Karten und 2 Tafeln in Holzschnitt. Leipzig und Wien 1907, Bibliographisches Institut. VIII u. 677 S. gr. 8.

In der vorigen, siebenten Besprechung der Helmoltschen Weltgeschichte in dieser Zeitschrift 1907 S. 683 ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der neunte und letzte Band Nachträge, Rückblicke und das nötige Gesamtregister enthalten würde. Der erste. von A. Tille herrührende Nachtrag (bis S. 50) ist betitelt Großbritannien und Irland seit dem Tode Georgs III. und schildert zunächst Großbritannien als Agrar- und Industriestaat, sodann die Entwicklung zum Industriestaate, die Bedeutung des Landes für die Weltwirtschaft und endlich 'Weltbritannien als Wirtschaftsgebiet und Staatenbund'. Der Abschnitt schließt folgendermaßen: „Das kolonialbritische Nationalgefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Europabritentum, die wirtschaftlichen Sonderinteressen der Kolonialstaaten und der schroffe Gegensatz des Kolonialbritentums zu denjenigen Menschenrassen, die es in der Besiedlung von Erdteilen abzulösen gedenkt, sind die drei Geschichte schaffenden Mächte im Staatenbunde Weltbritanniens. Diejenigen zwei von ihnen, denen es gelingt, sich dauernd zu verbinden, müssen der Zukunft Weltbritanniens ihren Stempel aufprägen".

Der zweite Nachtrag (bis S. 210) ergänzt die im fünften Hauptabschnitte des ersten Bandes gegebene Darstellung von Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart; er entstammt der Feder R. Mayrs und gliedert sich in folgende drei Kapitel: die bildenden Künste, die Naturwissenschaften und die Geisteswissenschaften. In diesen drei Kapiteln hat der Verf. einen gewaltigen Stoff verarbeitet. Die allgemeinsten Grundzüge der Entwicklung klar, wenn auch knapp, darzulegen, das ist ihm im großen und ganzen gelungen; aber ob nicht manche der vielen angeführten Namen hätten fehlen können und ob wirklich alle die tonangebenden und führenden Persönlichkeiten genannt worden sind, darüber läßt sich doch wohl streiten. Bis auf Fr. Nietzsche geht die Darstellung hinab und schließt recht bezeichnend mit dem Satze: „Die Welt wird auch in Zukunft ihre Stimmungsphilosophen finden, die ihr innerstes Leben mitempfinden, und ihre Philosophieprofessoren, die ihr den Gehirnmechanismus erklären oder ihr auch die Ideale vor Augen halten, die wohl nicht mehr neu, dafür aber um so bewährter sind".

Diesen beiden Nachträgen folgen zwei Ergänzungen. Die erste (bis S. 282) bezieht sich auf die deutsche Auswanderung

und enthält eine sehr lehrreiche, mit der Urzeit anhebende Schilderung von V. Hantzsch, der unter Auswanderung lediglich das Verlassen des geschlossenen deutschen Sprachgebiets zum Zwecke der Ansiedlung auf fremdem Boden versteht. In acht Unterabschnitten führt er den wichtigen Stoff bis zur Gegenwart herab. Erst für das 19. Jahrhundert, und zwar namentlich für die zweite Hälfte, ist es möglich, eine einigermaßen vollständige Übersicht zu geben; denn eine reiche Fülle amtlichen, wenn auch nicht immer einwandfreien, Materials liegt vor. In den achtziger Jahren erfuhr die Auswanderung eine noch nicht dagewesene Steigerung, und zwar besonders aus wirtschaftlichen Gründen. „Für Hunderttausende von kleinen Bauern gab die zunehmende Not der Landwirtschaft“, wie Hantzsch schreibt, „den Anlaß. Die steigende Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, die geringe Rentabilität des Körnerbaues, die Unfähigkeit, den Wettbewerb mit dem unter günstigeren Verhältnissen produzierenden Ausland auszuhalten, trieb sie über das Meer. So entvölkerten sich namentlich die rauhesten und unfruchtbarsten Gegenden Deutschlands, der Westerwald, der Hunsrück, die Eifel, die Rauhe Alb, der Hegau und der Odenwald, immer mehr. Aus den Gegenden östlich von der Elbe, aus Ostpreußen, Pommern und Mecklenburg wanderten vor allem die ländlichen Arbeiter aus, da sie unter der Herrschaft der Großgrundbesitzer nicht zu wirtschaftlicher Selbständigkeit gelangen konnten. In ähnlicher Notlage befanden sich vielfach die kleinen Handwerker und Geschäftsleute, die seit Einführung der Gewerbefreiheit der übermächtigen Konkurrenz der Großindustrie und des Großkapitals nicht zu begegnen wußten und häufig in der Auswanderung ihre letzte Rettung erblickten; namentlich das einst so blühende Gewerbe der Handweber erlag allmählich fast völlig dem Wettbewerb der Maschinenarbeit“. Ausdrücklich sei bemerkt, daß auch die Ostmarkenpolitik nach Gebühr gewürdigt wird. — Mit vollem Recht kann man in bezug auf unsere Zeit von der Allgegenwart des Deutschtums sprechen. Aufgabe der Zukunft ist es, die Volksgenossen „in der Zerstreuung so mit nationalem Selbstbewußtsein zu erfüllen, daß sie sich auch im fremden Lande zwar nicht als Glieder des Reiches, wohl aber als Angehörige des gemeinsamen Vaterlandes fühlen und vor allem ihre Muttersprache bewahren. Freilich wird dies hohe Ziel niemals ohne die Anwendung geeigneter Mittel erreicht werden; zu diesen gehört vor allem eine von großen Gesichtspunkten geleitete, entschieden freiheitliche und durch Stetigkeit Vertrauen erweckende, innere und äußere Politik, Entfaltung und Verstärkung aller diplomatischen und kriegerischen Machtmittel des Reiches zum Schutz der Deutschen im Auslande, Anbahnung und Pflege enger und dauerhafter geistiger und wirtschaftlicher Beziehungen zu diesen Ausgewanderten und ausgiebige Unterstützung der deutschen Schulen jenseits der Sprachgrenze durch Lehrkräfte und Zu-

schüsse. Wenn sich das Reich in dieser Weise der Pflichten gegen seine Glieder dauernd erinnert, dann wird sich allmählich jenes jetzt noch fehlende Solidaritätsgefühl aller Deutschen auf der ganzen Erde entwickeln, und zum Heile der Menschheit wird allmählich jenes an staatliche Grenzen nicht gebundene größere Deutschland ins Leben treten, das im Verein mit dem stammverwandten Angelsachsentum die Welt politisch und geistig zu beherrschen berufen ist“.

Eine Anleitung zur Benutzung seiner Weltgeschichte, die der Herausgeber in Aussicht gestellt hatte, ist leider 'wegen Raummangels' fortgeblieben. Als Ersatz dafür finden wir eine zweite Ergänzung (bis S. 324), nämlich einen methodologischen Rückblick auf die Ergebnisse der 'Weltgeschichte', verfaßt von Th. Achelis, aus dessen Darlegungen folgendes wörtlich mitgeteilt sei. „Halten wir uns zunächst an die räumliche Verbreitung des Menschengeschlechts, so ist die Beziehung des Menschen zum Boden, wie Ratzel lichtvoll auseinandergesetzt hat, ausschlaggebend. Alle Überwindung räumlicher Schranken, alle wachsende Dichtigkeit der Bevölkerung und damit die sich steigernde Fülle der verschiedenartigsten sozialen Beziehungen der einzelnen Gemeinschaften oder gar der Völker untereinander veranschaulichen diese aufwärtsstrebende Entwicklung. Fassen wir in diesem Sinne die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde, so versteht sich damit die bekannte Anwendung des biologischen Gesetzes vom Kampf ums Dasein auf das Leben der Völker von selbst; stets siegen, wenn auch nicht immer sofort, die physisch stärkeren Stämme über die schwächeren und vollends die geistig höher stehenden über die weniger entwickelten, rückständigen, häufig auch sittlich verkommenen. Überblicken wir den bisherigen Verlauf der Weltgeschichte, so haben wir das wechselvolle Bild eines unausgesetzten Kampfes der einzelnen, aufeinanderprallenden Völker um die Herrschaft. Die wachsende Kultur, die zugleich eine fortschreitende Rassenvermischung (freilich nur bis zu einem gewissen Grade) ermöglicht, hat dadurch auch eine geistige Annäherung der einzelnen Völker herbeigeführt, an die frühere Epochen nicht denken konnten, — auch das ist ein Beweis für die fortschreitende Humanität“.

Den Abschluß des ganzen Werkes bildet eine in Verbindung mit 21 Gelehrten von dem Herausgeber verfaßte Quellenkunde (bis S. 472), über deren Eigenart eine Vorbemerkung aufklärt. S. 433 wird mit Recht hervorgehoben, daß die in 7. Auflage durch Brandenburg besorgte Quellenkunde der deutschen Geschichte von Dahlmann-Waitz genügende Auskunft über Sonderliteratur gibt.

Schließlich finden wir ein Generalregister, dessen mühsame Zusammenstellung auf Grund der Register zu den einzelnen Bänden vom Pastor Fr. Richter in Leipzig mit opferwilligem Fleiß besorgt worden ist, wie es in dem Vorworte heißt. In

diesem wird für eine zweite Auflage außer der oben erwähnten Anleitung noch in Aussicht gestellt ein Abschnitt „Die geographischen Grundlagen der wichtigsten Großreiche“ von Georg Schneider sowie „synchronistische Tabellen der in der ‘Weltgeschichte’ verarbeiteten Jahreszahlen“ von Friedrich Freiherrn Kromer v. Reichenbach.

Als dankenswerte Beigaben enthält der Band farbige Karten zur Geschichte von Großbritannien und Irland, sowie zur deutschen Auswanderung, ferner zwei Porträttafeln von Philosophen, Naturforschern und Technikern.

Suchen wir nunmehr, ohne uns in nicht hierhergehörige fachwissenschaftliche Erörterungen einzulassen, ein abschließendes Urteil über das gesamte Werk zu gewinnen. Es erhebt den Anspruch, nicht bloß die Geschichte der als sittliches Ganzes gedachten Menschheit, sondern eine Universalgeschichte im eigentlichen Sinne zu bieten, und zwar auf der Grundlage einer organischen Verbindung von Geschichte und Völkerkunde nach dem Vorgange Ratzels, an dessen geographische Völkerkreise, wie sie die Erdteile an die Hand geben, diese Weltgeschichte sich anschließt. Damit sie zu gutem Abschluß geführt würde, mußten mehr als 35 Köpfe für die Arbeit eines Jahrzehntes unter einen Hut gebracht werden. Die sehr begreifliche Folge davon ist ein ziemlich beträchtlicher Wertunterschied der einzelnen Teile; in ihnen kommen die verschiedenen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens nicht gleichmäßig zu ihrem Rechte, insbesondere haben manche Mitarbeiter die gerade bei der Helmoltschen Weltgeschichte wichtige Aufgabe, den Zusammenhang zwischen Erdoberfläche und Volksgeschichte klarzulegen, überhaupt nicht recht angegriffen. In dieser Hinsicht befriedigen am meisten die Abschnitte über die Bedeutung der Weltmeere, namentlich über den Atlantischen Ozean, sowie das Kapitel über den Zusammenhang der Mittelmeervölker. Hier bringt die Helmoltsche Weltgeschichte nur Neues und Gutes, hier erweist sich die Verbindung von Geschichte und Erdkunde in der Tat außerordentlich fruchtbar.

In den früheren Besprechungen ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die Gruppierung des Stoffes ihre Bedenken hat; in dieser Hinsicht ist schon ein flüchtiger Blick in das Generalregister lehrreich. Mit Amerika wird aus praktischen Gründen begonnen, dann geht es weiter gen Westen, und Westeuropa macht den Beschluß. Doch gerade bei Europa mit seiner so überaus reichen und vielseitigen Entwicklung zeigt es sich, daß es recht schwierig ist, den leitenden Gedanken dieser neuen Weltgeschichte gleichmäßig und folgerichtig durchzuführen. Wir finden in ihr die westeuropäische Geschichte teilweise fast ganz genau so behandelt, wie in den übrigen Weltgeschichten; andere Abschnitte wieder, z. B. in Teil VII, stehen nicht in organischem Zusammenhange mit dem Ganzen, bilden gewissermaßen nur gute

Einzeldarstellungen, die auch an einem anderen Platze in demselben oder in einem anderen Bande sich finden könnten.

Doch *in magnis voluisse sat est.* Die den Höhepunkt der historiographischen Kunst bezeichnende Aufgabe, eine allen Ansprüchen genügende Weltgeschichte im eigentlichen Sinne zu schreiben, ist einem einzelnen unlösbar, einer Vereinigung von Gelehrten nur sehr schwer lösbar, obschon jetzt die Neigung, Einzelforschungen zusammenzufassen, mehr und mehr wächst. Es kann sich einstweilen nur um Versuche handeln. Der Helmoltsche ist, alles in allem, so ausgefallen, daß er zwar noch keine neue Ära der Universalgeschichte begründet hat, daß aber darauf Spätere getrost weiterbauen dürfen. Bewährten Forschern hat dieser Versuch Gelegenheit zu ganz neuen Aufschlüssen auf Einzelgebieten geboten. Die Ausstattung des ganzen Werkes kann als vorzüglich gerühmt werden.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) **Hermann Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege, Deutschlands Geschichte 1806 bis 1815. Mit Original-Bildern und Zeichnungen von Karl Röchling, Richard Knötel, Woldemar Friedrich und anderen. Berlin, Paul Kittel. Erste Lieferung. IV und 32 S. gr. 8. 1 M.**

Das Lieferungsprachtwerk, um den Ausdruck des Herausgebers Paul Kittel zu gebrauchen, soll bis Neujahr 1909 in 30 Lieferungen à 1 M., die in Zwischenräumen von vierzehn Tagen zur Ausgabe gelangen, fertig vorliegen. Als „Zweck der Herausgabe dieses monumentalen Prachtwerks“ wird in der Vorrede angegeben, die „hehre Zeit des Vaterlandes, da dem deutschen Volke ein neuer Völkerfrühling erblühte, . . . wahrheitsgetreu zu schildern in Wort und Bild“. Der Stoff soll in fünf Bücher: Unter französischem Joche, Deutschlands Wiedergeburt, Die Erhebung, Der Freiheitskampf des deutschen Volkes, Von Elba bis St. Helena eingeteilt werden. Den Text werden mehr denn 500 Originalbilder und 60 mehrfarbige und schwarze Kunstbeilagen beleben. Die erste Lieferung, mit der wir uns hier kurz zu beschäftigen haben, beginnt mit der Kaiserkrönung Napoleons und führt den Leser mit erläuternden Rückblicken durch die Geschichte der kriegerischen Ereignisse von 1804—1806, wobei auch die diplomatischen Verhandlungen gestreift werden, um dann mit der Erschießung des Buchhändlers Palm im Jahre 1806 zu schließen. Bei eindrucksvollen Ereignissen, wie der Kaiserkrönung Napoleons, der drei Textseiten, und der Erschießung Palms, der vier Seiten gewidmet werden, verweilt Verf., dem Zwecke des Werkes entsprechend, das auf die große Menge des gebildeten Publikums berechnet ist, in billigenswerter Weise mit besonderer Vorliebe. Der Text des volkstümlich gehaltenen Buches ist, von einigen geringfügigen Verfehlungen, besonders Druck-

fehlern abgesehen, nicht nur einwandsfrei, sondern auch klar und fließend geschrieben und infolge der stilistischen Gewandtheit des Verf. wohlgeeignet, geschichtliches Verständnis für die bedeutungsvolle Zeit zu vermitteln und vaterländisches Denken und Empfinden zu wecken und zu befriedigen. Sorgfältig hergestellte große und kleine Bilder und einige Kunstbeilagen, die zweckmäßig ausgewählt sind, veranschaulichen die wichtigsten Ereignisse und erfreuen das Auge. Der schöne Druck, das kostbare Papier und die Klarheit der Schrift erfüllen weitgehende Ansprüche, so daß man das Werk auch für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Die nach der Niederschrift dieser Zeilen erschienenen Lieferungen 2—4, die je 32 S. Text enthalten, führen die Geschichte des Krieges 1806/7 bis zum Gefecht bei Heilsberg, das am 10. Juni 1807 stattfand, weiter. Darstellung, Inhalt und Ausstattung entsprechen den bereits besprochenen Vorzügen der ersten Lieferung. So ist z. B. die Schlacht bei Jena mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschildert, daß sie der Leser mit zu erleben glaubt. Verf. versteht aber auch herzbewegende Töne anzuschlagen, wenn er erzählt, unter welchen traurigen Umständen die preußische Königsfamilie im Jahre 1807 das Weihnachtsfest in dem ostpreußischen Königsberg beging. Kleine Kartenskizzen auf den Textseiten, die der ersten Lieferung fehlen, erleichtern das Verständnis, zahlreiche saubere Holzschnitte beleben den Text, und von den beigegebenen farbigen, doppelseitigen Kunstbeilagen seien besonders genannt: Die Schlacht bei Kulm; Johanna Stegen, das Heldenmädchen von Lüneburg; In der Dorfkirche von Rogau; General Blücher vor der Schlacht an der Katzbach; Die Kolbenschlacht bei Hagelberg. Daß diese Kunstbeilagen nicht immer an der passenden Stelle erscheinen, wird nur dadurch erträglich, daß sie leicht lösbar sind und sich beim Einbinden nach Belieben dem Texte einfügen lassen. Besondere Erwähnung verdient auch eine Beilage, die in Originalgröße die Nachbildung eines Briefes der Königin Luise an ihren Vater enthält. Druckfehler finden sich weniger als in der ersten Lieferung. Ein solcher ist es natürlich, wenn der Erlaß der Kontinentalsperre, der am 21. Nov. 1806 von Berlin ausging, auf den 12. Nov. verlegt wird.

2) **Bilder aus den deutschen Kolonien.** Lesestücke, gesammelt und bearbeitet im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft. Essen 1908, G. D. Baedeker. VI u. 187 S. 8.

Die Bilder aus den deutschen Kolonien enthalten eine Erweiterung und Vermehrung der „Sammlung von Lesestücken, die die deutsche Kolonialgesellschaft den Verfassern und Verlegern von Volksschul-Lesebüchern im vorigen Jahre zur Verfügung stellte“, und sind gedacht als „ein Lesebüchlein für Schüler-

bibliotheken", dessen Inhalt „dem Geschmacke und Verständnisse vierzehn- bis fünfzehnjähriger Kinder angepaßt" ist. Der Inhalt gliedert sich in folgender Weise. In den einleitenden Artikeln, die mehr für Erwachsene als für die Jugend bestimmt sind, beschäftigen sich verschiedene Verf. mit der Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft, mit dem wirtschaftlichen Leben in ihnen und mit den wichtigsten Kulturpflanzen, wobei z. B. behauptet wird, daß „der Tabakbau zur Zeit überall in unseren Kolonien wieder aufgegeben" ist. Dann werden, nach Schutzgebieten geordnet, unsere Kolonien in kleinen Aufsätzen, die durchschnittlich ein bis drei Seiten lang sind, behandelt. Die Bearbeiter haben dazu durchgängig Darstellungen aus den letzten Jahren benutzt, was gerade bei Kolonien, die in verhältnismäßig schneller Entwickelung sind, nötig und gut ist. Unter den Verf., deren Berichte zugrunde gelegt sind, begegnen Namen wie: H. Seidel, G. Frenssen, Passarge, H. Paasche, Graf Pfeil, Hagen; aber auch in- und ausländische Zeitungen und Zeitschriften sind herangezogen worden. Reisebeschreibungen, Kriegszüge, Jagdgeschichten, Besprechungen über die Behandlung, den Wert und die Verwendung der Nutzpflanzen durch die Eingeborenen und die deutschen Ansiedler, über die Tierwelt, das Leben und Treiben der Neger und Papuas, über die Versuche, um reichere Erträge für das deutsche Vaterland zu erzielen, ziehen in rascher Folge und im bunten Wechsel an dem Auge des Lesers vorüber. Wiederholungen, die besser vermieden würden, z. B. über die Pflege und Benutzung der Ölpalme, der Erdnuß usw. sind dabei nicht selten. Die Bearbeiter haben sich bemüht, die ausgewählten Stücke „dem Bedürfnisse unter tunlichster Schonung ihrer Eigenart anzupassen". Freilich hat es sich dabei nicht ganz vermeiden lassen, daß der Ton der Darstellung, ganz abgesehen von der stilistischen Eigenart der Lesestücke, kein einheitlicher ist. Manche Artikel sind so gehalten, wie der Lehrer etwa zu zwölfjährigen Knaben spricht, die Mehrzahl der Aufsätze erhebt sich aber zu einer Gedankenentwickelung, die auch die reifere Jugend anspricht. Auch in diesen drängt sich die Absicht der Belehrung nicht unangenehm auf, so daß die Lesestücke zur Unterhaltungslektüre geeignet sind. Dem Artikel „Eine Mondscheinnacht in Deutsch-Südwestafrika", der eine anschauliche und farbenreiche Naturschilderung enthält, möchte Ref. die Bemerkung entnehmen, daß Verf. mitten in der Nacht auch bei Mondschein zu lesen vermochte, ohne den direkten Schein auf das Blatt fallen zu lassen. Diese Helligkeit der afrikanischen Mondscheinnacht in der Gegend des südlichen Wendekreises erinnert an die hellen Polarnächte im Lande der Mitternachtsonne, so daß sich auch hier die Gegensätze berühren. Den jugendlichen Lesern der Aufsätze über das Schutzgebiet Kiautschou wird der Hinweis auffallen, daß die Stadt Kiautschou zwar den Namen für Deutsch-China hergegeben hat, aber im chinesischen

Gebiet liegt und daß der einzige europäische Wohnort in Deutsch-China die Stadt Tsingtau ist.

Das Buch wird gern gelesen werden und ist wohl geeignet, aufklärend zu wirken und für unsere Kolonien Interesse zu erwecken. Die bestimmte Erwartung ihrer gedeihlichen Entwickelung, die aus manchen Lesestücken herausklingt, wird die Jugend mit Hoffnungsfreudigkeit erfüllen. Auch die Probe auf das Exempel hat Ref. gemacht, indem er das Buch einem vierzehnjährigen Obertertianer des hiesigen Gymnasiums zu lesen gab. Und da dieser es mit Vergnügen und Ausdauer durchgearbeitet hat, so glaubt Ref. es auch für die Schüler der Mittelklassen höherer Lehranstalten als Lesebuch empfehlen zu können. Wenn es immer Gegenwartswert behalten soll, müssen natürlich die älteren Artikel von Zeit zu Zeit ausgeschieden und durch neue ersetzt werden.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

---

1) Ludwig Stacke, Neueste Geschichte (1815—1900). Übersichten und Ausführungen. Siebente Auflage, neu bearbeitet und von 1881 bis 1900 fortgesetzt von Heinrich Stein. Mit Personenliste und Zeittafel. Oldenburg i. Gr. 1908, Gerhard Stalling. VIII u. 756 S. Lexikon 8. 7,40 ℳ.

Wie alle Schriften Stackes hat auch dieses Buch einen großen Leserkreis gefunden; ist es doch seit 1870 jetzt zum siebenten Male aufgelegt. Aber es ist in dieser neuesten Auflage ein wesentlich anderes geworden als früher. Nicht mehr aus der Geschichte von 1815 an wird erzählt, sondern die Geschichte selbst in solcher Vollständigkeit, „daß alle geschichtlich wichtigen und wirkungsvollen Geschehnisse, ihre inneren Zusammenhänge und Ergebnisse, kurz die fortschreitende Entwicklung und Wandelung der politischen Zustände in Europa und in den führenden Staaten zu einem anschaulichen Gesamtbilde vereinigt werden“. Eine allmähliche Erweiterung dieses Gesichtskreises auf außereuropäische Länder hat sich im Fortgang der Darstellung ganz von selbst ergeben. Natürlich sind die geschichtlichen Vorgänge am eingehendsten behandelt, aus denen die heutige politische Weltlage als Resultat hervorgegangen ist, d. h. die vier letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, während die früheren Zeiten, besonders die bis 1848, mehr als eine Vorgeschichte gewürdigt sind. Daß in einem für deutsche Leser bestimmten Buche die deutsche Geschichte im Vordergrunde der Erzählung steht, bedarf um so weniger einer Rechtfertigung, als ja in der Tat ein solches Verfahren dem wirklichen Gange der politischen Umgestaltung Europas entspricht.

Die Darstellung verläuft in sieben Abschnitten, denen eine Einleitung vorhergeht, welche die Zustände Europas nach dem

Sturze Napoleons dem Leser in großen Zügen vor Augen führt. Der erste Abschnitt entspricht dem Zeitraum von 1815—1830, also bis zum Beginn der französischen Julirevolution. Während Deutschland hier noch etwas zurücktritt, stehen naturgemäß die Vorgänge in Frankreich und der griechische Befreiungskrieg im Vordergrunde. Im zweiten Abschnitte wird der Zeitraum von 1830—1848, also bis zum Ausbruch der Februarrevolution in Paris, geschildert. Auch hier liegt der Nachdruck noch auf den französischen Verhältnissen, ohne daß doch die der übrigen europäischen Staaten zu kurz kämen. Sehr viel eingehender werden die Vorgänge in Deutschland und Österreich im nächsten Abschnitt dargestellt, der die Zeit bis zum Ausbruch des Dänischen Krieges 1863 umfaßt. Die Erzählung gewinnt dadurch an Übersichtlichkeit, daß die deutsche und österreichische Revolutionszeit von 1848—1850 gesondert von der späteren Zeit bis 1863 zur Darstellung gelangt. Dasselbe Verfahren wird hinsichtlich der französischen Geschichte in diesem Zeitraum angewendet; der Verfasser zerlegt sie in die beiden Unterabteilungen: Frankreich als Republik und Kaiser Napoleon III., während er die beiden großen Kriege, die den französischen Herrscher auf den Gipfel seiner Macht erhoben, den Krimkrieg und den österreichisch-italienisch-französischen, ihrer Bedeutung angemessen in besonderen Abteilungen behandelt. Den Höhepunkt des ganzen Werkes bildet der vierte Abschnitt, welcher, von 1864—1871 reichend, die drei großen Kriege zur Darstellung bringt, durch welche das Werk der deutschen Einigung geschaffen worden ist. Hier steht also Deutschland völlig im Mittelpunkte, ja der ganze umfangreiche Abschnitt ist seiner Entwicklung allein gewidmet. Daraus ergibt sich, daß die Vorgänge, welche in diesem Zeitabschnitt sonst noch bedeutungsvoll gewesen sind, dem nächsten fünften Teile des Buches, der die Zeit von 1871—1881 darstellt, haben zugewiesen werden müssen. Hier tritt daher Deutschland gegen andere Staaten etwas zurück, namentlich begegnet uns hier zuerst eine umfangreichere Berücksichtigung der Geschichte außereuropäischer Gebiete, namentlich Asiens und Amerikas, indem dort die Kämpfe der Engländer gegen die Sipoys in Vorderindien und das Vordringen der Russen in Zentral- und Ostasien, hier aber der große amerikanische Bürgerkrieg und das mexikanische Abenteuer Napoleons III. und seines Schützlings Maximilian von Österreich erzählt werden. Der sechste Abschnitt (1881—1890) führt uns zunächst die letzten Regierungsjahre Wilhelms I., die hundert Tage Kaiser Friedrichs III. und die erste Zeit unseres jetzigen Kaisers bis zu Bismarcks Entlassung vor und schildert dann die wichtigen Vorgänge aus der gleichzeitigen Geschichte Österreichs, Rußlands und der Balkanländer, Frankreichs und Englands, besonders das Eingreifen dieses Staates in die Verhältnisse Ägyptens und des Sudans. In dem letzten Abschnitte, der bis zum Ende des Jahrhunderts reicht, nimmt

wieder wie im fünften die Darstellung außereuropäischer Ereignisse, so besonders des Krieges zwischen China und Japan mit seinen wichtigen Folgen und des Konfliktes zwischen den Engländern und Buren, einen breiten Raum ein.

Diese Übersicht zeigt, daß der Inhalt des Buches ein sehr reicher ist, so daß er den Leser über keine irgendwie wichtigere geschichtliche Frage unbelehrt läßt. Nimmt man dazu, daß das Werk gut disponiert und übersichtlich gestaltet ist, daß es für den gebildeten Nichtfachmann durch die Klarheit der Diktion ebenso verständlich wie für den Fachmann durch die Zuverlässigkeit seiner wissenschaftlichen Fundamentierung erfreulich ist, daß mit großem Geschick überall die leitenden Gedanken herausgearbeitet, das Wichtige und Bedeutungsvolle entschieden in den Vordergrund gerückt ist, ohne daß das belebende Detail dabei stiefmütterlich behandelt worden wäre, so kann man über diese neueste Geschichte nur seine aufrichtige Freude aussprechen. Es verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß der politische Standpunkt, welchen der Verfasser einnimmt, ein entschieden nationaler ist, doch liegt es ihm ganz fern, in Chauvinismus zu verfallen und mit seinem Patriotismus aufdringlich zu werden.

Wenn ich trotz dieses günstigen Urteils, das ich über das Werk Steins als Ganzes fällen muß, doch einige Ausstellungen mache, so geschieht das nicht, um zu nörgeln, sondern um dem Herrn Verfasser für eine hoffentlich bald nötig werdende achte Auflage einige Fingerzeige für Verbesserungen zu geben. Im einzelnen läßt das Buch nicht selten die nötige Sorgfalt vermissen und macht hier und da den Eindruck, als ob der Verfasser zu schnellerem Arbeiten gedrängt worden wäre, als ihm selbst lieb war. Dafür legen die ziemlich zahlreichen Druckfehler Zeugnis ab, die ich hier, soweit sie mir aufgefallen sind, anführe. S. 28 Z. 14 solchsr statt solcher, S. 32 Z. 3 einem statt einer, S. 86 Z. 6 Mächte statt Mächten, S. 184 Z. 11 v. u. konnte statt konnten, S. 195 Z. 6 Januar statt Juni, S. 198 Z. 8 zu statt zum, S. 358 Z. 2 mußte statt mußten, S. 387 Z. 9 den statt dem, S. 388 Z. 6 v. u. befähigste statt befähigtste, S. 396 Z. 2 muß St. vor dem zweiten Namen fehlen, S. 414 Z. 13 v. u. 1581 statt 1681, S. 447 Z. 11 opfermütigen statt opfermutigen, S. 474 Z. 18 einer statt eines, S. 492 Z. 1 Defaures statt Dufaures, S. 509 Z. 18 v. u. Beamte statt Beamten, S. 547 Z. 14 Flage statt Flagge, S. 570 Z. 13 v. u. Biafre statt Biafra, S. 571 Z. 14 v. u. Palao statt Palau, S. 615 Mitte müssen die beiden Worte dazwischen und treten in ein Wort zusammengezogen werden, S. 616 Z. 16 auf statt und.

Auch sonst möchte ich noch auf einige Einzelheiten hinweisen. Die Schreibung des Namens „Östreich" ist jedenfalls nicht die sonst übliche, wird aber in diesem Buche stets angewendet. Die dritte Klasse der Deputierten zum Ausschuß der preußischen Provinziallandtage 1842 kann man nicht die bäuerische, sondern

nur die bäuerliche nennen (S. 132). Bei der Besprechung der Anleihefrage zum Zweck des Bahnbaues in den preußischen Ostprovinzen hätte gesagt werden müssen, weswegen Staatsanleihen nur mit Zustimmung preußischer Reichsstände statthaft waren; es hätte also das Gesetz vom 17. Januar 1820 erwähnt werden müssen. Hier und da begegnen dem Leser ungewöhnliche Ausdrücke. So S. 147 Mitte das Wort oberlich für obrigkeitlich, S. 269 unten Anteil haben auf statt Einfluß haben, S. 272 oben zurücklehnen statt zurückweisen, S. 323 oben einheitlose Führung statt eines Relativsatzes, der den in dem Eigenschaftswort liegenden Gedanken zum Ausdruck bringen mußte, S. 579 der aufsehende Arzt statt Aufsicht führende, S. 666 oben ostseeische Häfen, S. 712 oben sässig statt ansässig. Die den Bewohnern der Elbherzogtümer 1460 gemachte Zusage lautet: Up ewig ungedelt, nicht „zu" (S. 175). Die Dienstzeit in der Reserve des preußischen Heeres währte von 1814 bis zur Armeereorganisation 2, aber nicht 7 Jahre (S. 267). S. 270 Z. 5 steht zweimal das Wort „fest", während das erste etwa durch „bestimmt" ersetzt werden müßte. Auf S. 297 Mitte ist mir der mit den Worten „In Wirklichkeit" beginnende Satz unverständlich geblieben, und dasselbe gilt von dem Anfangssatze des letzten Absatzes auf S. 310, wo vielleicht durch Versetzung des Kommas hinter dem Namen Chlum zu helfen wäre. Auf S. 305 wird gesagt, daß sich 1866 das Heer des Prinzen Friedrich Karl im Norden Böhmens bei Görlitz gesammelt habe. Das ist mißverständlich, und es wäre besser gewesen zu sagen: nördlich von der böhmischen Grenze. Ebenda ist zweimal der bekannte böhmische Nebenfluß der Elbe Isar statt Iser genannt. S. 306 Z. 12 v. u. fehlt das Wort „auf" hinter Flucht; S. 331 Z. 11 steht Februar statt März. Luxemburg hat dem Deutschen Reiche im Mittelalter nicht drei sondern vier, und wenn man, wie es eigentlich in der Ordnung wäre, auch Jobst von Mähren mitzählt, sogar fünf Könige gegeben (S. 339). Warum wird Froschwiller oder Fröschwiller statt des bei uns allgemein üblichen Fröschweiler geschrieben (S. 381)? Auf S. 429 Z. 16 fehlt vor dem Worte behaupten „hatte". Auf S. 615 enthält der Schluß des mit den Worten „Die allgemeine Abneigung" beginnenden Satzes einen Stilfehler, und auf S. 716 Z. 4 muß das Wort „ihres" durch „seines" ersetzt werden.

Den Schluß des Buches bilden ein Personenverzeichnis und eine Zeittafel, in welcher übrigens der Tod der englischen Königin Viktoria irrtümlich auf den 21. Januar 1900 angesetzt ist, während er, wie im Texte S. 724 richtig steht, erst ein Jahr später erfolgt ist. Der Druck ist deutlich und gut lesbar, die Ausstattung des ungebundenen Exemplars einfach, wie das bei dem billigen Preise nicht anders sein kann. Ich kann das Buch zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken, auch für die Büchersammlung einer Prima nur lebhaft empfehlen.

2) H. Fischer, A. Geistbeck, M. Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen. Buchausgabe mit 230 schwarzen Abbildungen und 12 Farbentafeln. München und Berlin 1907, R. Oldenbourg. XI u. 351 S. gr. 8. geb. 3 *M*.

Die Verfasser dieses Buches weisen im Vorworte auf die reformatorische Bedeutung Alfred Kirchhoffs für den Betrieb der Schulgeographie hin und erklären, in seinem Geiste ihre Arbeit getan zu haben. Es liegt ihnen daran zu zeigen, wie durch das Zusammenwirken aller geographischen Faktoren (Boden, Klima, Bewässerung, Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt) die besondere Eigenart eines Erdraumes verursacht wird. Der natürliche Zusammenhang der geographischen Dinge offenbart sich aber nach der Ansicht der Verfasser am schönsten im Bereiche sogenannter Naturgebiete oder Landschaften. Die Zerlegung eines Landes in erdkundliche Einheiten und deren Formung zu einem organischen Ganzen bei innigster Durchdringung der natur- und kulturgeographischen Elemente: das ist daher der Weg, den sie zu gehen sich bemüht haben. Dabei sind sie der Überzeugung, daß es bei dem fortwährend an Umfang wachsenden Lehrstoff im geographischen Unterricht nicht auf immer massenhaftere Aneignung von Einzeltatsachen, sondern vielmehr auf deren Zusammenfassung unter weite Gesichtspunkte, auf entschiedene Hervorhebung des Hauptsächlichen und Allgemeinen ankomme, kurz, daß man die Schüler nicht in erster Linie wissen, sondern d e n k e n lehre. Die Verfasser sind der Überzeugung, daß ein so erteilter erdkundlicher Unterricht auch wohltätig auf den mündlichen Ausdruck der Schüler einwirken werde, weil es sich von selbst verstände, daß diese, wenn sie genötigt würden mit zusammenhängenden Begriffen und Gedanken zu arbeiten, auch besser lernen würden zusammenhängend zu reden. So haben denn die Verfasser den ganzen geographischen Lehrstoff der Schule allgemeinen geographischen Leitsätzen untergeordnet und damit auf dem Gebiete der Länderkunde wie der physischen Erdkunde das induktive Verfahren grundsätzlich durchgeführt. Das einende Element in der länderkundlichen Betrachtung bildet der Mensch mit seinem Walten in der Natur wie in der Geschichte, oder für die Verfasser gilt der Satz Karl Ritters, daß die Erde das Erziehungshaus der Menschheit ist. Daher ist ihnen die Ausstattung der Länderräume mit Naturgaben und deren Verwertung durch die Arbeit der Völker der Lebensinhalt der schulmäßigen Länderkunde, und sie hoffen, durch eine derartige Behandlung auch ein lebendiges Verständnis der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Gegenwart, wie sie zum nicht geringen Teil auf der natürlichen Gegebenheit der Länder beruhen, hervorbringen zu können. Dabei sind sich die Verfasser durchaus der nationalen Pflicht der Schule bewußt, gerade dem Wirken und Walten des deutschen Menschen auf der gesamten Erde besondere Aufmerksamkeit zu widmen und den

Blick für die Bedeutung unserer Nation in dem mächtigen Ringen der Völker um den Erdball zu schärfen. Indem die Verfasser nach diesen Gesichtspunkten ihr Buch gestalteten, haben sie es sich angelegen sein lassen, nach der Forderung Hermann Wagners aus ihm nicht ein systematisches Kompendium, sondern einen Kommentar zur Karte zu machen, und zu diesem Zwecke der Verdeutlichung des Kartenbildes dienen auch die zahlreichen Landschaftsbilder, Profile, Diagramme und Kärtchen, die in das Buch eingestreut sind.

Daß die im vorstehenden angegebenen Gesichtspunkte der Verfasser für die Abfassung eines modernen geographischen Lehrbuches die richtigen sind, darüber ist unter den Fachmännern kein Streit; es wird nur darauf ankommen, ob die Ausführung dem Plane auch entspricht. Ich stehe nicht an zu sagen, daß das hier durchaus der Fall ist. Das Buch ist ein treffliches Hilfsmittel für den geographischen Unterricht; wie ich glaube, das beste unter den in den letzten Jahren mir bekannt gewordenen. Der Inhalt ist außerordentlich reich, so daß man bei dem ersten Durchblättern des Buches leicht den Eindruck hat, es sei hier zu viel geboten. Aber die geschickte Verknüpfung aller Einzelheiten zu abgerundeten Gesamtbildern der einzelnen Erdräume, die immer auch durch den Druck kenntlich gemachte Hervorhebung der leitenden Gedanken, denen das Detail untergeordnet ist und zur Verdeutlichung dient, lassen bei genauerem Studium jenen Eindruck bald verschwinden.

Der ganze Lehrstoff ist in 13 Abschnitte gegliedert, von denen 7 auf die eigentliche Länderkunde, 6 auf allgemeine geographische Erörterungen entfallen. Im ersten Abschnitte wird in ganz elementarer Weise das für die Unterstufe Notwendige über die Erde als Himmelskörper gesagt. Hier ist von den Himmelsgegenden, der Gestalt der Erde, ihrer scheinbaren und wirklichen Bewegung, der Einteilung der Erdoberfläche, der Erdachse und den Polen, dem Äquator, den Parallelkreisen, Meridianen, von geographischer Breite und Länge, von der Erde als Weltkörper und vom Monde die Rede. Zur Erleichterung des Verständnisses sind dem Texte mehrere sehr instruktive Abbildungen beigefügt. Im zweiten Abschnitt werden die kartographischen Elemente behandelt, um dem Schüler das Kartenlesen, und was dazu nötig ist, zu erschließen. Besonders wertvoll ist hier die bildliche Darstellung der Zeichen, durch welche auf den Karten die verschiedenen Bodenarten und Pflanzenformen, die menschlichen Siedelungen und die Verkehrslinien versinnbildlicht werden. Der dritte Abschnitt bringt dann wieder in ganz elementarer Weise einen Überblick über die Erdoberfläche und ihre Bewohner. Hier werden die Verteilung von Wasser und Land, das Meer, das Festland, das fließende Wasser, die stehenden Gewässer des Binnenlandes, die Luft, die Naturerzeugnisse im Gebiet der Mineralien, Pflanzen und Tiere

und endlich die Menschenwelt behandelt. Mit welcher Knappheit und Kürze die Verfasser diese für den erdkundlichen Unterricht grundlegenden Dinge besprochen haben, wird am besten dadurch klar, daß die drei ersten Abschnitte des Buches trotz der zahlreich eingestreuten Abbildungen im ganzen 18 Seiten umfassen. Und dabei herrscht nirgends infolge der Kürze Mangel an Verständlichkeit, sondern alles ist klar und auch dem Geiste der Kleinen einleuchtend.

Die Länderkunde verläuft in 7 Abschnitten und stellt nacheinander Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, die deutschen Kolonien und das Deutsche Reich dar. Hier erfolgt stets die oben angegebene Zerlegung der großen Gebiete in erdkundliche Einheiten, die dann nach der natur- wie kulturgeschichtlichen Seite im einzelnen geschildert werden, und am Schlusse eines jeden Abschnittes wird ein zusammenfassender Überblick über das Ganze gegeben, in dem wieder die Einzelzüge unter große leitende Gesichtspunkte untergeordnet werden. Zur Veranschaulichung des beobachteten Verfahrens will ich die einzelnen Unterabteilungen des 10. Abschnittes, der vom Deutschen Reiche handelt, hier angeben. Nach einer einleitenden Überschau, die das germanische Mitteleuropa als geographischen Begriff bespricht, wird von dem Deutschen Reiche als Großmacht gehandelt. Darauf folgt eine Übersicht der deutschen Landschaften und eine solche der deutschen Staaten. Dann werden die deutschen Landschaften im einzelnen vorgeführt: 1) die bayrischen Alpen und die schwäbisch-bayrische Hochfläche oder das Alpenvorland; 2) die deutschen Mittelgebirge, die wieder zerlegt werden in die deutschen Stufenländer (Stufenland der Naab oder Oberpfalz, die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge, Stufenland des Neckars und seine Umrandung, Stufenland des Maines, Stufenland der Mosel) und in die mitteldeutsche Gebirgsschwelle (das niederrheinische Schiefergebirge, das hessische Bergland, das Weserbergland, der Harz, Thüringen, das sächsische Bergland, die Sudeten, das Tarnowitzer Plateau); 3) das norddeutsche Tiefland, welches eingeteilt wird in das westdeutsche Tiefland (das Fruchtland am Fuße der mitteldeutschen Gebirgsschwelle, die kölnische, die westfälische Tieflandsbucht, das hannoversche Fruchtland und die sächsisch-thüringische Tieflandsbucht sowie die Nordseeküste umfassend) und in das ostdeutsche Tiefland mit der schlesischen Tieflandsbucht, dem südlichen Landrücken, der Tieflandsmulde nördlich davon, dem nördlichen Landrücken und seinem seewärts gelagerten Vorlande sowie der Ostseeküste. Dann folgt ein Abschnitt über die natürliche, wirtschaftliche und geschichtliche Grundlage der deutschen Seemacht, ein solcher über die staatlichen Verhältnisse des Deutschen Reiches im allgemeinen und ein dritter über die einzelnen Staaten des Deutschen Reiches, der das enthält, was man früher „politische Geographie" zu nennen pflegte, aber nichts Neues bringt, sondern

nur in früheren Abschnitten schon Mitgeteiltes unter einem neuen Gesichtspunkte übersichtlich zusammenfaßt. Den Schluß macht dann endlich ein Abschnitt, der den Zweck hat, Deutschland als eine geographische Einheit darzustellen.

Die drei letzten Abschnitte des Buches tragen wieder allgemeineren Charakter, indem der elfte die wichtigsten Handels- und Verkehrswege der Gegenwart, der zwölfte die Elemente der mathematischen Erdkunde und der dreizehnte die allgemeine physische Erdkunde vorführt. Auch hier ist die Klarheit, mit der die Verfasser verhältnismäßig schwierige Gegenstände verständlich zu machen wissen, in hohem Grade zu loben, nicht weniger aber die Kunst, mit der sie den umfangreichen Stoff auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammendrängen.

Der Druck ist von erfreulicher Korrektheit. Die wenigen Druckfehler, die mir aufgefallen sind, merke ich hier an. S. 70 Z. 6 steht Lieblingsgetränke statt Lieblingsgetränk, S. 167 Z. 1 v. u. mélos statt mélas, S. 265 ist die Seitenzahl in 625 verdruckt, S. 273 Z. 18 v. u. Oder statt Oker, S. 287 Mitte spricht statt verspricht, S. 294 Z. 16 Hoffoung statt Hoffnung. Daran schließe ich, was mir sonst von Unebenheiten und Unrichtigkeiten im einzelnen entgegengetreten ist, damit die Verfasser bei einer neuen Auflage ihres Buches an den betreffenden Stellen Änderungen vornehmen können. S. 48 Z. 10 stände statt „erklärt" besser „ausgerufen", S. 55 Z. 17 statt „in weitaus überwiegender Mehrzahl" besser „in ihrer überwiegenden Mehrheit" oder „weit überwiegend". Man kann doch nicht gut sagen, daß Spaniens wirtschaftliche B e d e u t u n g gering, aber e n t w i c k l u n g s f ä h i g sei, sondern vielleicht, daß seine wirtschaftlichen K r ä f t e noch gering aber entwicklungsfähig seien (S. 76 unten). Auf S. 77 Z. 12 muß statt „ihnen" das Wort „ihm" gesetzt werden. S. 86 Z. 5 fehlen hinter „Kontinent" die Worte „von hier"; S. 95 Z. 4 u. 5 wird gesagt, daß die Romanen den Südwesten Europas innehaben, und daß zu ihnen die Rumänen gehören, die doch im Südosten des Erdteils wohnen. Die Anmerkung auf S. 101 konnte durch Verweisung auf S. 17 gespart werden. Verwirrend wirkt es, daß die Verfasser bald von einer „kaukasischen", bald von einer „mittelländischen" Rasse sprechen. Warum gebrauchen sie nicht immer diesen Namen, der doch heut der allgemein übliche ist? (S. 18, S. 102 Anm., S. 349 u. a. a. O.). Die Armenier gehören in ihrer Mehrzahl nicht zur griechisch-katholischen Kirche, sondern haben ihre besondere kirchliche Gemeinschaft (S. 104). Benares wird S. 111 als die h e i l i g s t e Stadt der Hindu bezeichnet. Ja kann denn etwas noch heiliger sein als heilig? Man sollte doch lieber sagen: der besuchteste Wallfahrtsort der Hindu. S. 115 Z. 15 steht „obliegt" statt „liegt ob". Die Deutung des Namens „Kordilleren" scheint mir nicht überflüssig. Warum sind die gewaltigen Vulkane auf Hawai ganz unerwähnt geblieben (S. 169)? S. 188 am Ende

des ersten Abschnittes legt die Fassung den Gedanken nahe, daß die Blütezeit der deutschen Hansa dem Aufschwunge der italienischen Handelsstädte in der Kreuzzugsperiode voranginge, während die Dinge doch umgekehrt liegen. S. 202 Z. 22 paßt das Verb „führt in die Fremde" nicht zu dem Subjekt, S. 211 Z. 15 wird das Datum der Schlacht von Spichern fälschlich auf den 4. August verlegt, S. 220 Mitte ist das dichterische Zitat falsch, S. 225 werden fälschlich Oberharz, Brocken und Blocksberg als Genitive behandelt, und dasselbe geschieht hinsichtlich des Harzes S. 226 Z. 1 noch einmal. S. 227 Mitte wird gesagt, daß Thüringen nach Osten abdacht, es fehlt also das Wort „sich". S. 237 Mitte ist die Rede von einem abgeglichenen Wasserstande der deutschen Flüsse und S. 277 von der Abgeglichenheit der Jahreszeiten im nordwestlichen Europa. Sollte da die Präposition „aus" für die Zusammensetzung nicht angebrachter sein? S. 243 Z. 7 v. u. fehlt hinter Sitz das Wort „von", S. 245 unten ist das ungewöhnliche Wort „jedwelcher" für „jeder" gesetzt. Der Freiherr vom Stein war kein Niedersachse, wie S. 247 Mitte zu lesen ist, sondern ein Nassauer. Der Vertrag von Wehlau fällt nicht in das Jahr 1656, sondern 1657, es mußten also in der Klammer beide Zahlen stehen (S. 260 Z. 1). S. 265 Anm. 1 fehlt hinter den Worten „drei Millionen" ein Wort wie etwa „dort". S. 314 Mitte muß es statt „die Streichung der Gebirgszüge" heißen „das Streichen", und endlich ist das Wort „Ansaum" (S. 319 Mitte) ungebräuchlich. Im Zusammenhang mit dieser letzten Bemerkung will ich hervorheben, daß sich die Verfasser dieses geographischen Lehrbuches von der manchmal ans Lächerliche grenzenden Sucht anderer — ich nenne vor allem Kirchhoff —, neue Worte zu bilden oder möglichst ungewöhnliche Ausdrücke zu verwenden, in erfreulicher Weise fernhalten. Aufgefallen ist mir nach dieser Richtung hin außer den oben genannten Worten (abdachen, abgeglichen, Ansaum) nur das häufig vorkommende „sohin" für „also" oder „daher" und der auch bei Ule sehr beliebte, aber völlig überflüssige Gebrauch des Demonstrativpronomens „jener" für der oder derjenige vor folgendem Relativsatze.

Alle diese Ausstellungen sind aber Kleinigkeiten gegenüber der Trefflichkeit der Gesamtleistung, die in diesem Buche vorliegt. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Leitfaden an recht vielen Schulen eingeführt würde; der geographische Unterricht, der ja vielfach noch als ein Stiefkind behandelt wird, könnte dadurch nur gewinnen. Aber auch denjenigen Fachlehrern, die das Buch im Unterrichte nicht benutzen, ist seine Anschaffung dringend zu empfehlen, denn sie werden aus ihm viele Anregung und Belehrung schöpfen können. Jedenfalls haben die Vertreter des erdkundlichen Unterrichtes allen Grund, den Verfassern für ihre schöne Gabe herzlich dankbar zu sein.

Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet und macht der

Verlagshandlung alle Ehre. Der Preis ist im Vergleich mit dem Gebotenen außerordentlich gering.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) H. Fenkner, Lehrbuch der Geometrie für den Unterricht an höheren Lehranstalten. In drei Teilen. Dritter Teil: Ebene Trigonometrie. Nebst einer Aufgabensammlung. Berlin 1908, Otto Salle. 102 S. 8. 1,60 ℳ.

Das günstige Urteil, das von mir in dieser Zeitschrift über die arithmetischen Aufgaben des Verfassers ausgesprochen worden ist, habe ich auch von der Darstellung der ebenen Trigonometrie gewonnen. Der Verf. bietet uns eine überaus sorgfältige Zusammenstellung des für den Unterricht in der Trigonometrie notwendigen Materiales, ohne die Grenzen, die man sich hierbei ziehen muß, in irgend einem Punkte zu überschreiten. Ich bin überzeugt, daß der nach diesem Lehrbuche unterrichtende Lehrer in ihm alles das, was er zu einem sorgfältigen Aufbau des Lehrgebäudes braucht, in streng methodischer Entwicklung dargestellt findet. Der Verf. beschränkt sich nicht darauf, die Formeln und Lehrsätze aufzustellen, er entwickelt und beweist sie auch vollständig, so daß der Schüler auch das Buch sehr bequem für die Wiederholung benutzen kann. Ausgehend von der Erklärung der goniometrischen Funktionen eines spitzen Winkels im rechtwinkligen Dreieck untersucht der Verf. zunächst die Funktionen der stumpfen Winkel, die kleiner als 180° sind, um alsbald zur Lösung von Dreiecksaufgaben übergehen zu können; erst später betrachtet er die Funktionen beliebig großer Winkel. Nachdem er sodann das Additionstheorem und die sich daraus ergebenden Formeln entwickelt hat, stellt er die Lehrsätze und Formeln, die zur Lösung der Dreiecksaufgaben nötig sind, auf. Bei dem Additionstheorem, das er für spitze Winkel als richtig beweist, vermisse ich ein tieferes Eingehen auf die allgemeine Gültigkeit, das mir als durchaus notwendig erscheint. Der Verf. begnügt sich mit dem Hinweis darauf, daß sich diese Herleitung durch Abänderung der Figuren auch durchführen läßt, wenn ein Winkel oder beide Winkel stumpf sind. Bei der Berechnung der im Dreieck außer den Seiten auftretenden Strecken geht er insbesondere auf den Zusammenhang der Seiten und der Funktionen der Winkel mit dem Radius des eingeschriebenen Kreises und den Radien des angeschriebenen ein und verwendet diese Strecken auch dazu, um dem Inhalte des Dreiecks verschiedene Formen zu geben. Hier vermisse ich die schöne Formel: $\Delta = \sqrt{\varrho\varrho_a\varrho_b\varrho_c}$. Hier könnte der Verf. auch etwas mehr die Einführung von 2r, dem Durchmesser des umgeschriebenen Kreises, hervorgehoben haben. Die Lösung von Dreiecksaufgaben durch den Sinussatz gestaltet sich ja eleganter und vor allen Dingen übersichtlicher durch die sofortige Einführung dieser Größe. Selbstverständlich gibt der Verf. eine große Menge von Aufgaben,

die er teils selbst gebildet, teils aus den bei den Reifeprüfungen gestellten Aufgaben sorgfältig ausgewählt hat. Hier hat er alle Aufgaben ausgeschlossen, deren Lösung besondere Kunstgriffe oder allzu umfangreiche Umformungen erfordern. Bei vielen Aufgaben aus der Praxis gibt der Verf. die Auflösung, um an den der Feldmeßkunst zugrunde liegenden Aufgaben die nötigen Grundbegriffe zu erklären, dann folgt noch eine große Anzahl ungelöster Aufgaben aus der Praxis, die durchaus imstande sind, das Interesse der Schüler zu erwecken. Ich hoffe, daß der Inhalt des vorliegenden Buches wesentlich die Methodik der Trigonometrie bereichern wird.

2) **Chr. Schmehl, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgabensammlung.** I. Teil. Für die sechsklassigen höheren Lehranstalten und die Klassen Untertertia bis Untersekunda der Vollanstalten. Gießen 1908, Emil Roth. V u. 391 S. 8. 3,20 ℳ.

Der Verf. dieser Aufgabensammlung hält es für vorteilhaft, wenn die Schüler der Untertertia bis Obersekunda nicht neben den Aufgaben noch ein Lehrbuch anzuschaffen haben, und hat infolgedessen eine vollständige Theorie mit den Übungsaufgaben verbunden und dabei dem theoretischen Teile etwas mehr Rechnung getragen, als es in Büchern ähnlicher Art der Fall ist. Sehr häufig behilft man sich ja bei dem arithmetischen und dem algebraischen Unterricht nur mit einer Aufgabensammlung und diktiert dann in Ermangelung eines Lehrbuches die wichtigsten Sätze und Formeln mit ihren Beweisen und Ableitungen. Um freiere Hand im Unterricht zu haben, werden gewiß viele Lehrer das letztere Verfahren vorziehen. Die von dem Verf. gegebene Einführung in die Arithmetik und Algebra zeichnet sich in jeder Beziehung durch richtige Methodik und klare Darstellung aus, die Lehrsätze vermeiden jede überflüssige Länge, und die Regeln sind mit wenigen Ausnahmen so gefaßt, daß sie die notwendigen Rechnungen vollständig angeben. Von einer Regel wie: „Ein Bruch wird mit einem Bruch multipliziert, indem man Zähler mit Zähler und Nenner mit Nenner multipliziert", kann man dies freilich nicht sagen; denn es fehlt die noch folgende Division. Bei der Zahlentheorie gibt der Verf. auch eine kurze Darstellung von allgemeinen Zahlensystemen: ich halte eine solche Darstellung schon deshalb für sehr wertvoll, weil die Schüler nur dadurch davon überzeugt werden können, daß der Vorzug unseres Zahlensystems nicht in der Grundzahl 10 beruht. Die den einzelnen Abschnitten beigegebenen Aufgaben sind überaus zahlreich und mannigfaltig. Daß der Verf. in den Gleichungen Aufgaben aus der Physik und der Chemie nur in geringem Maße herangezogen hat, kann ich nur billigen; er ist gleich mir der Meinung, daß dadurch die mathematische Lehrstunde leicht zu einer physikalischen werden könnte. Unter den eingekleideten Gleichungen mit einer Unbekannten stehen leider eine ganze Menge mit 2 Unbekannten: ich begreife

nicht, daß die Verf. von Aufgabensammlungen das nicht vermeiden, es wird dadurch die Lösung ganz unnötig erschwert. Daß der Verf. die Division der beiden Seiten einer Gleichung durch denselben Faktor „heben" nennt, erscheint mir nicht empfehlenswert, da dieses Wort schon seine Verwendung in einem andern Sinne bei der Bruchrechnung gefunden hat. Auch möchte ich einen Satz wie: Lassen sich alle Glieder einer Gleichung durch x heben, so ist Null eine Wurzel der Gleichung, anders gefaßt wissen; meiner Ansicht nach ist in diesem Falle eine Umformung der Gleichung in $ax = 0$ und die sich daraus ergebende Folge, daß ein Faktor des Produktes notwendig Null sein muß, besser, zumal da darin auch die Lösung einer Gleichung wie $x(x-b) = 0$ liegt. Bei der Rechnung mit Logarithmen vermisse ich die Umformung eines Logarithmus wie 0,30103 — 2 in 8,30103 — 10, so daß also die negative Kennziffer stets auf — 10 gebracht wird; es werden so nach meiner Erfahrung die Rechnungen viel einfacher gestaltet, und, was noch wichtiger ist, es werden sehr viele Fehler vermieden. Vielleicht entschließt sich der Verf. bei einer zweiten Auflage dieses Buches, den angeregten Punkten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Berlin. A. Kallius.

Friedrich Klee, Die Geschichte der Physik an der Universität Altdorf bis zum Jahre 1650. Mit 21 Abbildungen. Erlangen 1908, Max Mencke, Universitätsbuchhandlung. VIII und 180 S. 8. 8,88 M.

Altdorf, ein von Wald umgebenes Städtchen südöstlich von Nürnberg, war einst dazu ausersehen, das Nürnberger Ägidien-Gymnasium, welches in eine ländliche Umgebung verlegt werden sollte, in seine Mauern aufzunehmen (1575). Aus diesem Gymnasium, das allerdings keineswegs unsern heutigen Lehranstalten glich, entwickelte sich sehr bald eine Universität, als deren Vorschule das ursprüngliche Gymnasium bis 1633 seine guten Dienste leistete. Im genannten Jahre wurde die Schule in das Ägidienkloster nach Nürnberg zurückverlegt und besteht auch jetzt noch unter dem Namen „Altes Gymnasium".

In der vorliegenden Schrift wird uns eine Monographie der Geschichte der Physik an der Altdorfer Universität geboten, die nicht nur die Leistungen und Irrtümer ihrer bedeutenderen Professoren darstellt und beurteilt, sondern auch interessante Beziehungen zu den Arbeiten der gleichzeitigen großen Männer der physikalischen Wissenschaft aufdeckt. Unter Physik oder philosophia naturalis, welche als ein Hauptfach der artistischen Fakultäten des Mittelalters gepflegt wurde, hat man sich zunächst eine im wesentlichen auf Aristoteles gestützte, philosophische Betrachtung der Natur zu denken, die allerdings nach den Lehren der Heiligen Schrift oft genug modifiziert wurde. Die aristotelische

Physik wurde in Altdorf bis 1650 von Medizinern vorgetragen, während die Mathematiker in ihren Vorlesungen außer der reinen Mathematik Astronomie, Geographie, Optik und Mechanik behandelten. Die Naturphilosophen der übrigen Universitäten hielten fast ausschließlich an der alten, scholastischen Physik fest und nahmen gegenüber der neuen, an die Namen Kopernikus, Bacon, Descartes u. a. anknüpfenden Richtung der philosophischen Naturbetrachtung eine feindliche Stellung ein. Anders die Physici zu Altdorf. Sie sind zwar Ptolemaiker, aber keine fanatischen Feinde neuer Ideen, eine nennenswerte Förderung der physikalischen Erkenntnis ist von ihnen nicht ausgegangen. Die Mathematiker, die sich zwar auch von der ptolemäischen Weltanschauung noch nicht ganz lossagen konnten, haben viel mehr Anspruch darauf, als Naturforscher zu gelten. Wenn auch sie keine bedeutenden physikalischen Entdeckungen und Erfindungen gemacht haben, so haben sie doch das Verdienst, daß sie sich dem Experimente gewidmet und die interessanteren Ergebnisse auf physikalischem Gebiete überliefert haben. Die Altdorfer Professoren standen mit den hervorragenden Männern der Naturwissenschaften in Deutschland, wie Tycho de Brahe, Scheiner, Marius, Kepler u. a. in Verbindung und arbeiteten an der Verbreitung der wissenschaftlichen Errungenschaften jener Männer durch ihre Vorlesungen nach Kräften mit. Die außerdeutschen Gelehrten wurden weniger beachtet, so sind die Lehren Galileis in Altdorf nicht zum Gegenstande der Studien gemacht worden. Abgesehen hiervon bietet die Betrachtung der Entwickelung der Physik an der Altdorfer Universität ein durchaus erfreuliches Bild; insbesondere ist auf die Arbeiten von Saxonius über Sonnenphysik, sowie auf die Leistungen von Praetorius und von Schwenter in der praktischen Mechanik hinzuweisen.

Das mit großem Fleiße verfaßte Büchlein ist anregend geschrieben und enthält eine Fülle historischer Notizen, die sich auf altbekannte physikalische Instrumente und Versuchsanordnungen beziehen, so daß seine Lektüre dem Leser Genuß und reiche Belehrung verschaffen wird.

Berlin. R. Schiel.

Paul Säurich, Im Gewässer. Bilder aus der Pflanzenwelt. Unter Berücksichtigung des Lebens, der Verwendung und der Geschichte der Pflanzen bearbeitet. Leipzig 1907, E. Wunderlich. (Das Leben der Pflanzen. IV. Band.) IV u. 173 S. 8. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

Das Buch ist ein Teil eines größeren Werkes über das Leben der Pflanzen. Im vorliegenden Bande will der Verfasser zeigen, wie die Pflanzen dem Leben im Wasser angepaßt sind. Außerdem ist die Weide hier besprochen, um den Stoff für den ersten Band „Im Walde“ zu beschneiden. Bei der Beschreibung geht das Buch jedesmal von einer auffälligen Erfahrung aus, stellt

daran anschließend Interessefragen und beantwortet diese an der Hand leicht durchführbarer Versuche und Beobachtungen. Vergleiche teils von verschiedenen Pflanzen, teils von Pflanzen und Tieren unterstützen das Verständnis, das außerdem durch gute Abbildungen gefördert wird. Die gewonnenen Ergebnisse werden an mehreren Stellen übersichtlich zusammengestellt und geordnet. So ist ein Buch entstanden, das zur Vorbereitung für den Unterricht und zum Selbststudium sehr zu empfehlen ist. Doch sind einige stilistische Ausstellungen nicht zu unterdrücken. Der Verfasser verbindet dank als Präposition stets mit dem Genitiv. Obwohl nun diese Konstruktion so oft gebraucht wird, daß sie auch von Duden und Vogel als möglich anerkannt wird, ist sie doch keineswegs gut und besser zu vermeiden. Durch Auslassung des Objekts unverständlich ist der Satz S. 78: Wasserlinse, Knöterich, Seerose, Frosch- und Laichkraut haben an der Oberseite der Blätter Spaltöffnungen und führen von dort aus den untergetauchten Teilen der Atmosphäre in großen Lufträumen zu.

Die Ausstattung des Buches ist gut.

Seehausen i. Altmark. M. Paeprer.

Schulhygienisches Taschenbuch herausgegeben von Moritz Fürst und Ernst Pfeiffer. Mit 9 Abbildungen im Text und 1 Tafel. Hamburg und Leipzig 1907, Verlag von Leopold Voß. VIII u. 384 S. kl 8. geb. 4 *M*.

Auf dem Gebiete der Schulhygiene sind in den letzten Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht worden; die Klage, die der „Vater der Schulgesundheitslehre", der hochfürstlich Speyerische Geheimrat und Leibarzt Johann Peter Frank, dem zweiten Abschnitt der dritten Abteilung seines Werkes „System einer vollständigen medizinischen Polizei" 1780 voransetzte:

„Ihr lehrt Religion, ihr lehrt sie Bürgerpflicht,
Auf ihres Leibes Wohl und Bildung seht ihr nicht"

ist heute trotz der Behauptung des Gegenteils auf S. 2 des zu besprechenden Buches und trotz des elegischen Ausrufes auf S. 3 „Wie wenig haben wir doch bisher auf diesem Gebiete erreicht!" ziemlich unberechtigt und kann nur dazu führen, die an sich schon nicht geringe Zahl von Schulmännern noch erheblich zu verstärken, denen die Rücksicht auf des „Leibes Wohl und Bildung" bereits etwas zu weit getrieben erscheint. Den Fortschritten und der Bedeutung der Schulhygiene entsprechend ist denn auch an guten Werken größeren und kleineren Umfangs kein Mangel; von den kleineren sei besonders Erich Wernickes Artikel „Schulhygiene" im „Handbuch für Lehrer höherer Schulen" 1906 S. 628—658 hervorgehoben (vgl. dazu D. L. Z. v. 26. Okt. 1907, Nr. 43, Sp. 2710). Auf S. 12 des hier genannten Buches

findet der Leser zugleich mit den bedeutendsten Zeitschriften auch die hervorragendsten Werke über Schulhygiene zusammengestellt. Das Taschenbuch soll aber auch nicht etwa die Zahl der Lehrbücher vermehren oder einen Ersatz für sie bieten, sondern hauptsächlich dem wiederholt geäußerten Bedürfnisse derer entgegenkommen, die sich täglich mit der gesundheitlichen Förderung unserer Schuljugend zu beschäftigen haben und über irgend eine Frage möglichst knapp und zuverlässig sich Rats erholen möchten. Daher ist von den Herausgebern für jedes der zahlreichen (44) Kapitel ein besonderer Kenner der Verhältnisse gewonnen worden. Männer wie Lassart, Erismann, F. A. Schmidt, Stadelmann, Pabst, Nußbaum, Samosch, um nur einige Namen zu nennen, haben den reichen Schatz ihrer Erfahrung bereitwillig zur Verfügung gestellt. Der Inhalt des Werkes ist dementsprechend erstaunlich reichhaltig und erschöpfend; es wird, soweit Ref. sehen kann, bei kaum einer Frage versagen, wenngleich freilich nicht jede mit der gleichen Tiefe behandelt und bei der Verschiedenheit der Ansichten über manche noch nicht geklärten Punkte unbedingte Zustimmung im einzelnen nicht überall möglich ist. Für Leser, die sich über irgend eine Frage eingehendere Kenntnis verschaffen wollen, bietet außerdem die am Ende der meisten Arbeiten sorgfältig zusammengestellte Literatur treffliche Hinweise. Für Gymnasien besonders wertvoll sind Aufsätze wie der von Chr. Nußbaum-Hannover über die Hygiene des Schulgebäudes S. 38ff., von A. Pötter über die Reinigung der Schulgebäude S. 89ff., von H. Gutzmann über die Hygiene der Sprache und des Gesangunterrichts S. 201ff. — er berührt eine Frage, der noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird —, von F. A. Schmidt „Turnen und Spielen; Schwimmunterricht“ S. 229ff., von A. Pabst „Der Handfertigkeitsunterricht“ S. 240ff., von W. Lackemann „Schul-Ausflüge, -Wanderungen“ S. 266ff. Sehr lesenswert und in zahlreichen Fällen wohl verwendbar sind auch die Ausführungen von George Meyer über erste Hilfe bei Unfällen und plötzlichen Erkrankungen in den Schulen S. 271ff. und Samoschs viele beherzigenswerte Winke gebende Anleitung zur Beobachtung der Schüler durch die Lehrer S. 302ff., recht aktuell die Aufsätze von J. Moses über sexuelle Aufklärung S. 297ff. und von R. Abel über Elternabende S. 356ff. Ein Verzeichnis der Schulärzte in Deutschland und ein umfassendes Sachregister, das die Brauchbarkeit des Werkes bedeutend erhöht, wie einige freie Blätter zu Notizen bilden den Abschluß des Buches.

Der recht sorgfältige Druck ist bei aller durch das Format und die Forderung größter Handlichkeit bedingten Kleinheit doch scharf und ohne Anstrengung lesbar und den Anforderungen der Hygiene entsprechend, die Austattung würdig. Ref. kann das Werk als wertvolles Mittel zu schneller und gründlicher Orientierung über Fragen der Schulhygiene nur empfehlen und hält

dessen Anschaffung für die Lehrerbibliothek aller Schulen für recht zweckmäßig und notwendig.

Saarbrücken. Hans Koenigsbeck.

Johannes Croner, Bürgerkunde. Berlin 1907, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. IV u. 121. 8. geb. 1,60 ℳ.

Nach einer Notiz in den Tageszeitungen hat die Hamburger Bürgerschaft am Anfange dieses Jahres fast einstimmig den Beschluß gefaßt in sämtlichen Staatsschulen, sowohl für Knaben als Mädchen, in Zukunft einen besonderen staatsbürgerlichen Unterricht einzuführen. In den Volksschulen ist die „Bürgerkunde“ als besonderer Unterrichtszweig gedacht, während er in den höheren Schulen im Anschluß an die Geschichtsstunden erteilt werden soll.

Dieser Beschluß, dem der Senat zweifellos zustimmen wird, verdient die ernsteste Beachtung und wird wohl bald in anderen Bundesstaaten Nachahmung finden. Die Stimmen mehren sich, die einen derartigen Unterricht auch in den höheren Schulen für wünschenswert halten; man vergl. die Ausführungen Harnacks in der pädagogischen Sektion der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel (Herbst 1907). Ist doch die Unkenntnis selbst vieler Gebildeter in den elementarsten Fragen der Verfassung und Verwaltung eines Gemeinwesens ungeheuer groß.

Die ausgezeichnete „Deutsche Bürgerkunde“ von G. Hoffmann und E. Grothe (5. Auflage, Leipzig 1908, F. W. Grunow) ist, obwohl sie von den Verfassern ein „kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann“ genannt wird, doch noch zu ausführlich gehalten, um im Unterricht Verwendung finden zu können. Das Bedürfnis der Schule befriedigt mehr das Cronersche Büchlein in der Sammlung neuer Lehrmittel für Fach- und Fortbildungsschulen (herausgegeben von Otto Knörk). Der Verf. ist volkswirtschaftlicher Sekretär der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin und Lehrer an den kaufmännischen Schulen. Das Büchlein zerfällt nach einer kurzen Einleitung, worin die Hauptformen der Staatsverfassung ganz kurz geschildert werden, in zwei Hauptteile: der erste ist betitelt „Verfassung und Verwaltung“, der zweite „Die hauptsächlichsten Zweige der Verwaltung“. Teil I zerfällt wieder in drei Unterabschnitte (Die Gemeinde; Der Staat Preußen; Das Deutsche Reich).

Bei der Schilderung der städtischen Verwaltung berücksichtigt der Verf. mit besonderer Vorliebe die Verhältnisse der Reichshauptstadt, aber die hier gegebenen Zahlen sind auch für den Provinzialen interessant. In dem folgenden Abschnitt wird die Verfassung und Verwaltung Preußens, des größten deutschen Bundesstaates, behandelt. Wertvoll ist der Anhang, der in knapper und übersichtlicher Form eine Übersicht über die Volksvertretungen der übrigen Staaten des Deutschen Reiches enthält. Verfassung

und Verwaltung, Haushalt, Finanzen, Steuern und Zölle des Reiches bilden den Inhalt des dritten Abschnitts. Auch hier ist die Darstellung klar, sachgemäß und präzise. Dasselbe gilt von dem zweiten Hauptteil, der in zehn Abschnitten einen Einblick in die hauptsächlichsten Zweige des Erwerbslebens und der Verwaltungsorganisation gibt. Die Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, Geld- und Kreditwesen, Maße und Gewichte, Patent-, Muster- und Markenschutz, die öffentlichen Verkehrsanstalten, die soziale Gesetzgebung, Kirche und Schule, das Gerichtswesen, Heer und Marine und die Kolonien werden hier besprochen. Schon diese kurze Übersicht zeigt, wie reichhaltig der Inhalt des Buches ist, was auch das zum Schluß angefügte, sorgfältig gearbeitete Sachverzeichnis beweist. Die Darstellung ist, worauf ganz besonders hingewiesen werden muß, durchaus tendenzfrei. Für den Druck und die äußere Ausstattung bürgt der Name der Verlagsbuchhandlung, Druckfehler oder größere Versehen habe ich nicht entdecken können. S. 103 fehlt unter den Städten mit technischer Hochschule Danzig, S. 83 muß nachgetragen werden, daß seit kurzem das Reich auch Reichskassenscheine auf 10 ℳ lautend ausgibt, und S. 116 dahin berichtigt werden, daß wir seit dem vorigen Jahre ein selbständiges Kolonialamt mit einem eigenen Staatssekretär an der Spitze haben.

Lyck. Richard Berndt.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Neunzehnter Band: Sternberg bis Vector. Leipzig und Wien 1908, Bibliographisches Institut. 1024 S. Lex.-8. 10 ℳ.

Das Werk hält, was es versprochen hat. Es orientiert auf allen Gebieten auf das trefflichste und führt seine Belehrung bis zu der Zeit seines Erscheinens hinab. Seine Angaben sind durchaus zuverlässig, und die Darstellung ist wohlgelungen. Geschmückt ist auch dieser Band mit zahlreichen vortrefflichen Illustrationen, namentlich in kartographischer Beziehung.

2. Mikrokosmus. Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung, herausgegeben durch R. H. Francé. Bd. I (1907). Heft 7/8. Jährlich 8 Hefte. Für Mitglieder bei Jahresbeitrag von 4 ℳ kostenlos, für Nichtmitglieder 6 ℳ. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

3. Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. V. Jahrgang, Heft 2—4 je 0,30 ℳ. (Jahrgang 12 Hefte 2,80 ℳ; für Kosmosmitglieder kostenlos.) „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung), Stuttgart.

4. M. Wilh. Meyer, Der neue Stern. Eine Novelle in Gesprächen. („Naturwissenschaftliche Novellen" Bd. II.) 84 S. 8. In farbigem Umschlag mit Illustrationen. 1 ℳ, fein gebunden 2 ℳ. Verlag des „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung), Stuttgart.

5. Moderna språk. Svensk Månadsrevy för undervisningen i de tre havudspråken utgiven av Emil Rohde. Göteborg, Ringnér & Enewald. Nr. 2 und 3.

6. Werther, Hütet Euch! Ärztliche Mahnworte an unsere Söhne beim Eintritt ins Leben. Rede an Gymnasial-Abiturienten. Dresden 1908, Alexander Köhler. 48 S. 0,90 ℳ.

7. A. Kankeleit, Ein Mahnwort. Über Heilung und Verhütung von Rückgratsverkrümmungen bei unsern Kindern. Mit einem Geleitwort von A. Hoffa. Gumbinnen 1908, C. Sterzel (Gebr. Reimer). 29 S. 0,25 ℳ.

8. Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande, redigiert von S. Frankfurter. Heft 5. Wien 1908, C. Fromme. 44 S.

9. K. Huemer, Auf die Probe kommt's an. Referat über die Frage der Mittelschulen. Wien 1908, Alfred Hölder. 16 S.

10. H. Eichhoff, Das Petit Lycée. Zur Vergleichung der Grundklassen der französischen Lyceen mit unsern Vorschulklassen. Berlin 1908, Trowitzsch & Sohn. 54 S.

11. St. Witasek, Grundlinien der Psychologie. Mit 15 Figuren. Leipzig 1908, Dürr'sche Buchhandlung. VIII u. 392 S. 3 ℳ.

12. Anna Tumarkin, Spinoza. Acht Vorlesungen gehalten an der Universität Bern. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. IV u. 89 S.

13. K. Sell, Katholicismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VII u. 327 S. 4,40 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

14. O. Zurhellen, Lebensziele. Eine Einführung in die Grundfragen des religiös-sittlichen Lebens für die Jugend und ihre Freunde. Unter Mitarbeit von Gottlieb Traub und Else Zurhellen-Pfleiderer herausgegeben. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. VI u. 276 S. gr. 8. 4,80 ℳ.

15. O. Holtzmann, Ein Büchlein vom staatlichen Religionsunterricht insbesondere in Hessen. Gießen 1908, Alfred Töpelmann. 16 S.

16. Christlieb-Fauths Handbuch der evangelischen Religionslehre. Umgearbeitet von R. Peters. Zweites Heft, erste Hälfte: Das Reich Gottes im alten Testament. Mit 14 Abbildungen und 1 Karte. Fünfte Auflage. Leipzig 1908, G. Freytag. 87 S. geb. 1,60 ℳ. — Drittes Heft: Die Kirchengeschichte. Fünfte Auflage. 130 S. geb. 1,60 ℳ.

17. W. Nowack, Amos und Hosea. 48 S. — W. Bousset, Gottesglaube. 64 S. Tübingen 1908, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Religionsgeschichtliche Volksbücher II 9 und V 6.

18. H. Meinhold, Die Weisheit Israels in Spruch, Sage und Dichtung. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VIII u. 343 S. 4,40 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

19. Ed. Engel, Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Sonderabdruck aus dem Gesamtwerk Engels „Geschichte der deutschen Literatur". Mit 76 Bildnissen und 20 Handschriften. Leipzig 1908, G. Freytag. 528 S. gr. 8. geb. 10 ℳ.

20. Gerhard Adrian, Beiträge zur Würdigung der Nibelungendichtung. Progr. Gymn. Dortmund 1908. 41 S. 8.

21. August Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart. Unter Mitwirkung von O. Bremer. Leipzig 1907, Breitkopf & Härtel. XVI u. 392 S. 12 ℳ.

22. W. v. Buttlar-Elberberg, Schillerdenkwürdigkeiten. Für Deutschlands Jugend gesammelt. Dresden 1908, F. Emil Boden. 58 S.

23. L. Cholevius, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Zwölfte Auflage von O. Weise. Leipzig 1907, B. G. Teubner. Band II: Aufgaben aus dem ästhetischen, sittlichen und geistigen Gebiete. XII u. 93 S. 1 ℳ. — Band III: Aufgaben aus der Literatur. XV u. 208 S. 1,60 ℳ. — Band IV: Sentenzen und Sprichwörter. XV u. 104 S. 1 ℳ.

24. Xenien. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Hermann Greef. Jahrg. 1908, Heft 3.

25. O. Schroeder, Vorarbeiten zur griechischen Verslehre. Leipzig 1808, B. G. Teubner. VII u. 166 S. 5 ℳ.

26. Heinrich v. Schoeler, Kaiser Tiberius auf Capri. Historischer Roman. Leipzig 1908, Schulze & Co. 274 S.

27. C. Cury und O. Boerner, Histoire de la littérature française à l'usage des étudiants. Leipzig 1908, B. G. Teubner. XII u. 387 S. geb. 5 ℳ.

28. Corneille, Le Cid. Annotée par E. Montaubric. Leipzig 1908, G. Freytag. 141 S.

29. Zola, Le cercle de fer, épisode de „La Débâcle". Herausgegeben von E. Pariselle. Mit 2 Karten. Leipzig 1908, G. Freytag. 139 S. geb. 1,50 ℳ. Hierzu Wörterbuch 36 S. steif brosch. 0,40 ℳ.

30. Conteurs de nos jours. Zweite Reise. Für den Privat- und Schulgebrauch herausgegeben von A. Mühlan. Berlin und Glogau 1908, C. Flemming. XII u. 88 S. geb.

31. V. Cherbuliez, Un cheval de Phidias. Causeries Athéniennes. Erklärt von H. Fritsche. Zweite Auflage von J. Hengesbach. Mit 2 Abbildungen. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. LVI u. 148 S. Wörterbuch 68 S. geb. 2,60 *M*.

32. Der Wald, bearbeitet von H. Wallenfels. Leipzig 1908, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). Französisches Vokabularium 33 S. Englisches Vokabularium 34 S.

33. E. Penner, History of English Literature. Second Edition. Leipzig 1908, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). XII u. 151 S.

34. G. Steinmüller, Englische Gedichte in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegebgn nebst einem Wörterbuch. München und Berlin 1908, R. Oldenbourg. VI u. 112 S. steif kart.

35. W. Ricken, Perlen englischer Poesie von Shakespeare bis Tennyson. Für den Unterricht an höheren Knaben- und Mädchenschulen etwa von Untersekunda an. Nebst einem Anhang aus Longfellow (auch einigen seiner Übersetzungen deutscher Gedichte), einer kurzen Verslehre und einem Überblick über die Geschichte der englischen Literatur. Progr. Oberrealschule zu Hagen i. W. 1906. 63 S.

36. Paul Dombey from 'Dombey and Son' by Ch. Dickens. Ausgewählt und erklärt von J. Klapperich. Glogau 1908, C. Flemming. XII u. 109 S. geb.

37. Shakespeare, Macbeth. Edited by Fr. W. Moorman with the assistance of H. P. Junker. Leipzig 1908, B. G. Teubner. Text IV u. 87 S., Notes 70 S. Zusammen 1 *M*, geb. 1,20 *M*.

38. J. Berjot, Le Japonais Parlé avec des exercices de conversation. Paris 1907, E. Leroux. 32 S.

39. Sammlung Göschen. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Bändchen geb. 0,80 *M*.

a) Fr. Hommel, Geschichte des alten Morgenlandes. Mit 9 Bildern und 1 Karze. Dritte Auflage. 193 S.
b) H. Schubert, Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen in zwei Farben zusammengestellt. Dritte Auflage. 128 S.
c) C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Zweite Auflage. Von R. Weitbrecht. I: 128 S., II: 160 S.
d) G. Jäger, Theoretische Physik. IV: Elektromagnetische Lichttheorie und Elektronik. Mit 21 Figuren. 174 S.
e) L. Gerber, Englische Geschichte. 162 S.
f) H. Danneel, Elektrochemie. II: Experimentelle Elektrochemie, Meßmethoden, Leitfähigkeit, Lösungen. 158 S. Mit 26 Figuren.
g) J. Meisenheimer, Entwicklungsgeschichte der Tiere. I: Furchung, Primitivanlagen, Larven, Formbildung, Embryonalhüllen. 136 S. Mit 48 Figuren.
h) J. Meisenheimer, Entwicklungsgeschichte der Tiere. II: Organbildung. 134 S. Mit 46 Figuren.
i) Kurt Hassert, Landeskunde und Wirtschaftsgeographie des Festlandes Australien. Mit 8 Abbildungen und 6 graphischen Tabellen und 1 Karte. 184 S.
k) E. von Halle, Die Seemacht in der deutschen Geschichte. 154 S.
l) Amsel, Kurzschrift. Lehrbuch der Vereinfachten Deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey) nebst Schlüssel, Lesestücken und einem Anhang. Zweite Auflage. 136 S.
m) Fr. von Krones, Österreichische Geschichte II. Vom Tode König Albrechts II. bis zum Westfälischen Frieden (1439—1648). Zweite Auflage von Karl Uhlirz. Mit 3 Stammtafeln. 181 S.

40. K. Doehlemann, Geometrische Transformationen. Teil II: Die quadratischen und höheren, birationalen Punkttransformationen. Mit 84 Figuren. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VIII u. 328 S. geb.

41. J. Schick, Barytomik. München 1907, Jos. Roth. 79 S.

42. Fr. Perle, Die Neysche Erpressung in Halberstadt. Ein Beitrag zur Geschichte der Franzosenzeit und nachfolgender vaterländischer Beschwerden. Nach archivalischen Quellen. Progr. Oberrealschule Halberstadt 1908. 38 S.

43. W. Lorey, Archimedes und unsere Zeit. Rede. 8 S. gr. 8. (S.-A. aus Zeitschrift für lateinlose Schulen 1908).

44. A. Schaefer, Pegasusritte. Bilder aus der Länder- und Völkerkunde in Gedichten der deutschen und ausländischen Literatur. Heft 1: Spanien und Portugal. Hannover 1907, Carl Meyer (G. Prior). II u. 88 S. 16. 0,60 *M*.

45. A. Kirchhoff, Erdkunde für Schulen. I. Unterstufe. Vierzehnte Auflage von F. Lampe. Mit 12 Figuren. Halle a. S. 1908, Waisenhaus. IV u. 68 S. kart. 0,80 *M*.

46. A. Kirchhoff, Erdkunde für Schulen. Teil II: Mittel- und Oberstufe. Vierzehnte Auflage von F. Lampe. Mit 36 Figuren und 1 Anhangstafel. Halle a. S. 1908, Waisenhaus. VIII u. 408 S. geb. 3,40 *M*.

47. A. Kirchhoff, Schulgeographie. Zwanzigste Auflage von F. Lampe. Mit 40 Figuren und 1 Anhangstafel. Halle a. S. 1908, Waisenhaus. VIII u. 376 S. geb. 3 *M*.

48. E. Enzensperger, Die Entwickelung und Stellung des erdkundlichen Unterrichts am bayerischen humanistischen Gymnasium. München 1908, Theodor Riedel. 84 S. gr. 8.

49. J. Ruska, Geologische Streifzüge in Heidelbergs Umgebung. Eine Einführung in die Hauptfragen der Geologie auf Grund der Bildungsgeschichte des oberrheinischen Gebirgssystems. Mit zahlreichen Originalbildern, Karten und Profilen. Leipzig 1908, Erwin Nägele. XI u. 208 S. 3,80 *M*, geb. 4,40 *M*.

50. Die Lehrmittel für den Unterricht in der Naturgeschichte von A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien. Wien 1908. 248 S. Naturalien und Modelle, bildliche Darstellungen.

51. Wahrheit. Experimentelle Untersuchungen über die Abstammung des Menschen. Von H. M. Bernelot Moens. Leipzig 1908, A. Owen & Co. (C. v. Taborsky). 30 S. 1 *M*.

52. K. Guenther, Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Lieferung 1. Vollständig in 20 Lieferungen zu 1 *M*.

53. K. Kraepelin, Leitfaden für den botanischen Unterricht. Siebente Auflage. Leipzig 1908, B. G. Teubner. VIII u. 308 S. mit 407 Abbildungen. geb. 3,20 *M*.

54. A. Garcke, Illustrierte Flora von Deutschland. Zwanzigste Auflage von Fr. Niedenzu. Berlin 1908, Paul Parey. 837 S. Mit 4000 Einzelbildern.

55. M. Kraß und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Mineralogie. Mit 134 Abbildungen, 1 geologischen Karte in Farbendruck und 3 Tafeln Kristallformennetze. Dritte Auflage. Freiburg i. Br. 1908, Herdersche Verlagshandlung. XI u. 156 S.

56. H. Starke, Physikalische Musiklehre. Eine Einführung in das Wesen und die Bildung der Töne in der Instrumentalmusik und im Gesang. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VIII u. 232 S. 3,80 *M*, geb. 4,20 *M*.

57. C. Kaßner, Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VI u. 148 S. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

58. A. Kalähne, Die neueren Forschungen auf dem Gebiet der Elektrizität und ihre Anwendungen, gemeinverständlich dargestellt. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VIII u. 284 S.

59. Alfred Möller, Die bedeutendsten Kunstwerke mit besonderer Rücksicht auf A. Zeehes Lehrbuch der Geschichte zusammengestellt und bildweise erläutert. Teil II: Mittelalter und Neuzeit. Laibach 1907, Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg. 144 S. 4. geb.

60. R. Lackner, De casuum, temporum, modorum usu in ephemeride Dictyis-Septimii. Insbruck 1908, in aedibus Wagnerianis. 55 S. (Commentationes Aenipontanae ed. E. Kalinka et A. Zingerle.)

61. J. Wagner, Die metrische Hypothesis zu Aristophanes. Progr. des Askanischen Gymnasiums zu Berlin 1908. 16 S. 4.

62. H. Gumerus, Die Fronden der Kolonen. 72 S. (S.-A. aus Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlinger 1906/07. Nr. 3.)

63. M. Manilius, Astronomica. Herausgegeben von Theodor Breiter. II. Kommentar. Mit 2 Tafeln Zeichnungen. Leipzig 1908, Dieterichsche Verlagshandlung (Theodor Weicher). XVII u. 196 S. 4,20 *M.*

64. M. Le Tournau et L. Lagarde, Abrégé d'histoire de la Littérature française à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. Deuxième édition. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 183 S. geb. 2 *M.*

65. S. Saenger, Commercial Reading Book. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. V u. 101 S. geb. 1,40 *M.*

66. M. Skladanowsky, Plastische Weltbilder. Serie 1, Heft 4: Potsdam, Charlottenburg und die Mark. Verlag: Deutscher Verlag in Berlin.

67. J. Kyrion, Die Geschichte Gelderns im Rahmen der allgemeinen deutschen Geschichte. Ein Beitrag zur Behandlung der Lokalgeschichte im Geschichtsunterricht. Progr. Geldern 1908. 60 S.

68. L. Kambly, Mathematisches Unterrichtswerk. Umgearbeitet von A. Thaer. Ausgabe A: für Gymnasien. 39. Auflage der Kamblyschen Arithmetik und Algebra. Breslau 1908, Ferdinand Hirt. 172 S. Mit 15 Figuren. 2 *M.* Ausgabe B: für Oberrealschulen, Realgymnasien und Gymnasien mit mathematischem Reformunterricht. 39. Auflage. 248 S. Mit 52 Figuren. 2,50 *M.*

69. Chr. Harms und A. Kallius, Rechenbuch für Gymnasien usw. Vierundzwanzigste Auflage. Oldenburg 1908, Gerhard Stalling. VIII u. 260 (264) S. geb.

70. R. v. Wettstein, Der naturwissenschaftliche Unterricht an den österreichischen Mittelschulen. Wien 1908, F. Tempsky. 103 S. gr. 8. 3 *M.*

71. E. Wickenhagen, Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik. Zwölfte Auflage. Eßlingen a. N. 1908, Paul Neff Verlag (Max Schreiber). VIII u. 336 S. gr. 8. Mit 325 Abbildungen.

72. Die Trompete von Vionville. Dichtung von Ferdinand Freiligrath, für vierstimmigen gemischten Chor mit Klavierbegleitung komponiert von Rud. Simon. Partitur 1,40 *M.*, jede Gesangstimme 0,15 *M.* Düsseldorf, L. Schwann.

73. Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 354. 355.

J. Rambousek, Raumluft und Raumlüftung. Vortrag. Mit 6 Abbildungen. 12 S.

Chr. Ruepprecht, Präsenz- und Ausleihbibliothek. 12 S.

74. B. E. Grueber, Einführung in die Rechtswissenschaft. Eine juristische Enzyklopädie und Methodologie. Zweite Auflage. Berlin 1908, O. Häring. VIII u. 174 S.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Bewegungsfreiheit in den mittleren Klassen.

Je freudiger man sich zu dem Grundgedanken des Allerhöchsten Erlasses vom 26. November 1900 bekennt, daß die drei Arten höherer Lehranstalten in ihrem Bildungswert als gleichberechtigt gelten sollen, desto lebhafter wird man es bedauern, daß die Wohltat den meisten Städten versagt bleibt. Die volle Wirkung ist ja nur da möglich, wo an demselben Orte alle drei Vollanstalten nebeneinander bestehen, also in den Großstädten; kleinere Schulorte dürfen sich nicht einmal den Luxus von zweien gestatten. Also haben die meisten Eltern von vornherein keine Wahlfreiheit; denn sie können nicht selbst bestimmen, welche Schulart sie nach ihrem persönlichen Werturteil oder aus Rücksicht auf den künftigen Beruf ihrer Söhne vorziehen wollen. Immerhin werden sie darüber leicht hinwegkommen, wenn nur die Schüler auf der einmal vorhandenen Anstalt regelmäßig fortschreiten und bis zur Reifeprüfung ungestört in denselben Bahnen verharren können; aber mißlicher wird die Frage, sooft ein Beamter versetzt wird oder ein Kaufmann, ein Gewerbetreibender aus geschäftlichen Gründen anderswohin übersiedelt, wo er gerade die Schulart seines bisherigen Wohnsitzes nicht wiederfindet.

Die Direktoren in kleineren Städten werden wohl alle öfters erfahren haben, daß die Väter, vor diese Notwendigkeit gestellt, zu allererst besorgt anfragen, ob ihre Söhne in dem neuen Wohnorte den bisherigen Bildungsgang fortsetzen können, und daß manchmal geradezu die Freizügigkeit durch das Schulwesen beengt wird, wenn die Schüler schon eine Klassenstufe erreicht haben, auf der ein Übergang zu einer anderen Schulart selbst mit Zeit- oder Geldopfern nicht mehr ausführbar ist oder wenigstens nicht mehr ratsam erscheint. Wie tief solche Umschulungen in weiten Kreisen empfunden werden, ersehen wir aus dem Ministerialerlaß vom 13. Dezember 1907. U. II. No. 8271.

Allein alle Mahnungen zur Milde gegen Schüler, die von anderen Lehranstalten herkommen, helfen nichts, solange der bereits vorhandene Ausweg nicht regelrecht ausgebaut und erweitert wird. Überall, wo es nur ein Gymnasium gibt, führe man die Nebenkurse im Sinne der nächstverwandten Schulart so weit und so ähnlich durch, daß ein Schüler dieser Realabteilungen jederzeit ohne erhebliche Schwierigkeiten und ohne Zeitverlust ein Realgymnasium besuchen kann. Berechtigt ist dazu bekanntlich schon seit 1901, wer von U III an vom Griechischen befreit ist und die Lehrstoffe der Realabteilung sich vorschriftsmäßig angeeignet hat; das Recht, sogar ohne Aufnahmeprüfung in die O II eines Realgymnasiums einzutreten, ist ihm neuerdings ausdrücklich wieder verbrieft durch den Ministerialerlaß vom 11. Januar 1908. U. II. No. 15010.

Für das Englische vollkommen zutreffend, da hier die Realabteilung, von den Gymnasiasten völlig losgelöst, auf allen Stufen dieselbe Stundenzahl genießt, wie die Realgymnasien; auch im Französischen lassen sich die in der Anmerkung auf Seite 35 der Lehrpläne vorgesehenen Anforderungen erfüllen, wenn die Realisten außer den Unterrichtsstunden, die sie mit ihren griechischen Klassengenossen zusammen haben, noch zwei wöchentliche Stunden gesondert erhalten. Dagegen ist mit dem, was auf Seite 53 der Lehrpläne ihnen vorgeschrieben wird, nämlich je eine Stunde in U III und O III auf kaufmännisches Rechnen, elementare Körperberechnung und das Notwendigste über Wurzelgrößen, in U II auf die Anfänge der Trigonometrie zu verwenden, es ihnen schier unmöglich, mit den Obersekundanern des Realgymnasiums gleichen Schritt zu halten. Denn sie bringen zwar einiges mit, woran der Realgymnasiallehrplan stillschweigend vorübergegangen ist, aber in der Mathematik haben die Realgymnasiasten inzwischen als Obertertianer denselben Stoff bewältigt, den die Realisten des Gymnasiums, in drei Mathematikstunden der O III und in vier der U II mit den Gymnasiasten gemeinsam unterrichtet, dem Lehrplan des Gymnasiums gemäß erst in U II in Angriff nehmen. Sie sind demnach um einen Jahrgang hinter dem Realgymnasium zurückgeblieben.

Soll diese Kluft überbrückt werden, so ist der gesonderte Mathematikunterricht der Realabteilungen von O III an zu verstärken, damit das Pensum des Realgymnasiums auch von ihnen rechtzeitig erledigt wird. Einigermaßen annehmbar wird es sich, wofern man an der Einrichtung, daß die Realisten an den Stunden der Gymnasiasten teilnehmen, festhalten will, folgendermaßen gestalten (Übersicht A). Von O III ab haben die Realisten in den gesonderten Stunden bei schnellerer Gangart das systematische Lehrgebäude der O III des Realgymnasiums so weit aufzuführen, daß sie mit den Realgymnasiasten der folgenden Klasse fortschreiten können; ebenso in der II B dem Lehrplan des Real-

gymnasiums entsprechend. Das hastig Gelernte zu befestigen, ausgiebiger zu üben und anzuwenden, finden sie dann während des folgenden Schuljahres in den gemeinsamen Stunden mit den Gymnasiasten Gelegenheit oder in der U II eines Realgymnasiums bei den dort ausdrücklich vorgeschriebenen Wiederholungen aus den Lehrgebieten der vorhergehenden Klassen.

Freilich ist das Vorwegnehmen des folgenden Jahrespensums durch eine Schülergruppe, die im übrigen mit den Gymnasiasten zusammen unterrichtet wird, unnatürlich und stellt den Mathematiklehrern eine außerordentlich schwere Aufgabe. Daher ist ein zweiter Plan (Übersicht B) vorzuziehen, nach welchem die Nichtgriechen von O III an im mathematischen Unterricht ganz auf eigene Füße gestellt werden und genau nach dem Lehrplan des Realgymnasiums bei derselben Stundenzahl aufwachsen sollen. So werden sie im Vergleich mit dem Plan A entlastet, und doch verlangt der vollkommnere Plan B im ganzen nur 11 Stunden mehr, die O II sogleich mit eingerechnet.

Bis zur Primareife müssen nämlich die Realabteilungen fortgeführt werden, sollen sie lebensfähig sein und den erwünschten Segen stiften. Scheint doch die Zeit nicht mehr fern zu sein, wo nahezu alle Laufbahnen, die sich sonst mit der Einjährig-Freiwilligenstufe begnügten, die Primareife beanspruchen. Das hiesige Königliche Oberbergamt z. B. knüpft schon seit 1903 seine Sekretariatslaufbahn an diese Vorbedingung und hat unsere Realabteilungen dadurch entvölkert, die eigentlich so recht für die Bedürfnisse der hiesigen Bevölkerung geschaffen sind. Alljährlich weisen viele Familien ihre aus IV versetzten Söhne, mögen sie nach der bisherigen Entwickelung, nach den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und im Vorblick auf die Berufswahl für den realgymnasialen Bildungsweg sozusagen prädestiniert sein, dennoch der Gymnasial-U III zu, aus Verlegenheit, was sie mit ihren Kindern anfangen sollen, wenn der Realkursus hier mit U II abschließt, und aus Scheu davor, sie dann nach einer fremden Stadt schicken und in Pension geben zu müssen, damit sie dort die Primareife eines Realgymnasiums erwerben. Lediglich um sie bis zu diesem Ziel zu Hause behalten zu können, lassen sie ihre Söhne sich vier Jahre lang mit dem Griechischen abquälen, obwohl statt dessen das Englische und die anderen Realfächer den Anlagen besser entsprechen und ihrem künftigen Beruf weit dienlicher sein würden. Was aber alle gutgemeinten sachverständigen Ratschläge unter den gegenwärtigen Umständen nicht bewirken, das wird ganz von selbst kommen, sobald an Ort und Stelle die Realprimareife zu erlangen ist.

Wodurch soll denn nun die Zeit für den erweiterten Unterricht der Realabteilungen ohne höhere Gesamtstundenzahl gewonnen werden? Natürlich dadurch, daß der Lehrgang noch ein gut Stück realer wird als bisher. Zu den sechs wöchentlichen

Übersicht A.

Hervorgegangen aus einer Konferenz, an der die beiden Mathematiklehrer und Neusprachler der Realabteilungen, sowie die Vertreter des Lateinischen in O III und U II teilnahmen.

Klasse.	Fach.	Mit den Gymnasiasten zusammen Stund.	Besondere Stunden.	Gesamtzahl d. besonderen Stunden.	Ersparte Stunden im Vergleich mit den Gymnasiasten.
Realabteilung der U III.	Französisch	2	2	6	6 Griechisch.
	Englisch	—	3		
	Mathematik	3	1 Kaufmännisches Rechnen, Gleichungen 1. Grades.		
Realabteilung der O III.	Französisch	2	2	8	6 Griechisch. 2 Latein.
	Englisch	—	3		
	Mathematik	3	3 Ergänzung u. Fortsetzung bis einschließlich des Lehrgebäudes der G U II.		
Realabteilung der U II.	Französisch	3	1	8	6 Griechisch. 2 Latein.
	Englisch	—	3		
	Mathematik	4	3 Ergänzung nach der Lehraufgabe der R U II.		
	Physik	2	1 Akustik u. Optik.		
Realabteilung der O II.	Französisch	3	1	10	6 Griechisch. 2 Latein. 2 Englisch.
	Englisch	—	3		
	Mathematik	4	3 Ergänzung nach Maßgabe der R O II.		
	Physik	2	1 Allgemeine physische Erd- und Völkerkunde, im Zusammenhang mit dem Meer Verkehrswege d. Gegenwart.		
	Chemie	—	2		
	Im ganzen	28	32	32	32

Stunden, die den Nichtgriechen zu Gebote stehen, liefert das Lateinische von O III an je zwei weitere, indem die beiden Dichterstunden den Realisten erlassen werden. Diese Einbuße an altklassischer Dichterlektüre, nach dem Maßstabe des Realgymna-

Übersicht B.

Klasse.	Fach.	Mit den Gymnasiasten zusammen Stund.	Besondere Stunden.	Gesamtzahl d. besonderen Stunden.	Ersparte Stunden im Vergleich mit den Gymnasiasten.
Realabteilung der U III.	Französisch Englisch Mathematik	2 — 3	2 3 1	6	6 Griechisch.
Realabteilung der O III.	Französisch Englisch Mathematik	2 — —	2 3 6 (Verhältnis zum Realgymnasium + 1 als Ausgleich für — 1 in U III).	11	6 Griechisch. 2 Latein. 3 Mathematik.
Realabteilung der U II.	Französisch Englisch Mathematik Physik	3 — — 2	2 3 5 2	12	6 Griechisch. 2 Latein. 4 Mathematik.
Realabteilung der O II.	Französisch Englisch Mathematik Physik (Erd- und Völkerkunde) Chemie	3 — — 2 —	2 3 5 2 2	14	6 Griechisch. 2 Latein. 2 Englisch. 4 Mathematik.
	Im ganzen	17	43	43	43

siallehrplans beurteilt, läßt sich verschmerzen und überdies (nach Übersicht B) durch moderne Poesie ausgleichen, da wir in der Lage sind, in beiden Realsekunden zu den drei französischen Stunden, die sie mit den Griechen teilen, sogar noch zwei besondere hinzuzulegen, also das Realgymnasium zu überbieten.

Welcher von beiden Plänen auch durchgeführt werden mag, jedenfalls werden wir fortan unseren Nichtgriechen, die mit Erfolg die U II (und gegebenenfalls die neue O II) durchgemacht haben, die Reife für die folgende Klasse des Realgymnasiums mit gutem Gewissen zuerkennen können, was unter den gegenwärtigen Voraussetzungen, genau genommen, nicht möglich ist, und kein Schüler, der irgendwo von der Realabteilung des Gymnasiums auf ein Realgymnasium übergeht, wird mehr in Ungelegenheiten kommen. Zugleich schwindet damit ein wesentlicher Grund, den kleineren Städten ihre anererbten Gymnasien zu mißgönnen; denn sie selber wollen die gymnasialen Kreise enger ziehen und den berechtigten schlichtbürgerlichen Bildungszwecken Licht und Luft schaffen.

Clausthal i. H. A. Wittneben.

Die jetzige Reifeprüfung auf dem österreichischen Gymnasium.

... εἴ τις ἐμὴ συμβουλή ...

Das Interesse an Erziehungs- und Unterrichtsfragen ist heutzutage allgemeiner und tiefgehender denn je; Reformvorschläge, die auf diesem Gebiete in einem Staate laut werden, finden auch in den andern aufmerksame Ohren. Handelsverträge vermögen glücklicherweise den Austausch geistiger Güter nicht zu beschränken, der sich einfach nach dem *πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε* regeln darf. So haben denn auch die als eine Frucht der letzten Wiener Schulenquete unter dem 29. Februar d. J. vom österreichischen Kultusminister erlassenen „Vorschriften für die Abhaltung der Reifeprüfungen an Gymnasien (und Realschulen)“ bei uns schon mannigfache Kritik über sich ergehen lassen müssen, die zwischen rückhaltloser Zustimmung und fast bedingungsloser Ablehnung schwankt. Da es scheint, als ob diese Beurteiler nicht immer auf zuverlässige Quellen zurückgegangen sind, so ist es vielleicht nicht unangebracht, auf Grund amtlichen Materials die Hauptpunkte des neuen Reglements herauszuheben und dann einige Betrachtungen und Bedenken daran zu knüpfen.

Die Diskussion über das der genannten Schulkonferenz unterbreitete Thema IV „Erscheint die jetzige Maturitäts-Prüfungsordnung und ihre Durchführung einer Änderung bedürftig?“ füllte den größten Teil des letzten Verhandlungstages aus. Das Resümee der lebhaften Debatte, an der sich mehr als zwanzig Redner, Fachleute und Laien, beteiligten, gab der Unterrichtsminister in drei zur Abstimmung gestellten Fragen. Die erste: „Soll die Maturitätsprüfung in ihrer gegenwärtigen Gestalt beibehalten werden?“ Hierfür stimmten bloß sechs Mitglieder. Die zweite: „Soll diese Prüfung überhaupt abgeschafft werden?“ Hierfür stimmten nur sechzehn Mitglieder. Die dritte: „Soll die Prüfung durch wesentliche Erleichterungen einschneidend geändert werden?“ wurde einstimmig (von etwa 70 Teilnehmern) bejaht. Das nach der Abstimmung vom Minister gegebene Wort „die Unterrichtsverwaltung werde sich der Aufgabe Erleichterungen zu schaffen gern und mit Energie unterziehen und noch für die heurige Prüfung entsprechende Vorkehrungen treffen“ hat jener durch die Februarverfügung prompt eingelöst.

Sie besagt in ihren Grundzügen folgendes:

Als ordentlicher Hörer kann auf einer Universität nur immatrikuliert werden, wer auf einem vollständigen Staatsgymnasium oder auf einem öffentlichen Gymnasium, dem das Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen vom Minister verliehen ist, die unter Leitung des Landesschulinspektors oder seines Stellvertreters ab-

zuhaltende Reifeprüfung bestanden hat. Diese zerfällt in einen schriftlichen und einen mündlichen Teil.

Die schriftliche Prüfung besteht aus folgenden Klausurarbeiten: a) einem Aufsatz aus der Unterrichtssprache mit freier Wahl aus drei verschiedenartigen Themen; b) einer Übersetzung aus dem Lateinischen, c) einer solchen aus dem Griechischen in die Unterrichtssprache — für jenen sind fünf, für jede Übersetzung drei Stunden Arbeitszeit anzusetzen; der an die Tafel zu schreibende fremdsprachliche Text soll 30—40 Druckzeilen oder Verse betragen, auch ist dabei der Gebrauch eines Schulwörterbuches zu gestatten.

Das ungünstige Ergebnis der schriftlichen Prüfungen bildet kein Hindernis für die Fortsetzung der Reifeprüfung.

Der mündlichen Prüfung dürfen auf ihren besonderen Wunsch auch die Eltern oder Vormünder und die Abiturienten der Anstalt beiwohnen. Sie erstreckt sich auf die Unterrichtssprache, Latein oder Griechisch, Geschichte und Geographie, Mathematik. Ist die Unterrichtssprache das Deutsche, so hat sich der Examinand über seine durch eigene Lektüre gewonnene Bekanntschaft mit den hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Literatur seit Klopstock auszuweisen. Auf die zeitliche Abfolge der einzelnen Werke und auf das Zahlenmaterial überhaupt ist kein besonderes Gewicht zu legen; das Substrat der Prüfung bildet für gewöhnlich ein Abschnitt einer Dichtung oder eines Prosawerkes. Der Examinand hat davon einen Teil sinngetreu zu lesen, den Gedankengang anzugeben und in einer Art Kolloquium sonstige das Verständnis von Form und Inhalt erschließende Fragen zu beantworten.

Von den klassischen Sprachen wird nur in der die mündliche Prüfung abgelegt, in der der Abiturient die bessere schriftliche Arbeit geliefert hat; waren beide Übersetzungen genügend, steht dem Prüfling die Wahl zwischen beiden Sprachen frei; waren beide nicht genügend, findet ein mündliches Examen in beiden statt. Es wird ein in der Schule nicht gelesener, weder besondere sprachliche noch sachliche Schwierigkeiten bietender Abschnitt der im Gymnasium gelesenen Schriftsteller vorgelegt, der nach vorangegangener Vorbereitung sinngemäß bzw. metrisch richtig zu lesen, ohne erhebliche Beihilfe zu übersetzen und zu erklären ist. Hat die vorgelegte Stelle dem Examinanden bei der Übersetzung große Schwierigkeiten bereitet, so kann ihm noch eine zweite Stelle vorgelegt werden.

Die Prüfung in Geschichte und Geographie wird auf die österreichische Vaterlandskunde beschränkt, soweit diese den Lehrstoff des letzten Schuljahres umfaßt, und zwar jene unter Betonung der kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Momente, während diese die Haupttatsachen der Geologie, der Oro- und Hydrographie, der Klimatologie, der politischen und Wirtschafts-

geographie umfaßt. Detailfragen, die rein gedächtnismäßiges Wissen voraussetzen, sind zu vermeiden.

In der **Mathematik** hat der Abiturient einen Überblick über den auf der Oberstufe behandelten Lehrstoff durch die Vertrautheit mit den Methoden der einzelnen Gebiete bei der Lösung von Aufgaben, und zwar abstrakten wie angewandten aus anderen Wissenschaften (auch der Physik) und dem praktischen Leben, zu erweisen. Auszuschließen sind Aufgaben, die eine nur durch ungewöhnliche Übung erlangte Gewandtheit in algebraischen Umformungen und in geometrischen Konstruktionen oder die Kenntnis vieler, bloß gedächtnismäßig festzuhaltender, namentlich praktisch belangloser Einzelheiten und Formeln verlangen.

Aus den allgemeinen Bestimmungen hebe ich noch diese heraus. Bei der Prüfung ist das Hauptgewicht nicht auf die einzelnen Kenntnisse der Schüler, sondern einzig und allein auf die erreichte allgemeine Bildung, auf den gewonnenen geistigen Gesichtskreis und auf jene formale Schulung des Geistes zu legen, die zu wissenschaftlichen Studien, wie sie auf der Hochschule betrieben werden, die notwendige Voraussetzung ist. Unwesentliche Lücken in dem positiven Detail eines Gegenstandes sind daher bei der Entscheidung nicht zu betonen; schon bei der Fragestellung ist alles zu vermeiden, was das Bestehen der Prüfung als Sache des Zufalls erscheinen lassen könnte; vielmehr soll diese in jenen Gegenständen, die am ehesten zu gedächtnismäßiger Vorbereitung Anlaß bieten, mehr die Form eines freien Kolloquiums annehmen, sich aber immer nur auf Wesentliches erstrecken.

Es ist statthaft, daß bei der mündlichen Prüfung dem Kandidaten die Fragen schriftlich vorgelegt und daß ihm für ihre Überlegung eine kurze Vorbereitungsfrist eingeräumt werde. Als Regel ist festzuhalten, daß für einen Examinanden im Durchschnitt höchstens eine Stunde verwendet werde. Steht nach dem Ergebnis der Beratung seine Reife im allgemeinen fest, so kann er für reif erklärt werden, auch wenn er in einem Gegenstande nicht völlig entsprochen hat. Der Beschluß über die Zuerkennung der Reife wird entweder mit Stimmeneinhelligkeit oder mit Stimmenmehrheit gefaßt; bei Stimmengleichheit gilt das für den Kandidaten günstigere Urteil. Zu den Reifefaktoren gehören die Klassenleistungen des letzten Schuljahres.

Die Prüfung kann nur zweimal wiederholt werden.

Das sind die Grundzüge des neuen Reglements. Seine Tendenz ist unverkennbar: sie geht auf Vereinfachung und Erleichterung. Sie zeigt sich in der Beschränkung der Zahl der schriftlichen Arbeiten und der Gegenstände des mündlichen Examens und in der minderen Bewertung rein gedächtnismäßigen Wissens.

Prüfen wir nun das einzelne, indem wir zunächst den Stand-

punkt der Behörde, die Zweckmäßigkeit der Beibehaltung des Abgangsexamens, zu dem unsern machen. Da erhebt sich dann zunächst die Frage, ob die dem Prüfling überlassene Wahl zwischen drei deutschen Aufsatzthemen unter allen Umständen ein Entgegenkommen und mit Rücksicht auf die vergleichende Bewertung aller Abiturientenarbeiten, die doch auch ihre Vorzüge hat, zu empfehlen ist. Ein gleiches Verfahren wird ja auch von uns bei häuslichen Arbeiten hier und da beobachtet; aber wir geben doch den Schülern einige Tage Bedenkzeit, können ihnen auch wohl bei der Wahl mit unserm Rate an die Hand gehen; beim Examen kann eine verkehrte verhängnisvoll werden und durch längeres Schwanken kostbare Zeit verloren gehen. Freilich gestattet das österreichische Reglement ausdrücklich, bei den Aufsätzen in der Unterrichtssprache einige erklärende und die Behandlung erleichternde Bemerkungen beizufügen — und diese humane Bestimmung scheint durchaus zu billigen —; aber das Wesentliche ist doch, daß das Thema von vornherein so gewählt sei, daß der Prüfling nicht von materiellen Kenntnissen allzu sehr abhängt und vor allem seine Ausdrucks- und Urteilsfähigkeit beweisen kann. Der Lehrer, der in den beiden letzten Schuljahren etwa fünfzehn deutsche Aufsätze, darunter mehrere Klassenarbeiten, jedes Primaners gelesen hat, muß einen einigermaßen zuverlässigen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Generation gewonnen haben. Es ist ja für den Außenstehenden mißlich, über die Schwierigkeit und Angemessenheit eines Aufsatzthemas zu urteilen; aber daß dabei noch viel zu oft zu hoch gegriffen und über den normalen Gesichtskreis der Schüler hinausgegangen wird, lehren die Programme. Sogenannte freie Themen tragen besonders diese Gefahr in sich und sollten zumal mit Rücksicht auf schwerfällige Ingenia, die einer gewissen Inkubationszeit bedürfen, mit größter Vorsicht und bei sicherem Vorhandensein einer genügenden materiellen Unterlage gewählt werden.

Ernstere Bedenken wird bei vielen der Ersatz des lateinischen Skriptums durch eine Übersetzung aus dem Lateinischen verursachen. Diese Erleichterung, die ja auch bei uns nicht wenige Fürsprecher hat, scheint ein Danaergeschenk an die Gymnasien zu sein. Ganz abgesehen davon, daß wir so zwei gleichartige Arbeiten im Abschlußexamen bekommen, auch davon, daß eine wirklich gute, dem Geiste unserer Sprache gerecht werdende Wiedergabe des fremden Textes über die Fähigkeit des Schülers in der Regel hinausgeht und jedenfalls der eigentümlichste Charakter des fremden Schriftstellers in Stil und Darstellung dabei ganz unter den Tisch fällt — so führt die Abschaffung des lateinischen Skriptums als Zielleistung sicher zu einer geringeren Einschätzung der lateinischen Grammatik bei Lehrern und Schülern und zu Unsicherheit und Oberflächlichkeit in der Lektüre beider alten Sprachen; denn vorläufig kommt

der griechischen Grammatik noch der intensivere Betrieb der lateinischen zugute, und ohne ihn wäre der jetzt gegen früher um zwei Jahre spätere Anfang des Griechischen gar nicht möglich. Und zwar ist die Grammatik mit dem Skriptum zuerst die treue Dienerin der Lektüre. Es ist ein Trugbild, zu glauben, durch den Wegfall grammatischer Übungen in den oberen Klassen werde Zeit für die Lektüre gewonnen, die nicht ausgedehnter zu sein braucht — ich denke jetzt freilich vorwiegend an unsere Verhältnisse —, als sie jetzt ist, die aber vor allem gründlich sein soll. Um Plato und seine Weltanschauung kennen zu lernen, genügen einige wohl ausgewählte Dialoge; einige wohl ausgewählte Satiren zeigen genügend Horazens Witz und Menschenkenntnis. Machen wir es doch im Grunde mit unsern deutschen Klassikern nicht anders: an einigen Proben führen wir die Schüler in die Gedankenwelt des Dichters ein, auf die Gefahr hin, daß nicht immer fleißige Privatlektüre die gegebenen Richtlinien und Hilfen für das Studium nutzt und benutzt, — sonst wäre es Zeitverschwendung, auf die Lektüre z. B. eines Schillerschen Dramas ein paar Monate zu verwenden. Aber die Grammatik hat ja auch an sich bildenden Wert; ihre Schmälerung und Zurückdrängung würde das gerade auch von Nichtphilologen anerkannte und auch von der österreichischen Behörde hervorgehobene formal bildende Element aus dem altsprachlichen Unterrichte ausscheiden. Es ist bezeichnend, daß auf der letzten Direktorenversammlung der Provinzen Ost- und Westpreußen, auf deren Tagesordnung die Frage der Abschaffung des lateinischen Skriptums stand, als Zeuge für diese Seite des lateinischen Unterrichts ein Mathematiker und Realschuldirektor auftrat. Und nicht weniger entschieden sind jüngst in Österreich eine Reihe von Nichtfachleuten — ich nenne den Rektor der Wiener Universität v. Ebner — und ebensolche in Amerika mit ähnlichen Erklärungen hervorgetreten (man sehe Heft 2 und 4 der Mitt. des Vereins der Freunde des hum. Gymn. Wien 1907). Es ist schade, daß philologische Akribie, die zu geistiger Klarheit, Treue im Kleinen und Wahrhaftigkeit führt, von Laienunverstand und falschen Jugendfreunden zu einem Spottnamen degradiert wird. In Summa: Solange wir noch Bildungsanstalten haben, denen als vornehmste Aufgabe die Einführung in die Kulturwelt des klassischen Altertums obliegt, nehme man ihnen nicht kurzsichtig oder illoyal — d. h. mit dem Gymnasium übelwollenden Hintergedanken — die unentbehrlichsten Mittel ihr Ziel zu erreichen[1]).

Gegen den Wegfall der mathematischen Prüfungsarbeit sprach auf der Wiener Konferenz mit Entschiedenheit ein Philologe; er hob hervor, daß dazu ja keine besondere Vorbereitung

---

[1]) Man vgl. hierzu auch Uhlig im Humanistischen Gymnasium 1908, II, S. 87 f..

nötig sei. Ihre Beibehaltung ist wohl auch mit Rücksicht auf solche Naturen zu empfehlen, die ängstlich und leicht verwirrt sind, sich selbst überlassen mit mehr Ruhe und Sammlung arbeiten und sich schriftlich gewandter und klarer geben; dazu kommt, daß die Reihenfolge, in der sie die gestellten Aufgaben lösen wollen, ihnen überlassen bleibt. Bei uns würde man am wenigsten da auf diese Arbeit verzichten, wo die Gabelung im Unterrichte der oberen Klassen eingeführt ist.

Eine französische Prüfungsarbeit mußte bei dem in Österreich vorläufig noch fakultativen Charakter dieses Unterrichtsfaches ausfallen. Ihr aber auf der humanistischen Anstalt ein erheblich in die Wagschale fallendes Gewicht beizulegen, dürfte auch bei uns nicht angängig sein; nichtsdestoweniger könnte der Gegenstand in Hinsicht auf die jetzt ausgedehnteren Kompensationsmöglichkeiten bei der mündlichen Prüfung und dem Schlußurteil in Frage kommen.

Den Text der Übersetzungen an die Tafel zu schreiben sollte höchstens für den griechischen in Frage kommen; es ist überhaupt zweckmäßig, hin und wieder in der Klasse die schriftlich zu übersetzende fremdsprachliche Vorlage zu diktieren, und im Lateinischen wenigstens sollten die Ohren der Schüler durch gelegentliche Sprechübungen — siehe die Praxis des Goethegymnasiums in Frankfurt und Matthias auf der Junikonferenz von 1900 — im Anschluß an die Lektüre, Inhaltsangaben u. a. an den Klang der Sprache gewöhnt sein. Man vergleiche noch, was wir weiter unten über das sinngemäße Lesen sagen. Übrigens wäre das Anschreiben des Textes an die Tafel nur möglich, wenn unterdessen ein zweiter Kollege die Abiturienten im Auge behielte. Auch die Zulassung des Schulwörterbuches scheint bedenklich und von nachteiliger Rückwirkung auf das Präparieren der Schriftsteller. Wenn wir in den Oberklassen auch nicht mehr geradezu Vokabeln zum Auswendiglernen aufgeben werden, so müssen wir doch im Interesse einer flotter fortschreitenden Lektüre darauf halten, daß sich die Schüler einen möglichst großen Wortschatz erwerben; ich erlaube nicht, daß ein Schüler bei geöffnetem Präparationsheft übersetze. Hier scheint mir eine Hauptquelle für die Unlust zu liegen, mit der so manche Schüler der Oberstufe die klassische Lektüre treiben, eine Unlust, die zu unerlaubten Hilfsmitteln führt und mit jeder weiteren Beschränkung des Betriebes der alten Sprachen wachsen muß.

Wenn man gemeint hat, daß die österreichische Reduktion der schriftlichen Arbeiten auf drei das Gewicht jeder einzelnen, besonders des deutschen Aufsatzes, d. h. das Gewicht von Angstprodukten, unerträglich erhöhe, so übersieht man die ausdrückliche in dem diesmal wahrlich nicht ominösen § 13 ausgesprochene Bestimmung, daß ihr ungünstiger Ausfall von der mündlichen Prüfung nicht ausschließe. Mehr — oder weniger — kann man

nicht verlangen. Gewiß arbeitet ein großer Teil der Abiturienten unter einer starken geistigen Depression, die ja auch manchem unter uns Alten verantwortungsvollen und folgenschweren Aufgaben gegenüber nicht fremd ist, und gerade darum scheint mir bei der Wahl des deutschen Themas so große Vorsicht, bei der Beurteilung der Arbeit große Nachsicht geboten; aber anderseits sind doch die Schüler durch eine so lange Reihe von Klassenarbeiten für die Klausur geschult, daß sie — immer angemessene Forderungen vorausgesetzt — nicht bei allen Prüfungsarbeiten versagen dürften. Ich möchte hiermit unsere richtige Stellung zu den Extemporalien und schriftlichen Hausaufgaben überhaupt vergleichen: die eine oder andere im Laufe des Jahres in einem Fache gelieferte nicht genügende Arbeit wird uns nicht ohne weiteres an dem Schüler irre werden lassen; sind aber alle ungenügend gewesen, so werden wir ihm die Versetzungsreife für den Gegenstand schwerlich zubilligen wollen. Also dieses österreichische Zugeständnis wird manchem allzu liberal erscheinen.

Wir kommen zur mündlichen Prüfung. Daß ihr Eltern der Abiturienten beiwohnen, halte ich in dieser und der Lehrer Interesse nicht für empfehlenswert: auf die Prüflinge wirkt oft schon die Anwesenheit des fremden Vorsitzenden verschüchternd, und es ist doch wohl ein großer Vorzug unseres Systems, das sich die Prüfung sozusagen en pays de connaissance abspielen läßt, vor dem französischen, wo der Kandidat in den examinierenden Universitätsprofessoren lauter fremde Gesichter und Menschen vor sich hat. Unter ähnlicher Befangenheit wie die Schüler leiden aber nicht selten auch exponierte Lehrer, und es ist eine von einsichtigen Vorgesetzten längst gewürdigte Tatsache, daß Männer, die allein mit ihren Jungen, durchaus ihrer Aufgabe gewachsen sind, durch die Anwesenheit eines Dritten an Sicherheit und Natürlichkeit einbüßen. Und solche etwa noch der Kritik sachunkundiger Laien auszusetzen, ist schwerlich wohlgetan.

Eine Dispensation von der mündlichen Prüfung, sei es eine vollständige oder eine partielle, kennt Österreich nicht, was mit seinem Streben nach Vereinfachung der Prüfung in Widerspruch steht. Aber wozu an der Reife eines Schülers zweifeln, der nur gute oder überwiegend gute und keine ungenügende Arbeit geschrieben hat und nach dem einstimmigen Urteil seiner Lehrer — also auch des Mathematikers — das Schulziel erreicht hat? Legt doch auch das österreichische Reglement auf das Urteil der Lehrer in anerkennenswerter Weise das entscheidende Gewicht. Glanzleistungen guter Schüler in der mündlichen Prüfung geben dieser leicht den Charakter der Schaustellung und werfen auf die Schwächeren, die immerhin solide Arbeiter und Köpfe sein können, einen Schatten. Wir wollen mit unserem Verfahren zufrieden sein und es lieber noch dahin erweitern,

daß wir auf Grund einer genügenden Arbeit regelmäßig dispensieren, wenn nicht ein mündliches Examen zur Kompensation dienen soll.

Unter diesem Vorbehalt gehen wir zu den einzelnen Prüfungsfächern über. Eine mündliche Prüfung im Deutschen ist bei einem ungenügenden Aufsatze keine unbillige Forderung; auch der im österreichischen Reglement empfohlene Modus, Warnung vor Überschätzung des Zahlenmaterials, Ausschluß des Mittelhochdeutschen u. a. mehr wird Beifall finden. Als ergänzende Forderung möchte ich einen kurzen zusammenhängenden Vortrag, etwa die Inhaltsangabe eines Literaturwerkes, vorschlagen: sie würde der Pflege dieses immer noch sehr vernachlässigten Zweiges der Aktivität bei den zurückhaltenden oder maulfaulen Primanern Vorschub leisten.

Daß der Abiturient bei genügenden Arbeiten zwischen einer Prüfung im Lateinischen und einer im Griechischen freie Wahl hat, kommt wenigstens teilweise unserm Dispensationsprinzip entgegen; daß er bei zwei ungenügenden Arbeiten in beiden Fächern geprüft wird, entspricht ihm; daß er bei einer genügenden Arbeit in demselben Fache geprüft wird, widerspricht ihm. Erlaubt doch das Reglement ausdrücklich, daß dem Prüfling, der sich in dem vorgelegten Text nicht zurechtgefunden hat, eine zweite Stelle vorgelegt werde. Also warum nicht diesen Ausgleich auf die schriftliche und mündliche Prüfung verteilen? Mit Recht wird dagegen hier wie schon für das Deutsche sinngemäßes Lesen betont. Damit hat man in Prima seine schwere Not; die Schüler genieren sich geradezu Wort und Satz zu beseelen und meinen allenfalls genug zu tun, wenn sie keine Quantitätsfehler machen. Man weiß, welches Gewicht in Frankreich auf gutes Lesen gelegt wird: La lecture à haute voix, heißt es in einer Verfügung des französischen Unterrichtsministers aus den siebziger Jahren, est oubliée ou négligée dans la plupart des lycées et des collèges; elle doit être cependant un des éléments importants de l'instruction publique . . . Il faut qu'en France on apprenne à lire; car apprendre à lire, c'est la meilleure manière d'apprendre à parler . . . C'est un art qui a besoin d'être enseigné comme les autres . . . Cette étude, non-seulement ne fera pas perdre de temps aux élèves, elle leur en fera gagner. Und ähnlich heißt es bei dem großen Vortragskünstler Legouvé: Apprendre à lire un morceau, c'est apprendre à le juger und apprendre à lire c'est apprendre à penser.

Auf allgemeine Zustimmung werden die Anweisungen der Prüfungsordnung für Geschichte und Geographie rechnen können. Auf diesem Gebiete — wie auf dem der Religion, wo man eine Prüfung auch höchstens nur als Kompensationsobjekt gelten lassen sollte — wütet ja noch das fürchterliche Büffeln vor dem Examen, das vornehmlich zu dessen Beanstandung vom

gesundheitlichen Standpunkte aus Anlaß gibt. Eine weise Beschränkung des Prüfungsstoffes, etwa auf die Landeskunde, und ein Zurücktreten des Zahlen- und Datenmaterials, ja, der rein politischen Geschichte überhaupt, scheint eine dringende Forderung der Schulhygiene. In diesem Sinne hat sich auch der verstorbene Weißenfels wiederholt ausgesprochen (zur Hand ist mir gerade seine Gymnasialpädagogik, Rein S. 788); man lese ferner die besonnenen Ausführungen Aulers in Teubners Handbuch. Cauer hat verschiedentlich, erst wieder in seinem Wiener Vortrage (s. Human. Gymnasium 1908, IV, S. 126), darauf hingewiesen, daß es beim Geschichtsunterricht weniger auf Aneignung historischer Kenntnisse als auf die Übung im historischen Denken ankomme. In dieser Bekämpfung des Abfragens rein gedächtnismäßigen Wissens überhaupt kann das österreichische Reglement vorbildlich wirken. Die Schule soll gar nicht den Schülern nur abfragbares Wissen mitgeben: sie soll sich oft mit inkommensurabeln Wirkungen begnügen und hat oft ihre Pflicht mit formaler Geistes- oder allgemeiner Charakterbildung vollkommen erfüllt. Damit ist dann freilich noch nicht gesagt, daß unsere Schüler von der Schule nicht ein bestimmtes Quantum Wissen mitnehmen müßten, ohne das ein Gebildeter und Strebender nicht denkbar ist und dessen Besitz wir nicht mit Unrecht als einen nationalen Vorzug ansprechen dürfen. Welche Bedeutung dieser Wissensstoff und seine Übermittlung durch die Schule hat, könnte ich nicht überzeugender ausführen, als dies Münch an mehreren Stellen seiner Zukunftspädagogik (2. Aufl. z. B. S. 191f., 358) tut. Aber ein anderes ist es doch, die Jugend von jeder Unbequemlichkeit und jedem Druck des Lernens befreien zu wollen, ein anderes, ihr psychologischen und hygienischen Grundsätzen widersprechende, unerträgliche Lasten aufzubürden. Es kommt noch eins hinzu. Das Gedächtnis kann geübt werden, aber seine Tragkraft ist bei den verschiedenen Individuen verschieden; wird es zu stark in Anspruch genommen, so sind Gedächtnisschwache, denen Einzelheiten entschwinden, während ihnen der Überblick über das Ganze und die Intelligenz keineswegs zu fehlen brauchen, im Nachteil. Es ist nicht selten, daß ein gutes Gedächtnis über den Mangel an wirklicher Reife täuscht, und erst kürzlich las ich die Klage eines Kollegen, daß das Gedächtnis leider oft nachhelfe, wenn das Verständnis für die schwierigeren mathematischen Dinge fehle, daß Schüler oft beim Examen bestünden, weil sie sich Formeln usw. gut eingeprägt hätten. — Ein Eingehen auf die die mathematische Prüfung angehenden Bestimmungen des österreichischen Reglements muß ich mir übrigens versagen.

Entsprechend dem Vorschlage eines Mitgliedes der Schulenquete kommen auf den österreichischen Reifezeugnissen fortan die Prädikate für die einzelnen Fächer in Wegfall: abgestimmt wird nur über „reif“ oder „nicht reif“; ist der Kandidat ein-

hellig für reif erklärt worden, so kann bei hervorragenden Leistungen über den Zusatz „mit Auszeichnung“ abgestimmt werden. Vielleicht liegt darin ein Vorzug vor unserer Spezialisierung, da sich ein oder mehrere „nicht genügend“ auf dem Zeugnis nicht gut ausnehmen und einem Bewerber, der ein solches präsentiert, verhängnisvoll werden können; anderseits aber könnte für eine Behörde, die Absolventen eines Gymnasiums annimmt, behufs gerechterer Auswahl ein detailliertes Zeugnis erwünscht sein.

Hiermit schließe ich meine Kritik dieses neuesten Versuches, der im weiten Publikum in den letzten Jahren stark unpopulär gewordenen Institution der Reifeprüfung wenigstens einen Teil ihres Odiums zu nehmen. Ich habe bei meinen Ausführungen, wie oben bemerkt, den Standpunkt der Mehrheit der Wiener Konferenz festgehalten, die auf das Examen nicht glaubte verzichten zu müssen. Unter den Fachleuten hat es bei uns Gegner etwa in demselben Verhältnis wie in Österreich; das bewies unter anderm eine von einem Berliner Blatte vor zwei Jahren veranstaltete Umfrage, über die ich im Päd. Archiv 48. Jg. H. 7/8 berichtet habe. Ebenda habe ich mich den Gegnern des Examens zugesellt. Eine kurze Beleuchtung der Frage liefert eine unserm Thema wohl nicht unangemessene Ergänzung.

Die für Beibehaltung der Reifeprüfung ins Feld geführten Gründe sind etwa folgende: 1. es gehöre zu unsern Verwaltungsgrundsätzen, den Abschluß eines bestimmten Studienganges durch ein Examen zu markieren; 2. dieses Examen diene zugleich zur Kontrolle der Leistungsfähigkeit der Anstalt und biete 3. eine Bürgschaft für die annähernde Gleichmäßigkeit der Leistungen und Anforderungen der verschiedenen Anstalten und damit für die Erhaltung der Universitäten, die mit minderwertigem Material überflutet werden könnten, auf dem richtigen Niveau; 4. ohne jenes Damoklesschwert über ihrem Haupte würden bei den Schülern Sorglosigkeit, Bequemlichkeit und Trägheit Platz greifen, während das Examen 5. eine Vorübung und Abhärtung für spätere Prüfungen sei und 6. den Abiturienten selbst über sein Kennen und Können orientiere und zur energischen Sammlung seiner Kräfte zwinge; 7. die Abschaffung des Examens bürde den Lehrern eine zu große Verantwortung auf, sei 8. so lange unmöglich, wie die Nachbarstaaten sie noch beibehielten, und endlich 9. mit Rücksicht auf die „Wilden“ untunlich.

Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß keiner dieser Gründe durchaus stichhaltig ist. Wir Lehrer — so ungefähr habe ich mich a. a. O. ausgelassen — sind, pace Paulseni dixerim, auch Beamte und als solche rechenschaftspflichtig, müssen uns also eine Kontrolle gefallen lassen. Für den tüchtigen, pflichttreuen Lehrer liegt darin, wenn sie nicht zur Schererei und Schnüffelei

wird, wenn sie wohlwollend, sachlich, taktvoll vor sich geht, wenn sie nicht bloß zur Konstatierung gegensätzlicher Anschauungen, sondern zu freier, männlicher Aussprache führt, — nichts Kränkendes und nichts Demütigendes. Zu solcher Kontrolle der Art und Arbeit des Lehrers, des Unterrichtsganges und Klassenniveaus sind Schulräte und Direktoren berufen und haben bei Revisionen, in Konferenzen, bei Klassenprüfungen, Heftedurchsichten, in persönlichen Rücksprachen reichlich Gelegenheit dazu. Eine solche Kontrolle erst beim Examen zu üben, scheint mir post festum zu kommen, dagegen durch ständige aufmerksame Betrachtung der Leistung von Schülern und Lehrern bis in die Prima hinein die Erreichung des Schulziels oder die Ausführung der Lehrpläne auch ohne besondere Reifeprüfung gesichert. Die Verantwortung der Lehrer ist bei der Ausstellung des Reifezeugnisses nicht größer als bei jeder Versetzung; internationale Vereinbarungen könnten auf der Basis einander mehr angeähnelter Lehrpläne gegenseitige Anerkennung der von gleichartigen Anstalten ausgestellten Reifezeugnisse erreichen — die Übernahme eines Ausländers in den Staatsdienst würde ja immer vom „Staatsexamen" abhängig bleiben —; bloß der „Wilden" wegen könnten wir freilich die sonst als entbehrlich erkannte Einrichtung nicht beibehalten.

Was die Schüler betrifft, so fehlt es uns ja nicht an disziplinaren Mitteln sie zur Pflicht anzuhalten, und Mangel an sittlicher Reife — dazu gehört bei einem Primaner auch hartnäckige Pflichtversäumnis — schließt ja jetzt schon einen Bewerber vom Examen aus. Der Wert des Examens aber als einer „Charakter- und Nervenprobe" darf angesichts der anhaltenden Klagen der Universitätslehrer über die zunehmende Neurasthenie der Staatskandidaten (s. z. B. R. Lehmann in der Deutschen Literaturzeitung, XXIX, 20; Bornhak in den Berliner Akademischen Nachrichten II, 16 und 18 hat nur Drückeberger vom Referendarexamen im Auge) nicht besonders hoch angeschlagen werden. Erfüllen wir bei Wegfall der Prüfung noch außerdem die unumgängliche Korrelatforderung, daß die Versetzungen möglichst streng gehandhabt werden, daß wir den Anforderungen der höheren Schule nicht Gewachsene und unverbesserliche Faulpelze ohne Rücksicht auf pekuniäre Lage und soziale Stellung der Eltern bei Zeiten eliminieren, daß nicht so oft das Mitleid mit uns Lehrern durchgehe, wie das besonders auf Anstalten mit nur Osterzöten leicht vorkommt, daß wir durch scharfe Beobachtung der Schüler mit unlautern Mitteln errungenen Erfolgen vorbauen und einen unnachsichtigen Kampf gegen die „Schülermoral" führen, — so scheinen alle Kautelen gegeben, ein zuverlässiges und gerechtes Urteil über die Reife auch ohne Prüfung zu gewinnen.

Die Gründe der Gegner des Examens, daß es bei ängstlichen

Naturen kein zuverlässiges Bild des Wissensstandes und der Urteilsfähigkeit abgebe, daß bei ihm der Zufall eine große Rolle spiele, daß es zu Täuschungen verleite, daß es zum Teil eine starke Überlastung des Gedächtnisses und körperliche Überanstrengung mit sich bringe und doch nur zur Präsentation eines eilig zusammengerafften und deshalb nicht haftenden Wissens führe, daß es an vielen Anstalten eine enorme Belastung der Lehrer bedeute und das letzte Schuljahr durch Examendrill um seine schönste Frucht[1]), die sozusagen philosophische Zusammenfassung und Durchdringung des gesamten Unterrichtsstoffes und damit der Weihe für die Universität, betrüge — diese Gründe wird jeder mit den Verhältnissen Vertraute respektieren müssen[2]).

Aber, wird man einwenden, solchen Gründen hat sich ebensowenig wie das neue österreichische Reglement unsere Regierung entzogen: Dispensationen und Kompensationen, von denen erfahrungsgemäß bei uns wenigstens in liberalster Weise Gebrauch gemacht wird, beweisen das. Ob solche Vereinfachungen und Erleichterungen nicht gerade für die Abschaffung der Prüfung sprechen? Jedenfalls je leichter sie wird, desto überflüssiger wird sie. Diese unsere Stellungnahme schließt natürlich nicht

---

[1]) Weißenfels a. a. O. S. 784: „Die Dosis Philosophie, die bei der schulmäßigen Behandlung aller Lehrfächer jetzt noch (auf dem Gymnasium) vorhanden ist, ist doch verschwindend klein geworden. Dies ist augenblicklich die schwache Seite unserer Gymnasien, und auf die Frage: Was tut unsern höheren Bildungsschulen jetzt vor allem not? ist zu antworten: Philosophie, Philosophie, Philosophie!" Man lese den ganzen § 16, auch Ziertmann, im Programm der Oberrealschule zu Steglitz 1906.

[2]) Die Königliche Gewerbeakademie in Chemnitz ist vielleicht die einzige höhere Schule in Deutschland, an der keine Abgangsprüfungen abgehalten werden. Sie umfaßt vier Abteilungen: A. für zukünftige Maschineningenieure, B. für zukünftige Ingenieure auf dem Gebiete der chemischen Technik, C für zukünftige Architekten, D für zukünftige Elektroingenieure. Die Studienergebnisse werden nun in folgender Weise attestiert: Schüler der Abteilungen A und B, die das siebente Semester vollständig besucht, in allen Fächern des letzten Semesters mindestens die Zensur „genügend" erhalten haben und deren Durchschnittszensur der letzten drei Semester mindestens „ziemlich gut" ergibt, sowie Schüler der Abteilung C, die das siebente Semester, und Schüler von D, die das achte Semester vollständig besucht, in allen Fächern des vorletzten und letzten Semesters mindestens die Zensur „genügend" erhalten haben und deren Durchschnittszensur der letzten vier Semester mindestens „ziemlich gut" ergibt, erhalten bei ihrem Abgange ein Reifezeugnis; erfüllen sie nur die erste und zweite, nicht aber auch die dritte Bedingung, so erhalten sie nur ein Abgangszeugnis, das eine Zusammenstellung der in den einzelnen Semestern erteilten Zensuren enthält; erfüllen sie aber nur die erste oder nur die erste und die dritte Bedingung, so erhalten sie nur einen Abgangsschein. — Die Abiturienten der Akademie werden von den Kgl. preußischen Technischen Hochschulen bis auf weiteres als Studierende zugelassen, auch die übrigen deutschen technischen Hochschulen in Braunschweig, Darmstadt, Karlsruhe, München und Stuttgart zählen das Reifezeugnis der Chemnitzer Anstalt zu den vollgültigen Aufnahmeausweisen der ordentlichen Studierenden.

aus, daß wir jede Reform der bestehenden Einrichtung, von welcher Seite sie auch komme, vorurteilslos prüfen und sie, wenn sie sich als Fortschritt erweist, uns zu eigen machen; daß die jüngsten österreichischen „Vorschriften“ nach mancher Richtung hin Beachtung verdienen und wesentliche Verbesserungen bedeuten, hoffen wir gezeigt zu haben [1]).

---

[1]) Beachtenswerte neueste — mir zu Gesicht gekommene — Äußerungen über die Frage findet man bei Paulsen, Internationale Wochenschrift vom 11. April d. J. und bei R. Lehmann a. a. O., in dessen Besprechung von Rethwischs Vorschlägen, Jahresberichte XXI. Alle drei fordern eine Ausgestaltung des Examens entsprechend den Fortschritten, den der Gedanke der Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe mache.

In der Intern. Wochenschrift vom 13. Juni d. J. kommt Paulsen nochmals ausführlicher auf die Umgestaltung des Abiturientenexamens zurück; er befürwortet sie auf Grund „der größeren Bewegungsfreiheit“, die jetzt der Oberstufe der höheren Schulen eingeräumt ist: ihr müsse eine gewisse „Wahlfreiheit“ unter den Fächern des Unterrichts auch in der Prüfung entsprechen. Die Stellung des Schulrats werde dadurch insofern betroffen, als in letzter Instanz nicht mehr bei ihm, sondern beim Lehrerkollegium die Entscheidung über die Reife liege; er habe fortan höchstens ein Veto gegen die Art der Prüfung, wenn sie nicht gründlich, ernst, ehrlich sei. Dadurch werde der Schulrat entlastet und könne mehr Fühlung mit Anstalten und Lehrern gewinnen. Eine Notwendigkeit der Beibehaltung des Examens beweist Paulsens Artikel nicht, — eher das Gegenteil.

Berlin. E. Grünwald

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Wilhelm Münch, Zukunftspädagogik. Berichte und Kritiken, Betrachtungen und Vorschläge. Zweite, umgearbeitete und auf den doppelten Umfang erweiterte Auflage. Berlin 1908, Georg Reimer. VI u. 373 S. gr. 8. 7 *M*, geb. 8 *M*.

Die im Jahre 1904 erschienene erste Auflage dieses trefflichen Buches ist in dieser Zeitschrift LVIII, 7, S. 633 ff. eingehend besprochen und nachdrücklich empfohlen worden. Indem ich auf jene Anzeige verweise, darf ich mich im folgenden kürzer fassen. Da in den letzten Jahren eine Reihe neuer Angriffe auf die bestehenden Erziehungseinrichtungen zu den früher besprochenen hinzugekommen ist, wohl noch schärfer als die vorhergegangenen, so hat Verf. in dem ersten Teile den literarischen Überblick über die Schriften der Zukunftspädagogen um mehrere Berichte und Kritiken in der ihm eigenen gründlichen und anziehenden Weise vermehrt. Im zweiten umfassenderen Teile „Betrachtungen und Vorschläge" sucht er aus dem Reichtum der Vorschläge einen Weg zu finden, der die rechte Grenze innehält zwischen dem Möglichen und dem ewig fern Schwebenden. Es ist die Gedankenwelt, die sein Buch „Der Geist des Lehramts" erfüllt, aber die Darstellung ist, wie es Kampf und Streit mit sich bringen, lebhafter und zündender; der Gesichtskreis ist weiter und greift in alle Lebenssphären über. Da läßt sich Verf. aus über das Recht der Selbstentfaltung, die Wandlung unseres Bildungsideals, die Zukunft des Humanismus, die Stellung der Kunst im künftigen Erziehungsplan, Forderungen für den Religionsunterricht, weibliche Bildung usw. Statt des Vielen, von dem ich berichten möchte, eins, ex ungue leonem; S. 272 heißt es: „Durch falsche Schulmeisterei unsere edelsten Dichtungen der Jugend auf Lebenszeit verleidet zu haben, ist eine der schlimmsten Verfehlungen, die den Fluch aller Volksfreunde verdient. Übrigens zeigt, wenn man nicht auf unmittelbare Weise Einsicht in diesen Betrieb nehmen kann, die gegenwärtig blühende Literatur der Kommentare zu unsern nationalen Dichtern, zu welchem Grade der Plattheit, Geschwätzigkeit, Nüchternheit, Aufdringlichkeit, Analysiersucht diese

Behandlung herabsinken kann. Wenn doch aus der Region der obersten Schulregenten eine grimmige Poseidongestalt sich emporheben und mit wuchtigem Dreizack diese unfugtreibenden Kleingeister scheuchen wollte! Statt all dieser blechernen Weisheit die Kunst eines guten Vortrags mit Liebe zu pflegen, bei Lehrern selbst und Schülern, das wäre das Lebenswerk, dessen bedarf die Schule, das kann Freudigkeit pflanzen für schöne Kunst überhaupt und übrigens auch eine echtere Erhöhung des Verständnisses bedeuten als das Disponieren, Formulieren, Kommentieren ohne Ende". Sehr richtig und beherzigenswert; wie aber, wenn in der Region der obersten Schulregenten selbst solche Literatur gezüchtet wird?

Zum Schluß hat Verf. die aus allem Vorstehenden sich ergebenden Gesichtspunkte und das innerhalb des höheren Schulwesens zunächst Wünschenswerte in 38 Paragraphen zusammengefaßt. Ich führe den letzten an, der sich über die Bestrebungen ausläßt, die Vorschulen aufzuheben und damit alle Kinder in den ersten Jahren der Volksschule zuzuweisen: „Der eigentliche organische Aufbau des ganzen Schulwesens unter sozial-philanthropischem Gesichtspunkt in der Art, daß alle Kinder der Nation dieselben ersten Stadien zu durchlaufen haben und ein Aufsteigen zu höheren Unterrichtsgelegenheiten nur nach Maßgabe der intellektuellen und sittlichen Tüchtigkeit erfolgen kann, bedeutet ein Ideal, dessen Verwirklichung doch nicht bloß egoistische Standesgefühle und die Macht des Herkommens entgegenstehen, sondern auch praktische, politische und psychologische Gesichtspunkte. Jedenfalls ist so tiefgreifenden Neuerungen gegenüber besonnene Zurückhaltung nicht verwerflich".

Mit unserm Buche, so sagt der Verf. in der Vorrede, will er seine schriftstellerische Betätigung auf dem ganzen in Betracht kommenden Gebiete abschließen. So ist es das letzte Vermächtnis des verehrten Mannes; das Lesen eines Testaments stimmt ernst und schwermütig, aber es ruft mehr als alle anderen Schriftstücke vor unsere Seele die ganze Persönlichkeit des Testators, sein uneigennütziges Wirken, seine hohen Ziele; wer sollte da nicht dankbar sein!

Ausstattung, Druck, Papier gefallen sehr.

Stettin. Anton Jonas.

---

1) A. Huck, Deutsche Evangelien-Synopse mit Zugrundelegung der Übersetzung Carl Weizsäckers. Ununterbrochener Text mit den Parallelen im vollen Wortlaute. Tübingen 1908, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XVI u. 150 S. 4. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Der Verfasser, durch seine „Synopse der drei ersten Evangelien" bereits rühmlichst bekannt, wendet sich mit seiner deutschen Synopse an einen weiteren Leserkreis, an die große Zahl derjenigen, die in unserer historisch orientierten Zeit genauere

Kenntnis von der Person Jesu und den Quellen des Christentums gewinnen wollen. Die ersten Abschnitte der Einleitung enthalten die Grundsätze, nach denen die Synopse bearbeitet ist. Neben Johannesparallelen sind auch ausgewählte Stellen aus apokryphischen Evangelien und sogenannte Agrapha berücksichtigt, und man kann aus den dargebotenen Proben deutlich erkennen, daß diese keinerlei Quellenwert besitzen. Das gilt von dem Hebräerevangelium ebenso wie von dem neusten, bei Behnesa gefundenen Fragment, „das ein langes Gespräch Jesu über Rein und Unrein enthält". Das ganze Werk, besonders aber die kurze und klare Übersicht über die Geschichte des Textes und über die Textzeugen, sowie die der Synopse beigefügten textkritischen Anmerkungen, läßt auch den nicht theologisch gebildeten Leser ahnen, welche eminente Arbeitsleistung die Evangelienforschung der letzten 150 Jahre bedeutet. — Die Übersetzung ist in der Hauptsache die von Weizsäcker. Aber auch neuere Übersetzungen sind benutzt. Der gleiche Ausdruck der Parallelen ist durch den gleichen deutschen Ausdruck wiedergegeben, so daß eine wirklich synoptische Übersetzung geboten wird. — Das Buch wird auch dem Religionslehrer höherer Schulen bei der Betrachtung des Lebens Jesu treffliche Dienste leisten.

2) G. Hölscher, Landes- und Volkskunde Palästinas. Mit 8 Vollbildern und einer Karte. Leipzig 1907, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 168 S. 8. geb. 0,80 ℳ.

Zweck und Ziel der „Sammlung Göschen" ist von dem Verfasser durchaus erreicht. „In engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung bearbeitet", gewährt das Bändchen ein klares und anschauliches Bild von Land und Leuten der Gegend, auf die unser Blick schon in den frühesten Kinderjahren gelenkt wurde. Nach einer Übersicht über die Literatur, die im zweiten Jahrtausend v. Chr. mit den ältesten ägyptischen Inschriften und den berühmten Keilschriftfunden von Tell el-amarna beginnt, wird die allgemeine Lage, das Geologische, Klima, Oberflächengestaltung, Pflanzen- und Tierwelt von Palästina vor Augen geführt. Am meisten interessieren uns natürlich die Bewohner, die aus den verschiedensten Rassentypen bestehen. Höchst anschaulich werden Leben und Sitten des Volkes geschildert, und wenn es heißt, daß alle Eltern den leidenschaftlichen Wunsch hegen, eine große Nachkommenschaft, besonders Söhne, zu haben, so werden wir lebhaft an die Zeiten der Erzväter erinnert. Eigentümlich berührt es uns, wenn als gutes Heiratsalter für Mädchen das 13.—15. Jahr erscheint und ein Mädchen mit 20 Jahren als „altes Weib" gilt, „das nur noch auf einen Witwer Anspruch machen kann. Kein Fellachenmädchen, wenn es nicht ein Gebrechen hat, bleibt sitzen; auch das Junggesellentum ist fast un-

bekannt und jedenfalls verspottet". Unter den folgenden Abschnitten ist besonders der über die geistige Kultur hervorzuheben, der sich mit den Schulen der verschiedenen Religionsgemeinschaften, der Wissenschaft, den Kunstdenkmälern von der prähistorischen bis in die moderne Zeit und den Ausgrabungen beschäftigt. Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Orientierung, wie überhaupt die übersichtliche Anordnung des reichen Stoffes sehr zu loben ist.

Görlitz. A. Bienwald.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von J. Elias, M. Osborn, W. Fabian, K. Jahn, L. Kraehe, F. Deibel, M. Morris. 15. Bd. (J. 1904.) Berlin 1908, B. Behr's Verlag. Lex.-8. 20 ℳ.

Ich hätte schon öfter bei neuen Auflagen von Büchern auf dem Titelblatt lieber „verkürzte" als „vermehrte" Auflage gelesen; aber ich habe den gewünschten empfehlenden Vermerk selten gefunden. Und obenein soll man häufig die vermehrte Auflage bei erhöhtem Zeitaufwande auch noch teurer bezahlen, als wenn das Erweiterte immer das Bessere wäre. Nein, ich halte es bei Büchern im allgemeinen mit dem Worte: je kürzer, je lieber!

Nun glaube ich zwar nicht, daß die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte auch nur in einem Jahrgange eine zweite Auflage erfordert haben, aber jeder neue Jahrgang nahm zu an Umfang und Preis, bis jetzt endlich der 15. Jahrgang infolge einer gründlichen Entfettungskur in seinen zwei Teilen, der Bibliographie und dem Text mit Register, wiederum in jugendlicher Schlankheit erschienen ist, und der Preis für beide Teile, der in dem letzten Jahrgang auf über 50 ℳ gestiegen war, auf 20 ℳ hat herabgesetzt werden können.

Die Hauptaufgabe der Jahresberichte, eine Übersicht und Würdigung der Veröffentlichungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literaturgeschichte darzubieten, ist auch in dem neuen Jahrgange durchaus gelöst worden, nur sind die Grenzen schärfer abgesteckt, der Text knapper gefaßt und eben nur das Bedeutende besonders hervorgehoben und auf unnütze Polemik gegen Wertloses verzichtet worden. Jeder, der literarhistorisch arbeitet, kann auch jetzt auf seinem Arbeitsgebiete eine kurze, klare und sichere Übersicht über die Vorarbeiten des letzten Berichtsjahres gewinnen, und der verminderte Preis wird manchem einzelnen Forscher und den meisten Schulbibliotheken die Anschaffung der Jahresberichte erleichtern oder erst wieder ermöglichen. Und so möge sich die Hoffnung der fleißigen, kundigen und von Erich Schmidt wohlberatenen Bearbeiter erfüllen, daß durch die einschneidenden Veränderungen, die der 15. Jahrgang erfahren hat, das beinahe festgelaufene Schifflein wieder flott werde.

Soll aber das fast unentbehrliche Nachschlagewerk, das schon unzähligen Forschern ihre Arbeit erleichtert hat, fortbestehen und Nutzen schaffen, so muß es eben diesen bequem zur Hand sein und, wenn nicht in der eigenen Bücherei, so doch in den Universitäts- und Schulbibliotheken zu jederzeitiger Benutzung bereitstehen, zumal in kleineren Städten, wo es den Gymnasiallehrern ohne ein solches Nachschlagewerk fast unmöglich ist, auf der Höhe der Forschung zu bleiben. Darum: wer Geld hat zu kaufen, der kaufe!

Berlin. F. Jonas.

R. Biese, Deutsches Lesebuch für die Prima. Ausgabe für Gymnasien. Dritte Auflage. Essen 1908, G. D. Bädeker. VIII u. 432 S. 8. geb. 4 ℳ.

Bücher zu besprechen ist nicht immer eine erquickliche Aufgabe; das vorliegende aber, das es wohl verdient, in neuer Auflage und in fast unveränderter Gestalt zu erscheinen, erleichtert dem Rezensenten seine Arbeit in erfreulichster Weise. Es ist eines der gediegensten Schulbücher, die wir haben, und ich darf das um so sicherer aussprechen, als ich es während meiner Tätigkeit am Weilburger Gymnasium jahrelang mit großer Freude und zu Nutz und Frommen der Jugend im Unterricht gebraucht habe. Vor allem gibt es über die kulturellen Bestrebungen der Griechen und Römer, über alle Erscheinungen der antiken Geisteswelt, eine so anschauliche Belehrung und eine so klare Übersicht, daß es eine überaus wichtige Ergänzung der altsprachlichen Lektüre und des Geschichtsunterrichts bildet. Wenn unsere Abiturienten etwas wirklich Bleibendes aus ihrer Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern von der Schule mit ins Leben nehmen sollen, so bedürfen sie eines solchen Überblicks, wie ihn der erste Abschnitt „Zur Charakteristik der antiken Kulturwelt" bietet. 22 vortreffliche Abhandlungen, unter denen ich „Hellenische Welt- und Lebensanschauung" von G. Schneider, „Die sittlich-religiösen Ideen griechischer Dichter und Denker" von dem Verfasser des Buches, R. Biese, „Sokrates" von Windelband, „Die Götter Griechenlands" von Langhans, „Die Kulturmission der Griechen und Römer" von Curtius ganz besonders hervorheben möchte, erschließen uns in feinsinniger Weise die Gedankenwelt der Hellenen und lassen uns einen Einblick in das Innerste der griechischen Volksseele tun, werden aber auch dem Geiste und den Verdiensten der Römer gerecht. Ohne solche zusammenhängenden Belehrungen, wie sie speziell über Kunst und Literatur geboten werden, wird ein Schüler, mag er seinen Plato und Cicero noch so aufmerksam gelesen haben, nie zur Klarheit über die Antike gelangen.

Weiterhin aber enthält das Buch vortreffliche Lesestücke zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, die würdige Seitenstücke zu jenen bilden; ich nenne „Die Renaissance und

der Humanismus", nach Buchner, O. Jahn, Hettner und Burckhardt von Biese zusammengestellt, „Goethes Naturphantasie" von V. Hehn. In ihnen allen steckt ein so gesunder und reicher Bildungsstoff für den jugendlichen Geist, daß er sich recht an ihm erquicken, durch ihn erstarken und zur Selbständigkeit heranreifen kann. Im poetischen Teile finden sich Proben der deutschen Literatur aus früherer Zeit bis in die Gegenwart; über eine solche Auswahl kann man im einzelnen rechten; daß sie mit feinem Geschmacke getroffen ist, wird niemand bestreiten.

Im Sinne unseres Gymnasialunterrichts sei mir noch eine Bemerkung gestattet. Wenn man beweisen wollte, wie belehrend das Studium des Altertums gerade für die Kenntnis der Gegenwart ist, so würde Bieses Buch dazu vortreffliches Material bieten. Liest man z. B. die Schilderung, die Windelband in dem Lesestück „Sokrates" S. 40 ff. über die erste uns genauer bekannte Aufklärungsperiode im 5. Jahrhundert v. Chr. entwirft, so glaubt man in mehr als einer Hinsicht das Zeitbild der Gegenwart vor sich zu sehen; ist der Bildungshunger, „das Bildungsfieber", der „Bildungsschwindel" des Perikleischen Zeitalters nicht auch ein Charakteristikum unserer Tage? Und lernt der Schüler, was ihm für sein ganzes Leben ein kostbarer Besitz ist, nicht am besten und deutlichsten an den Sophisten, was oberflächliche Scheinweisheit und falsche Aufklärung, und an Sokrates, was gewissenhafte Denkarbeit und echte Geistesbildung, was wahre Aufklärung, wahre Logik und wahre Ethik ist? Sieht er da vor allem nicht sehr deutlich, wie die modernen Probleme über Gott, Welt und Mensch uns schon im Altertum auf Schritt und Tritt begegnen, wie überaus schwierig und vielseitig sie sind und wie man Welträtsel nicht mit Redensarten zu lösen vermag?

Aber zum Zwecke solcher philosophischen Propädeutik müßte das Buch noch einen Aufsatz über das Wichtigste aus der griechischen Naturphilosophie und weiterhin über die nachplatonische Philosophie, über Stoiker und Epikureer bringen; ich würde dann lieber auf die etwas trockenen Ausführungen in der „Logik" S. 323 ff. verzichten. Auch müßte, ähnlich wie über den „Humanismus (S. 104 ff.), ein über die Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts, namentlich die französische, belehrender Aufsatz — das S. 151—156 Gebotene genügt nicht — eingeschaltet werden. Der Schüler sieht dann deutlich, wie die modernen atheistischen und materialistischen Theorien in ihrem inneren Kerne nichts anderes als die Nachkommen der im Système de la nature und in der Enzyklopädie vertretenen sind und im letzten Grunde auch auf den Epikureismus zurückgehen. So kann ihm ein gutes Stück philosophischer Schulung ins Leben mitgegeben werden, eine feste Grundlage logischen Denkens und sittlichen Empfindens, sittlicher Bildung, die uns doch gerade jetzt so überaus not tut.

Alles in allem: Bieses Lesebuch ist ein Werk, das uns in anschaulichen Bildern die wichtigsten früheren Kulturepochen, das uns insbesondere — und das möchte ich betonen — auch die Welt- und Lebensanschauung vergangener Tage in ansprechender Weise vorführt und gerade dadurch die augenblicklich in unserer Aufklärungszeit in manchen Kreisen vorherrschende rein naturalistische Weltauffassung begreiflich macht, aber keineswegs rechtfertigt; es ist ein Buch, das in der Hand eines verständigen Lehrers wahrhaft bildend und aufklärend im edelsten Sinne zu wirken und durch Hinweis auf die besten Geister der Vergangenheit das Herz der Schüler gegen die materialistische Richtung der Zeit zu festigen vermag. Es ist ein Buch, das vor allem auch der Charaktererziehung, einer Erziehung für die Gegenwart, dient; und da es auch in allen anderen Hinsichten den Forderungen, die man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist, entspricht, so wünsche ich ihm im Sinne einer gesunden Jugenderziehung auch für die Zukunft besten Erfolg und weiteste Verbreitung.

Kassel. Karl Endemann.

Th. Matthias, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil: Vorstufe. Methodischer Lehrgang für den Deutschunterricht der Unterklassen. Leipzig 1908, Quelle und Meyer. VII u. 114 S. gr. 8. geb. 1,20 *M.*

Aus dem Titel des Buches ergibt sich nicht, ob es für Lehrer oder für Schüler oder für beide bestimmt ist. Die zahlreich eingestreuten „Aufgaben“ lassen darauf schließen, daß es den Schülern in die Hand gegeben werden soll. Dem scheint freilich die große Menge klein gedruckter Bemerkungen zu widersprechen, die einen obendrein mit einer Fülle von Fragen überschütten, mit denen aus den jedesmal vorangeschickten Beispielen die grammatischen Kenntnisse heuristisch gewonnen werden sollen. Dies dürfte in die Lehrstunde, nicht aber in das Buch selbst gehören, das anderseits für Wiederholung des im Unterrichte Durchgenommenen besser auf die Frageform in solchem Umfange verzichtete, ein Standpunkt, den man einnehmen kann, ohne ein geschworener Feind „fanatischer Sokratiker“ zu sein. Allerdings tragen die Fragen, wie gesagt, mehr den Stempel von Entwickelungs- als den von Prüfungsfragen an sich. Den (zumal jungen) Lehrer aber wird, fürchte ich, die auffallend starke Betonung erotematischer Lehrform dazu verleiten, alles, was das Lehrbuch bietet, unterschiedslos im Unterrichte vorbringen zu wollen, was sich kaum bewerkstelligen läßt, wenngleich m. W. am sächsischen Realgymnasium dem deutschen Unterrichte in den Unterklassen eine etwas größere Stundenzahl zugebilligt ist als an mancher andern Stelle. Doch auch abgesehen davon habe ich von der ganzen Behandlung der Dinge den Eindruck, daß sie

über das, was man in den Klassen Sexta bis Quarta verlangen kann, hinausgeht. So entsteht z. B. die Frage, für wen im § 10 der im einzelnen durchgeführte Hinweis bestimmt ist, daß die Römer in ihrer grammatischen Terminologie sich an die Griechen anschlossen. Soll man schon zehn- bis zwölfjährigen Jungen „so gelehrt kommen", so weiß man wiederum nicht, warum bei der Konjunktion der Gedanke an den *σύνδεσμος* übergangen ist, einen Ausdruck, der freilich bei den älteren griechischen Grammatikern (auch Aristoteles) wohl die Partikel überhaupt bezeichnete (falls nicht das *ἐπίῤῥημα* diese Aufgabe hatte), und vermißt anderseits eine Bemerkung darüber, daß selbst Aristarch in der Interjektion keinen eigenen Redeteil sah, indem diese, wie es scheint, zum *ἐπίῤῥημα* (= Adverbium) gezogen wurde. Übrigens ist noch die Frage, ob die Adverbien davon ihren Namen erhielten, daß sie meist zum Verb gehören; es sind vielmehr ‚Nebenwörter' (Madvig, Georges), eben *ἐπιῤῥήματα*, d. h. *ἐπ' ἄλλοις τισὶ ῥηθέντα*. Doch wozu das Ganze auf der Vorstufe? Denn nur diese hat das Buch im Auge, das nach der „Einführung" den ersten Teil eines Handbuches der deutschen Sprache abgeben will. Dieses soll den dem Verfasser vorschwebenden vier Aufgaben gleichmäßig gerecht werden: der Erziehung zu bewußter Sicherheit im Gebrauche der Muttersprache, der Gewöhnung an eine schöne, von landschaftlichen Bequemlichkeiten freie Lautgebung, der Erschließung des jedem Gebildeten zukommenden Maßes von Einsicht in das Werden der Muttersprache, der Erkenntnis der Wort- und Satzformenwelt und damit der der allgemeinen Sprachform, wodurch gerade auch der fremdsprachliche Unterricht Förderung empfangen werde. Alle diese Aufgaben bezeichnet der Verfasser als noch nicht oder nicht genügend gelöst, eine Überzeugung, die ihn ja freilich allein schon zur Abfassung dieses seines Handbuches berechtigte, das in dem zugesagten zweiten Teile alle wesentlichen Erscheinungen unserer Sprache zu „einem geschichtlich gegründeten übersichtlichen Lehrgebäude zusammenfassen" und dann auch die bisher zu kurz gekommene Aufgabe lösen wird, „die Erscheinungen des heimischen Sprachlebens klärend zusammenfassen und geschichtlich verstehen zu lehren". Vorderhand müssen wir uns damit begnügen, für die Vorstufe die zweite und die vierte der angedeuteten Aufgaben des Unterrichts in „entwickelnde Behandlung" genommen zu sehen.

Die gewählten Anknüpfungs- und Veranschaulichungsstoffe erklärt der Verfasser für ausnahmslos gehaltvoll und zugleich Sachwissen und Gemütsbildung zu fördern geeignet. Vielleicht ist das doch etwas zu viel behauptet. Die oft aus dem Zusammenhange herausgerissenen Sätze und Stellen von Gedichten, die der Schüler zum Teil noch gar nicht kennt, können unmöglich immer von tiefer Bedeutung für sein Innenleben sein,

übrigens wäre das in einem grammatischen Lehrbuche auch zu viel verlangt. Natürlich nimmt es für ein solches ein, wenn es „nach so und so vielen sich mit ihrer Vollständigkeit empfehlenden Vorgängern“ nicht „eine neue Brücke in das öde Land gähnender Langeweile“ werden will. Indessen kann man der Interessen auch zu viele nebeneinander wecken, statt lieber den Blick fest auf das gerichtet zu halten, worauf es in erster Linie ankommt. Dem bekannten französischen Sprichworte nachzuleben, wird allüberall weniger Sache des Lehrbuches als dessen sein, der dazu berufen ist, etwas aus ihm zu machen. Dazu gehört nun freilich nicht, daß man womöglich Dinge, die nach Obertertia gehören, schon auf früheren Stufen vorwegnimmt, und wenn ich auch nicht den Vorwurf erheben will, daß der Verfasser dies in größerem Umfange getan habe, so scheint mir doch der Ton seines Buches für die Klassen Sexta bis Quarta mehrfach etwas hoch gestimmt zu sein und nicht bloß ausnahmsweise einmal die „feinen Adern“ aufgezeigt zu werden, „in denen das reiche Innenleben der Sprache pulst“. So lesen wir z. B. folgendes: „Soviel Gedanken und Empfindungen, d. i. der seelische Gehalt der Sprache, feiner, bedeutsamer und bei dem eigenen Innenleben jedes Menschen eigenartiger sind als die Laute und Wörter, worin sie der Verständigung halber äußerlich gleichklingend ausgesprochen werden, so viel bedeutsamer ist für die Ausgestaltung des Gedankenreichtums der Sprache der innere (sachliche) Bedeutungswandel, dem aller begriffliche Inhalt der Wörter unausgesetzt unterliegt“ (§ 14). Und gleich zu Anfang: „Die Sprache ist eine äußere und eine innere. Die äußere Sprache ist die Gesamtheit der immer neu erzeugten und verrauschenden Schälle, in deren nach Silben gegliederten (artikulierten) Gruppen Menschen ihre Gedanken und Stimmungen ausdrücken; die innere Sprache ist die Gesamtheit aller in solche Lautgebilde gefaßten Erinnerungsbilder von Lautschällen und damit verbundenem Vorstellungsinhalte, kurz aller Sprachvorstellungen“. — „Zwischen der Umgangssprache des Hauses und vollends der eigentlichen Mundart einerseits, deren Kenntnis an sich ein bewahrenswertes Stück Reichtum ist, und der in der Schule zu übenden Schriftsprache andrerseits waltet — wie in Wortbildung und Satzbildung, so namentlich auch in der Lautbildung — ein großer Unterschied ob, ebenso hinsichtlich der Sorgfalt in der Bildung der Laute wie in der Färbung des Tones“. Dann folgen (im großgedruckten Text, nicht etwa in einer Anmerkung) Mitteilungen über die Sprechwerkzeuge und weiterhin über jene Bildung der Laute selbst. Auch logische und psychologische Subtilitäten begegnen, z. B. bereits in § 12: „In der Logik nennt man solche gemeinsam zu ein und derselben Gattung gehörenden Reihen von Begriffen ihre Arten, ihre Namen also Artnamen. Wörter, die Eigenschaften, Zustände, Handlungen

nicht als Körpern anhaftend in Eigenschafts- oder Zeitwortform, sondern wie in gegenständlicher, leibhaftiger Selbständigkeit bezeichnen, heißen Abstrakta (abgezogene Begriffe, Verdinglichungen)". — „Welches zeitlich-sachliche Verhältnis besteht in Grundsätzen im engeren Sinne zwischen den Aussagen des Haupt- und des Nebensatzes? Welches Seelenvermögen erscheint sowohl bei dem, der dieses kausale, ebenso auch das konzessive oder konditionale Verhältnis feststellt, als bei dem, für den die tatsächliche Wirkung jener Vorstellung behauptet wird, dadurch lediglich in Anspruch genommen? Von welchem Vermögen ist es abhängig gemacht, ob die Absicht, die nach dem finalen Satzgefüge mit der Handlung des Hauptsatzes verfolgt wird, auch Wirklichkeit werde?" (§ 99.) Auch die Form der Fragen kann ich nicht immer besonders glücklich nennen. „Was ist der Durst für das Trinken?" (S. 78.) „Mit welchem oder ohne welches Verhältniswort stehen die (vorgeführten) Subjektsinfinitive?" (S. 104 — denkbar nur als Wiederholungsfrage.) In § 35 wird die Apposition einem „Bestimmungsworte" beigefügt. Dieses (mot déterminant, nicht déterminé) ist sie vielmehr selber. S. 111 finden wir richtig den auch hier passenden Ausdruck: Beziehungswort. — Die mit weder—noch gebildete Satzverbindung (§ 82) sollte keine entgegensetzende heißen, da dies dem Gedankenverhältnis nicht entspricht, in dem die aneinander gereihten Sätze unter sich stehen. Es liegt vielmehr die remotio coniunctiva eines „ebensowenig wie" vor (Lindner, Logik[3] § 31). In § 86 stellen sich uns Prädikatssätze vor. Solche gibt es nicht; denn das Prädikat (die Aussage) selbst kann nicht mit einem Nebensatze vertauscht werden (F. Kern, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. S. 66): es muß vielmehr Prädikativsatz heißen (nach S. 38 Z. 7 v. u.). Die beinahe das ganze Alphabet in Anspruch nehmenden in den „Bildern des zusammengesetzten Satzes" verwendeten Zeichen, die auf der letzten Seite noch einmal übersichtlich vorgeführt sind, werden sich nach der Erfahrung des Verfassers gut bewährt haben; man kommt aber auch ohne sie aus. Immerhin halten sie sich in annehmbaren Grenzen und fern von jener Buntscheckigkeit, die man bisweilen an graphischen Darstellungen der deutschen Satzlehre wahrnimmt. Einige Druckversehen bleiben für eine neue Auflage zu berichtigen; sonst spricht das Buch äußerlich ebenso an, wie es inhaltlich jedenfalls vielfache Anregung bietet.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Wolffs Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Unter Mitwirkung von Willy Scheel völlig erneut durch Heinrich Fränkel. Mit Geleitwort von Wilhelm Münch. Dreißigste Auflage (251—254. Tausend). Ausgabe für Schul- und Unterrichtsgebrauch. Leipzig 1908, Otto Wigand. VII u. 804 S. Groß 8. Geb. 4,80 ℳ.

Die Anzeige dieses Buches gehört eigentlich nicht zur Kom-

petenz des Unterzeichneten, und es wird daher erklärlich sein, daß er darüber nur einige orientierende Bemerkungen macht. Der Poetische Hausschatz des deutschen Volkes ist zum ersten Male 1839 im gleichen Verlage wie jetzt von dem Professor der neueren Sprachen und Literaturen in Jena Oskar Ludwig Bernhard Wolff herausgegeben. Wolff bezeichnete damals als Zweck des Buches, es sollte das Schönste und Edelste enthalten, was unsere Nation auf diesem Gebiete aufzuweisen habe, auch zugleich durch Beispiele den Gang der Entwicklung veranschaulichen, den die Poesie in allen ihren Gattungen seit den frühesten Zeiten ihres Erscheinens bei uns genommen habe. Das Buch hat diese Aufgabe offenbar völlig erfüllt, wie der Umstand beweist, daß bis zum Jahre 1893 29 Auflagen mit zusammen 250 000 Exemplaren erschienen sind und jetzt die 30. vorliegt, deren Vorrede aus dem Herbste 1907 stammt. Nach Wolffs Tode wurde das Werk durch Karl Oltrogge in Hannover neu bearbeitet und namentlich den Bedürfnissen der höheren Schulen sowie der obersten Klassen der Volksschulen angepaßt. Dr. Heinrich Fränkel, der neueste Herausgeber des Buches, hat es dann für zweckmäßig gehalten, während früher das Werk den Untertitel „ein Buch für Schule und Haus" trug, eine Teilung des Stoffes vorzunehmen und eine Ausgabe für den Schul- und Unterrichtsgebrauch und eine erweiterte Ausgabe zu veranstalten, die aus dieser und einem Ergänzungsbande besteht. Die Rücksicht auf die besonderen Anforderungen der Schule ließ ihm die Mitwirkung eines Schulmannes, der auf dem Gebiete der Lesebuch-Literatur praktische Erfahrung besaß, notwendig erscheinen. Er gewann für die Mitarbeit den Gymnasialoberlehrer Dr. Willy Scheel in Steglitz, der die ältere Zeit bis Goethe bearbeitete, während die Periode seit Goethe Fränkel zufiel, doch so, daß die Prüfung der in die Schulaufgabe aufzunehmenden Gedichte dieser zweiten Epoche auf ihre Brauchbarkeit durch beide Herausgeber gemeinsam erfolgte. Die ältere deutsche Dichtung ist im allgemeinen in den anerkannt besten Übersetzungen gegeben, während die Dichter der Reformationszeit, des Volksliedes und des 17. Jahrhunderts möglichst in ihrer eigenen Sprache zu Wort gekommen sind. Die Auswahl aus den Dichtungen der neueren Zeit reicht bis in die Gegenwart hinein.

Bei der Auswahl sind ästhetische, ethische, literaturgeschichtliche und erzieherische Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Ausgeschlossen blieb, was geeignet erschien, die Angehörigen des einen oder andern Bekenntnisses, Volksstammes oder Berufskreises zu verletzen, ferner solche Gedichte, deren Verständnis nicht ohne eingehende Erklärung möglich war. Bei dem Druck ist im Interesse eines natürlichen und sinngemäßen Vortrages auf die Benutzung großer Anfangsbuchstaben am Zeilenbeginn verzichtet worden. Zur Orientierung sind dem Namen jedes Dichters, von

welchem Werke in die Sammlung aufgenommen sind, kurze biographische Notizen beigefügt. Ein Verzeichnis der Dichter und Gedichte, sowie ein solches der Gedichtanfänge erleichtert es dem Leser sehr, sich in dem umfangreichen Stoffe zurechtzufinden. Stichproben zeigen, daß die Herausgeber die von ihnen aufgestellten Grundsätze für die Auswahl der Dichtungen in sehr geschickter Weise befolgt haben. Das warmherzige Geleitwort von Wilhelm Münch ist ein schöner Schmuck des Buches. Die Ausstattung ist einfach aber gediegen, der Preis mäßig.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) G. Frick, Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. W. von Goethe. Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 112 S. kl. 8. 0,60 ℳ.

2) G. Frick, Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel von Friedrich von Schiller. Zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht herausgegeben. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 125 S. kl. 8. 0,70 ℳ.

Die beiden Hefte, um deren Besprechung es sich handelt, gehören zu den deutschen Schulausgaben von Gaudig und Frick, in denen bisher eine Reihe Goethescher Werke, Schillerscher und Lessingscher Dramen, Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende“, des Sophokles „Antigone“ und die Homerischen Gedichte erschienen sind. Die gemeinsame Besprechung von Goethes Egmont und Schillers Kabale und Liebe rechtfertigt sich durch das fast gleichzeitige Erscheinen und die übereinstimmende Behandlung durch denselben Verfasser. Die Ausgaben entsprechen, um mit Äußerlichkeiten zu beginnen, an Größe und Klarheit des Druckes, breitem Rand, der den Text umgibt, und gutem Papier allen Anforderungen, die man vom Standpunkt der Schule aus stellen kann, und empfehlen sich durch ein geschmackvolles Äußere. Die durchgeführte Zeilenzählung erleichtert die Benutzung. Einleitende Bemerkungen sind ganz vermieden. Die Fußnoten, nach Zeilen geordnet und auf das Notwendigste beschränkt, vermeiden ein sachliches Eingehen auf den Inhalt und ästhetische Urteile, beschränken sich vielmehr auf geschichtliche und geographische Erläuterungen, die aber in „Kabale und Liebe“ erklärlicherweise fast ganz fehlen, und auf einige sprachliche Bemerkungen; sie beschäftigen sich hauptsächlich mit guten deutschen Übertragungen von unbekannteren Fremdwörtern. Verf. hat es mit Recht vermieden, die Aufmerksamkeit vom Text abzulenken, und hat es dem Lehrer überlassen, erläuternd oder fragend hinzuzufügen, was er im gegebenen Falle außerdem für nötig hält. Der Text ist mit einer Gründlichkeit gearbeitet und durchgesehen, daß Ref. je einen Druckfehler, den er in den beiden Heften entdeckt hat, gar nicht nennen möchte. Der Anhang enthält eine Zeittafel zu dem Leben des Dichters — zu Goethes Drama auch Selbstzeugnisse Goethes zur Geschichte der Abfassung

und eine Zeittafel zur Geschichte des Abfalls der Niederlande — und einen Durchblick durch das Drama, in welchem Handlung und Gegenhandlung in Tabellenform sich gegenübergestellt werden, und dann ein kurzer Überblick über den Gang der Handlung, nach Aufzügen geordnet, von epigrammatischer Kürze, feinem Verständnis und durchsichtiger Klarheit gegeben wird. Dabei wird in dankenswerter Weise und in großen Zügen eine Reihe von Aufsatzthemen über die Entwickelung der Handlung und die Charaktere der auftretenden Personen angeschlagen. Ein kurzer Rückblick auf den tragischen Inhalt beschließt den in seiner Art vorzüglichen Anhang. Ref. steht nicht an, zu erklären, daß diese Ausgaben, von dem billigen Preise ganz abgesehen, zu den besten Hilfsmitteln gehören, die wir auf diesem Gebiete besitzen. Gleichwohl möchte sich Schillers Kabale und Liebe mehr für den Selbstunterricht, Goethes Egmont aber zweifellos auch für den Schulgebrauch eignen.

3) Valentin Pollak, Anastasius Grün, a) Spaziergänge eines Wiener Poeten, b) Auswahl aus „Schutt". Leipzig 1907, B. G. Teubner. XVIII u. 73 S. 8. 0,50 ℳ.

a) In der Einleitung gibt Herausgeber eine Übersicht über das Leben und Wirken des Dichters, die verhältnismäßig lang ausgefallen ist, aber sich gut liest und den Eindruck macht, daß sie dem auch im außerösterreichischen Deutschland geschätzten Dichter gerecht wird; ob sie in einer Schulausgabe in dieser Ausführlichkeit nötig war, ist eine andere Frage. Der Text enthält die einzelnen Lieder, jedoch nicht alle. Nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl getroffen ist, läßt sich zwar aus dem Buche selbst nicht erkennen, man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Rücksicht auf die jugendlichen Leser dafür maßgebend gewesen ist. Auch läßt sich nicht feststellen, ob die siebente, letzte Auflage des Werkes vom Jahre 1876, was Wahrscheinlichkeit für sich hat, oder eine frühere zugrunde gelegt worden ist. Jedenfalls lassen Papier, Schrift und Ausstattung und auch die Sorgfalt, mit der der Text durchgesehen ist, nichts zu wünschen übrig. Einige Anmerkungen im Anhang, auf die im Text hingewiesen wird, helfen dem Verständnis nach.

b) Aus der Liedersammlung „Schutt", die, in fünf größere Zyklen geordnet, im Jahre 1835 als des Dichters bedeutendstes Werk erschienen ist, sind für die Graesersche Schulausgabe nur zwei Liederkränze ausgewählt, nämlich „Cincinnatus" und „Fünf Ostern", die in derselben Weise vom Herausgeber behandelt worden sind wie die „Spaziergänge".

Vielleicht möchte manchem die Mitteilung erwünscht sein, daß eine Ausgabe sämtlicher Werke Grüns in zehn Bänden, von Schlossar herausgegeben, im Jahre 1907 bei Hesse in Leipzig zum Preise von 4 ℳ erschienen ist.

4) Franz Prosch, Johann Heinrich Voß' Luise. Leipzig 1907, B. G. Teubner. IX u. 45 S. 8. 0,50 ℳ.

Während der Herausgeber einiger Gesänge von Anastasius Grün in seiner Einleitung sich über das Leben und die Betätigung Grüns auf dem Gebiete der Dichtung überhaupt verbreitet, stellt Herausgeber des obigen Buches in der Einleitung zur „Luise“ dieses Werk in den Mittelpunkt der Betrachtung und bemerkt am Schlusse dieser, daß „die vorliegende Ausgabe die Textauswahl nach der ersten Buchausgabe der „Luise“ v m (sic!) Jahre 1795“ bringt. Der soeben angedeutete Ausfall des Buchstabens „o“ wiederholt sich merkwürdigerweise in der Einleitung nicht weniger als sechsmal neben zwei andern Auslassungen, d. h. die Einleitung hat mehr Druckfehler als das ganze übrige Buch, dessen Text gut lesbar ist und das die oben erwähnten Vorzüge der Graeserschen Schulausgaben hat, zu denen es gehört. Sinnstörend ist es allerdings, wenn in Z. 494 der ersten Idylle „freilich“ statt des richtigen „feierlich“ gedruckt ist. Anderer Art sind dagegen die beabsichtigten Auslassungen ganzer Zeilen des Textes, die allein in der ersten Idylle an sieben verschiedenen Stellen vorkommen. Sollte Herausgeber in seiner sittlichen Scheu vor der Wiedergabe etwas sinnlich angehauchter Verse, die der Voßschen Muse zuweilen anhaften, nicht zu weit gegangen sein? Wenn er z. B. die Verse unterdrückt:

„Und es erhob Luise den Saum des weißen Gewandes,
Zeigend den Unterrock und schimmernde Strümpf' in der Dämmrung“,

so möchte Ref. dem entgegenhalten, daß nach seiner Überzeugung nicht einmal eine Dame von feinem natürlichem Empfinden an der leicht erklärlichen Handlungsweise Luisens Anstoß nehmen würde, die bei der Überschreitung einer feuchten Wiese (zur Zeit der Dämmerung), man möchte sagen, geboten war. Und die Jugend bei der Lektüre durch die Verschweigung solcher Stellen, die sie durch vollständige, ihr leicht zugängliche Ausgaben doch kennen lernt, an Zimperlichkeit zu gewöhnen oder ihren Spott herauszufordern, möchte sich bitter rächen. Es kommen freilich in der „Luise“ noch andere Stellen vor, die Herausgeber auch nicht mitgeteilt hat, wie am Schlusse der dritten Idylle die vom Dichter mit großem Behagen ausgemalte Bereitung des Brautbettes durch die Mutter und die Flucht der Neuvermählten aus der Hochzeitsversammlung unter lautem Gelächter und Händeklatschen und Jubeln der Zurückbleibenden, was gar nicht mißzuverstehen ist. Will man mit Sekundanern dergleichen nicht lesen, und Ref. möchte das auch nicht, so bleibt immer noch die Auskunft möglich, im Anschluß an die Klassenlektüre von „Hermann und Dorothea“ Voßens „Luise“ als Privatlektüre aufzugeben und eine besondere Stunde zur vergleichenden Besprechung der beiden verwandten Epen anzusetzen.

Ihren Wert behält die Schulausgabe für die häusliche Vorbereitung der Schüler dabei doch.

5) Hubert Roetteken, Heinrich von Kleist. Mit einem Porträt nach einer Miniatur. Leipzig 1907, Quelle und Meyer. 148 S. kl. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Zu der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“, die Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens bringt, gehört auch das Büchlein „Heinrich von Kleist“. Seit mehr denn zwei Jahrzehnten hat sich Verf. eingehend mit Kleist und seinen Werken beschäftigt, und auch der Inhalt des Büchleins selbst legt beredtes Zeugnis dafür ab, daß hier ein berufener Vertreter des Fachs, der in klarer Weise seine Ansichten wohl zu begründen weiß, zu uns spricht. Literarisch Gebildete, die die Kleistschen Werke gelesen haben und nach einem tieferen Verständnis derselben trachten, sind es, die er als sein Lesepublikum ansieht. Und diese kommen bei der Lektüre reichlich auf ihre Rechnung. Denn Verf. versteht es nicht bloß, uns ein Bild zu geben von dem Leben und Streben des Dichters, von dem Zusammenhang zwischen Lebensschicksalen und Stimmungen, die das poetische Schaffen hemmend oder fördernd beeinflussen, uns zu zeigen, wie sich die eigene Persönlichkeit des Dichters in hervorragenden Gestalten seiner Muse wiederspiegelt, sondern auch den Wert der einzelnen Dramen und Novellen — von den wenigen lyrischen Gedichten und Epigrammen sieht Ref. hier ab — in untersuchender Weise mit feinem psychologischem Verständnis und ästhetischem Urteil ins rechte Licht zu rücken. Dabei ist Verf. weit entfernt davon, ein einseitiger Bewunderer Kleists zu sein, und kommt doch am Schlusse seiner Ausführungen zu dem Urteil: „Kein deutscher Dramatiker der Folgezeit, auch Hebbel nicht, hat unserem Volke für diesen Verlust“, der durch Kleists vorzeitigen Tod herbeigeführt wurde, „Ersatz zu leisten vermocht“. Auf Einzelheiten einzugehen, wozu hinreichend Gelegenheit wäre, versagt sich Ref. in der Hoffnung, manchen Leser der Besprechung zum eigenen Studium des Büchleins anzuregen, was der Zweck dieser Zeilen ist. Das Interesse an dem anziehenden Inhalt wird den Lesern des Buches hoffentlich auch über die auffallend zahlreichen Kommas, die man nicht sieht, und über eine Anzahl Druckfehler, die man sieht, hinweghelfen.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

---

1) Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. I. Lyrik. Ausgewählt und erläutert von Paul Legband. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 171 S. kl. 8. geb. 0,80 *M*.

Auf eine Einleitung, worin die Literaturbewegung des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock übersichtlich behandelt

wird, folgt eine Reihe von Proben. Und zwar sind es im ganzen 45 Dichter, die vertreten sind. Das ist nicht wenig und daher leicht begreiflich, daß auf den einzelnen nicht viel kommt. Dafür kommen aber auch manche Poeten zu Wort, deren man heute kaum noch gedenkt, und neben dem bekannten Opitz, Fleming, Dach, Günther, Haller usw. finden wir auch weniger bekannte Namen, wie Kaspar Stieler, Greflinger, Abschatz, Johann Burchard Menke u. a. m. Besonders erwähnt sei die Geburtstagsode, in welcher die Gottschedin ihren Gemahl und Meister feiert, sie ist ungemein charakteristisch und spricht ganze Bände. Das eigentliche Kirchenlied, die kräftigste Blüte auf dem Parnaß des 17. Jahrhunderts, fehlt, jedenfalls, weil es in einem früheren Bändchen der Sammlung zusammen mit dem Volksliede vorgeführt ist. Aber wie steht es mit den auf dem Titelblatt angekündigten Erläuterungen? Sind damit die den Texten jeweils vorangehenden kurzen biographischen Notizen gemeint, oder sollen sie, was doch kaum glaublich, in dem in Aussicht gestellten 2. Bändchen nachfolgen? Alles in allem: Perlen und Edelsteine deutscher Dichtung sind es nicht, die uns hier vorgelegt werden; aber es ist immerhin etwas, eine bei aller Öde doch nicht uninteressante Periode unserer Literatur in schnellem Überblick mustern und die deutsche Dichtung von ihrem Tiefstand bis zum allmählichen, langsamen Aufstieg begleiten zu können.

2) Hermann J. Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Leipzig 1908, B. G. Teubner. Aus Natur und Geisteswelt. 116 S. 1 ℳ.

Daß das vorliegende Büchlein aus dem schier unübersehbaren Gebiet der deutschen Sittenkunde einen nur mäßigen Ausschnitt gibt, ist natürlich, und der Verfasser weiß das am besten selbst. Aber verhältnismäßig steht doch viel in dem Buche und mancherlei, was man nicht überall findet. Wir lesen von den Sitten und Bräuchen, die bei Kirchen- und anderen Festen noch jetzt üblich sind oder wenigstens üblich waren, wir erhalten Bilder aus dem städtischen wie aus dem ländlichen Leben und begleiten die Darstellungen des Verfassers auf dem Wege von der Wiege bis zur Bahre, von der Taufe bis zum Begräbnis, wobei dann das Homerische *οἱ δ'ἐπ' ὀνείατ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον* den Kehrreim bildet. Das Buch in einem Zuge durchzulesen ist mißlich, weil eine solche Folge unvermittelter Wandelbilder, wie sie uns hier vorgeführt wird, immer etwas ermüdend wirkt; aber es abschnittweise zu lesen ist ganz belehrend und unterhaltend, und auch zum gelegentlichen Nachschlagen ist es dienlich. Natürlich fehlt auch der heute unentbehrliche Buchschmuck nicht. S. 91 wird das Wort Botenbrot als alte Übersetzung von *εὐαγγέλιον* angeführt, aber die Grundbedeutung wird nicht erwähnt, so ist die Angabe für den Laien geradezu irreführend. Ein störender Druckfehler ist Frayr statt Freyr (S. 38) und auch

in der S. 99 angegebenen Form bruiloffen steckt wohl ein Druckfehler.

Weimar. F. Kuntze.

Theodor Mommsen als Schriftsteller. Ein Verzeichnis seiner Schriften von Karl Zangemeister. Im Auftrage der Königlichen Bibliothek bearbeitet und fortgesetzt von Emil Jacobs. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 188. 8. 6 ℳ.

Am 30. November 1887 am 70. Geburtstage Theodor Mommsens widmete dem großen Meister römischer Geschichte sein Mitarbeiter und Freund Karl Zangemeister ein Verzeichnis seiner Schriften, das mit sorgsamer Pietät alle literarischen Erzeugnisse des großen Gelehrten zusammenstellte und mit einem Blicke den ungeheuren Reichtum seines geistigen Schaffens überschauen ließ. Die großartige Einheitlichkeit seiner Lebensarbeit, die in den monumentalen Werken der römischen Geschichte, der Geschichte des römischen Staatsrechts und vor allem der gewaltigen römischen Urkundensammlung vorliegt, zeigte sich auch in den Hunderten kleiner Studien und Bemerkungen, die hier nebeneinander gestellt waren. Der durch diese Bibliographie Gefeierte konnte es zwar nicht unterlassen, in seiner Art über die abschreckende Fülle seiner literarischen Sünden zu spotten, aber er war fortan ein freundlicher Helfer zur Vervollständigung der Liste, da ihm das Verzeichnis vieles halb Vergessenes und Verschollenes als fehlend aus früher Erinnerung zum Bewußtsein brachte. So wuchs der Katalog in den nächsten Jahren stark heran, und es gelang dem treuen Sammler in nachträglicher Ährenlese noch manche zuerst vergessene Garbe einzubringen, wenn er dabei auch den Alten bisweilen zu komischer Verzweiflung brachte. Aber zur Vollendung brachte er seine Liste der Mommseniana nicht; denn der Tod ereilte ihn 1902 vor seinen Lehrer. Als Mommsen am 1. November 1903 gestorben war, beschloß der Generaldirektor der Königlichen Bibliothek zu Berlin, in deren Lesesaal der weißlockige Forscher so oft als ein Gegenstand verehrungsvoller Aufmerksamkeit an seinem Stammplatz erschienen war, Zangemeisters Arbeit aufzunehmen und fortzuführen. Emil Jacobs erhielt den Auftrag dazu und hat sich seiner Aufgabe mit großer Hingabe gewidmet, so daß die Zahl der Nummern von 920 auf 1513 angewachsen, also fast um die Hälfte vermehrt worden ist.

Er ist den Spuren, auf die Mommsen selbst den ersten Herausgeber hingewiesen hatte, fleißig nachgegangen und hat all die „Fugitiva“ die der große Gelehrte einst in Zarnckes Literarischem Zentralblatte und andern Zeitschriften veröffentlicht hatte, festgestellt und verzeichnet.

So ist das schriftstellerische Lebenswerk Mommsens mit einer Vollständigkeit nachgewiesen, zu der keine wesentliche Ergänzung mehr möglich sein wird. Man bewundert die riesen-

hafte Arbeitskraft des großen Mannes und seine Vielseitigkeit immer von neuem, die man wohl nach Macaulays Wort mit dem Rüssel des Elefanten verglichen hat, der gleich geschickt ist eine Stecknadel vom Boden aufzulesen und einen Baum des Urwalds zu entwurzeln. Neben den gewaltigen Urkundensammlungen und kritischen Textausgaben, die ganze Quellengebiete erschließen, finden wir kleine Emendationen verdorbener Stellen, Erörterungen antiquarischer Einzelfragen. Auch die dichterischen und politischen Streifzüge fehlen nicht. Wir erfahren, wie der Jüngling im Liederbuche dreier Freunde mit Theodor Storm um den lyrischen Kranz gerungen, wie er Carduccis Verse ins Deutsche übertragen hat, und man ist erstaunt zu lesen, daß der Herold römischer Geschichte 1851 im Literarischen Zentralblatt Droysens York und Pertz' Stein besprochen hat.

In bezug auf die Anordnung ist Jacobs der zeitlichen Folge, die Zangemeister als die natürlichste gewählt hatte, treugeblieben und hat durch Verweisungen im Katalog und zwei Inhaltsverzeichnisse die Übelstände beseitigt, die mit jener Anordnung verbunden waren.

Jedenfalls ist diese bibliographische Zusammenstellung eine ausgezeichnete Vorarbeit für die zukünftige große Biographie Mommsens, die wohl noch so bald nicht erscheinen wird und für die wir vorläufig Ludo M. Hartmanns Studie in Bettelheims Biographischem Jahrbuch (Bd. IX) als einen brauchbaren Ersatz ansehen dürfen.

Brandenburg. Otto Tschirch.

Krebs, Antibarbarus der lateinischen Sprache. Siebente, genau durchgesehene und vielfach umgearbeitete Auflage von J. H. Schmalz. Zwei Bände. Basel 1905 und 1907, Benno Schwabe. VIII u. 811 bezw. 776 S. 20 ℳ.

Mit der zehnten Lieferung liegt nunmehr die siebente Auflage des bekannten Werkes fertig vor. Da kann ich denn über die neue Bearbeitung in ihrem ganzen Umfange nur dasselbe günstige Urteil fällen, das ich bei der Besprechung der 1. Lieferung in dieser Zeitschrift (1905 S. 727 ff.) ausgesprochen habe. Der Antibarbarus, schon lange ein hervorragendes Werk und ein unentbehrliches Hilfsmittel in der Hand jedes Lateinlehrers, hat in der neuen Bearbeitung wieder außerordentlich viel gewonnen. Überall zeigt sich die verbessernde, berichtigende und ergänzende Tätigkeit des kundigen Herausgebers; das tritt schon in dem äußeren Umfange der beiden Bände hervor, die zusammen um rund neun Bogen gewachsen sind. Die sorgfältige Benutzung der Literatur ergibt sich aus den reichen Zitaten bei den einzelnen Artikeln wie aus dem Verzeichnis im 1. Anhang; die Zuverlässigkeit der Angaben aus dem Umstande, daß trotz der unendlichen Menge von Einzelheiten, die hier zusammengetragen sind, doch die Ausstellungen, die man machen kann, verhältnismäßig wenig zahlreich und bedeutsam sind.

Daß solche gar nicht gemacht werden könnten, erwartet ja der Herausgeber selbst nicht, wenn er im Nachwort (S. 776) sagt, daß es einem solchen Werke nie an Aussetzungen fehlen werde. So trage ich denn auch kein Bedenken, hier auf eine Reihe von Punkten einzugehen, an denen m. E. eine Berichtigung oder Ergänzung am Platze wäre. Mögen meine Bemerkungen dem Herausgeber mein Interesse für sein Werk bezeugen.

Im ersten Bande ist S. 169 neben *utrum—anne, ne—anne* das einfache *anne* im zweiten Gliede der Doppelfrage (ohne Partikel im ersten Gliede) nicht erwähnt, obwohl dieses klassisch vielleicht noch am häufigsten ist; vgl. Cic. Pis. 3. Man. 57. ac. 2, 48. 93. fin. 4, 23. inv. 1, 38. Att. 12, 14, 2. — S. 175 unter *antea* ist für ein paar Stellen aus Cic. der Wortlaut nicht genau; inv. 2, 154 steht *postea aliquanto*, Cluent. 130 *paucis postea mensibus* (vgl. übrigens auch rep. 2, 60 *annis postea viginti*, Verr. 5, 142 *perbrevi postea)*. — S. 177 s. v. *anteire* Z. 5 ist rep. 2, 17 statt 2, 31 zitiert. — S. 181 konnte bei *nihil antiquius habeo quam* c. inf. auch auf Cic. fam. 13, 29, 3 *nihil ei fuisset antiquius quam . . reverti* verwiesen werden (ebenso b. Alex. 36, 2). — S. 190 s. v. *aptus* ist die bekannte Stelle Cic. Tusc. 5, 62 *gladium e lacunari saeta equina aptum demitti iussit* kaum richtig konstruiert; *aptus* ist doch wohl mit *saeta equina*, dagegen *e lacunari* mit *demitti* zu verbinden. In eigentlicher Bedeutung scheint *aptus* bei Cic. überhaupt nicht mit *ex* vorzukommen, öfter in übertragenem Sinne (z. B. auch par. 17. ac. 2, 31. fin. 2, 47. Tusc. 5, 36); beachtenswert ist auch Tim. 45 (*astrum) quocum aptus fuerit*. — S. 194 oben ist aus Cic. Mur. 34 *tanti existimata est* zitiert; Müller hat wohl richtig *aestimata*. — S. 199 f. wird ein acc. c. inf. in unmittelbarem Anschluß an ein Substantiv selten genannt; aber N. Jahrbb. 1890 S. 35 ff. habe ich schon etwa 40 Stellen der Art aus Cicero angeführt, die ich jetzt nicht unwesentlich vermehren könnte. Selten ist der Gebrauch also nicht; seltener nur dann, wenn in dem regierenden Substantiv an sich der Begriff der geistigen Tätigkeit nicht liegt. Vgl. auch Lebreton, Caesariana syntaxis etc. S. 14, der übrigens richtig die Stellen ausscheidet, wo der acc. c. inf. nicht von dem Substantiv allein, sondern von einer aus dem Substantiv und einem Verb gebildeten Phrase abhängt, die einem Verb. dic. oder sent. gleichgestellt werden kann. Will man alle Stellen dieser Art mitrechnen, so vermehrt sich die Zahl der Belege freilich bedeutend; aber das wäre nicht richtig, und so ist es auch verkehrt, wenn der Antib. Quintil. 11, 2, 9 *quod et ipse argumentum est* (= *qua ipsa re demonstratur*) *subesse artem aliquam* als gleichwertig anführt. — S. 209 muß es bei dem Zitat Z. 5 heißen *Romae esse hominem et* . . . . 4, 8ª (nicht 8ᵇ), 3.

Wenn S. 217 die verschiedenen Konstruktionen von *auctorem esse* gegeben wurden, so durfte auch die Verbindung mit *ad* c.

gerund. nicht fehlen, so Att. 9, 11ᵃ, 2 *ad te adiuvandum.* dom. 30. Phil. 2, 26 *auctores ad liberandam patriam desiderarentur* (vgl. auch div. 2, 83 *ducem habeo ad rem gerendam.* Sest. 12 *adiutor ad excitandum Antonium fuisset.* dom. 30, sowie Antib. s. v. *princeps*). Man wird eben leicht im Zweifel sein, wie weit bei den einzelnen Phrasen die Konstruktion mit *ad* sich belegen läßt[1]). — S. 220 Z. 4 ist Brut. 252 (st. 225) zu lesen. Ebenda konnte für *audio*, *video* c. part. oder inf. in klassischer Sprache auch wohl auf meine ausführliche Darlegung N. Jahrbb. 1890 S. 32 ff. verwiesen werden. — S. 228 steht noch immer: einer oder mehrere heißt *unus pluresve,* nicht *unus aut plures*; aber daß *aut* ebensogut ist und außerdem auch noch *vel* vereinzelt in gleichem Sinne vorkommt, habe ich schon N. Jahrbb. 1894 S. 26 ff. erwiesen. Das Richtige gibt Menge, Repetitorium⁸ § 523. —

Für *bellum gerere contra* wird S. 235 Cic. fam. 12, 22, 1 angeführt; aber die Stelle heißt *cum Antonio* (die beiden Worte fehlen im Antib.) *bellum gerimus, non pari condicione, contra arma verbis.* Hier war offenbar *contra* nötig, und daher besagt das Beispiel nichts. Aber *contra* findet sich auch sonst, so Lig. 22 *contra hanc urbem.* 25 *c. Caesarem.* Phil. 5, 27 *c. maiores nostros.* 13, 16 *c. deos penates.* 39 *c. te,* — also ist *contra aliquem bellum gerere* nicht nur spätlateinisch, wie der Antib. meint. Übrigens hat Merguet keine der gegebenen Stellen, weder unter *bellum* noch *gero* noch *contra.* — S. 240 s. v. *biduum* heißt es: '*biduo post* . . oder einfach *biduo*'; aber die beiden Wendungen sind doch kaum ganz gleichbedeutend.

S. 247 wird *cadere* mit Adverb erwähnt, aber auch ein prädikatives Adjektiv kann gebraucht werden; vgl. Richter-Eberhard zu Cic. Mil. 81 *si minus virtus . . civibus grata cecidisset.* — S. 267 Anf. wird der übliche Bedeutungsunterschied zwischen *causa* und *propter* gegeben, der ja für die meisten Fälle zutrifft. Aber es mußte doch wohl bemerkt werden, daß selbst klassisch *causa* nicht immer den Zweck, sondern an einer ganzen Reihe von Stellen, wenn auch bei dem häufigen Vorkommen des Wortes immerhin verhältnismäßig selten, den Grund angibt. Namentlich findet sich das scheinbar formelhafte *virtutis causa* (vgl. für *virtutis ergo* in gleichem Sinne Antib. s. v.), so Cic. leg. 2, 58 *quibus hoc virtutis causa tributum est* und *qui hoc virtutis causa soluti legibus consecuti sunt;* ähnlich Balb. 26. 37. 44. Verr. 2, 23. Caes. b. g. 6, 40, 7. Liv. 2, 13, 5. Justin. 13, 4, 10. Aber auch

---

[1]) Keine der Stellen für *auctor ad* bietet Merguet, Handlexikon s. v., erfüllt also hier den im Vorwort ausgesprochenen Zweck nicht, über die verschiedensten Fragen der Grammatik und Stilistik Auskunft zu geben. Daß dieser Mangel öfter vorliegt, mögen die im folgenden gelegentlich eingefügten Verweisungen auf dieses an sich wertvolle Werk (kurz mit Mg. bezeichnet) zeigen; es ist eben nicht leicht, bei einer Auswahl keine der hinsichtlich der Konstruktion und des Ausdrucks bedeutsamen Stellen zu übersehen.

in anderen Verbindungen: Cic. R. A. 145 *inimicitiarum causa*; ebenso inv. 1, 45. Cluent. 1 *consuetudinis causa*. inv. 1, 104 *recte factorum causa*. or. 3, 58 *tempestatis causa*. Caes. b. c. 1, 33, 1 *timoris causa*. b. g. 1, 39, 2 *amicitiae causa*. Caes. b. Att. 10, 8 B, 2 *periculi causa*. Liv. 28, 21, 1 *mortis causa*, ebenso 31, 50, 4. 41, 28, 11. 36, 17, 7 *amoris causa*. Beachtenswert ist auch Cic. Sest. 45 der Wechsel: *me vestrarum sedum templorumque causa, me propter salutem meorum civium . . caedem fugisse*. or. 92 *tralata . . aut suavitatis aut inopiae causa traferuntur* sollte man nach der gewöhnlichen Regel *propter inopiam* erwarten, aber hier hat die äußere Angleichung an das erste Glied gewirkt[1]). Dagegen scheint *propter* finale Bedeutung zu haben Cic. fin. 1, 23 *existimo neque eum Torquatum . . . torquem illum hosti detraxisse, ut aliquam ex eo perciperet corpore voluptatem, aut . . conflixisse apud Veserim propter voluptatem*, wie man aus der Parallelisierung der Präposition mit dem Finalsatze schließen darf; doch kenne ich sonst derartige Beispiele in klassischer Sprache nicht. Aber Senec. rhet. contr. 2, 5 (13), 3 steht *nupsit isti propter liberos* (= *liberorum quaerundorum causa*; vgl. Archiv IV, 163). — Nach S. 267 M. muß es scheinen, als ob *causa quamobrem* klassisch nur Cic. fin. 4, 44 sich fände, aber es steht auch fin. 3, 51 (zweimal). Verr. 1, 70. Cael. 56. inv. 2, 127. Brut. 231; ebenso natürlich auch *nihil* (*quid*) *est quamobrem* u. ähnl. — Wenn S. 269 die Konstruktionen von *cavere* gegeben werden sollten, so konnte das etwas genauer geschehen. Sehr häufig ist klassisch *cavere rem*, selten *a re* (fin. 5, 64. Rab. perd. 33. Caes. b. c. 1, 21, 4), ziemlich selten auch *cavere quem* oder *a quo*, dagegen häufig wieder das gar nicht erwähnte und von Kühner S. 248 als selten bezeichnete *cavere alicui* (*rei*); auch *cavere de* findet sich (Balb. 37. l. a. 2, 58 u. ö.). — S. 273 wird *certo* für die bessere Prosa auf die Verbindung *certo scire* beschränkt; aber es steht auch Cic. Tusc. 5, 81 *quasi certo futurum*. Att. 10, 14, 3 *id ipsum certo fore*. — S. 274: *certiorem facere* c. gen. findet sich klassisch doch wohl nur in Ciceros Briefen. — S. 276 ist das Beispiel Q. fr. 3, 5, 1 unpassend, weil im Texte nur *non cessavi neque cesso* steht, die im Antib. aber noch davorstehenden Worte *illos libros scribere* nur eine Ergänzung aus dem Zusammenhange sind; dafür konnten Q. fr. 2, 2, 2. Att. 11, 11, 2. Pis. 59 (alle 3 Stellen übrigens mit negativem *cesso*) angeführt werden. — S. 292 wird

[1]) Stellen, die irgendwie eine finale Deutung zulassen, habe ich oben nicht aufgenommen, so z. B. Cic. fam. 9, 14, 1 *valetudinis causa*, obwohl hier die kausale Auffassung m. E. das Natürliche ist; deshalb habe ich auch die bei Lebreton, Caes. synt. S. 79 gegebenen Stellen b. G. 1, 18, 6. 4, 9, 3 weggelassen. Übrigens gibt L. schon einen Teil der obigen Belege; für Livius ist *causa* vom äufseren Grunde sehr häufig (vom innern nur 36, 17, 7) nach Schmidt, Progr. von St. Pölten 1906; ich kenne die Schrift nur aus Jahresber. 1907 S. 16.

cogo c. acc. c. inf. pass. klassisch selten genannt; aber außer den beiden genannten Stellen findet es sich noch Cic. Verr. 188. 3, 84. Rab. perd. 12. Ph. 5, 22 (Mg. bietet keine von den 6 Stellen). — S. 295 E. wird *bene cognitus, bene novisse* als klassisch anerkannt, aber *bene* (*melius*) *cognoscere* = 'jmd. besser kennen lernen' bezweifelt; ob es sich dabei nur um den Ausdruck mit persönlichem Objekt handeln soll, ist nicht recht klar, da in diesem Falle auch zu *cognoscere* ein *aliquem* hätte hinzugefügt werden müssen. Jedenfalls steht nicht nur Verr. 2, 24 *Lucullus melius haec cognovit.* 3, 122 *optime potuit cognoscere* (sc. den Sachverhalt). Brut. 269 *bene leges atque instituta cognoverat,* sondern auch Brut. 150 *ex tua oratione mihi videor bene Crassum et Scaevolam cognovisse.* — S. 304 fände man gern Auskunft, ob *committere ut non* oder *ne* richtiger ist; nach Menge, Repetit.[8] § 342 II[d] müßte man das letztere annehmen, aber ich finde klassisch nur *ut non.* — S. 319 konnte neben *concurrere adversus* auch Cic. Scaur. fr. 20 *contra imperatorem . . concurrere atque confligere* notiert werden. — S. 322: *conectere* c. d. steht nicht bloß nachklassisch, sondern auch Cic. or. 2, 325 *conexum . . orationi* (nicht bei Mg.); vgl. div. 1, 125 *nexus* c. dat. — S. 332 mußte neben *conqueri rem* auch das bei Cicero jedenfalls noch häufigere *de re* erwähnt werden (bei *queri* sind richtig beide Konstruktionen angeführt). Weiterhin heißt es, *conqueri* ohne Dativ mit acc. c. inf. finde sich erst bei Sueton und Späteren. Aber der Thesaurus II, 351 zitiert dafür außer Stellen aus Senec. Colum. Tac. Curt. u. a. auch Lucr. 3, 613. Ov. A. A. 1, 739. Liv. 2, 3, 3; ebenso steht es auch Cic. Verr. 40, freilich nur als nachträgliche Epexegese zu *illam labem.* Jedenfalls ist diese Konstruktion ebenso gut wie *conqueri quod,* das sich bei Cic. anscheinend nur inv. 1, 109, bei Livius nach dem Thes. überhaupt nicht findet, zumal wenn man bedenkt, daß bei dem einfachen queri der acc. c. inf. weit überwiegt (ich habe dafür bei Cic. etwa 70 Stellen gegen 15 *quod*). Zu beachten ist auch *queri quia* Cic. Att. 10, 3[a], 2. — S. 336 *consentaneum est ut* steht bei Cic. nicht nur fin. 3, 68, sondern auch 3, 43 (beide Stellen fehlen bei Mg.). — S. 343 hätte vielleicht auch *conspirare ad fugiendum* Frontin strat. 3, 16, 3 (vgl. *consentire ad bellum inferendum* Cic. off. 3, 99) angeführt werden können. S. auch Thes. s. v. II 502. — S. 352 würde man neben *contentus* c. inf. auch gern etwas über die naheliegende Verbindung *contentus quod* hören. Nach dem Thesaurus (IV 680) scheint sie nicht eben häufig gewesen zu sein. Klassisch kann von den da gegebenen Stellen eigentlich nur Cic. or. frg. A. XIII 27 in Betracht kommen (nicht bei Mg.); denn an den andern beiden Stellen (Man. 25. div. 1, 16) ist der *quod*-Satz Erklärung eines demonstrativen *eo* (*hoc*), ebenso Liv. 4, 6, 11. 44, 37, 4; und b. Alex. 5, 2 *ea* (sc. *aqua*) *plebes ac multitudo contenta est necessario, quod fons urbe tota nullus est* ist offenbar

nur aus Versehen hierher geraten. Sonst finden sich nur Belege aus Senec. Lucan. u. Sp. — S. 354 s. v. *contineo* konnte bemerkt werden, daß bei *continere* (*tenere*) *aliquem* (*se*) auch für *domus* und Städtenamen sowohl die instrumentale wie lokale Auffassung möglich ist. So steht *continere quem domi* Cic. dom. 110. har. 6. Vat. 22. Su. 42, *tenere quem domi* Brut. 330, *se domi continere* Sest. 26. 89, *se tenere domi* Nep. 10, 9, 1 (ebenso Vell. 2, 44, 5); aber *continere quem domo* or. frg. A. 14, 12 (Thes. IV 702, 59 führt dafür nur Augustin. civ. 19, 5 an), *domo se tenere* sen. 29. dom. 6. Ferner fam. 16, 7 *Corcyrae teneri* (vgl. Val. Max. 1, 7 ext. 6 *se continere Himerae*) neben Att. 5, 20, 3 *Antiochiā teneri.* — S. 359 E. konnte neben *an contra* im zweiten Gliede der Doppelfrage auch *an secus* genannt werden; vgl. Cic. Pis. 68 *rectene an secus.* fin. 3, 44. — S. 383 Z. 8 war zu zitieren Tim. 10 (st. 3 extr.).

S. 395 *decedere* c. abl. in örtlichem Sinne hat Cic. wohl nur Lig. 2 *decedere provincia.* — S. 396 Z. 19 war zu zitieren Att. 7, 5 (st. 3), 6. — S. 397 fehlt neben *decertare cum* die Verbindung *decertare contra*: Cic. Pis. 77 *contra tribunum;* dom. 63 *vi et armis contra vim* wäre *cum* wohl kaum angängig gewesen (fehlt beides bei Mg.). — Ob *deducere* (S. 402 Anf.) in eigentlichem Sinne bei Cic. am gewöhnlichsten mit *ex* verbunden wird, ist mir zweifelhaft; ich kenne dafür nur die 4 zitierten Stellen (Catil. 3, 14 beruht auf einem Versehen) und fr. F. 5, 70 *ex ea* (sc. *via*), während ich den für *de* angegebenen 3 Stellen noch zufügen kann: prov. 13. fat. 18. rep. 1, 34. inv. 2, 52 (zweimal). Nicht erwähnt ist auch Flacc. 17 *a Sicilia deducere*; l. agr. 2, 65 *agris dedacere* ist kritisch (Mg. versagt ganz; falsch zitiert ist hier rep. 1, 84). — S. 409 *deicere* findet sich auch in räumlicher Beziehung bei Cic. mit *ab*, so Caec. 90 *a tuis aedibus,* und ebenso wiederholt *a loco, a fundo* Caec. 86—88 neben *ex*; den Unterschied zeigt Caec. 86 *cum de vi interdicitur, duo genera causarum esse intellegebant ....., unum, si qui ex eo loco, ubi fuisset, se deiectum diceret, alterum, si qui ab eo loco, quo veniret,* und ebenso in den folgenden Sätzen. Auch der bloße abl. läßt sich aus Cic. belegen: Sest. 78 *templo* (fehlt alles bei Mg.). — S. 409: für *deinceps* fast = *deinde* führt Lebreton, Caes. s. S. 95 einige Stellen aus Cic. an. — S. 411 konnte bei *delectat* neben dem abhängigen infin. auch der acc. c. inf. erwähnt werden; vgl. Cic. fam. 7, 2, 2. — S. 416 *demovere* c. abl. steht nicht nur Cic. Planc. 53 *loco*, sondern auch Phil. 4, 13 *loco.* Caec. 42 *loco et certo de statu*, also überall nur *loco* (fehlt alles bei Mg.). Gar nicht erwähnt ist *demovere a,* so dom. 68 *a re publica.* Or. 2, 208 *a nobis odium.* inv. 2, 28 *culpam ab aliis.* 93 *ab officio.* — S. 428 *desperare* Z. 5 gehört das Zitat aus fam. 12, 14, 3 Lentulus an, nicht Cicero. Bei den folgenden Cicerostellen sind versehentlich noch die Kapitel statt der Para-

graphen angegeben, es muß heißen Mur. 45. Pis. 89. Clu. 68. Pis. 84 (dazu sen. 34 *suis* sc. *fortunis*). — S. 432 fehlt *detrahere ab aris* Cic. har. 28. — S. 434 ist mir *deverti in domum* (st. *domum*) für die klassische Sprache mindestens zweifelhaft. Sollte ferner die Konstruktion Varr. r. r. 3, 3, 9 *ad hospitem Casini devertit* nicht die einzig richtige sein? Da die Richtung „wohin?" schon durch *ad hospitem* bestimmt ist, wird die Ortsbestimmung auf die Frage: wo? konstruiert, ebenso wie bei *convenire Romam*, aber *convenire amicum Romae* (vgl. S. 361). Solange kein Beleg vorliegt, ist mir das im Antib. zugelassene *ad hospitem Casinum deverti* bedenklich. — S. 443 a. E. fehlt neben *dies noctesque* usw. die (übrigens s. v. *diu* angeführte) Verbindung *noctes diesque*; vgl. Richter-Eberh. zu Deiot. 38. — S. 471 *dolere de* findet sich auch noch Cic. Att. 7, 3, 8. 12, 14, 4. 16, 4, 1. 13, 46, 4. 15, 2, 4, also nicht gerade selten (übrigens nur in den Briefen an Attikus!); *dolere ex* kenne ich klassisch nur an der zitierten Cäsarstelle. — S. 475 wird positives *dubitare* = Bedenken tragen c. inf. sehr selten genannt; aber außer Cic. n. d. 1, 113 findet es sich auch div. 1, 56. Phil. 5, 5. 37. Att. 10, 3a, 2. 12, 49, 2 (Mg. gibt keine von den 6 Stellen). — S. 476 Z. 5 v. u. war zu zitieren fin. 5 (st. 2), 55.

S. 485 Anf. steht noch, daß die Umschreibung mit *ex* notwendig sei, wenn das Ganze ein Zahlwort oder ein Subst. mit Zahlwort sei; daß in diesem Falle auch sehr wohl der gen. part. stehen kann, habe ich N. Jahrbb. 1887 S. 264 aus Cic. belegt. — S. 489 *educere* a. E.: das Wort wird auch bei Cic. mit bloßem abl. verbunden Phil. 14, 36 *castris* (fehlt bei Mg.). — S. 495 s. v. *egeo* ist Cic. Br. 263 *verborum non egens* nicht berücksichtigt, wohl weil hier das part. vorliegt; aber ich glaube, CFWMüller hat recht, wenn er trotz der mehrfach beliebten Befeindung von *egere* c. gen. die paar Cicerostellen mit dieser Konstruktion unverändert läßt. Jedenfalls kann man nicht ohne weiteres sagen, Cic. setze immer den abl. — S. 495 wäre der Artikel *egredi* übersichtlicher, wenn von vornherein deutlich zwischen eigentlicher und tropischer Bedeutung des Wortes geschieden wäre; daß zunächst nur von jener die Rede ist, wird erst durch die Gegenüberstellung der tropischen Bedeutung am Schluß der Seite klar. Im übrigen ist Z. 17 v. o. Quint. 24 (st. 25) zu lesen; ferner Z. 11 v. u. *porta egredi* gehört nicht hierher, denn hier steht der abl. instrumental (ebenso steht es S. 496 mit *porta, portis se eicere*); vgl. Meyer, Progr. v. Herford 1893 S. 9. — S. 496 soll *egregius* (wie *praeclarus*) in ironischem Sinne voranstehen; aber diese Regel stimmt, trotz Landgraf zu Rosc. S. 175, nicht; vgl. N. Jahrbb. 1894 S. 24 ff. — Ebd. s. v. *licere* ist fälschlich Mil. 78 (st. 87) zitiert.

S. 525 M. *etiam*: das Wort wird doch klassisch sehr häufig dem betonten Begriffe nachgestellt, nicht bloß in alter oder nachklassischer Sprache. Wenn gleich darauf für 'auch, ebenfalls'

in dem bekannten Sinne *idem* verlangt wird, so ist das natürlich durchaus die Regel. Ob aber *etiam* in diesem Sinne ganz zu verwerfen ist, kann zweifelhaft sein; vgl. Hoppe, Progr. v. Lauban 1875 S. 9, der dafür Sen. benef. 6, 39, 1. ep. 85, 30 anführt, sowie die N. Jahrbb. 1894 S. 29 von mir aus Cic. gegebenen Stellen. — S. 527 wird das *etiam* in Verbindungen wie *magnus — maior etiam* noch auf 4 Stellen beschränkt; daß das nicht stimmt, habe ich neuerdings wieder in diesen Blättern (1906 S. 370) betont. — S. 548 Z. 3 ist Tusc. 4, 77 (st. 73) zu lesen. — Nach S. 550 kommt *expedire aliqua re* (statt *ab* oder *ex re*) in klassischer Prosa nicht vor; aber es steht Cic. Att. 2, 25, 2 *expedies nos omni molestia*. frg. A. VII, 7 *si me altero* (sc. *laqueo*) *expedissem*. — S. 560 konnte neben *exspectare dum* auch *quoad* wenigstens kurz erwähnt werden; vgl. Cic. Phil. 11, 25. fam. 14, 1, 2; *exspectare ut* findet sich bei Cic. nicht nur an den zwei gegebenen Stellen, sondern auch or. 3, 97. or. 168. Att. 7, 26, 3. Pis. 51.

S. 570 M. ist das Zitat Brut. 142 zu streichen, an richtiger Stelle ist es S. 569 E. angeführt, wo übrigens der Deutlichkeit halber bemerkt werden durfte, daß es sich an dem Orte nur um *facere* = 'bewirken' handelt. — S. 604 über *forsitan* in Nebensätzen ist das ziemlich häufige Vorkommen des Wortes in Relativsätzen nicht erwähnt; vgl. Cic. Verr. 2, 6. 3, 206. 4, 47. 132. 5, 4. Clu. 141. Sest. 45. Or. 1, 163. Brut. 33. or. 3, 74. fam. 5, 21, 3 (Mg. gibt keine Stelle für *forsitan* in Relativ- oder Konjunktionalsätzen). — S. 616 s. v. *fungi* mußte für den prädikativen Gebrauch von *fruendus* mit *esse* die Stelle Cic. fin. 1, 3 vollständiger angegeben werden: *non paranda solum nobis ea* (sc. *sapientia*), *sed fruenda etiam est*; dann würde klar, daß diese vereinzelte Konstruktion nur durch den Anschluß an *paranda* ermöglicht ist (in derselben Weise *gloriandus* Tusc. 3, 49. 50). Außerdem ist die Stelle Tusc. 3, 15 aus Versehen zweimal zitiert. — S. 619 s. v. *gaudeo* a. E. könnte man verstehen, als wenn die Verbindung mit acc. c. inf. klassisch nur eben zulässig wäre; aber sie ist durchaus das Gewöhnliche (ich kann 85 Stellen aus Cic. gegen 9 *quod* anführen), und ebenso steht es bei *gloriari*. — S. 625 *gestire* c. inf. steht außer Cic. epp. oratt. auch fin. 4, 5. 5, 48. — S. 634 wird für *gratulari* c. acc. c. inf. Phil. 2, 28 angeführt, aber die Stelle, die außerdem nur Antonius' Worte gibt, ist S. 634 E. schon richtig für *gratulari* c. acc. zitiert. Ein unanfechtbares Beispiel aus Cic. steht Att. 15, 22, 1, ebenso fam. 3, 12, 1. — S. 640 Z. 17 v. u. mußte der Deutlichkeit halber zu *habet annos quindecim* nach Thielmann a. a. O. die Übersetzung = *il y a quinze ans* zugefügt werden. — S. 645 s. v. *haerere* ist das falsche Zitat Sest. 69 (st. 62) von Landgraf übernommen. Angeführt konnte auch werden *haerere* c. abl. rep. 6, 18 *una sede* (ac. 2, 122 *radicibus suis* ist der Kasus zweifelhaft) sowie *haerere*

ad metas Cael. 75, *ad radices* n. d. 2, 135. — S. 660 Z. 7 ist das genaue Zitat Att. 9, 2a, 2.

S. 668 ff. ist m. E. die ganze Auseinandersetzung darüber, daß ein deutsches 'schon' lateinisch oft gar nicht besonders ausgedrückt ist, sehr verbesserungsbedürftig. Als leitender Gesichtspunkt mußte vorangestellt werden, was erst S. 670 M. gesagt ist, daß nämlich die Ergänzung von 'schon' jedesmal aus dem ganzen Zusammenhange zu entnehmen ist. Daß dabei der betonte Begriff gern an die betonte Stelle (am Anfang oder Ende des Satzes) gerückt wird, ist richtig; aber daß das durchaus nicht nötig ist, zeigt No. 3 der Auseinandersetzung und namentlich No. 4. Deshalb durfte hier die Stellung nicht zum Einteilungsgrund gemacht werden; denn es ist m. E. verkehrt, daß das deutsche 'schon' durch die 'bloße Voranstellung des betreffenden Wortes' usw. ausgedrückt wird. Im einzelnen stimmt eine Reihe von Beispielen auch gar nicht zu den aufgestellten Sätzen. So wüßte ich nicht, inwiefern Sall. Jug. 25, 5 *triduo*, 105, 4 und Cic. Tusc. 4, 5 *saepe*, Mur. 60 *prius* eine besondere Tonstelle einnehmen; und daß Cat. 1, 19 das 'schon' gar nicht auf das vorangestellte *magno* bezogen werden kann, zeigt die gegebene Übersetzung: 'der ich schon dadurch in großer Gefahr bin, daß'. Mur. 30 halte ich den Zusatz von 'schon' für unpassend; dagegen Caes. b. civ. 3, 16, 4 *ac fuisse semper*. Cic. Mur. 80 *non auditum aliquando*, wo die ganz gewöhnliche Wortstellung behauptet wird, sind doch *fuisse* und *auditum* mit besonderem Nachdruck vor die Adverbia gesetzt. — S. 673 M.: *idem-ut* findet sich immerhin vereinzelt Cic. Verr. 4, 27. ac. 2, 47. Tusc. 2, 9. — S. 678 wird Mil. 32 (richtig 33) *an vero vos soli ignoratis* als Beispiel eines absoluten Gebrauchs des Verbs angeführt, aber wohl mit Unrecht. Es soll doch nicht ganz allgemein heißen 'oder seid ihr etwa Ignoranten', sondern als Objekt schwebt dem Redner schon hier der erst an die folgenden synonymen Wendungen angeschlossene Fragesatz *quas ille leges .... fuerit impositurus* vor. — S. 681 steht der Artikel *ilico* an falscher Stelle. — S. 702 M.: in Verbindungen wie *venisse eo muliebri vestitu virum* ist der bloße abl. nicht bloß zulässig, sondern sogar häufig, bei Cic., soviel ich sehe, sogar häufiger als mit der Präposition *cum*. — Zu S. 707 Z. 13 ist zu bemerken, daß CFWMüller Cic. inv. 2, 45 *incidet* (nicht *incedet*) *ad* liest. — S. 708 läßt sich s. v. *incidere* der Satz nicht halten, daß das Verb klassisch nur im part. perf. pass. mit dem abl. stehe; denn wenn auch Cic. Pis. 92 *in basi inscribi incidique* kein vollgültiger Beweis ist, so steht doch Tusc. 5, 101 *incidi in busto iussit* (fehlt bei Mg.). — S. 712 Z. 20 v. u. lies Phil. 3, 31 (st. 30), vier Zeilen weiter Tusc. 1, 58 (st. 54). — S. 724: *indignari, quod* steht auch bei Cic. inv. 1, 102. 104. l. agr. 2, 58 (fehlt alles bei Mg.). — S. 767 Z. 12 v. u.: Caes. b. G. 7, 11, 8 lesen Meusel und Kübler *multitudini* statt des Genitivs. — S. 770 konnte bei

interest darauf hingewiesen werden, daß der Genitiv der Sache, für die etwas von Wichtigkeit ist, besonders bei persönlichen Begriffen (also wohl nach Analogie des Genitivs der Person) gebraucht wird; bei Cic. zähle ich wenigstens 10 Stellen für den Genitiv von *res publica*, einzelne für *populus, civitas, provincia, salus communis*, dagegen tritt der persönliche Begriff ganz zurück nur bei *res familiaris* fam. 4, 10, 2. — S. 779 s. v. *introire* halte ich es gerade bei den Verbindungen mit *domus* für angebracht, die Attribute dazu in den Zitaten nicht wegzulassen, so Phil. 2, 68 *domum tuam*, Att. 16, 11, 1 *in Siccae domum*; vgl. auch Phil. 6, 6 *introire Metinam*. Die Präposition scheint überhaupt klassisch nur bei Städtenamen und *domus*, soweit es auch sonst möglich ist, fehlen zu können, was hervorgehoben zu werden verdiente. — S. 780: *intueri* steht auch in eigentlicher Bedeutung mit *in* Cic. Brut. 253. — S. 786 konnte für den Ersatz des Passivs von *invideo* auch noch verwiesen werden auf Cic. or. 1, 228 *invidia et odio premi*. Verr. 2, 45 *in invidiam pervenire*, neben fam. 1, 7, 8 *invisum est*; *invidere propter* findet sich auch schon fam. 1, 9, 2. — S. 798 werden Wendungen wie *qui ita appellantur, ita vocant* usw. erwähnt, wo *ita* auf ein vorher gebrauchtes Nomen zurückweise; aber auch *sic* wird oft so gebraucht, besonders in Verbindung mit *appellari* (rund 20 Stellen stehen zu Gebote), und ebenso auch *ut* (Cic. har. 35 *legatus, ut ipse appellavit*. n. d. 2, 160 *oscines, ut augures appellant*). —

Zweiter Teil. S. 2: Die Konstruktion von *laborare* mit abl., *ex* oder *ab* ist wohl schärfer und richtiger gefaßt bei Menge, Repetit.[8] § 108 A. 4. — S. 4: *laetari de* steht Cic. Marc. 33 (nicht 23); übrigens konnte bemerkt werden, daß dies klassisch die einzige Stelle ist (fehlt bei Mg.). — Ob es S. 18 s. v. *liberare* richtig ist, die Präposition Cic. div. Caec. 55 *a Venere se liberare* auf eine besondere Bedeutung des Verbs zurückzuführen, ist mir sehr zweifelhaft; *liberare a* ist eben die Regel bei Personen; vgl. rep. 2, 57 *a regibus*. Nep. 8, 1, 2 *ab uno tyranno*. Wo Cic. den bloßen abl. der Person hat, erklärt sich dies jedesmal durch einen koordinierten sachlichen Begriff, so fam. 11, 8, 2. 12, 1, 1. Brut. 2, 5, 1 *regibus* neben *regno*. Tusc. 1, 48 *gravissimis dominis, terrore ac metu*. — S. 38 *ludificare* steht an falscher Stelle. — S. 54 Z. 8 ff. ist der Begriff von *reliquum est* und *restat* zu eng gefaßt. Beide stehen nicht nur im Übergange zum letzten Teile, sondern auch im Sinne von *relinquitur* = 'es bleibt nur noch die Möglichkeit übrig' oft genug, so *restat* Cic. Marc. 32 (vgl. Richter-Eb.). Quir. 41. n. d. 2, 44. inv. 1, 72. Att. 8, 7, 1. 14, 13, 2. fam. 4, 2. 4. frgm. E. 2, 2, ebenso *reliquum est* Rosc. A. 77. Phil. 12, 28 usw. (25 Stellen). — S. 58 konnte neben *terra marique* u. a. noch erwähnt werden Cic. Verr. 4, 117 *vel terra vel mari*. dom. 18 *mari terraque*. n. d. 1, 97 *terra mari paludibus fluminibus*. Ob man

übrigens sagen kann, *terra marique* diene auch dazu, die äußerste Anstrengung zu bezeichnen, bezweifle ich; *terra marique conquirere* heißt doch an sich nur 'in aller Welt zusammensuchen'. — S. 65 Z. 8 mußte das Zitat Archiv VIII S. 595 (st. 95) heißen. — S. 67 mußte bei den Übersetzungen für 'Mittel' vor allen das einfache *res* erwähnt werden. — Zu S. 71 *meminisse* a. E. möchte ich bemerken, daß Deecke, Erläuterungen § 256 *memini quod* anführt; m. E. ist diese Konstruktion allerdings nicht möglich. — S. 83 M. ist die Bemerkung über *mille* und *millies* zur Bezeichnung einer unbestimmten großen Zahl nicht scharf gefaßt; *millies* wird von Cic. in diesem Sinne gebraucht, aber nicht *mille*, sondern dafür setzt er *sescenti*; vgl. Wölfflin, Archiv IX S. 178. 180. — S. 89 war neben *miscere aliqua re* auch *miscere cum* zu nennen; vgl. Cic. Or. 196. Phil. 1, 13. Lael. 81 (alle drei nicht bei Mg.); ebenso *commisceo cum* Marc. 7. dom. 144. n. d. 1, 16, *permisceo cum* Vat. 13. or. 2, 210. div. 1, 129. Tim. 22. — S. 98 M. hat Verf. recht, wenn er mein Zitat Cic. fat. 6 beanstandet; gemeint war selbstverständlich die wenige Zeilen später von ihm selbst angeführte Stelle fat. 5. Ob es übrigens nicht etwas gewagt ist, auf Grund der paar vorliegenden Stellen die verschiedenen beschränkenden Regeln für *moneo* c. inf. aufzustellen? Wenigstens steht z. B. *admoneo* c. inf. Cael. 34, obwohl das Subjekt hier eine Person ist. — Nach S. 104 findet sich *mortales* = die (sterblichen) Menschen bei Cic. nur in Verbindung mit *multi* oder *omnes*, der Singular nur einmal mit *nemo* (Lael. 18), aber nie steht das Wort ohne diese Zusätze allein substantivisch. Aber wie verträgt sich damit div. 2, 127 *mentes mortalium falsis visis concitare*. n. d. 1, 42 *mortales ex immortali procreatos*?; vgl. auch ebd. 1, 50. inv. 1, 35, ebenso für den Singular parad. 16 *quo beatius esse mortali nihil potest*. n. d. 1, 98 *in homine atque mortali*. Phil. 2, 114 *mortali*. — Für *multum* bei *antecedere*, *praestare* u. ähnl., wovor S. 111 mit Unrecht gewarnt wird, vgl. meine Ausführungen N. Jahrbb. 1894 S. 29 ff. — S. 111 wird *multum* bei intransitiven Verben wie *prodesse*, *fallere* u. a. für Cicero auf Briefe und Erstlingsschriften beschränkt; vgl. indes *multum consulere* l. agr. 2, 88. *dubitare* or. 1. *fallere* Sull. 41; ferner off. 3, 102 *plus nocere*. Cael. 23 *plus prodesse*. Planc. 25 *plurimum uti*.

S. 120 wäre eine Angabe erwünscht, ob und inwieweit sich *nancisci ut* belegen läßt. — S. 131 Z. 9 v. u. wird *ne tum quidem si* verworfen und dafür nur *ne si . . quidem* zugelassen; m. E. ist das von Meyer, Progr. v. Herford 1897 S. 16 ff. treffend widerlegt. — S. 133 A.: für *neque* oder *neve* nach positivem Gliede in selbständigen wie abhängigen Begehrungssätzen möchte ich auf meine Darlegungen in dieser Zeitschrift 1896 S. 707 ff. verweisen. Ferner findet sich *et nec . . nec* nicht erst seit Livius, sondern auch schon Cic. Tusc. 3, 38. off. 2, 85. Cat. 7. — Nach

S. 135 wird im 2. Glied der Doppelfrage bei *necne* das Verb gewöhnlich nicht wiederholt; immerhin habe ich mir 17 Stellen dafür aus Cicero notiert (über 40 freilich ohne Wiederholung). Am Schluß des Artikels ist zu lesen inv. 1, 95 (st. 94). — S. 154 M. vgl. für *mihi nomen est* meine Bemerkung Wochenschr. f. klass. Philol. 1908 Sp. 471. — S. 174 M.: *nullo adiumento esse* steht auch Cic. Verr. 5, 103. — Zur Einführung der Wirklichkeit nach einem Irrealis dient nicht bloß *nunc* oder *nunc vero* (S. 179); es findet sich auch öfter *nunc autem* (z. B. Tusc. 3, 2), *sed* (z. B. prov. 2, 47. Cat. 4), *vero* (besonders in der Verbindung *cum vero*, z. B. Verr. 2, 98. 118); vereinzelt auch *verum*, *at nunc*, *nunc tamen* (vgl. Menge, Repet.[8] § 467, 8). — S. 184 E. wird *obicere* Cic. Phil. 2, 9 = *opponere* 'einwenden' gedeutet, eine Erklärung, die m. E. mit Recht von Hauschild, De sermonum proprietatibus etc. S. 281 beanstandet wird. — S. 215 Z. 2 lies off. 3, 50 (st. 12). — S. 220 Anf.: Cic. or. 1, 87 liest CFWMüller *qualem se ipse* (st. *esse*) *optaret*, so daß die Stelle für den acc. c. inf. bei *opto* gar nicht mehr in Betracht käme. In der Tat ist die Begründung im Antib., nach der hier die Konstruktion im Zusammenhang weniger 'auffällig erscheint', recht nichtssagend und wohl nur eine Verlegenheitsphrase. Dagegen könnte man n. d. 3, 95 *opto redargui me* als durch die Konzinnität mit dem parallelen Gliede *disserere malui* hervorgerufen hinzufügen. — S. 223 A. mußte für *opus est* mit bloßem Konjunktiv auch Cic. Att. 11, 8, 1 *diligentissime contendas opus est* angeführt werden (fehlt auch bei Mg.).

S. 235 s. v. *pedantismus* wird zur Übersetzung des Wortes 'Pedanterie' auch *ineptiae* nach Ter. Phorm. 648 empfohlen. Für den Zusammenhang paßt hier gewiß 'Pedanterie', aber an sich ist doch der Begriff von *ineptiae* viel weiter, so daß die beiden Worte nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden können. Mit 'Pedanterie' wird der lat. Begriff im Grunde nicht übersetzt, sondern ersetzt. — S. 249 E. konnte neben *ita non* usw. auch *sic non* = so wenig (Cic. Mil. 56) erwähnt werden. — S. 257 wird *patiens* c. gen. für Cic. geleugnet; doch steht inv. 1, 109 *patiens incommodorum* (fehlt bei Mg.) — S. 263 s. v. *pax* Z. 5 lies ac. 2, 2 (st. 1); CFWMüller hat übrigens an der Stelle nicht *pace*, sondern *in pace*. — S. 268 wird *pellere* c. abl. = vertreiben aus einem Orte als selten in Prosa bezeichnet, unter Verweis auf Archiv VI S. 98, wo Wölfflin ein *regno pulsus* der klassischen Sprache ganz abspricht. Aber es findet sich *regno pellere* Cic. Rab. Post. 4, ebenso Sest. 58 *Ponto*. 85 *templis*. parad. 27 u. 28 *civitate*. leg. 3, 26 *urbe*. fin. 5, 54 *patria*, und ebenso Tusc. 3, 39. div. 1, 59. rep. 1, 5. Att. 8, 11, 2 *ea* (sc. *Italia*). 16, 1, 3 *agro* usw. Freilich wird vorher *foro pellere* belegt; aber wenn man hier auch nicht gerade 'vertreiben aus' übersetzen kann, so liegt doch im Grunde wohl ganz derselbe Fall vor; die gegebene Scheidung ist überhaupt

unnatürlich und verfehlt. — S. 274 M. wird *per* = *ab* zur Bezeichnung der tätigen Person beim Passiv als unklassisch verworfen; indes, wenn auch *ab* die Regel ist, so ist doch auch *per* gar nicht so selten. Für Caesar führt Dernoscheck, De elegantia Caes. S. 33 eine Reihe von Stellen an (z. B. b. G. 1, 44, 5 *si per populum R. stipendium remittatur.* b. c. 2, 2, 6 *per Albicos eruptiones fiebant*); und für Cic. vgl. die von mir für Menge, Repetit.[5] § 106 Abs. 3 zusammengestellten Belege (z. B. Att. 10, 4, 4 *quis potest aut deserta per se patria aut oppressa beatus esse*). Also ist auch Antib. s. v. *mediare* ein solches *per* mit Unrecht auf 'schlechte Stilisten' beschränkt. — S. 290 Z. 4 lies Verr. 5, 64 (st. 63). — S. 312 M.: *plures quam septem* steht auch Cic. leg. 2, 39. — S. 341 Z. 7 wird bei der Erörterung über den Modus in Vergleichsätzen nach *potius*, *citius, prius quam* das Vorkommen des ind. praes. im Haupt- und Nebensatze bezweifelt; vgl. jedoch Cic. or. 169 *flagito potius quam laudo.* Übrigens hätten auch die entsprechenden Sätze nach *libentius quam* herangezogen werden können; vgl. Cic. Clu. 151 *nihil fecisset libentius quam contulisset* und besonders interessante Verbindungen wie fam. 9, 14, 4 *libentius .. transfuderim quam .. exhauserim* (ebenso Att. 14, 17[a], 4). fin. 2, 8 *didicerim libentius quam te reprehenderim.* Ebd. war unter b) Anf. zu zitieren Cic. fam. 2, 16, 3. — S. 344 oben: für *alii* = *ceteri* bei Cicero vgl. Lebreton Cic. S. 109 ff. — S. 346 s. v. *praeceptum* wird neben *praeceptum alicuius rei* auf *de aliqua re* gestattet; aber belegt wird nachher nur *praecepta dare de re*, und auf diese Verbindung beschränkt sich doch auch wohl die Anwendung der Präposition. — S. 373 E.: *precari aliquem aliquid* ist doch wohl nur möglich, wenn die Sache durch ein neutrales Pronomen ausgedrückt ist? — S. 389 s. v. *procumbere* lies Gall. 7, 15, 4. — S. 402 s. v. prope: neben *prope* c. acc. war auch *prope a* erwähnenswert; vgl. Cic. Pis. 26. Verr. 2, 6. 5, 6; ebenso *propius a* n. d. 2, 52. 87. — S. 403 A.: wie Caelius sagt *prope oblitus sum*, so hat auch Cic. fam. 14, 3, 1 *prope delevi.* — S. 409 M. konnte neben *meus proprius* auch kurz *meus et proprius* u. ähnl. angedeutet werden; vgl. N. Jahrbb. 1885, S. 234.

S. 451 M. wird für *aliique*, *ceterique* u. ähnl. (am Schlusse von Aufzählungen) auf den Artikel *et* verwiesen; aber da steht nichts davon. Vgl. zur Sache meine Ausführungen N. Jahrbb. 1894 S. 170 ff. — Die S. 452 gegebene Unterscheidung zwischen *queri rem* = 'etwas zum Gegenstand der Klage machen' und *queri de re* = 'seine Klage laut werden lassen' will mir nicht einleuchten; in Grunde besagen doch die im Deutschen gewählten Ausdrücke beide ganz dasselbe. — S. 454 wird *non quia* = 'nicht als ob' für die klassische Prosa geleugnet; richtiger Kühner II S. 917 ff., der die Verbindung klassisch selten nennt und Cic. fin.

4, 62 *nec quia bonum sit valere, sed quia* usw. und Tusc. 1, 1[1]) anführt (Mil. 59 wird jetzt *non quin* gelesen). Aber außerdem findet sich noch Tusc. 4, 27 *non quia iam sint, sed quia*. Or. 134 *non quia sola ornent, sed quod*. fin. 1, 48 *non quia voluptates fugiat, sed quia*. Tull. 5 nachgestelltes *non quia non videretur*. Ferner *non quia* c. ind. findet sich auch leg. 2, 31, daneben *non quod* c. ind. rep. 1, 30 *quaerebat* (Riemann wohl ohne Grund *quaereret*). Or. 198 *constat*. Von den obigen Stellen mit *non quia* steht übrigens keine bei Mg. — S. 468 A. wird *cum igitur* für viel seltener erklärt als *itaque cum*, ebenso *cum autem* (*enim*) im Verhältnis zu *sed* (*nam*) *cum*. Aber das stimmt ganz und gar nicht zu den Stellen, die ich N. Jahrb. 1894 S. 18ff. gesammelt habe; ebensowenig S. 573 M. die Bemerkung über *nam si* und *si enim*. — S. 485 M.: Bei negativem *recuso* findet sich gelegentlich auch *ne*, vgl. Cic. Clu. 150. 154. — Wenn S. 485 E. von *reddere* mit Adjektiv die Rede ist, so ist offenbar nur ein prädikatives Adjektiv gemeint; ein solches liegt aber Cic. inv. 1, 95 *si ratio alicuius reddetur falsa* offenbar gar nicht vor, so daß *reddi* in diesem Sinne für die klassische Sprache ganz wegfällt. — S. 486 s. v. *reddere* sind die letzten fünf Zeilen unklar. An Stellen wie Cic. Att. 8, 1, 1 *redditae mihi litterae sunt a Pompeio*. 8, 11 D 1 *dum mihi a te litterae redderentur*. fam. 3, 1, 2 *libertus tuus mihi reddidit a te litteras* sind die präpositionalen Ausdrücke *a te*, *a Pompeio* jedesmal Attribute zu *litterae*, gehören aber nicht zu *reddere*; denn die Zustellung wird jedesmal durch den Boten besorgt. Was soll also heißen, daß *reddere* 'sowohl von dem Überbringer als von dem Verfasser eines Briefes gesagt wird'? — S. 503 s. v. *reponere* a. E. lies n. deor. 1, 38 (st. 58). — S. 510: beachtenswert ist auch Liv. 28, 6, 8 *respondere ad spem* = entsprechen; vgl. auch Varr. R. R. 2, 5, 9 (oft so Vitruv.). — Nach S. 520 Z. 13 v. u. sagt man *rogare ut* oder *ut ne*; daß *rogare ne* nicht erwähnt ist, dürfte wohl zufälliges Versehen sein (vgl. z. B. Cic. Att. 13, 19, 1).

S. 537 sind zwei Stellen für *satis habeo quod* zitiert; daß die Konstruktion nur eine Ausnahme ist, dürfte auch daraus hervorgehen, daß der Anlaß beidemal offenbar darin liegt, daß *satis habeo* schon selbst im Infinitiv steht, nämlich Liv. 40, 29, 13 *satis habendum* (sc. *esse*) *quod*. Justin. 22, 8, 14 *satis habere se quod superstites eos esse sciat*. — S. 570 E.: vereinzelt steht *sive . . . sive* auch mit dem coni. irrealis, so Cic. Tull. 32 *voluisses*. Planc. fam. 10, 24, 4 *accessisset*. Iterativen Sinn hat der Konj. Tac. ann. 4, 60 *seu loqueretur seu taceret*, konzessiven dial. 25 *sive . . . sive appellet*. — S. 574 M: neben *ut . . . sic etiam* findet sich auch vereinzelt Cic. inv. 2, 50 *ut causarum sic oratorum quo-*

[1]) Auch CFWMüller liest hier unbedenklich *non quia*. Wenn Schmalz sich für die Änderung *non quin* auf Gebhardi beruft, so ist es interessant, daß dieser wieder die Autorität von Schmalz vorführt.

que. — S. 610 s. v. *studium* a. E. wird *cum summo studio* verworfen, man sage nur *magno, maiore, summo studio* ohne *cum.* Das trifft für Cäsar zu, und auch bei Cicero ist der Abl. durchaus das Gewöhnliche, nicht bloß bei den genannten Attributen; aber es findet sich doch auch Verr. 5, 153 *summo cum studio* (Phil. 7, 13 *sine ulla recusatione, summo etiam cum studio nomina dant* war der Deutlichkeit halber *cum* wohl nicht gut zu entbehren). Font. 44 desgleichen. Man. 69 *cum tanto studio.* Ob deshalb Wölfflin Archiv VI S. 5 Sallust wegen Cat. 51, 38 *cum summo studio* mangelhafte stilistische Durchbildung vorwerfen durfte, bezweifle ich. Übrigens wird auch bei manchen anderen gebräuchlichen abl. modi meist *cum* weggelassen (so in Verbindungen mit *periculo, cura, diligentia, labore, voluntate*), ohne daß deshalb *cum* unzulässig wäre. — Neben *timendum est ne* = *periculum est ne* (S. 664 A.) findet sich auch *verendum est* Cic. Tusc. 2, 12 (wenn man Stellen wie l. a. 1, 24 *verendum nobis erit.* Cat. 31. prov. 42 wegen des zugefügten Dativs der Person nicht gelten lassen will), *metuendum est* Phil. 12, 28 (alles nicht bei Mg.). — Unklar ist mir, weshalb S. 643 s. v. *tanquam* das einfache *tanquam* = 'wie wenn' Cicero abgesprochen und behauptet wird, er sage nur *tanquam si*; für letzteres habe ich (natürlich, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen) nur 10, für *tanquam* rund 30 Stellen notiert, so z. B. off. 1, 134. Phil. 2, 41. 44. — S. 701 M. heißt es, Sueton weiche von der regelmäßigen Wortstellung in Vergleichsätzen wie *ut erat copiosus* ab, indem er *erat* ans Ende treten lasse. Indes schon Cicero sagt Verr. 2, 88 *ut inprimis Siculorum in dicendo copiosus est.* 4, 35 *vasa omnia, ut exposita fuerunt.* Deiot. 19 *armatos, ut collocati fuerant.* — S. 703 A.: daß *ut eo* = *quo* damit desto an sich nicht unmöglich ist, so selten es sich auch verhältnismäßig findet, zeigen die bei Menge, Repet.[6] § 356 Anm. angeführten Stellen.

Manche meiner Bemerkungen, die sich immerhin noch vermehren ließen, mögen etwas kleinlich erscheinen; aber aus kleinen Einzelheiten besteht ja das Werk seiner ganzen Art nach zum wesentlichen Teil, und kleine Einzelheiten sind es, über die der Benutzer oft Auskunft haben will. Namentlich liegt dem Lateinlehrer oft daran, sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob und inwieweit gewisse an sich nach den Gesetzen der Logik zulässige Ausdrucksweisen durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt oder doch wenigstens entschuldigt werden. Das habe ich im Sinne, wenn ich wiederholt vereinzelte oder seltene Konstruktionen namentlich aus Cicero belege.

Was die Form der Darstellung betrifft, so ist der Ausdruck hier und da verbesserungsbedürftig. Es würde zu weit führen, wenn ich in dieser Beziehung alles aufzählen wollte, was mir aufgefallen ist; es mag genügen, auf einzelne Stellen hinzuweisen. Zuweilen ist der Satzbau schwerfällig und unbeholfen,

so I 252 s. v. *calx*: 'In der Bedeutung Ende kommt es bei den Alten nur so vor, daß man das Bild von der Rennbahn hernimmt, wo das Ziel im Gegensatz von *carceres*, den Schranken, von welchen aus der Wettlauf begann, *calx* hieß, und womit auch ein Verbum der Bewegung, besonders des Laufens, verbunden wird, und oft auch noch mildernde Wörter, wie *ut dicitur, tamquam, quasi* zur Kennzeichnung des Sprichwörtlichen eingeschoben werden'. Schwerfälliger Satzbau mit schleppenden Relativsätzen findet sich I S. 281 s. v. *circulus* Anf., S. 509 *epocha*, II S. 11 *lectica*, S. 299 *philologicus*, S. 317 *poetaster*, S. 331 *possibilis* Anf. u. ö. Auch der Ausdruck im einzelnen ist manchmal breit und ungeschickt, manchmal ungenau und unzutreffend. So steht I S. 164 *angustus* werde auch 'von einem Worte gebraucht' statt 'von dem Begriffsumfange eines Wortes'. Ferner steht S. 193 '*arator* werde vermieden durch *agricola*' statt 'ersetzt' (dasselbe 'vermeiden durch' findet sich oft, so II S. 229 s. v. *originalis*, S. 293 *perturbator*, S. 309 *pleonasmus* u. ö.); S. 227 Z. 8 'sagt man fast nicht *aut*'; S. 234 Z. 13 'beziehen sich meistens fast nur'; S. 287 *clarus*: 'ebenso sagt man für das Gehör *clara voce*'; S. 297 *collectio* = 'Sammlung von Gedichten aus Mehreren'; S. 399 *declamare* sind die Worte 'und vor dem Volke . . . *contionari*' ohne Konstruktion (ähnlich S. 411 *delectabilis* a. E.); S. 693 '*impetrare* . . beschränkt sich auf Worte, wenn man mündlich oder schriftlich um etwas anhält und es erhält'; S. 796 s. v. *is* Z. 5 sind die Worte: 'und so, wo nicht einfach auf etwas hingewiesen ist, sondern wo die Hinweisung sich auf ein vorangegangenes Substantiv bezieht' kaum verständlich; II S. 79 '*metrum* . . ist beschränkt auf Verse' usw. Hin und wieder finden sich Ausdrücke, die wohl kaum allgemein üblich sind, so I S. 454 *disceptare* 'streitig sein mit jmd.'; S. 731 *infacundia* 'Unberedsamkeit'; II S. 227 *ordiri* 'sich anfangen'; S. 367 *praesumptio* 'Vorausnehnung'; S. 402 Z. 2 'nach Umfluß seines Amtsjahres'; S. 518 Z. 4 v. u. 'einen zu lachen machen' usw.

Einzelne größere Artikel sind m. E. nicht klar und übersichtlich geordnet, so z. B. *intrare* und *modus*; außerdem würde es sich empfehlen, in Artikeln wie I S. 361 ff. *convenire* die Zahlen und Buchstaben der Disposition durch den Druck scharf hervorzuheben. Eine auch äußerlich klar hervortretende Anordnung erleichtert die Benutzung gewaltig. Manche Artikel müßten zerlegt werden, da ein unter einem anderen, wenn auch stammverwandten Worte mitbehandeltes Wort leicht übersehen wird. So würde ich als besondere Artikel aufführen *assuesco* neben *assuefacio*, *auspicium* neben *auspicari*, *commoneo* neben *commonefacio*, *consultare* neben *consulere*, *defensare* neben *defendere* (in das es mitten eingeschoben ist), *munificus* neben *munus*, *spelaeum* neben *specus* und so oft. Mehrfach vermißt man notwendige Verweisungen, so bei *documentum* auf *argumentum*, bei

efficio auf *reddo*, bei *frui* auf *fungi*, bei *perhorreo* (*perhorresco*) auf *horreo* u. a. m.

Endlich ein paar Druckfehler. I S. 244 a. E. sind die Worte 'zu Hor. od.' versehentlich in die vorletzte Zeile geraten; S. 419 s. v. *deplorare* Z. 6 muß es 'verloren geben' (st. gehen) heißen; S. 720 *indagare* ist das 'sei unedel' unverständlich; II S. 114 steht: *mundus* = der Menschheit (Dativ) als eines Ganzen; S. 525 Anf. *sacro* st. *sacra*.

Norden. Carl Stegmann.

F. J. Wershoven, Poésies Françaises. Französische Gedichte für Schule und Haus. Ausgewählt und erklärt. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 258 S. 8. 2,20 *M.*

Der erste Teil der Gedichtsammlung von Wershoven enthält auf S. 1—28 für die Unterstufe der Schulen 32 leichtere Gedichte verschiedenster Verfasser; der zweite bietet von La Fontaine bis auf Hérédia herab unter besonderer Berücksichtigung des XIX. Jahrhunderts eine große Anzahl geschmackvoll ausgewählter Dichtungen. Der Inhalt ist so mannigfaltig, daß jede Geistesrichtung durchaus zu ihrem Rechte kommt und der Reichtum der französischen Literatur auch auf diesem Gebiete glänzend zur Anschauung gebracht wird. Der Unterricht in der Schule wird ja nur für eine beschränkte Zahl solcher Gedichte Zeit zu eigentlicher Durchnahme finden und sich dann damit begnügen, zu weiterer eigener Lektüre anzuregen. Weil so vieles geboten wird, kann jede Neigung auf ihre Kosten kommen, und gerade das, was dem nationalen oder persönlichen Geschmacke zunächst nicht zusagt, wird lehrreich wirken, indem es den Gesichtskreis erweitert. Erleichtert wird die Privatlektüre durch die Anmerkungen (S. 212 bis 255), welche außer knappen biographischen und literargeschichtlichen Notizen mit Recht wesentlich der sachlichen Erklärung und zwar hier in ausgiebiger Weise dienen. Eine kurze Verslehre (S. 207 bis 212) unterrichtet gut über die Eigenart französischer Metrik und Rhythmik. Den Schluß des Buches bildet ein alphabetisches Verzeichnis der Dichter und Hinweis auf die biographischen Notizen; diese fehlen bei Catalan, Foucher, Montgolfier, Monod und Ryan, vielleicht entschließt sich der Herausgeber, sie noch den Anmerkungen zum ersten Teile hinzuzufügen, wo am besten auch gleich die Angaben über Brizeux u. a., die jetzt erst bei dem zweiten Teile gesucht werden müssen, ihren Platz fänden. Einige Gedichte z. B. Lamartine, Bonaparte; Delavigne, Colomb, sind gekürzt; wo das notwendig erschien, würde es sich empfehlen, den Gedankeninhalt der ausgelassenen Verse kurz anzugeben.

Einzelne Druckfehler finden sich, der störendste auf S. 77,

wo statt *O géneraux sanglots* zu schreiben ist *généreux*. Im übrigen macht die Ausstattung dem Verlage alle Ehre.

Sondershausen. A. Funck.

J. C. Andrä, Grundriß der Geschichte für höhere Schulen, neu bearbeitet und für die Oberstufe neunklassiger Schulen fortgesetzt von Karl Endemann und Emil Stutzer. 4. Teil. Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Jahre 1648, für die Unterprima höherer Lehranstalten. Von Emil Stutzer. Zweite Auflage. Leipzig 1908, R. Voigtländers Verlag. VI u. 187 S. 8. geb. 2,20 ℳ.

Daß die von Endemann und Stutzer durchgeführte Neubearbeitung und Fortsetzung des Andräschen Grundrisses der Geschichte sehr wohl gelungen ist und daß das Buch in seiner neuen Gestalt zu den besten Geschichtsleitfäden gehört, die wir haben, ist allgemein anerkannt, und es ist sehr erfreulich, daß jetzt auch für den vierten Teil, dessen erste Auflage ich seinerzeit in dieser Zeitschrift (LVII. Jahrgang S. 471 ff.) angezeigt habe, eine neue Auflage nötig geworden ist. Für diese hat Stutzer alle Besprechungen und viele Ratschläge von Fachgenossen benutzt, und so ist denn das Buch noch besser geworden als es schon war.

Die Anordnung des Stoffs ist beibehalten, und nur an wenigen Stellen sind in der Gruppierung der Vorgänge zweckmäßige Änderungen getroffen worden.

Die Form der Darstellung war von vornherein klar, einfach und gut: aber auch hier ist noch manches gebessert worden, so hat der Verfasser die früher allzu zahlreichen Klammern an vielen Stellen beseitigt und, was sie enthielten, mit dem fortlaufenden Texte verbunden.

Was den Ausdruck betrifft, so hätte meiner Meinung nach in der Änderung und Besserung noch etwas mehr geschehen können: ein Schulbuch muß auch darin mustergültig sein. Das häßliche „bzw." auf S. 39, Z. 10, das dem greulichen „resp." an beleidigender Zopfigkeit nicht sehr nachsteht, sollte dem einfachen und durchaus verständlichen „oder" weichen; der Ausdruck „Weltreich" (S. 43 Z. 11), der wie immer so auch hier eine ungeheure Übertreibung in sich schließt, sollte ebenso verschwinden, wie auf S. 100 Z. 6 die Bezeichnung „Weltherrschaft des Papstes". — Einen Weg kann man einschlagen — eine Entwicklung nicht (S. 52 Z. 14 v. u.); ist übrigens ganz abgesehen davon das einfache „während der Norden sich selbständig entwickelte" nicht viel besser, als die Umschreibung mit dem Hauptwort, die auch sonst noch öfter ganz überflüssigerweise gewählt ist? Auf S. 55 Z. 4 paßt der Nebensatz „als Heinrich 1056 plötzlich im Harze starb" recht wenig zu dem einen Zustand beschreibenden vorhergehenden Hauptsatze „Mit der Ausdehnung des Deutschen Reiches stand seine innere Schwäche in Widerspruch". Auf S. 130 Z. 9 v. u. ist „man", das als Subjekt von drei Prädikaten dient, noch

weniger gut als das auf die „spanische Nation" bezogene „sie" der ersten Auflage: warum nicht einfach „die Spanier"? Weil vorausgeht „die spanische Nation"! Das ist aber doch wahrhaftig kein durchschlagender Grund. Daß Melanchthon „in seiner Person den Humanismus und die Reformation am wirksamsten vereinte" (S. 138 Z. 6 v. u.), läßt sich kaum sagen; ebensowenig, daß Karl V. sich „aus Furcht . . . genötigt sah, den Protestanten . . . freie Religionsübung . . . zu bewilligen" (S. 142 Z. 11 v. u.): es muß doch wohl heißen: „ er wurde durch die Furcht veranlaßt" oder „aus Furcht bewilligte er". — Störend ist auch noch immer an einigen Stellen das von mir schon früher beanstandete Fehlen des Artikels, so S. 11 Z. 6 v. u. „Nach Eroberung Daciens durch Trajan"; S. 62 Z. 5 „Er erwarb solche" (auf eine „starke Hausmacht" bezogen) statt „Eine solche erwarb er"; S. 92 Z. 3 v. u. „um Erblichkeit der Krone zu erlangen".

Anerkennung verdient es, daß der Verfasser, der von Anfang an sehr eifrig bemüht gewesen ist, seine Ausführungen möglichst knapp zu geben und dabei doch genau zu sein, auch in der neuen Auflage manches, was ihm mit Recht noch entbehrlich oder vielleicht auch nicht recht zutreffend zu sein schien, gestrichen hat, so die Anmerkung zu § 7, 1, die in starker Übertreibung den Ruhm Roms verkündete. Auch jetzt könnte wohl noch an manchen Stellen gekürzt werden: so brauchten, um nur eins zu erwähnen, die Kämpfe bei Wiesloch, Wimpfen und Höchst auf S. 169 nicht angeführt zu werden. Der Geschichtslehrer muß in Prima, da ihm leider nur drei Wochenstunden zu Gebote stehen — manche freilich meinen, er könne auch davon noch eine missen! —, sowieso schon eine Art Hexenmeister sein, wenn er wirklich alles tun will, was ihm die Lehrpläne mit der ihnen eigenen Gelassenheit vorschreiben: er soll das Tatsächliche vorführen und für „dessen gedächtnismäßig geordnetes Festhalten", zugleich aber auch für „die ergänzende Vertiefung und vergleichende Durchdringung des in IV bis U II dargebotenen Stoffs nach verschiedenen Gesichtspunkten" sorgen; er soll „Wiederholungen in zusammenfassenden Überblicken" vornehmen, soll die Verfassungs- und Kulturverhältnisse eingehend berücksichtigen und über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart belehren; er soll endlich zu dem allen auch noch die Alte Geschichte wiederholen: wenn das auch nur annähernd möglich sein soll, so ist die äußerste Beschränkung des Stoffes nötig. Wir müssen uns nicht nur um des Buchstabens der Lehrpläne willen, sondern im Interesse der Jugend dazu entschließen und können es auch ganz gut; gibt es doch eine ziemlich große Anzahl von Vorgängen, Namen und Zahlen, die nur deshalb noch gelernt werden, weil sie bisher gelernt worden sind, weil dem Lehrer ihre Kenntnis infolge langer Gewohnheit erklärlicher- und doch törichterweise als unentbehrlich, die Un-

bekanntschaft mit ihnen als bedauerlicher Mangel an allgemeiner Bildung gilt, während in Wahrheit doch davon keine Rede sein kann. Der Ansicht bin ich freilich nicht, die auch ihre Vertreter hat, daß auch die wirklich wichtigen Ereignisse, Orte und Zahlen, die im Leitfaden der Mittelstufe als nötig angeführt und gelernt worden sind, ins Lehrbuch der oberen Klassen nicht alle wieder aufgenommen zu werden brauchten, da es hier ja hauptsächlich darauf ankomme, den geschichtlichen Stoff nach höheren Gesichtspunkten zu behandeln. Das soll gewiß geschehen, aber deshalb darf das Tatsächliche doch nicht geringgeschätzt werden, und der Primaner muß, was zu wissen nötig ist, in seinem Lehrbuch finden; man darf nicht meinen, er könne und werde es im Leitfaden der Mittelstufe suchen. Stutzer scheint mir in dieser Beziehung das Richtige zu treffen.

Von den zahlreichen sachlichen Verbesserungen der neuen Auflage hebe ich nur einige hervor: auf S. 10 sind die Ausführungen über den Limes, auf S. 37/38 die Angaben über die militärische Dienstpflicht unter Karl dem Großen sehr zu ihrem Vorteil verändert, auf S. 70 ist die Entwicklung der fürstlichen Landeshoheit unter Friedrich II. klarer und besser dargestellt. Aber auch hier muß ich, der Pflicht gehorchend, ein wenig kritisieren. In § 18, 5 war in der ersten Auflage zu lesen, daß Otto I. seine spätere Gemahlin Adelheid nach seinem Zug über die Alpen befreit habe, während sie doch in Wahrheit bei seiner Ankunft schon aus der Haft entkommen war. Indes war sie, als sie Ottos Hilfe anrief, noch gefangen, und so ist es denn ungenau, wenn Stutzer nun in der neuen Auflage (S. 48 Z. 13) schreibt „Otto kam es sehr gelegen, daß Adelheid, die entflohen war, ihn um Hilfe anging". Dazu kommt dann, daß unmittelbar nachher aus der ersten Auflage die nunmehr ganz widersinnigen Worte „befreite sie" stehen geblieben sind. Auf S. 145 ist der Satz „an deren (der Schwarmgeister) Spitze Thomas Münzer die Gütergemeinschaft predigte" mit Recht geändert; aber genügt wirklich das Gesagte (Z. 17/16 v. u.) zur Charakterisierung jenes Fanatikers? Von Moritz von Sachsen heißt es jetzt (S. 149 Z. 5 v. u.): „sein Charakter wurde jedoch durch die Beziehungen zu den Romanen lange ungünstig beeinflußt". In Wirklichkeit war Moritz von vornherein, auch als er noch keine Beziehungen „zu den Romanen" hatte, nach seinem Biographen Brandenburg ein Fürst ohne religiöses und überhaupt ohne geistiges Interesse, ohne feste politische Anschauungen und Ziele, nur auf Krieg und Jagd, Wein und Weib bedacht; auch nahm er's mit der Wahrheit schon in jungen Jahren nicht genau. Den haben die Romanen nicht erst zu dem gemacht, was er dann — bei all seinen großen Eigenschaften — leider war, und ich würde mich, um das gleich hier zu bemerken, sehr wohl hüten, den Fürsten, wie es ja freilich oft genug geschieht, den „Retter des Protestantismus"

zu nennen (S. 150 Z. 18 v. u.), der diesen vorher durch sein Handeln erst in die allergrößte Gefahr gebracht hatte: geben wir denn dem den Ehrennamen eines Lebensretters, der ein Kind erst ins tiefe Wasser stößt und es nachher, wenn es nahe am Ertrinken ist, wiederherausholt?

Auch sonst möchte ich dem Verfasser noch einige Veränderungen vorschlagen, die mir als Verbesserungen erscheinen. Auf S. 6 Z. 12 wird das Gefolgswesen „die eigentümlichste Erscheinung der germanischen Urzeit" genannt: aber wir finden doch ähnliches auch bei den Galliern (Caes. b. G. III 22) und bei den Keltiberern (Val. Max. II, 6, 11). Auf S. 20 Anm. 1 steht: „Die Ortsnamen auf -leben (= Erbgut) und -stedt kommen fast nur im Thüringischen vor, die auf -heim finden sich im Fränkischen". Dagegen ist sehr viel einzuwenden. Die Ortsnamen auf -leben, die auf die Warnen zurückgehen, finden sich allerdings sehr zahlreich im heutigen Thüringen — nur an dieses kann man bei dem Ausdruck „im Thüringischen" denken —, aber sie ziehen sich ebenso zahlreich dann auch weiter nach Norden bis zur Altmark und vereinzelt auch in diese hinein: das ganze Land zwischen Elbe und Saale im Osten, dem Thüringer Wald im Süden, dem Harz und der Ocker im Westen und der Ohre im Norden ist ungemein reich an Ortschaften auf -leben; und sie kommen auch, freilich viel seltener, noch jenseits dieser Grenzen vor. Das bezeichnete Gebiet ist ja nun allerdings in uralter Zeit auch Thüringerland gewesen, aber auch auf dieses beschränken sich die Orte auf -leben nicht. Vielmehr stoßen wir, während sich in dem Gebiet von der Altmark an bis ins nördliche Schleswig (von ganz wenigen Orten abgesehen, deren Namen meist jüngeren Ursprungs sind) die Endung -leben nicht findet, plötzlich südlich von der dänischen Grenze wieder auf eine Reihe von Ortschaften auf -leben. Am bekanntesten ist Hadersleben; dazu nenne ich (nach P. Cassel „Über thüringische Ortsnamen" S. 223) Aarsleben, Alsleben, Bollersleben, Norderenleben, Örsleben. Hier ist unter dem deutschen Einfluß überall -leben aus -lev (lef, leff) entstanden, das sich als Endung in Schleswig ebenfalls findet (Tingleff). Ortschaften auf -lev finden sich dann sehr zahlreich vor allem im Süden Jütlands und weiter, wenn auch nicht so häufig, bis an dessen Nordspitze und auf den dänischen Inseln, Namen auf -löv in Schonen und vereinzelt auch in Holland.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung Stutzers betreffs der Namen auf -stedt. Sie kommen außer in Thüringen in außerordentlich großer Zahl vor allem in Schleswig-Holstein, Hannover (nur nicht im Westteil) und Braunschweig vor. Ich nenne nur Idstedt und Bredstedt in Schleswig, Bramstedt und Hemmingstedt in Holstein, Hollenstedt und Beverstedt in Hannover, Helmstedt und Schöppenstedt in Braunschweig.

Was endlich die Bemerkung betrifft: „die (Ortsnamen) auf -heim

finden sich im Fränkischen", so ist sie natürlich an sich richtig: aber Förstemann weist in seinem Altdeutschen Namenbuch mit Recht darauf hin, daß die aus dem Gotischen stammende Endsilbe -heim (= Wohnsitz, Dorf) in Ortsnamen so häufig sei, wie keine andre, und daß ihre Verbreitung sich über die Gebiete aller deutschen Stämme erstrecke; freilich ist -heim im nordwestlichen Deutschland oft zu -um geworden, in andern Gegenden mitunter zu bloßem -en abgeschwächt, in England und Schweden zu -ham, in Flandern zu -hem umgeformt. Von bekannteren Orten auf -heim außerhalb des fränkischen Gebiets nenne ich nur Veltheim und Gandersheim in Braunschweig, Hildesheim, Bentheim und Northeim in Hannover, Mühlheim und Ettersheim im südlichen Baden, wo die Zahl der auf -heim endigenden Orte überhaupt sehr groß ist, Blindheim im bayrischen Schwaben, Schleißheim und Rosenheim in Oberbayern.

Auf S. 51 Z. 16 möchte ich ferner den Satz „Auf dem ersten Zuge erlangte er (Otto I.) die lombardische Königskrone" deshalb beanstanden, weil er den Schüler zu der irrigen Ansicht verführt, Otto sei gekrönt worden; auf S. 59 Z. 17 ff. ist die Behauptung, das Wormser Konkordat habe bestimmt: „Die Bischöfe und Äbte werden durch das Domkapitel, d. h. die zu einer Kathedrale gehörenden Geistlichen und durch das Volk gewählt" deshalb anzufechten, weil es bei einer Abtei wohl ein Kapitel (= Konvent), nicht aber ein Domkapitel geben kann. Der Zusatz „und durch das Volk" ist in dieser Auflage neu hinzugekommen, und das hat seine Berechtigung, denn nicht das Kapitel allein war, wie so oft gesagt wird, zur Wahl berechtigt; aber die Angabe ist doch nicht genau genug: die Wahl der Bischöfe erfolgte nur unter einer gewissen Mitwirkung der nicht zum Domkapitel gehörigen Geistlichen, der Stiftsministerialen und der Bürgerschaft der Stadt; doch war dies Recht der Mitwirkung nie von großer Bedeutung und trat bald ganz zurück: die Dinge entwickelten sich ganz ähnlich wie bei der Wahl des Kaisers und der des Papstes. Nach S. 76 Z. 13 waren die geistlichen Ritterorden deshalb die „eigenartigste Schöpfung der Zeit", weil sie „Mönchsgelübde und Ritterpflichten in den Dienst idealer Zwecke stellten". Aber waren die Ziele vor allem der Mönche nicht auch in ihrer Art ideal und war nicht vielmehr die Vereinigung von Ritter- und Mönchswesen das Eigenartige der Ritterorden? Auf S. 83 u. würde es gut sein, hinzuzufügen, daß die neuen Mönchsorden (die Kartäuser usw.) aus dem Benediktinerorden hervorgegangen sind. Auf S. 85 o. wird nur zwischen königlichen und landesherrlichen Städten unterschieden: die bischöflichen Städte, die Stutzer mit zu den königlichen zu rechnen scheint, nehmen aber doch eine besondere Stellung ein, und die herkömmliche Scheidung in königliche, bischöfliche und landesherrliche Städte verdient unbedingt beibehalten zu werden. Warum S. 90 Anm. 2 die Bezeich-

nung „gotisch“ für den spätmittelalterlichen Baustil statt wie früher durch „barbarisch“ jetzt durch „altfränkisch“ erklärt wird, weiß ich nicht: für richtig kann ich's nicht halten. Auf S. 94 Z. 4 ff. ist nicht zwischen Uri und Schwyz auf der einen und Unterwalden auf der andern Seite unterschieden. Adolf von Nassau bestätigte nur die Freiheiten der beiden erstgenannten Waldstätten, erst Heinrich VII. die aller drei. Die Hanse (warum auch hier wieder die scheinbar nicht auszurottende Form Hansa?) ist doch nicht dadurch entstanden (S. 97 Z. 7 ff.), „daß die östlich der Elbe bis nach Livland hin neu gegründeten Städte mit den älteren niederdeutschen sich vereinten“, sondern vielmehr, wie dies Dietrich Schäfer („Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark“) klar dargelegt hat, durch die Vereinigung zweier ursprünglich voneinander unabhängiger Erscheinungen, nämlich der Verbindung deutscher Kaufleute im Ausland einerseits und der Bündnisse und Einigungen norddeutscher Städte untereinander anderseits. Hus' Auftreten ist damit nicht genügend gekennzeichnet, daß von ihm gesagt wird (S. 100 Z. 18), er habe manche Auszüge aus Wicliffs Streitschriften veröffentlicht und besonders die Mittlerstellung des Klerus bestritten. Ebensowenig ist es für den Barockstil eine ausreichende Kennzeichnung, wenn es von ihm heißt (S. 120 Z. 18 f.): „er verzerrt der größeren Wirkung halber die Säulen, Pilaster und Giebel in willkürlicher Weise“. Auf S. 135 Z. 5 u. 4 v. u. steht der Satz: „Die Renaissance hatte die Pflege des Individualismus zur Folge“. Der Satz müßte richtiger umgekehrt werden, wenn er — und das ist gewiß die Absicht des Verfassers — die durch Jakob Burckhardt herrschend gewordene Ansicht wiedergeben soll. Denn Burckhardt betont ausdrücklich (Kultur der Renaissance, Bd. 1, Abschn. 2, Kap. 1), daß die politischen Verhältnisse Italiens den stärksten Anteil an der Entwicklung der Individualität gehabt hätten; schon am Ausgang des 13. Jahrhunderts, meint er, „beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wimmeln“: erst nachher kam die Renaissance zum Durchbruch. Aber es läßt sich überhaupt daran zweifeln, daß „die Pflege des Individualismus“ etwas Neues, dem absterbenden Mittelalter oder der erwachenden Neuzeit Eigentümliches gewesen sei. Dietrich Schäfer sagt in seiner trefflichen Weltgeschichte der Neuzeit I S. 13 ausdrücklich, Burckhardts Auffassung könne dauernden Wert nur behaupten, soweit künstlerisches Gestalten in Frage komme, und er fährt fort: „Wenn es irgend eine Zeit gegeben hat, in der die Einzelpersönlichkeit entwickelt war, so war es das Mittelalter, und gerade von der Renaissance kann man sagen, daß sie einen starken Anstoß gab, der Individualität der Tat Schranken zu ziehen. Nur dem oberflächlichen Blick, der Zeit und Ort nicht scheidet, erscheinen Ritter und Mönch, Bürger und Bauer, Kaufmann und Zunftgenosse des Mittelalters als feste, unveränderliche Typen. Wer näher hinsieht, erkennt alsbald die

unendliche Mannigfaltigkeit der Hergänge und Verhältnisse und die Fülle starker Persönlichkeiten, die ihre Umgebung zu formen vermochten" (vgl. dazu Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums, 2. Aufl. I 1 S. 174). So unrecht hat Schäfer gewiß nicht: es geht uns mit den Gestalten des Mittelalters ebenso wie mit den Angehörigen fremder, völlig anders gearteter Rassen: sie kommen uns auch bei flüchtigem Anblick fast alle einander sehr ähnlich vor, weil sie alle anders sind als wir; wir sehen zunächst immer nur den Typus.

Ich brauchte eigentlich nicht erst zu bemerken, daß diese Ausstellungen den Wert des Stutzerschen Buches durchaus nicht in Frage stellen sollen. Auch die allerverbreitetsten und am meisten gerühmten Leitfäden zeigen immer wieder, daß Irren menschlich ist, und Stutzer wird ja selbst von seinem Buche nicht so denken, wie der Verfasser einer mir vor längerer Zeit zu Gesicht gekommenen Anzeige von Plötz' Auszug aus der alten, mittleren und neuen Geschichte, der kühnlich behauptete, dies Buch enthalte nunmehr keinen einzigen Fehler mehr! Die Hoffnung aber, die Stutzer an meine Anzeige der ersten Auflage anknüpfend in der Vorrede ausspricht, daß keine Stelle des Buches mehr an Unklarheit leiden möge, konnte schon eher in Erfüllung gehen und ist auch annähernd erfüllt worden. Von den wenigen Stellen, die meiner Ansicht nach noch klarer gefaßt werden müßten, führe ich zwei an; auf S. 27 Z. 6f. steht der übrigens auch wegen der Häufung des „als" zu beanstandende Satz: „Als Arianer mußten die Germanen den Römern zugleich als Barbaren und als Ketzer erscheinen": inwiefern wegen ihres Glaubens als Barbaren? Ebenso möchte ich Anstoß nehmen nicht an dem Sinn, wohl aber an der Fassung des Satzes: „Das erste Maifeld — wegen zunehmender Bedeutung der Reiterei ward das Märzfeld verlegt — hielt Karl in Paderborn" (S. 34 Z 3f.): ohne genaue Erklärung wird das dem Schüler gewiß unverständlich bleiben. Es ist und bleibt eben außerordentlich schwer, zugleich kurz und klar zu sein und doch auch nichts Unrichtiges oder Halbrichtiges zu sagen.

In einem Punkte, der vielen freilich als ganz unwesentlich erscheinen mag, bringt die neue Auflage eine Verschlechterung. Früher schrieb Stutzer, wie sich's gebührt, Köln — jetzt ändert er das auf einmal in Cöln. Diese Schreibart ist aber nicht zu rechtfertigen, und sie wird nicht besser dadurch, daß sie sich rühmen darf, amtlich zu sein. Gewiß, der Name der ehrwürdigen Stadt kommt von colonia, das weiß jedes Kind, aber die Zeiten, wo der einstige Hauptort der Ubier als römische Kolonie zu Ehren der dort geborenen Tochter des Germanikus den Namen Colonia Agrippinensis erhielt, sind nun doch wohl seit etlichen Jahrhunderten vorüber, und wir schreiben ja auch Wien und nicht Vien oder Vin! Köln ist eine gute deutsche Stadt und

kann's als solche verlangen, daß es auch mit deutschen Buchstaben geschrieben werde; ein deutsches c aber gibt es nicht (außer natürlich in der Verbindung ch). Die Stadt heißt doch wohl Köln und nicht Zöln, wie natürlich bei der Schreibung Cöln gesprochen werden müßte. Denn Cötus wird Zötus, Cölibat Zölibat, Cölestin Zölestin usw. gesprochen. Und noch eins: das Wort Kolonie wird auch von Stutzer wie von jedermann mit k geschrieben, und doch zeigt es seine Herkunft von colonia sehr viel deutlicher als das arme Köln. Also fort mit der „amtlichen" Schreibart; wir wollen sie uns nicht aufzwingen lassen, weil sie undeutsch und unberechtigt ist. Daß die Schreibarten Cöpenick (spr. Zöpenick), Colberg, Calau u. a. ebenso verkehrt und verwerflich sind, versteht sich von selbst.

Daß dem Leitfaden diesmal auch Karten beigegeben sind — es sind dieselben, die sich in dem für die Mittelstufe bestimmten zweiten Teile befinden — ist gut und nützlich. Den Geschichtsatlas können sie freilich nicht ersetzen. Das sagt auch Stutzer selbst, und doch scheint er nach den letzten Worten seiner Vorbemerkung damit zu rechnen, daß die Schüler aus Bequemlichkeit den Atlas zu Hause lassen. Mir scheint es viel besser, sie lassen ihn, wenn sie ihn nicht immer hin und hertragen sollen, in der Schule und begnügen sich lieber bei der häuslichen Wiederholung mit den Kartenbeilagen des Leitfadens. Denn in der Klasse kann man sie zum Benutzen des Atlas zwingen, wenn die historischen Wandkarten nicht ausreichen, zu Hause lassen sie ihn zum Teile doch unbenutzt.

Die Anzeige ist länger geworden, als sie werden sollte; ich kann sie nicht schließen, ohne noch einmal ausdrücklich zu betonen, daß das Buch, dem sie gilt, dem Unterrichte trefflich zu dienen geeignet ist und weite Verbreitung verdient.

Berlin. R. Lange.

Remigius Vollmann, Wortkunde in der Schule. Auf Grundlage des Sachunterrichts. I. Teil: Heimat- und Erdkunde. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. München 1908, Max Kellerer. X u. 174 S. 2,60 *M*, geb. 3 *M*.

In der ausführlichen Einleitung tritt der Verfasser mit großer Wärme für die zuerst von A. Richter und nach ihm besonders von R. Hildebrand aufgestellte Forderung ein, daß der deutsche Sprachunterricht „mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt, voll und frisch und warm erfassen soll". Er weist darauf hin, daß der Wortinhalt sowohl, wo es sich um sinnenfällige Dinge, als auch, wo es sich um abstrakte Begriffe, also um rein geistige Dinge, handelt, dem Schüler veranschaulicht werden muß, wenn ihm nicht das Wort als „leere Marke ohne Prägung" im Kopfe bleiben soll. Das größte Hindernis für die Verwirklichung dieser Ideen sieht er in der unzulänglichen deutschsprachlichen Ausbildung eines Teiles der

jetzigen Lehrergeneration und will deshalb dem Lehrer neben den bekannten Wörterbüchern der deutschen Sprache ein aus der Praxis heraus entstandenes Hilfsmittel bieten, das unmittelbar dem Unterrichte dient, zumal manches, was für die Schule von Bedeutung ist, auch in guten Wörterbüchern nicht enthalten ist. Da nun der auf Wortkunde sich gründende Sprachunterricht nur im Anschluß an den Sachunterricht erteilt werden kann, ist die vorliegende Stoffsammlung nach Sachgebieten gruppiert.

Der in zweiter Auflage erschienene erste Teil umfaßt die Heimat- und Erdkunde. Ohne mich auf die Beurteilung des Wertes des Werkes für den sprachlichen Unterricht einzulassen, betrachte ich es im folgenden nur vom Standpunkt des Lehrers der Erdkunde. Auch in der Erdkunde wird mehr und mehr Wert darauf gelegt, den Wortbestand der Namen dem Schüler durch Erklärung zum Verständnis zu bringen und ihm zu zeigen, wie diese Namen keineswegs tote, leblose Wortformen sind, daß sie vielmehr Leben in sich tragen und, wenn wir nur den Schlüssel finden, um ihnen den Mund zu öffnen, zu uns reden von alten Zeiten oder den Wundern fremder Länder. Für dieses Ziel bietet nun Vollmanns Wortkunde ein recht brauchbares Hilfsmittel. Es behandelt in 9 Abschnitten: Heimatort, Bodenformen, Bewässerung, Witterungserscheinungen, Bewohner, Staat und Gemeinde, Himmelskörper, geographische Namen und Worte aus der Seemannssprache. Schon die ersten sieben Abschnitte enthalten eine große Anzahl von Worten, die entweder unmittelbar geographische Bezeichnungen sind oder zur Bildung der eigentlichen geographischen Namen verwandt worden sind, so daß ihre Erklärung auch dem Lehrer der Erdkunde für den erwähnten Zweck willkommen ist. Vor allem gilt dies von dem achten Abschnitte, der im besondern die geographischen Namen behandelt. Berücksichtigt sind allerdings dem eigentlichen Zwecke des Buches entsprechend nur geographische Namen des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns und einiger der angrenzenden Länder. Erschwert wird die Benutzung des betreffenden Abschnittes dadurch, daß die geographischen Namen nicht in das am Ende des Buches befindliche Wörterverzeichnis aufgenommen sind, und ferner dadurch, daß sehr oft auf Ausführungen, die an andrer Stelle schon gemacht sind, verwiesen wird, so daß man mitunter drei, vier und mehr Stellen nachschlagen muß, um die Erklärung eines Namens zu finden. Zuerst sind Gebirgs- und Bergnamen, dann Fluß- und Seenamen zusammengestellt, endlich kommen Länder- und Städtenamen. Diesem Abschnitte sind vorangestellt die Wortstämme, die vorzugsweise zur Bildung von Ortsnamen gedient haben, und zwar 1. Ansiedlungen am Wasser, 2. Ansiedlungen an Bergen und in der Ebene, 3. Ansiedlungen am Walde oder an Rodungen, 4. Haus und Hof, 5. nach Geschlechtern und Personen benannte Ansiedlungen, 6. an christliche Begriffe an-

knüpfende Ortsnamen. In Ermangelung andrer Hilfsmittel können diese Abschnitte recht gute Dienste leisten. Der Zweck des Buches ist weniger eine möglichst große Anzahl von geographischen Namen zu erklären als vielmehr durch die gebotenen Erklärungen eine Anleitung zu geben, die etwa vorkommenden Namen selbst zu erklären. Die gebotenen Namenerklärungen beruhen auf einer gewissenhaften Benutzung der umfangreichen dieses Gebiet behandelnden Literatur und sind deshalb zuverlässig, soweit die Namenforschung überhaupt schon zu feststehenden Ergebnissen geführt hat. Wir wünschen dem Buche nicht nur im Interesse des deutschen, sondern auch des erdkundlichen Unterrichts eine recht weite Verbreitung.

Treptow a. R. K. Schlemmer.

Wilhelm Budde's Physikalische Aufgaben für die oberen Klassen höherer Lehranstalten nebst den Lösungen. Vierte Auflage, neu bearbeitet und vermehrt von P. Johannesson. Braunschweig 1908, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. Vorwort, Inhaltsverzeichnis u. 158 S. Text. gr. 8. geh. 2 M, geb. 2,40 M.

Die Aufgaben sind den bei Entlassungsprüfungen gestellten Vorwürfen entnommen. Hieraus erklärt sich die Art derselben und die Verschiedenheit des Umfanges der einzelnen Kapitel.

Ein besonderer Teil enthält die Lösungen sämtlicher Aufgaben, zum Teil mit kurzen Erläuterungen, ein Anhang Themata zu Abhandlungen und Beschreibungen, von der dritten Auflage an auch aus der Chemie.

Das Buch ist somit ein Gegenstück zu der von Martus im Jahre 1864 herausgegebenen vortrefflichen Sammlung mathematischer Aufgaben.

Daß Budde bei seiner Auswahl richtig verfahren ist und ein Buch geliefert hat, das nicht nur für den physikalischen Unterricht hervorragend brauchbar ist, sondern auch ein verdienstvolles Stück Schulgeschichte enthält, weiß jeder erfahrene Lehrer der Physik.

Der Tätigkeit des Herausgebers der vierten Auflage darf man zustimmen, doch bedauert Ref., daß der ursprüngliche Titel des Buches, dessen erste Auflage im Jahre 1888 erschien, nicht unverändert beibehalten ist. Er entsprach der Eigenart desselben besser als der jetzige. Auch das erste Vorwort des Verfassers vom November 1887 hätte Ref. gern unverkürzt wiederfinden mögen.

Für die späteren Auflagen empfiehlt Ref., eine mäßige Vermehrung der Aufgaben aus der Lehre vom Schalle, falls die Jahresberichte der höheren Schulen dazu die nötige Unterlage liefern, ins Auge zu fassen, im übrigen aber von der ursprünglichen Absicht des Verfassers in keiner Weise abzuweichen.

Potsdam. E. Hutt.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. Vierter Band: Kielbank bis Nordkanal. Leipzig und Wien 1908, Bibliographisches Institut. 1024 S. Lex.-8. geb. 12 ℳ.

In kurzer Zeit hat es der neue „Kleine Meyer", der sich jetzt in sechs Bänden präsentiert, fertig gebracht, sich einen Namen zu machen. Der soeben erschienene vierte Band mit seinem geradezu glänzenden Illustrationsmaterial — er umfaßt 8 farbige und 76 schwarze Tafeln, 22 Karten und Pläne sowie 28 zum Teil illustrierte Textbeilagen — wird sicherlich dazu beitragen, diesem Namen Weltruf zu erwerben. Es ist wirklich eine Freude, allenthalben feststellen zu können, wie zielbewußt das Unternehmen seinem Ende entgegengeführt wird. Wir können nur wünschen, daß die Pädagogen, die sich aus Mangel an Platz oder wegen der höheren Kosten den „Großen Meyer" versagen müssen, recht zahlreich zu dem kleinen Sechsbänder greifen mögen. Sie werden an dem schönen Werk, das außer andern Vorzügen auch noch den der Wohlfeilheit hat, ihre Freude haben.

2. Mikrokosmos, Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung. Herausgegeben von R. H. Francé. Band II, Heft 1 u. 2.

3. Schule und Technik. Spezialorgan für moderne Schultechnik. Herausgegeben von H. Lemke. Jahrg. 1, Nr. 2.

4. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur. Herausgegeben von Fr. Frisch. Jahrg. 4, Nr. 1—5.

5. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Hansaschule in Bergedorf bei Hamburg am 2. April 1908. Wiss. Beilage zum Jahresbericht der Schule 1908. 214 S. gr. 8.

6. E. Schmiele, Das Königliche Wilhelms-Gymnasium in den Jahren 1858—1908. Festschrift zum 17. Mai 1908. Berlin 1908, Druck von Trowitzsch & Sohn. VIII u. 223 S.

7. Festschrift zum Fünfzigjährigen Jubiläum des Königlichen Wilhelms-Gymnasium am 17. Mai 1908. Veröffentlicht von seinem Lehrer-Kollegium. Berlin 1908, Druck von Trowitzsch & Sohn. 206 S.

8. Jahresberichte für neuere Deutsche Literaturgeschichte. Herausgegeben von Jul. Elias u. a. Fünfzehnter Band (1904). I.: Bibliographie, bearbeitet von O. Arnstein. 1907. 270 Sp. gr. 8. — II.: Text und Register. 1908. 257 S. gr. 8. Berlin, B. Behrs Verlag.

9. A. Ohlert, Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems. Band I: Zur Lösung des Bildungsproblems. Hannover 1908, C. Meyer (G. Prior). VIII u. 96 S.

10. A. Schopenhauer, Über die Weiber. Herausgegeben von B. Friedländer. Treptow-Berlin 1908, Bernhard Zack. 16 S. 0,20 ℳ.

11. W. Ostwald, Grundriß der Naturphilosophie. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig 1908, Philipp Reclam jun. 195 S. geb. (Bücher der Naturwissenschaft. Herausgegeben von S. Günther.)

12. K. Schirmacher, Zwischen Schule und Ehe. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Mai 1908. 20 *h*.

13. A. Biese, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 343 S. 6 *M*.

14. Fr. Weigl, Karl Mays pädagogische Bedeutung. München 1908, Val. Höfling. 40 S. 0,60 *M*. (Pädagogische Zeitfragen Band 4, Heft 22.)

15. B. Otto, Wie ich meinen Kindern von der Bodenreform erzähle. Berlin, „Bodenreform". 31 S. 0,50 *M*. (Soziale Zeitfragen Heft 35.)

16. M. Kleinschmidt, Grammatik und Wissenschaft. Eine psychiatrische Studie. Hannover 1908, Max Jänecke. 72 S.

17. Hans Vollmer, Ein deutsches Adambuch. Nach einer ungedruckten Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek aus dem 15. Jahrhundert. Mit 2 Illustrationsproben. Hamburg 1908. VI u. 51 S.

18. R. J. Bonner, The Jurisdiction of the Athenian Arbitrators. S. 407—418. (S.-A. aus Class. Phil. II.)

19. R. J. Bonner, The Legal Setting of Plato's Apology. S. 169—177. (S.-A. aus Class. Phil. III.)

20. Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht. Zeitschrift für Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts usw. In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von H. Spanuth. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Jahrg. 1, Heft 6. Preis halbjährlich 3 *M*, Einzelheft 0,80 *M*.

21. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1907—1908. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 29 Abbildungen. Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung. XII u. 510 S. Lex.-8. geb. in Orig.-Leinwandband 7,50 *M*.

22. Verhandlungen der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel vom 24. bis 27. September 1907. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von G. Ryhiner. Leipzig 1908, B. G. Teubner. VIII u. 221 S. 6 *M*.

23. A. Forel, Die Gehirnhygiene der Schüler. Vortrag. Wien 1908, Manz'sche Buchhandlung. 29 S.

24. J. Cerny, Jean Pauls Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. Progr. Staats-O.-G. in Mies 1907 u. 1908. Selbstverlag des Verfassers. 20 u. 23 S. gr. 8.

25. Ad. Bachmann, Die Einführung und Geltung der inneren Amtssprache in Böhmen. Prag, Juni 1908. 40 *h*.

26. Chr. Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe C. Fünfter Teil: Für Obersekunda und Prima. Bearbeitet von H. J. Müller und H. Fritzsche. Leipzig 1908, B. G. Teubner. VIII u. 400 S. geb. 3 *M*.

27. E. Loch, Wörterverzeichnis zu Ostermann-Müllers Lateinischen Übungsbüchern. Dritter Teil: Quarta. Leipzig 1908, B. G. Teubner. IV u. 28 S.

28. Sammlung Göschen. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jeder Band geb. 0,80 *M*.

a) R. Sternfeld, Französische Geschichte. Zweite Auflage. 194 S.

b) K. Voßler, Italienische Literaturgeschichte. Zweite Auflage. 147 S.

29. Sand, La petite Fadette. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Emmy Schild. Gotha 1908, F. A. Perthes. V u. 116 S. 1 *M*. Wörterbuch 36 S. 0,40 *M*.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Ibsens Peer Gynt und Björnsons Pfarrer Sang in ihrem Verhältnisse zu der griechischen Tragödie und den tragischen Kunstgesetzen des Aristoteles.

Mit der Forderung, daß das Gymnasium seine Schüler in das Geistes- und Kulturleben der klassischen Völker einführen soll, ist dem Lehrer die Aufgabe gestellt, vor allem sich selbst eine tiefe und umfassende Kenntnis dieses Lebens in seinen mannigfachen Gestaltungen zu erarbeiten. Die Aufgabe ist schön, aber groß und schwer. Die Gebiete, die für ihre Lösung in Betracht kommen, sind zahlreich, und fast auf allen treten uns wissenschaftliche Probleme entgegen, die erst gelöst werden müssen, wenn wir zu einer wirklichen Erfassung des Gegenstandes und zu seiner sicheren Darstellung den Schülern gegenüber vordringen wollen. Zu den wichtigsten dieser Probleme gehört die Frage nach dem Wesen der Tragödie. Bei der Erörterung dieser Frage erscheint es richtig, von den Bestimmungen der Aristotelischen Poetik auszugehen. Freilich kann diesem Verfahren gegenüber geltend gemacht werden, daß dieses Werk sich heutigentags nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr überall desselben Ansehens erfreue wie früher, daß im Gegenteil bedeutende Gelehrte und hochgebildete Freunde der Kunst abweichende Anschauungen bekunden. Damit erhebt sich die Frage: Haben die tragischen Kunstgesetze des Aristoteles auch für uns noch Wahrheit und Wert? Wird diese Frage verneint, so hat die Poetik des Aristoteles nur noch historische Bedeutung, und dasselbe Schicksal droht auch der griechischen Tragödie; denn Aristoteles hat seine tragischen Kunstgesetze aus den Meisterwerken der griechischen Bühne abstrahiert. Mit der verneinenden Antwort der gestellten Frage wäre also dem Gymnasium ein heftiger Schlag versetzt; denn der griechische Unterricht hat doch nur dann seine volle Berechtigung, wenn das Geistes- und Kulturleben der Hellenen,

von dem die griechische Tragödie einen guten Teil zur Darstellung bringt, für uns „aktuellen" Wert hat. Zur Lösung der so erwachsenden Aufgabe soll auch die vorliegende Abhandlung einen Beitrag liefern.

Als Aristoteles daranging, seine Bücher über den Staat zu schreiben, da hat er eine sehr große Anzahl von Staatsverfassungen studiert, um durch ihre analytische Betrachtung die Erkenntnis vom Wesen des Staates zu gewinnen. Auf demselben Wege hat er das Wesen der Tragödie zu ergründen gesucht. Gewiß können wir uns nur sehr schwer zu der Annahme entschließen, daß ein so ungemein scharfsinniger und besonnener Denker wie Aristoteles auf einem Gebiete von Erscheinungen, die in reicher Fülle offen vor ihm ausgebreitet lagen, bei Anwendung einer vollkommen richtigen Methode der Forschung zu falschen Ergebnissen gelangt sein sollte. Dazu kommt, daß Autoritäten allerersten Ranges ihm zugestimmt haben. Lessing hält die Dichtkunst des Aristoteles für ein „ebenso unfehlbares Werk, als die Elemente des Euklides nur immer sind"[1]). Ein gleiches Urteil bekundet Schiller. In der Zeit, wo er am Wallenstein arbeitete, las er die griechischen Tragiker mit großem Eifer und studierte er auch die Poetik des Aristoteles, die ihm Goethe geliehen hatte. Er war mit ihr sehr zufrieden und glaubte, daß er in seinem Wallenstein in allen wesentlichen Forderungen diesem „nüchternen Kopfe und kalten Gesetzgeber" Genüge geleistet habe und leisten werde. Und in der Tat ist diese unsere größte Tragödie zugleich zum herrlichsten Kommentare für die Poetik des Aristoteles geworden. Darum wird es auch wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir in der vorliegenden Abhandlung gerade auf diese Tragödie wiederholt zurückkommen. Goethes Übereinstimmung mit den wesentlichsten Regeln des Aristoteles wird die vorliegende Untersuchung selbst dartun. Aber bei der klassischen Richtung der genannten Heroen unserer Literatur und bei der Art, wie die Aristotelische Poetik

---

[1]) Hamburgische Dramaturgie 101.—104. Stück: „Aber man kann studieren und sich tief in den Irrtum hineinstudieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiert hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indes stehe ich nicht an zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie für ein ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind ebenso wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Schikane ausgesetzt als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen".

entstanden ist, kann gesagt werden, daß die tragischen Kunstgesetze dieses Philosophen zunächst doch nur für die griechische Tragödie Geltung haben, aus deren Untersuchung sie hervorgegangen sind. Auch müssen wir die Möglichkeit anerkennen, daß das Wesen des Tragischen noch andere Auffassungen zuläßt, und daß sein Gebiet eine Erweiterung erfahren kann oder auch schon erfahren hat, wie denn das in gewissem Sinne verwandte Gebiet der Musik tatsächlich eine solche in hohem Maße gewonnen hat. Man denke nur an Richard Wagner und denke daran, daß die Musik, die seine Anhänger bei seinem Auftreten Zukunftsmusik nannten, gleichwie er selbst sein Werk ein Werk der Zukunft genannt hat, durchaus eine Musik der Gegenwart geworden ist. Es erwächst also für uns die Aufgabe zu untersuchen, wie weit denn die Tragödien anderer Völker und anderer Zeiten den tragischen Kunstgesetzen des Aristoteles und damit den Grundanschauungen der griechischen Tragödie entsprechen. In gleicher Weise verfährt die Rechtsphilosophie, die sich nicht mehr mit der Erforschung des römischen und des germanischen Rechtes begnügt, sondern sogar die rechtlichen Anschauungen einfacher Naturvölker ihrer Betrachtung unterwirft, und ebenso erforscht die Religionswissenschaft die religiösen Anschauungen aller Völker, von denen wir nähere Kunde haben, und sucht auf diese Weise eine vollkommene Erkenntnis ihres Gegenstandes zu gewinnen. Daß die Sprachwissenschaft schon längst diesen Weg beschritten hat, ist bekannt. Wenn wir nun dieses vergleichende Verfahren für die Erfassung des Wesens der Tragödie in Anwendung bringen, in der Weise, daß wir dabei die Poetik des Aristoteles im Auge behalten, so müssen wir uns einen unbefangenen Sinn und einen freien Blick bewahren und dürfen nicht darauf aus sein, die Anschauungen des Aristoteles und der griechischen Tragödie überall wieder finden zu wollen. Besonders lehrreich erscheint es, Dramen, die zeitlich und räumlich von der griechischen Tragödie recht weit abliegen, zu dem angegebenen Zwecke zu betrachten, und so wählen wir zwei von den beiden großen nordischen Dichtern unserer Zeit gezeichnete dramatische Gestalten, Ibsens Peer Gynt und Björnsons Pfarrer Sang. Ibsens Peer Gynt haben wir nicht deswegen gewählt, weil dieses Drama bei den Norwegern geraume Zeit für das bedeutendste Werk Ibsens gegolten hat, oder weil Peer Gynt der nordische Faust genannt worden ist, sondern wegen des ganz eigenartigen, teilweise seltsamen Charakters des Stückes, der eine Zusammenstellung mit der griechischen Tragödie geradezu zu verbieten scheint. Finden sich trotzdem in ihm wesentliche Übereinstimmungen mit den dieser zugrunde liegenden Anschauungen, so erhalten wir damit doch wohl ein Recht, in ihnen etwas Allgemein-Menschliches zu erblicken und demnach ihnen Wahrheit beizulegen.

In Deutschland hat man sich lange Zeit nicht viel um dieses Werk gekümmert, und die weiteren Kreise unseres Volkes sind erst durch die sich daran anschließenden Kompositionen Edvard Griegs darauf aufmerksam geworden. Ibsen selbst hat sein Werk ein dramatisches Gedicht genannt, aber durch einen Teil desselben geht ein tragischer Zug, den wir unmittelbar empfinden. Bei der Betrachtung dieses tragischen Charakters lassen wir alles Allegorische und Symbolische, das einen weiten Raum in dem Drama einnimmt, soviel als möglich beiseite. Gestalten wie der Krumme, der Magere, der Knopfgießer kümmern uns nur wenig, wir haben es vor allem mit dem Bauernsohne Peer Gynt, mit seiner geliebten Solveig und mit seiner Mutter Aase zu tun. Aber auch hier dringt die Allegorie ein. Ibsen selbst hat erklärt, Peer Gynt stelle das norwegische Volk dar, und Solveig bleibt am Schlusse des Gedichtes nicht die Geliebte Peers, sie wird des Irrenden Mutter, die den unglücklichen Sohn, der sich fest an sie klammert und sein Gesicht an ihrer Brust verbirgt, liebevoll zu sich nimmt:

„Ich will wiegen dich, ich will wachen;
Schlaf und träume, du Knabe mein!“

Ist Peer Gynt wirklich das norwegische Volk oder der Repräsentant dieses Volkes, dann sind wir versucht, bei seinen Fahrten über das Meer, bei seinem Streben, Reichtümer und Herrschaft zu gewinnen, an die kühnen Heerfahrten der Normannen, an ihre Beute- und Eroberungszüge zu denken. Wie Gynt ging auch ihnen alles Gewonnene wieder verloren. Selbst die mit großen Erfolgen Gekrönten, die im Auslande sich eine Herrschaft erkämpft hatten, teilten dieses Los: die, welche die Normandie gewonnen hatten, wurden Franzosen, die von da nach England hinübergingen, Engländer. Ist Peer Gynt Norwegens Volk, so muß Solveig, die zu Peers Mutter wird, die Heimat dieses Volkes sein, die in Geduld und liebender Hoffnung der Ausgezogenen harrt und die nach erfolglosen Mühen und Kämpfen müde Heimkehrenden freundlich wieder in ihren Schoß aufnimmt. Diese Deutung müßte aber noch eine Modifikation dahin erfahren, daß Norwegens Volk, nachdem es abenteuernd Reichtum und Herrschaft in fremden Landen gesucht, aber trotz aller Tapferkeit und Anstrengung nichts für die Dauer gewonnen hat, schließlich Frieden und Glück auf dem Boden der heimatlichen Erde findet. Die Worte, die Solveig zu dem heimkehrenden Geliebten spricht:

„Du hast mir zu einem schönen Gesang
Das ganze Leben gemacht, — o Dank!“

lassen sich dann leicht darauf deuten, daß Norwegens Land und Geschichte durch die kühnen Taten seiner in die Ferne gezogenen Söhne poetisch verklärt worden ist. Eine solche Stimmung überkommt einen jeden, der in Christiania das vor einer Reihe von

Jahren ausgegrabene Wikingerschiff sinnend betrachtet. Doch poetisch verklärt wäre auch die Gestalt einer leibhaftigen Solveig, die in Glaube, Hoffnung und Liebe geduldig des fernen Geliebten geharrt hat, gleichwie das Haupt Gudruns um ihrer unwandelbaren Treue willen der leuchtende Glanz der Dichtung umstrahlt. Ganz durchführen läßt sich jene allegorische Deutung auf keinen Fall. Man denke z. B. an die Szene, die uns Aases Tod vorführt. Im gewissen Gefühle, daß es ans Sterben geht, sagt die Mutter:

„Ja, Peer, bald ist es vorbei.
Wenn meine Augen gebrochen,
So drücke sie sanft mir zu,
Und bette die alten Knochen
In den Sarg zu langer Ruh.
Doch laß ihn auch hübsch mir malen!“

Ängstlich fragt Peer:

„Was sitzt du so steif auf dem Schlitten,
O Mutter, und rührst kein Glied?
Du sollst nicht so liegen und starren.
Sprich, Mutter! Es ist dein Peer“.

Dann schließt er ihr die Augen zu und beugt sich über sie mit den Worten:

„Hab Dank für alles, fürs Zanken,
Für Schläge, für Scherz und Kuß!
Doch mußt du nun auch mir danken
Für die Fahrt. — — Das ist der Schluß“.

Dabei drückt er seine Wange an den Mund der Toten. Hier sträubt sich unser Gefühl gegen jede allegorische Deutung. Das ist nicht Norwegens Volk und Norwegens Land, das ist Peer, Aases Sohn, und seine Mutter. So bleibt für unsere Aufgabe Peer Gynt der norwegische Bauernsohn, und wenn er Norwegens Volk sein soll, so ist er es nur in dem Sinne, daß sich in ihm und seinem Geschicke der Charakter und das Schicksal dieses Volkes widerspiegelt. Es entspricht dieser Auffassung, wenn Ibsen, wie jetzt auf Grund seines Nachlasses gesagt wird, Züge seines eigenen Wesens und Lebens zur Schöpfung dieser Gestalt mit verwandt hat. Nach dieser Feststellung können wir an unsere eigentliche Aufgabe gehen.

Aristoteles bezeichnet als die Grundbedingung des Tragischen den Umschwung aus Glück in Unglück. Er entfernt sich damit von dem griechischen Sprachgebrauche, nach dem ein jedes ernste Drama eine Tragödie ist, und begründet so die Unterscheidung von Tragödie und Schauspiel, die wir heutigentags noch festhalten. Viele wollen nur den tödlichen Ausgang als tragischen Ausgang gelten lassen. Soweit geht Aristoteles nicht. Wenn er seinen Bestimmungen über das Wesen des tragischen Helden noch hinzufügt: „und zwar soll er zu den in großem Ansehen

und in hohem Glücke Stehenden gehören, gleich einem Ödipus und Thyestes und anderen hervorragenden Mitgliedern solcher Geschlechter", so soll damit das, was wir ein bürgerliches Trauerspiel nennen, nicht ganz ausgeschlossen sein, sondern ihm nur die höchste tragische Wirkung abgesprochen werden. So kann auch der Bauernsohn Peer Gynt der Held einer Tragödie sein. Bei den Worten „Umschwung aus Glück in Unglück" denken wir zunächst an ein Glück, das der Held der Tragödie besitzt, vielleicht schon lange besessen hat, aber es kann ebenso tragisch wirken, wenn wir eines Glückes verlustig gehen, das wir noch nicht besaßen, das uns aber zugefallen wäre, hätten wir es nicht verscherzt. Der Unterschied zwischen beiden Möglichkeiten ist kein wesentlicher, beide Male gehen wir unseres Lebensglückes verlustig. Das Tragische des Menschenloses in beiden Fällen spricht in ergreifenden Worten die Prinzessin in Goethes „Torquato Tasso" aus. Ihr Leben war von früher Jugend an eine fortgesetzte Übung im Entbehren und Entsagen. Nun soll sie den jungen Dichter, mit dem ihr das Leben zum Leben ward, wie sie es nie gekannt, von sich lassen, will sie ihn von sich lassen, mit blutendem Herzen. Als nun die Gräfin die tiefunglückliche Freundin auf die stille Kraft der schönen Welt, der guten Zeit hinweist, die sie unvermerkt erquicken werde, da kommen aus ihrem verwundeten Herzen die schmerzlichen Worte, die das Tragische ihres Loses in voller Wahrheit zur Darstellung bringen:

„Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen".

Auch für Peer Gynt gab es ein Glück. Es war der Besitz der reinen, holden Solveig. Als er sie, die das Jahr vorher konfirmiert worden war, auf dem Hofplatz zu Hägstad an dem Hochzeitsfeste Ingrids, der Tochter des Hägstadbauern, zum ersten Mal erblickte, da weist er den ihm dargebotenen Trunk zurück und sieht ihr unverwandt nach:

„Welch Wesen! So hab' ich's noch nicht gesehn!
Ganz Demut vom Kopf bis zu den Zehn,

Den Blick auf die weiße Schürze gesenkt,
In der Hand das silberbeschlagene Buch,
Darauf das weiße linnene Tuch. —
Und wie sie sich an die Mutter drängt!
Ich muß ihr nach".

Unter allen Mädchen bleibt sie allein ihm wert. „Hol der Henker alle Weiber", spricht er in seinem Unmute zu Ingrid, die ihn an sich fesseln will, „außer einer". Mit weicher Stimme bittet er Helga, Solveigs kleine Schwester: „Nein, sag nur, sie soll mich nicht vergessen!" Und auch er hat auf Solveig einen tiefen Eindruck gemacht. Sie kann gar nicht genug von ihm hören. „Erzähl mir noch etwas", bittet sie Aase. „Von meinem Peer?" — „Ja, alles!" — „Alles? Da würdest du müd'". — „Nein, Mutter Aase, eh' das geschieht, zu reden würdest du eher müd'". Und wenn die Mutter Geschichten von ihm erzählt, dann sieht sie ihn, dann hört sie ihn in ihren Gedanken, und wenn nachts die Träume auf sie sinken, dann vernimmt sie die eine Botschaft, die frohe Botschaft: „Nun darfst du kommen". Ob er ihr gut sei, weiß sie nicht; sie weiß nur, daß sie kommen muß. Schwer wird es ihr, von der kleinen Schwester zu gehen, schwerer noch vom Vater, am schwersten von der Mutter. Sie schied von allen, um zu dem Geächteten in seine einsame Hütte zu eilen.

„Auf Schneeschuhn kam ich durch Sturm und Graus;
Sie fragten: Wohin? Ich sagte: Nach Haus.
Da unten war's gleich einer Gruft,
So schwül und beklommen; es engte die Brust.
Auch darum hab' ich fortgemußt.
Doch hier, wo im Winde die Kiefern sausen,
Hier bin ich zu Haus und will hier hausen".

So ist die liebliche und lichte Solveig zu ihm gekommen, mit ihr sein Glück, und er hält beide in seiner Hand.

„So halt' ich dich fest; doch tritt hinein;
Ich hole zum Feuer auf niedrigem Herde
Noch Späne, daß hell und warm es werde;
Wir plaudern dann bei dem freundlichen Schein".

Als Solveig in seine Hütte getreten ist, da steht er erst eine Weile still, dann lacht er vor Freude laut auf und springt in die Höhe:

„Meine Königstochter! Nun endlich gefunden!
Nun sind geheilt die schwersten Wunden".

Sein Glück ist da, und er hat es gefaßt. Doch er läßt los, was er freudetrunken erfaßt hatte. In seiner Brust regt sich das Bewußtsein der Schuld. Ob eine wirklich begangene Schuld vorliegt, oder ob es nur „Gedankensünden" sind, die ihn beunruhigen, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Auf jeden Fall verwehrt es ihm sein Gewissen, der lieblichen Solveig nahe

zu bleiben, denn „sie verlöre den Glanz und die reine Zier“. Als die holde Jungfrau in die Tür der Hütte tritt, da ruft er ihr zu: „Du mußt warten; ich hole noch ein paar Kiefernschwarten“. Freundlich bittet sie: „Doch nicht zu lange laß mich warten“. Seine Antwort ist: „Lang oder kurz — du mußt warten“. „Ja, warten“, erwidert sie, ihm zunickend. Peer geht, und nachdem er seine Mutter bestattet hat, da wandert er über das Gebirge zur See und fährt nach Amerika, wo er große Reichtümer erwirbt. Wir finden ihn darauf an der Südwestküste von Marokko wieder, dann an der Grenze der Wüste, später in einer Oase bei einem Araberhäuptling, wo er den Propheten spielt und sich in Anitra, des Häuptlings Tochter, verliebt. Solveig ist vergessen. Von Anitra schelmisch betrogen, stellt er Betrachtungen über sich, über das Erlebte und über das nun zu Beginnende an. Eben hat er mit den Worten geschlossen:

„Und die Weiber — da ist man nun ganz verraten“,

da führt uns der Dichter nach dem hohen Norden vor eine Hütte im Walde, über ihr ein Renntiergeweih. Vor ihr sitzt und spinnt im Sonnenschein eine Frau von mittlerem Alter, blond und hübsch. Es ist Solveig, die da singt:

„Wohl vergeht der Winter, die Sommerzeit,
Dann das Jahr, und du bist noch immer weit,
Doch endlich kommst du, dann bleibst du hier,
Und ich warte so lang', das versprach ich dir.
Gott gebe dir Kraft, wo auch immer du ziehst!
Gott segne dich, wenn du vor ihm kniest!
Hier wart' ich so lang, bis du kommst, mein Freund;
Und wartest du droben, -- bald sind wir vereint“.

Nachdem Peer noch Ägypten besucht hat, kehrt er als Greis heim und kommt an dieselbe Hütte, aus der Solveigs Gesang zu ihm tönt:

„Nun ist alles zu Pfingsten bereit.
Lieber Knabe, noch immer weit. —
Kommest du wohl?
Bist auf weiten Fahrten,
So sei nicht bang!
Ich will schon warten,
Sei's noch so lang“.

Da überzieht Totenblässe Peers Gesicht, und tief bekümmert spricht er die Worte:

„Eine, die gedacht — und einer der vergessen.
Eine, die entsagt — und einer der vermessen.
O Grauen! Und niemals wandl' ich's um.
O Gott! Hier war mein Kaisertum!“

Dann stürzt er fort in den Wald. Die Erkenntnis kommt zu spät. Sein Leben ist „verpfuscht, verdorben, gekränkt“. Er kehrt heim „müde vom Leben. O gönnt ihm Ruh!“

Peer hatte das ihm bestimmte Glück gefunden, war es ihm doch nachgegangen; er hatte es mit beglückter Hand ergriffen, aber er hat es sich nicht erhalten. Er ging dieses hohen Glückes verlustig, denn er kannte es nicht; er kannte es wohl und wußte es nicht zu schätzen. Ein Mangel an Erkenntnis also, ein Mangel an Verständnis war der Grund. Goethes Anschauung von dem Wesen des Tragischen berührt sich hier eng mit der Grundanschauung der griechischen Tragödie, wie sie in dem Worte *ἄτη* ausgedrückt ist. *Ἄτη* heißt Verblendung und Unheil, und die Verblendung ist der Grund des Unheils. Der Chor in der Antigone des Sophokles sieht die Quelle des Unheils darin, daß die Menschen das Böse für gut halten[1]). Wir denken dabei zunächst an das sittlich Gute und sittlich Böse und sind damit keineswegs im Unrecht, aber doch haben die Worte *ἀγαθόν* oder *ἐσθλόν*, wie es an jener Stelle heißt, einen weiteren Umfang und bedeuten auch das, was für uns ein Gut, also ein Glück ist, und das Gegenteil, das Böse, ist demnach auch das, was für uns böse oder schlimm, also ein Übel ist. Diese Auffassung stimmt zu dem Anfange der bezeichneten Antistrophe, und auch die Prinzessin im Torquato Tasso spricht erst von dem vielen Guten, das sich in der weiten Welt hin und her bewegt, und dann vom Glücke. Jenes Gute macht eben das Glück aus.

Nach Goethe also und nach Sophokles ist ein Mangel an Erkenntnis der Grund dafür, daß wir um unser Lebensglück kommen. Nach Aristoteles ist es eine *ἁμαρτία* oder ein *ἁμάρτημα*. Das ist auch zunächst ein intellektueller Begriff. Das Wort bezeichnet ein Verfehlen des Rechten, also eine irrige Auffassung, einen Irrtum, und die daraus hervorgehende falsche Handlungsweise. Wir sagen für *ἁμαρτία* gern Schuld, aber wir dürfen nicht glauben, daß Schuld ohne weiteres gleichbedeutend mit Verbrechen sei. Die *ἁμαρτία* kann ein Verbrechen sein, braucht es aber nicht zu sein. Wallensteins Abfall vom Kaiser ist eine *ἁμαρτία*, also zunächst ein Irrtum, eine Verblendung. Er läßt sich durch die Gräfin Terzky zu dem irrigen Glauben verleiten, daß es gar nicht wider die Natur sei, wenn er die Waffen gegen den Kaiser kehre, daß zwischen ihm und dem

---

[1]) Zweite Antistrophe des dritten Chorliedes der Antigone V. 615—625:

ἁ γὰρ δὴ πολύπλαγκτος ἐλπὶς
πολλοῖς μὲν ὄνασις ἀνδρῶν
πολλοῖς δ' ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων·
εἰδότι δ' οὐδὲν ἕρπει,
πρὶν πυρὶ θερμῷ πόδα τις προσαύσῃ.
σοφίᾳ γὰρ ἔκ του
κλεινὸν ἔπος πέφανται,
τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν
τῷδ' ἔμμεν, ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν (Verblendung).
πράσσει δ' ὀλίγιστον χρόνον ἐκτὸς ἄτας (Leid).

Kaiser von Pflicht und Recht nicht die Rede sein könne, sondern nur von der Macht und der Gelegenheit. So war es ein Irrtum, der ihn zum Verräter werden ließ.

Bis zum Augenblicke der offenen Empörung stand für Wallenstein ein Weg zur Rettung frei, der Rücktritt vom Kommando. Auf diesen weist ihn Max hin (Wallensteins Tod II 2). Wie er sich das Leben Wallensteins dann denkt, das schildert er mit beredten Worten im Gespräche mit der Gräfin (Die Piccolomini III 4):

„Gesegnet sei des Fürsten ernster Eifer!
Er wird den Ölzweig in den Lorbeer flechten
Und der erfreuten Welt den Frieden schenken.
Dann hat sein großes Herz nichts mehr zu wünschen,
Er hat genug für seinen Ruhm getan,
Kann jetzt sich selber leben und den Seinen.
Auf seine Güter wird er sich zurückziehn,
Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz,
Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter,
Bis an den Fuß der Riesenberge hin
Streckt sich das Jagdgehege seiner Wälder.
Dem großen Trieb, dem prächtig schaffenden
Kann er dann ungebunden frei willfahren.
Da kann er fürstlich jede Kunst ermuntern
Und alles würdig Herrliche beschützen,
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen sehn,
Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Element,
Den Fluß ableiten und den Felsen sprengen
Und dem Gewerb die leichte Straße bahnen".

Wahrlich ein schönes Dasein nach einem Leben voll ruhmreicher Taten und außerordentlicher Erfolge, schöner und köstlicher als eine Königsherrschaft, die durch Abfall und Verrat und durch einen blutigen Krieg gegen den eigenen Kaiser erworben werden mußte. Aber Wallenstein wußte dieses Glück ebensowenig zu schätzen als Peer das ihm bestimmte.

Woher nun kommt dieser Mangel an Einsicht und Verständnis? Nach dem schon angeführten Chorliede aus der Antigone sind der Grund hierfür die ausschweifenden Hoffnungen. Diese werden manchem zum Gewinn, andern zum Truge leichtfertiger Begierden. Leichtfertiges Begehren also rufen diese Hoffnungen hervor, und dieses erzeugt jene Ate, jene Verblendung, die uns betrügt, indem sie unser Urteil verkehrt über das, was uns frommt und was uns nicht frommt. Auch hierfür ist Peer Gynt ein sehr deutliches Beispiel. Wahrlich, ausschweifend genug sind seine Hoffnungen. Von ihnen verführt, will er, der einfache Bauernsohn, große Taten vollbringen, König will er werden, Kaiser, ja Kaiser der ganzen Welt. Diesem Streben weiht er mit

Mut und Ausdauer, mit hartem Willen und von keinem Mißerfolge gebeugt, den größten Teil seines Lebens. Doch dieses Streben war ein vergebliches. Was er gewonnen hatte, ist wieder verloren gegangen. Mit diesem Bewußtsein kehrt er als alter Mann heim, den Tod im Herzen.

„O tiefes Leid, unendliches Klagen,
Die ganze weite Welt durchjagen,
Und sterbend den Fuß nach Hause tragen!"

Dasselbe maßlose Begehren hat ihn aber auch in schwere Schuld gebracht. An der Türschwelle der Hütte mit dem Renntiergeweihe wirft er sich nieder mit den Worten:

„Ein Sünder — das Urteil — o sprich es aus!
Ruf laut, was ich verbrochen habe!"

So wird der verhängnisvolle Irrtum zur Schuld; denn er selbst ist aus der Schuld geboren, geboren aus dem leichtfertigen Begehren. Ebenso verhält es sich mit Wallenstein. Wohl wohnt das Gefühl der Treue in seiner Brust, aber daneben auch Ehrsucht und Rachsucht. Eine Königskrone will er auf sein Haupt setzen, Rache will er nehmen für den Tag von Regensburg. Ohne die Hilfe dieser bösen Mächte wäre die Gräfin niemals imstande gewesen, ihm einzureden, daß sein Abfall vom Kaiser kein Unrecht sei.

Nach griechischer Anschauung müssen wir Peers Verhalten als *ἀφροσύνη* bezeichnen. Diese bildet den Gegensatz zur *σωφροσύνη*, der Tugend besonnener Überlegung und maßvollen Handelns. Ihr Wesen besteht also im Mangel an Überlegung und Einsicht, namentlich auch im Mangel an Selbsterkenntnis und damit im Mangel an Erkenntnis der Schranken, die uns gezogen sind. Aus diesem Mangel an Erkenntnis entspringt ein falsches Handeln, das uns in Schuld und Unglück bringt. Da die *σωφροσύνη* eine Tugend ist, so muß die *ἀφροσύνη* als ihr Gegenteil ein sittlicher Mangel sein. „Die vernünftige Seele ist gut", sagt Plato (Gorgias 507a), „wenn aber die vernünftige Seele gut ist, so ist die Seele von der entgegengesetzten Beschaffenheit böse. Es ist dies aber die unvernünftige und zügellose Seele". Wie die ruhige und besonnene Überlegung den Menschen die Schranken einhalten läßt, die ihm Gott und seinen Mitmenschen gegenüber gezogen sind, so führen ihn Unbesonnenheit und Unvernunft über diese Schranken hinaus und lassen ihn der Überhebung und dem Frevelmut, mit griechischem Ausdrucke, der *ὕβρις* verfallen. So war auch Peers ganzes Streben Übermut und Vermessenheit. Diese Vermessenheit ließ ihn der lieblichen Solveig und damit seines Lebensglückes vergessen. Der Vermessenheit zeiht er sich selbst in den schon angeführten Worten: „Eine, die entsagt — und einer, der vermessen". Entsagungsvoll hatte Solveig in einsamer Hütte geduldig seiner

Wiederkehr geharrt, während er sich vermessen hatte, der Kaiserkrone nachzujagen.

Nach Aristoteles ist es der Zweck der tragischen Handlung, Furcht und Mitleid in dem Zuschauer, ja auch schon in dem Leser hervorzurufen. Fürchten sollen wir für den Helden, er möge der Schuld und damit dem Unglück verfallen. Hegen wir diese Furcht für Peer? Da, wo er von der edlen Solveig geht, in der er doch seine Königin gefunden hatte, gewiß, in dem darauffolgenden Teile des Dramas nicht mehr. Die Weise, wie ihn der Dichter von da an bis zu seiner Heimkehr schildert, läßt Furcht für ihn nicht aufkommen, nicht einmal da, wo er beim Schiffbruche mit Müh und Not sein Leben rettet. Dieser Teil des Dramas entbehrt aber auch der tragischen Stimmung vollständig. Wir können dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen; denn er hat sein Werk nicht Tragödie genannt. Von der Zeit an aber, wo Peer, aus dem Schiffbruche gerettet, den heimatlichen Boden wieder betritt, ist Raum genug für die bange Frage: „Was wird nun aus ihm werden? Wird die drohende Vernichtung seines Selbst, vor der er schaudernd zurückbebt, eintreten?“ Dieser Teil der Handlung ist vollkommen geeignet, in uns Furcht für den Helden hervorzurufen. Aber dieses tragische Gefühl wird sehr beeinträchtigt durch die ausgedehnte Anwendung des Allegorischen. Der Knopfgießer, die magere Person in hochaufgeschürztem Talar mit einem Schmetterlingsnetze über der Schulter, der Dovrealte, wer sind und was wollen die? Was heißt die wiederholte Erklärung des Knopfgießers, Peer Gynt müsse in seinen Gießlöffel, um umgegossen zu werden? Hierin zeigt sich eine ungemeine Abweichung von dem Wesen der griechischen Tragödie, zugleich aber auch eine große Abschwächung der tragischen Wirkung, da hierdurch unser Verstand zu sehr in Anspruch genommen wird und wir uns genötigt sehen, nachzudenken und nachzusinnen, ohne daß wir infolge der Seltsamkeit des Gedichtes zu einem sicheren Ergebnisse gelangen. Hierdurch wird die Einwirkung der Handlung auf unser Gefühl ungemein gehemmt, und so kann eine tragische Wirkung kaum aufkommen.

Der andere tragische Affekt ist nach der Lehre des Aristoteles das Mitleid. Damit dieses erregt werde, muß das Leiden des Helden größer sein als seine Schuld. Wäre es nur ebenso groß, so würde es lediglich eine Befriedigung unseres Gerechtigkeitsgefühls hervorrufen, wäre es geringer, so würde dieses verletzt. Auch muß der Held ein im ganzen guter, oder ein überwiegend guter Mensch sein; denn das volle Mitleid, das tragische Mitleid ist nur dann möglich, wenn es mit der Furcht verbunden ist, daß wir leicht ebenso fehlen und damit ebenso dem Leid verfallen können, wie der Held der Tragödie. So liegt in dem Mitleid für den Helden Furcht für uns beschlossen; aber diese

Furcht für uns hegen wir dem schlechten oder vorwiegend schlechten Menschen gegenüber nicht; denn da wir uns bewußt sind, in sittlicher Beziehung nicht seinesgleichen zu sein, so fürchten wir auch nicht ebenso fehlen zu können und infolgedessen ebenso ins Unglück zu kommen wie jener.

Das sittliche Niveau Peers erscheint bedeutend niedriger, als es nach Aristoteles mit dem Wesen der Tragödie vereinbar ist. Er ist nicht ein im ganzen guter Mann, sondern, wie es im Drama heißt, „einer der mittelschlechten Gesellen". Durch Sklavenhandel und Verkauf von Fetischen hatte er sich in Amerika ein ungeheures Vermögen erworben. Als ihm der Gedanke an sein letztes Stündlein peinlich wurde, da fand er einen Ausweg: er exportierte Götzen weiter, stattete aber auch Missionare mit den nötigen Artikeln aus, mit Strümpfen, Bibeln, Rum und Reis, selbstverständlich nicht ohne Profit. So wurde für jeden verkauften Götzen rasch ein Kuli umgetauft und dadurch die Wirkung neutralisiert. Als es mit dem Sklavenhandel infolge mancher Gefahren zu hapern anfing, da kaufte er ausgedehnte Ländereien im Süden an und behielt den letzten Fleischimport. Es war gerade Primasorte. Er behandelte sie gut. Sie waren zufrieden, und er hatte reichen Gewinn und wurde des Gewinns auch froh. Denn nun war sein Gewissen salviert. Auch baute er Schulen für die Negerjugend und „hielt darauf, daß nicht die Tugend sänk' unter ein gewiß Niveau". In Afrika ließ er sich als Propheten verehren, und der bereits alternde Mann verliebte sich in Anitra, die Tochter eines Araberhäuptlings. Auf einem Ritte durch die Wüste, bei dem er die Geliebte vor sich auf dem Rosse hat, schmeichelt sie ihm fast all sein Geld und seine Kostbarkeiten ab, und als er vom Pferde steigt, um ihr zu zeigen, daß er noch jung sei und tanzen und springen könne wie ein Bock, da gibt sie ihm mit der Reitpeitsche einen gehörigen Schlag über die Finger und jagt im vollen Galopp heimwärts, während der ausgeplünderte alte Geck wie vom Donner gerührt dasteht. Um seiner Frömmigkeit willen glaubt er einen besonderen Anspruch auf göttlichen Schutz zu haben. Als an der Westküste von Marokko seine Gefährten mit seiner Jacht und seinen Reichtümern davonfahren, da ruft er:

„O Gott, du bist weis' und gerecht, — erhör mich!
Ich bin es ja, *ich*, Peer Gynt! Nicht säume!"

Und als Gott ihn nicht gleich erhört, da hebt er die Hände nach oben und spricht die vorwurfsvollen Worte:

„Du hast wohl die Negerplantage vergessen!
Die Missionare, die ich persönlich
Ausgestattet mit Delikatessen!
Eine Liebe ist doch der andern wert!"

So ist ihm die Frömmigkeit, um mit Plato zu reden, ein Handelsgeschäft, bei dem er recht viel gewinnen will.

Als Peer Gynt, nunmehr ein Greis mit schneeweißem Barte und Haupthaar, auf der Heimreise an der schwedischen Küste ist, da verspricht er dem Kapitän des Schiffes, den ärmeren unter seinen Leuten etwas zu verehren. Den meisten, erwidert der Kapitän, geht es knapp, mit dem Verdienste ist es schwach bestellt, und zuhause haben sie ein Weib und eine zahlreiche Kinderschar. Am schlimmsten geht es dem Koch; er ist ein frischer, junger Bursche, aber daheim herrscht der blasse Hunger. Ja erhielten die Leute ein Sümmchen Geld, dann gäb' es ein lustiges Wiedersehen. Und nun schildert er die Freude, wenn der Vater spät abends an die Türe pocht. Die Frau holt, was sie für ihn aufbewahrt hat. Da wird gebraten, gekocht. Peer malt sich nun weiter aus, wie die Mutter einen Lichtstumpf anzündet oder auch zwei, wie sie zusammen am warmen Kamine sitzen, die jubelnde Kinderschar um sich. Wie er sich das so vorstellt, da überkommt ihn ein bitteres Gefühl. Den alten Peer Gynt erwartet niemand, dem zündet niemand ein Licht an; für ihn ist es Nacht. Barsch verweigert er jetzt dem Kapitän die vorher freiwillig angebotene Gabe an Geld für seine Leute; aber Branntwein soll er ihnen geben. Wozu? Trunken will er sie machen.

„Ja, ohne Besinnung, im Schmutz versunken,
Ein Abscheu den Kindern, ganz ohne Verstand,
So sollen sie auf den Tisch mir schlagen,
Das weinende Weib aus dem Hause jagen“.

In der Nähe des Landes zwischen den Schären und der Brandung zerschellt das Schiff. Peer hält sich am Kiele eines gekenterten Bootes fest. Doch auch der Koch taucht aus den Fluten auf und klammert sich ebenfalls am Kiele an. „O lieber Gott“, ruft er, „denk meiner Kleinen! Sei gnädig, laß mich mit ihnen vereinen!“ Peer, der meint, das Boot genüge nicht für zwei, fordert ihn drohend auf, loszulassen. In dem sich nun entspinnenden Kampfe schlägt sich der Koch die eine Hand lahm und hält sich mit der andern fest. „Die Tatze weg!“ ruft Peer. Vergebens fleht der Koch: „O Lieber, schone! Mein armes Weib und meine Kinder!“ Die Antwort ist: „Fort, spute dich! Genug Halunk!“ Der Koch sinkt. Peer hält ihn am Schopfe, damit er noch ein Vaterunser bete, aber in seiner Todesnot fällt ihm nur die Bitte um das tägliche Brot ein. „Das Gebet der Toren“, sagt Peer kalt und läßt ihn in die Tiefe sinken. „Unser täglich“, stammelt der Ärmste noch. „Armer, närrischer Gauch!“ sagt Peer, dann schwingt er sich auf die Wölbung des Bootes und kommt glücklich ans Ufer.

So zeigt sich Peer als harter, rücksichtsloser Egoist. Sein sittlicher Wert sinkt in unsern Augen dadurch noch tiefer, daß er sich für besser hält als die anderen Menschen, namentlich für frömmer.

„'s ist keine Treu' unter Menschen mehr,
Kein Christentum wie die Schrift es verlangt;
Sie beten noch kaum, die Herzen leer,
Und keinem mehr vor dem Gewaltigen bangt".

Gegen Ende des Stückes schildert er sich dem „Mageren" gegenüber folgendermaßen:

„Sie sehn vor sich 'nen Biedermann.
Ich bot den Gesetzen niemals Trotz;
Saß niemals im Eisen, auch nicht im Klotz.
Ich suchte immer den Fuß zu festen,
Doch strauchelt ich manchmal".
„Stets hielt ich mich fern von den Sündern en gros".

Vor dem Richterstuhl der gewöhnlichen Moral allerdings kann er einigermaßen bestehen. Aber mit dieser ist es schlimm genug bestellt. Sie ist wirklich eine dürftige, magere Moral und ganz unehrlich. Sie trägt ein geistliches Gewand; aber ihr Talar ist hoch aufgeschürzt und zeigt dem, der nur einigermaßen zusieht, ihr wahres Wesen, das außer dem „äußerst entwickelten Nagelsystem" der Huf deutlich genug offenbart. Ihre Leichtfertigkeit wird durch das Schmetterlingsnetz über der Schulter des Mageren angedeutet. Ihr Prinzip ist: ein jeder ist sich selbst der nächste. Mit einem Menschen, der sittlich nicht höher steht als Peer Gynt, pflegen wir kein besonderes Mitleid zu haben, und doch will der Dichter am Schlusse des Stückes starkes Mitleid mit seinem Helden hervorrufen. Wie war dies zu erreichen?

Wir müssen zunächst auf einen Unterschied zwischen der griechischen Tragödie und dem uns vorliegenden Drama achten. Während die Charaktere jener uns als fertige entgegentreten, zeigt uns der Dichter bei Peer, wie sich dieser Charakter gebildet hat. Damit erklärt er uns ihn und die aus ihm hervorgehende Handlungsweise. In der Erklärung eines fehlerhaften Verhaltens aber liegt bis zu einem gewissen Grade zugleich seine Entschuldigung.

An Peers maßlosem Streben ist vor allem seine schrankenlose Phantasie schuld, die ihn vielfach die Grenze zwischen dem Wirklichen und dem nur Vorgestellten in auffallendster Weise verkennen läßt. Die Wolke nimmt ihm die Gestalt von Roß und Reiter an, der Baum, dessen Widerstand er beim Fällen zu überwinden hat, wird ihm zum stahlgepanzerten Ritter. Gedanken, die in ihm sind, treten ihm gegenüber, sie werden zu Personen, die zu ihm und wider ihn reden. Diese Eigenart hat er von seiner Mutter geerbt. Auch ihr wird das Bett, auf dem sie ruht, zum Schlitten, der Kater, der auf dem Stuhle daneben sitzt, zum Rappen, ein gewöhnlicher Stock zur Peitsche, die der Sohn als Kutscher schwingt. Und nun geht es fort rascher und rascher, einem phantastischen Ziele zu, „zum Schloß von der Sonne westlich, zum Schlosse östlich vom Mond, zum Soria-Moriapalaste,

das ist das ersehnte Ziel". Da nach Ibsens eigener Erklärung Peer Gynt der Repräsentant des norwegischen Volkes ist, so müssen wir hierin einen nationalen Zug erblicken. Man hat immer gesagt, daß sich altgermanisches Wesen in Norwegen am reinsten erhalten habe. Demgegenüber erscheint es nicht gerade wunderbar, wenn bei diesem Volke die Phantasie mancher in ähnlicher Weise tätig ist, wie zu jener Zeit, da sich der Naturmythus bildete, und die uns zunächst befremdende Erscheinung, daß das Subjekt sich in zwei Personen zerlegt, so daſs der Redende, wenn er mit sich redet, in seiner Phantasie mit einem andern redet, erklärt sich aus der Eigenart des Landes. Fahren wir auf Norwegens Fjorden, so erblicken wir zur rechten und zur linken steil in das Meer abfallende Bergwände, an deren Fuße nur selten Raum bleibt für ein sauber gezimmertes Haus mit rotem oder grünem Anstriche. Durchwandern wir die Täler des Landes, so treffen wir oft stundenlang weder Mensch noch Tier; von Zeit zu Zeit aber sehen wir hoch oben am Bergesrande ein einsames Gehöft, zu dem wir einen Zugang nicht zu entdecken vermögen. Verwundert vernehmen wir, daß die Insassen auch in der langen Winterszeit dort zwischen Schnee und Eis hausen.

„Dort oben, wo's dunkelt im blauen Duft,
Wo das Fjeldtal sich öffnet, als wär's eine Gruft,
Und unten am Fjord, an dem schmalen Strand,
Dort also der Mensch ein Heim auch fand.
Sie wohnen vereinzelt und weit voneinander,
Nicht leicht, daß einer zum andern wander'".

Aus diesen Verhältnissen begreifen wir wohl, daß diese tief angelegten, stillen Menschen in ihren von der Welt abgeschiedenen Behausungen oder auf ihren einsamen Wanderungen sich mit ihren Gedanken beschäftigen, und daß diese zu leibhaftigen Gestalten werden, die ihnen gegenübertreten. So verstehen wir Peers phantastisches Wesen. Und dieses ihm angeborene Wesen erfuhr keine Zügelung durch vernünftige Erziehung. Die Mutter nährte es noch, und der dem Trunke ergebene Vater, der, unbekümmert um Weib und Kind, das ererbte Vermögen vergeudete und Haus und Hof immer mehr herunterkommen ließ, konnte auf die Erziehung des Sohnes keinen Einfluß haben. Die Mutter fühlte sich zu schwach, der verderblichen Verschwendung ihres Mannes entgegenzutreten, und ebensowenig vermochte sie auf die Charakterbildung des Sohnes ausreichend einzuwirken, namentlich da sie zwischen herber Strenge und schwächlicher Nachsicht haltlos hin- und herschwankte. Dazu kam der starke Wille des ungemein kräftigen Jünglings, der der Mutter das Werk der Erziehung außerordentlich erschwerte. Aber in dieser Willensstärke liegt etwas Bedeutendes, das uns anzieht. Peer bleibt auch in schwierigen Lagen Herr der Situation und bewahrt sein Selbst.

„Wenn dir die ganze Welt geblieben,
Doch du nicht achtetest was edel,
Dich selbst verlörst, mutlos verzagt,
Wär' alles doch, was zu dir fiel,
Ein Kranz nur um 'nen Totenschädel".

Auf die Frage, was denn eigentlich dieses Selbst sei, gibt er zur Antwort:

„Das Gyntsche Selbst, das ist das Heer
Von Wünschen, Sehnsucht und Verlangen;
Das Gyntsche Selbst, das ist das Meer
Von Hoffnung, von Genuß und Bangen,
Kurz das, was mir die Brust bewegt
Und mich bis in den Grund erregt".

Von diesem Selbst gibt er nicht einen Deut auf. Der Knabe sah sich schon in seiner Phantasie als Kaiser der ganzen Welt, und der Mann hat an diesem Ziele festgehalten.

„Der Plan ist mir nicht neu entsprossen
Er war der Inhalt meines Strebens.
Ritt schon als Knabe nicht vergebens
Weit übers Meer auf Wolkenrossen.
Ich trug 'nen Mantel, Krone, Schwert;
Und war der Schluß auch oft nichts wert,
Hielt ich doch immer fest am Ziel".

Mag auch das Ziel ein verfehltes sein, diesem starken und ausdauernden Willen können wir unsere Achtung nicht versagen.

Auch in seinem Hinausstreben in die weite Welt müssen wir eine nationale Eigentümlichkeit erblicken, die ihm angeboren ist. Der Dichter selbst erinnert uns daran, z. B. durch die Worte, die der Geistliche am Grabe des Bauern spricht, der für seine drei Söhne alles getan:

„Drei reiche Herren in den fernen Welten
Erinnern sich noch kaum des alten Vaters".

Denken wir ferner an seine herzliche Liebe zur Mutter, die uns für ihn einnimmt. Allerdings sorgt er wenig genug für sie und begeht dadurch ein großes Unrecht an ihr. Aber das ist kein böser Wille, wie auch sein Verhalten gegen Solveig nicht auf bösem Willen beruht. So erklärt es sich auch, daß die Mutter ihn innig liebt und stolz auf ihren außergewöhnlichen Jungen ist, mag sie auch oft genug vorübergehend von heftigem Zorne über seine Unart erfaßt werden, und daß Solveig ihm unwandelbar in Liebe zugetan bleibt. Wenn ihn nun die, an denen er sich versündigt, doch lieben, so können auch wir ihm nicht zürnen. Das wichtigste Moment aber für die Erregung des Mitleides mit Peer ist seine mit tiefster Reue verbundene Erkenntnis, daß er sich durch sein Verhalten gegen Solveig um sein Lebensglück gebracht, sich um sein wahres Kaisertum betrogen hat, daß sein ganzes Leben ein verfehltes war. Die Klänge in der Luft, die

trockenen Blätter, die geknickten Halme, die Tropfen des Morgentaus, sie alle gewinnen für ihn eine Sprache und werfen ihm vor, was er versäumt und was er gefehlt hat. Verzweifelnd wirft er seinen Hut zur Erde und rauft sein Haar. Als er allmählich ruhiger geworden, spricht er:

„Ist's möglich? Darf eine Seele schaun
So unsäglich arm ins Todesgraun?
Du schöne Erde, trag mir nicht Haß,
Daß ich zertrat dein junges Gras.
Du schöne Sonne, du mußtest verschwenden
Dein freundliches Licht in leeren Wänden.
's war niemand darin, der sich wärmte und sonnte,
Weil der Herr nicht nach Hause finden konnte".

Wenn wir solche Worte schmerzlichster Reue hören, wenn wir sehen, wie für den alten Mann nur noch eine Ruhe vorhanden ist, die Ruhe im Grabe, dann empfinden wir tiefes Mitleid mit ihm, und das um so mehr, als wir hier ein Schicksal vor uns haben, dem so viele Menschen verfallen. Es irrt der Mensch, solang er strebt, und wie viele streben, ohne es zu wissen, nach einem falschen Ziele oder nach dem rechten Ziele auf falschem Wege und gehen durch diesen Irrtum ihres Lebensglückes verlustig. „So selten ist es, daß die Menschen finden, was ihnen doch bestimmt gewesen schien". Daher müssen wir uns sagen, daß auch wir uns leicht durch falsches Streben und Trachten um das Glück des Lebens bringen können.

Hat es nun Ibsen wirklich erreicht, echt tragisches Mitleid mit seinem Helden in uns zu erwecken, obwohl er, was dessen sittliche Beschaffenheit anlangt, der Forderung des Aristoteles nicht nachgekommen ist? Wir müssen diese Frage verneinen; denn es sind nur einzelne Stellen, bei denen ein tieferes Mitleid in uns rege wird. Dieses tritt also nur sporadisch auf und verschwindet jedesmal rasch wieder. Sodann sind es solche Stellen, an denen die innige Empfindung des Dichters in ergreifenden Worten zur Darstellung kommt. So ist es genau genommen das in schöner Form sich äußernde Gefühl des Dichters, das in uns das gleiche Gefühl hervorruft. Aber Aristoteles hat sicher Recht, wenn er sagt: „Da dem Dichter die Aufgabe zufällt, die aus Mitleid und Furcht entspringende Lust mittels einer nachahmenden Darstellung zu erzeugen, so leuchtet ein, daß er dies (den Grund dieser Wirkung) in die Begebenheiten hineinlegen muß" (Poetik K. 14 S. 1453 b 11 ff.) Es bleibt aber die Tatsache bestehen: Der Leidende ist ein kalter, rücksichtsloser Egoist, dessen vermeintliche Frömmigkeit schließlich doch nur Dünkel und Gewinnsucht ist. Einem solchen stellen wir uns in sittlicher Beziehung nicht gleich und glauben demnach auch nicht, daß wir leicht ebenso fehlen und dadurch demselben Leiden verfallen können wie er. Daran kann auch das Ergreifende einzelner

Stellen nichts ändern, die in uns wohl vorübergehend eine lyrische Stimmung hervorrufen, aber einer dauernden tragischen Wirkung ermangeln. Diese Stellen beweisen, daß Ibsen ein starkes Mitleid mit dem Helden seines Stückes hervorrufen wollte; aber gelungen ist es ihm nicht. Unser vorherrschendes Gefühl bleibt, daß sein Leiden keineswegs größer ist als seine Schuld. Dieses Gefühl aber läßt ein tiefgehendes und dauerndes Mitleid nicht aufkommen.

Das Ergebnis unserer Untersuchung läßt sich kurz in die Worte zusammenfassen: Die tragische Wirkung des Stückes reicht so weit, als seine Übereinstimmung mit den tragischen Kunstgesetzen des Aristoteles und demnach mit dem Wesen der griechischen Tragödie reicht. Wollten wir das Stück als eine Tragödie betrachten, so würde es eine Bestätigung der Lessingschen Überzeugung sein, daß sich die Tragödie keinen Schritt von der Richtschnur des Aristoteles entfernen kann, ohne sich ebensoweit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Vor dem Nationaltheater in Christiania stehen die Statuen von Björnson und Ibsen, zwei sehr bedeutenden, aber recht verschiedenartigen Dichtern. So wollen wir denn hier neben Ibsens Peer Gynt Björnsons Pfarrer Sang stellen, obwohl sie zwei recht verschiedene Gestalten sind, so verschieden, daß man anfangs kaum etwas Gemeinsames zwischen ihnen bemerkt. Pfarrer Sang steht sittlich ungleich höher als Peer Gynt. Sein Charakter ist gut und edel; er ist erfüllt von einem starken Glauben und getragen von christlicher Liebe, mit der er alle seine Mitmenschen umfaßt, zu jedem guten Werke bereit. Die Arbeit ist ihm zur Liebe und Selbstaufopferung geworden. Von ihm strahlt ohne Unterlaß eine wahre Sonntagsfreude aus. Das ganze Jahr ist ihm ein Sonntag. Sein Weib und seine Kinder liebt er von ganzem Herzen. Trotz der Stärke seines Glaubens ist er mild auch gegen solche, die diesen Glauben nicht teilen. Und doch versündigt er sich schwer und zwar, gerade so wie Peer Gynt, an denen, die seinem Herzen am nächsten stehen, aber, wiederum ebenso wie dieser, nicht in böser Absicht, sondern lediglich aus Mangel an Erkenntnis. Auch s e i n e Schuld ist eine *ἁμαρτία* im Sinne der griechischen Tragödie und des Aristoteles. Er sieht die Schranken nicht, die ihm wie jedem Menschen gezogen sind, er weiß auch nicht, daß wir Maß in allem halten müssen, auch im Guten. Aristoteles lehrt, daß die Tugend die rechte Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Fehlern sei, die Tapferkeit zum Beispiel die Mitte zwischen Tollkühnheit und Feigheit, die Sparsamkeit zwischen Geiz und Verschwendung. So wird alle Tugend durch Übertreibung in ihr Gegenteil verkehrt. Die Dinge haben eben ihr Maß, und es gibt Grenzlinien, diesseits und jenseits von denen das Rechte und Gute nicht bestehen kann. Schon der Name des

Stückes, der so recht an griechische Lebensanschauung erinnert, lehrt, daß Sang über die Kraft hinausgeht, über seine Kraft und über unsere Kraft, das heißt über die Kraft des Menschen überhaupt. Maßlos ist sein Tun, maßlos wie die Natur des Nordlandes und die Vorstellungen der dortigen Menschen. Er geht über die Verhältnisse hinaus im großen wie im kleinen. Gottvertrauen ist gewiß eine schöne Sache, und edel ist die Zuversicht, daß der Mensch sich besonders dann der Hilfe von oben zu getrösten habe, wenn er im Dienste Gottes seinen Mitmenschen beistehen will. Aber in einem kleinen Boote über die empörten Wogen zu einem Kranken fahren in einem Unwetter, bei dem die erfahrensten Seeleute nicht ein Schiff zu besteigen wagen, und noch die Kinder mitnehmen, das heißt nicht Gott vertrauen, das heißt Gott versuchen. Wohltun ist Christenpflicht. Aber es ist gewiß eine schwere Pflichtverletzung, wenn ein Familienvater Hab und Gut an Unwürdige verschwendet in einer Weise, die den Bestand der Familie gefährdet, ja ihn zerstören muß. Durch diesen Mangel an Maß in seinem Tun zwingt er sein Weib zu einem Kampfe gegen den von ihr geliebten und verehrten Mann. Stets ist sie gehetzt; sie hat zu tun, die Familie von einem Tage zum andern zu bergen. Der Mann würde ja die Kinder ruinieren, er würde auch sich selbst ruinieren, wenn sie es litte. In diesem fortgesetzten schweren Ringen erschöpft sich allmählich die Kraft der zarten, einst lebensfrohen Frau. Lange Jahre hat sie es ertragen, nun ist sie seit Monaten an das Bett gefesselt, und ihre überreizten Nerven hindern den Schlaf. Es ist mit ihr vorbei. Wir vernehmen die Klagen der Dulderin. Klagen will sie eigentlich nicht, sie will nur der Schwester sagen, wie das so gekommen ist; noch weniger will sie ihren Mann anklagen. Hat sie doch die Lebensreise zusammen mit dem besten Manne von der Welt gemacht, zusammen mit einem Manne von dem reinsten Willen. Und doch enthält ihre Erzählung in Wirklichkeit eine schwere Anklage. Der treffliche Pfarrer mit seinem Herzen voll von Glauben und Liebe ist ja doch allein daran schuld, daß sie mit völlig gebrochener Kraft daliegt. Lange Zeit hat Sang nicht gesehen, was doch so leicht zu sehen war, wie das von ihm so innig geliebte Weib durch ihn allmählich zugrunde ging. Jetzt weiß er, daß er an ihrem Unglücke schuld ist, daß sie ihm ihr Leben geopfert hat. Aber dieses Opfer war unnötig, das Gute, das Sang geschaffen hat, ließ sich auch ohne ein solches erreichen. Er war nichts als Güte, nichts als Aufopferung für andere. Aber war er denn nur für andere da, hatte er nicht auch für Weib und Kind zu sorgen? Fast fünfundzwanzig lange Jahre ist er hierfür blind gewesen, ist er nur seinem inneren Triebe gefolgt. Es gab keine Versagung, keinen Aufschub, wenn einmal etwas für richtig galt, keine Überlegung, nur Inspiration. „Hätte ich ihn nicht etwas zurückgehalten", sagt Frau Sang, „so hätten wir jetzt

nichts, wovon wir leben könnten, er selbst nicht und wohl auch die Kinder nicht, — von mir zu schweigen, denn ich bin am Ende". „Gott wird es uns schon wiedergeben", hatte der Pfarrer wohl manchmal getröstet, „denn er hat uns befohlen, so zu handeln". Daß uns Gott aber auch die Vernunft gegeben und damit befohlen hat, vernünftig zu handeln, dieser einfache Gedanke mit seiner zwingenden Logik lag dem Pfarrer fern. Ihm fehlte eben gänzlich ein Sinn, der Sinn für das Wirkliche, und er sah nichts, außer was er sehen wollte. Darum halfen auch Vorstellungen nichts. Die Frau mußte immer etwas Neues erfinden, um ihn abzuhalten, sich und die Kinder gänzlich zugrunde zu richten, jedesmal etwas Neues, sonst merkte er es. „O, es ist zum Verzweifeln", ruft das arme Weib aus. Die Kinder litten unter diesen Verhältnissen. Nichts regelmäßig und bestimmt, eine ewige Unruhe. Sie waren erwachsen und konnten kaum mehr als lesen und schreiben. Und was für einen Kampf kostete es, sie fortzubekommen! Und dann die fünf Jahre, um sie dort zu unterhalten und ihnen den nötigen Unterricht geben zu lassen! Das hat die Kraft der zarten Frau aufgezehrt.

Es ist psychologisch leicht zu begreifen, daß von einem bestimmten Streben oder Begehren vollkommen beherrschte Menschen selbst ganz naheliegende Pflichten vergessen. Kreon in der Antigone des Sophokles will Rache nehmen an Polyneikes, der die Stadt in die größte Not gebracht hat und schuld daran gewesen ist, daß er den eigenen Sohn für ihre Rettung opfern mußte, und darüber versündigt er sich, ohne es zu wissen und zu wollen, an den unterirdischen Göttern, denen der Tote angehört, und denkt gar nicht an die unglücklichen Schwestern des den Raubvögeln und wilden Tieren zum Fraße hingeworfenen Königssohnes. Was fragt denn Schillers Wallenstein viel nach dem Wohle der Gattin? Auch für das hohe Glück, das für seine Thekla in einer Verbindung mit dem herrlichen Heldenjünglinge liegt, hat er, seinem ehrsüchtigen Streben hingegeben, kein Verständnis. Beherrscht von seinen phantastischen Vorstellungen, denkt Peer Gynt nicht an das, was er seiner Mutter und Solveig schuldig ist, und so vergißt Pfarrer Sang, ganz hingerissen von dem Verlangen, Armen und Kranken zu helfen, der eigenen Familie und der Pflichten, die er gegen sich selbst hat. Wie er sich gerade durch edle und zarte Gefühle verführen lassen konnte, unrecht zu tun, zeigt der folgende von dem Dichter überaus fein ersonnene Zug.

„Nun kommt wohl bald Adolf von seiner Morgentour zurück, und dann bringt er Blumen mit, für mich", sagt Frau Pfarrer Sang im ersten Auftritte. Auf die Frage der Schwester: „Kann ich dir nicht ein paar pflücken, da du so sehr danach verlangst?" erwidert sie: „Ach nein. Manche sind darunter, die ich nicht vertrage. Er kennt sie". Und als der mit Sehnsucht erwartete

Gatte zurückkehrt und seinen Morgengruß entboten hat, da sind ihre ersten Worte: „Aber meine Blumen? — Du hast sie fortgegeben?" Nein, fortgegeben hatte er sie nicht, er hatte sie nicht gepflückt. Als er am Morgen nach einer langen Regenzeit endlich die Sonne erblickte und ausging, — welch eine Blumenpracht, welch eine Fülle, welch ein Gedränge! Und in dem Gedränge dieser Trieb der Selbsterhaltung! Und diese Sehnsucht! Auch die kleinsten bemühten sich, der Sonne den Hals entgegenzurecken. Selbst ein paar Hummeln gab es schon, die nicht wußten, wo sie hin sollten, in all diesen Strömen von Duft. Denn das eine Tausend duftete und lockte stärker als die andern Tausende, und es waren da tausendmal Tausende. „Gibt es in dieser Millionenfülle nicht auch Individualitäten?" fragte er sich. „Ach gewiß". Und so konnte er es nicht über das Herz bringen, eine der Blumen abzupflücken. Das war also der Grund, warum er der so lange und so schwer leidenden Gattin einen sehnlichen Wunsch, den er recht wohl kannte, nicht erfüllte, eine Gefühlsregung, der er auf Kosten seines unglücklichen Weibes nachgibt ohne jeden wirklichen Grund. Was hätte es denn geschadet, wenn er aus der Millionenfülle der Blumen einige gebrochen hätte? Ist in Pfarrer Sang ein edles Gefühl erwacht, so sieht er nicht rechts, nicht links, auch nicht hinter sich, sondern nur auf seinen Weg, d. h. auf den Weg, auf dem er dem in ihm gleich einer Inspiration aufsteigenden Fühlen und Verlangen Genüge verschafft. So geht er in die Irre, und sein Irrtum wird zur Schuld.

„Die Schuld ist mein. Ich habe es nicht verstanden, dich zu schonen. Du hast dich Stück für Stück geopfert". Das bekennt er dem innigst geliebten Weibe. Wenn er aber wegen ihrer Krankheit nicht so in Sorge gewesen ist wie die andern, so hat das, wie er selbst sagt, allerdings seinen besonderen Grund. Er konnte ja alles wieder gutmachen, vermochte er ja doch durch die Kraft seines Glaubens und die Macht des Gebetes Wunder zu tun. Hatte er denn nicht schon viele Wunder vollbracht? Sturm und Wogenschwall hatten ihm nichts anhaben können, durch Gebet und Handauflegen hatte er viele Kranke geheilt, durch einfaches Streichen mit der Hand oft die Leiden seiner Frau gemildert, und ein Mädchen, das alle für tot hielten, hatte er ins Leben zurückgerufen. Aber das alles sind nach dem Drama selbst keine Wunder. Dieses weist auf die Macht seiner Persönlichkeit hin und auf die von ihm ausgehende magnetische Kraft. Das Mädchen hielten alle für tot, aber es war nicht tot, ebensowenig wie Melanchthon, als ihn sein Freund Luther durch die Energie seines Willens aus todgleichem bewußtlosem Zustande ins Leben zurückrief. Auch daß der Bergsturz neben der Kirche und dem Pfarrhause vorbeiging, wurde nicht durch das Läuten und den Gesang des Pfarrers herbeigeführt, sondern durch äußere

mechanische Ursachen. Wir erfahren gleich im Anfange des Stückes von Frau Sang, daß das Kirchlein früher an anderer Stelle gestanden hat. Als es aber von einem Bergsturz mit fortgerissen worden war, da hatte man das neue Gotteshaus etwas seitwärts gerückt, mehr nach dem Pfarrhause zu, damit ein anderes Mal die Steinmassen an ihm vorbeigingen. Wußte das Pfarrer Sang nicht auch? Auf jeden Fall. Aber es beherrscht ihn das leidenschaftliche Verlangen Wunder zu tun; und so liegt die natürliche Erklärung des Vorganges ganz außerhalb seines Gesichtskreises; er hat eben keinen Sinn für das Wirkliche.

Das ist also auch kein Wunder. Aber wenn er seinem Weibe, dessen Lebensmark bis auf einen ganz kleinen Rest aufgezehrt ist, neue Gesundheit brächte, daß sie wieder aufstünde und wandelte, wie in früheren Zeiten, das wäre ein Wunder. Er hat lange Zeit nicht vermocht ihr zu helfen, weil sie nicht in der rechten Weise mit ihm gemeinschaftlich beten konnte, weil sie ihm widerstrebte; aber der Tag kommt, an dem er eine ganz besondere Kraft in sich fühlt und von einer ungewöhnlichen Zuversicht erfüllt ist. Jetzt will er auch dieses Wunder vollbringen. Rahel sieht ganz klar, daß es sich um das Leben der Mutter handelt, die nicht die Kraft hat, länger Widerstand zu leisten, während der Vater jetzt unbeirrt vorgeht. Das Wunder, das der Vater verrichten will, ist kein Segen; es ist etwas Entsetzliches. „Mutter, ach Mutter!" ruft sie, als die Entscheidung naht, „mir ist so angst!" „Nein, ich halte das nicht aus. Mir ist so angst". „Mutter! Mutter!" Aber Sang liegt der Gedanke an eine Gefahr ganz fern. Im festen Glauben an seinen Gott und in der unerschütterlichen Überzeugung, daß ein solcher Glaube Wunder wirken könne, geht er in die Kirche, selber sein Gebet für die Kranke einzuläuten. Und als das Läuten beginnt, da schlummert Frau Sang ein, und sie schläft so fest, daß sie nicht einmal das Getöse des herabstürzenden Berges vernimmt. Dann erhebt sie sich und wandelt. So war denn das Wunder da, und innigste Freude erfüllte das Herz des Pfarrers, daß er dieses am meisten ersehnte Wunder vollbracht hatte. Aber es war kein Wunder. Es war der felsenfeste Glaube Sangs, Gott werde sein Gebet erhören, der bei der Macht seiner Persönlichkeit und dem Vertrauen, das die Kranke zu dem geliebten und verehrten Manne hatte, sich auch ihr mitteilte. So trat Beruhigung bei ihr ein, und sie entschlummerte. Daß aber der Schlaf nach den durchwachten langen, langen Monaten ein sehr tiefer war, ist begreiflich. Daß sie unter Umständen noch gehen kann, erfahren wir aus I 1, wo sie sagt: „Nimmt er den Kindern, wovon sie leben sollen, und gibt es elenden, armseligen Menschen, oder will er selbst übers Gebirge im Nebel gehen oder im Sturm auf den Ozean, da, ja da stelle ich mich ihm in den Weg. Ich nehme an, er wollte es jetzt. Ich habe viele Monate lang nicht auf

meinen Beinen stehen können, aber da könnte ich's. Ich bin ganz sicher. Da tue auch ich ein Wunder". Aber hier liegt kein solcher Anlaß vor, und doch steht sie auf und wandelt? Es war die Macht der Suggestion, die auch bei dem Einschlummern in erster Linie im Spiele war, also im Grunde genommen wiederum die Wirkung der starken Persönlichkeit Sangs, die die Kranke zur Aufbietung des letzten Restes ihrer Kräfte zwang. Damit ist aber auch dieser kleine Rest erschöpft, und alsbald sinkt das arme Weib entseelt zu Boden. Neue Gesundheit, neue Kraft hatte Sang ihr geben wollen, und er hatte ihr den Tod gebracht. Das war nicht die Absicht gewesen, so hatte er es nicht gemeint. Sein ganzer Glaube an seine Kraft, Wunder zu verrichten, war ein Irrtum gewesen und zugleich eine Vermessenheit, eine Hybris; er war hinausgegangen über die dem Menschen gezogenen Schranken. Kein Mensch kann Wunder tun, auch der glaubensstarke nicht, und wer sich vermißt, solche verrichten zu können, vefällt damit der Schuld. Das ist die Ansicht des Dichters. In Verblendung hatte Sang lange Jahre gelebt. Der Verblendete aber kommt nach jenem Chorliede in der Antigone, auf das wir wiederholt Bezug genommen haben, erst dann zu der Erkenntnis seines Irrtums, wenn er seinen Fuß auf das heiße Feuer gesetzt hat. Jetzt, wo sein geliebtes Weib tot zu seinen Füßen liegt, hat auch Sang seinen Fuß am heißen Feuer verbrannt. Der Tod der Frau war nicht seine Absicht, aber doch sein Werk, die Folge seines irrigen Glaubens an seine wundertätige Kraft. Wie ein Blitzstrahl trifft ihn diese Erkenntnis, und er sinkt tot neben dem von ihm getöteten Weibe nieder. An der Selbsterkenntnis und an der Tugend des Maßes hat es Sang gefehlt, und so war er dem Irrtum, der Schuld und dem Verderben verfallen.

Wir sehen, Björnsons Drama „Über die Kraft" steht in vollkommener Übereinstimmung mit der griechischen Tragödie, die vor allem Selbsterkenntnis und die Tugend des Maßes fordert, und damit auch in Übereinstimmung mit den Regeln des Aristoteles. Pfarrer Sang ist eine edele Natur, erfüllt von dem reinsten Willen. Von böser Absicht kann bei ihm in keiner Beziehung die Rede sein; er hat es nur nicht verstanden, sein zartes Weib zu schonen. So war seine Schuld zunächst nur eine intellektuelle, sie war eine *ἁμαρτία* im Sinne des Aristoteles. Für einen solchen Mann hegen wir auch die innigste Teilnahme. Bangen Herzens sehen wir mit der geängstigten Rahel dem Wunder entgegen, das er zur Heilung der schwerkranken Frau vollbringen will. Wir fürchten für ihn, wir fürchten aber auch für uns. Denn wenn ein so edler Mensch der Schuld und dem Verderben verfällt, wie leicht kann dies uns begegnen! Diese Furcht aber wird zum Grunde des vollsten Mitleides mit ihm. Aber Furcht und Mitleid, wie sie durch diese Tragödie in uns hervorgerufen werden, sind reine Affekte, denn wir haben hier nicht einen

gräßlichen Vorgang vor uns, der unser Gefühl verletzte und empörte. Mag auch das Leiden uns größer erscheinen als die Schuld, so ist es doch durch die Schuld hervorgerufen und nicht die Wirkung eines tückischen Zufalls noch einer willkürlich über uns waltenden Macht, der wir wehrlos preisgegeben wären. Der unmittelbar nach dem Tode der Frau eintretende Tod des gefühlvollen Mannes ist für ihn eine Erlösung von schwerer Seelenqual, gleich wie die Partisane, die Wallensteins Brust durchbohrte, seine Wohltäterin wurde. Auch daß Pallas Athene des Telamoniers Sinn verwirrte, als er in nächtlicher Weile die Fürsten und Mannen der Griechen ermorden wollte, war für ihn mehr Wohltat als Strafe. So erfüllt Björnsons „Über die Kraft" den von Aristoteles gewollten Zweck der Tragödie, sie reinigt durch Erregung von Mitleid und Furcht die entsprechenden Affekte, d. h. das Mitleid und die Furcht, die der Anblick oder auch die Kunde von Vorgängen im wirklichen Leben in uns erregt, die unser Gerechtigkeitsgefühl tief verletzen und im Widerspruch zu unserer Menschenliebe stehen. Doch ich kann hier nicht weiter auf die Aristotelische Katharsis eingehen, meine Ansicht über diese vielumstrittene Lehre habe ich schon an anderer Stelle dargelegt. (Der Idealismus der Hellenen in seiner Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Gera 1906, Kanitz' Verlag. S. 23 ff.)

Ich habe Björnsons Drama wiederholt mit den Schülern der Oberprima gelesen, und nach meinen Erfahrungen muß ich seine Lektüre auf das angelegentlichste empfehlen. Es ist eine wahrhaft klassische Tragödie, deren Verständnis das Verständnis der griechischen Tragödie fördert und wahre Wertschätzung der Aristotelischen Poetik erzeugt. Die Lektüre von Ibsens Peer Gynt würde sich für das Gymnasium nicht eignen. Abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die es in mancher Beziehung dem Verständnis bereitet, leidet das Stück auch an bedeutenden Schwächen. Aber trotzdem ist es bei der Besprechung der Aristotelischen Theorie vom Wesen der Tragödie, wie sie sich z. B. an Lessings Hamburgische Dramaturgie passend anschließt, sehr gut zu verwenden. Der hauptsächlichste Inhalt des Stückes läßt sich in kurzer Zeit anschaulich darstellen und bietet dann, wie wir sahen, positiv und zum Teil auch negativ klare und treffende Belege für die Richtigkeit der Aristotelischen Theorie. Daß wir aber die Poetik des Aristoteles in Ehren halten und im griechischen und deutschen Unterrichte recht zur Geltung bringen, das liegt durchaus im Interesse des Gymnasiums. Wir schädigen unsere Sache, wenn wir es nicht tun.

Gera. Gustav Schneider.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) G. Budde, Mehr Freude an der Schule! Hannover und Leipzig 1908, Hahnsche Buchhandlung. 88 S. 8. 1,50 *M.*

Verf. geht davon aus, daß in den Kreisen der Gebildeten wenig Zufriedenheit mit der höheren Schule herrscht. Ebenso sei bei der Jugend wenig Freude an der Schule zu finden, auch sonst herrsche vieler Orten Schulverdrossenheit, obgleich sich die Unterrichtsverwaltung die erdenklichste Mühe gebe, jene Verdrossenheit zu beseitigen. Da sei es denn die Pflicht namentlich der Lehrerschaft, mehr Freude an der Schule zu schaffen. In diesem Sinne und zu diesem Zwecke will nun Verf. eine Anzahl Schäden in unserem höheren Schulwesen beleuchten und Vorschläge zu ihrer Abstellung machen. — Er handelt zunächst im allgemeinen von der schon vorher erwähnten Schulverdrossenheit, die vor allem auch A. Matthias in der Monatschrift für höhere Schulen zu bekämpfen unternimmt im ersten Hefte des Jahrgangs 1905, indem er der Lehrerschaft den Neujahrsgruß „Freude an der Schule" zurief. Diese Freude fehle bei Schülern und Eltern in weiteren Kreisen, ihr Mangel zeige sich in der Tagespresse, in den die Schule behandelnden literarischen Erzeugnissen (es sei nur an den „Probekandidaten", an „Flachsmann als Erzieher", an „Traumulus" erinnert).

In den nun folgenden 10 Kapiteln werden dann eine Anzahl von Punkten behandelt und Gebiete berührt, auf denen sich in der Tat Schäden und Mängel des höheren Schulwesens finden, die nicht abzuleugnen sind. Dahin gehört zuerst die Lehrerpersönlichkeit und Lehrerbildung. Wie viele Lehrer bleiben ihr Leben lang Pauker, wie vielen fehlt die Freude an der Jugend, an ihrer Eigenart, wie vielen die Kenntnis der Kinderseele: nur selten, sagt auch R. Lehmann, vernehme man einmal eine Äußerung, die auf eindringenderer Beobachtung, auf intimerer Kenntnis der Individualität beruhe! Der Lehrer müsse ein väterlich Gemüt für seine Schüler haben, sein Ernst müsse nicht finster sein, er solle nicht immer zornig dreinfahren; am wirksamsten

sei das lebendige Wort der Persönlichkeit, namentlich das Wort eines solchen Lehrers, den die Schüler achten und lieben müssen. Der Lehrer solle nicht karg sein mit dem Lobe der Schülerleistungen, im Tadel des Mißlungenen nicht herbe. Von Pflichtgefühl solle er selbst durchdrungen sein und die Schüler dazu erziehen. Für die Extemporalien sei keine besondere Vorbereitung zu verlangen; die festen Termine für die Arbeiten seien abzuschaffen; den Schülern seien Hilfen zu geben, sie seien auf Schwierigkeiten hinzuweisen; der Text zu den Extemporalien sei gleich ganz zu diktieren und dann sei zu der Übersetzung genügend Zeit zu lassen. Auch bei den Zeugnissen, der Lokation, der Kompensation und Versetzung sei ein Verfahren zu erstreben, welches den Schülern die Lust an der Schule nicht ertöte und benehme. Durchweg sei beim Unterricht lebendiges Interesse zu erwecken, nicht totes Wissen zu vermitteln. Auch Überbürdung, die sich aus der Überschätzung des positiven Wissens ergebe, sei zu vermeiden. Eine besondere Schwierigkeit brächten die fremdsprachlichen Skripta auf der Oberstufe mit sich; die Schüler selbst merkten sehr wohl, wie wenig sie als Maßstab des Wissens geeignet seien. Auch die Ordnung der Reifeprüfung sei umzugestalten. Neuerdings sehe man in der sog. Bewegungsfreiheit ein nicht unwichtiges Mittel der Abhilfe. Es müsse sich bei derselben aber darum handeln, die Schüler von dem Unterricht, der ihrer Eigenart zuwider sei, ganz zu befreien. Dies geschehe bei den bisherigen Versuchen und Vorschlägen noch nicht. Es könne in der Praxis nicht geschehen, wenn nicht vorher die Reifeprüfung eine Abänderung erfahren habe. Eine Durchführung jener Bewegungsfreiheit erfordere auch eine Vermehrung der Lehrkräfte. — Der Verfasser hat in seinen ganz kurz skizzierten Ausführungen eine ganze Anzahl von Mängeln und Fehlern unseres höheren Schulwesens bezeichnet, die zweifellos leider oft vorkommen, die dem Schüler die Freude an der Schule nehmen und dem Lehrer die Lust an seiner Arbeit. Hie und da hat er vielleicht etwas zu stark aufgetragen, aber einem wichtigen Zwecke dient seine auf gründlichen pädagogischen Studien beruhende Arbeit: sie wird dem Lehrer das Gewissen wecken und ihm zeigen, was er zu vermeiden und erstreben hat. Aber was ist und bleibt die Hauptsache? Wir meinen, daß der Lehrer von der rechten Liebe zur Jugend beseelt ist, daß er seine Arbeit mit einer gewissen Begeisterung tut. Dann wird er selbst die rechte Befriedigung von derselben haben und nur dann, wenn dies der Fall ist, wird auch unsere Jugend an ihrer Arbeit in der Schule Freude haben, dann wird sich auch später jeder gern seiner Schulzeit erinnern. — Das Schriftchen ist jedem Lehrer zu recht eingehendem Studium zu empfehlen, ja auch schon dem angehenden Lehrer, damit er sich die in ihm enthaltenen beherzigenswerten Winke schon früh einpräge, damit er ein rechter

Lehrer, Erzieher und Freund der Jugend werde. Damit würde ein Anfang einer Besserung der leider oft noch so unvollkommenen Zustände gemacht werden.

2) Fr. Paulsen, Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit. Einige pädagogische und moralische Betrachtungen für das Jahrhundert des Kindes. Berlin 1908, Verlag von Reuther und Reichard. 95 S. 8. 1 *M.*

Betrachtungen über Erziehungsfragen sind heutzutage an der Tagesordnung. In diesem Sinne kann man sehr wohl von einem „Jahrhundert des Kindes" sprechen. Überall findet man es bestätigt, daß das Interesse für Pädagogisches im Steigen begriffen ist. Und ganz neuerdings steht vielfach im Mittelpunkt des Interesses die Frage, ob die Pädagogik sich auch mit einer Aufklärung über sexuelle Dinge zu befassen habe. Dieselbe wird äußerst verschieden beantwortet; während sie von vielen Seiten ganz verneint wird, haben an manchen Orten, wie man meint, mit gutem Erfolge, schon Belehrungen der gereifteren Jugend über die geschlechtlichen Verhältnisse stattgefunden, so unseres Wissens in Düsseldorf. Man wird dem berühmten Verf. der vorliegenden Schrift, die sechs vorher in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte Aufsätze vereinigt, zustimmen müssen, wenn er sagt, daß es eine Sicherheit gegen die Gefahren des letzten und tyrannischsten aller Naturtriebe überhaupt nicht gebe, die Erziehung solle vor allem früh an Selbstüberwindung gewöhnen, durch freien Gehorsam, durch Niederhaltung des sinnlichen Begehrens. Die sexuelle Aufklärung wolle er nicht ganz verwerfen; am besten sei sie einem einsichtigen und wohlwollenden Arzt zu überlassen. Ernstere Willensbildung sei die Hauptsache, sonst sei die Belehrung überhaupt vergeblich. Verweichlichung, Müßiggang, dissolute Begehrlichkeit bereiteten den Dämonen der Unzucht den Boden, nicht die Unwissenheit.

Die ganze neuerdings viel behandelte Frage erscheint uns als eine Abwehr gegen die mancherlei Gefahren aufgeworfen zu sein, welche in den neueren Verhältnissen ihren Grund haben. In diesem Sinne sind denn auch die hier zusammengefaßten Aufsätze Paulsens entstanden, alle durch Zeitströmungen hervorgerufen, die zum Widerstand herausforderten. Der Aufsatz „Väter und Söhne" zieht eine Parallele zwischen den Zuständen der früheren und jetzigen Zeit. Die Veränderungen gegen früher machen sich naturgemäß besonders bei der Jugend, ihrem ganzen Wesen und ihrem Verhältnis zu den verschiedensten Personen und Dingen bemerkbar, namentlich auch auf dem Gebiete der Religion. Da sei es eine unabweisbare Forderung, den Unterricht in derselben umzugestalten. Aber wenn auch eine krankhafte Verschiebung im Verhältnis der beiden Generationen, der früheren und jetzigen, stattgefunden habe, so sieht Verfasser deshalb doch nicht mutlos in die Zukunft. Das deutsche Volk werde das

ruhige Bewußtsein des eigenen Wertes und von der inneren Notwendigkeit seiner geltenden Lebensordnungen behalten. — In dem Aufsatze „Schuljammer und Jugend von heute“ wird das Verhältnis der Jugend und der Eltern zur Schule beleuchtet, und es wird eine ganze Anzahl von darin sich zeigenden Schäden und Mängeln berührt. Ein großer Übelstand sei die Berechtigungsfrage und die damit in Verbindung stehende soziale Auslese der Schüler. Auch dürfe die Autorität der Schule wie überhaupt die Autorität nicht untergraben werden; „Lerne gehorchen“, das sei und bleibe auch heute noch das wichtigste Wort. — Die Abhandlung: „Die sexuelle Moral in G. Frenssens Hilligenlei“ wendet sich gegen eine in dem Roman sich findende Episode, die von Paulsen aus mehrfachen Gründen verurteilt wird. Jene Episode in Anna Bojes Leben verstoße durchaus gegen die Sitte und Moral. Die beiden folgenden Artikel handeln sodann von der geschlechtlichen Sittlichkeit und weisen auf Mängel und Unterlassungssünden unserer akademischen Bildung hin. Von den verschiedensten Seiten könne viel geschehen zu einer besseren Gestaltung der Verhältnisse auf dem in Rede stehenden Gebiete. Die letzte Abhandlung „Alte und neumodische Erziehungsweisheit“ zieht noch einmal die Summe aus den Ausführungen des Verfassers. Auf drei Imperative komme es namentlich an: 1. Lerne gehorchen, d. h. mit freiem Willen den Willen der Besseren und Einsichtigeren in deinen Willen aufnehmen! 2. Lerne dich anstrengen, nimm die geistigen und leiblichen Kräfte zusammen in rechter Übung, ‘training’ sagen die Engländer! 3. Lerne dir versagen und deine Begierde überwinden!

Es ist von großer Bedeutung, wenn ein so anerkannter Mann wie Fr. Paulsen — leider ist er uns vor kurzem durch den Tod entrissen — sich zu solchen wichtigen sozusagen in der Luft liegenden Fragen äußert. Wir empfehlen seine geistvollen Ausführungen angelegentlichst der Beachtung nicht nur den Fachgenossen (diesen werden sie eine willkommene Gabe sein), sondern namentlich auch den weiteren Kreisen Gebildeter, die ein Interesse für unsere Jugend und für pädagogische Fragen haben.

3) R. Jörges, Psychologische Erörterungen zur Begründung eines wissenschaftlichen Unterrichtsverfahrens. Leipzig 1908, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. XI u. 144 S. 8. 3,80 *M*.

Die Psychologie ist als Grundlage der pädagogischen Wissenschaft schon wiederholt behandelt worden, und mit vollem Recht; denn sie spielt in der Tat auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts eine sehr wichtige Rolle. In dem vorliegenden Buche handelt es sich aber nicht, wie sonst gewöhnlich, „um theoretische psychologische Untersuchungen und Begründungen, sondern darum, die psychologischen Tatsachen, die feststehen, für das Unterrichtsverfahren zu verwerten“. Hierin hat der Verf.

auch bereits Vorgänger gehabt, so Benno Erdmann und Hermann Ebbinghaus, die schon einen Anfang auf diesem Gebiete gemacht haben. Aber auch andere Psychologen hat er nicht außer Betracht gelassen.

Man wird aus den vorstehenden Zeilen wohl schon entnehmen, welche Absicht Jörges verfolgt. Versuchen wir, seine Aufgabe bestimmter zu fassen. Die planmäßige Einwirkung der Erwachsenen auf die Heranwachsenden (dies ist ja nach seiner Auffassung die allgemeine Aufgabe der Erziehung) besteht in nichts anderem als in der Schulung des Denkens: in der Übung und Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte. Nachdem man nun dem Schüler den Denkstoff, das Material herbeigeschafft habe, müsse man seinem Denken durch geeignete Fragen die Richtung geben, er müsse angeleitet werden, wie der zur Verfügung stehende Stoff zu bearbeiten sei. Dies wird an einem Beispiele erläutert, nämlich an der Darstellung des Unterschiedes zwischen der lateinischen Konstruktion nach „oro“ und der deutschen nach „bitten“. Zu diesem Unterschiede führen acht vom Lehrer gestellte Fragen, die allerdings auch kürzer zusammengezogen werden können. Darauf müsse der Schüler dahin geführt werden, daß er in fremder Umgebung, d. h. also an anderem Material, die Beziehungen, die er an dem Musterbeispiele zu sehen gewöhnt sei, wiedererkenne. Auch dies wird an Beispielen erläutert.

Aus dem Gesagten ergibt sich schon ganz deutlich, daß Verf. das ganze Unterrichtsverfahren auf eine psychologische Grundlage stellen will. Und das tut er denn nun auch in den folgenden 7 Kapiteln, ausgehend von den Grundlagen der Denkvorgänge: Reproduktion, Gedächtnis, Assoziation, geistige Energie. Dann gibt er eine psychologische Begriffsbestimmung des Denkens, behandelt die Arten des Denkens und die Fehlerquellen, untersucht die als Reproduktionsmotive in Betracht kommenden Vorstellungen und erörtert ihre Reproduktionsenergie, untersucht die bei Erlernung der Fremdsprachen in Betracht kommenden Reproduktionsmotive und erörtert ihren Wert, betrachtet die Prinzipien der Regelfassung und des Regelbaues, handelt über die Aufmerksamkeit und kommt zuletzt zu einer zusammenfassenden und abschließenden Betrachtung der Psychologie des Unterrichtsverfahrens.

Damit haben wir den Gedankengang des inhaltreichen Buches ganz kurz skizziert. Man sieht, was der Verf. will und beabsichtigt. Jede mechanische Art des Unterrichtsverfahrens soll ausgeschlossen und vermieden werden; der Schüler ist zum selbständigen Erfassen des Zusammenhanges unter den Begriffen, zum selbständigen Denken unter Entfaltung der dazu erforderlichen in ihm schlummernden geistigen Kräfte zu führen; dabei soll er auch auf den Unterschied des Denkverfahrens auf den verschiedenen

Gebieten achten lernen. Das alles soll ihn zu einer Vertiefung seiner Denktätigkeit führen.

Wie der Lehrer es anzufangen habe, um bei seinem Unterricht diese Ziele zu erreichen, dazu gibt Verf. ihm eine recht vielseitige Anleitung in den Beispielen, die er aus den verschiedensten Wissensgebieten entnimmt. Da steht voran das Lateinische (von der Konstruktion von „oro“ und „bitten“ war vorher schon die Rede); behandelt wird noch „opus esse“, das Gerundivum, die Oratio obliqua, der Infinitiv. Aus dem Französischen werden behandelt die Veränderlichkeit des Participe passé, der Modus nach „que daß“, einiges aus der Lehre vom Infinitiv, zur Lehre von den persönlichen Fürwörtern, zur Lehre von der Wortstellung, zur Übertragung von „werden“, être, devenir. Aus dem Englischen: aus der Lehre von den Partizipialsätzen, aus der Tempuslehre, aus der Lehre vom Infinitiv, aus der Kasuslehre, einiges zur Übertragung von „werden to be, to become“. Ferner kommt die grammatische Terminologie in Betracht, auch beleuchtet Verf. die Psychologie des Vokabellernens und betrachtet einige Lernmethoden, illustriert an Goethes Gedicht „Der Erlkönig“. Aus der Algebra endlich bringt er etwas aus der Lehre von den Gleichungen und über Vereinigung von Produkten. — Eine Nennung der Schulmänner, deren Äußerungen herangezogen und kritisiert werden, zeigt, wie sorgsam Verf. die ihm zu Gebote stehenden Quellen benutzt hat.

Wir erkennen, wie mannigfache Beispiele von dem Verf. zur Erläuterung seiner Theorie angeführt sind. Dieselben können als typisch gelten. — Das Buch gibt eine vortreffliche Anleitung zur Vertiefung des gesamten Unterrichtsverfahrens auf den verschiedensten Gebieten. In diesem Sinne wird es jedem Lehrer gute Dienste leisten; ganz besonders sei es auch dem Anfänger empfohlen; er wird aus demselben lernen, wie er einen nachhaltigeren Einfluß auf die von ihm zu unterrichtenden Schüler gewinnen und sie zu selbständiger Denktätigkeit führen kann.

4) E. Vowinckel, Pädagogische Deutungen. Philosophische Prolegomena zu einem System des höheren Unterrichts. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 164 S. 8. 3,40 *M.*

Man hat die Erziehungslehre von jeher mit anderen wichtigen kulturellen Faktoren in Verbindung gebracht, aber dabei diese einen zu weit gehenden Einfluß auf dieselbe ausüben lassen. Einen solchen dürfe weder die theologische Ethik noch die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie gewinnen. Allein die Philosophie darf nach der Anschauung des Verf. des vorliegenden Buches für eine Theorie die Heranbildung jugendlicher Menschen in Betracht kommen. Von diesem Grundsatz ausgehend will Vowinckel die Erziehungslehre auf einen bestimmten Boden gestellt wissen; er behandelt nach dieser Theorie zunächst die

ethische Grundlegung des Unterrichts, dann seinen logischen Aufbau, die Psychologie und Methodik des Unterrichts, die Unterrichtsstunde als Kunstwerk und handelt sodann von der sozialen Pädagogik in zwei Abschnitten: 1. Das Teilnehmen der Eltern an der Arbeit der Schule und 2. Zwei zeitgenössische Schülertypen.

Mit der ethischen Grundlegung beginnt Verf. deshalb, weil „zunächst ein Standpunkt zu gewinnen ist, der Wert und Wahrheit des Geistes begreifen hilft". Die Pädagogik stehe als Wissenschaft unter dem Zeichen des sittlich-geistigen Wesens. Der logische Aufbau des Unterrichts zeige, daß die Inhalte nicht zufällig, lediglich historisch ankommend seien. Aber auch auf die Psychologie komme es wesentlich an; denn aus dem Charakter des Forschungsprinzips selbst erwachse eine Theorie von der Seele, die die nie versiegende Strömung der seelischen Erscheinungen einhalte und einfange, aber auch notwendig wieder freilasse. Eine Hilfswissenschaft der Pädagogik sei auch die pädagogische Methodik, wenngleich sie nicht, wie man oft angenommen habe, das Hauptstück der Pädagogik sei. Neben die Methodik trete die Ästhetik, welche die Frage zu beantworten habe, welche Bedingungen dazu gehören, daß eine Stunde als Kunstwerk wirke. — Da die soziale Pädagogik den Schüler als Produkt der Gesellschaft ansehe, so komme auch sie in Betracht; dahin gehört der Abschnitt über die Anteilnahme der Eltern am Unterricht und die Vergleichung der beiden Schultypen, nämlich des deutschen und englischen. — Wir haben ähnliche, auf ähnlichen Grundsätzen ruhende pädagogische Anschauungen auch sonst schon bei manchen pädagogischen Schriftstellern gefunden; wir erinnern an die Bücher von Jahn, Ethik als Grundlage der Pädagogik und Psychologie als Grundlage der pädagogischen Wissenschaft, sowie an das jüngst erschienene Werk von R. Jörges, Psychologische Erörterungen zur Begründung eines wissenschaftlichen Unterrichtsverfahrens. Unser hier zu betrachtendes Buch ist insofern von besonderer Bedeutung, weil der Verf. eine aus dem Wesen der philosophischen Einzelwissenschaften selbst und auch der Pädagogik selbst geschöpfte Begründung seiner Anschauungen unternimmt, die dem denkenden Leser eine reiche Anregung bietet. Dabei halte man seine Darlegungen durchaus nicht für lediglich abstrakt. Sie behalten auch Fühlung mit der Praxis des Unterrichts und ziehen Beispiele aus dem Unterricht in verschiedenen Gebieten heran, wenn auch nicht in dem Maße, wie es Jörges tut. — Mit besonderem Interesse wird man auch den Abschnitt über die Unterrichtsstunde als Kunstwerk lesen. Verf. weist auf die Formung des Unterrichtsstoffes hin, der zum eigentlichen Werkzeug den Sprachstil habe. Kein Gegenstand, die Mathematik nicht ausgenommen, könne der gestaltenden Sprache entbehren, obgleich in der Mathematik die künstlerische Forderung darin be-

stehe, die Worte auf ihr geringstes Maß zu beschränken. Interessant sind namentlich auch die Ausführungen des Verf. über den Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Überhaupt werden die Unterschiede der Sprachen der einzelnen Unterrichtsgegenstände fein gekennzeichnet. Alles das bietet eine reiche Anregung, die wir allen Fachgenossen nur sehr empfehlen können. Mit Recht hebt Verf. hervor, daß das Wichtigste sei, Begeisterung für den Beruf zu erwecken. — In dem Abschnitt über die soziale Pädagogik wünscht Verf. eine recht verständige Mitarbeit der Eltern an der Gedankenarbeit der Schule, gegenüber dem so oft hervortretenden Schulhaß. Schwinden wird hoffentlich mehr und mehr die an die Lehrpläne gerichtete törichte Frage: „Was nutzt denn das alles?“ Alles müsse sich in den großen Werdegang einfügen, den die Schule mit ihrer Belehrung doch nun einmal zu nehmen habe. Als einen besonders wichtigen Ertrag davon sieht Verf. es an, daß bei solcher verständigen Mitarbeit schon früh der unbehinderte Austausch froher Gefühle sich einstellen werde, welche durch die Schönheit der Dichtungen hervorgerufen würden. Der Schluß bietet eine Parallelisierung der zwei Schülertypen, des deutschen und englischen. Die Unterschiede ergeben sich aus dem Naturell der Völker und den verschiedenen bei ihnen herrschenden Anschauungen von den Aufgaben und dem Zwecke der Erziehung und des Unterrichts. Die Vorzüge und Schattenseiten desselben bei beiden Völkern werden behandelt.

Wir haben ein gedankenreiches Buch vor uns, welches nicht nur dem Lehrerstande zu gründlicher Beachtung zu empfehlen ist, sondern auch allen denjenigen eine höchst anregende und belehrende Lektüre bieten wird, die für pädagogische Fragen Interesse und Verständnis haben.

5) O. Willmann, Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium bearbeitet. Zweiter Teil: Empirische Psychologie. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau 1908, Herdersche Buchhandlung. 179 S. 8. 2,50 ℳ.

Das in diesen Blättern früher bereits angezeigte bestens empfohlene Werk des bekannten Philosophen erschien soeben in seinem zweiten Teile, der empirischen Psychologie, in zweiter, verbesserter Auflage. Bekanntlich steht der Verfasser bei der Behandlung seines Gegenstandes auf dem Boden der aristotelisch-thomistischen Philosophie. Nach seiner Ansicht sind die Grundanschauungen derselben am allergeeignetsten, einen Einblick in die verschiedenen Tätigkeiten der Seele zu gewinnen. Natürlich darf das inzwischen auf diesem Gebiete Errungene nicht unbeachtet gelassen werden. — Nach einer Darstellung des Zusammenhanges der Logik mit der Psychologie und einer allgemeinen Einleitung werden zuerst der Sinn und Trieb behandelt, sodann der Vorstellungs- und Interessenkreis, dann Verstand und Wille, und

den Schluß bildet der Abschnitt Vernunft und Gemüt. Die ganze Eigenart und Anlage des Buches bringt es naturgemäß mit sich, daß eine ganze Anzahl von Stellen aus Dichtern und Schriftstellern des Altertums angezogen wird, welche eine Beleuchtung psychologischer Fragen und Gegenstände enthalten, darunter namentlich Aristoteles selbst. Aber nicht allein das Altertum, sondern auch das Deutsche liefert hier manchen sehr willkommenen Stoff, der eine recht geeignete Verwertung erfährt. Die altsprachlichen Stellen werden aber sämtlich auch in deutscher Übersetzung gegeben, so daß das Buch auch von denen benutzt werden kann, die des Griechischen und Lateinischen nicht kundig sind. Die reichliche Bezugnahme auf die philosophische und andere Literatur des Altertums und der neueren Zeit geben dem Werke so recht den Charakter des Empirischen. Bei seinem Umfange wird dasselbe in Preußen wohl schwerlich als Schulbuch Verwendung finden, weil eine Durcharbeitung desselben sich schwer durchführen ließe. Wohl aber ist es ein recht geeignetes Buch zum Privatstudium des gereifteren Schülers und sehr wohl passend als psychologisches Lehrbuch für weitere gebildete Kreise, die sich eine tiefer begründete Kenntnis des Wichtigsten aus der Psychologie aneignen wollen. In Österreich, wo auf die philosophische Propädeutik mehr Zeit verwendet werden darf, kann es auch in der Schule wohl verwertet werden. — Dem Lehrer wird es eine gute Anregung bieten.

Köslin. R. Jonas.

Eduard Ebner, Magister, Oberlehrer, Professoren, Wahrheit und Dichtung in Literaturausschnitten aus fünf Jahrhunderten. Nürnberg 1908, C. Kochs Verlagsbuchhandlung. XV u. 306 S. 8. 4 ℳ.

In den letzten Jahrzehnten haben sich, wie es in pädagogischen Kampfeszeiten erklärlich ist, die Werke der sogenannten schönen Literatur gehäuft, in denen Vertreter des höheren Lehrerstandes meist in humoristischer, nicht selten in satirischer, gehässiger Darstellung eine Rolle spielen. Kann man in dieser Erscheinung mit Recht ein Zeichen dafür sehen, daß man endlich die Bedeutung des Lehrerstandes erkannt hat, so hat man andrerseits in den beteiligten Kreisen oft mit einer gewissen Empörung aus ihr geschlossen, daß in dem erbitterten Kampfe, der in der Neuzeit gegen das System, gegen die höheren Schulen und besonders gegen das Gymnasium geführt wird, das Verhältnis des Volkes auch zu den Trägern dieses Systems gehässiger geworden sei. Dieser Schluß ist freilich nicht ganz richtig; bereits seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit ein Publikum zu bilden sich begann, das an Fragen der Erziehung und den Kämpfen um sie Anteil nahm, sind die höheren Lehrer in ähnlicher Weise gezeichnet worden wie heute. Es ist daher recht

verdienstlich, daß der Verfasser, der dem Vorworte zufolge in dieser Frage kein Neuling ist, sich entschlossen hat, uns vom historischen Standpunkte aus ein zusammenfassendes Bild von der Darstellung des höheren Lehrerstandes in der schönen Literatur der letzten Jahrhunderte zu geben, die natürlich, je weiter sie sich der Jetztzeit nähert, desto reichhaltiger wird. Die Zahl der von ihm herangezogenen Werke ist jedenfalls staunenswert: es sind just 222, und wenn wir an die öde Langeweile, die seichte Flachheit, die verbissene Niedertracht so vieler von ihnen denken, kommt uns Mitleid an mit dem Manne, der in diesem Meer von bedrucktem Papier so viele Leiden hat dulden müssen. Daß trotzdem manches, was in der letzten Zeit erschienen ist, seiner Aufmerksamkeit entgangen ist, kann bei der Fülle dieser meist auf Buchhändlerspekulation beruhenden Erzeugnisse nicht befremden: so ist z. B. der zu des Ref. Bedauern gerade in der „National-Zeitung", einem sonst so vornehmen Blatte, abgedruckte Roman von Kurt Aram „Jugendsünden" nicht herangezogen, in dem Aram den kranken Löwen, den er in einem früheren Romane nur mit flüchtigem Fuße berührt hat (s. S. 170 f. des besprochenen Buches), nun mit einem wahren Hagel von Hufschlägen bedenkt. Auch des „famosus" Stilgebauers allem moralischen Gefühl ins Gesicht schlagende neueste Leistung „Das Liebesnest" hat der Verfasser offenbar noch nicht gekannt und darf damit zufrieden sein. Leider scheint auch eine so achtungswerte Erscheinung wie Charlotte Niese in ihrem von No. 26 an in den „Grenzboten" 1908 erscheinenden Romane „Reifezeit" es für nötig zu halten, der allgemeinen Mode im Vorbeigehen ihren Zoll zu entrichten; Herr Külpe, der Ordinarius ihres Harald, der Besuche von Müttern in Schlafrock und leichter Unterkleidung empfängt und ein „Mädchen aus einem Sattlerladen" heimführt, ist jedenfalls eine eigenartig fossile Erscheinung in der heutigen, auch auf gesellschaftlichem Gebiete nichts weniger als rückständigen höheren Lehrerschaft. Wenn der Verf. nun aber meint, diese Erzeugnisse hätten durchweg besondere Wichtigkeit für den Lehrer, „denn aus ihnen allein kann er erkennen, wie der Schüler ihn und sein Wirken sieht, kann er erfahren, wie die breite Masse des Volkes ihn auffaßt und pädagogisch wie gesellschaftlich einschätzt", so ist das doch nur in einer gewissen Beschränkung richtig, weil alle diese Lehrergestalten von Gunst und Haß verwirrt nicht sein können, wie der Verf. meint, sondern fast durchweg davon verwirrt sind; es bleiben eben subjektive Erzeugnisse einzelner. Immerhin werden wir auch aus den verschiedenen Stationen dieses „Leidensweges", aus den Fehlern, die man uns vorwirft, den Anklagen, die man gegen uns erhebt, indem man die in keinem Stande zu leugnenden Verfehlungen und Absonderlichkeiten einzelner zu leidenschaftlichen Anklagen gegen den ganzen Stand verallgemeinert, manches lernen können, besonders dafür, wie wir es nicht

machen sollen, und auch insofern wird die Lektüre des Werkes uns höheren Lehrern zu empfehlen sein.

Es würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, wollten wir den Verf. auf seinem Gange durch das Mittelalter, durch die Zeit des Humanismus, die einzige, die eine Reihe würdig gezeichneter Lehrergestalten aufweist, durch das in lateinisch redender Pedanterie erstarrte 17. Jahrhundert bis ins einzelne begleiten, wollten wir genauer mit ihm die trübselige Stellung betrachten, die der Lehrer im 18. Jahrhundert einnimmt, das bereits die literarische Satire als wirksames Kampfmittel benutzt; jedenfalls ist seine Schilderung eingehend und treu, wenn auch wegen des spärlicher vorhandenen Stoffes nicht so umfangreich wie in dem letzten Teile des Buches. Dieser umfaßt von S. 99 ab die Darstellung des höheren Lehrers in den verschiedenen Abschnitten des 19. Jahrhunderts, zunächst während der Zeit des Neuhumanismus, des goldenen Zeitalters des höheren Lehrers; denn in ihm wird er noch als harmlos, gutherzig, wenn auch von rührender Unbeholfenheit, in stets freundlicher, höchstens gemütlich karikierender Art gezeichnet. Aber schon mit den Wieseschen Lehrplänen vom Jahre 1856 beginnt der moderne Kampf gegen Lehrbetrieb und Lehrer, um, besonders den Gymnasien gegenüber, dauernd an Gehässigkeit zu wachsen. Neben den berufspsychologischen spielen da die Entwickelungsromane die Hauptrolle; von ihnen hat, soviel Ref. sieht, der Verf. keinen irgendwie der Beachtung werten übersehen; den erst jüngst erschienenen von Otto Ernst „Semper der Jüngling“ hat er nicht mehr heranziehen können. Die treffend gewählten „Literaturausschnitte“ aus einzelnen, besonders die aus dem für diese Art besonders typischen Werke von H. Hesse „Unterm Rad“, das in 2 Jahren 15 Auflagen erlebte, erhöhen den Wert und Reiz des Buches. — Auch die Literatur, die sich seit Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen“ mit dem neuesten, im Streite der Meinungen hin und her gewendeten Problem, der sexuellen Aufklärung der Jugend, und mit der Stellung der Lehrerschaft zu ihr beschäftigt, würdigt der Verf. eingehender Besprechung, ebenso die „schönen“ Blüten, die die soziale und gesellschaftliche Stellung des Lehrers mit oft ätzendem Spott überschütten. Wenn dabei der Verf. meint, trotz der oft gehässigen Satire über das Halten von Pensionären, über Privatstunden und dergl. sei eine Besserung in der gesellschaftlichen Einschätzung der höheren Lehrer in der letzten Zeit nicht zu verkennen, so teilt Ref. diesen Optimismus nicht und meint, daß selbst eine zukünftige Gleichstellung mit den gleich vorgebildeten Berufsarten den Lehrerstand auch in langen Jahren nicht vor manchen Anwürfen bewahren wird, die denen in Kurt Wigands Unkultur, Herm. Wettes Spökenkieker, H. Hermanns Kyklopenhöhle, Adele Osterlohs Oberlehrer Gesenius, Gertrud Frankes-Schievelbein Unkenteich in nichts nachstehen werden. Da wäre es freilich

verkehrt, nach öffentlichem Schutze zu schreien (vgl. S. 300); nur von des Standes eigener Arbeit ist Besserung zu hoffen; solche Bilder von höheren Lehrern müssen — diesem Wunsche des Verf. schließt sich Ref. voll an — durch die Tatsachen so unmöglich werden, daß jeder sie als Karikaturen zurückweist. „Die öffentliche Meinung beherrscht uns alle. Aber niemand hat so streng wie der Lehrer darauf zu achten, daß sein Ruf unbefleckt bleibt", sagen sehr richtig Zabel und Bock in ihrem Schauspiel „Der Gymnasialdirektor".

Aufmerksamkeit verdient, um noch einen einzelnen, aber des Ref. Meinung nach für die Stellung der Lehrerschaft zum Publikum besonders wichtigen Punkt herauszugreifen, die sehr richtige Ansicht, die der Verf. S. 245 bei Besprechung von H. Hermanns Kyklopenhöhle ausspricht, daß ein gut Teil der Mißachtung, unter der der Lehrerstand leide, der Selbstausübung des Züchtigungsrechtes zuzuschreiben sei. Das hat offenbar die Behörde richtig erkannt, wenn sie die körperliche Züchtigung so viel wie möglich aus der Schule zu verbannen sucht, haben die Kollegien richtig erkannt, die in freier Vereinbarung sich verpflichtet haben, ihres Züchtigungsrechtes freiwillig sich zu begeben.

Das ansprechend ausgestattete Buch weist leider eine außerordentliche Zahl von Druckfehlern auf; Ref. zählt mindestens 34 gröberer Art. S. 268 Z. 10 soll wohl statt „Manier" stehen „Manie". An verschiedenen Stellen ist der Satzbau in arger Unordnung, so S. 128 Z. 22, wo durch die Ausmerzung von „die Vorwürfe gegen" Heilung ebenso möglich ist, wie S. 163 Z. 7 durch Fortfall von „von ihrem Kinde". Unheilbar dagegen ist S. 193 Z. 12 v. u. „wer von beiden es ist, der dem anderen Teile seiner Seele und seines Leibes verdirbt und schändet", denn Teile als Nominat. Plur., nicht als Dat. Sing. zu fassen und davon den Genitiv abhängen zu lassen, verbietet doch der gesunde Menschenverstand. Flüchtig stilisiert ist auch S. 172 Z. 6 u. 7 v. u.

Saarbrücken. Hans Koenigsbeck.

Anton Ender, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Mittelschulen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit 25 Abbildungen. Freiburg 1907, Herdersche Verlagshandlung. XII u. 196 S. gr. 8. 2,50 ℳ, geb. 2,90 ℳ.

Das Buch hat große Vorzüge. Die neun Tafeln Abbildungen z. B. sind als glückliche Neuerung zu begrüßen. Wertvoll sind die Tabellen im Anhang. Das Wichtigste ist aber, daß das Buch in 82 Paragraphen zerfällt, die immer eine Lehreinheit umfassen und so viel Stoff bieten, daß er in einer Stunde bewältigt werden kann. Übersichtliche Gliederung, übersichtlicher Druck und begeisterte Sprache sind weitere Vorzüge des neuen Lehrbuches, das vornehmlich in Österreich Eingang finden wird.

Breslau. Hermann Hoffmann.

Chr. Muff, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Achte Abteilung, für Prima. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1908, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 406 S. 8. geb. 3 *M.*

Da die 1895 erschienene erste Auflage im 11. Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht S. 405—411 ausführlich von mir besprochen ist, kennzeichne ich hier die Eigenart des Buches nur kurz zusammenfassend. Es bietet eine Auslese von vorzüglicher nachgoethischer Prosa, die den Primanern die unerläßliche Kenntnis des Lebens der Gegenwart und seiner Bestrebungen vermitteln und so die notwendige Ergänzung zum Lesen der deutschen Klassiker bilden soll. Die Aufsätze sind daher den wichtigsten großen Gebieten der theoretischen und praktischen Tätigkeit unserer Zeit entnommen; Religion, Philosophie, Welt- und Kulturgeschichte, die schönen Künste, Volkswirtschaft und Sozialpolitik, Naturkunde und Technik sind berücksichtigt. Die Auswahl im einzelnen ist ganz selbständig, sehr sorgfältig und mit pädagogischem Takte getroffen. Das Lesebuch will weder zersplitternder Vielwisserei noch einseitiger Fachbildung dienen, sondern im Anschluß an die maßgebenden Unterrichtsfächer der Prima den Gesichtskreis der Schüler angemessen erweitern und ihre Gedankenwelt vertiefen. Der Herausgeber hat darauf gesehen, daß durch die aufgenommenen Lesestücke der Sinn vom Besonderen auf das Allgemeine gerichtet und eine philosophische Art des Denkens gelehrt werde.

Das günstige Urteil, das ich über die erste Auflage gefällt habe, gilt in erhöhtem Maße von der dritten, die nicht unerheblich verändert ist. Es sind jetzt neun Stücke entfernt und sieben neue dafür aufgenommen worden, und zwar so, daß zwar die Zahl der Nummern auf 56 gesunken, aber der Umfang von 392 auf 406 Seiten angewachsen ist. Einige früher angedeutete Wünsche sehe ich jetzt mit Freuden erfüllt.

Recht und billig ist es, daß ein so glänzender Stilist wie H. von Treitschke noch einmal zu Worte kommt, zumal er auch immer etwas zu sagen hat; er schildert in No. 38 warm und treffend, welche Energie des geistigen Schaffens gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland herrschte, und im besonderen, wie die menschliche Liebenswürdigkeit und die schöpferische Macht der neuen Bildung ihren vollendeten Ausdruck in dem eigenartigen Freundschaftsbund Goethes und Schillers fand. Die übrigen neuen Aufsätze rühren, dem modernen Charakter des Lesebuches entsprechend, sämtlich von noch jetzt lebenden Männern her und sind aus Büchern entnommen, die erst im letzten Jahrzehnt erschienen sind. Die Brauchbarkeit der Bücher für realistische Anstalten ist entschieden dadurch erhöht, daß — übrigens auf den ausdrücklichen Wunsch von Lehrern solcher Anstalten — das klassische Altertum mehr als bisher berücksichtigt ist. Dahin gehören No. 30 und 31, von denen nachher zu reden

ist, sowie No. 21 und 33. In No. 21 „Der Zeus von Olympia“ verfolgt U. von Wilamowitz die Geschichte der Stätte und des Festes zu Olympia von der Urzeit an und bespricht sodann die Darstellung des Zeus durch Pheidias, wobei namentlich das Eingehen auf die olympische Rede des Dion bemerkenswert ist. Jedenfalls ist das Lesestück auch für die Schüler von Gymnasien wertvoller als das dafür ausgefallene über die „westöstlichen Schwankungen des Schauplatzes der deutschen Geschichte“ von Lamprecht.

Während der Herausgeber selbst in der 1. und 2. Auflage nur einen schönen Aufsatz über den Idealismus des Christentums bot, liefert er jetzt auch seinen auf der Philologenversammlung zu Halle 1903 gehaltenen interessanten Vortrag über die Tragik des Sophokles, worin er die erhaltenen Dramen des Sophokles würdigt und feinsinnige Bemerkungen über die Tragik überhaupt macht. Meinen vollen Beifall hat besonders seine Forderung einer beglückenden Erhebung des Zuschauers und seine Ablehnung der modernen Trauerspiele, die nur den Sturz menschlicher Größe und den Jammer des Daseins vorführen und „den Pessimismus großziehen“. Doch möchte ich ergänzend hervorheben, daß m. E. doch auch das Niederdrückende zu dem vielumstrittenen Begriff des Tragischen gehört. Die Erschütterung und Rührung entsteht erst, wenn der Schuld des Helden unendlich viel Recht beigemischt ist, wenn sein Unglück zwar selbstverschuldet, aber doch wieder unverdient ist, wenn er zwar Fehler begeht, die sich rächen müssen, aber doch als ein edler oder großer Mensch unseres innigsten Anteils wert ist. Denn was man gewöhnlich „tragische Schuld“ nennt, braucht ja kein Frevel, keine sittliche Verfehlung zu sein, wie es etwa im Wallenstein der Fall ist, sondern bedeutet nur den Beitrag, den der Mensch durch sein eigenes Tun und Lassen, das an sich sehr anerkennenswert sein kann, d. h. durch seinen Charakter zu seinem Untergange liefert. Es bedarf des Zusammenwirkens des Helden und des Schicksals, oder wie man die außerhalb des Helden liegende zwingende Macht der Umstände sonst nennen will. Tragisch ist der anfangs aussichtsreiche, aber schließlich doch vergebliche Kampf mit der Notwendigkeit, und die Wirkung ist um so ergreifender, je sicherer und je berechtigter der Erfolg des Menschen anfangs schien. Und zwar verlangt der in sich widerspruchsvolle Begriff des Tragischen m. E., daß einerseits ein ursächlicher Zusammenhang, anderseits ein Widerspruch zwischen dem Tun des Helden und seinem Leiden, zwischen seinem Wesen und seinem Schicksal bestehe. Damit ist z. B. die Frage nach der Tragik der Antigone einfach gelöst. Echte Tragik zermalmt uns, weil das Große, Edle und Schöne in den Staub sinkt, sie erhebt uns aber auch, weil wir einsehen, daß es so kommen mußte, weil der Ausgang die bestehende Weltordnung bestätigt, weil hohe geistige und sittliche

Kräfte zur Entfaltung gelangen, weil es sich zeigt — hier bin ich mit dem Verfasser wieder ganz einig —, „daß der Mensch größer ist als das Schicksal und auch im Untergange Sieger bleibt". — Ein Stück mit glücklichem Ausgang wie Philoktet bietet so wenige tragische Momente, daß es m. E. nicht mehr zu den eigentlichen Tragödien gerechnet werden kann, wenn es auch von den Alten *τραγῳδία* genannt wurde. Jede echte Tragödie ist nach dem Obigen in gewissem Sinne eine Schicksalstragödie, auch König Ödipus; aber den König Ödipus eine Schicksalstragödie im engeren Sinne zu nennen wie etwa die Müllnerschen und Wernerschen Stücke, dazu kann ich mich nicht entschließen. Die Weisheit des Dichters hat es vielmehr so eingerichtet, daß der „ein für allemal festgelegte und vorhergesagte Wille des Schicksals" nur in der Vorgeschichte waltet, nicht aber in der dramatischen Handlung. Diese beruht nicht auf der Ausführung, sondern nur auf der Entdeckung der Greuel. Und der Held wird im Drama selbst nur durch die Entschließungen seiner eignen Brust bestimmt, zu handeln, d. h. die Entdeckung der längst geschehenen Greuel herbeizuführen, er schmiedet sich, verblendet wie mancher tragische Held, aber mit voller Willensfreiheit sein Schicksal selber. Indessen obgleich ich in manchen Punkten vom Verf. abweiche, so muß ich es doch als sehr erfreulich bezeichnen, daß durch seinen anregenden Aufsatz jetzt der Abschnitt aus G. Freytags Technik des Dramas (Nr. 8) ersetzt ist, der eine recht äußerliche Auffassung der Tragik bekundete.

Die Aufnahme der Stücke No. 38 von v. Treitschke und No. 33 von Muff brachte es mit sich, daß nicht nur No. 8, sondern auch die ästhetischen Abhandlungen No. 7 „Das Drama" von L. Bellermann, No. 37 „Goethes Iphigenie" von Rosenkranz, No. 38 „Das Schicksal in Schillers Wallenstein" von L. Bellermann und No. 37 „Die Jungfrau von Orleans" von Palleske weichen mußten. Man kann mit dem Tausch zufrieden sein, da die in den genannten Stücken der ersten Auflage behandelten Fragen den Schülern doch schon im Unterricht nahegebracht werden. Aus andern Gründen können wir missen: No. 29 „Charakteristik der Aufklärungszeit im 18. Jahrhundert" von Willmann, Nr. 32 „Aristoteles und das 19. Jahrhundert" von Barthélemy-Saint-Hilaire und No. 55 „Die Galvanoplastik" von Grätz. Entbehrlich wäre auch der Aufsatz über den Apoll von Belvedere gewesen, weil O. Jahns Ansicht, daß der Apoll die Ägis gehalten habe, nicht mehr haltbar ist.

Statt der entfernten Stücke haben wir jetzt vier philosophische Aufsätze. Auch diese Änderung ist entschieden eine Verbesserung. Windelband schildert in No. 30 die Bedeutung Platons und seiner Ideenlehre, die nicht nur für sein Volk, sondern auch für die Menschheit groß ist, insofern manche seiner idealen, geradezu prophetisch aufgestellten Forderungen im Griechentum

unerfüllbar waren, aber in unserer Zeit verwirklicht sind. In No. 31 gibt A. Rausch eine zum Teil allerdings etwas schematische Übersicht und eine Kritik der Lehre, besonders der Sittlichkeitslehre der Stoa, die es vor allem war, welche die Geister auf die geläuterte Lebensauffassung des Christentums vorbereitet hat. Klar und verständlich feiert P. Deussen in No. 32 die Aufstellung des kategorischen Imperativs durch Kant. Im Gegensatz zu den Klagen, daß die Moral viele zu Schwächlingen, unselbständigen Sklaven und geistlosen Schablonenmenschen mache, und daß sie die schwelgenden Stimmungen der Seele beeinträchtige, spricht R. Eucken in No. 10 „ein Wort zur Ehrenrettung der Moral", indem er zeigt, daß die Menschen gerade durch die Moral immer mehr zur Freiheit und Größe geführt und immer mehr zu geistigen und sittlichen Persönlichkeiten erhoben werden, und indem er auf die Höhen des geistigen Lebens hinweist, wie sie z. B. durch Platon, Luther und Kant bezeichnet werden. Durch die fünf philosophischen Abhandlungen, die das Buch zusammen mit dem schon in den früheren Auflagen stehenden „Sokrates" von Zeller jetzt aufweist, wird es sehr geeignet, die früher oft recht unfruchtbar betriebene philosophische Propädeutik zu ersetzen.

Hohe Anforderungen stellen ja auch die meisten der neu aufgenommenen Stücke an die Schüler. Aber noch immer hat sich der Grundsatz bewährt: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born". Und ein Lehrer, der z. B. No. 10 Die Ehrenrettung der Moral, No. 12 Wie Nationen entstehen, No. 23 Idealismus des Christentums, No. 30 Platon, No. 39 Die Baustile (natürlich mit veranschaulichenden Wandbildern), No. 46 Wir leben nicht auf der Erde, wer, sage ich, diese Stücke — ich greife nur einige heraus — gründlich mit seinen Schülern durcharbeitet, der erweist ihnen einen Dienst für das Leben.

Einen Vorzug des Buches sehe ich auch darin, daß viele Stücke nicht nur das Denken schulen, sondern sich auch an das Gemüt der Schüler wenden, sie innerlich erglühen lassen, ihre Begeisterung wecken und ihnen sittliche Antriebe geben. Das Buch dient nicht nur der rhetorisch-stilistischen Förderung, sondern auch der harmonischen Bildung von Geist und Herz.

Wir danken dem Herausgeber, daß er unsern Schülern ein so vorzügliches Bildungs- und Erziehungsmittel in die Hände gegeben hat, und wünschen von Herzen, daß es recht fleißig gebraucht werde. Wünschenswert ist es ja, daß alle Schüler der Klasse die dritte Auflage haben, aber daß sich diese auch neben der ersten und zweiten benutzen läßt, folgt schon daraus, daß sie einen Grundstock von 49 Nummern gemeinsam haben.

Wetzlar. Heinrich Gloël.

1) Albert Geyer, Unsere Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in Einzelbildern. Nach den wichtigsten Zeitepochen aus größeren Werken zusammengestellt und bearbeitet. Gießen 1907, Emil Roth. VIII u. 352 S. gr. 8. 2,40 *M*, geb. 3 *M*.

39 Einzelbilder, die den Leser von der grauen Vorzeit, der wirtschaftlichen Kultur der alten Germanen, der Kultur im Zeitalter der Völkerwanderung, der Darstellung eines Frauenlebens aus dieser Zeit (Waltarilied) usw. bis zum Zeitalter Friedrichs des Großen und zur neuesten Zeit führen. Unterabteilungen innerhalb dieser Abschnitte erleichtern die Übersicht. Die Quellenschriften (Kämmel, Henne am Rhyn, Janssen, Steinhausen u. a.) sind sachverständig ausgewählt und benutzt. Das Buch ist nicht bloß für die Oberstufe der Volks- und Mittelschulen, für die es zunächst bestimmt ist, sondern auch für höhere Lehranstalten brauchbar, zumal zur Anschaffung für die Schülerbibliothek. — Papier, Druck und Ausstattung (Bildschmuck: Kopfleisten und Schlußvignetten) sind zu loben. — Unter den erklärenden Anmerkungen vermisse ich eine solche zu dem Ausdruck „wergeld“ (S. 8 u. 16), der nicht ohne weiteres verständlich ist. Druckfehler: Kryxta für Krypta (S. 63) und: “Es ist nicht einzusehen“ für „Es ist nicht schwer einzusehen“ (S. 328).

2) A. Schmarsow, Lessings Laokoon in gekürzter Fassung herausgegeben. Leipzig 1907, Quelle u. Meyer. II u. 66 S. gr. 8. geh. 0,40 *M*.

3) A. Schmarsow, Erläuterungen und Kommentar zu Lessings Laokoon. Ebenda. 132 S. gr. 8. geh. 1,60 *M*, geb. 2,20 *M*.

Die Ausgabe gibt, mehr oder weniger gekürzt, die ersten 24 Kapitel der Lessingschen Schrift mit Auslassung der Ausführungen, die sich auf den Schild des Achilles beziehen (Kap. 18, zweite Hälfte, und Kap. 19 ganz). Im Verhältnis zum Originaltexte (vgl. Blümners Ausgabe in Kürschners D. Nat.-Lit.) der ersten 24 Kapitel ist das kaum die Hälfte. Immer noch mehr als genug für die Zwecke des Schulunterrichts! Der Herausgeber erklärt in seinem Geleitwort, daß er in der Auswahl und Kürzung im allgemeinen mit Schillings „Laokoonparaphrasen“ übereinstimme. „Nur einzelne dort preisgegebene Kapitel glauben wir nicht entbehren zu können (z. B. V. VI.), weil wir die Belehrung über die Poesie allein nicht für die Aufgabe der Laokoonlektüre zu halten vermögen, sondern im Einklang mit der Absicht Lessings die gleichberechtigte Behandlung der bildenden Kunst verlangen. Ja zur Einführung in die Dichtkunst gibt es andere Gelegenheit genug in der Schule, und bessere vielleicht als an der Hand gerade dieser Schrift Lessings. Für das Verständnis der Plastik und Malerei dagegen einen Anhalt zu gewähren und nach dieser Seite hin den Anschauungskreis zu erweitern, dafür ist sie geeignet und muß sie willkommen sein. Das knappe Maß, das sie für diesen Zweck enthält, sollte nicht verkürzt, sondern eher durch eine sinnvoll

ausgewählte Beispielsammlung verstärkt werden". Die hier entwickelte Auffassung ist nicht eben befremdlich, wenn man bedenkt, daß Geheimrat Schmarsow, Professor für Kunstgeschichte und Direktor des Kunsthistorischen Instituts an der Universität Leipzig, Verfasser zahlreicher kunsttheoretischer Schriften, den Wunsch haben muß, schon die Jugend unserer höheren Lehranstalten in den Tempel der Kunstbetrachtung, des Kunstgenusses oder doch in die Vorhallen dieses Tempels einzuführen. Ich befürchte aber, daß dieser Standpunkt lebhaften Widerspruch finden wird, einmal, soweit die Absichten in Frage kommen, die Lessing selbst bei der Abfassung des Laokoon verfolgt hat, und — ganz davon abgesehen — zweitens, soweit die Bedürfnisse der Schule in Betracht gezogen werden. Hören wir, wie sich ein Mann der Schule, C. Rethwisch, Direktor des Kaiserin Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg, zu der Sache stellt. Er schreibt im Vorwort zur 2. Auflage seines Laokoonkommentars („Der bleibende Wert des Laokoon", Berlin 1907, Weidmann; vgl. meine Anzeige im 62. Jahrg. dieser Zeitschr.): „Herder durchschaute es zuerst, daß man Lessings leitenden Gesichtspunkt ganz verfehle, wenn man seine Ausführungen über die bildende Kunst für etwas anderes nehme als für ein Nebenwerk, dessen er für seinen Hauptzweck, die Klarlegung des Wesens der Dichtkunst, nicht entraten konnte. — — Wie hat man das überhaupt nur jemals verkennen können — —?" Sei dem, wie ihm wolle: so verlockend es auch für manchen Lehrer sein mag, bei der Laokoonlektüre auf Lessings und Winckelmanns Gedanken über die bildenden Künste einzugehen, um an ihnen oder auch im Widerspruch zu ihnen die Anschauungen der Gegenwart darzutun, so ist doch dieser Weg, den Schmarsows „Erläuterungen" einschlagen, wie ich wenigstens glauben möchte, viel zu umständlich und zeitraubend für den Betrieb des deutschen Unterrichts. Diese Exkurse über: Körperschönheit, Ausdruck, Natur und Menschengeist in der Kunst, Nacktheit und Bekleidung, Organisches Gewächs und fremde Zutat im Bildwerk, Poetische Faktoren in der bildenden Kunst, Überwindung der Körper-Schönheit und -Häßlichkeit in der Malerei — werden ja jedem, Lehrer oder Nicht-Lehrer, willkommen sein, der in das Verständnis dieser Dinge eindringen will. Aber Belehrungen in dieser Richtung wird die Schule kaum anders als gelegentlich und in knappster Form geben können. — Ganz unabhängig von diesen Erwägungen ist die Frage zu beantworten, ob Schmarsows Text nebst Kommentar neben den Ausgaben von Buschmann und anderen für den Schulgebrauch zu empfehlen sei. Das ist zweifellos der Fall. Eine willkommene Ergänzung dazu bieten die kritischen Inhaltsangaben, die C. Rethwisch in der oben genannten Schrift gegeben hat. — Etwaigen Neuauflagen von Schmarsows Textausgabe hätte allerdings eine sorgsame Bearbeitung der Rechtschreibung (überschwänglich S. 24, indeß S. 26, blos oft neben

bloß, Verhältniß S. 47, Bekenntniß S. 57 u. a. m.) und vor allem der Zeichensetzung vorauszugehen. Das Buch ist ja doch für die Schule bestimmt.

Brieg. Paul Geyer.

---

1) Wulff, Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler. Ausgabe B von J. Schmedes. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 68 S. 8. 3,20 M inkl. Wortkunde.

2) Wulff, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für den Anfangsunterricht nach dem Frankfurter Lehrplan (Untertertia). Ausgabe B. von J. Schmedes. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 94 S. 1,40 M.

3) Wulff, Wortkunde zu dem Lateinischen Lesebuch. Ausgabe B von J. Schmedes. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. 152 S.

Mannigfache Klagen über unleugbare Schwierigkeiten in den Texten des Wulffschen Lateinischen Lesebuches, die sich namentlich auf die nicht geringe Zahl der Übungssätze moralischen Inhaltes erstrecken, haben hauptsächlich die Neubearbeitung des Buches veranlaßt, die jetzt als Ausgabe B vorliegt. In dieser neuen Gestalt soll das Wulffsche Werk besonders den Bedürfnissen des Realgymnasiums gerecht werden, doch auch für das Gymnasium nicht außer Betracht bleiben. Aus Pietät gegen den verstorbenen Verfasser und in seiner Überzeugung von der musterhaft planvollen Anlage des Buches glaubte Schmedes das Wulffsche Werk nach Möglichkeit erhalten zu müssen. Die daran vorgenommenen Änderungen beschränken sich daher auf Streichung inhaltlich oder formell besonders schwieriger Sätze, für die nur zum Teil Ersatz geboten wurde, auf das Ausmerzen wenig gebräuchlicher Vokabeln, auf stilistische Glättungen und schließlich auf die Umstellung dreier Stücke.

Hat der Übungsstoff so schon eine nicht unwesentliche Kürzung erfahren (die neue Ausgabe weist nur 68 Seiten Text auf gegenüber 75 Seiten der alten), so bezeichnet Schmedes außerdem eine Anzahl sowohl von ganzen Lesestücken, namentlich Fabeln, als auch von Einzelsätzen durch die Hinzufügung eines Sternchens als entbehrlich, und zwar in der richtigen Erwägung, daß es zweckmäßiger ist, „eine geringere Stoffmenge durch reichlichere Einübung zum völligen Eigentum seiner Schüler zu machen als eine größere durch erhöhte Anspannung der Klasse und hastigeres Vorschreiten“.

In der Art, wie Schmedes zu Werke gegangen, hat er ohne Zweifel den richtigen Takt und großes Geschick bewiesen, und es ist nicht zu leugnen, daß die Neubearbeitung die anerkannten Vorzüge des Wulffschen Werkes nur noch deutlicher zu Tage treten läßt.

Wenn aber das Wulffsche Werk von jetzt ab in zwei getrennten Ausgaben erscheinen soll, so hätte die Verlagsbuch-

handlung vielleicht besser daran getan, neben einer verbesserten Neuauflage des Buches in ursprünglicher Fassung (Ausgabe A) eine völlige Umarbeitung des Werkes (Ausgabe B) zu veranlassen. So konnte einerseits der Pietät gegen den Verstorbenen und zugleich den Wünschen der alten Freunde des Buches Genüge geleistet werden; andererseits wäre der Verlag auf diese Weise den Fortschritten gerecht geworden, die seit dem ersten Erscheinen des Wulffschen Werkes doch sicherlich auf dem Gebiete des ateinischen Lesebuches für Reformschulen gemacht worden sind. Das betrifft vor allem das Verb. Das Verbum finitum ist nun einmal die Seele des Satzkörpers. In dieser Erkenntnis führen fast alle nach Wulff erschienenen lateinischen Lehrbücher für Reformschulen mit dem ersten Stück planmäßig in das Verb ein, so u. a. Ostermann-Müller-Michaelis und Wartenberg; Wulff erst mit Stück 15; freilich schickt er in Stück 11—14 das Verb esse und seine Komposita, also das Unregelmäßige dem Regelmäßigen, das Schwierigere dem Leichteren voraus. Da er aber in den 10 ersten Stücken ohne Verbum finitum keine Sätze bilden kann, verlangt er, daß der Schüler ungefähr 80 einzelne Verbalformen (nach Ausgabe B gezählt, in der alten Ausgabe sind es noch mehr) sich einprägt, darunter sind fast alle Tempora und Modi des Aktivs und Passivs vertreten, sogar ein Deponens findet sich dabei.

Auch erscheint mir die Darstellung der III. Deklination als durchaus überholt. Die getrennte Behandlung der Deklination nach Endung (22—29) und Geschlecht (30—35) erweist sich als weniger zweckmäßig, weil umständlich. Die Scheidung in konsonantische und vokalische Deklination ist dabei nicht richtig durchgeführt. Maßgebend ist meiner Ansicht nach in dieser Beziehung die Auffassung Wartenbergs, Lattmanns und Kerstens. Die Gleichsilbigen auf -es und -is sind vom praktischen Standpunkt aus zur i-Deklination zu rechnen. Sie gehörten nach dem Empfinden der Zeitgenossen Cäsars sicherlich dazu, wenn auch bei einigen unter ihnen die Wissenschaft bezüglich ihrer ursprünglichen Zugehörigkeit anderer Meinung ist. Die Gleichsilbigen auf -es und -is sind zugleich weiblich der Hauptregel nach. Ausnahmen sind die auf -nis, -guis, -cis und besonders collis, ensis, orbis, mensis. Die Ungleichsilbigen auf -es und -is sind männlich (vgl. paries, caespes; lapis, pulvis, cinis, sanguis; davon sind seges, merces, quies Ausnahmen). — Die Wörter auf -o werden bei Wulff noch als männlich eingeprägt, während es sich längst als praktischer erwiesen hat, sie der Hauptregel nach als weiblich zu bezeichnen. Als Ausnahmen kommen dann ordo, sermo und allenfalls noch pugio und septentrio in Betracht. Nach Wulff-Gillhausen aber müssen ordo, pugio und septentrio als Ausnahmen von der Ausnahme gemerkt werden. — Für reifere Schüler, für die das Buch geschrieben ist, will mir zudem die Darbietung

der III. Deklination in einem Wurf und zwar nach Stämmen geordnet (vgl. Wartenberg und Lattmann) als zweckmäßiger erscheinen.

Noch eins darf ich hier nicht unerwähnt lassen: Der Übungsstoff ist im Wulff bekanntlich nicht allzu reichlich bemessen; zu knapp ist er aber in den ersten Stücken. Auch in der Ausgabe B sollen vier Sätzchen mit elf Wörtern der I. Deklination (darunter zwei Eigennamen) zur gründlichen Einübung dieser Deklination ausreichen. Dabei ist der Dativ sing. in dem Stück ebensowenig vertreten wie der Vokativ. So fehlt es auch in Stück 2 und 3 an einem Beispiel für den Dativ plur. — Für Schüler, die von Haus aus das richtige Sprachgefühl bezüglich der Unterscheidung der Fälle haben, mag der Übungsstoff allenfalls genügen; für unsere rheinischen und norddeutschen Jungen reicht er nicht aus.

2. Auch in den Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische läßt sich des Bearbeiters geschickte Hand erkennen. Mancherlei Änderungen zielen auch hier auf Erleichterung hin, namentlich wieder durch Streichung vieler moralischer Gemeinplätze, die so wenig nach dem Sinn und Verständnis unserer Tertianer sind. Schließlich hat sich Schmedes die Verbesserung des deutschen Ausdrucks angelegentlich sein lassen. Die Anmerkungen sind unter den Text gesetzt und ein Wörterverzeichnis (besonders geheftet, Preis 40 Pf.) beigelegt worden.

3. Die Wortkunde zu dem Lateinischen Lesebuch hat insofern eine Änderung erfahren, als die Anordnung der Vokabeln nach Wortarten aufgegeben ist. Für die häusliche Tätigkeit des Schülers bedeutet das ohne Zweifel eine Zeitersparnis.

4) Theodor Nissen, Lateinische Satzlehre für Reformanstalten. Wien und Leipzig 1907, F. Tempsky u. G. Freytag. 132 S. 1,80 M.

So vorzüglich die Reinhardtsche lateinische Satzlehre (Weidmann, Berlin) als erstes Werk ihrer Art nach mehr als einer Richtung hin war und noch ist, für die Praxis des Unterrichts bietet sie infolge des zu strengen Festhaltens an dem zugrunde liegenden System gewisse Unbequemlichkeiten. Trotz mancher Kompromisse findet sich darin vieles Zusammengehörige auseinandergerissen.

Wenn Nissen es nun unternommen hat; nach Reinhardts Vorgang „den Forderungen einer wirklichen Satzlehre" entsprechend eine neue lateinische Satzlehre zu schreiben, so kam es ihm wohl in erster Linie auf Vermeidung des erwähnten Übelstandes an. Durch Erweiterung der Kompromisse ist es ihm in der Tat gelungen, eine lateinische Syntax zu schaffen, die trotz der neuen Einkleidung im Kerne das Bild einer Grammatik alten Systems darbietet. Ablativus absolutus und Participium coniunc-

tum, die bei Reinhardt unter verschiedenen Gesichtspunkten getrennt behandelt werden, finden sich nun vereinigt, ferner die Regeln über quin und so manches andere. Die Tempuslehre wird zwar dem System zufolge an zwei verschiedenen Stellen, nach Haupt- und Nebensatz geteilt, dargestellt, jedoch räumlich näher zusammengerückt. Die Regeln über den Gebrauch des Indikativs findet man indessen, wie bei Reinhardt, an drei verschiedenen Stellen. — Im ganzen läßt sich erwarten, daß auf Grund der Nissenschen Darstellung das neue System seinen Freundeskreis erweitern wird. Die Regeln sind präzis gefaßt. Wert wird besonders auf ihre Ableitung und Begründung gelegt, wie überhaupt Verfasser sich nach dem Vorbilde Ziemers (Lat. Schulgrammatik, Berlin 1897) bemüht, die Spracherscheinungen zu erklären, um so dem Lernenden nicht bloß Gedächtnisarbeit zuzumuten. Erklärungen und Definitionen finden sich indessen in etwas reichlichem Maße, und mir will scheinen, daß hier nicht immer der dem Verständnis unserer Tertianer und Sekundaner angemessene Ausdruck gewählt ist.

Die Beispiele werden nicht in so reicher Fülle wie bei R. geboten; immerhin mag ihre Zahl ausreichen. Abgesehen von den Beispielen, die Verfasser dem Elementarbuch von Kersten entnimmt (an das N. sich in ähnlicher Weise anschließt, wie R. an Wulff) sind sie nicht nur Cäsar und Cicero entlehnt, sondern auch Livius, Sallust und Tacitus.

Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken: abundare sucht man vergeblich bei den Regeln über den Ablativ, es fehlt auch demgemäß im Register. Zu § 68 würde ich der Deutlichkeit wegen *urbs Roma, aber la ville de Rome* hinzufügen.

In § 143 scheint mir die Definition: „der Ablativus absolutus ist ein erweiterter Ablativ“ nicht glücklich getroffen. In § 150 teilt N. die einfachen Sätze nach ihrem Inhalte in Aussage-, Begehrungs- und Fragesätze. Reinhardt sagt „nach der Form der Aussage“. Ich möchte mich mit R. für die Form entscheiden, da es in dieser Gegenüberstellung der Satzarten, vom rein grammatischen Standpunkt aus, hauptsächlich auf die Form ankommt. Auch würde ich Aussagesatz vermeiden (Aussage ist alles) und dafür Urteils- oder Behauptungssatz setzen. Vor § 151 vermißt man eine kurze Übersicht über die Arten des Urteils in der Art, wie sie R. gibt.

Die Unterscheidung in Haupt- und Nebentempora § 191 ist doch wohl von den meisten Grammatikern aufgegeben, da sie gänzlich unbegründet ist. Das konstatierende Perfekt § 172, von andern auch urteilendes Perfekt (Perfectum logicum) gehört freilich streng genommen in das Kapitel vom Perfekt. Ich würde aber das Häufigere und Wichtigere, also das historische Perfekt an die erste Stelle setzen, danach das präsentische Perfekt folgen lassen und mit R. des konstatierenden Perfekts als

einer besonderen Art historischen Perfekts höchstens in einer Anmerkung Erwähnung tun. Allzuviel schafft leicht Verwirrung. — § 212 handelt von den abhängigen Begehrungssätzen. Es heißt da: „Sie hängen ab von Verben des Wollens", warum nicht „Begehrens"? Der Ausdruck „begehren" empfiehlt sich hier vielleicht besser zur Bezeichnung des Begriffs als wollen, weil nach den Verben des Wollens (velle, nolle, malle) der Infinitiv steht. So würde ich auch im § 214 von verneinten Verben des Begehrens sprechen, die man in transitive und intransitive gliedern kann. In § 118 werden die Verba sentiendi als Verben der (sinnlichen oder geistigen) Wahrnehmung bezeichnet. Da möchte ich bemerken, daß das lateinische sentire wohl den Begriff aller in dem genannten Paragraphen aufgezählten Verben deckt, nicht aber das deutsche wahrnehmen. Scire, ignorare, cogitare, arbitrari, putare usw. bezeichnen keine Wahrnehmung.

Barmen. O. Vogt.

Lucian aus Samosata, Traum und Charon. Ausgabe für den Schulgebrauch von Fr. Pichlmayr. Zweite Auflage. München 1907, M. Kellerer. 42 S. 8. 0,80 ℳ.

Das kleine Büchlein hat einen sehr guten Zweck; es will die Lucianlektüre auf dem Gymnasium ermöglichen, indem es eine billige Ausgabe zweier lesenswerter Schriften bildet. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß in zwei Jahren eine neue Auflage nötig geworden ist, und läßt darauf schließen, daß Lucian bei Lehrern und Schülern sich einer gewissen Beliebtheit erfreut, sobald nur durch brauchbare Ausgaben die Gelegenheit zur Lektüre geboten wird. Daß er aus mannigfachen Gründen das Interesse verdient, habe ich in der Einleitung meiner Bearbeitung des zweiten Bändchens der Sommerbrodtschen Ausgabe auseinandergesetzt und kann hier darauf verweisen.

Die Ausgabe von P. ist keine wissenschaftliche und stellt auch keine Ansprüche, als solche betrachtet zu werden. Der landläufige Text ist einfach in sauberem, tadellosem Druck wiedergegeben bis auf eine Anzahl von Stellen, an denen der Herausgeber, um ein leichteres Verständnis zu erzielen oder aus pädagogischen Gründen geändert hat. Über die Zweckmäßigkeit solcher Änderungen kann man mehrfach im Zweifel sein. Wenn es in dem Traum heißt (Somn. 17): *χειμερινὸς ὄνειρος ἦ τάχα που τριέσπερος*, so ist das witzlos geworden, wenn der Zusatz: *ὥσπερ ὁ Ἡρακλῆς, καὶ αὐτός ἐστι* fortgelassen ist. Aber war das wirklich nötig, um die Sittlichkeit nicht zu gefährden? Von Zeus und Alkmene erfährt der Schüler ja doch sonst auch.

Um die Lektüre zu erleichtern, hat der Herausgeber kurze Anmerkungen beigefügt. Ich bekenne, daß sie mich nicht übermäßig befriedigen; mögen sie auch hier und da nützlich sein, so

vermisse ich doch die rechte ratio. Die Niobesage wird ausführlich berichtet. Dagegen bei Erwähnung des Praxiteles die Frage gestellt: „Welches Originalwerk von ihm wurde bei den Ausgrabungen in Olympia gefunden?“ Zu *Λαγῶ βίον ζῶν* wird bemerkt: „Sprichwörtliche Redensart: Sinn?“ (Somn. 9), dagegen (Somn. 18) *ἱκανὸν* (*παράδειγμα*) übersetzt: „genügend, passend“. Zu *ὅπερ κυριώτατόν ἐστι* (Somn. 10) findet sich „Eingeschobener Satz“, als ob nicht jeder Relativsatz ein eingeschobener Satz wäre. Der Herausgeber liebt es, besonders durch Fragen das Nachdenken der Schüler anzuregen, wie schon das eben zitierte „Sinn?“ zeigt. Ich fürchte, daß der pädagogische Wert dieser Methode sehr gering ist. Wer flüchtig ist, liest über solche Störungen ruhig hinweg, und wer sich müht, um den Sinn zu erfassen, dem kann und darf man auch bessere Weisungen geben. Besonders Fragen wie zu dem Zeusbilde des Phidias (Somn. 8): „Das Bild des Zeus in —?“ oder die oben angeführte betreffs des Hermes halte ich für verfehlt, weil sie nicht durch Nachdenken gelöst werden können. Das sind Fragen, die mündlich gestellt werden, aber die beim Unterricht gute Methode in die gedruckten Erklärungen zu übertragen ist zwecklos. Im Unterricht gibt, wenn nicht der Gefragte, so ein anderer der Schüler die Antwort, im Notfall der Lehrer selbst, und so wird überflüssige Verzögerung vermieden. Wie lange aber soll der Schüler zu Hause über eine solche Frage brüten, wenn ihm die Antwort nicht einfällt?

Irgendwelche Erklärungen literarhistorischer Art hat der Herausgeber nicht hinzugefügt, um etwa zum „Traum“ diese ganze sophistische Richtung oder zum „Charon“ die menippische Schriftstellerei zu beleuchten. Ich finde das bedauerlich und glaube, daß das Interesse durch solche Behandlung nur zunimmt. Allerdings wird gesagt, es solle dem Lehrer nichts vorweggenommen werden. Immerhin hätte zu dem Streit der beiden allegorischen Gestalten im „Traum“ nicht nur „Vgl. Herkules am Scheidewege!“ sondern auch der Name des Prodikos gesetzt oder überhaupt auf die kurze Einleitung verwiesen werden können. Die Bemerkung am Schluß des „Traumes“: „Lucian war wohl von einer Reise nach Samosata zurückgekommen“ ist seltsam gefaßt, da an der Tatsache doch kein Zweifel ist, daß er von einem Zuge durch die gebildete Welt als Wanderredner damals in seine Heimat zurückgekehrt war. Herodot ist zum „Charon“ wohl einmal genannt, aber daß die benutzten Geschichten aus ihm entlehnt sind, ist nicht gesagt. Gerade der „Charon“ mit der Verwendung der Homerverse als Zauberformel und der seltsamen Erfindung, wie der Fährmann der Schatten zur Kenntnis der Verse gekommen ist, bedarf weiterer Erläuterungen.

Steglitz. R. Helm.

---

1) Anatole France, Pages choisies. Herausgegeben von J. F. Le Bourgeois. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 210 S. 8. 2,20 ℳ.
2) Madame de Staël. Auswahl aus ihren Schriften. Erklärt von H. Quayzin. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. V u. 210 S. Anmerkungen 34 S. 8. 2,20 ℳ.

Der Weidmannsche Verlag hat seiner wertvollen Bibliothek französischer Prosaschriften aus der neueren Zeit soeben zwei neue Bände hinzugefügt, eine Auswahl aus Anatole France und aus Mme de Staël. Wenn ich nicht irre, so hat zuerst Prof. Sachs in seiner Ausgabe der Œuvres de François Coppée den Versuch gemacht, statt eines vollständigen Werkes lieber Auszüge aus mehreren und zwar den wichtigeren eines Autors der Schule zu bieten und damit ein volleres Verständnis der literarischen Stellung des Schriftstellers zu ermöglichen. Die vorliegenden Bände scheinen dieser Anregung ihr Entstehen zu verdanken.

Das erste macht uns mit dem beliebtesten Epigonen der Parnassiens bekannt. In der Tat verdient es Anatole France nicht nur wegen seiner überaus klaren, dabei aber berückend harmonischen Schreibweise, daß ihn jeder Lehrer des Französischen kennen, ihn zum Gegenstand stilistischer Studien machen möchte, sondern auch wegen der Wahl und Behandlung seiner Stoffe, seines Humors, seiner Empfänglichkeit für das Schöne, daß er in gebildeten Kreisen so weite Verbreitung gefunden hat. Allein seine Neigung zur Skepsis, zur Kritik, das Fehlen jeden jugendlichen Schwunges dürften ihn für die Schullektüre nicht empfehlen, wenn es auch angenehm berührt, daß er sich von dem nationalen Hange zur Lüsternheit nicht gängeln läßt. Überdies hat die vorliegende Ausgabe einen nicht unerheblichen Nachteil: die Auszüge aus den einzelnen Werken sind nicht immer derart gewählt, daß sie einen Durchblick durch das Ganze ermöglichen. So geben die Abschnitte aus dem Hauptwerke auch nicht die geringste Erklärung, warum es den Titel „Le Crime de Sylvestre Bonnard“ führt.

Die (französisch geschriebene) Einleitung verrät einen gewandten Stilisten: sie enthält eine nach Inhalt und Umfang durchaus ansprechende Charakteristik des Schriftstellers und seiner Bedeutung. Die Anmerkungen, deren Benutzung durch ein alphabetisches Verzeichnis erleichtert ist, verdienen erst recht Anerkennung. Im erfreulichen Gegensatz zu der noch immer nicht ausgestorbenen Sorte von Erklärern, die an selbstverständlichen Stellen ihr zusammengerafftes Wissen anzubringen suchen, sich dagegen an wirklichen Schwierigkeiten lautlos vorbeidrücken, geben sie sprachliche und sachliche Erläuterungen überall, wo solche in der Tat notwendig oder wünschenswert sind.

Die beigefügte Übersichtskarte von Paris ist leider wenig übersichtlich, das gesondert erschienene Wörterbuch hat mir nicht vorgelegen.

Eine helle Freude müßte die Verwendung des andern Buches als Klassenlektüre für den Lehrer sein, der außer dem Französischen auch Geschichte zu lehren hätte, und der eben das Zeitalter der großen Revolution behandelte. Denn so sehr, besonders für den deutschen Leser, Frau von Staël — abgesehen von ihren persönlichen Schicksalen — als Vorläuferin des Romantismus Aufmerksamkeit verdient, so muß sie als begeisterte Mitkämpferin in dem sozialen und politischen Streite jener Zeit noch größere Beachtung beanspruchen.

Diese Erwägung wohl hat den Hrsgb., als er die Lebensbeschreibung der Schriftstellerin verfaßte, zu einer Ausführlichkeit veranlaßt, die es zweifelhaft macht, welche Leser eigentlich er im Auge gehabt hat. 35 Seiten ist die Biographie lang: für die Schule viel zu viel, viel zu wenig für das Spezialstudium! Warum der Verf. über die einzelnen Abschnitte französische Überschriften gesetzt hat, darüber hat er sich nirgends ausgelassen.

Hohes Verständnis bekundet die Auswahl des Lesestoffes. Die Jugendschriften des Fräulein Necker sind mit Recht übergangen, dagegen sind alle reiferen Arbeiten der Frau von Staël herangezogen. Der Löwenanteil entfällt natürlich auf das Buch de l'Allemagne: mehr als 100 Seiten sind hieraus entnommen. Corinne und Dix années d'exil haben je 20 Seiten geliefert, während dem Romane Delphine und den Gelegenheitsschriften Du caractère de M. Necker, De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales und den Considérations sur la Révolution française im ganzen 20 Seiten entstammen. Leider muß teilweise auch hier derselbe Vorwurf erhoben werden wie bei dem oben besprochenen Bande: weder die aus Delphine noch die aus Corinne gewählten Auszüge lassen erkennen, um was es sich wirklich in diesen Romanen handelt; auch berührt es sonderbar wenn z. B. in dem Abschnitt, der die Überschrift Villa Borghèse führt, auch nicht ein einziges Wort auf diese Villa Bezug nimmt.

Uneingeschränktes Lob gebührt den Anmerkungen, die nur sachliche, keine sprachlichen Erläuterungen enthalten: ich wenigstens habe an Inhalt und Fassung nichts auszusetzen.

Neustadt i. Westpr. A. Rohr.

Rethwisch, Leopold von Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a. O. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 53 S. 8. 1 M.

Die kleine Schrift des bekannten Schulmannes, Gymnasialdirektors in Charlottenburg und früher in Frankfurt a. O., die zugleich als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg Ostern 1908 erschienen ist, darf als eine dankenswerte und feinsinnige Arbeit bezeichnet werden.

Der Verfasser weist am Anfang darauf hin, daß zwei unserer größten Männer im 19. Jahrundert, Moltke und Leopold von Ranke, einige Jahre hindurch gleichzeitig, aber ohne einander nahe zu treten, in Frankfurt a. O. tätig gewesen sind, und daß ihre dortige Tätigkeit für ihr späteres Leben besonders bedeutungsvoll geworden ist. Moltke verdankte der ihm übertragenen Leitung der Divisionsschule in Frankfurt seine Berufung in das topographische Bureau des Großen Generalstabes im Jahre 1828, Ranke erhielt nach dem Erscheinen seines ersten, hier entstandenen Werkes „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" 1825 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Berlin, von wo aus er dann mit andern gleichgesinnten Historikern zusammen den Gebildeten unseres Volkes das geschichtliche Denken erschlossen und gestärkt hat, welches eine der Hauptquellen des deutschen Einheitsstrebens geworden ist, ohne das dem großen Strategen kaum die Waffe zur Verfügung gestanden haben würde, mit der er die neue Macht und Herrlichkeit Deutschlands erkämpfen half.

Das Friedrichs-Gymnasium in Frankfurt hatte im Jahre 1813 eine Erweiterung erfahren, und eine der so begründeten Oberlehrerstellen wünschte man mit einem Historiker zu besetzen. Auf Vorschlag des Direktors Poppo wurde Leopold Ranke, den jener im philologischen Seminar der Universität Leipzig kennen gelernt hatte, nach eben vollzogener Doktorpromotion 1818 in diese Stelle berufen, die er sieben Jahre bekleidet hat. Er war damals noch keineswegs ausgesprochener Historiker. Auf der Universität hatte er theologische und philologische Studien neben den historischen getrieben, und erst allmählich hatten ihn diese mehr in Anspruch genommen, ohne daß die andern vernachlässigt wurden. Auch in Frankfurt wurde er neben dem geschichtlichen mit altsprachlichem und deutschem Unterricht beschäftigt, den er mit gleichem Eifer und Erfolg wie jenen erteilte; aber seine Privatarbeit wendete sich immer mehr der Geschichte zu. Das hatte seinen Grund einerseits in der Nachwirkung der großen Stürme, die eben erst Europa erschüttert und das Interesse an geschichtlichen Vorgängen geweckt hatten, andererseits aber in Rankes Streben, seinen Geschichtsunterricht möglichst ohne Benutzung von Kompendien auf das Studium der Quellen zu gründen und so diese selbst zu seinem eigentlichen Arbeitsfelde zu machen. Dem eigenen wissenschaftlichen Eifer kam der Umstand zu Hilfe, daß sein Direktor sowohl wie seine Amtsgenossen am Gymnasium sämtlich noch junge Männer von vielseitigen und regen geistigen Interessen waren, bei denen Ranke vielfache Anregung fand, und zwar umsomehr, als sie alle unverheiratet waren und im Gymnasialgebäude zusammen wohnten. Auch sonst herrschte in Frankfurt a. O., das nach Wiederherstellung der preußischen Monarchie Sitz der Regierung für den nach der Stadt benannten Regierungsbezirk und

eines Oberlandesgerichtes geworden war, ein reges geistiges Leben und eine eifrige Anteilnahme an den politischen Bewegungen der Zeit, die ebenfalls befruchtend auf den Geist des jungen Gelehrten wirkten.

Durch seine eingehende Vorbereitung für den Geschichtsunterricht besonders in den Oberklassen wurde er vom Studium der antiken Quellen zu dem der mittelalterlichen geführt. Hier interessierten ihn besonders französische Darstellungen der Zeit Ludwigs XI. und Karls VIII. von Frankreich, und bei ihrem Studium reifte in ihm der Plan zu seinem ersten Buche „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts heran. Zugleich trieb er universalgeschichtliche Studien, wie er sie für seinen das ganze Gebiet der Geschichte umfassenden Unterricht ebenso nötig hatte wie noch heute jeder Geschichtslehrer in den oberen Klassen, und diesem Studium verdankt er es nicht zum wenigsten, daß er auch in seiner späteren Laufbahn als Universitätslehrer vor einem mehr oder weniger einseitigen Spezialistentum, wie man es dort so häufig findet, bewahrt geblieben ist. Aus seinem ersten Buche, welches er als Frankfurter Gymnasiallehrer verfaßte, wird man auch auf seinen Unterricht und den in ihm herrschenden Geist, von dem wir sonst nichts erfahren, schließen dürfen. Schon hier steht obenan der Grundsatz, die Tatsachen in ungetrübter Reinheit wiederzugeben, wie er es mit dem berühmt gewordenen Worte in der Vorrede seines Buches ausdrückt, „bloß zu sagen, wie es eigentlich gewesen“. In aller Geschichte und ihrem Zusammenhange offenbart sich ihm Gottes Walten; er ist ganz durchdrungen von dem Glauben an eine stetig wirkende und planvoll sich betätigende göttliche Weltregierung. Die bedeutenden geschichtlichen Persönlichkeiten, so scharf und bestimmt er ihr Wesen und Tun herausarbeitet, bleiben in seiner Darstellung doch stets in fester Abhängigkeit von der sie umgebenden Welt und von dem die Menschengeschicke in erhabener Gesetzmäßigkeit leitenden göttlichen Willen. Dabei läßt er dem Geheimnis der großen Persönlichkeit so gut sein Recht angedeihen wie dem Streben der ganzen Völker nach Selbständigkeit und nationaler Unabhängigkeit. Nicht minder weiß er die ausschlaggebende Bedeutung des Krieges für die geschichtliche Entwicklung zu würdigen: „es ist nicht anders, die Waffen beherrschen doch die Welt; der Erfolg jahrhundertelanger Weisheit hängt an dem Glück eines einzigen Schlachttages“, ein Wort, das man sich in unserer Zeit der Überschätzung der Kulturgeschichte im Jugendunterricht gut tut einmal ins Gedächtnis zurückzurufen. Die Erbmonarchie ist ihm die beste Verfassungsform, doch vermag er auch den Wert der Republik unter gewissen Verhältnissen durchaus zu schätzen; jede erzwungene Universalmonarchie aber — und da wirkt offenbar die Erfahrung nach,

die die Welt eben erst an Napoleon I. gemacht hat — verwirft er durchaus. Als Meister beweist sich Ranke schon in seinem Erstlingswerke in der Charakterisierung bedeutender Persönlichkeiten, die er lebensvoll dem Leser vor Augen zu stellen weiß.

Um die Arbeit zu bewältigen, welche Ranke als Lehrer und geschichtlicher Schriftsteller damals geleistet hat, bedurfte es der ganzen körperlichen und geistigen Frische, über die er trotz seiner kleinen und schmächtigen Gestalt verfügte, eines eisernen Fleißes bei strengster Zeiteinteilung, die auch der Erholung durch Spaziergänge und Ritte in der anmutigen Umgebung Frankfurts ihr Recht zuteil werden ließ, vor allem aber des mit siegreicher Kraft ihm innewohnenden Bewußtseins des Genius für die ihm gewiesene Lebensaufgabe. So ist gleich sein Erstlingswerk die Musterleistung geworden, auf Grund deren er zu der akademischen Lehrtätigkeit aufstieg, in welcher sich seine Gaben erst vollständig entfalten konnten.

Kein Wunder, daß sein Weggang von dem Gymnasium in Frankfurt von dem Leiter der Anstalt wie von seinen Amtsgenossen lebhaft bedauert wurde. Man hat seiner dort noch lange mit Dank und Anerkennung gedacht; aber auch er hat bis in sein hohes Alter mit warmem Herzen an der Anstalt und der Stadt gehangen, in denen er seine schönsten Jahre der geistigen Entwickelung zugebracht hat.

Möge die liebenswürdige Schrift, die uns den jungen Ranke als Gymnasiallehrer zeichnet, unter unsern Amtsgenossen viele Leser finden; sie verdient es.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) Emil Knaake, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Teil III: Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart (Lehraufgabe der Oberprima). Hannover, Leipzig und Berlin 1907, Carl Meyer (Gustav Prior). VIII u. 224 S. gr. 8. 2,40 *M*.

Der bei Besprechung des 2. Teiles geäußerte Wunsch des Berichterstatters, daß durch recht baldiges Erscheinen des 3. Teiles das verdienstliche Werk Knaakes seinen Abschluß finden möge, ist schnell in Erfüllung gegangen und damit den Vertretern des Geschichtsunterrichts ein Hilfsmittel in die Hand gegeben, das ihnen ihre schwere Arbeit wohl erleichtern kann. Ich habe die beiden ersten Teile, die das Pensum der IIa und Ib enthalten, mit ihren reichen Vorzügen und geringen Mängeln so eingehend in dieser Zeitschrift (1905 S. 431 ff. und 1907 S. 660 ff.) besprochen, daß ich mich diesmal kürzer fassen darf, da ja natürlich dieser letzte Teil nach denselben Grundsätzen und in derselben Weise wie die beiden Vorgänger bearbeitet ist; wer sich darüber näher unterrichten will, der möge jene Besprechungen nachlesen. Ich will also nur einiges hervorheben, was mir besonders erwähnenswert oder auch verbesserungsbedürftig erscheint.

Der Inhalt ist in 4 Abschnitte gegliedert: Der Absolutismus, die Revolution und Napoleon, die deutschen Einheitsbestrebungen, der Beginn der Weltpolitik; daran ist nichts auszusetzen, dagegen kann auffallen, daß der erste Abschnitt nicht mit den englischen und französischen, an den Namen eines Karl und Cromwell, eines Richelieu und Ludwig XIV. geknüpften Ereignissen, wie das bisher üblich war, beginnt, sondern mit einem Abriß der brandenburg-preußischen Geschichte bis zum Ausgange des Gr. Kurfürsten. Ich finde das insofern gerechtfertigt, als damit gleich von vornherein darauf hingewiesen wird, daß die deutsche, resp. preußische Geschichte durchaus im Vordergrunde steht. Freilich hat es auch seine Nachteile; denn damit wird die Darstellung der preußischen Geschichte in zwei Teile auseinandergerissen; aus praktischen Gründen ist demnach doch vielleicht die Vorwegnahme der englischen und französischen Geschichte vorzuziehen.

Mit Recht wird den zuständlichen Schilderungen bei Knaake ein breiter Raum vergönnt; die Darstellung der politischen Vorgänge darf aber darum nicht zu kurz wegkommen, vor allem das persönliche Element nicht vernachlässigt werden. Ob hier Knaake immer die richtige Mitte innegehalten hat, wage ich nicht so ohne weiteres zu seinen Gunsten zu entscheiden; jedenfalls scheinen mir die Persönlichkeiten eines Friedrich Wilhelm IV., eines Napoleon III., ja auch eines Wilhelm I. und eines Bismarck zu stiefmütterlich behandelt. Namentlich die beiden letztgenannten haben berechtigten Anspruch darauf, in ihrem g a n z e n Entwickelungsgange, auch bevor sie entscheidend in die Weltgeschichte eingreifen, den Primanern bis ins einzelne vorgeführt zu werden. Natürlich kann und soll das in erster Linie durch den Vortrag des Lehrers geschehen, aber auch das Lehrbuch muß die dazu nötigen Daten enthalten. Auf keinen Fall dürfen politische Vorgänge so kurz behandelt werden, daß dadurch irrtümliche Auffassungen hervorgerufen werden können. Warum z. B. Preußen die versprochene Verfassung nicht erhielt, konnte näher motiviert werden (S. 135); es lagen doch recht wichtige Gründe für den scheinbaren Wortbruch des Königs vor. — Anzugeben war, mit wie geringer Majorität Friedrich Wilhelm IV. gewählt wird; damit wird zugleich mit am besten die Ablehnung der Krone begründet (S. 147). — Wenn auch die Geschichte der Berliner Revolution und der preußischen Unionspolitik kein Ruhmesblatt für die Hohenzollern bedeutet, so durfte sie doch etwas ausführlicher geschildert werden, mindestens mußten Männer wie Radowitz und Brandenburg, in deren Händen damals die Geschicke Preußens und Deutschlands lagen, erwähnt werden. — Nicht unwichtig für die Beurteilung der preußischen Verhältnisse und der Stellung der Krone zum Volke wäre auch die Bemerkung gewesen, daß in Preußen nach dem Siege über die Revolution die Verfassung bestehen blieb (S. 151); das geschah bekanntlich nicht überall. —

Am Platze war vor dem Ausbruch des 7jährigen Krieges ein Hinweis auf die Zusammensetzung und Beschaffenheit der damaligen Heere und die dadurch mit bedingte Art der Kriegführung; ebenso habe ich eine kurze Charakterisierung der beiderseitigen Streitkräfte und militärischen Verhältnisse überhaupt vor der Schlacht bei Königgrätz vermißt. — Soll der Primaner, der im Begriff ist ins Leben hinauszutreten, nichts von der inneren Entwickelung der außerdeutschen Großmächte im vierten Zeitraume erfahren, ihm z. B. über die heutigen Zustände in Frankreich, die Bedeutung der irischen Frage, die ja soviel Ähnlichkeit mit der polnischen hat, den Nationalitätenstreit in der habsburgischen Monarchie, Nihilismus, Panslawismus u. a. m. seitens der Schule nichts mitgeteilt werden? Das Buch enthält nichts davon; soll vielleicht hier die freiwillige Tätigkeit des Lehrers an die Stelle treten? Das genügt nicht. — An anderen Stellen bringt Verf. zu viel; warum z. B. bei der Schilderung der vormärzlichen Dinge (S. 143 f.) Namen wie Pfizer, Welcker, die Forderungen von Offenbach und Heppenheim, die Deutsche Zeitung von Heidelberg u. a. m.? Ebenso erscheinen die einzelnen Jahreszahlen für die Abfassung des BGB sowie die Inhaltsangabe der einzelnen Bücher durchaus überflüssig (S. 180), während im übrigen dem Ausbau und der Entwickelung des neuen Deutschen Reiches mit Recht eine ausführliche Würdigung zuteil geworden ist; die bezüglichen Ausführungen sind wohl geeignet, die bürgerkundlichen Anschauungen des Schülers zu erweitern und einen besonderen Unterricht über diesen Gegenstand zu ersetzen.

Im Ausdrucke sucht der Verf. auch in diesem Bande billigen Anforderungen zu genügen; nur selten scheint er verbesserungsbedürftig wie S. 143 unten „eine Mißernte steigerte auf wirtschaftlichem Gebiete die Lage der Regierung“, oder S. 187 Abs. 3, wo zweimal in demselben Satze kurz hintereinander das Wort eingeführt vorkommt; ein Heer kann man wohl die französische Besatzungsbrigade von Rom nicht nennen (S. 156 Abs. 3); daß Rußland seine Flotte nach dem Krimkriege verringerte, klingt sehr optimistisch und läßt nicht vermuten, daß darin die unangenehmste und demütigendste Friedensbestimmung für Rußland enthalten war (S. 158 Abs. 1); die bei Langensalza zurückgedrängten Preußen kann man nicht Korps nennen, darunter versteht man etwas ganz anderes — es mußte heißen Abteilung (S. 164 Abs. 3); endlich ist in dem Satz „Das Reich erwarb Kiautschou“ besser zu schreiben pachtete (S. 181 Abs. 4).

Einige andere Stellen bedürfen sachlich einer Berichtigung. Den ersten wirtschaftlichen Anschluß an Preußen vollzieht Schwarzburg-Sondershausen für seine Unterherrschaft, dann folgt Rudolstadt, 1823 zwei weimarische Ämter und erst 1826 Anhalt-Bernburg (S. 136 unten). — Der spanische König, der 1820 die

Verfassung beseitigt, ist nicht Ferdinand XII., sondern VII. (S. 137 unten). — Nicht nur Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, sondern auch Fürst Friedrich Wilhelm Constantin von Hechingen trat sein Land 1849 an Preußen ab (S. 153 Abs. 5). — Das 2. preußische Korps marschiert nicht mit Prinz Friedrich Karl gegen die Loirearmee, sondern folgt erst unter Manteuffel gegen Bourbaki (S. 174 Abs. 2). — Bei den Rechten des Bundesrates war als sehr wichtig mit anzuführen, daß er die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen Verwaltungsvorschriften erläßt, also nicht nur gesetzgebende, sondern auch regierende Gewalt besitzt (S. 177 Abs. 3). — Nicht 5, sondern 8 Staatsämter sind allmählich vom Reichskanzleramt abgezweigt (S. 178 Abs. 3). — Nicht mit dem Eintritt in das 70., sondern in das 71. Lebensjahr wird Anspruch auf Altersrente erworben (S. 187 Abs. 2). — Unter den kolonialen Erwerbungen Frankreichs fehlt Tunis, das doch gerade für die Entstehung des Dreibundes von großer Wichtigkeit ist (S. 194 Abs. 2). — Die nähere Bezeichnung der Ortslage ist noch nicht überall durchgeführt; so fehlt sie, um nur eins anzuführen, bei Hambach (S. 139 Abs. 2), während sie bei weniger wichtigen Orten sich findet.

Einige Druckfehler sind auch in diesem Bande zu berichtigen: S. 164 Abs. 4 übertrageu, S. 164 Abs. 2 Hannover. Kurhessen statt eines Kommas zwischen beiden, S. 166 Abs. 1 Falkenstein, S. 169 Abs. 4 Falckenstein, S. 179 Abs. 3 Osterreich.

Wir sehen: lauter Mängel geringfügiger Art; wenn diese und vielleicht noch einige andere — ich habe diesmal nur einen Teil des Buches auf die Einzelheiten hin eingehend geprüft — bei einer neuen Auflage einer Durchsicht unterzogen werden, so dürfte die schon jetzt lobenswerte Arbeit noch mehr gewinnen und im hohen Grade geeignet sein, im Verein mit den beiden vorangegangenen Teilen die dem Geschichtsunterricht an unserer höheren Schule gesetzten Ziele zu erreichen.

2) H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Teil I: Abbildungen zur Alten Geschichte. Siebente, vermehrte Auflage. München und Berlin 1908, Oldenbourg. 120 S. 4. 1,70 *M*, geb. 2 *M*.

Die Hoffnung, die ich bei der Besprechung der sechsten Auflage des vorliegenden Buches (Berliner Phil. Wochenschrift 1907, No. 23 S. 722 ff.) mit gutem Grunde zum Ausdruck bringen zu können glaubte, daß das verdienstvolle Werk nach den schnell aufeinanderfolgenden, nicht unerhebliche Abweichungen voneinander enthaltenden Auflagen nun vorläufig seinen Abschluß gefunden hätte, ist nicht in Erfüllung gegangen; denn schon nach 2 Jahren ist die nunmehr 7. Auflage erschienen. Wenn diese schnelle Aufeinanderfolge der Auflagen auch von pädagogischem Standpunkte aus nicht ohne Bedenken ist, so war die neue Auflage doch nötig, nachdem sich Luckenbach einmal entschlossen hatte, die orientali-

sche Kunst zu berücksichtigen. Ich kann es ihm wohl nachfühlen, daß er lange gezögert hat, diesen entscheidenden Schritt zu tun, und sicherlich werden sich viele Stimmen erheben, die nicht damit einverstanden sind, da die Unterrichtszeit für die alte Geschichte schon so knapp bemessen sei, daß man kaum das Notwendigste aus der griechischen Kunst besprechen könne. Für andere, die auch für eine entsprechend der modernen Forschung notwendig erscheinende, nicht allzu knappe Behandlung der orientalischen Geschichte einige Zeit finden, bedeutet die neue Auflage die Erfüllung eines langgehegten Wunsches. Namentlich Berichterstatter ist dem Verfasser von Herzen dankbar für die Erweiterung des ursprünglichen Planes, für die er immer eingetreten ist; ist doch nun die Möglichkeit geboten, auch die wichtigsten Erscheinungen der orientalischen Kunst mit einem bequemen und schon anderwärts erprobten Hilfsmittel zu veranschaulichen. Aber auch die Anhänger des Alten kommen mit der neuen Auflage nicht zu kurz; denn zahlreiche Verbesserungen, besonders im Text, aber auch in der Auswahl und in der Anordnung der Bilder erhöhen die Brauchbarkeit der Abbildungen, ohne doch so starke Abweichungen von der 6. Auflage zu bringen, daß beide Auflagen nicht nebeneinander gebraucht werden könnten; sind doch sogar die Nummern der Bilder beibehalten, indem für die orientalischen Abbildungen die römischen Ziffern gewählt sind. Natürlich kann es aus verschiedenen Gründen nicht meine Aufgabe sein, alle Abweichungen aufzuzählen, vor allem auch deshalb nicht, um nicht den einzelnen der Mühe zu überheben, das vorzügliche Buch selbst zur Hand zu nehmen und einer eingehenden Prüfung zu unterziehen; ich will mich deshalb darauf beschränken, einige wichtigere Änderungen hervorzuheben.

Die entschieden wichtigste Neuerung besteht also in der Aufnahme von Abbildungen zur Kennzeichnung der ägyptischen, mesopotamischen und ägäischen Kultur. Der größte Teil derselben (15) behandelt die ägyptische Kunst und führt Werke der Architektur, Plastik und Malerei vor. Das ägäische Kunstgewerbe ist vertreten mit Funden aus Mykenä, Rhodos und Waphio. Ich muß gestehen, daß mir die Auswahl recht sympathisch ist und wohl geeignet erscheint, einen Begriff von dem hohen Stande der Kultur hervorzubringen, bis das hochbegabte Griechenvolk alles bisher Bekannte überflügelte. Besonders anschaulich erscheint mir der mit sieben Terrassen pyramidenartig aufsteigende Turm von Babel (IV), dann der Aufbau des ägyptischen Tempels (V—VIII), wobei auch ein Stück von der berühmten Sphinxallee sichtbar ist, die die Tempel von Luxor und Karnak miteinander verband. Wenn ich hierbei eins vermisse, so ist es eine Abbildung der ägyptischen Säulenformen — mit Knospen- und Blütenkapitell und der sogenannten protodorischen —, die doch so überaus charakteristisch sind. Entsprechend der Neuaufnahme dieser Bilder ist natürlich

auch § 1 des einleitenden Textes erweitert worden, der früher bloß die Burgen von Troja, Tiryns und Mykenä behandelte, jetzt auch einen kurzen Überblick über die ägyptische und mesopotamische Kunst enthält. — Ein Zugeständnis an den neuen Charakter des Buches ist wohl auch der ägyptische Sphinx, der jetzt dem Ganzen vorgedruckt ist anstelle der Abbildung des Modells der athenischen Akropolis von Walger, das nunmehr seinen Platz bei den andern Abbildungen der Akropolis hat. Ebendahin ist auch ein großer Teil des Textes von § 5 „Die Burg von Athen“ mit Recht verwiesen; denn textliche Einzelheiten finden sich auch sonst unter den Bildern. Das Literaturverzeichnis am Ende der Einleitung ist weggefallen, die einzelnen Werke stehen dafür an den betreffenden Stellen des zusammenhängenden Textes. — Einzelne Bilder fehlen, neben andern („Fröhliche Emma“, Omphalos von Delphi, verschiedene Bilder der Fora) auch die Ergänzung der Laokoongruppe nach Pollack, die eben noch der 6. Auflage als — wie es schien — endlich gefundene glückliche Lösung beigegeben werden konnte; man ist inzwischen doch wieder anderer Ansicht geworden, und so ist die Frage wieder offen. Dafür sind eine ganze Reihe neuer Bilder aufgenommen, so im zusammenhängenden Text der Ganymed des Leochares, Hypnos (S. 7) und der Löwe von Chäronea (S. 9), ferner eine Kore vom Erechtheion (Fig. 58b), Athena Lemnia (58c), von der früher nur der Kopf abgebildet war (96), der Parthenon von den Propyläen aus, ergänzt und als Ruine (61 und 61 a), die Schlacht bei Issos von der andern Langseite des Alexandersarkophags (148 b), Mitte von Rom (171), Rekonstruktion der Kaiserfora (172). Mit diesen Änderungen kann man sich im ganzen einverstanden erklären, namentlich werden die beiden letztgenannten Bilder von Rom dem Unterricht wohl zustatten kommen; anderes gibt freilich wieder zu Bedenken Anlaß. Das Relief der Schlacht bei Issos z. B. ist so klein, daß es beim Unterricht kaum Nutzen stiften kann. — Manche Bilder zeigen jetzt ein anderes Format (57, 58) oder auch eine andere Art der Aufnahme, wie der Kopf der Athena Lemnia (96), dessen Schönheit unzweifelhaft so noch mehr zum Ausdruck kommt, oder einen helleren Ton, (57), wie mir scheint, nicht zu ihrem Vorteil.

Besonders läßt der Text, sowohl der einleitende als auch der die einzelnen Bilder begleitende, von Seite zu Seite die bessernde Hand des erfahrenen Schulmannes sowie des auf der Höhe der Forschung stehenden Gelehrten erkennen. So stehen jetzt bei der Laokoongruppe des Vatikans die Worte „Der rechte Arm ist unrichtig ergänzt“; zum griechischen Theater (Fig. 38) wird als Literatur statt Baumgarten, Poland, Wagner das primäre Werk von Dörpfeld und Reisch angegeben; beim Altar von Pergamon (83) dient zur weiteren Orientierung der Hinweis, daß sich der eigentliche Altar im Inneren auf der großen Plattform befand; die das

Gehege der Ara Pacis umgebenden Säulenhallen werden jetzt mit Recht als zweifelhaft hingestellt (193); die Person, die auf dem Fries der Ara Pacis rechts vom Eingange das Staatsopfer darbringt, wird auf Äneas, früher auf Senatus und Populus, gedeutet (191); dem Zweifel, daß die beiden Kinder bei der Tellus auf dem Panzer des Augustus von Prima Porta nicht Romulus und Remus sind, wird stärker als früher Ausdruck gegeben (220) u. a. m.

Überblickt man alle diese Änderungen, so ist das Bestreben des Verfassers deutlich erkennbar, seine Abbildungen zur Alten Geschichte, die sich längst Heimatsrecht auf der höheren Schule erworben haben, immer vollkommener zu gestalten und ihnen immer mehr die Wege zu ebnen, und für den Berichterstatter wenigstens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die neue Auflage den alten Freunden zahlreiche neue hinzugesellen wird. Mag nur jeder Fachmann das Buch selber prüfen und einen Versuch damit beim Unterricht machen: er wird nicht wieder davon loskommen.

Zerbst. G. Reinhardt.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, herausgegeben von Paul Seidel. XI. Jahrgang 1907. Berlin und Leipzig, Verlag von Giesecke & Devrient. 278 S. gr. 4. 20 ℳ.

Dieser neueste Jahrgang des Hohenzollern-Jahrbuches, das sich längst einen Ehrenplatz neben den besten historischen Zeitschriften gesichert hat, bietet wieder eine große Fülle sauber bearbeiteten Materiales. Bei dem beschränkten Raum, der dieser Anzeige zur Verfügung steht, können nur die für das Gymnasialwesen wichtigsten Abschnitte näher besprochen werden. Zu diesen gehört der den Band eröffnende Aufsatz des Herausgebers „Der Kaiser und die Kunst“.

Die Kunst, sagt Paul Seidel, hat im Leben der brandenburgisch-preußischen Herrscher stets große Bedeutung gehabt, und wo sie jeglicher Förderung entbehrte, wie bei König Friedrich Wilhelm I., lagen so zwingende Gründe staatspolitischer Natur vor, daß dieser Mangel vielmehr als ein Verdienst um den Staat angesehen werden muß. Auch die Einwirkung der Herrscher ist hier stets eine rein persönliche gewesen; auf dem mageren Kolonistenboden der Mark gab es seit dem 17. Jahrhundert nur eine Stätte, wo die Kunst Förderung und Pflege fand und finden konnte, das war die kurfürstliche Residenz in Berlin. Neben den Holländern wurden zur Zeit des Großen Kurfürsten die zahlreich in Brandenburg einwandernden Hugenotten die Lehrer seines Volkes. König Friedrich I. schuf sich mit Hilfe der Künste den nötigen Hintergrund für das Königtum, dessen Krone er sich am 18. Januar 1901 in Königsberg auf das Haupt setzte, und wußte

mit Hilfe Andreas Schlüters an seinem Hofe in Berlin ein künstlerisch reges und bedeutendes Leben in solchem großartigen Maßstabe zu erwecken, daß er der Entwicklung des heutigen Berlins in künstlerischer Beziehung damit die Wege geebnet hat. Erst allmählich verlor die Kolonie der Ausländer die Führerschaft im Kunstleben Berlins und stellten sich die eigenen Landeskinder an die Spitze der Künstlerschaft, wie von Knobelsdorff, Godowicki, Schadow. Die Franzosenzeit und der Zusammensturz der preußischen Macht drohte auch diese mühsam errungenen Ansätze eigenen inneren Kunstlebens wieder zu zerstören. Erst sehr allmählich schwang sich die Berliner Kunst unter Führung des kunstsinnigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. an der Hand eines romantischen Klassizismus zu der Höhe Schinkelscher Ideale empor, die, der Fortbildung eigenen deutschen Kunstlebens nicht förderlich, in der Wiederbelebung antiker Kunstschöpfungen das wahre und einzige Ziel alles Strebens erblicken wollten. Von den frischen Regungen der deutschen Volksseele, die durch die unter Kaiser Wilhelms des Ersten Führung erfochtenen Siege zum Aufbau des neuen Deutschen Reiches führten, sank dieser auf fremden Idealen aufgebaute, für die künstlerische Erziehung unseres Volks aber unentbehrliche Entwickelungsperiode in sich zusammen, und in immer breiter werdendem und oft bedrohlich überschäumendem Strome überflutete die bisher in enge Schranken gezwängte Kunsttätigkeit alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, und namentlich das Kunstgewerbe ergriff mit einer jeden Widerstand überwältigenden Hurrastimmung Besitz von allem, was sich irgendwie mit Ornamenten der verschiedensten Stilepochen bedecken ließ. Da das beste Erfordernis für den Absatz dieser Massenproduktion aber die Billigkeit sein mußte, wurde den gemeinsten Surrogaten und den schlimmsten, auf Unbildung beruhenden Geschmacklosigkeiten Tür und Tor geöffnet. Die Erklärung dieser Deutschland und ganz besonders Preußen eigenartigen Maßlosigkeiten und Ausschreitungen des Geschmackes liegt in den Verwüstungen der unglücklichen Kriege des 17. Jahrhunderts bis zur Franzosenzeit, in denen alle auf dem mageren Kolonistenboden mühsam herangepflegte künstlerische Tradition elend zugrunde gegangen ist. In die Zeit des Ringens zwischen farbloser Nüchternheit der menschlichen Wohnräume und ihrer Überflutung mit in alle möglichen Farben und Formen gekleideten Möbel und Dekorationsstücken fielen die Entwickelungsjahre unseres Kaisers, und das Schicksal hatte ihm und uns zum Glück beschieden, daß seine künstlerische Entwickelung von Händen geleitet wurde, die berufen und befähigt waren, die kunstgewerblichen Bestrebungen in Preußen zu sammeln und zu klären, sie mit weitsichtigem liebevollem Interesse zu leiten, zu pflegen und aus dem Chaos verschwommener unklarer Verhältnisse eine Grundlage zu schaffen, auf der eine gesunde, auf naturgemäßen Lebens-

bedingungen beruhende Entwickelung Platz greifen konnte. Zu dem Gesamterbe seiner Väter, das der Kaiser auch in dem traditionellen Verhältnis zur Kunst mit ins Leben nahm, tritt hinzu neben den eigenartigen Anlagen die ganz besondere Erziehung im Hause der Eltern, in dem die Kunst eine alle Verhältnisse des täglichen Lebens durchtränkende Bedeutung hatte. Über sein Verhältnis zu den sogenannten „modernen" Richtungen und Strömungen der Kunst hat sich der Kaiser selber mit voller Deutlichkeit ausgesprochen. Er wendet sich gegen die Künstler, die die ganze große Entwickelung unserer Kultur und Kunst mit den Gesetzen der Schönheit und Harmonie, die sich aus ihr ableiten lassen, negieren wollen und die Behauptung aufstellen oder doch ihre Überzeugung erraten lassen, daß die wahre Kunst erst von ihnen neu entdeckt sei. Der Kaiser erklärt die Mittel, die oft benutzt werden, um gewaltsam die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, für eines wahren Künstlers unwürdig. „Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion." „Die großen Vorbilder aller Zeiten auf dem Gebiete der Meisterschaft, haben gewirkt, wie Gott es ihnen eingab; im übrigen haben sie die Leute reden lassen. Die Kunst, die zur Reklame heruntersteigt, ist keine Kunst mehr, und mag sie hundert- und tausendmal gepriesen werden". „Wer sich von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühl der Ästhetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer besonderen Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, der versündigt sich an den Urquellen der Kunst". Wilhelm II. verkennt nicht die reichen Talente und die hohe Begabung, die manchem Anhänger der sogenannten „modernen" Richtungen zuteil geworden ist, aber er wendet sich gegen die Verwaltung dieses von Gott gegebenen Pfundes und gegen die Wege, welche diese Männer eingeschlagen haben. Der Kaiser kann von seiner hohen Stellung an der Spitze des deutschen Volkes aus nicht zugeben, daß sich die deutsche Kunst loslösen darf von der nationalen Grundlage und von der Verpflichtung, auf das deutsche Volk, nicht bloß auf seine künstlerisch und philosophisch gebildeten Mitglieder, erzieherisch zu wirken. Die Kunst soll nicht nur ein ausschließliches Genußmittel für das verfeinerte Auge des internationalen Kenners sein, sie soll nicht nur eine schöne Form, sondern auch einen schönen Inhalt haben, sie „soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben sich an den Idealen wieder aufzurichten". Ein hervorstehender Charakterzug des Kaisers bei der Kunsttätigkeit ist die Uneigennützigkeit in bezug auf die Schöpfungen der Kunst, die ihm ihre Entstehung verdanken. Nicht für sich oder den Schmuck seiner Schlösser und Gärten läßt der Kaiser die großartigsten

Kunstwerke entstehen, sondern er stellt sie an die öffentlichen Plätze als Geschenk für die Allgemeinheit. Des großen Friedrichs Wort, daß der König der erste Diener seines Staates sein solle, hat unser Kaiser auch auf die Kunst übertragen, die nicht ein Vorrecht der Reichen und Gebildeten, sondern ein Erziehungs- und Befreiungsmittel des Geistes für das gesamte Volk sein soll.

Unter den übrigen Arbeiten des neuesten Bandes des Hohenzollernjahrbuches möchte ich zunächst die Abhandlung von Friedrich Freiherr von Schrötter „Das Münzwesen Brandenburgs während der Geltung des Münzfußes von Zinna und Leipzig" hervorheben. Da kein Volk auf die Dauer die der Höhe seiner wirtschaftlichen Kultur entsprechenden Zahlmittel entbehren kann, haben große Monarchen immer für gutes Geld gesorgt. Dieser Begriff „gutes Geld" bedeutet aber sowohl zuverlässiges als auch genügendes Geld, ist je nach den Anforderungen des Handels, der wirtschaftlichen Verhältnisse verschieden. Der Handel schafft sich seine Zahlmittel, wenn die Regierung keine genügenden herstellt, selber, er kümmert sich oft garnicht um das Geld des eigenen Landes, er verwendet die Münzen oder Zahlmittel, die im Handel am praktischsten, am begehrtesten sind, gleichviel woher er sie bekommt. Auch der Binnenverkehr schafft sich Geld, wenn es ihm seine Regierung nicht bietet, er fertigt sich entweder Privatgeld wie die englischen Kaufleute und Krämer Jahrhunderte lang es taten, oder er benutzt das Geld der Nachbarländer, wie es lange Zeit in Polen geschah. Wo es uns hier an gutem Kurantgelde fehlte, d. h. an zureichenden oder zuverlässigen Währungsmünzen, da waren auch immer die politischen oder wirtschaftlichen Verhältnisse tiefstehende. Eine der traurigsten Begleiterscheinungen der verfallenden polnischen Republik war ja deren elendes Münzwesen, das eigentlich schon um 1680 ein Ende nahm. Solange in Spanien tüchtige Herrscher waren, stand es auch mit dem Geldwesen dort leidlich; unter den schwachen Nachfolgern Philipps II. ging es mit der Volkswirtschaft und dem Geldwesen rapide abwärts. Auch die Länder, die heute politisch oder wirtschaftlich schwach sind, sind es ebenso in ihren Münzen, z. B. Rußland, Italien, Spanien, die Türkei. Es gibt politisch schwache Länder, die ein gutes Geldwesen haben, dann sind sie aber wirtschaftlich stark wie Holland, die Schweiz. Auch das elende Geldwesen Deutschlands vom 16. bis 18. Jahrhundert findet seine letzten Ursachen in seiner politischen Ohnmacht und Zerrissenheit. Es wurde damit erst besser, als sich die größeren Staaten vom Reiche emanzipierten und ihr eigenes Münzwesen schufen; diese Emanzipation war aber nur ein erster notwendiger Schritt: auch die größeren Stände konnten nur dann ein gedeihliches Geldwesen schaffen, wenn die Münzprägung von mehreren nach gleichen Grundsätzen geschah. Später war Preußen allein groß genug, ein eigenes Münzsystem aufrecht erhalten zu

können. Brandenburg mit seinen langen Grenzen gegen Schlesien und Polen vermochte sich besonders gegen die aus letzterem Lande einströmenden, seit Sigismund III. fortwährend schlechter werdenden Kleinmünzen kaum zu erwehren, in Pommern und der Neumark bildeten sie das Hauptzahlmittel. Gegen solche Übelstände gab es nur ein Mittel: den Zusammenschluß in einen Münzverein. Am 27. August 1667 einigten sich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg im Kloster Zinna über einen Interimsscheidemünzfuß. Der Leipziger Rezeß vom 26. Januar 1690 wurde auch von den Lüneburger Herzögen in der Einsicht, daß sie den älteren silberreicheren Fuß unmöglich allein beobachten könnten, unterzeichnet. Brandenburg und Kursachsen zerstörten nun mehrere Heckenmünzen in Thüringen. Auch der Kaiser nahm sich jetzt dieser Dinge an, verhängte über die Sondershausener Grafen 10000 Taler Strafe und ließ mehrere Münzen in Holstein zerstören. Ebenso gings anderwärts. „Die kleine Kipperzeit" (1676—1690) hörte auf. So war der Leipziger Fuß gesichert, er gewann bald weite Verbreitung. Deutschland hätte schon um die Wende des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Münzwesens besseren Zeiten entgegen sehen können, wenn nicht in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts teils durch übermäßige Scheidemünzprägung der Fürsten, teils ohne deren Schuld durch Steigen des Silberwertes gegen den Goldwert die Befolgung des 12 Talerfußes unmöglich geworden wäre. Der deutsche Reichstaler wurde verdrängt zunächst durch die Deutschen selbst, die ihn in Scheidemünze umprägten, zweitens durch fremde Taler, besonders die niederländischen Kreuztaler, die leichter und weniger fein als die deutschen Taler in gleichem Verkehrswert wie diese umliefen. Soviel Mühe sich die größeren Staaten seit 1623 gaben, den Reichstaler zu erhalten, sie war vergebens, weil andere Staaten und Stände die Taler weiter als Material für geringerhaltige Sorten benutzten und mit diesen die Gebiete der gut Münzenden überschwemmten. Auch die Verträge von Zinna und Leipzig kann man als Glieder in diesem Talervernichtungsprozesse ansehen; denn was 1668, was noch 1690 von diesen Stücken vorhanden war, wurde in die Zinnaschen, dann Leipziger Kurantsorten umgeschmolzen. Aber die positiven Erfolge dieser Verträge waren doch bedeutender: sie bestanden in Schaffung eines unter den damaligen Umständen prägbaren Handelsgeldes, eines Geldes, das besser war als die Taler; denn diese waren nicht festzuhalten. Allerdings waren beide Verträge nur provisorisch abgeschlossen worden, weil man immer vorhatte, durch allgemeines Reichsgesetz zum alten Fuß zurückzukehren. Dies spricht sich besonders darin aus, daß man keinen neuen Taler prägte, sondern eine Münze, die zwar soviel Silber enthält wie ein halber alter Taler, aber $^2/_3$ Taler galt. Es stimmte also die Zahleinheit nicht mit der Rechnungseinheit überein, diese war der Taler zu 24 Groschen, hier der Gulden zu 16 Groschen.

Erst 60 Jahre später schuf man in Preußen wieder ein Münzsystem, in welchem die Zahleinheit auch Rechnungseinheit war, nämlich der 1750 geschaffene Taler der $^1/_{14}$ Mark Feinsilber enthielt. Im übrigen Deutschland blieb man meist bei der Guldenwährung und prägte Doppelgulden (Konventionstaler), Gulden und kleinere Sorten, von denen der Gulden $^1/_{20}$ Mark Feinsilber hielt. So schied sich Deutschland seit dem Siebenjährigen Kriege in die Taler- und Guldenländer.

Von besonderem Wert für den Unterricht ist Georg Schuster, „Die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Wettin". Wie die Zollern im südlichen Deutschland, so erscheinen auch die Wettiner an den Ufern der Saale und Elbe von Anbeginn an als mächtige Grundherren. Beide arbeiteten mit stetiger Folgerichtigkeit an der Erweiterung ihres Hausbesitzes. Kauf und Tausch, Erbe und Erbverträge, Pfandschaft und Lehen, sowie Festhalten am Reich und seinem Oberhaupte, weniger an einem Herrschergeschlecht als an dem jeweiligen Inhaber der Königskrone, alles das häufte Güter und Rechte auf beide Familien, denen sich an Macht und Einfluß bald kein fürstliches Geschlecht diesseits und jenseits des Maines vergleichen konnte. Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts hatte das beiderseitige Herrschaftsgebiet solchen Umfang angenommen, daß seine Grenzen in der Gegend des oberen Mains sich berührten. Seitdem begannen beide Fürstenhäuser, in ihren Interessen vielfach aufeinander angewiesen, sich zu nähern. Die freundnachbarlichen Beziehungen fanden bald in Familientraktaten und Erbverbrüderungen, vornehmlich aber in regen Eheverbindungen einen hervorragenden Stützpunkt. Zwar hat das Schicksal im Laufe der Jahrhunderte häufig mit rauher Hand in diese Familienbeziehungen hineingegriffen, zwar hat der Widerstreit politischer Interessen und die Macht der Verhältnisse und Zeitumstände häufig genug Hohenzollern und Wettiner zu erbitterten Gegnern gemacht, aber das waren doch im ganzen nur vorübergehende Erscheinungen. Im Grunde waltete im Laufe von 5 Jahrhunderten zwischen beiden konkurrierenden Gewalten ein Verhältnis ob, das als ein freundschaftliches bezeichnet werden darf. Daß hierzu die regen Familienbande, die seit den Tagen des Burggrafen Friedrichs V. von Nürnberg und des Markgrafen Balthasar von Meißen bis in die neuste Zeit beide Geschlechter verknüpfen, das Ihrige beigetragen haben, steht außer allem Zweifel. Es gibt 32 Eheverbindungen zwischen Hohenzollern und Wettinern. Davon entfielen fünf auf das 14. und 15. Jahrhundert. Siebzehnmal schlossen Angehörige der kurfürstlichen und königlichen wie der markgräflichen Linie der Hohenzollern mit Mitgliedern der Ernestinischen Linie des Hauses Wettin den Bund fürs Leben, während die Verwandtschaft der Hohenzollern mit den Albertinern auf im ganzen zehn Vermählungen beruht.

Stephan Kekule von Stradonitz, einer der bedeutendsten Genealogen der Gegenwart, hat in seinen „Ausgewählten Aufsätzen aus dem Gebiet des Staatsrechts und der Genealogie" (Berlin, Carl Heymanns Verlag) an einem genealogischen Schnitzer Maurenbrechers gezeigt, wie nützlich es für einen Lehrer der Geschichte, insbesondere auch für einen Gymnasiallehrer ist, die Genealogie nicht in der bisher vielfach üblich gewesenen Weise zu vernachlässigen. Wie der vorgenannte Aufsatz Schusters, so ist auch der Aufsatz von Stephan Kekule von Stradonitz „Hohenzollern als Retter des Ordens vom Goldenen Vlies in alter Zeit" im neusten Band des Hohenzollernjahrbuches für die Nützlichkeit des genealogischen Studiums ein Beweis. Der Orden vom Goldenen Vlies oder de la Toison d'Or ist von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, am 10. Januar 1429/30 zu Brügge gestiftet worden. Die Satzungen gab der Herzog dem Orden d. d. Lille, 27. Nov. 1431. Die dem Orden damals gegebene eigenartige Verfassung hat nur ein und ein drittel Jahrhundert ihre völlig ungeschmälerte Geltung behauptet. Philipp der Gute hatte die Zahl der Ordensritter ursprünglich auf 24, in den genannten Satzungen einschließlich seiner, des Oberhauptes („chef et souverain"), selbst auf 31 festgesetzt. Karl V., das fünfte Oberhaupt, erhöhte bereits diese Zahl, aber unter Beibehaltung der Ordensverfassung, auf 51. Papst Leo X. genehmigte diese Erhöhung durch Bulle vom Jahre 1516, deren Ausfertigungstag verschieden, und zwar auf den 26. September und auf den 8. Dezember, angegeben wird. Philipp II., das sechste Oberhaupt, setzte die alte Verfassung, deren wichtigste Bestandteile die Neubesetzung erledigter Stellen im Orden durch Kapitelwahl mit einfacher Stimmenmehrheit und die jedesmalige Untersuchung des Lebenswandels der einzelnen Ordensritter einschließlich dessen des Ordensoberhauptes durch das Kapitel waren, den Tatsachen nach alsbald außer Gebrauch. Eine Reihe päpstlicher Breven bewilligte dem Oberhaupte, ledig gewordene Stellen ohne Kapitelwahl und ohne Vollmacht durch das Kapitel zu besetzen. Schließlich gestattete Papst Paul V. durch Breve vom 19. April 1608, auch die in Zukunft ledig werdenden Stellen ohne das Kapitel zu besetzen. Damit war die alte Verfassung des Ordens auch dem Rechte nach durchlöchert. Das Generalkapitel des Jahres 1559 blieb endgültig das letzte. So sank der Orden allmählich zu einer burgundisch-niederländischen ritterlichen Genossenschaft der Großen des Landes, zu einer spanischen höfischen Auszeichnung herab. Wenn man vom „alten Orden vom Goldnen Vlies" im Rechtssinne sprechen will, ergibt sich also das Jahr 1608 als äußerstes Grenzjahr. Die geschichtlichen Ereignisse, die dann später dazu geführt haben, daß sich dieser hohe und alte Orden in zwei Zweige, den österreichisch-habsburgischen und den spanisch-bourbonischen teilte, sind bekannt. Die Teilung setzte ein mit dem Beginn des Spani-

schen Erbfolgekrieges, also mit dem Tode Karls II. im Jahre 1700. Bis dahin war, und in Österreich ist noch heute der Orden vom goldnen Vlies ein streng römisch-katholischer Orden, während die Krone Spanien nach und nach dazu übergegangen ist, zunächst ihn auch gelegentlich an nicht römisch-katholische Christen, namentlich an nicht römisch-katholische Staatsoberhäupter, schließlich aber in der Neuzeit, ihn sogar an Juden und Mohammedaner zu verleihen. In geschichtlichem Sinne wird man also bis zur Teilung gleichfalls vom „alten Orden vom goldnen Vlies" sprechen können. Es ist bei dieser Sachlage aber klar, daß die fränkische Linie und namentlich der kurfürstlich-brandenburgische Zweig dieser Linie des Hauses Hohenzollern mit dem Augenblick aus dem Kreis derjenigen hochadligen Häuser ausschied, die für den Erwerb des Ordens in Betracht kamen, in dem sich der Übertritt dieser Zweige des Hauses Hohenzollern zum evangelischen Glauben vollzog. Es ist weiter klar, daß dieser Zustand bei der königlichen Linie der Hohenzollern für den österreichisch-habsburgischen Zweig des Ordens bis heute andauerte und auch für den spanisch-bourbonischen Zweig so lange andauern mußte, als nicht hier die erwähnte mildere Praxis Platz griff. Es ist endlich einleuchtend, daß von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab bis heute in Österreich, und in Spanien bis zum Einsetzen jener milderen Praxis, nur die katholisch gebliebene schwäbische, d. h. fürstlich-hohenzollernsche Linie des Gesamthauses für den Erwerb des Ordens in Betracht kommen kann.

Der verfügbare Raum erfordert, die übrigen Aufsätze nur noch kurz anzuführen: Volz, Eine türkische Gesandtschaft am Hofe Friedrichs des Großen im Winter 1763/64; Hofmann, Hohenzollern-Erinnerungen im Bayerischen Nationalmuseum in München; Erhardt, Die Ausbildung des brandenburgisch-preußischen Kalenderwesens in Beziehung zur Geschichte; Lehmann, Brandenburgisch-preußische Fahnen in der Zeit des letzten Kurfürsten und des ersten Königs; Volz, Friedrich der Große und seine Leute. I. Hans-Karl von Winterfeldt; Clausnitzer, Aus der Regierungszeit des Kurfürsten Johann-Sigismund von Brandenburg. Zur 300 jährigen Wiederkehr seines Regierungsantrittes am 18. Juli 1608; Arnheim, Gustavs Adolfs Gemahlin Maria Eleonora von Brandenburg; Seidel, Zur Geschichte des Kronprinzen-Palais in Berlin, insbesondere der ehemaligen Wohnung der Königin Luise; Miscellanea. Die vielen und lehrreichen Abbildungen, mit denen der vorliegende Band geschmackvoll geziert ist, bieten ein nützliches Material für den Anschauungsunterricht. Ich nenne beispielsweise eine Reihe von Porträts, darunter das Bildnis Friedrichs V., Burggrafen von Nürnberg, dasjenige der Kaiserin und Königin Augusta, des Kaisers und Königs Wilhelm I., des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen sowie Lambert Distelmeiers, des Kanzlers Kurfürst Joachims II.

Die mitgeteilten Proben mögen die Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit dieses schönen Bandes andeuten. Die äußere Ausstattung ist, wie man dies von der berühmten Weltfirma Giesecke & Devrient nicht anders erwartet, ganz vorzüglich und entspricht der Gediegenheit des Inhaltes.

Dresden. Eduard Heydenreich.

H. Gelzer, Ausgewählte kleine Schriften. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 429 S. 8. 5 *M*.

Professor H. Gelzer, in weiteren Kreisen bekannt durch seine zwei Werke „Vom heiligen Berge und aus Makedonien" und „Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient", die im Teubnerschen Verlag erschienen sind und in denen er auf Grund eigner Beobachtung und Studien die Klosterrepublik auf dem Heiligen Berge und andere von ihm besuchte griechische Klöster und ihre Geschichte, die Zustände in der Türkei und in Griechenland, besonders die kirchlichen, religiösen und kulturellen schildert, hatte die Absicht, seine sonstigen zerstreuten Abhandlungen gesammelt herauszugeben. Da ihn der Tod daran verhinderte, so hat der Sohn wenigstens diejenigen Aufsätze und Vorträge, die keiner fachmäßigen Überarbeitung bedurften und sich an einen größeren Kreis von Lesern richten, in dem vorliegenden Bande vereinigt. Da das Hauptinteresse des Verfassers sich immer mehr der Kirchengeschichte zugewendet hatte, so fällt auch der größere Teil dieser Abhandlungen in dieses Gebiet. Die ersten drei führen uns in die byzantinische Zeit, die, wie schon aus Obigem hervorgeht, dem Verfasser besonders nahelag. Sie behandeln einen griechischen Volksschriftsteller aus dem 7. Jahrhundert (Leontios von Neapolis), das Verhältnis von Staat und Kirche in Byzanz, die Konzilien als Reichsparlamente. Aus den folgenden Aufsätzen über das armenische Kloster San Lazzaro in Venedig, über das älteste Gotteshaus diesseits der Alpen (St. Maurice) und aus dem Aufsatz Pro monachis spricht das lebhafte Interesse Gelzers an Klöstern und Mönchtum. Daß er sich aber trotz dieser Vorliebe einen offenen Blick für das Leben und die Forderungen der Gegenwart, besonders ihre kirchlichen und staatlichen Fragen und Angelegenheiten bewahrte, beweisen der Aufsatz über den Bischof von Hefele und die Rede auf den Großherzog Karl Alexander. In dem ersteren fällt vielfach neues Licht auf das Verhalten v. Hefeles in kirchlichen Dingen. In den beiden Aufsätzen „Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius" und „Jakob Burckhardt" legte der Verfasser seine persönlichen Erinnerungen an diese beiden Gelehrten, denen er selbst so viel verdankte, nieder; besonders der letztere enthält eine Fülle unmittelbarer Äußerungen des berühmten Basler Gelehrten, mit dem Gelzer viele Jahre verkehrte.

Offenburg (Baden). L. Zürn.

Werner Hoffmann, Das literarische Porträt Alexanders des Großen im griechischen und römischen Altertum. Heft VIII der Leipziger Historischen Abhandlungen. Herausgegeben von E. Brandenburg, G. Seeliger, U. Wilcken. Leipzig 1907, Verlag von Quelle und Meyer. VI u. 115 S. gr. 8. geb. 4 *M*, Subskriptionspreis 3,20 *M*.

Die Geschichtsforschung bearbeitet gegenwärtig mit Vorliebe ein neues Gebiet: das literarische Porträt historischer Persönlichkeiten, d. h. die Feststellung, welche Beurteilung diese in der Literatur zu verschiedenen Zeiten gefunden haben, ein Weg, der zweifellos der historischen Wahrheit näher bringt. Das vorliegende Buch will diese Aufgabe, der sich sein Verfasser mit Liebe und wohl ausgerüstet widmet, für Alexander den Großen erfüllen; der Verfasser geht deshalb sorgsam den Spuren nach, wo Alexanders in der antiken Literatur gedacht wird. Nicht daß jede zufällige Erwähnung des Namens herangezogen wird, sondern in erster Linie werden diejenigen Schriften berücksichtigt, in denen im Zusammenhange über Alexander gesprochen wird, sodann Einzelurteile, soweit sie von allgemeiner Bedeutung sind oder Erklärung und Erläuterung zu bieten scheinen; nur für die hellenistische Zeit selber hat Verfasser sich bemüht, jeder auch noch so unbedeutenden Spur nachzugehen. Von den einzelnen Literaturgattungen kommen in Betracht die philosophische, die historische und die rhetorische Prosa, während die Poesie Alexander nicht viel behandelt, die neuere Komödie z. B. ihn kaum kennt, das Epos nur unbedeutende, ja vergebliche Versuche zu einer Alexanderdichtung macht; höchstens kann man noch einige unbedeutende Epigramme auf Alexanderstatuen erwähnen, die naturgemäß rein panegyrischen Charakter tragen.

Verf. betrachtet nun zuerst die philosophische Literatur des Hellenismus. Von den Philosophen wird der Wert der Persönlichkeit nach moralischen Gesichtspunkten gemessen, was sich auch in der Geschichtschreibung bemerklich macht. In Betracht kommen die Peripatetiker, die Kyniker und die Stoiker. — Peripatos steht im Gegensatz zu Alexander: jener will Trennung von Hellenen und Barbaren, dieser Verschmelzung. Aristoteles' eigenes Urteil ist durch Alexanders Vorgehen gegen seinen Neffen Kallisthenes beeinflußt. Kallisthenes, der als Hofhistoriograph mitzog, war ursprünglich der Lobredner Alexanders, und dieser Ton ist für die spätere Alexanderbiographie vielfach vorbildlich geblieben. Aber das Verhältnis zwischen beiden wurde anders, als die *προσκύνησις* eingeführt werden sollte, Kallisthenes wurde auf die Seite der Opposition gedrängt, und sein Tod brachte die Peripatetiker auch gegen die Person des Königs auf, sie sahen bei Alexander einen Mißbrauch des Glücks, namentlich in seiner Genußsucht, der *τρυφή*, und so ließen sich viel Anekdoten, Aussprüche u. dgl. ausschmücken, einseitig auffassen oder erfinden, die gleich den Berichten über Alexanders Gefallen an Schmeichelei

seitdem die Alexanderhistorie umranken. So ist durch die Peripatetiker das Bild Alexanders von vornherein gezeichnet. Auch den Kynikern war er nichts anderes als das Gegenbild ihres Herrscherideals, d. h. ein Tyrann. In der Begegnung Alexanders mit Diogenes ist dieser durchweg der Sieger. Die Stoiker, die Erben der kynischen Lehren, auch der politischen, haben die gleiche Stellung Alexander gegenüber, so sehr auch dessen Weltimperium dem stoischen Kosmopolitismus entgegenkam; aber auch sie stellten das Postulat auf, daß der Weise allein wahrer König sei; und so erblickte wohl schon die zeitgenössische Stoa in Alexanders Herrschaftsform einen krassen Despotismus, während er in der mittleren Stoa der in τῦφος und τρυφή verkommene Tyrann wurde, Züge, die dann immer an ihm haften geblieben sind. Der große Kritiker Eratosthenes allein, kein eigentlicher Stoiker, sondern ein Eklektiker, maß Alexander nach dem, was er leistete, alle andern maßen ihn nach ihrem Dogma vom Könige. So entstand ein Zerrbild des historischen Alexander, dessen Einfluß das Urteil über ihn in der ganzen antiken Literatur beherrscht.

Die historische Literatur kennt von vornherein nur entweder urteilslose Begeisterung oder maßlosen Haß; Alexander hat nicht wie Perikles einen Thukydides, nicht wie Scipio einen Polybios gefunden. Die alexanderfreundliche Literatur umfaßt einmal die Offiziellen, die von Arrian zusammengearbeitete Darstellung des Ptolemaios und Aristobulos; in ihr wird namentlich die Rächertätigkeit (gegen die Perser) als maßgebend hingestellt; sodann die Panegyriker, deren Hauptvertreter aus der frühhellenistischen Zeit Kleitarchos ist (am reinsten im 17. Buche des Diodor erhalten), das Fundament der Vulgata, auch des Trogus und Curtius. Die alexanderfeindliche Historiographie hatte ihre Stütze zunächst in der hellenischen Opposition, die sich darin gefiel, den Makedonen herabzusetzen. Die grundstürzenden Bewegungen der Diadochenzeit drängten dann die abwägende Betrachtung von Verdienst und Glück, ἀρετή und τύχη, in den Vordergrund, die von da an den Rhetorenschulen willkommene Themata für ihre Deklamationen darbot. So bemächtigte sich auch die Rhetorik des Alexanderbildes. In dem im 3. Jahrhundert erwachenden griechisch-römischen Antagonismus wurde dann aus dem makedonischen Hellenenfeind der Heros und Vorkämpfer des freien Hellenentums, und man gefiel sich in der Betrachtung, was geworden wäre, wenn Alexander bei längerem Leben auch die Römer besiegt hätte; und die Antwort war für die Hellenen nicht zweifelhaft, wenn auch urteilsfähige Männer wie Polybios, Poseidonios und Dionysios sich anders aussprachen. Wer in römischem Sinne diese Frage behandelte, brauchte sich nur an das mehr düstere Alexanderbild, wie es in der philosophischen Literatur erschien, zu halten; und so wurde der nament-

lich auf Kleitarch beruhenden Überlieferung ein Gegenbild gegenübergestellt. Allein keiner von beiden Typen, der von den Panegyrikern gepriesene und der von den Philosophen herabgesetzte Alexander, wurde von dem anderen ganz verdrängt; und die etwas unbefangenere historische Auffassung steht bis auf Cicero und Diodor unter dem Einflusse Kleitarchs.

Seitdem nach Sulla die griechische Literatur ihre Vorherrschaft an die römische abgetreten hatte, fehlte es an einem Anlasse Alexander herabzusetzen; der große Kriegsheld wurde in Italien fast eine populäre Figur. Indessen wurde bei den Römern die Rhetorik, die seit Livius eine besondere Macht auf ihre gesamte Literatur ausübte, eine ausgesprochene Gegnerin Alexanders. Und wenn auch wie für Cäsar so für mehrere der ersten Kaiser Alexander das Vorbild war, so war doch die allgemeine Anschauung über den Makedonen die, wie sie Livius (im 17. und 18. Kapitel des 9. Buches) ausspricht; auch bei Velleius, Plinius (n. h.), Tacitus (Ann.) tritt in gelegentlichen Äußerungen ein ungünstiges Urteil über Alexander zutage. Deutlich verquickt sich das Alexanderbild der Rhetoren mit dem der Philosophen bei Seneca und Lucan. Senecas schroff ablehnendes Urteil über Alexander beruht nicht bloß auf der rhetorischen Schulung, sondern auch auf seiner stoischen Philosophie. Der hervorstechendste Zug an Alexander ist ihm die Ländergier, bei deren Befriedigung er von *felix temeritas* geleitet wird. Dasselbe Tyrannenbild wie bei dem Philosophen Seneca finden wir bei Lucan, der (im 10. Buche, wo sich der Alexanderexkurs findet) als der maßloseste Gegner der Monarchie sich darstellt.

Die historische Literatur bis auf Trajan weist als Zeichner des Alexanderbildes Trogus und Curtius auf. Bei Trogus, der uns in dem Auszuge des Justinus erhalten ist, stehen zwei entgegengesetzte Auffassungen ziemlich unvereint nebeneinander: Alexander ist bald der unbesiegte, ritterliche Held, bald der schlaue orientalische Despot; bei Curtius liegt zwar auch im ganzen die panegyrische Kleitarchische Tradition zugrunde, aber willkürlich und meist kritiklos sind Elemente einer Alexander ungünstigen Überlieferung verarbeitet und zwar mit Festhaltung eines Gesichtspunktes: daß Alexander die meisten Erfolge seinem unerhörten Glücke verdanke. Und dies ist eben einer der charakteristischen Züge der römischen Rhetorik; Trogus berichtet oft dieselben Einzelheiten mit völlig anderer Tendenz. So beherrscht im großen und ganzen die Rhetorik in der Periode bis auf Trajan auch die Gestaltung des Alexanderbildes.

Der letzte Abschnitt des Buches umfaßt die Literatur von Trajan bis zum Ausgange des Altertums. Trajan, mit dem die griechische Renaissance erwachte, und später die Kaiser von Septimius Severus an trieben Alexanderkult. Die freilich auch jetzt nicht schweigenden philosophischen Verleumder, wie

Pseudo-Diogenes (1. u. 2. Jahrhundert), rufen eine immer stärkere Gegenströmung hervor, wie Plutarch und Arrian zeigen. Hat Dio Chrysostomus ein günstigeres Urteil über Alexander als Pseudo-Diogenes, so ist dies — nach Hoffmann — wesentlich begründet in seinem nahen Verhältnis zu dem Alexanderverehrer Trajan; das kynische Tyrannenbild wandelt sich bei ihm fast in das Bild eines Idealkönigs. Bei Lukian bleibt die kynische Auffassung Siegerin, bei Julian (4. Jahrhundert) steht Alexander hoch als Feldherr, dagegen das Herrscherideal ist ihm Marc Aurel, der Philosoph auf dem Throne. Julian ist unter den Philosophen der letzte Zeuge über Alexander aus dem Altertume. Im Sinne der Rhetorik tritt Plutarch für des Königs *ἀρετή* ein, aber von der großen Bedeutung des Weltherrschers und Völkervereiners weiß der Biograph auch in der *vita Alexandri* nichts, Plutarch ist immer nur der moralisierende Beurteiler. Mit ihm beginnt das Wiederaufleben der Panegyrik, wenn auch der Tadel nicht ganz ausgeschlossen ist. In der populären Alexanderverehrung hat auch Arrians Anabasis ihren Ursprung; aber Arrian, der von der Größe seines Helden durchdrungen ist und deshalb im ganzen das Alexanderbild der beiden offiziellen Historiker Ptolemaios und Aristobulos vor sich sieht, sucht die Wahrheit; es fehlt auch bei ihm neben dem *ἐπαινῶ* nicht ganz das *μέμφομαι*.

Während die antike Alexanderhistoriographie mit Arrian ihren Abschluß fand, lebte der Alexanderroman, Anekdoten und Legenden sammelnd und nach Sensation haschend, fort, wobei auch der Phantasie Raum gegeben wurde; Pseudo-Kallisthenes (aus dem 2. Jahrhundert) hat noch im Mittelalter und auch bei andern Völkern seine Einwirkung geübt.

So gehen durchweg zwei Grundauffassungen über Alexander im Altertume nebeneinander her: die eine, mehr populäre, die in Alexander das Ideal des Heldenkönigs sieht, die andere, die kritische, die in ihm den von der *τύχη* getragenen Tyrannen erblickt.

Dies die Hauptgedanken, die Verfasser vorträgt, in verständiger Weise erörtert und im einzelnen mit zahlreichen Beispielen belegt. Das Buch ist übersichtlich geschrieben und sachlich gehalten; der Verfasser verirrt sich nicht in unfruchtbare Polemik, wenn er auch mitunter anderer Auffassung widerspricht, z. B. an einigen Stellen Schwartz (bei Pauly-Wissowa, Artikel „Aristobulos", „Arrian", „Curtius") und Hirzel („Der Dialog"), doch nicht, ohne seinen Widerspruch eingehend zu begründen. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register erleichtert die Benutzung des Buches.

Hanau. O. Wackermann.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Der erste kunsthistorische Ferienkursus in Florenz.

Aus der Schulstube hinaus, von der Arbeitsfülle des endenden Schuljahres hinweg ging die Fahrt über die schneebedeckten Alpen nach Florenz. Der preußische Kultusminister hatte 22 Direktoren, Professoren und Oberlehrer höherer Schulen zu einem vierwöchigen Aufenthalt in der Arnostadt eingeladen, um dort von einem Kunsthistoriker in die italienische Renaissancekunst eingeführt zu werden. Wer wäre von uns nicht gern dieser Aufforderung gefolgt? Voll froher Spannung trafen wir in Florenz ein, und unsre hohen Erwartungen sind nicht getäuscht worden. So sorgenfrei durch Italiens Städte und Fluren zu pilgern, die Denkmäler einer großen Geschichte zu schauen, die Werke einer Kunstperiode zu bewundern, wie die Weltgeschichte sie nicht herrlicher aufzuweisen hat, das war ein Genuß ohnegleichen. Wir, die wir immer nur lehren, konnten wieder einmal lernen, konnten die Augen öffnen und die Seele weiten und sammelten Eindrücke so erhebender Art, daß wir alles Kleine und Alltägliche vergaßen und wie auf einem höheren Lebensboden wandelten. Dafür gebührt unser erster Dank der Unterrichtsverwaltung, die diesen Kursus veranlaßte und die Teilnahme durch reichlich bemessenen Reisezuschuß erleichterte. Das Verdienst des glücklichen Gelingens aber trug unser Führer, Prof. Schubring aus Berlin. Er war der Leiter des ganzen Unternehmens, unermüdlich tätig und anregend; er lehrte uns sehen und verstehen, Zusammenhänge finden und Gegensätze erkennen, und, was die Hauptsache, er wußte die Liebe zur Kunst, die ihn selbst beseelt, auf seine Zuhörer zu übertragen.

Und was hat unser Führer uns nicht alles gezeigt! Wir sollten nicht nur die bekannten auserlesenen Meisterwerke sehen, sondern die Entwicklung der Kunst von ihren Anfängen bis zu den Höhepunkten verfolgen und sollten einen Eindruck von der unermeßlichen Fülle der Kunstwerke erhalten, die über die Museen, Kirchen, Klöster und Paläste Toskanas ausgestreut ist. So haben wir manches Kleinod schauen dürfen, das etwa in einer Sakristei oder Kapelle versteckt, von den meisten Italienfahrern nicht gekannt und nicht gesucht, an der einsamen Stelle, für die es geschaffen, nur um so tiefer und stärker wirkte.

War Prof. Schubring der Leiter des ganzen Unternehmens, so empfingen wir doch auch von andrer Seite manche Belehrung. Vom ersten Tage an bildete das Kunsthistorische Institut in Florenz eine Art Mittelpunkt für uns. Ganz besonderen Dank sind wir seinem allverehrten Vorsitzenden, Prof. Dr. H. Brockhaus, schuldig; er war stets in freundlichster Weise um unser Wohl bemüht und bot uns mit seiner Gemahlin liebenswürdigste Gastfreundschaft. In den Arbeitsräumen des Instituts fanden wir uns zum ersten Male zusammen; hier begrüßte uns auch Dr. Davidsohn, der Älteste des deutschen Gelehrtenkreises in Florenz und Geschichtschreiber der Stadt; hier hörten wir dann auch eine Reihe belehrender Vorträge von Mitgliedern des Instituts und anderen Herren, die sich freiwillig dieser Mühe unterzogen. Ihnen allen sind wir für die mannigfaltigen Anregungen zu Dank verpflichtet.

Daß in Florenz die berühmten Stätten der Kunst alle besucht wurden, ist selbstverständlich. Von den Ausflügen in die Umgebung möchte ich den nach Impruneta hervorheben; der Ort ist noch nicht einmal im Bädeker erwähnt, allen Besuchern von Florenz aber sei er angelegentlichst empfohlen.

Der Aufenthalt in Florenz wurde nach zehn Tagen unterbrochen durch die Fahrt nach Siena, der alten Nebenbuhlerin der Arnostadt. Durch ihre Lage auf hohem Bergesrücken, ihre engen, krummen Gassen, durch ihre stolzen Plätze und Paläste, ihre eigengeartete Kunstentwicklung machte gerade diese Stadt auf uns nachhaltigen Eindruck. Und war uns sonst auf unsrer Reise das Wetter wenig günstig, so genossen wir hier von der Höhe der Domruine, vom Kloster Osservanza oder von dem Mauerkranz der Villa Belcaro aus die herrlichsten Blicke auf die toskanische Landschaft mit ihren Hügeln und Tälern; in scharfen Linien schlossen die schneebedeckten Apenninen im Norden und Osten das Bild ab, und nach Süden hin schweifte das Auge an dem Monte Amiata vorüber nach der Richtung auf Rom hin und glaubte in duftiger Ferne fast den spitzen Kegel des Sorakte zu schauen. Ein andres, aber nicht minder eigenartiges Bild bot dann das alte San Gimignano, die Stadt der fünfzig Türme einst, von denen immerhin noch dreizehn aufrecht stehen, dicht nebeneinander wie eine Schar riesiger Recken, die trotzig einander bedrohen. Und auch dieses Felsennest, das wie aus dem Berge herausgewachsen erscheint, barg zu unsrer Überraschung so manches köstliche Werk der Kunst. Und nun Pisa mit seinem Domplatz! Nirgends wie hier wird das empfängliche Gemüt durch den Anblick der Kunst ernst und feierlich gestimmt. Daß der schöne Turm durch seine Schiefheit entstellt ist, wird nach Überwindung des ersten Erstaunens kaum noch beachtet; die ehrwürdige Stille des grünen Planes, auf dem die vier Gebäude aus weißem Marmor sich erheben, stimmt die Seele zu weihevoller Andacht und diese steigert sich zu tiefer Ergriffenheit, wenn man das schlichteste, aber ernsteste dieser Gebäude, den Campo Santo, betritt und einsam durch die Hallen dieses Friedhofs wandelt, der alle Welt vergessen läßt und die Seele mit Gedanken des Todes, aber auch des Friedens füllt.

Als wir nach diesem fünftägigen Abstecher wieder in Florenz eintrafen, war es uns hier fast heimatlich zu Mute; nur eine Woche war uns leider zur Ergänzung unsrer Kenntnisse und zur stillen Vertiefung in liebgewordene Kunstwerke noch gegönnt. Dabei erwies sich die Unterbrechung

des Florentiner Aufenthaltes durch den Besuch Sienas als pädagogisch sehr heilsam: wie eine Offenbarung ging uns jetzt der Unterschied zwischen der zarten, überirdischen sienesischen und der kräftigen, in der Wirklichkeit fußenden florentinischen Malerei auf.

Diese Woche bot uns auch sonst noch vieles Schöne und Lehrreiche. Von Rom kam Prof. Amelung herüber und erläuterte uns an zwei Vormittagen in feinsinniger Weise die wichtigsten etruskischen Altertümer und Antiken der Uffizien. Stunden edler Gastfreundschaft genossen wir in der Villa Böcklins, die der jetzige Besitzer, Geheimrat Arnhold, als eine für immer geweihte Stätte hegt und in Ehren hält; feierlichen Empfang bot uns der Sindaco von Florenz in den Prachträumen der Signoria.

Nur gar zu rasch verflossen diese letzten Tage, und es war uns wehmütig ums Herz, als wir die schöne Stadt verlassen mußten und zum letzten Male zu ihrer Kuppel emporblickten.

Dem kleinen Pistoja widmeten wir einige Stunden, um vor allem die Heimsuchung des Luca della Robbia zu bewundern, nach Jakob Burckhardt die schönste Gruppe der Renaissance; zu unsrer schmerzlichen Überraschung hatte man sie auseinandergenommen, aber selbst in diesem Zustande ließ sie ihre ergreifende Schönheit erkennen. In Bologna begannen wir die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der oberitalischen Malerschulen zu ahnen und lernten vorsichtig werden in der üblichen Geringschätzung der Maler des 16. Jahrhunderts; im übrigen galt unser Augenmerk hier der kirchlichen Baukunst und den plastischen Denkmälern; nicht vergessen sei der berühmte Kopf der Athene Lemnia, dessen ernste Schönheit jedem unvergeßlich bleibt, der ihn einmal gesehen.

Eine Welt für sich eröffnete sich uns in dem stillen Ravenna; das Zeitalter des sterbenden Römerreichs trat uns vor die Seele mit Galla Placidia, Theoderich und Justinian als beherrschenden Gestalten. Das junge Christentum hat seine erste Kunstblüte gezeitigt, und seine Grabbauten und Sarkophage, seine Basiliken und Zentralbauten mit ihren Mosaiken spiegeln bei aller Pracht den strengen Charakter des neuen Glaubens wieder. Einen letzten Höhepunkt erreichte unsre Reise dann in Padua. Drei der Allergrößten sind es, die hier den Kunstfreund empfangen: Giotto, der erste Genius der Renaissance, und zwei seiner größten Nachfolger, Donatello und Mantegna. In ihren Werken trat uns noch einmal die ganze Herrlichkeit der italienischen Kunst entgegen, ehe es galt Abschied zu nehmen.

Hier in Padua fand der Kursus sein Ende und ein letzter Abend vereinigte noch einmal die Teilnehmer beim purpurnen Chianti. Dabei kam denn vor allem der herzliche Dank zum Ausdruck, den wir alle für unsern verehrten Führer empfanden, daneben dann noch etwas, was sich allmählich in diesen vier Wochen entwickelt hatte, nämlich die Wärme der persönlichen Beziehungen, die sich unter den Mitgliedern des Kursus angeknüpft hatten. Aus allen preußischen Provinzen hatten sie sich zusammengefunden, von Gymnasien und Realanstalten, Historiker, Alt- und Neuphilologen, auch ein Theologe, ältere und jüngere, ruhige und lebhafte, still empfangende und mehr kritisch veranlagte; keiner hatte den andern vorher gekannt, aber das Zusammenleben auf der Reise und vor allem die gemeinsame Freude am Lernen und Genießen hatte sie schnell einander nahegebracht, und die Verschiedenheit der Naturen verlieh dem Verkehr, der auf den Ton fröhlichen

Humors gestimmt war, nur höheren Reiz. Eine schöne Ergänzung erhielt unser Kreis durch mehrere Damen, Gattinnen von Teilnehmern, die sich uns angeschlossen hatten und mit bewundernswerter Ausdauer und Lernbegier sich allen Anstrengungen unterzogen. Der Gemahlin unsres Leiters sei besonders noch gedankt; sie hat treu sorgend von Anfang an um ein schönes Gelingen des ganzen Unternehmens sich bemüht und selbst in Italien aufgewachsen, ward sie uns eine Vermittlerin zum liebevollen Verständnis italienischen Volkscharakters.

Als wir nach jenem letzten Zusammensein auseinandergingen, waren wir alle von dem Bewußtsein erfüllt, nicht bloß eine schöne und genußreiche Zeit verlebt zu haben, sondern auch bleibenden Gewinn für unser inneres Leben mit heimzubringen. Daß dieser Gewinn auch unsern Schülern zugute kommen soll, war natürlich die Voraussetzung, unter der wir zu unsrer Reise aufgefordert wurden. Ganz von selbst wird zunächst die Bereicherung, die wir in unsrer Gesamtbildung erfahren haben, irgendwie für unsern Unterricht Früchte tragen. Aber soll der Nutzen des Unternehmens nur so im allgemeinen liegen und nicht auf das Gebiet der Kunst im besondern sich erstrecken? Ohne Zweifel war dies die Absicht; denn weshalb hätte man uns sonst gerade nach Florenz geschickt und uns einen Kunsthistoriker zum Führer gegeben? Wir sollen von dem, was wir an künstlerischen Eindrücken mitgebracht haben und was wir weiterhin durch private Studien an Kenntnissen auf diesem Gebiete uns erwerben — daß dabei die deutsche und die holländische Kunst nicht zu kurz kommen dürfen, ist selbstverständlich —, wir sollen davon unsern Schülern etwas weitergeben. Daß aber unsre Regierung damit umgehen sollte, eigentlichen Unterricht in der Kunstgeschichte auf den höheren Schulen einzuführen[1]), glaube ich nimmermehr, es wäre geradezu ein Unglück. Denn wie könnte man Lehrer, die die Liebe zur Kunst vielleicht nicht in sich tragen, dazu nötigen, in andern diese Liebe zu wecken? Aber deshalb brauchen wir nicht alle Kunstbelehrung von der Schule fernzuhalten. Daß sie ein schweres und gefährliches Ding ist, wird niemand leugnen. Denn aller Schulbehandlung haftet gar leicht der Charakter des Zwanges an, und das Höchste und Schönste darf man nur mit Vorsicht zum Schulstoff machen. Aber sollte es denn einem für seine Sache begeisterten Lehrer nicht gelingen, die Vorstellung des Zwanges auf Viertelstunden wenigstens aus den Seelen seiner Schüler zu bannen und sie vergessen zu lassen, daß sie müssen? Kann so ein Lehrer seine Schüler nicht zu Mitgenießenden, zu Genossen erheben, die sich mit ihm freuen? Trauen wir uns doch zu, Homer und Goethe und andres Schöne mit ihnen zu treiben, ohne es ihnen zu verleiden oder gar zu „verekeln".

Der Universität sollen wir, so heißt es weiter, die Einführung in die Kunstgeschichte überlassen; wer Liebe und Talent dazu habe, werde dort sich ihr zuwenden; eindrillen lasse sich das Talent doch nicht. Gewiß, eindrillen nicht; aber wo es schlummert, läßt es sich wecken, und es muß frühzeitig geweckt werden, das Talent nämlich, die Augen aufzumachen und zu sehen. Nur darum kann es sich für uns handeln; die Schüler sollen womöglich an Originalen, sonst an Nachbildungen lernen, wie man ein Bild

---

[1]) Solche Befürchtungen äußerte Dr. Helmut Hopfen in einem Artikel der Frankfurter Zeitung, welcher sich mit unserem Kursus beschäftigte.

besicht und in seinen Gehalt eindringt, zunächst in elementarer Weise, später auch unter höheren Gesichtspunkten. Viel Zeit soll es gar nicht kosten und keins der bestehenden Schulfächer braucht nennenswerte Opfer zu bringen. Aber unsre Jugend soll doch auch an sich selbst zu erfahren beginnen, daß es etwas Herrliches und Großes ist um die Kunst, daß sie eine Quelle reiner, veredelnder Freude werden kann. Und sollen denn die vielen, die gar keine Hochschule besuchen, ohne solche Anregung ins Leben treten? Soll die Beschäftigung mit der Kunst und die Freude an ihr den Akademikern vorbehalten bleiben oder gar nur den Kunsthistorikern? Ich denke nicht, sondern wo ein Lehrer ist, der Liebe zur Kunst hegt und sich zutraut, sie auf seine Schüler übertragen zu können, da soll er freie Hand haben innerhalb der Grenzen, die der Organismus des Ganzen ihm steckt. Ob es der Lehrer des Deutschen oder eines andern Faches ist, ob und wie er die Kunstbelehrung mit dem übrigen Unterrichtsstoff in Zusammenhang bringt, das und andres Ähnliche ist Nebensache, das Entscheidende ist die Persönlichkeit des Lehrers, von ihr hängt alles dabei ab. So wird es vermutlich die preußische Unterrichtsverwaltung gemeint haben, als sie uns nach Florenz schickte. Daß bei diesem ersten Versuche eines kunsthistorischen Kursus auch einzelne Erfahrungen gemacht wurden, die für spätere Wiederholungen — die hoffentlich nicht ausbleiben — lehrreich sein können, wird niemand verwundern. Diese Zeilen wollen jedoch keine Ratschläge geben, sie sollten nur den freudigen Dank eines, der mit dabei war, zum Ausdruck bringen.

Wesel. Ernst Walbe.

Berichtigung.

Der Preis des deutschen Lesebuches für Prima von R. Biese ist oben S. 503 irrtümlicherweise mit 4 M bezeichnet worden. Es ist dies der frühere Preis. Der Verleger hat für die 3. Auflage den Preis auf 2,40 M herabgesetzt.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Blätter für deutsche Erziehung, herausgegeben von Arthur Schulz. Jahrg. 10, Heft 6—8.

2. Mikrokosmos, Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung, herausgegeben von R. H. Francé. Jahrg. 2, Heft 3—4.

3. Neue deutsche Schule, Monatsschrift für pädagogische Reform. Freie Schulgemeinde 1908. Jahrg. 1, Heft 1.

4. Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung, herausgegeben von V. Pimmer. Jahrg. 4, Heft 2.

5. Xenien. Eine Monatsschrift, herausgegeben von H. Graef. Leipzig, Xenien-Verlag. Jahrg. 8, Heft 8.

6. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von Fr. Frisch. Jahrg. 4, Nr. 6.

7. Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch, unter Mitwirkung von H. Gunkel und O. Scheel herausgegeben von F. M. Schiele. Tübingen 1908, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Lief. 1. Sp. 1—64.

8. G. Jaegers Monatsblatt. Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Jahrg. 27, Nr. 7 u. 8.

9. Bericht über die am 10. und 11. Juni 1908 in Zwickau abgehaltenen 18. Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins, erstattet vom Vorstande des Vereins. Leipzig 1908, Dürr'sche Buchhandlung. 55 S.

10. Neue griechische Schulvorschriften. Zweite Auflage. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 0,30 *M.*

11. ***, Gedanken zur künftigen Beamtenpolitik in der Justiz. Berlin S. 14, in Kommission bei W. Moeser. 22 S. 0,50 *M.*

12. Svante Arrhenius, Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten. Das Werden der Welten, neue Folge. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Mit 28 Abbildungen. Leipzig 1908, Akademische Verlagsgesellschaft. XI u. 191 S. gr. 8. 5 *M.*

13. J. Benziger-Jerusalem, Wie wurden die Juden das Volk des Gesetzes? Tübingen 1908, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 48 S. 0,70 *M*, geb. 1 *M.* (Religionsgeschichtliche Volksbücher II 15.)

14. K. Holl, Der Modernismus. Ebendaselbst. 48 S. 0,70 *M*, geb. 1 *M.* (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV 7.)

15. J. Berninger, Elternhaus, Schule, Lehr- und Werkstätte. Vorschläge und Anleitung zur gemeinsamen Erziehung und Pflege der Jugend durch Eltern, Lehrer und Meister, unter Berücksichtigung der Schul- und Volkshygiene. Leipzig 1908, O. Nemnich. 107 S. 1,80 *M*, geb. 2,50 *M.*

16. E. Beutinger, Leitfaden für das Veranschlagen (Baukostenberechnung). Mit 11 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Leipzig 1908, H. A. Ludwig Degener. 80 S. gr. 8. geb. 1,50 *M.*

17. J. Bezard, La classe de français. Journal d'un Professeur dans une division de Seconde C (latin—sciences). Paris 1908, Vuibert et Nony. 320 S.

18. C. Born, Französische und englische Gedichte. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VI u. 58 S. 0,80 M.

19. Breitfeld, Leitfaden für den Unterricht in der Naturlehre. Ausgabe A ohne Abbildungen. Leipzig 1908, H. A. Ludwig Degener. VIII u. 128 S. gr. 8. steif kart. 1,50 M.

20. Abbildungen zur Naturlehre (Physik und Chemie) nach Zeichnungen von Breitfeld und Wohlgeboren. Leipzig 1908, H. A. Ludwig Degener. 29 S. 1 M.

21. P. Cauer, Zur Reform der Reifeprüfung. Offener Brief an Friedrich Paulsen in Berlin. Heidelberg 1908, Carl Winter. 59 S. 1 M.

22. Chöre zum Herakles des Euripides, metrisch übersetzt von K. Brandt, komponiert von H. Chemin-Petit. Groß-Lichterfelde, Chr. Fr. Vieweg. Klavierpartitur 3 M, Singstimme 0,60 M, Textbuch 0,20 M.

23. W. von Christs Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage, unter Mitwirkung von O. Stählin bearbeitet von W. Schmid. Teil I: Klassische Periode der griechischen Literatur. München 1908, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XII u. 716 S. 13,50 M.

24. Th. Dreher, Leitfaden der katholischen Religionslehre. I. Die Glaubenslehre. Achte und neunte Auflage. Freiburg i. Br. 1908, Herdersche Verlagshandlung. VII u. 64 S. 0,55 M.

25. Aus deutschen Lesebüchern. Vierter Band: Epische und lyrische Dichtungen. Zweite Abteilung: Lyrische Dichtungen. Herausgegeben von G. Frick und P. Polack. Vierte Auflage. Leipzig 1908, B. G. Teubner. X u. 576 S. 5 M, geb. 6,40 M.

26. J. Endt, Aus griechischen Papyri. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Prag. Nr. 358—359. S. 85—107.

27. J. Bachmann, Fasten und Ostern im Egerlande. Ebendaselbst. Nr. 360. S. 109—124.

28. R. Eucken, Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens. VIII u. 197 S. 3,80 M, geb. 4,60 M.

29. Th. Fitzhugh, Prolegomena to the History of Italico-Romanic Rhythm. Charlottesville 1908, Anderson Brothers. 22 S. Lex.-8.

30. R. Flatt, Der Unterricht im Freien auf der höheren Schulstufe mit durchgeführten Beispielen aus verschiedenen Unterrichtsgebieten (Naturwissenschaften und Geographie, Zeichnen und Mathematik, Geschichte und Sprachen, körperliche Erziehung). Frauenfeld 1908, Huber & Co. VII u. 146 S. gr. 8.

31. H. François, Scènes de la révolution française, erläutert von A. Mühlan. Leipzig 1908, Raimund Gerhard. VIII u. 130 S. 1,50 M, Wörterbuch 30 S. 0,30 M.

32. W. Fries, Die Ordnungen für die Prüfung, für die praktische Ausbildung und die Anstellung der Kandidaten des höheren Lehramts in Preußen mit den erläuternden und ergänzenden Bestimmungen. Vierte Auflage. Halle a. S. 1908, Buchhandlung des Waisenhauses. 92 S. 1,20 M.

33. Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig 1908, G. Freytag. 8. geb.

a) Grimpses of America. Herausgegeben von Elisabeth Merhaut. 205 S. 1,80 M.

b) Walter Scott, The Lady of the Lake. Herausgegeben von E. Wasserzieher und Anna Groß. Mit 1 Karte und 5 Abbildungen. 212 S. 1,80 M.

c) Tales of the Present, being six Stories by modern Writers. With notes by Clifford Sally. With three illustrations. 160 S. 1,50 M.

d) Shakespeare, Macbeth. Herausgegeben von G. Kohlmann 133 S. 1,40 M.
e) Stories and Sketches, zweiter Band. Herausgegeben von G. Knauff. 152 S. 1,50 M. Wörterbuch 63 S. 0,60 M.
f) Ch. Normand, Biographies et scènes historiques des temps anciens et modernes. Herausgegeben von M. Schmitz-Mancy. Mit 25 Abbildungen. 93 S. 1,20 M. Wörterbuch 26 S. 0,30 M.

34. Sammlung Göschen. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Bändchen geb. 0,80 M.
a) L. Diels, Pflanzengeographie. 163 S. mit einer Karte.
b) B. Bauch, Geschichte der Philosophie. IV: Neuere Philosophie bis Kant. 174 S.
c) Th. Achelis, Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft. Zweite Auflage. 166 S.
d) F. Werner, Das Tierreich. III: Reptilien und Amphibien. Mit 53 Abbildungen. 184 S.
e) F. Junker, Höhere Analysis zweiter Teil, Integralrechnung. Mit 86 Figuren. Dritte Auflage. 190 S.
f) G. Grein, Landeskunde des Großherzogtums Hessen, der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. 158 S.
g) R. v. Ihering, Landeskunde der Republik Brasilien. Estados Unidos do Brazil. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte. 167 S.
h) A. Philippson, Landeskunde des Europäischen Rußlands nebst Finnlands. Mit 9 Abbildungen, 7 Textkarten und 1 lithographischen Karte. 148 S.

35. Goethe, Iphigenie auf Tauris, herausgegeben von G. Frick. Leipzig 1908, B. G. Teubner. 76 S. 0,50 M, geb. 0,70 M.

36. K. Groos, Das Seelenleben des Kindes. Ausgewählte Vorlesungen. Zweite Auflage. Berlin 1908, Reuther & Reichard. VIII u. 260 S. 3,60 M.

37. Der Harz und das Kyffhäusergebirge sowie die Städte Bernburg, Braunschweig, Hildesheim. Offizieller Führer des Harzer Verkehrs-Verbandes. Bad Harzburg 1908, Rud. Stolle. 236 S. 0,50 M.

38. A. Heilborn, Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Zehn Vorlesungen. Mit vielen Abbildungen und 2 Karten. Zweite Auflage. Leipzig 1908, B. G. Teubner. IV u. 170 S. 1 M, geb. 1,25 M.

39. K. Kesseler, Die Vertiefung der Kantischen Religionsphilosophie durch Rudolf Eucken. Bunzlau 1908, G. Kreuschmer. 38 S.

40. R. Kron, Italienische Taschengrammatik des Nötigsten. Freiburg i. B. 1908, J. Bielefelds Verlag. 88 S. geb. 1,25 M.

41. A. Ladenburg, Naturwissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung. Leipzig 1908, Akademische Verlagsgesellschaft. VI u. 264 S. gr. 8. 9 M.

42. Lamartine, Graziella. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hanna Glinzer. Gotha 1908, F. A. Perthes. VII u. 112 S. 1 M. Wörterbuch 35 S. 0,40 M.

43. O. Richter, Kreis und Kugel in senkrechter Projektion für den Unterricht und zum Selbststudium. Mit 147 Figuren. Leipzig 1908, B. G. Teubner. X u. 188 S, 4,40 M, geb. 4,80 M.

44. J. F. Thöne, System der Metaphysik mit besonderer Berücksichtigung der Kosmologie. Entwurf einer realistisch-spekulativen Weltformel. Dresden 1908, Richard Lincke. VIII u. 300 S.

45. Schiffbau-Studium? Studiengang, Kosten, Aussichten. Berlin 1908, Polytechnische Buchhandlung A. Seydel. 22 S. 0,50 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Aus der Gymnasialpädagogik Schleiermachers.

In dem von Professor Dr. W. Rein herausgegebenen „Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" 1908 (40. Jahrgang) findet sich u. a. eine längere Abhandlung über „Die Pädagogik Schleiermachers und ihre ethischen Prinzipien" vom Stadtvikar Dr. G. Vöhringer. Die Abhandlung enthält viele interessante Einzelheiten, die auch für Fachleute z. T. neu sein werden. Auffallend ist das durchaus moderne Gepräge, das den pädagogischen Grundsätzen anhaftet, die Schleiermacher in seinen Vorlesungen über Pädagogik aufstellt. Dieses Moderne überrascht uns auch in den Anschauungen, die er speziell über die Gymnasialpädagogik, d. h. über die Pädagogik an den höheren Knabenschulen, entwickelt.

An die Volksschule soll sich die Bürgerschule anschließen. Die Bürgerschule entspricht der heutigen Realschule. In den Fächern, die sie mit der Volksschule gemeinsam hat, soll das Material bis an die Grenze der Wissenschaftlichkeit hin erweitert werden. Außerdem sind in der Bürgerschule zwei lebende Sprachen zu lehren, dagegen die alten Sprachen auszuschließen, „die für die größte Mehrzahl toter Stoff werden würden und ein Zurückbleiben auf dem gewerblichen Gebiet zur Folge hätten". Der Unterricht muß an diesen Schulen in allen Fächern auf dem Boden der Empirie bleiben. Für die höhere Bildung am Gymnasium bleibt das rein Spekulative. Die Bürgerschule besteht aus zwei Stufen, einer unteren und einer oberen. Die Unterstufe ist nur eine Erweiterung der Volksschule, die Oberstufe dagegen soll „die einzelnen Disziplinen in ihrem Zusammenhang und von einem zusammenfassenden Prinzip aus" behandeln, „und zwar für die durch die Umstände besonders Begünstigten, nicht nur für die sogenannten mittleren Stände, sondern auch für die sogenannten höheren Stände, soweit sie sich nicht wirklich wissenschaftliche Bildung aneignen wollen". Besonders gründlich muß

der Unterricht in der Muttersprache und in den beiden modernen Fremdsprachen sein. Wenn er richtig erteilt wird, lassen sich dann die alten Sprachen leicht anschließen. Den tüchtigen Schülern muß die Möglichkeit des Übergangs von einem Zyklus zum andern, d. h. von der Bürgerschule zum Gymnasium gegeben sein. Dieser Übergang ist „durch äußere Umstände, z. B. durch Termine zur Rezeption, zu erleichtern, um diese Art der Vorbildung immer allgemeiner und sozial wirksamer zu machen". Also diese Art der Vorbildung, d. h. zuerst Besuch der Volksschule, dann der Bürgerschule und daran anschließend erst des Gymnasiums, scheint Schleiermacher für die beste gehalten zu haben.

Wenn ein solcher Übergang von der Bürgerschule zum Gymnasium möglich werden soll, so sind an dieser Anstalt die realen Kenntnisse mehr zu pflegen, als es geschieht. Die alten Sprachen dominieren hier zu sehr. Die auf dem Gymnasium zu Erziehenden haben die Aufgabe, in ihrer Generation die Leitung zu übernehmen. Dazu bedürfen sie einer tieferen geschichtlichen und spekulativen Bildung. Auf eine gründliche spekulative, also philosophische Bildung legt Schleiermacher auch für das Universitätsstudium den größten Wert. Die Basis der gesamten Universitätsbildung muß die Philosophie sein. „Für alle sollte gemeinsam geboten werden der Zusammenhang der Totalität des Wissens, die spekulative Bildung. Nehmen nicht alle Schüler der Hochschule dieses Allgemeine zuerst in sich auf, dann geht der wesentliche Charakter der Hochschulbildung verloren. Erst nach diesem wäre ein Auseinandergehen in die Fakultäten am Platz". Aber Schleiermacher fordert, wie wir sahen, die philosophische Bildung auch schon am Gymnasium und nimmt damit Stellung zu einer Frage, die ja gerade neuerdings wieder zur Diskussion steht. Das tut er in gewisser Weise auch in bezug auf die Methodik des altsprachlichen Unterrichts, insofern er besonders „gegen alles Mechanische, also auch gegen alle Gedächtnisübungen" auf dieser Stufe kämpft und sich damit gegen den Grammatizismus erklärt, der ja die Gedächtnisübungen sehr pflegt.

Er will auch vergleichende Sprachwissenschaft in den Lehrplan mit aufnehmen, und zwar wünscht er eine Vergleichung der semitischen, ostasiatischen und indogermanischen Sprachen. „Beschränkung auf Griechisch und Lateinisch ist Einschränkung". Das möchte denn doch, besonders wenn auch noch eine Verstärkung der realen Fächer einträte, wie sie Schleiermacher wünschte, eine zu starke Belastung der Gymnasien bedeuten. Bei der Erwähnung der Gedächtnisübungen macht er eine interessante Bemerkung über das Gedächtnis an sich. „Es gibt keinen Unterschied im Gedächtnis selbst, nur Leute, die schwerer auffassen, aber Interesse behalten, und andere, die leichter auffassen, aber weniger beharrlich sind. Es kommt nur darauf an, daß

lebendig aufgefaßt wird und daran fortdauerndes Interesse sich anknüpft, was sich bei richtigem Unterricht von selbst ergibt, wo kein Charakterfehler vorliegt". Man beachte die Betonung eines „fortdauernden Interesses", auf dessen Wirkung man gegenüber vielfacher einseitiger Wertschätzung positiven Wissens heute auch noch immer wieder hinweisen muß. Es gilt auch heute noch, daß nicht derjenige Unterricht der beste ist, der die jungen Köpfe mit positivem, oft totem Wissen überfüllt, sondern derjenige, der das größte „fortdauernde Interesse" bei den Schülern auslöst. Ob bei Kritiken und Revisionen des Unterrichts dieser pädagogische Fundamentalsatz immer die gebührende Berücksichtigung findet, weiß ich nicht, es darf aber nach dem, was man hier und dort hört und liest, bezweifelt werden. Man weiß, wie die Ansichten über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des zu Recht bestehenden Abiturientenexamens gerade in unseren Tagen auseinandergehen und daß eine vor noch gar nicht langer Zeit bei den führenden Geistern erfolgte Rundfrage über dieses Thema große Meinungsverschiedenheiten erkennen ließ. Schleiermacher ist ein Gegner der unter staatlicher Kontrolle sich abwickelnden Abgangsprüfung. „Eine Rechenschaftsablegung an den Staat ist, da die Schule ihrem Wesen nach gar nicht in unmittelbarer Beziehung zur Regierung steht, keine aus dem Wesen der Sache zu begründende Einrichtung. Was der öffentliche Dienst erfordert, dessen Vorhandensein ist am Eintritt in diesen, nicht am Austritt aus der Schule zu konstatieren". Aus dem Wesen der Sache ist das Maturitätsexamen auch meiner Ansicht nach nicht zu begründen, aber man kann für dasselbe doch andere Gründe ins Feld führen, die auch vom pädagogischen Standpunkt aus nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind. — Was mir und wahrscheinlich auch manchem Leser dieser Zeilen ganz neu war und mich am meisten überrascht hat, ist das, was der Theologe Schleiermacher über den Religionsunterricht und religiöse Veranstaltungen an den höheren Schulen sagt.

Ich lasse es nach Vöhringer wörtlich folgen: „Die Belebung des religiösen Prinzips ist teils Sache der Kirche, und als solche nicht hierher gehörig, teils Sache der Familie. Auch dies fällt außerhalb unserer Theorie; nur ist zu sagen: man vermeide alles Technische und beschränke sich auf die Wirkung des in der Familie Lebendigen. Da aber die Familie ihre Aufgabe verschieden erfüllt, versucht man in den Schulen ein Supplement zu geben. Wenn Andachtsübungen wirklich gehalten werden sollen, müssen sie unbedingt wahr sein und dürfen nur von solchen Persönlichkeiten geleitet werden, die eine persönliche Freudigkeit dazu haben. Besser fallen sie allein in Kirche und Familie. Der religiöse Unterricht der öffentlichen Anstalten kann ganz erspart werden. Ist der Konfirmandenunterricht vorausgegangen, ist die Jugend durch ihre Familie an den Geistlichen

gewiesen, dann bleibt für den Unterricht in den höheren Schulen nur Theologie oder eine trockene und tote Art von Katechese, die keinen rechten Boden unter den Füßen hat. Die Erfahrung bestätigt auch den geringen Erfolg dieses Unterrichts". Also Schleiermacher plädiert für Abschaffung des Religionsunterrichts an den höheren Schulen nach der Konfirmation. Dieser Forderung wird sich mit mir mancher nicht anschließen. Ich möchte den Religionsunterricht auf keinem Fall aus der Schule verbannt sehen. Neuerdings will man ihn ja vielfach durch Moralunterricht ersetzen. Ich las vor einiger Zeit zufällig den Verlauf einer solchen Moralstunde in einer französischen Schule und muß gestehen, daß etwas Trockeneres und Lederneres, als was hier den Schülern geboten ist, kaum denkbar ist. Wie kann ein solcher Unterricht mit allerhand Definitionen und dürren Erläuterungen einen lebendigen Religionsunterricht ersetzen! Aber da liegt's, lebendig, d. h. inneres, wirkliches religiöses Leben weckend muß der Religionsunterricht sein, nirgends ist das Hinarbeiten auf ein möglichst großes positives Wissen verderblicher als hier. Der Religionsunterricht muß sich die richtige Aufgabe stellen und auch den veränderten Zeitverhältnissen und Anschauungen Rechnung tragen. Auch in bezug auf diesen Punkt trifft Professor Paulsen in seiner Schrift „Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung" ohne Frage das Richtige, wenn er sagt: „Wir können, wie gegenwärtig die Dinge liegen, eine andere Aufgabe uns nicht stellen als die: historische Kunde von dem Christentum und seinem Glauben, seinen literarischen Denkmälern und seinen Lebensformen, seinem Wachstum und seinen Revolutionen zu vermitteln. Von der absoluten Wahrheit dieser oder jener Glaubenssätze zu überzeugen, das ist eine Aufgabe, die über das Vermögen und über den Auftrag der Schule hinausgeht. Wenn wir uns entschlössen, diese Konsequenz zu ziehen, dann würde damit vor allem eins erreicht, daß unsere Lehrer wieder mit gutem Gewissen diese Dinge behandeln könnten". Die Stellungnahme Schleiermachers zum Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen, speziell an den höheren Schulen, wird auch dadurch veranlaßt sein, daß dieser Unterricht zu seiner Zeit wohl fast durchweg engherzig dogmatisch erteilt wurde und dadurch aller wahrhaft religiösen Wirkungen verlustig ging.

Jedenfalls erkennt man aus der obigen Skizze, daß Schleiermacher in seinen Ansichten über Gymnasialpädagogik ein durchaus modernes Gepräge zeigt. Und das tut er auch in manchen Fragen der allgemeinen Pädagogik. Dies wird nicht bloß mir, sondern auch wohl vielen andern bislang kaum bekannt gewesen sein, und deshalb ist es von Dr. Vöhringer sehr verdienstvoll, daß er in einer besonderen Arbeit die Pädagogik Schleiermachers gebührend gewürdigt hat.

Hannover. G. Budde.

Einige Sätze über Generalisieren und Individualisieren.

(Skizze des Vortrags über Generalisieren und Individualisieren, gehalten in der Sitzung des Deutschen Gymnasialvereins zu Basel am 23. September 1907.)

Die Schule muß generalisieren, der Lehrer soll individualisieren. Wie läßt sich beides vereinigen?

1. Die allerneuesten und lautesten Schulreformer klagen über Verkümmerung der Persönlichkeit durch den Massenunterricht, ihr Schibboleth ist „Pflege der Persönlichkeit“. Aber sie haben vom Wesen der Persönlichkeit nur unklare Vorstellungen und sind in dem Irrtum befangen, der Mensch sei von Natur gut und brauche nur zu wachsen, um das zu werden, was er werden kann und soll.

2. Die Individualität des Kindes darf nicht überschätzt werden. „Wäre die ursprüngliche Verschiedenartigkeit der Beanlagung unter der Jugend so groß, wie es vielen Eltern anzunehmen gefällt, und wären demnach die auf diese Verschiedenheit gegründeten Ansprüche an die Tätigkeit des Erziehers berechtigt, so würde ein gemeinsamer Unterricht vieler Kinder unmöglich und die Einrichtung von Schulen widersinnig sein. In Wahrheit sind es nur wenige Kinder, deren geistiger Kraft und Eigentümlichkeit durch die Schulerziehung nicht ein völliges Genüge geschieht“ (Wilhelm Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre [6], S. 44). „Man muß für ein leeres ins Blaue gehende Gerede die Behauptung halten, daß der Lehrer sich sorgfältig nach der Individualität seiner Schüler zu richten, dieselbe zu studieren und auszubilden habe. Dazu hat er gar keine Zeit. Die Eigentümlichkeit des Kindes wird im Kreise der Familie geduldet, aber mit der Schule beginnt ein Leben nach allgemeiner Ordnung, nach einer allen gemeinsamen Regel; da muß der Geist zum Ablegen seiner Absonderlichkeiten, zum Wissen und Wollen des Allgemeinen, zur Aufnahme der vorhandenen allgemeinen Bildung gebracht werden. Dies Umgestalten der Seele, nur dies heißt Erziehung“ (Hegel bei Schrader, S. 51).

3. In der Gemeinschaft wird der Mensch erzogen für die Gemeinschaft. „Dem Individualbewußtsein als solchem ist Einzigkeit, Sonderung von jedem andern wesentlich. Aber, wer darauf ausschließlich den Blick geheftet hielte, würde nicht nur zum ethischen Egoismus, sondern notwendig zum theoretischen Solipsismus kommen. Der egozentrische Standpunkt der Kosmologie ist nicht naiver oder irrtümlicher als jener egozentrische Standpunkt der Bildung, der heute von so manchem als tiefe und wohl gar neue Philosophie angestaunt wird . . . Erhebung zur Gemeinschaft ist Erweiterung des Selbst. Die Spontaneität, die echte Individualität der Bildung streitet damit überhaupt nicht . . . Die Gesetzlichkeiten der Gestaltung alles Inhalts unseres Be-

wußtseins und also unserer Bildung sind Gesetzlichkeiten des Bewußtseins selbst: das ist der Individualismus echter Bedeutung. Aber dieser schließt die Gemeinschaft nicht aus, sondern führt zwingend zu ihr hin. Dagegen heißt es die wahre Individualität verkürzen und nicht sie befreien, wenn man ihr diese Beziehung zur Gemeinschaft nimmt" (Paul Natorp, Sozialpädagogik § 10). Verinnerlichung und Läuterung, Befreiung und Entfaltung der Individualität nach den Ideen des Wahren und Schönen, Guten und Heiligen; keine Selbstherrlichkeit und Glorifizierung des empirischen Individuums in seinem natürlichen und unmittelbaren Dasein, mit all seiner Schwäche, Unfertigkeit und Verkehrtheit (Rudolf Eucken, Grundbegriffe der Gegenwart). „Schließlich ist doch Individualität immer auch Schranke, und es ist sittlich notwendig, daß sie als Schranke zum Bewußtsein kommt; dadurch wird nicht die Eigenart selbst zerstört, sondern nur dem Dünkel der Eigenart gesteuert. Das kann aber nicht wirksamer geschehen als durch unbedingte Voranstellung der Sache, d. i. der Gemeinschaft, die jede gute Eigenart gelten läßt und in ihren Dienst nimmt, jeder unrechten Prätention der Individualität dagegen mit unwidersprechlich höherem Ansehen gegenübertritt, ihr zu Diensten zu sein sich unbedingt weigert" (Natorp a. a. O. § 25).

4. Persönlichkeit wächst nicht von selbst auf dem Grunde der empirischen Individualität, sie ist die Frucht ernsten Kampfes mit der Sinnlichkeit und den oft so starken und bösen Naturtrieben. Wer diese bemeistert und sein Leben durch Vernunft und Gewissen nach Zwecken und Gesetzen zu gestalten weiß; wer sittliche Selbständigkeit und Beharrlichkeit im guten, d. h. einen moralischen Charakter erworben hat, der hat das Zeug zur Persönlichkeit in Kantischem Sinne. Herbart definiert: „Persönlichkeit ist Selbstbewußtsein, worin das Ich sich in allen seinen mannigfaltigen Zuständen als eins und dasselbe betrachtet". Wenn wir uns all dieser geistigen Zustände stets klar bewußt wären, wenn wir nichts vergäßen und nicht so vieles in uns unbewußt bliebe, dann wären wir vollkommene Persönlichkeiten. Wir sind es nicht. Vollendete Persönlichkeit ist nur das Absolute, Gott (Lotze, Mikrokosmus *passim*, Religionsphilosophie § 33—40).

5. Kein Kultus der Persönlichkeit! Wir sind nicht dazu da, um unser liebes Ich schön darzustellen oder gar uns „darzuleben", sondern um selbstvergessend und aufopfernd an der Verwirklichung des Guten in der Welt mitzuarbeiten.

6. Wie wird man eine Persönlichkeit? In der Schule nicht anders als durch die erprobte Unterrichts- und Erziehungskunst, im Leben durch dieselben geistigen Mächte, die auch sonst den Menschen binden, befreien und erheben. Sehr wirksam ist eine vorbildliche Persönlichkeit. Vor allem aber nicht zu vergessen: jedermann ist für die Entwickelung seiner Persönlichkeit den Ein-

richtungen der Gesellschaft aufs tiefste verpflichtet. Das vielgerühmte „Individualisieren“ allein tut es nicht.

7. Das Individualisieren hat seine Grenzen nicht bloß an der allgemeinen Gesetzlichkeit, der äußeren wie der inneren, sondern auch an der Schranke der menschlichen Erkenntnis. Denn niemand ist sich selbst vollkommen durchsichtig, noch weniger durchschaut einer den andern bis auf den Grund der Seele. Gleichwohl ist das Individualisieren notwendig und bis zu einem gewissen Grade möglich.

8. Ein Erzieher, der mit seinen Zöglingen lebt und ein liebevolles Auge für sie hat, wird die Eigentümlichkeiten der jungen Leute je länger je mehr herausfinden. Er lernt es allmählich, den Trägen und Aufgeweckten, den Offenherzigen und den Schleicher usw. richtig zu behandeln; er weiß, wann er Langmut und Milde, wann Ernst und Strenge usw. anzuwenden hat. Ist der Knabe „verschlossen und trutzig“, so wird ihm schwer beizukommen sein, am wenigsten durch Liebeswerben und rührselige Ermahnungen. Männlicher Ernst imponiert ihm. „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein“.

9. Der Unterricht bietet vielfach Gelegenheit zu billigem Urteil und ausgleichender Gerechtigkeit. Nicht jeder soll jedes in gleicher Weise und in gleichem Maße lernen. Solange es Schulen und Prüfungen gibt, solange gibt es Kompensationen, die verständige Männer mit Einsicht handhaben.

10. Um individualisieren zu können, wünschen wir Bewegungsfreiheit für Lehrer und Schüler. Jedes Interesse, jede eigentümliche Kraft, jedes Charisma soll sich betätigen dürfen, aber ohne Willkür und Laune, ohne sprunghaften Dilettantismus und — innerhalb der geltenden Lehrverfassung. Wir wünschen nicht eine Auflösung der geschlossenen Klasse in so und so viele Liebhabergruppen; wir verwerfen alles, was den Rahmen der Unterrichtsordnung zu sprengen droht.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Ein Oberlehrerroman[1]).

Daß ein Roman in dieser Zeitschrift angezeigt wird, die sich mit der Wissenschaft und Technik unseres Berufs beschäftigt, ist gewiß eine auffallende Erscheinung. Aber es geschieht ja nicht um seiner künstlerischen Form willen, sondern wegen seines Inhalts, der die Berücksichtigung der Berufsgenossen verdient. Sollte es nicht uns allen heilsam und wertvoll sein, uns einmal Bilder

---

[1]) Stietz-Kandidat. Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens von Wilhelm Arminius. Zwei Bände. Berlin 1908, Verlag von Gebrüder Paetel. 252 u. 243 S. 8. 6 ℳ.

aus unserem Stande vorführen zu lassen, zumal, wenn dies von einem Sachkenner und erprobten Schriftsteller geschieht? In zahllosen Büchern wird uns pädagogische und didaktische Weisheit zugeführt, aber wie wir uns als Menschen bilden, unsere Weltanschauung und Persönlichkeit fördern, die wichtigste Grundlage unserer beruflichen Betätigung, davon schweigen die Bücher. Hier können wir in belustigenden Bildern allerlei schauen und anschauend lernen. Namentlich unsere junge Lehrerwelt wird das Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen. Denn es ist von einem Idealismus getragen, der in unserem Stande eine Verstärkung wohl verträgt.

Es ist ein Oberlehrerroman, geschrieben von einem Oberlehrer, der von Liebe zu seinem Stande und Berufe erfüllt ist. Davon geben schon die Geleitssprüche Zeugnis, die er auf die Rückseite der an Wilhelm Jensen in Freundschaft und Verehrung gerichteten Widmung gesetzt hat. Es sind zunächst zwei Worte Goethes:

> Die Menschen soll keiner belachen, als der sie herzlich liebt;

und:

> Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten.

Das Ziel des Verfassers aber kennzeichnet ein Wort Hebbels: Die Literatur soll der Menschheit durch treue Fixierung jedes symbolischen Lebens- und Entwickelungsprozesses zu einem immer klareren Selbstbewußtsein verhelfen.

In diesem Sinne kann man sagen: Der Verfasser entwirft ein von idealem Geiste erfülltes Bild eines jungen, weltfremden Mannes, der, aus kleinem und engem Kreise hervorgegangen, unerfahren, aber von hohem und ernstem Streben beseelt, in unseren Beruf eintritt und als Probekandidat in einer kleinen Stadt in der Berührung mit dem frisch pulsierenden Leben allmählich lernt, seine verschiedenen Brillen, die ihm die klare Erkenntnis der Wirklichkeit verschleiern, abzulegen, die Welt mit hellen Augen zu erfassen und die ihm anhaftenden Jugendtorheiten abzustreifen.

Dabei wird die ganze Umwelt, besonders die engere des Gymnasiums mit Direktor und Lehrerkollegium, ihren Frauen und Töchtern lebenswahr gezeichnet, mit den guten (und wie prächtigen dabei!) Seiten wie den Mängeln, und zwar mit solcher Liebe und so herzerfreuendem Humor, daß man sich an allem ergötzen, auch die bisweilen bitteren Wahrheiten willig hinnehmen wird.

Fast könnte man es bedauern, daß der Verfasser mit seiner guten Beobachtung und ausgesprochenen Gabe für Satire und Karikatur nicht die Gegenwart aufs Korn genommen hat. Aber gute Gründe mögen ihn davon abgehalten haben. Wir Ältere schweifen gern mit unseren Gedanken in die Vergangenheit und rufen uns die scharf ausgeprägten Charakterköpfe ins Gedächtnis

zurück, die uns die Weisheit verkündigten, einen Ranke, Bresemer und Zumpt, einen Haupt und Müllenhoff. Vielleicht vermißte er auch in unserer gleichmachenden Zeit die Mannigfaltigkeit und kräftige Prägung der Typen, welche eine frühere bot. Wenn er aber sein Werk „einen Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens" nennt, so sitzt ihm schon auf dem Titelblatt der Schalk im Nacken. Denn so arg grau und vergangen ist die geschilderte Zeit nicht. Es wird noch viele unter uns geben, welche in ähnlichen Verhältnissen zu jungen Gymnasiallehrern herangewachsen sind und der hier gezeichneten Typen sich noch wohl erinnern, auch mögen manche von ihnen noch immer unter uns herumlaufen oder wohl gar etliche Züge von uns selbst tragen.

Als Vorbild seiner Darstellungsweise hat sich Arminius Richter-Raabe gewählt. Fürwahr kein übles Muster, wenn man auf den Humor und Geist sieht! Aber doch bedenklich, wenn man an die Übertreibungen ihrer Manier denkt. Und diesen Klippen ist der Verfasser nicht immer entgangen. Auch er übertreibt nicht selten, im Stil wie in der Zeichnung der Situationen, er redet in atemlosen Sätzen und malt zuweilen in ermüdender Breite. Ich gestehe, daß ich das Buch einigemal mißmutig zur Seite gelegt, aber auch, daß ich es immer wieder zur Hand genommen habe, angezogen von der liebenswürdigen Weise, mit der Menschen und Situationen geschildert werden, insbesondere der Held selbst, dessen von seiner anfänglichen Haartracht entlehnter unerfreulicher Spitzname den unschönen Titel des Romanes geliefert hat. Er erscheint eben mit einem großen Haarschopf auf der Bühne seiner Wirksamkeit, der ihm erst allmählich gekürzt und endlich ganz abgeschnitten wird.

Aber obwohl Veranlassung zu zahllosen komischen Erlebnissen und Situationen, ist er doch ein Prachtkerl, der trotz seiner Jugend ältere und jüngere Kollegen anzieht, ja ihnen in schweren Stunden durch sein offenes, kindliches und tiefgründiges Wesen zur Aufrichtung ihres gebrochenen Wesens hilft. So bringt er den Oberlehrer, der, um seine Universitätsschulden zu tilgen, ein ungeliebtes reiches Mädchen heiratet, aus dem moralischen Druck zur Selbstbesinnung, und einem andern, der sich für einen fertigen Atheisten hält und sich deshalb die Schulandacht zu halten weigert, weckt er wieder aus dem eingetrockneten Gemüt schlummernde religiöse Regungen.

Das Leitmotiv des Romans mag den Schluß dieser kurzen Anzeige bilden. Es findet sich gegen Ende des zweiten Bandes. Der Kandidat hat am Ende seines Probejahres seinen Doktor gemacht. Hochbeglückt kehrt er von der Universität zu seinem alten Mutterchen zurück.

„Voll tiefem Nachsinnen über sich selbst, als ein gleichsam erst Erweckter, durchschritt er die bekannten Gassen, und als er im Abenddunkel um sich blickte, da glommen vor ihm die trüben

Lichtlein des „Schellenmoritz“ auf, über denen er vor Zeiten seine beiden Studentenfensterlein gehabt hatte. Er setzte sich in das Dunkel der gegenüberliegenden Moritzkirche, stellte den Doktorhut auf die Kniee, holte das vergessene Frühstück aus der Tasche, breitete es im Hute auseinander und biß kräftig in das hart gewordene knusprige Brot. So fest die Rinde war, die festeren Zähne zermalmten sie gleichmäßig sicher. Und als er alle mitgenommenen zehn Schnitte erledigt hatte, war er auch mit den zehn Semestern seiner studierenden Vergangenheit, den Studentenjahren und seiner Probezeit, fertig — er hatte sie dabei ebenfalls zermalen.

Er klopfte die Krümel aus dem Doktorhut, und es war ein neuer Mensch, der sich von solchem Doktorschmaus erhob. Einer, der nicht wie die vielen seinesgleichen mit den Prüfungen zugleich ein Fertiger sein wollte, sondern — das erkannte er jetzt — einer, der, aus stiller, idealer, germanischer Versonnenheit und eigensinniger Träumerei geweckt, zu einem werktätigen Leben in dieser Welt sich erst die erforderlichen harten und schneidigen Waffen schmieden mußte, und der bei allem Können und bei allem Lehrersein stets ein Lernender sein würde. Nichts galt es, zur Nährung des Selbstbewußtseins und zur Befriedigung der großgezogenen eigenen Eitelkeit den Selbstwillen durchzusetzen, sondern, ein Glied der großen Menschengemeinde ringsum, als ein rechter Mann den Hebel da anzusetzen, wo immer es nur möglich war, und das Seine zu arbeiten an dem Menschheitswerk, das ihn mit den Zeitgenossen verband“.

Friedenau-Berlin. Karl Kinzel.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) **Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde.** Unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern herausgegeben von **Joseph Loos.** II. Band [M—Z]. Wien und Leipzig 1908, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1100 S. Lex.-8. eleg. geb. 17 *M*.

Der zweite Band des sorgsam angelegten und umsichtig redigierten, geschmackvoll ausgestatteten und preiswerten Handbuches ist dem ersten überraschend schnell gefolgt. Was über den ersten Band gesagt ist (vgl. 1907 S. 364 ff.), trifft auch auf diesen Schlußband zu. Die Vorzüge überwiegen die Mängel entschieden. Natürlich ist das hübsche Nachschlagewerk, das uns nun in Kürze über alle Fragen der Erziehung und des Unterrichts aufklärt, zunächst für Österreich bestimmt und demgemäß auch zumeist von Österreichern abgefaßt. Aber dies geschieht nicht so ausschließlich, daß nicht die reichsdeutschen Verhältnisse in ausgiebigem Maße besprochen würden. Übrigens ist auch die Zahl der Mitarbeiter aus dem Reiche nicht klein, größer, als sie z. B. Uhlig in der Anzeige des Werkes im Humanistischen Gymnasium (1908 S. 102) angenommen hat. Gleich der erste Artikel „Mädchenerziehung" ist von A. Mollberg in Weimar geschrieben. Sonst haben von Reichsdeutschen allein am zweiten Bande mitgearbeitet: Ad. Bär in Weimar (Staats- und Gesellschaftskunde. Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftslehre), P. Cauer (Übersetzen im fremdsprachlichen Unterricht), Alb. Gutzmann in Berlin (Sprachstörungen. Taubstummenerziehung), O. Heine in Weimar (Ritterakademien), M. Hennig (Das Rauhe Haus), M. Hübner in Breslau (Schulmuseum), O. Jäger (W. Schrader), R. Lehmann (W. Münch, Fr. Paulsen), P. Natorp (Pestalozzi), E. Nawratzki in Wannsee (Nervensystem. Schlaf. Seelenkrankheiten), W. Rein (Wissenschaftliche Pädagogik), Ad. Rude in Nakel (Methodik), E. v. Sallwürk sen. (u. a. Religiosität), Ed. Scholz (W. Rein), H. Schröer (u. a. Spielbewegung. Turnen), J. Trüper in Jena (Schwachsinn und Abnormenfürsorge), G. Uhlig (u. a. Reformschulen, Stundenplan), R. Wehmer in Berlin (u. a. Schul-

krankheiten), R. Windel in Halle (Pietismus. Erh. Weigel). † H. Schillers Mitarbeit kommt für diesen Band nicht mehr in Frage, seine Umarbeitung der Lindnerschen Artikel der ersten Auflage haben wohl, soweit ich sehe, besonders v. Leclair in Wien und der Herausgeber selbst fortgesetzt. Auch ohne diesen ergibt es nach dem „Verzeichnis der Mitarbeiter" 20 Namen, Uhlig hat deren in beiden Bänden nur 10 gefunden!

Selbstverständlich fehlen die besten österreichischen Namen nicht, vor allem nicht O. Willmann (u. a. Mittelalterliches Bildungswesen. Philanthropinismus. Sozialpädagogik); dann haben sich um das Werk recht verdient gemacht u. a. Commenda in Linz, Ferd. Frank in Wien, G. Hergel in Aussig, Konr. Kraus in Wien, A. v. Leclair in Wien, Ed. Martinak in Graz, W. Zenz in Wien und last not least Jos. Loos. Der umfangreiche Artikel „Österreich" S. 157—210 stammt von Florian Hintner in Wels; er ist gut geschrieben und für uns recht lehrreich, wenn der Verfasser sich auch auf den jetzt wogenden Kampf um die Reform der Mittelschulen nicht eingelassen hat. Am Schlusse gibt er 19(!) Spalten Literatur, die sich aber nicht allein oder vorzugsweise mit Österreich beschäftigt. Darüber unten einige Worte. Den uns nicht weniger anziehenden Artikel „Gymnasium" hat Al. Höfler in Wien (früher in Prag, Nachfolger O. Willmanns) geschrieben; ich erwähne dies hier nachträglich, weil sich auf diesen Artikel die Mitarbeit des jetzt vielgenannten Mannes beschränkt. Die meisten Artikel über das ausländische Schulwesen hat Osk. Leuschner geschrieben, der nach dem Verzeichnisse in Berlin wohnt, unter den Artikeln aber als in Wien wohnhaft angenommen wird. Von ihm rührt auch der Artikel „Preußen" her, der mehrere Ungenauigkeiten enthält, so daß ich Herrn Leuschner meinerseits in Wien suchen würde. Es ist sehr zu bedauern, daß gerade dieser Artikel hinter den Erwartungen zurückbleibt. Die statistischen Angaben sind meistens veraltet; die Frequenzlisten führt der Verfasser nur bis 1902/3 vor, die Zahl der Gymnasialseminare gibt er nach 1900 an, die Maximalstundenzahl, die Titel- und Besoldungsverhältnisse, die er angibt, stimmen nicht mehr usw. Im geschichtlichen Überblick ist Bosse mit keinem Worte erwähnt, dem die preußischen Lehrer ein Denkmal gestiftet haben; dafür ist Herr Studt sogar mit seinem ganzen Ordenssegen abgebildet; als Kultusminister fungiert auch im Bilde(!) Maximilian von Puttkamer, der also seinen Namensvetter mit dem langen Barte Robert Viktor verdrängt hat.

Überhaupt die Illustrierung! Der gute Wille der Redaktion, nur Gutes und Nötiges zu bringen, leuchtet ja überall durch, aber zu manchem Bilde muß man doch den Kopf schütteln. Wozu hier unter Preußen die drei Abbildungen von der Hohenzollernschule in Schöneberg? Sind sie für Preußen charakteristisch? Da gibt's denn doch viel reizvollere, eigenartigere

Fassaden neuerer Gymnasialgebäude, würdigere und einfachere Aulen, lichtere Eintrittshallen. Aber was sollen die Bilder gerade unter „Preußen"? Gibt's nur da etwa solche Gebäude? Ähnlich steht es mit Abbildungen von Schulgebäuden aus Schweden, der Schweiz. Lagepläne können lehrreich sein, sollten aber dann alle Stockwerke berücksichtigen. Zum Artikel „Schwachsinn" werden ferner zwei Klassenbilder aus der Trüperschen Anstalt auf der Sophienhöhe bei Jena, der Anstalt des Artikelschreibers, wiedergegeben. Inwiefern unterscheiden diese sich von gewöhnlichen Schulen mit Ausnahme der geringeren Anzahl und der Blödigkeit der Kindergesichter? So wird doch, äußerlich betrachtet, der Anschauungs- bzw. Zeichenunterricht auch vollsinnigen Kindern erteilt. Den natürlich vorhandenen methodischen Unterschied kann doch solch ein Klassenbild nicht wiedergeben.

Wichtiger aber als alles dies dünkt mir ein anderer Übelstand, der nicht etwa nur in diesem Handbuche vorliegt, sondern in allen ähnlichen sich mehr oder minder fühlbar macht. Er betrifft die Literaturangaben. Bei der immer mehr sich häufenden Literatur ist dieser Punkt immer mehr maßgebend geworden. In der jetzt beliebten Regellosigkeit kann's doch nicht weitergehen. Man scheint vielfach den Zweck dieser Zugabe zu verkennen, der doch kein anderer sein kann, als den Leser des Artikels aufmerksam machen, wo er das in weiterer Ausführung am besten finden kann, was im Handbuch nur knapp behandelt werden konnte. Daß man diesen Zweck kurz erreichen kann, beweist u. a. Natorp unter dem Artikel „Pestalozzi". Aber auch er, wie alle Welt, unterläßt manche nötige Angabe, vor allem die des Buchpreises. Als ob der nicht für den Leser von größter Bedeutung wäre! Es versteht sich von selbst, daß die neueste Auflage und der Verleger genau bezeichnet werden müssen. Es sollte ferner sich von selbst verstehen, daß man dem Leser nicht eine unterschiedslose Masse von Büchern nennt, sondern sie irgendwie einteilt und beurteilt. Ja, beurteilt! Kurz, so kurz wie möglich, und nach dem eignen Urteil, oder, wenn man selbst keins hat und bei der Unmenge haben kann, nach dem Urteil eines gutbeleumundeten Kritikers. Eine Unmasse Angaben könnten auch in diesem Handbuche dafür ausgelassen sein, wenn man sich die Mühe nähme, den Leser genau darauf hinzuweisen, wo er weiteren Aufschluß (nicht bloß Katalognummern) finden kann. Ferner sollten in solchem Nachschlagewerke die allgemeinen Werke (Handbücher, Zeitschriften usw.) ein für allemal an einer Stelle zusammengestellt und beurteilt werden, so daß in den einzelnen Artikeln mit einem Wort und der betr. Stellenangabe auf sie verwiesen werden könnte. So aber wird immer wieder Reins oder Schmids Enzyklopädie, Matthias usw. zitiert, was sich eigentlich von selbst versteht. Ich weiß wohl, daß solche

Literaturangabe mehr Arbeit machen kann als die Niederschrift des Artikels; sie ist aber nötig und kann den Beweis erbringen, ob der Artikelschreiber wirklich in der Sache steht und glaubwürdig ist. Es wird vielleicht geraume Zeit vergehen, ehe Loos' Handbuch neu aufgelegt werden muß. Aber wenn die Stunde kommt, sollte der Finger fest auf diese wunde Stelle gelegt werden. Wie jetzt meistens die Literatur verzeichnet wird, verwirrt sie den Leser mehr als sie ihn leitet.

Neuere Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

2) Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias von Karl Wotke. I. Texte nebst Erläuterungen. Berlin 1905, A. Hofmann & Comp. 615 S. geh. 18 ℳ. (Monumenta Germaniae Paedagogica XXX.)

Die Anzeige erscheint erst jetzt, da das Buch mir verspätet zugegangen ist und ich hernach mit ihm zugleich andere Monumentabände anzeigen wollte. Die Schicksale des österreichischen Gymnasiums berühren uns zunächst zwar nicht direkt, und die geschilderte Zeit, übrigens sind auch die Erlasse Josephs II. und Leopolds II. noch aufgenommen, ist zwar an sich sehr anziehend, jedoch für uns im allgemeinen Vergangenheit, aber im weiteren Sinne ist der Kampf, der damals die Geister erregte, noch nicht ausgetragen. Es ist der Kampf des jesuitischen und liberalen Geistes um die Mittelschule, in den wir versetzt werden. Er spinnt sich, hier zum ersten Male veröffentlicht, vor unsern Augen ab und erweckt das lebhafteste Interesse jedes geschichtlich denkenden Menschen. Joseph II. hat sich um die Gymnasien wenig gekümmert, denn sein gefährliches Interesse richtete sich vornehmlich auf die Volksschule; aber bezeichnend ist der kleine Umstand, daß er das Schulgeld einführte, um den Zudrang zu den Gymnasien zu vermindern. Er haßte und fürchtete ein gelehrtes Proletariat. Um so rühmlicheren Anteil hat seine große Mutter an der Verbesserung der Lateinschulen genommen. Wotke weist das gebührend nach. Die Geschichte des österreichischen Gymnasiums in jener Zeit ist mit der Geschichte zweier Reformatoren identisch; der eine, Gaspari, hat sich namentlich durch die Einführung und Pflege des Griechischen verdient gemacht, der zweite, noch bedeutendere, der Piaristenpater Gratian Marx, durch Betonung der Realien und Sicherstellung des Gymnasiums gegen die Bestrebungen, es mit der Volksschule unheilvoll zu verknüpfen; für die Pflege des Deutschen sind beide Reformatoren eingetreten. Wer sich also um die Wirkungen der Aufklärung auf die Mittelschule in einem katholischen Lande bekümmert, findet in diesem Buche reiche Belehrung. Es ist sehr sorgfältig gearbeitet und mit Erläuterungen und Anhängen ausreichend versehen.

3) Die Jugend und Erziehung der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen. Von Georg Schuster und Friedr. Wagner (†). I. Die Kurfürsten Friedrich I. und II., Albrecht, Johann, Joachim I. und II. Berlin 1906, A. Hofmann & Comp. XXIII u. 608 S. 8. geb. 20 *M.* (Monumenta Germaniae Paedagogica XXXIV.)

Mit diesem Bande beginnt eine hochbedeutsame Reihe innerhalb der Monumenta. Er umfaßt die Kurfürsten, die noch im Schatten der mittelalterlichen Kirche aufgewachsen sind. Die drei ersten hat G. Schuster bearbeitet, die andern hatte Friedr. Wagner übernommen und seine Aufgabe auch ziemlich beendet, als er heimberufen wurde. Demgemäß ist die ganze Drucklegung, die Anfertigung der Register, die Illustrierung u. ä. wieder Schuster zugefallen. Es ist sichtlich keine Mühe gespart worden, um die Jugendgeschichte der ersten Hohenzollern in der Mark aufzuhellen, und schon was der stattliche Band an Anmerkungen (S. 407—512), Anlagen (bis S. 554), Sach- und Personenregister (bis S. 601) enthält, stellt eine höchst lobenswerte Leistung dar, die dem Buche seinen vollen Wert für den Benutzer eigentlich erst verleiht. Dazu kommt eine stattliche Anzahl illustrierender Beigaben an Bildnissen, Wappen, Kulturszenen, faksimilierten Schrift- und Druckproben, die zwar zum guten Teile mit der „Jugend und Erziehung" der Kurfürsten wenig zu tun haben, aber doch den meisten Lesern willkommen sein werden. Über den Umfang des Begriffs „Jugend" haben sich die Herausgeber dahin geeinigt, daß sie ihn bis zur Gründung eines eigenen Haushalts, in der Regel also bis zur Vermählung ausgedehnt haben. Sie konnten sich nicht gut anders entschließen. Aber nun hat man die Gefahr nicht sorgsam genug vermieden, verlockt durch die Fülle archivalischen Stoffes, der großenteils noch nicht veröffentlicht war, manches mitzuteilen, was eigentlich außerhalb des Themas lag. Denn, das muß doch gesagt werden, über Erziehung und Unterricht der älteren von den jetzt behandelten Prinzen wissen wir so gut wie nichts. Allmählich fließen ja die Quellen ergiebiger, aber selbst bei Johann und den Joachims immer noch keineswegs reichlich. Mit Vergnügen lernen wir da Greußers lateinische Grammatik näher kennen (S. 517ff., allerdings zum teil schon veröffentlicht im 15. Hefte der „Mitteilungen" 1895), erfahren Interessantes über den Kadolzburger Kodex, der zu Unterrichtszwecken zusammengestellt ist (S. 524ff.), und über einiges sonst, müssen uns aber diese uns Schulmänner näher angehenden Dinge aus einer großen Masse von geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Einzelheiten heraussuchen. Oft sind es reine Kuriositäten, die mit dem Behagen des Quellenforschers ausgekramt werden. Solche Dinge sucht man hier nicht, und sie gehören auch nicht hierher. Bisweilen fühlt man das wohl und versucht eine Begründung der Aufnahme; vgl. S. 253: „da dieses prunkvolle Fest (eine Fürstenhochzeit in Aschaffenburg), umrahmt von der schönen Mainlandschaft, um-

jubelt von einer lebensfrohen Bevölkerung, unzweifelhaft auf das junge Gemüt unseres Kurprinzen (Joachim I.) einen tiefen Eindruck gemacht hat, so seien ihm einige Worte gewidmet". Unzweifelhaft? Tiefen Eindruck? Woher will man das wissen? Beweise dafür fehlen, der Brief des siebenjährigen Knaben an seinen Vater, er möge das Hochzeitsgeschenk gütigst bezahlen, der ja eigenhändig sein soll, verrät davon nichts. Aber selbst wenn dem so wäre, brauchten wir die Schilderung der Hochzeit nicht, wie wir anderwärts die Aufzählung einer Ausstattung, der Reisekosten usw. gern — in diesem Zusammenhange — entbehrten. Der genannte Brief (statt an S. 155 an S. 140 angeklebt) zeigt Schriftzüge, wie sie ein siebendreivierteljähriger Knabe wohl niemals besessen hat, so daß ich trotz einer „archivalischen Notiz" an der Eigenhändigkeit zweifeln möchte (wie Steinhausen nach der Anmerkung auf S. 472 es auch getan hat), jedenfalls aber nicht so viel daraus schließen würde, wie geschehen ist. Es ist im günstigsten Fall ein genaues Nachmalen einer Vorlage. Man kann sonst nicht gerade behaupten, daß die Verfasser ihre Quellen ungebührlich gepreßt hätten, aber sie sind, man möchte sagen, zu verliebt in sie und können sich nicht rechtzeitig von ihnen trennen. Darum haben wir einen dicken Band für 20 Mark bekommen und hätten doch lieber einen für 5 Mark gehabt, damit wir — wir Lehrer oder unsere Schulbüchereien — ihn uns auch kaufen konnten. Das Programm der „Gesellschaft" muß streng durchgeführt werden, wenn ihre heilsamen und notwendigen Bemühungen der großen Masse pädagogisch interessierter Menschen zugute kommen sollen. Kulturgeschichtliche Quisquilien und geschichtliche Diatriben findet man anderwärts schon zur Genüge. Wissen wir Pädagogisches über einen Kurprinzen nicht, dann möchte ich fast sagen, um so besser, dann wenden wir unsere Aufmerksamkeit und unser bißchen Zeit einem Orte zu, wo was zu holen ist. Ich wollte, daß der Vorstand der „Gesellschaft" in diesem Punkte keinen Spaß verstünde, damit wir ein bißchen flinker von der Stelle kommen.

4) **Das Berliner Handelsschulwesen des 18. Jahrhunderts von Hermann Gilow.** Berlin 1906, A. Hofmann & Comp. 341 S. 8. 10 *M.* (Monumenta Bd. XXXV.)

„Den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin dargebracht" zur Eröffnung der Handelshochschule. Also „aktuell" wie selten eine geschichtliche Arbeit! Und dazu eine feine, sorgsame, gelungene Arbeit. „Es war nicht immer leicht, der Versuchung zu lokalgeschichtlichen Exkursen zu widerstehen" (S. 3). Aber man hat dem Versucher widerstanden, des sind wir fröhlich. Der Lohn ist nicht ausgeblieben, auch dafür nicht, daß Gilow sich der vorhandenen Literatur gegenüber zurückhaltend benommen hat. So hat er ein geschlossenes, lesbares Buch geschrieben, das

man mit Befriedigung und Dank für gewordene Belehrung aus der Hand legt. Es ist zugleich zur Ehrenrettung eines Mannes geworden, dessen Name schnödes Vergessen verdeckte. Der Philanthropist Joh. Michael Friedr. Schulz ist von ihm wieder aufgeweckt worden, und der Mann verdient es trotz seiner menschlichen Schwächen. Der Inhalt des Buches ist überaus lehrreich, namentlich sind auch die vorbereitenden Abschnitte über die Heckersche Realschule und das Philanthropin zur Einführung in die Geschichte des Realschulwesens vorzüglich geeignet (z. B. zu Referaten in den Gymnasialseminaren); es folgt die Tragikomödie der Irrungen und Wirrungen des Schulzschen Handelsschulunternehmens, die wir mit geteilten Gefühlen vor uns wohl dramatisiert ablaufen sehen, bis der Mann mit seinen schönen Plänen und seiner noch beneidenswerteren Arbeitskraft in die Hände der Behörde gerät, die sein Kindlein teils durch verkehrtes Wohlwollen teils durch bureaukratische Verbohrtheit ziemlich rasch zu Tode kurieren. Ostern 1806 schied Schulz als fertiger Mann aus, Michaelis 1806 — noch vor dem allgemeinen Débâcle — ging die Schule an Entkräftung ein. Alles ist vorzüglich klar dargestellt, mit treffenden Beilagen (S. 254—327) und Registern versehen. Ein solches Buch macht Lust zur Beschäftigung mit der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

5) **Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und des Kaisers und Königs Wilhelm I. Tagebuchblätter ihres Erziehers Friedrich Delbrück** (1800—1809). Mitgeteilt von **Georg Schuster**. Berlin 1907, A. Hofmann & Comp. I. Teil (1800—1806). LXII u. 529 S. 8. 12 ℳ. II. Teil (1806—1808). 578 S. 8. 14 ℳ. III. Teil (1808—1809). 387 S. 8. 10 ℳ. (Monumenta Bd. XXXVI, XXXVII, XL.)

Die Veröffentlichung des Delbrückschen Tagebuches über sein „Erziehungsgeschäft“ an den königlichen Prinzen ist von der Tagespresse und auch in Zeitschriften freudig und dankbar aufgenommen worden. Wer wollte leugnen, daß sie verdienstlich ist und einmal geschehen mußte? Ebensowenig läßt sich verkennen, daß der Herausgeber die Aufgabe, die er sich gestellt, sorgfältig gelöst hat. Es war keine so leichte Sache, aus dem gewaltigen Stoffe, den der schreibselige Delbrück da hinterlassen hat, eine Auswahl zu treffen, die möglichst weiten Kreisen Lust machte, sich mit dem Gegenstande näher zu befassen. Ich erkenne auch gern das Geschick an, mit der die einleitenden Abschnitte über Subjekt, Objekt und literarischen Wert der Aufzeichnungen angefertigt sind, nicht minder den Fleiß, der in den zahlreichen Fußnoten und in den umfangreichen Registern steckt. Trotzdem kann ich mich von meinem Standpunkte des geschichtlich interessierten Pädagogen mit den vorliegenden drei dicken Bänden schwer abfinden. Der Herausgeber versichert, er habe kräftig gestrichen, namentlich in den wortreichen Diatriben Del-

brücks, aber nach meinem Urteil hätte für den Zweck, den die „Monumenta“ verfolgen, noch viel mehr gestrichen werden können und — aus praktischen Gründen — müssen. Der Herausgeber sagt: „Erörterungen sind beibehalten, wo vielleicht ein — wenn auch anspruchloser — Gewinn für die Kulturgeschichte oder die Beurteilung einer historischen Persönlichkeit zu winken schien“. Er ist also nach eigenem Geständnis bis an die Grenze des Wissenswerten gegangen. Viele werden mit mir der Meinung sein, diese Grenze sei häufig überschritten. Nicht alles übrigens, was kulturgeschichtlich bemerkenswert erscheinen kann, gehört in unsere Sammlung; es gibt Orte genug, wo so etwas abgeladen werden kann. Über den Begriff einer historischen Persönlichkeit vollends wird man sich so leicht nicht einigen können. Aber das behaupte ich, daß Hunderte von Notizen des Tagebuches, die dann wieder oft genug der Erklärung bedurften, ohne irgend welchen Schaden wegbleiben konnten. Was herausgestellt werden mußte, war das „Erziehungsgeschäft“, wie Delbrück in unbewußter Selbstkritik seine Tätigkeit nennt. Es hätte sich dann leichter als jetzt gezeigt, daß dieses Geschäft teils mit, teils ohne Schuld des Geschäftsführers nicht glänzend gegangen ist. Man hat da merkwürdig genug operiert, und die Geschäftskenntnis, die Warenkunde und die Umsicht des Inhabers erscheinen oft in einem traurigen, bisweilen in einem trotz allem den Leser erheiternden Lichte. Nur dessen Betriebsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit sind unantastbar. Hans Vaihinger hat dem guten Delbrück als Erzieher, wie ich lese, böse die Leviten gelesen. Stoff zu einer schlimmen Satire liegt allerdings genug vor. Aber Delbrück war unter den Schulmeistern seiner Zeit gewiß einer der besseren; die herschende Moralpaukerei und der modische Philanthropinismus haben auch seinem weichen Wesen arg geschadet. Lassen wir ihn ruhen, er hat getan, was er konnte. Und nach ihm kam der Kronprinz mit Ancillon bekanntlich aus dem Regen in die Traufe. Das ist das Beste an den teuren drei Bänden, daß ihre Lektüre uns noch heute so oft zum Nachdenken über unsere Zeit veranlaßt. Basedow geht wieder um, cavete principibus, cavete pueris! Aber ein Band hätte dazu auch genügt.

6) **Mittelschulgeschichtliche Dokumente Altbayerns einschließlich Regensburgs** gesammelt und mit einem geschichtlichen Überblick versehen von **Georg Lurz**. Berlin 1907/1908, A. Hofmann & Comp. 1. Band. Geschichtlicher Überblick und Dokumente bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. XI u. 348 S. 8. 11 M. 2. Band. Seit der Neuorganisation des Schulwesens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zur Säkularisation. VIII u. 630 S. 8. 16 M. (Monumenta Germaniae Paedagogica XLI u. XLII.)

Herr Kollege Lurz in München hat uns zwei interessante Monumentabände geliefert. Er hat nicht nur die einschlägigen Dokumente fleißig gesammelt, sondern, was besonders hoch an-

zuschlagen ist, sie richtig benutzt, streng gesichtet, umsichtig ausgezogen und die einzelnen in lichtvolle Beziehung gesetzt. Es steckt viel Fleiß und nicht weniger Urteilskraft in dieser Arbeit. Selbst einem der Sache Fernerstehenden, wie dem Ref., hat er den störrigen Stoff so nahegebracht, daß man von dem Studium dieser Bände befriedigt scheiden kann. Prächtig ist vor allem der geschichtliche Überblick, der diesmal den Dokumenten vorausgeht. Auch in das mittelalterliche Dunkel hat der Herausgeber einzudringen sich heroisch bemüht und aus den spärlichen Nachrichten aus jener Zeit gemacht, was sich nur irgend machen ließ, vielleicht hier und da ein wenig mehr als dies. Daß Lurz seine Arbeit gegen andere schon vorhandene oder noch zu leistende streng abgesteckt hat und nicht unnötig wiederkäut, ist ihm zu hohem Lobe anzurechnen. Dabei fallen doch wichtige Ergebnisse ab, z. B. der Nachweis, daß eine Schulordnung von 1548 nicht existiert (gegen Lipowsky). Für uns Evangelische sind natürlich die Wirkungen der Reformation und Gegenreformation auf das Schulwesen in hohem Grade anziehend, sowie der Vergleich zwischen den Jesuitengymnasien und dem Gymnasium poeticum in Regensburg. Freilich hat Lurz über den inneren Betrieb der ersteren wenig gesagt, weil er in diesem Punkte auf Pachtlers vier Monumentabände verweisen konnte und mußte, aber ein Vergleich ist auch so noch angängig. Das protestantische Stadtgymnasium in Regensburg, bald nach der Gründung (1537) in schöner Entwicklung begriffen, konnte sich auf seinem einsamen Posten unter ungünstigen Umständen nur mühsam behaupten und war 1811, als es mit dem alten Jesuitengymnasium (eigentlich bischöflichem Lyzeum) zu St. Paul zu einem staatlichen paritätischen Gymnasium vereinigt wurde, bis auf 80 Schüler herabgesunken. Was aber Lurz an Dokumenten über die Anstalt vorlegt, überrascht durch die Quantität (190 Seiten) und kaum weniger durch die Qualität des Inhalts. Die Blüte der Schule beruhte außer auf einem Zuschuß aus der Kämmereikasse doch wesentlich auf der Persönlichkeit ihrer Leiter und Lehrer. Und unter diesen Verhältnissen, umbrandet von jesuitischer Hochflut, haben sie dort unten Treffliches geleistet. Mit Freude habe ich die Reformgedanken gelesen, die ein Anonymus (man rät auf den Superintendenten Ursinus in Regensburg) im Jahre 1665 niedergeschrieben hat. Welche geistige Ruhe und Klarheit, welche Weite des Blicks und Milde des Urteils tritt uns in diesem Schriftstück entgegen! Mancher Reformer von heute könnte von diesem klugen Manne lernen. Auch von seinem Stile, der sich auffallend zu seinen Gunsten von dem der übrigen abhebt. Ob sich nicht der Abdruck dieser Encyclopaedia scholastica, die in der Kreisbibliothek in Regensburg ruht, empföhle? Sie atmet Comeniusschen Geist; vgl. „die Wissenschaft macht keinen, sondern der Brauch zum Meister". Sehr lehrreich sind die Auszüge aus

den Protokollen der großen Visitation von 1558—1560; sie unterrichten uns über den kirchlich-konfessionellen Zustand, der damals in Bayern herrschte, über den wunderlichen Wirrwarr vor dem Einschreiten der Herzöge und Jesuiten in kurzer, oft ergötzlicher Weise. Und so ist das Buch anziehend und lehrreich, wo man es aufschlagen mag. Ein nicht zu wortkarges Register erleichtert die Benutzung wesentlich.

7) Andrea Guarnas Bellum grammaticale und seine Nachahmungen herausgegeben von Johannes Bolte. Berlin 1908, A. Hofmann & Comp. Zusammen 400 S. 8. 11 M. (Monumenta Germaniae Paedagogica XLIII.)

Andrea Guarna, ein priesterlicher Humanist aus Cremona (etwa 1470—1517), hat sich durch seine barocke Idee, die Schwierigkeiten der lateinischen Formenlehre durch die Allegorie eines Krieges zwischen dem verbalen König amo und dem nominalen poeta den Schülern mundgerechter zu machen, einen ziemlich wohlfeilen Nachruhm verschafft. Denn er hat unglaublich viel Anklang gefunden, namentlich in Deutschland. Hier ist die Schrift in einer Überarbeitung von Spangenberg (1555) oft gedruckt worden. Metrisch hat sie schlecht und recht der Pommer Manderssen bearbeitet. Prosaisch war wiederum die Bearbeitung durch den Jesuiten Pontanus (1620). Diese ist in einer Schulkomödie von Kremsmünster benutzt, wie sich denn herausgestellt hat, daß der dankbare Stoff in England, Deutschland und Frankreich oft dramatisiert ist. Von diesen Schulkomödien sind in unserm Bande ganz abgedruckt die Oxforder (um 1590), die Münchner (1597), von einigen andern eine Auswahl. Auch von den Übersetzungen des Bellum grammaticale und seinen anderweitigen Nachwirkungen in der Literatur wird genau und, wie es scheint, abschließend gehandelt, so daß wir nun in vortrefflicher Form alles beieinander haben, was sich auf diese Frage bezieht. Freilich hat sie für uns nur eine geschichtliche Bedeutung, aber wir haben von der Beschäftigung mit ihr nicht nur unsern Spaß und manche Erkenntnis in den Schulbetrieb jener Tage, sondern können sogar, wenn wir wollen, manches lernen. Kap. 10 heißt es: venit etiam praepositionum regina ad; cum qua erant ab et in, coniunctae nominum casibus, ducebantque secum tres phalanges strenuorum militum. In prima erant apud, ante . . . versus, omnes servientes accusativo casui etc. Sie dienen dem Akkusativ! Drücken sich unsere Grammatiken immer so treffend aus? Selbst Waldeck sagt noch: Den Ablativ regieren usw.

8) Historisch-pädagogischer Bericht über das Jahr 1906. 15. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin 1908, A. Hofmann & Comp. VIII u. 240 S. 8. 5 M.

In den letzten Jahren enthielten die „Mitteilungen“ der Gesellschaft zunächst an ihre Mitglieder auch Übersichten über die

einschlägige Literatur. Das war natürlich sehr erwünscht, ja es war zu erklären, daß diese Arbeiten den wertvollsten Inhalt der Hefte ausmachten. Darüber kam aber der eigentliche Zweck der Mitteilungen, kleinere Arbeiten zu bringen, etwas ins Gedränge. Deshalb hat man sich entschlossen, nunmehr die so unentbehrlichen und trefflichen Literaturberichte regelmäßig als Beihefte auszugeben und dadurch die Mitteilungen ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben. Dieser Entschluß ist sehr heilsam gewesen, wie uns das stattliche 15. Beiheft beweist. Die Arbeit des Referierens ist auf eine größere Zahl kräftiger Schultern verteilt, die Redaktion ruht in den bewährten Händen von Prof. Heubaum und Dr. Galle. Der Plan der neuen Einrichtung dürfte sich im allgemeinen bewähren, wenn er auch von Fall zu Fall im einzelnen Änderungen erfahren wird. Vor allem wünschen wir der Leitung einen zahlreichen, leistungsfähigen und — pünktlichen Mitarbeiterstab, sonst nützt der schönste Plan nichts. Man spricht im Hinblick auf die Ausdehnung des Arbeitsfeldes von der Notwendigkeit, die Beiträge der Mitglieder zu erhöhen. Ist die Gesellschaft wirklich in der Lage, dies wagen zu können? Schon fünf Mark sind für den einzelnen reichlich viel, wenn man auf weitere Kreise rechnet. Wohl aber sollte es mindestens jeder Schulbibliothek zur Anstandspflicht gemacht werden, Mitglied der Gesellschaft zu werden. Wie oft werden da fünf Mark für einen modernen Reformquark vergeudet. Es wäre schon viel gewonnen, wenn durch ein verbreiteteres Studium der Schulgeschichte in einem Kollegium die Stimmung eines Ben Akiba herrschend würde. Wir können sie allmählich gebrauchen. Hier in Hannover hätten sie andere Kreise allerdings noch nötiger.

Hannover. F. Fügner.

O. Heinemann, Handbuch über die Organisation und Verwaltung der öffentlichen preußischen Unterrichtsanstalten. Potsdam 1908, A. Stein's Verlagsbuchhandlung. Lieferung 4—10. à 112 S. je 3,00 ℳ.

Auf S. 747—748 des 61. Jahrgangs dieser Zeitschrift sind die ersten drei Lieferungen dieses Werkes angezeigt worden. Jetzt liegen sieben weitere vor, und es ist mit dem Buche selbst eine Wandlung vorgegangen. Vielfachen Anregungen folgend hat nämlich der Verfasser sein ursprünglich für die staatlichen, staatlich verwalteten und staatlich unterstützten Unterrichtsanstalten bestimmtes Werk auf sämtliche öffentliche preußische Unterrichtsanstalten ausgedehnt. Infolgedessen ist auch der Umfang des Werkes nicht unerheblich größer geworden. Es wird sich jetzt voraussichtlich auf 16 Lieferungen à 7 Bogen ausdehnen. Zur leichteren Handhabung ist die Einteilung in 2 Bände vorgesehen. Der erste von ihnen, bis einschließlich Lieferung 8 und bis zu dem Artikel „Schulfest“ gehend, liegt abgeschlossen vor. Die

Lieferung 10 schließt mit dem Artikel „Technisches Unterrichtswesen“. Zu dem in der ersten Anzeige Gesagten kann kaum etwas anderes hinzugefügt werden, als daß das neu Hinzugekommene die Erwartungen nach jeder Richtung gerechtfertigt und den Wunsch, das so brauchbare Werk bald vollendet zu sehen, nur verstärkt hat.

Pankow. Max Nath.

Gregor Schwamborn, Kirchengeschichte in Quellen und Texten. I. Teil. Altertum und Mittelalter. Neuß a. Rh. 1908, L. Rutz. XVI u. 147 S. 8. 1,80 ℳ.

Das Buch ist freudig zu begrüßen. Die evangelischen Kollegen haben für ihren Religionsunterricht schon längere Zeit Hilfsmittel, wie es die katholischen jetzt durch Schwamborn erhalten. Solche Sammlung ermöglicht eine Veranschaulichung der Begebenheiten und Zustände und eine Belebung des Unterrichts, indem Zeugen vergangener Zeiten zu Worte kommen. Die Sammlung schließt sich der Einteilung des Stoffes an, die Wedewer in seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte befolgt, läßt sich aber neben jedem andern Lehrbuch verwerten. Die Auswahl ist gut getroffen, wenngleich jeder Benützer das eine oder andere Stück als entbehrlich bezeichnen und an seine Stelle anderes gesetzt haben möchte, das ihm wertvoller erscheint. Jedenfalls bedeutet das Buch eine wertvolle Bereicherung der Hilfsmittel für den Religionslehrer.

Breslau. Hermann Hoffmann.

Alfred Döhring, Deutsch-lateinische Satzlehre für Schulen. Königsberg i. Pr. 1908, Gräfe & Unzer. VI u. 177 S. 8. geb. 2,60 ℳ.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis langjähriger Arbeit auf dem Gebiete der lateinischen Syntax. In mehreren umfangreichen Aufsätzen in den Neuen Jahrbüchern (II 1890, 1894, 1903) hat Verf. die Grundsätze, nach denen seine Satzlehre aufgebaut ist, behandelt und begründet. Im Anschluß an Josupeit und Vogt macht er zur Grundlage für die Betrachtung der syntaktischen Erscheinungen der lateinischen Sprache die deutsche Ausdrucksweise, und die diese Ausdrucksweise behandelnde deutsche Satzlehre wird nicht nach den Wortformen (Kasus, Tempora usw.), sondern nach Satzteilen und Satzarten geordnet. In der Terminologie schließt sich Verf. im wesentlichen an Kern an. Diese neuere Methode sei zwar schon in einigen Lehrbüchern angewendet, aber doch nicht so durchgeführt worden, daß der volle Nutzen aus der Neuerung gezogen werden konnte. Und diese Wahrnehmung hat den Verf. zur Herausgabe seiner Satzlehre bestimmt.

Von der Ansicht ausgehend, daß der Träger jeder in einem Satze ausgesprochenen Vorstellungsverbindung das Verbum finitum

oder, wie D. will, das Vollverbum ist, läßt er auf den Abschnitt „Prädikat und Subjekt" (§ 1—8) sofort die „Bestimmungen des Verbums" im Akkusativ, Nominativ, Genitiv und Dativ folgen (§ 9—24), und zwar seiner Methode gemäß zunächst nur so weit, als sich diese syntaktischen Erscheinungen im Deutschen finden; zuerst werden die Übereinstimmungen zwischen Deutschem und Lateinischem hervorgehoben, dann die Abweichungen besprochen. Der auf diese Weise zunächst ausgeschlossene Ablativ kommt erst in dem folgenden Abschnitte zu seinem Rechte „Bestimmungen des Verbums durch Präpositionen" (§ 25—42); hier wird außer Ort-, Zeit- und Zweckbestimmungen auch der Ablativus causae, instrumenti usw. behandelt, und außerdem eine ganze Reihe lateinischer Präpositionen. Der folgende Abschnitt (§ 43—50) behandelt die Bestimmungen des Verbs durch Adverbia und durch das Neutrum eines Pronomens. Die §§ 51—71 „Bestimmungen des Nomens oder Attribute" stellen in gewissem Sinne eine Abweichung von dem bisher eingeschlagenen Wege dar, indem das Prinzip, das Verb zur Grundlage der Betrachtung zu machen, fallen gelassen wird oder vielmehr fallen gelassen werden muß. Dieser Teil umfaßt folgende Abschnitte: 1. Adjektivische Attribute, hierbei wird auch die Übersetzung des unbestimmten Artikels besprochen. 2. Genitivische Attribute, hier wird der Gebrauch des deutschen Genit. part. (z. B. die meisten der Soldaten) nicht erwähnt. 3. Dativische Attribute. 4. Präpositionale Attribute, wird hier u. a. der Genit. obiectivus, partitivus, qualitatis behandelt; der Gen. und Abl. qual. in Verbindung mit *esse* ist schon § 20, 2 besprochen. 5. Infinitivische Attribute, z. B. „die Hoffnung zu siegen", „das Verdienst Theben befreit zu haben", „ich bin nicht der Mann, mich schrecken zu lassen". Es wird hier also als dem Schüler bekannt vorausgesetzt die Lehre vom Gerundium und Gerundivum und die Lehre vom Gebrauch des Konjunktivs in Relativsätzen. Vorher ist von dem Gerundium die Rede gewesen nur in einer Anmerkung zu § 35 und im § 61 (*ad dimicandum paratus* und *decemviri legibus scribundis*). 6. Appositionen, hier kommen auch solche Wendungen zur Erwähnung, wie „eine große Zahl Sklaven", „nichts Neues". 7. Attributsätze. „Nomina können auch durch Relativsätze näher bestimmt werden", und zwar rechnet D. hierzu nicht bloß die unterscheidenden (determinativen), sondern auch die beschreibenden (erzählenden, begründenden u. ä.). Aber in den beschreibenden Sätzen wie z. B. „die Phocäer, die an der Rettung des Vaterlandes verzweifelten, wanderten aus" und „Pompeius, der auf die Gastfreundschaft des Königs vertraute, begab sich nach Ägypten" (§ 67) hat der Relativsatz doch wohl nicht die Funktion, das zugehörige Nomen näher zu bestimmen.

§ 75 gibt die „Einteilung der Sätze". „Die Hauptsätze werden eingeteilt in Aussage-, Frage- und Wunsch- oder Aufforderungs-

sätze". Die §§ 76—85 behandeln den Gebrauch der **Tempora**, die §§ 86 und 87 den Gebrauch der **Modi** in Aussagesätzen. Hier findet sich die Bemerkung, daß im Lateinischen der coni. potentialis nur in den Fällen steht, wo wir die Hilfsverba „ich möchte, könnte, sollte, dürfte" hinzusetzen. Aber es findet sich doch im Deutschen als Potentialis auch der bloße Konjunktiv, z. B. in dem von D. selbst S. 125 aufgeführten Satze „wenn einer bei gesunden Sinnen sein Schwert bei dir verwahrte usw., wäre es Sünde, es ihm zurückzugeben". In dem Abschnitt über die „Fragesätze" (§ 88—90) ist beachtenswert die Unterscheidung der Prädikatsfragen (Satzfragen) in solche, die die Antwort voraussehen lassen (*num* und *nonne*), und solche „mit ungewisser Antwort" (-*ne*), ebenso werden § 89 die Nominalfragen geschieden. In dem Abschnitt über „die Aufforderungs- oder Wunschsätze" (§ 91 f.) heißt es in einer Anmerkung, der lateinische coni. imperf. bezeichne einen hoffnungslosen Wunsch, ein Bedauern; das ist richtig, gilt aber doch auch von dem coni. plusqpf., z. B. *utinam ad alia tempora fortuna me reservavisset* (S. 93, II 3). Es folgt nunmehr eine an sich recht zweckmäßige Zusammenstellung der verschiedenen Arten, in denen die deutschen Verba „sollen" und „müssen" zu übersetzen sind.

Die §§ 95—101 behandeln die „Konjunktionen" als die Elemente, die dazu dienen, mehrere Sätze miteinander zu verbinden. So wird die Lehre von den Konjunktionen, die in den meisten Lehrbüchern einen Abschnitt für sich bildet, an den ihr gebührenden Platz innerhalb der Satzlehre gestellt.

Im § 102 wird übergegangen zur Behandlung der (deutschen) Nebensätze. „Das Verbum wird nach § 9 auch durch Sätze näher bestimmt, und zwar 1. durch Infinitivsätze, 2. durch indirekte, 3. durch Konjunktionsätze". In dem Abschnitte über die Infinitivsätze wird die Konstruktion des accus. cum inf. besprochen, ebenso die verschiedenen Arten der Übersetzung des deutschen „ohne zu" (und „ohne daß"). Unter „indirekten Sätzen" (§ 110 ff.) versteht D. solche Aussage-, Frage- und Aufforderungssätze, die im Deutschen ohne Konjunktion an den regierenden Satz sich anreihen. Bei den indirekten Aussagesätzen muß natürlich die Konstruktion des accus. cum inf. wiederum besprochen werden. In dem Abschnitte über die indirekten Fragesätze (§ 111) ist sehr zweckmäßig die Angabe der Merkmale, nach denen im Deutschen ein indirekter Fragesatz von einem Relativsatz unterschieden werden kann. Praktisch ist auch der in der „Regel A" gegebene Hinweis, daß indirekte Fragen nicht bloß nach den Verben des Fragens, sondern auch nach den verwandten wie „wissen, erfahren usw." stehen. Mehr stilistisch ist die „Regel B".

Die Konjunktionsätze werden behandelt in den §§ 115—136. Im § 116 heißt es „Temporalsätze mit *wenn* = *sooft* bezeichnen einen wiederholten Fall". Ich meine, nicht die Neben-, sondern

die Hauptsätze enthalten einen „wiederholten Fall“. Für die Nebensätze wird sich die von Koppin[1]) vorgeschlagene Bezeichnung „indefinite Temporalsätze“ empfehlen. Für „bis = *dum, quoad*“ werden nur Beispiele mit dem Indikativ gebracht, während doch — auch außerhalb der innerlichen Abhängigkeit — der Konjunktiv vorkommt, z. B. *Horatius Cocles impetum hostium sustinuit, quoad cives pontem interrumperent* = bis die Bürger die Brücke abbrachen. Die Übersetzung, die D. im § 137 gibt „bis sie abgebrochen hätten“, ist m. E. falsch. Denn gewiß setzt der Römer den Konjunktiv, weil er das *interrumpere* als etwas Erwartetes bezeichnen will, aber „innerliche Abhängigkeit“ liegt hier ebensowenig vor, wie in Konsekutivsätzen mit *ut*, wo der Konjunktiv steht, weil der Römer die Wirkung als etwas Erwartetes bezeichnen will. Die Angabe, daß *ante* und *priusquam* „meist mit dem coni. stehe“, ist zu allgemein. Ferner *postquam* = nachdem steht nicht bloß mit dem Perfekt, in einer ganzen Masse von Beispielen verbindet es sich mit dem Imperfekt und Plusquamperfekt. Das Perfekt steht eben nur dann, wenn *postquam* den Sinn hat von *simulatque*. Mit Recht scheidet D. den Gebrauch des nicht negierten von dem des negierten *antequam*. Unter Nr. 6 des § 116 heißt es, daß die Gleichzeitigkeit durch *dum* mit Präsens bezeichnet werde. Aber es findet sich doch oft auch zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit (nicht bloß der gleich langen Dauer) auch das Imperfekt. Ferner wird die Gleichzeitigkeit auch durch (*tum*) *cum* bezeichnet. Von *cum* c. coni. = da, da nun, als heißt es (§ 117): „Es enthält einen Fortschritt in der Erzählung (einen Teil der Erzählung)“. Aber ein Satz mit *cum* (*primum*) und dem Indikativ enthält doch auch einen Fortschritt in der Erzählung, also kann damit der Konjunktiv nicht erklärt werden.

Die Darstellung der Bedingungssätze (S. 118 ff.) ist unzulänglich. Da heißt es: „1. Wird eine Bedingung mit Bestimmtheit ausgesprochen, so steht der Indikativ“. Sofern das Wort „Bestimmtheit“ sich auf den Inhalt bezieht, wird keine Bedingung mit Bestimmtheit ausgesprochen; bezieht es sich auf den Begriff „Bedingung“, so wird jede Bedingung mit Bestimmtheit ausgesprochen. „2. Bedingungssätze stehen im coni. potentialis, wenn Zweifel an der Wirklichkeit ausgedrückt werden soll“. Wenn Cicero sagt: *Si patria loquatur* (Cat. I 8, 19), will er damit bloß einen Zweifel an der Wirklichkeit aussprechen oder weiß er nicht vielmehr, daß es nicht wirklich ist? Außerdem werden hier Fälle mit dem Potentialis der Vergangenheit gar nicht berührt, z. B. Tusc. I 90 *cur Camillus doleret, si putaret, et ego doleam, si putem*. 3. heißt es, daß durch den coni. imperf. der Gegensatz zur Wirklichkeit bezeichnet werde „mit Genugtuung oder mit

[1]) K. Koppin, Zur unterrichtlichen Behandlung der griechischen Modi. Programm Kgl. Gymn. Stettin 1907, S. 14.

Bedauern". Aber wenn Cicero sagt *servi mei si me isto pacto metuerent*, hat er doch nicht die Absicht, seine Genugtuung, seine Befriedigung auszusprechen. „Der coni. plusq. ist der Irrealis der Vergangenheit", so heißt es schlankweg, aber auch der coni. imperf. bezieht sich sehr häufig auf einen Vorgang der Vergangenheit, und außerdem ist der coni. plusq. zunächst nichts weiter als ein Potentialis; einen besondern Modus zum Ausdruck der Irrealität hat die lateinische Sprache ebensowenig wie die deutsche und die griechische erzeugt. Ferner weicht Verf. hier von seinem Prinzip ab, insofern er vom Deutschen ausgehend folgende „Fälle" aufstellen müßte:

1. wenn er kommt, kam usw. = *si venit* usw.
2. wenn er kommen sollte = *si veniat* oder *veniet*.
3. wenn er käme = a) *si veniat*, b) *si veniret*.
4. wenn er gekommen wäre = *si venisset* (aber oft auch = *si veniret*!).

Die §§ 125—129 geben eine eingehende Darstellung der Vergleichungssätze, die folgenden behandeln die Konzessiv-, Kausal-, Folge- und Finalsätze. § 135 gibt eine gute Zusammenstellung der verschiedenen Arten, wie das deutsche „daß" zu übersetzen ist. In den §§ 137—144 werden einige Besonderheiten im Gebrauch der Modi und Tempora besprochen, darunter auch die oratio obliqua und die consecutio temporum, doch befriedigt dieser letztere Abschnitt nicht, weil er nicht auf das Wesen dieser Erscheinung eingeht. Abweichend von seinem Prinzip widmet D. dem Gebrauch des lateinischen Partizips einen besonderen Abschnitt (§ 145—148); merkwürdigerweise benutzt er diese Gelegenheit nicht, um eine Übersicht über den Gebrauch des Gerundivs = partic. fut. pass. zu geben.

Die letzten Paragraphen enthalten Stilistisches und Rhetorisches: Verb statt Nomen, Parenthesen, Wortstellung und Betonung, Anlehnung u. a.

Diese Übersicht des Inhalts dürfte genügen, ein Bild von der Eigenart des Buches zu geben. Ich habe aber schon gelegentlich darauf hingewiesen, daß diese Eigenart, die darin besteht, daß vom deutschen Sprachgebrauch ausgegangen wird, nicht immer festgehalten wird. Ohne Grund weicht Verf. von seinem Prinzip ab, wenn er den Satz „Ganz Samos gehörte dem Polykrates" in dem Abschnitt über die genitivischen Ergänzungen bringt (§ 21), ebenso gehören die Wendungen „im Vertrauen auf eure Einsicht" und „der Bewunderung wert", wenn man vom Deutschen ausgeht, nicht in den § 60, wo von dativischen Attributen eines Nomens die Rede ist, sondern die erste in den § 61, die zweite in den § 58. Und doch fordert D. in dieser Sache Konsequenz (s. Neue Jahrbücher II S. 236).

Es fragt sich nun, ob diese von D. angewandte Methode geeignet ist, einen deutschen Schüler in die lateinische Syntax ein-

zuführen. Diese Frage könnte im großen und ganzen bejaht werden, wenn im Betriebe des lateinischen Unterrichtes das Schwergewicht auf die Übersetzung aus dem Deutschen gelegt wäre und der weitaus größte Teil der zur Verfügung stehenden Zeit auf diese Tätigkeit verwandt würde. So ist es aber nicht, und so soll es nicht sein. Wenn auch das Abiturientenskriptum noch besteht, so ist doch das Ziel des Unterrichts, den Schüler in den Stand zu setzen, die lateinischen Autoren zu lesen und zu verstehen. Aus ihnen und an ihnen muß das Verständnis für die so vielfach vom Deutschen abweichenden Erscheinungen der lateinischen Syntax gewonnen werden, womit aber nicht gesagt ist, daß hier ausschließlich die induktive Methode zur Anwendung gelangen soll. Wenn der Schüler bei der Lektüre einem Infinitiv, einem Gerundiv, einem Konjunktiv begegnet, so hilft ihm doch die aus der Übersetzung aus dem Deutschen gewonnene Übung, auch wenn sie noch so groß ist, nicht, um jene Formen gerade an der Stelle, die ihm vorliegt, zu erklären und richtig zu übersetzen. Um z. B. die richtige Übersetzung eines Gerundiums oder Gerundivums zu finden, müßte er sich aller der verschiedenen Stellen erinnern, an denen in dem Buche diese Erscheinung der lateinischen Syntax erwähnt wird. Diese Stellen sind: § 35, Anmerk. (Gerundiv bei *tradere* usw.), § 61 *ad dimicandum paratus* und *decemviri legibus scribundis,* § 94, 5 Gerundiv bei *esse*, § 136 Gerundiv mit *ad* und *causa* (dagegen *ad dimicandum* § 35!), § 145 *docendo discitur*, § 149 Übersetzung der deutschen Nomina auf -ung. Vielleicht habe ich noch eine Stelle übersehen.

Lattmanns von D. (Neue Jahrbücher 1890, S. 433) angeführtes Urteil ist ganz richtig, er sagt, daß ein solches System der Gliederung die sprachlichen Formen zu häufig auseinander reiße. Wenn D. hierzu bemerkt, daß, wenn dieses Urteil richtig sei, damit so ziemlich über den ganzen deutschen Sprachunterricht, wie er jetzt gehandhabt werde, und auch über die übliche Methode, Sätze und Perioden zu konstruieren, der Stab gebrochen sei, so geht er zu weit. Der Deutsche kann zur Betrachtung der Erscheinungen seiner eigenen Sprache sehr wohl ein solches Schema der Kategorien zugrunde legen, aber nicht zur Betrachtung einer fremden Sprache, zumal wenn er diese fremde Sprache wesentlich zu dem Zwecke treibt, um die Schriftsteller dieser Sprache verstehen zu lernen. Der Verf. hat jenen Übelstand auch erkannt und sich darüber ausgesprochen in den N. Jahrb. 1894 S. 238 f., und so ist es zu erklären, daß er in den §§ 145—148 dem Gebrauch des lateinischen Partizips einen besonderen Abschnitt widmet. Dss Ausgehen vom Deutschen ist auch innerhalb dieses Abschnittes nur scheinbar. Gleich das erste Beispiel gibt Anlaß zu einer Ausstellung: *auditune dormientes egemus*? = entbehren wir, wenn wir schlafen, des Gehörs? Die Übersetzung „im Schlafe" ist doch ebenfalls möglich, und insofern gehört dieses

Beispiel in die Paragraphen über die präpositionalen Bestimmungen des Verbs.

Auch über Wesen und Gebrauch des lateinischen Konjunktivs kann sich der Schüler aus dieser Satzlehre nicht genügend informieren. So kommt der coni. concessivus in Hauptsätzen nirgends zur Besprechung, während er doch erwähnt werden müßte in den §§ 86 und 87. Der Gebrauch des Konjunktivs in Relativsätzen wird zwar § 68 (also vor dem Gebrauch in Hauptsätzen) besprochen, aber seine so häufige Anwendung in sogenannten Konsekutivsätzen nach affirmativen Sätzen, z. B. *ea est gens Romana, quae victa quiescere nesciat* wird nicht erwähnt. Übersehen hat D. diesen Fall, weil er eben vom Deutschen ausgeht, das diese Anwendung des Konjunktivs nicht kennt.

Demnach kann ich das Buch nicht als geeignet ansehen, als Grundlage für die Behandlung der lateinischen Syntax zu dienen.

Wohl aber ist es sehr geeignet, dem Lehrer des Lateinischen und besonders dem jungen Lehrer gute Dienste zu leisten, indem es ihn durch eine Fülle gut gewählter Beispiele in den Stand setzt, gelegentlich, nämlich zur Wiederholung und Befestigung syntaktischer „Regeln", den Standpunkt der Betrachtung wechselnd vom Deutschen auszugehen und z. B. die verschiedenen Übersetzungen des deutschen „daß" oder der Verba „sollen und müssen" vorzuführen. Auch die Wörtchen „wenn" und „als" eignen sich hierzu, ebenso vielleicht „mögen" (mag, möge, möchte, mochte) u. a. Ich habe mir für den Unterricht mehrere solche Zusammenstellungen gemacht und immer gefunden, daß einer hierauf gegründeten Repetition die Schüler ein reges Interesse entgegenbringen.

Ferner stimme ich dem Verf. zu, daß eine feste Terminologie in der Syntax durchaus notwendig ist, und zwar eine für das Deutsche und das Lateinische (und selbstverständlich auch für die anderen Sprachen) übereinstimmende Terminologie; s. Neue Jahrb. 1890 S. 436. Sie ist besonders notwendig an solchen Anstalten, wo, wie es jetzt — leider — wohl häufiger vorkommt, der lateinische Unterricht auf den unteren und mittleren Stufen in den Händen von Neusprachlern, Historikern, Mathematikern und — gewesenen Theologen ruht. Aber aus der Forderung eines für den Unterricht in allen Sprachen geltenden grammatischen Systems und einer entsprechenden Terminologie ergibt sich nicht die Konsequenz, daß die deutsche Ausdrucksweise prinzipiell der Betrachtung der fremden Sprache zugrunde gelegt werde.

Bromberg. Rudolf Methner.

Wilhelm Capelle, Die Schrift von der Welt. Ein Weltbild im Umriß aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. Eingeleitet und verdeutscht. Jena 1907, Eugen Diederichs. 100 S. kl. 8. 3 *M.*

Die pseudo-aristotelische Schrift *περὶ κόσμου* wird hier in

einer ansprechenden Übersetzung veröffentlicht, nicht für Philologen oder Philosophen von Fach, sondern für jeden etwas philosophisch denkenden Gebildeten; „für religiöse und naturwissenschaftliche Kreise" sagt die Ankündigung. Die Schrift wird einer Sonderbetrachtung selten unterzogen; sie ist wohl in Sammelwerken und Gesamtausgaben zu finden, aber, wie es scheint, gibt es keine Einzelausgabe außer der von J. Ch. Kapp, Altenburg 1792, und der Übersetzung von J. G. Schulteß, Zürich 1782. Es war deshalb ein sehr glücklicher Griff von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, daß er in seinem „Griechischen Lesebuch" wenigstens dem größten Teil der sieben Kapitel umfassenden Schrift, und zwar Kap. 2 u. 3 und Kap. 5—7, einen Platz gab. Die Schrift ist nichts Geringeres als ein Niederschlag der gesamten griechischen Weltanschauung, und zwar enthält sie die Erde und Himmel umspannenden Gedanken des letzten bedeutenden Geistes, den der Hellenismus hervorgebracht hat, wie man den grofsen Stoiker Poseidonios aus Apamea genannt hat, der zu Ciceros Zeiten Jahrzehntelang die Verkörperung hellenischer Wissenschaft für die Römer war. Und so verdient denn die in dem 1. Kapitel sich als Brief des Aristoteles an Alexander ankündigende Schrift, die in Wirklichkeit in der Zeit der ersten römischen Kaiser verfaßt ist, die Würdigung, die ihr in dem vorliegenden Büchlein zuteil wird; es ist auch mit Dank anzuerkennen, daß sein Verfasser eine geschmackvolle und lesbare Übersetzung darbietet, die es auch dem sprachlich nicht Geschulten ermöglicht, die bedeutsamen und tiefen Gedanken zu genießen. Der Übersetzer hat es aber nicht bei dieser Arbeit bewenden lassen, sondern er hat für sie eine eingehende Vorbereitung geliefert, indem er in drei ausführlichen Kapiteln 1. „über Gott und die Welt in der griechischen Philosophie", 2. „von alter Erd- und Himmelskunde", 3. „von der Schrift von der Welt und Poseidonios" handelt (S. 2—61), denen dann (S. 63—96) die Übersetzung, begleitet von einigen kurzen literarischen und geschichtlichen Anmerkungen, folgt. Der Verfasser führt seine Leser in den auf die Schrift vorbereitenden Kapiteln durch die mannigfachen Lehren der griechischen Philosophen von der ältesten Zeit an, soweit sie für das Verständnis der Schrift 'von der Welt' von Belang sein können; daher wird dem πάντα ῥεῖ des Herakleitos, in dem der bis in die letzten Konsequenzen verfolgte Pantheismus zum ersten Male in der Geschichte des menschlichen Denkens das Wort ergreift, ebenso den Grundlehren der Pythagoreer, den Ideen (den „Urbildern" der Dinge) des Plato, dem Monotheismus des Aristoteles, der pantheistischen Anschauung der Stoa, der dennoch die Gottheit nicht bloß Welt, sondern nach bestimmten Zwecken handelnde Vorsehung ist, ein breiterer Raum gegönnt als der materialistischen Weltanschauung des Leukipp und Demokrit. In der im zweiten Kapitel gegebenen Übersicht der alten Erd- und Himmelskunde

werden die im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Vorstellungen besprochen, von der naiven Anschauung Homers an bis auf Aristarch von Samos, der um 250 v. Chr. die Hypothese aufstellte, daß die Erde sich auf einer zu ihrer Achse schiefliegenden Bahn um die Sonne bewege, und bis auf den als Naturforscher, Astronom, Geograph, Ethnologe und Geologe gleich großen Poseidonios, der bei seinem tief religiösen, schwärmerischen Empfinden zugleich auch Dichter und Prophet war. Von seinem verloren gegangenen umfangreichen Werke über Meteorologie gibt uns das 4. Kapitel der Schrift 'von der Welt' eine Vorstellung, das fast wörtlich daraus entnommen ist. Der Verfasser des hier besprochenen Buches liebt es, bei seinen Ausführungen über die Weltanschauungen der Alten darauf aufmerksam zu machen, wo die von den alten Philosophen aufgestellten Ansichten in späteren Zeiten nachgewirkt oder in späteren Entdeckungen überraschende Bestätigung gefunden haben. Es hat ja für jeden Gebildeten einen besonderen Reiz, moderne Errungenschaften der Wissenschaft und Erkenntnis gleichsam in nuce in der Vorahnung der Weisen der Urzeit oder längst vergangener Jahrhunderte vorzufinden.

Was die Übersetzung der pseudo-aristotelischen Schrift selbst betrifft, so ist sie genau, doch nicht sklavisch, und in geschmackvoller Form gehalten, dem Geiste der deutschen Sprache angemessen. Dieser Teil des Buches wird ebenso wie die drei vorbereitenden Kapitel zur Lektüre anreizen und dem denkenden Leser Befriedigung bereiten. Vielleicht hätte der Verfasser manchem seiner Leser noch einen Dienst erwiesen, wenn er eine und die andere der von v. Wilamowitz (in seinem Lesebuch) gegebenen Sinn erklärenden Anmerkungen herübergenommen hätte.

Hanau. O. Wackermann.

Johannis Vahleni Opuscula Academica. Pars posterior: Prooemia indicibus lectionum praemissa XXXIV—LXIII, ab a. MDCCCLXXXXII ad a. MDCCCCVI. Lipsiae MDCCCCVIII, in aedibus B. G. Teubneri. IV u. 646 S. 8. geh. 14 ℳ.

Erfreulicherweise ist dem ersten Bande von Vahlens Opuscula Academica, der hier im Jahrgang LXII S. 113 ff. angezeigt worden ist, der zweite in verhältnismäßig kurzer Zeit gefolgt, so daß jetzt das stattliche Werk vollendet vor uns liegt. Da bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Teiles auf die Eigenart und den hohen Wert dieser Publikation bereits ausführlich hingewiesen worden ist und ein Eingehen auf Einzelheiten sich bei der Art und Fülle des Stoffes von selbst verbietet, so kann es sich hier nur darum handeln, noch einmal dem hochverehrten Verfasser und allen denen, die sich um das Zustandekommen der Ausgabe verdient gemacht haben, den herzlichsten Dank abzustatten, vor allem Emil Thomas, der sich der großen und verantwortungsvollen Arbeit

unterzogen hat, die Indices zu verfassen, die für ein Buch, wie es das vorliegende ist, eine unentbehrliche Zugabe bilden. Die Zeiten sind ja, Gott sei Dank, vorbei, da es für unvornehm galt, den Benutzern eines noch so reichhaltigen Werkes durch ausgiebige Register zu Hilfe zu kommen; wer aber jemals versucht hat, eine solche Arbeit zu leisten, der kann ermessen, welche Mühe und Umsicht dazu gehört, wirklich brauchbare und erschöpfende Inhaltsverzeichnisse zu verfassen. Zahlreiche Stichproben, meist solche bei schwierigen Stellen, haben mir gezeigt, daß die Arbeit von Thomas ganz musterhaft ist. Er bietet uns I. einen Index rerum, II. einen Index vocabulorum, III. einen Index locorum. Gerade der erste muß eine gewaltige Mühe verursacht haben, da es z. T. galt, für die feinen Einzelbeobachtungen Vahlens sozusagen erst Überschriften festzustellen, die einerseits den Kern der Sache treffen, anderseits auch so eingerichtet sind, daß man sie im Index an der richtigen Stelle sucht. Gerade hierbei hat Thomas, wie mir meine Stichproben gezeigt haben, ein sehr großes Geschick bewiesen; so wird man die S. 40 des ersten Bandes besprochene Eigentümlichkeit in der Behandlung des Relativums kaum deutlicher und kürzer bezeichnen können, als es im Index S. 587 mit den Worten geschieht: pronomen relativum ad universam sententiam relatum = 'si quis'. — Der dritte Index ist natürlich besonders darum von Interesse, weil er ein Bild von der ungeheuren Menge des Stoffes bietet, der in diesen Proömien verarbeitet ist, und er ermöglicht es jetzt jedem, der zum Verständnis irgendeiner Stelle antiker Autoren etwas beitragen zu können glaubt, sich in kurzer Zeit darüber zu informieren, ob nicht etwa Vahlen darüber bereits gehandelt und Ähnliches oder Besseres darüber vorgetragen hat. — Möge dem hochverehrten Manne nun auch die Freude zuteil werden, zu sehen, daß diese seine Arbeiten, da sie in so schöner und allgemein zugänglicher Form vorliegen, überall die Beachtung finden, die ihnen bisher doch noch nicht immer in dem Maße zuteil geworden ist, wie es ihrer Bedeutung entspricht.

Berlin. Franz Harder.

Paul Maillefer, Cours élémentaire d'Histoire générale à l'usage de l'enseignement secondaire. Deux volumes. 2ième édition entièrement revue. Illustré de 93 et de 60 gravures. Lausanne 1907, Payot u. Cie. 359 u. 323 S. 8.

Das hier vorliegende Geschichtswerk, das zunächst für Schulen der französischen Schweiz bestimmt ist, aber doch auch in französischen Schulen gebraucht werden könnte, dürfte jedenfalls in einer Beziehung selbst für unsre eigenen höheren Lehranstalten in Betracht gezogen werden, nämlich in seiner praktischen Einrichtung. Der Verfasser wollte für den Schüler ein nicht zu umfangreiches Lehrbuch von handlicher Form schaffen,

das ihm das unentbehrlichste Wissen in klarer und gedrängter Fassung bieten sollte. Manchem freilich wird das Gebotene zu dürftig erscheinen, aber wo will man das Messer ansetzen, wenn nicht hier, um dem Vorwurf der Überbürdung unsrer Schüler mit Lernstoff zu begegnen? Andrerseits steht es demjenigen Lehrer, der den gegebenen Stoff etwa noch zu ergiebig findet, frei, all das in die Anmerkungen Verwiesene unberücksichtigt zu lassen bezw. dies und jenes auch aus dem Texte selbst zu streichen.

Um Wiederholungen des Wesentlichsten aus dem im Zusammenhange Erlernten zu erleichtern, sind am Schlusse jedes der beiden Bände die wichtigsten Daten der Weltgeschichte zusammengestellt und da wieder durch verschiedenen Druck das in erster Linie Erforderliche von dem in zweiter und in dritter Linie in Betracht Kommenden unterschieden. So sind beispielsweise für die französische Revolutionszeit und die erste Republik im Druck am hervorstechendsten die Daten: *1789, 5 mai. Réunion des Etats généraux à Versailles. 1792, 21 septembre. La Convention proclame la République. 1794, 27 juillet. Journée du 9 thermidor.* Etwas weniger hervortretend finden wir die Daten: *1793, 2 juin. Commencement de la Terreur. 1795. Troisième partage de la Pologne. 1797. Traité de Campo* (im Buche steht irrtümlich *Compo) Formio. 1799, 9 novembre. Coup d'Etat du 18 brumaire. 1800. Bataille de Marengo. 1802. Paix d'Amiens.* In gewöhnlichem Druck finden sich dazwischen vermerkt: *1790, 14 juillet. Fête de la fédération. 1791, octobre. Commencement de la législative. 1792. Paix de Jassy. 1795. Paix de Bâle. 1795. Avènement du Directoire. 1796. Campagne de Bonaparte en Italie. 1798. Bataille d'Aboukir. 1801. Paix de Lunéville. 1803. Recès principal de la députation d'Empire.* Wenn nun aber sogar noch unter diesen in der letzten Rubrik aufgeführten Daten Unterschiede in den Typen gemacht werden, so erhebt sich allerdings die Frage, ob nicht hier des Guten ein wenig zu viel getan ist und ob es nicht überhaupt geratener wäre, in Rücksicht auf die gar weit auseinandergehenden Meinungen über das, was in der Weltgeschichte wichtig und und unwichtig ist, die Auswahl der einzuprägenden Daten dem Lehrenden selbst zu überlassen.

Der Text der beiden Bände zerfällt in 8 Bücher, von denen 1 bis 4 dem ersten, 5 bis 8 dem zweiten Bande angehören. Die einzelnen Bücher sind betitelt: Les Peuples de l'Orient. Histoire grecque. Histoire romaine. Histoire du moyen âge. Epoque de la Réformation. La monarchie absolue. La Révolution. Histoire contemporaine. Jedes Buch zerfällt in eine Reihe von Kapiteln. Eine *Introduction préhistorique* von dem Genfer Professor Pittard, eine kurze Übersicht über die Bedeutung jedes einzelnen Volkes des

Orients vor Beginn des ersten Buches, eine synchronistische Tabelle für die Geschichte dieser Völker nach Abschluß des Textes, eine sehr übersichtliche Einführung in die Geschichte des griechischen Volkes und ebenso eine in die Geschichte Roms, eine synchronistische Tabelle über die alte Geschichte bis zur Geburt Christi, eine gedrängte Übersicht über die Geschichte des Mittelalters, eine neue synchronistische Tabelle über die Herrscher Frankreichs, Deutschlands, Englands und die Päpste und so vieles, vieles andre zur Veranschaulichung Gebotene, besonders aber die zahlreichen Abbildungen, geben dem Buche seine eigenartige, hervortretende Stellung unter den geschichtlichen Lehrbüchern überhaupt.

Wenn schließlich auf der einen Seite die nächstliegende Verwendung des Werkes etwa da und dort einmal durch größere Berücksichtigung der Schweiz zu bemerken ist, als sie diesem Lande in andren Geschichtsbüchern zuteil zu werden pflegt, so finden wir daneben doch auch eine Heranziehung so mancher Dinge sonst, die wir anderwärts vermissen. Zumal das Kapitel XIII des achten Buches unter dem Titel *La civilisation contemporaine* bietet eine Fülle von literarischen, naturwissenschaftlichen, kunsthistorischen, sozialpolitischen und ähnlichen Notizen, wie sie selbst in den modernsten, auf die Schule zugeschnittenen deutschen Geschichtswerken schwerlich angetroffen werden mag. Der Schüler, dem es vergönnt ist, dieses Lehrbuch durchzuarbeiten, tritt dann ebenso wohlvorbereitet ins Leben wie in die Wissenschaft ein und nennt das, was man als „allgemeine Bildung“ zu bezeichnen pflegt, in höherem Maße sein eigen als dies anders vorgebildete Schüler zu tun vermögen.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Adolf Bär, Methodisches Handbuch der Deutschen Geschichte. Teil I: Die deutsche Urzeit. Gotha 1905, E. F. Thienemann. IX u. 223. 8. 2,80 *M*, geb. 3,30 *M*. Teil II: Völkerwanderung und Frankenreich. Gotha 1906, E. F. Thienemann. I u. 269. 8. 3,50 *M*, geb. 4 *M*.

Wieder ein Buch auf dem überschwemmten Büchermarkt, das nicht nur wesentlich auf anderen Werken beruht, sondern sie sogar oft exzerpiert — und dennoch ein gutes Buch. Schon deshalb ein gutes Buch, weil es die guten Gedanken (und verschiedenen Ansichten) unsrer besten Historiker — Historiker im weitesten Sinne gefaßt — nicht nur mit Geschick äußerlich nebeneinander stellt, sondern verständnisvoll verwertet. Ein gutes Buch trotz einiger Wunderlichkeiten. Man mag es öfter zu umständlich und breit, in den Ausführungen ungleich finden, an Einzelheiten hier und da Anstoß nehmen, es wäre doch sehr zu bedauern, wenn es nicht benutzt und wenn es nicht weitergeführt werden sollte. Mir war es eine Herzensfreude, bei der Lektüre

zu sehen, wie der fleißige und belesene Verfasser trotz seiner zärtlichen Schwächen für manches (z. B. das Volkslied), was mindestens ohne Schaden hätte wegbleiben können, doch immer bestrebt gewesen ist, das Augenmerk auf das Wesentliche, Ausschlaggebende zu lenken, das Verständnis der Geschichte zu fördern, überall klare Auffassung zu bewirken, wie er dem Mechanischen, Reingedächtnismäßigen den Krieg erklärt und wie er immer die Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung bringt, diese als das Resultat jener verstehen lernen will. Freilich entgleist er ein paarmal, indem er heutige Einrichtungen aus früheren ableiten will, z. B. wenn er II 63 die Möglichkeit zugibt, daß im Märzfeld der Ursprung unsrer „Frühjahrskontrolle der Personen des Beurlaubtenstandes" liege. Aber wie viel Lehrreiches, Beherzigenswertes bietet andererseits das Buch, wie manchen klugen Wink gibt er dem jungen Geschichtslehrer! Allerdings es erweckt auch die Besorgnis, daß es zu Mißgriffen verführt. Das kulturgeschichtliche Moment, das Zuständliche überwiegt oft zu sehr das ethische Moment der Geschichte. So wird z. B. des Heldenkampfes der Ostgoten mit den Byzantinern kaum Erwähnung getan, und der wackere Ludwig der Deutsche wird eben nur genannt. Die Bedeutung des historischen Ereignisses für die Entwickelung gibt fast ausschließlich den Ausschlag für eingehendere Behandlung des Stoffes. Auch die Neigung zum Schematisieren kann den Unterricht schwer belasten, wenn sich — gewiß gegen die Absicht des Verfassers (siehe Einleitung) — ein Lehrer verleiten lassen sollte, solche Übersichten wie z. B. II 255/56 einpauken zu wollen. Übrigens vernachlässigt Bär nicht das ethische Moment völlig, durchaus nicht, er hat nur noch mehr Vorliebe für das wirtschaftliche. Oft weiß er ganz vorzüglich die moralische Seite der Geschichte wirksam zu machen. Man lese nur, wie er I S. 88 ff. aus Waitz, Lamprecht, Bismarck (Gedanken und Erinnerungen) und Briefen Wilhelms I. Abschnitte bringt, um die Bedeutung der deutschen Treue bei Besprechung der Gefolgschaft klarzustellen. Wenn der Lehrer dergleichen Ausführungen richtig benutzt, kann er das Herz des Schülers gewaltig packen.

Gewichtiger noch ist ein andres Bedenken. Bär setzt sich souverän über die beschränkte Zeit hinweg, die dem Geschichtsunterricht bewilligt ist. Er empfiehlt z. B., das politische Urteil der Schüler dadurch zu bilden, daß wir sie in „das Werden einer jeden(!) Handlung, zwischen Wille und Tat" versetzen. Sie sollen mitberaten und mitbeschließen mit den handelnden Personen. Gewiß steckt hierin ein gut Körnchen beherzigenswerter Wahrheit, wenn es auch nicht überall angänglich ist, den Schüler in die Gedankenwelt der Helden einzuführen und ihn als Cäsar und Bismarck denken und entscheiden zu lassen. Aber davon abgesehen — die ausgeworfene Unterrichtszeit müßte verzehnfacht

werden, wollten wir ausführen, was der Verfasser hier alles verlangt. Da heißt es z. B.: „Tacitus erzählt, daß Armin nach gewonnener Schlacht (Teutoburg) eine Rede an seine Kampfgenossen gehalten habe. Gib den Gedankengang an, halte sie!" Dergleichen oratorische Übungen sollen nicht selten veranstaltet werden (vgl. z. B. noch II 19 und II 178 f.). Man denke sich das so bis auf Bismarck durchgeführt! Und dann, mit Verlaub, ist es doch ein gewagtes Ding, das Versetzen in die Gedankenwelt der handelnden Helden. Die Gedanken und Beweggründe, die den Taten zugrunde liegen, können wir doch meistens nur vermuten. Gerade darauf ist doch aufmerksam zu machen, das erfordert die Wahrhaftigkeit und die Gerechtigkeit. Der Verfasser setzt sich über derartige Bedenken hinweg. Man lese z. B. I 77: „Armin dachte: Die Kämpfe gegen die Römer haben wir siegreich bestanden, wir sind wieder frei. Wie lange? Ich schaue zweifelnd in künftige Zeit; denn ach, mein Volk ist nicht einig". So geht es ungefähr 30 Zeilen weiter. Hat Armin das wirklich alles Herrn Bär anvertraut? Doch man wird zugeben, daß meistens bei solchem Gedankenlesen mit Geschick verfahren ist und die Beweggründe der Handelnden recht verständig erklärt werden. Es kommen derartige Monologe nämlich öfter vor, und zuweilen klingen sie auch ergötzlich. Aber das sind geringfügige Ausstellungen an einem sehr gründlichen und tüchtigen Werke. Stets hat der Verfasser die Fragen vor Augen: wie läßt sich der vorliegende geschichtliche Stoff verwerten, um den historischen Sinn der Schüler zu wecken, ihr Verständnis für die Gegenwart zu fördern und ihre Liebe zu unserem Volkstum und zu unserem Reiche zu stärken? Das sind sicherlich ausgezeichnete Gesichtspunkte, und man wird billigerweise anerkennen müssen, daß Bär die Sache fast immer mit großer Einsicht und mit Takt angreift und daß er infolgedessen vortreffliche Anregungen gibt. Auch sozialdemokratische Behauptungen widerlegt er gelegentlich in sehr geschickter Weise. Ein sehr ansprechender, aufrichtiger patriotischer Grundton klingt durch alles hindurch.

Man wird aus meinen bisherigen Ausführungen schon ersehen haben, daß Bärs Buch ein ganz eigenartiges ist. Man könnte es als einen — sehr beachtenswerten! — Versuch bezeichnen, das politische, das biographische und ethische Moment der Geschichte mit der Kulturgeschichte unter starker Bevorzugung speziell der Wirtschaftsgeschichte für den Unterricht zu verbinden und fruchtbar zu machen. Manchem wird vielleicht öfter das, was Bär an politischen Unterweisungen für die Schüler aus der Geschichte herausholt[1]), zu weit zu gehen scheinen, ich begrüße solche Ver-

[1]) Der Stoff, den man heute in den sogen. Bürgerkunden darbietet, wird zum großen Teile in die geschichtliche Darstellung eingeflochten. Diese Methode hat ihre Vorzüge.

suche mit Freuden. Vieles, vor allem die Knappheit der zugemessenen Zeit, verführt ja heute leicht dazu, daß der geschichtliche Stoff in geisttötender Weise eingepaukt wird, da ist es gut, wenn hier die Sache einmal ganz anders angegriffen wird. Daß in mancher anderen Beziehung zu weitgehende Forderungen aufgestellt werden, haben wir schon zugegeben. Zur Eigenart des Buches gehört es, daß es eigentlich weniger eine zusammenhängende Geschichtserzählung als einzelne typische Bilder bietet, zwischen denen jedoch eine gewisse Verbindung hergestellt worden ist. Den einzelnen Abschnitten folgen regelmäßig Betrachtungen unter den Überschriften „Beobachtungen", „Rückblicke", „Methodisches", „Urteile und Würdigungen" und ähnlichen anderen. Zur Charakterisierung der Bärschen Darstellung, als Beispiele für die Art und die Absichten des Verfassers wähle ich zwei Stellen aus. II 154: Die Fronhöfe sind demnach die Orte, an denen sich die Teilung der nationalen Arbeit in Urproduktion und Gewerbe vollzog: und so sind sie die Geburtsorte der landwirtschaftlichen und gewerblichen Berufe. Damit war ein ungeheurer wirtschaftlicher Fortschritt gewonnen. Von den Fronhöfen ausgehend, spaltete sich unser Volk im Laufe der nachfolgenden Entwickelung immer mehr in eine landwirtschaftliche und gewerbliche Bevölkerung. Und damit im Zusammenhang bildeten sich zwei Siedelungsformen, die unser Volksleben bis ins Ende des 19. Jahrhunderts kennzeichnen, das Dorf und die Stadt, jenes der Sitz der Urproduktion, dieses des Gewerbes. II 243: Einst unterwarf Rom Griechenland durch Heere und Waffen, Griechenland Rom durch Bildhauer, Baumeister, Dichter und Philosophen. Die Germanen zertrümmerten das Römerreich; einer von ihnen, ein Franke, trug jetzt die Krone des abendländischen Kaisertums, Kaiser aus deutschem Geblüt geboten jahrhundertelang auf römischer Erde. Und römischer Geist unterrichtete die Deutschen auf ihren Baustätten, in ihren Gärten und Weinbergen, in ihren Kirchen und Schulen — und leitet sie heute noch. So unmittelbar sind Sieg und Niederlage beieinander. Oder gibt es einen höheren Standpunkt, von wo aus das Getrennte als Einheit erscheint?

Es ist auch ein ehrliches Buch. Bär verleugnet nie, daß er bei unseren großen Historikern zu Gaste sitzt, er gibt ehrlich alle Quellen, auch Zeitschriften an, alles, was er mit Bienenfleiß gelesen — und lebendig in sich aufgenommen hat. Ich nenne von den vielen Werken, die dem Buche zugrunde liegen, nur einige: Rankes Weltgeschichte, Delbrücks Geschichte der Kriegskunst, die Werke von Lamprecht, Dahn, Arnold, Waitz, Nitzsch, Kaufmann, Meitzen, Hauck, W. Scherer, Hermanns Deutsche Mythologie, die Werke von Jakob Grimm, Hildebrand, Mühlbacher, K. Breysig. Das ist aber nur eine sehr unvollständige Auslese. Sprache und Darstellung sind fast durchweg klar und ansprechend,

nur ausnahmsweise sind mir eine gewisse Geziertheit und hier und da Flüchtigkeiten aufgefallen. Doch es widerstrebt mir, hier zu mäkeln. Auch was sachliche Korrektheit anlangt, gäbe es nur weniges zu erinnern. In der römischen Geschichte ist aber der Verfasser nicht so bewandert wie in der deutschen. Das Register ist nicht ganz vollständig, es fehlen z. B. Fronhof und Burgunder. Ich schließe mit einer ungefähren Inhaltsangabe. Abschnitt I: Wanderungen, Kriege, Wirtschaft, Recht (15 §§), Abschnitt II: Mythologie in 7 §§, Abschnitt III: Völkerwanderung in 5 §§, Abschnitt IV: das Frankenreich in 13 §§, von denen ich ein paar anführe: § 32 Die Grundherrschaft, § 34 Heerwesen, § 35 Fortschritte in der Rodung und Kanalisation des Landes, § 36 Aus dem wirtschaftlichen Leben der Markgenossenschaft und Dorfgemeinde, § 37 Gerichtswesen, § 38 Geistesleben, § 39 Karl Kaiser. Sein Tod, § 40 Ausgang der Karlinger und Entstehung des Deutschen Reiches. Mit dem Tode Ludwigs des Kindes 911 schließt das Werk, das ich mit großem Interesse gelesen habe. Es ist in erster Linie für die Seminarlehrer bestimmt, aber es kann auch warm den Geschichtslehrern an den höheren Schulen empfohlen werden, besonders auch das treffliche Vorwort zum 1. Teil, wo es z. B. heißt „daß nur der Lehrer die Welt seiner Schüler zu seiner Sache leiten kann, der's fühlt, dem's aus der Seele dringt, der seinen Schülern den deutschen Mann deutschkundig, deutschfroh und deutschstark vorlebt, und daß ferner, wie Treitschke so fein bemerkt, der Lehrer niemals in den Kern der Geschichte eindringen und einführen kann, der keinen politischen Sinn hat“. Gott schenke Deutschland recht viele solcher Lehrer, wie sie Bär hier schildert — und der Prima eine Geschichtsstunde mehr —, dann haben wir keine Schulreform nötig.

Sangerhausen. J. Froboese.

---

1) **A. Thaer, Kambly-Langguth, Arithmetik und Algebra.** Nach den preußischen Lehrplänen von 1901 umgearbeitet. Ausgabe A: für Gymnasien. 39. Auflage der Kamblyschen Arithmetik und Algebra. Mit 15 Figuren im Text. Breslau 1908, F. Hirt. 172 S. 8. 2 *M*.

Das weitverbreitete Lehrbuch von Kambly, das in seiner 34. Auflage von Langguth einer gründlichen Umarbeitung unterworfen worden war, erscheint jetzt in einer neuen Umarbeitung, die deshalb notwendig erschien, weil den neuen Lehrplänen von 1901 genügt werden und der Entwickelung von Wissenschaft und Methodik im letzten Jahrzehnt Rechnung getragen werden mußte. Dabei ist jedoch Wert darauf gelegt, daß die neue Auflage neben der alten gebraucht werden kann. Viele der neu erschienenen Aufgabensammlungen machen ja ein Lehrbuch der Arithmetik für die Hand der Schüler entbehrlich; es gibt aber gewiß viele Lehrer, die neben der Aufgabensammlung ein Lehrbuch brauchen, um die notwendigen Erklärungen und Lehrsätze in einem Buche ver-

einigt zu haben. Ihnen kann das vorliegende Buch entschieden empfohlen werden. Der Inhalt des Buches berücksichtigt durchaus die für das Gymnasium festgestellten Lehrpläne; nur hin und wieder sind in einigen Paragraphen Erweiterungen gegeben, die, wenn die nötige Zeit zu Gebote steht, eine angenehme Bereicherung des Pensums darbieten. Dabei vermisse ich die allgemeine Lösung der Gleichungen des dritten Grades, die meiner Ansicht nach überhaupt nicht im Pensum der Prima der Gymnasien fehlen sollte, zumal da ihre Lösung an und für sich für die Schüler nach verschiedenen Seiten interessant ist und durch sie der Aufgabenkreis namentlich für die Stereometrie bedeutend erweitert wird. — Das Buch enthält auch in der neuen Bearbeitung keine Übungsaufgaben, sondern nur einige ausgeführte Musterbeispiele. Die Erklärungen, die Lehrsätze und die sich daraus ergebenden Regeln sind möglichst kurz und doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit gefaßt und ebenso scharf und knapp sind die Beweise aufgestellt. Meiner Ansicht nach wird freilich, namentlich bei den Anfangsgründen, ein passend gewähltes Beispiel dem Schüler die Sache klarer machen, als der strenge Beweis. Die geschichtlichen Hinweise sind in sehr bescheidenem Umfange geboten, davon könnte etwas mehr gegeben sein.

2) J. Jacob, Lehrbuch der Arithmetik für Obergymnasien. Mit 20 Figuren. Wien 1908, Franz Deuticke. 292 S. 8. 3,20 ℳ.

Dieses wesentlich für östreichische Obergymnasien berechnete Buch umfaßt in seinem ersten, dem größeren Teile, ein Lehrbuch der Arithmetik und der Algebra und in dem zweiten eine den einzelnen Paragraphen entsprechende Sammlung von Aufgaben. In dem Lehrbuche werden ungefähr dieselben Teile der Elementarmathematik behandelt wie bei uns, nur dürfte die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte von der bei uns befolgten wesentlich abweichen. So geht der Verfasser nach der Darstellung der Addition und der Subtraktion sogleich zur Auflösung von Gleichungen mit einer Unbekannten über, in denen keine Produkte und Quotienten vorkommen, die vollständige Lehre von den Gleichungen folgt dann erst später, nach Durchnahme der Spezies. Da der Verfasser großes Gewicht auf den Begriff der Funktionen und auf die Veranschaulichung einer Funktion zu legen scheint, so behandelt er sie ziemlich früh, nachdem das dazu nötige Material durch den Unterricht gewonnen ist. Ob auf einer verhältnismäßig so niedrigen Stufe des Unterrichts bei den Schülern ein volles Verständnis des Begriffes der Funktion zu erreichen ist, dürfte mindestens zweifelhaft sein. Zur Veranschaulichung benutzt der Verfasser die Figur, indem er die Funktionswerte als Abszissen und Ordinaten auf zueinander senkrechten Koordinatenachsen abträgt und die gewonnenen Punkte miteinander verbindet. Jedenfalls dürfte sich so noch am ersten

ein Verständnis erzielen lassen. Auch dem Differentialquotienten und dem Integral widmet der Verfasser einen besonderen Abschnitt, den er allerdings als einen solchen bezeichnet, der im Unterricht übergangen werden kann. Es scheint hiernach, als ob auf den östreichischen Gymnasien die Differential- und Integralrechnung noch nicht in das Pensum aufgenommen ist. Ich würde eine solche Erweiterung des Pensums auch nicht für eine Bereicherung halten; denn die Zeit und das Verständnis der Schüler reichen selbst im günstigen Falle nur dazu aus, die Anfänge dieser Rechnungen zu behandeln. Daraus dürfte aber den Schülern keine bedeutende Bereicherung ihres mathematischen Wissens erwachsen, die für sie von bleibendem Werte wäre. Dazu kommt, daß auch diejenigen Schüler, die sich einem Studium widmen, das diese Rechnungen braucht, immer auf der Universität Gelegenheit finden, sie von Anfang an in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Hat man Zeit und tüchtige Schüler, so gibt es meiner Ansicht nach näherliegende Teile der Elementarmathematik, um die man das Pensum der Prima vermehren kann. — Nicht unerwähnt will ich lassen, daß der Verfasser, der selbstverständlich die kurze Divisionsmethode anwendet, da sie ja in Östreich allgemein üblich ist, für die abgekürzte Multiplikation die Ziffernfolge des Multiplikators umkehrt, anstatt die Multiplikation stets mit der höchsten Ordnung des Multiplikators zu beginnen, wie wir es ja auch bei der Buchstabenrechnung zu machen gewohnt sind.

Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet.

Berlin. A. Kallius.

---

1) H. Bohn, Leitfaden der Physik. Unterstufe. Ausgabe A. Mit chemischem Anhange von Otto Nitsche. Leipzig 1908, Erwin Naegele. 121 u. 64 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Das „Naturwissenschaftliche Unterrichtswerk“ von Schmeil hat durch den vorliegenden Leitfaden der Physik eine wertvolle Ausgestaltung erfahren. Zunächst erscheint die Unterstufe in zwei Ausgaben, von denen die mit A bezeichnete das Pensum des chemischen Unterrichtes der U II im Anhange behandelt, während in der Ausgabe B dieser Anhang fehlt. Der Leitfaden ist sichtlich aus der Unterrichtspraxis hervorgegangen, er stellt den Lehrstoff nach methodischen Grundsätzen in leicht verständlicher Sprache dar. Auf der Anschauung und auf zweckmäßigen Versuchsanordnungen fußend, bei denen möglichst einfache Apparate Verwendung finden, werden die Begriffe und Gesetze, wenn auch nicht immer in erschöpfender, so doch dem Verständnis der Schüler angemessener Weise abgeleitet und festgestellt. Nur im chemischen Teile gibt die zwar bequeme, aber nicht einwandfreie Benutzung der Elektrolyse des Wassers als Ausgangspunkt für die

Betrachtung chemischer Prozesse zu den bekannten Bedenken Veranlassung, daß einmal der Versuch mit angesäuertem Wasser ausgeführt wird und dann, daß das sichtbare Quantum des ausgeschiedenen O weniger als die Hälfte des H beträgt. Diese von den Schülern zu erwartenden Einwände sind stichhaltig und verlangen zu ihrer Beseitigung umfangreichere Auseinandersetzungen, die gerade im Anfange des chemischen Unterrichtes als störend empfunden werden müssen.

Die im Leitfaden vorkommenden Fremdwörter werden in einem alphabetisch geordneten Anhange zweckmäßig erläutert. Die Figuren sind systematisch gehalten und deutlich. Aus pädagogischen Gründen ist von einer Beigabe von Übungsaufgaben abgesehen worden.

2) F. Pietzker, Lehrgang der Elementarmathematik in zwei Stufen. Teil II: Lehrgang der Oberstufe. Mit 200 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VIII u. 442 S. 8. geb. 4,40 *M*.

Die Gesichtspunkte, welche von der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte für die Reform des mathematischen Unterrichtes als maßgebend aufgestellt sind, werden jetzt insbesondere auch bei der Herstellung neuer Lehrbücher der Mathematik in gebührendem Maße beachtet. In allen Teilen des vorliegenden Werkes ist daher der Funktionsbegriff stark betont, überall werden funktionale Beziehungen hervorgehoben und erörtert, im Abschnitt über die allgemeine Größenlehre nimmt er sogar eine beherrschende Stellung ein. Daß der mathematische Unterricht sich oft genug für das Leben so wenig fruchtbar erwiesen hat, glaubt der Verfasser in der bisher noch weit verbreiteten Darbietungsform des Lehrstoffes begründet zu finden, in der die Pensen wie ein nur äußerlich zusammenhängendes Kompendium erscheinen. Daher hat der Verfasser im Lehrgange mehr eine entwickelnde Darstellung gewählt, die neuen Erkenntnisse ergeben sich als erwartete Ausgestaltung schon gewonnenen Wissens; daher erscheint auch die Stoffbehandlung auf der Oberstufe als eine Vervollständigung und Vertiefung des auf der Unterstufe erworbenen geistigen Besitzes und Könnens. Das hindert nicht, daß die Stoffverteilung systematisch gehalten ist. Wenn auch von der Infinitesimal-Analysis abgesehen wurde, so ist doch der Lehrstoff so reichhaltig und so weitgehend ausgestaltet, daß er selbst an Realanstalten nicht vollständig bewältigt werden könnte, geschweige denn am Gymnasium. Wer indessen den Unterricht in verschiedenen Jahrgängen variieren und den begabten Schülern Gelegenheit zu ergänzenden Studien geben will, der wird den Lehrgang mit Vorteil benutzen können.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptabschnitte, die allgemeine Größenlehre und die Raumlehre. In beiden finden wir auch eine

Erörterung ihrer philosophischen Grundlagen, insbesondere einen Abschnitt über die neueren Raumtheorien, deren Darstellung allerdings nur ausnahmsweise ausreichendem Interesse und Verständnis bei den reiferen Schülern begegnen dürfte. Eine kurze Übersicht über die Geschichte der Mathematik ist nicht hinzugefügt, auch ist die Behandlung der Kegelschnitte und der analytischen Geometrie einem dritten Bande vorbehalten.

3) H. Müller und A. Witting, Lehrbuch der Mathematik für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Im Anschluß an H. Müllers Unterrichtswerk. Mit 4 Tafeln und 174 Figuren im Text. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. XII u. 320 S. 8. geb. 3,60 ℳ.

Auch dieses Lehrbuch behandelt den Stoff in entwickelnder Form, aber in systematischer Anordnung und zwar in teilweiser Anlehnung an das bekannte Werk „Die Mathematik auf Gymnasien und Realschulen“ von H. Müller. Es soll als Grundlage für eine freiere Gestaltung des Unterrichtes auf den Oberklassen dienen, insbesondere ist es für den Unterricht in einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der Prima bestimmt, ohne deshalb für die andere Abteilung unbrauchbar zu werden, weil die über das vorgeschriebene Pensum hinausgehenden Teile mit einem * versehen sind und ohne Gefährdung des Zusammenhanges ausgelassen werden können.

Der Funktionsbegriff tritt auch in diesem Lehrbuche in den Vordergrund, sowohl in der Arithmetik und Algebra als auch im geometrischen Teile in der Beweglichkeit der Figuren und in der Koordinatenlehre, in der u. a. die graphische Darstellung der Funktion $y = x^n$ zur Auflösung von Gleichungen Verwendung findet. Die Entwickelung der Funktionen in unendliche Reihen führt zur Behandlung der Taylorschen und der Mac Laurinschen, der Exponentialreihe u. a., ja es werden die Betrachtungen aus der Funktionslehre auch auf die einfachsten Begriffe und Anwendungen der Differential- und Integralrechnung ausgedehnt.

Die Stereometrie enthält außer der üblichen Flächen- und Volumenlehre die elementarsten Sätze und Anwendungen der darstellenden Geometrie. Die Gebilde werden in schiefer Parallelprojektion im Grund- und Aufriß gezeichnet, auch werden geeignete Aufgaben zur Einübung der Darstellungsmethode angegeben.

Die Kegelschnitte werden im wesentlichen in einem Umfange behandelt, wie er auf Gymnasien üblich ist. Am Schluß findet sich ein kurzer historischer Anhang.

Ein Vergleich der beiden besprochenen Werke zeigt, daß das Pietzkersche Buch mehr in die Tiefe eindringt, das Müller-Wittingsche mehr die erweiterten praktischen Ziele des Unterrichtes im Auge hat.

4) F. Pietzker, Kegelschnittslehre im Zusammenhange mit den Anfangsgründen der analytischen Geometrie. Teil III des Lehrganges der Elementarmathematik. Mit 54 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. 96 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Durch die analytische Geometrie der geraden Linie werden die nötigen Grundlagen geschaffen, um die analytischen Beziehungen der Kurven im allgemeinen zu erörtern, wobei namentlich auf die Tangenten und Normalen Rücksicht genommen wird. Bevor dann die allgemeine Gleichung II. Grades zur Diskussion gelangt, kommen folgende fünf Spezialfälle zur Erörterung:

1) $x^2 + y^2 = r^2$ 2) $Fx^2 + Gxy + Hy^2 + L = o$ 3) $Gxy + Ix + Ky + L = o$ 4) $y^2 = px$ 5) $y^2 = px + sx^2$.

Hieran schließt sich die Transformation der allgemeinen Gleichung II. Grades durch Drehung und Parallelverschiebung des Koordinatensystems in die unter 5) angegebene Normalform, welche alle Formen der Kegelschnitte enthält. Es folgt sodann die Einführung der schiefwinkligen und der Polar-Koordinaten, die zunächst auf die Gerade und den Kreis angewendet werden. Den Gegenstand der ferneren Betrachtungen bilden die besonderen Formen der Kegelschnitte, deren teils algebraisch-analytische, teils geometrisch-synthetische Behandlung nebeneinander hergehen und sich gegenseitig ergänzen. Auch ihre projektivischen Eigenschaften kommen in einer zweckmäßigen Auswahl zur Darstellung, indem die Kegelschnitte als Abbildungen eines Kreises mit der Kegelspitze als Projektionszentrum betrachtet werden. Die Erörterung der Verwandtschaft der Kegelschnittformen führt zu einer wohl nicht ganz ausreichenden Namenerklärung. Den Schluß bilden Kreisberührungsaufgaben, bei denen die Kegelschnitte als geometrische Örter eine Rolle spielen. Jedem Abschnitt ist eine größere Anzahl von Übungsbeispielen beigegeben, die sich an die erörterten Beziehungen unmittelbar anschließen.

Der Umfang des Lehrstoffes ist so weit gefaßt, daß man im Gymnasialunterrichte von seinem Inhalt nur mit Auswahl Gebrauch machen kann. Die korrekte und sachgemäße Darstellung entspricht auch insofern den neuesten Bestrebungen, als überall auf die funktionalen Abhängigkeiten der Größen voneinander hingewiesen wird. Im allgemeinen kann man die Figuren als zweckmäßig und deutlich anerkennen, doch sollten die dem VII. Abschnitte zugrunde gelegten Zeichnungen durch größere ersetzt werden, wodurch ihre Klarheit namentlich auch in den Bezeichnungen gewinnen würde.

Berlin. R. Schiel.

1) Karl Kräpelin, Leitfaden für den botanischen Unterricht an mittleren und höheren Schulen. Siebente, neubearbeitete Auflage. Mit 407 Abbildungen im Text und 14 mehrfarbigen Tafeln. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VIII u. 318 S. 8. geb. 3,20 *M*.

Um der mannigfachen großen Schwierigkeiten Herr zu werden, welche die methodische Behandlung des botanischen Unterrichtsstoffes bietet, schlägt der Verfasser in der Vorrede zu obigem Werke einen besonderen Weg vor, dem das Buch in jeder Weise angepaßt ist. Eine kurze Einleitung führt die Pflanze als lebendes Wesen vor. Der erste Abschnitt des Buches bringt dann morphologisch-biologische Besprechungen der Organe der Pflanze. Ein zweiter enthält Beschreibungen der bekanntesten heimischen Pflanzen und bereitet dabei die Systematik durch Vergleiche und Zusammenfassungen vor. Lautet doch z. B. gleich die erste Überschrift: Die Tulpe und ihre Verwandten und die zwanzigste: Die Doldenpflanzen. Ein dritter Abschnitt gibt an der Hand des Systems einen Überblick über die gesamte Pflanzenwelt und ein vierter belehrt über die wichtigsten Lebenserscheinungen der Pflanze.

Der Verfasser weist nun dem ersten Schuljahre die Einleitung und einen Teil des ersten Abschnittes, die Morphologie der vegetativen Organe, der Wurzel, des Stengels und der Laubblätter, zu. Einzelbeschreibungen leicht verständlicher Pflanzen können eingeschoben werden. Das zweite Jahr soll nach dem zweiten Abschnitte die wichtigsten einheimischen Blütenpflanzen im wesentlichen morphologisch besprechen. Das dritte Jahr ist dann zunächst der morphologisch-biologischen Behandlung der Generationsorgane (Schluß des ersten Abschnittes) zu widmen, während der Rest der Zeit an der Hand des zweiten Abschnittes zur Untersuchung auch der unscheinbaren Blütenformen, der Korbblütler, Knöteriche, Melden, verwendet wird. Der Schluß des zweiten Abschnittes ist auch im vierten Unterrichtsjahre der Besprechung der Kätzchenträger, Gräser und Riedgräser zugrunde zu legen. Darauf hat nach dem dritten Abschnitte die wissenschaftliche Systematik der Blütenpflanzen zu folgen, die im fünften Jahre beendigt wird. Ihr folgt passend eine zusammenfassende Übersicht der wichtigsten exotischen Kulturgewächse, wie sie im Buche an dieser Stelle eingeschoben ist. Auf das sechste Schuljahr fallen dann der Rest des dritten Abschnittes, die Behandlung der Kryptogamen, und der vierte Abschnitt.

Der ganze Lehrgang legt auf Morphologie und Systematik größeres Gewicht, als es im allgemeinen jetzt wohl üblich ist. Er wird auch mancherlei Schwierigkeiten begegnen. Die geplante zusammenhängende Behandlung der Morphologie und Biologie erfordert sehr viel Anschauungsmaterial, dessen Beschaffung oft recht schwierig sein wird. Regelmäßige Ausflüge werden nötig sein, doch können die Lage der Stunden, das Wetter und andere

Umstände dabei sehr stören. Geringer werden die Schwierigkeiten, wenn der so wünschenswerte Pflanzengarten überall zur Verfügung steht. Anatomie und Physiologie der Pflanzen werden sehr wenig eingehend behandelt; das ist ein Übelstand, solange, wie zur Zeit, der biologische Unterricht den Oberklassen vorenthalten bleibt.

2) C. Matzdorff, Tierkunde für den Unterricht in höheren Lehranstalten. 5 Teile in 3 Bänden. Breslau 1907, Ferdinand Hirt. 255, 320, 127 S. 8. geb. 2,20, 2,80, 1,50 ℳ.

Das vorliegende Werk zeichnet sich aus durch klare Darstellung, vorzügliche Abbildungen, guten Druck und gutes Papier. Der Stoff ist nach den preußischen Lehrplänen eingeteilt. In jedem Teile finden sich zuerst Beschreibungen, dann übersichtliche Erläuterungen und Zusammenfassungen, auf die bei den Beschreibungen an gegebener Stelle stets hingewiesen wird. Diese Erläuterungen bilden ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Wiederholung. Sie enthalten ferner unter der Überschrift „Verwandtschaft“ Tabellen, die im beschränkten Maße auch zur Bestimmung verwendet werden könnten.

Der Stoff scheint mir für die VI — 20 Tiere — zu knapp bemessen, für die V, IV, z. T. auch für die IIIb dagegen weitaus zu reichhaltig zu sein. 40 Abschnitte Beschreibungen in der Quinta für etwa 40 Stunden — es werden wenig mehr herauskommen — ist zuviel, da so mancher Abschnitt doch nicht in einer Stunde bewältigt werden kann und für die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers, für Zusammenfassungen und Wiederholungen Zeit übrig bleiben muß. Für Quarta sind 33 Abschnitte vorgesehen. Der erste handelt vom Maikäfer, Hirschkäfer und der Familie der Blatthornkäfer. Sowohl in der Quarta des Gymnasiums wie in der Tertia der Realschule habe ich dazu stets zwei bis drei Stunden gebraucht. Ähnlich steht es mit anderen Abschnitten, z. B. dem 22. (Die Erdhummel. — Die Honigbiene. — Unterordnung der Blumenwespen. Stechimmen. — Ordnung der Immen.) So eingehend die Krebse zu behandeln wie der Verfasser ist mir daher nie möglich gewesen. Es ist auch schwer, das dazu nötige Anschauungsmaterial zu beschaffen. Mancherlei scheint mir in das Buch hineingearbeitet zu sein, was nur für den Naturforscher, nicht aber für den Schüler Bedeutung hat, auch ebenfalls schwer der Anschauung vorzuführen ist. Ich erwähne als Beispiele die verschiedene Ableitung der Milchdrüsen aus Schweiß- und Talgdrüsen, die Einzelheiten des inneren Baus der Insekten, die Gleichgewichts- bzw. Gehörbläschen der Weichtiere. Der Abschnitt über die Tierverbreitung umfaßt 45 Seiten, kann also sicher nur gelegentlich und auszugsweise verwendet werden. Die Einführung in die Systematik ist gut, doch wird allzu sehr spezialisiert. Von den Bildern sind die

Augenblicksphotographien des laufenden Windhunds wenig zu verwerten.

Im einzelnen ist mir aufgefallen, daß der alte schematische Maulwurfsbau wieder als normal vorgeführt wird, wenn es auch heißt, daß er oftmals einfacher gestaltet wird. Smalian sagt in seiner Tierkunde darüber: Meist ist über dem einfachen oder doppelten Nest ein luftzuführender Erdhügel errichtet, durch den besondere Gänge von meist unregelmäßiger Bildung verlaufen. Mehr als 300 in England untersuchte Maulwurfsbaue haben diese Unregelmäßigkeit bewiesen; nur gelegentliche Ansichten wie die beistehende Figur (des angeblich normalen Baus) gaben früher dazu Anlaß, dem Maulwurf eine gesetzmäßige Anlage eines „Kunstbaues" zuzuschreiben. Wenn es ferner von ihm heißt: Im Garten dürften höchstens die aufgeworfenen Erdhügel lästig fallen, doch lassen sich diese leicht mit der Harke zerteilen, so wird kein Gartenliebhaber dem zustimmen. Im Garten richtet der Maulwurf oft dadurch nicht unerheblichen Schaden an, daß er junge Pflanzen bei seinem Wühlen herausstößt und zum Welken bringt. Nicht ganz übereinstimmend ausgedrückt ist es wohl, wenn S. 163 im ersten Bande der Krötenschleim als nicht giftig bezeichnet wird, während S. 225 vom Drüsenschleim der Lurche gesagt wird, er wirkt auf kleine Wirbeltiere giftig, bleibt aber auf uns ohne Wirkung. Im dritten Bande S. 64 heißt es: Die starken Nervengifte Morphium und Kokain wirken schmerzlos und sind daher schätzenswerte Hilfsmittel der Heilkunde. Es soll wohl schmerzlindernd oder -aufhebend heißen. § 1022 wird gesagt: Entfernt man von einem Gliedmaße die Haut. Das Gliedmaß ist zwar richtig, doch ganz ungebräuchlich.

Einige Druckfehler sind mir aufgefallen, meist falsche Zahlen beim Hinweise auf die Erläuterungen.

Angenehm ist es, daß im Inhaltsverzeichnis stets Paragraph und Seite angegeben werden.

Seehausen in der Altmark. Martin Paeprer.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 168000 Abbildungen im Text und auf über 1500 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 160 Textbeilagen. Zwanzigster Band (Veda bis Zz). Leipzig und Wien 1908, Bibliographisches Institut. 1056 S. gr. 8. geb. 10 *M*, oder in Prachtband geb. 12 *M*.

Der Große Meyer hat hiermit seinen Abschluß erreicht. Der zwanzigste Band präsentiert sich wie alle Vorgänger auf das vorteilhafteste: gediegen, zuverlässig und in wahrhaft großartiger Weise illustriert. Dem Verlage kann man nur Glück wünschen, daß er das großartige Werk zu einem so schönen und schnellen Ende geführt hat. Sechs Jahre hat der Große Meyer zu seinem Erscheinen bedurft.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Inhalt von so außerordentlicher Vielseitigkeit fortwährender Wandlung und Neugestaltung unterworfen ist. Die Neuerungen, Veränderungen, Berichtigungen machen einen Ergänzungsband notwendig. Dieser wird demnächst erscheinen, mit mehreren hundert Abbildungen, zu demselben Preise, wie die einzelnen Bände des Lexikons. Endlich macht die Verlagshandlung zur bequemen Aufstellung des Großen Meyer auf die von ihr zu beziehenden Wand-Regale aufmerksam, die in breiter und in hoher Form durch jede Buchhandlung zu beziehen (mit Nußbaumfurnier 38 *M* und mit Eichenfurnier 33 *M*, resp. 35 *M* und 30 *M*; mit verschließbaren Glastüren kosten die Regale 14 *M* mehr).

2. Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1909. XIII. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht. Als Abreißkalender eingerichtet. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Preis 1,75 *M*.

Es ist erfreulich zu sehen, wie auch „Meyers Historisch-Geographischer Kalender" rüstig mit der Neuzeit Schritt hält. Immer seltener werden die Holzschnitte, an deren Stelle vortreffliche Autotypien treten. Dies ist um so dankenswerter, je zahlreicher die Bilder und Photographien werden. Das ist bei dem Kalender, der so vielseitiges Anschauungsmaterial aufweist, vor allem wichtig beim Porträt, beim Städtebild, beim Typenbild und wie die Darstellungen alle heißen, die dieser Kalender in so reicher Fülle jedes Jahr neu beschert. Der Festtage, Jubiläen, nationalen Gedenktage ist auch in den Bildern nicht vergessen; erfreulicherweise sind auch unsere Kolonien zahlreich vertreten.

3. Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Redigiert von S. Frankfurter. Heft 6 und 7. Wien 1908, C. Fromme. 86 u. 42 S. 0,85 u. 0,50 *M*.

4. J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Übersichten und Darstellungen. Zweiter Teil: Dichtung der Neuzeit. Vierte Auflage. Freiburg i. Br. 1908, Herdersche Verlagshandlung. XV u. 488 S. gr. 8. 4,20 *M*, geb. 4,80 *M*.

5. Dem Kaiser. Gedicht von M. Niedurny, für vierstimmigen Männerchor komponiert von P. Gaida. Op. 75. Tarnowitz O. S., A. Kothe. Partitur 0,60 *M*, Stimmen 0,60 *M*.

6. J. Kleiber, Experimental-Physik für die Unterstufe. Zum Gebrauche an Realschulen. Mit 341 Figuren, 4 Spektralbildern, zahlreichen Schülerübungen und Musterbeispielen. München und Berlin 1908, R. Oldenbourg. VII u. 216 S.

7. F. Kuhlmann, Bausteine zu neuen Wegen des Zeichenunterrichts. Das lebende Tier im Zeichenunterricht. Mit zahlreichen Schülerarbeiten aus dem Realgymnasium zu Altona. Dazu 2 Blätter Künstlerzeichnungen vom Tiermaler R. Friese. Dresden 1908, A. Müller. Fröbelhaus. 40 S.

8. O. Ladendorf, Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. Mit einem Bilde Hans Hoffmanns. Berlin 1908, Gebrüder Paetel. 255 S. 5 *M*, geb. 6 *M*.

9. Mary C. Lane, Index to the Fragments of the Greek Elegiac and Jambic Poets as contained in the Hiller-Crusius Edition of Bergk's Anthologia Lyrica Cornell Studies in Classical Philology Nr. XVIII. Published for the Cornell University 1908 by Longmans, Green & Co. III u. 128 S. geb.

10. M. Lederer, Die Gestalt des Naturkindes im 18. Jahrhundert. Progr. Bielitz 1908, im Verlage der Staats-Oberrealschule.

11. A. Lewinneck, Schülerselbstmorde und Elternhaus. Königsberg i. Pr. 1908, Hartungsche Buchdruckerei. 29 S. 0,50 *M*.

12. J. Loos, Sach- und Personen-Register zu den Verhandlungen der Mittelschul-Enquete im K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht. Linz 1908, Ebenhöch'sche Buchhandlung (H. Korb). 29 S.

13. Th. B. Macaulay, Historical Portraits, ausgewählt und erläutert von J. Klapperich. Berlin und Glogau 1908, Carl Flemming Verlag. VIII u. 104 S. geb. 1,60 *M*.

14. A. Messer, Empfindung und Denken. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VII u. 199 S. 3,80 *M*, geb. 4,40 *M*.

15. R. Methner, Dum, dummodo und modo. S.-A. aus Glotta I. 17 S.

16. E. Meumann, Intelligenz und Wille. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. VII u. 293 S. 3,80 *M*, geb. 4,40 *M*.

17. W. Mohr, Führer ins Leben. Berlin 1908, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag. Band I: B. Otto, Kindesmundart. 139 S. (S. 5—10 ein Wort zum „Führer ins Leben" und zur „Kindesmundart" von der Herausgeberin.)

18. Ph. Müller, Unser Eisenbahnwesen. Mit 22 Illustrationen und 4 Formularen. Stuttgart o. J., Ernst Heinrich Moritz. 212 S. 1,50 *M*.

19. W. Persuhn, Unser Postwesen. Seine Verwaltung und Einrichtungen nebst Versendungs-Vorschriften und Taxen. Ebendaselbst. 176 S. 1 *M*.

20. A. Forel, Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustand. Mit 10 Illustrationen, darunter 4 Tafeln. Dritte Auflage. Ebendaselbst. 319 S. 3,50 *M*.

21. P. Natorp, Volk und Schule Preußens vor hundert Jahren und heute. Festrede. Gießen 1908, A. Töpelmann. 31 S. 0,50 *M*.

22. R. Neuhöfer, Platonův Jon. Progr. Gymnas. zu Brně. 1908. 32 S.

23. R. Pattai, Das klassische Gymnasium und die Vorbereitung zu unseren Hochschulen. Reden und Gedanken. Wien 1908, Selbstverlag des Verfassers (in Kommission bei der Manzschen Buchhandlung). 76 S. Lex.-8.

24. R. Philippsthal, Festschrift zum 13. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage in Hannover. Hannover 1908, Carl Meyer (G. Prior). 100 S. gr. 8.

25. H. Riemann, Grundriß der Musikwissenschaft. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. 156 S. (Wissenschaft und Bildung Nr. 34.) 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

26. Th. Ribot, Die Psychologie der Aufmerksamkeit. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der 9. Auflage von Dietze. Leipzig 1908, Eduard Maerter. 154 S. 2,50 M, geb. 3,25 M.

27. O. Schmeil und Jost Fitschen, Flora von Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der zwischen den deutschen Meeren und den Alpen wildwachsenden und angebauten Pflanzen. Mit 587 Abbildungen. Fünfte Auflage. Leipzig 1909, Quelle & Meyer (Erwin Nägele). VIII u. 418 S. 3,80 M.

28. H. Schmitz, Englische Synonyma, für die Schule zusammengestellt. Dritte Auflage. Gotha 1908, F. A. Perthes. VI u. 99 S. 1,20 M.

29. A. Schöb, Velleius Paterculus und seine literar-historischen Abschnitte. Diss. Tübingen 1908. 112 S.

30. O. Schroeder, Aufnahme und Studium an den Universitäten Deutschlands. Auf Grund amtlicher Quellen mit besonderer Berücksichtigung des Frauenstudiums. Halle a. S. 1908, Buchhandlung des Waisenhauses. 220 S. 2,50 M.

31. J. Schumacher, Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen. Dritter (Schluß-) Teil: Der kirchliche Gottesdienst. Zweite Auflage. Mit 11 Abbildungen. Freiburg i. B. 1908, Herdersche Verlagshandlung. 68 S. 0,70 M.

32. K. Schwering und W. Krimphoff, Ebene Geometrie. Mit 160 Figuren. Sechste Auflage. Freiburg i. Br. 1908, Herdersche Verlagshandlung. X u. 138 S. 1,70 M, geb. 2,20 M.

33. E. Schulze, Das Wesen und Förderung der Aufmerksamkeit. Leipzig 1908, Quelle & Meyer. 36 S. 0,80 M.

34. J. R. Seeley, The Expansion of England. Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Köcher. Leipzig 1908, G. Freytag. 176 S. geb. 1,60 M.

35. A. Sieberg, Der Erdball, seine Entwicklung und seine Kräfte. Eßlingen und München, J. F. Schreiber. Liefg. 1. 0,75 M.

36. Supplementary Papers of the American school of classical studies in Rome. Volume II. New York 1908, The Macmillan Company. 293 S. 4. (G. H. Allen, The Advancement of Officiers in the Roman Army; C. D. Curtis, Roman Monumental Arches; A. W. van Buren, The Palimpsest of Cicero De re publica; J. C. Egbert, Inscriptions from Rome and Central Italy.

37. W. Uhl, Winiliod. Leipzig 1908, Eduard Avenarius. VIII u. 427 S. gr. 8. (Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von W. Uhl, 5. Heft.)

38. P. Wagner, Lehrbuch der Geologie und Mineralogie für höhere Schulen. Kleine Ausgabe für Realschulen und Seminare. Mit 268 Abbildungen und 3 Farbentafeln. Zweite und dritte Auflage. Leipzig 1908, B. G. Teubner. VIII u. 190 S. gr. 8. geb. 2,40 M.

39. J. Warneck, Die Lebenskräfte des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums. Zweite Auflage. Berlin 1908, Martin Warneck. XI u. 328 S. gr. 8. 4,50 M.

40. W. Wetekamp, Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht mit besonderer Berücksichtigung des ersten Schuljahres. Mit 13 Tafeln. Leipzig 1908, B. G. Teubner. IV u. 45 S. Lex.-8. 1,80 M.

41. Winter, Der falsche Klang in unserer höheren Schule und die Reform. Leipzig 1908, Dr. Seele & Co. 20 S. 0,50 M.

42. H. Wolf, Ödipus und sein Geschlecht. Fünf Tragödien von Äschylus, Sophokles, Euripides. Zweiter Teil: Erläuterungen. Leipzig 1908, H. Bredt. 112 S. 1,50 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Wissenschaftlicher Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit der deutschen Jugend an den höheren Lehranstalten[1].

Klagen über die höheren Schulen sind alt, und sie wollen nicht verstummen. Meine Absicht ist nicht, sie zu vermehren. Im Gegenteil, ich erkläre gern, daß unsere Schüler im allgemeinen immer noch ein erfreuliches Maß von Eifer und Arbeitslust zeigen und ein gewaltiges Stück ehrlicher, anerkennenswerter Arbeit leisten müssen und leisten. Man muß aber nicht zu viel von der Schule verlangen. Heutzutage soll sie das Heilmittel sein gegen alle Schäden der Zeit und Gesellschaft. Das ist höchst schmeichelhaft für uns Lehrer, und ich möchte ganz besonders denen diese erhabene Aufgabe der Schule ins Gedächtnis rufen, die sich nicht überzeugen können oder wollen, daß den Lehrern unter den übrigen höheren Beamten eine durchaus ebenbürtige Stellung zukommt.

Es wäre das Natürliche, wenn wissenschaftlicher Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit bei allen unseren Schülern in befriedigendem Maße anzutreffen wären. Wenn das nicht der Fall ist, so gibt es dafür mancherlei Gründe, besonders in unserer Zeit, und es ist auch nicht unbedingt zu beklagen. Das „Volk der Denker und Dichter" hat beweisen wollen und müssen, daß es auch ein Volk der Tat sein kann. Auf eine mehr wissenschaftliche Richtung ist eine solche der praktischen Arbeit gefolgt, ohne daß die Wissenschaft vernachlässigt wird. Das Zeitalter der Elektrizität findet nicht mehr die behagliche Ruhe zu sinnigem Versenken in die Vergangenheit; wir leben für die Gegenwart und schaffen hastig für die Zukunft. Wir sind reicher geworden und damit empfänglicher für die Genüsse des Lebens. Der Individualismus unserer Zeit predigt das Sichausleben. Das

[1]) Diese Abhandlung ist aus einem Vortrage entstanden, der bei der 34. Hauptversammlung des „Schlesischen Philologenvereins" in Neisse am 27. V. 1908 gehalten wurde.

alles kann nicht ohne Einwirkung bleiben auf die Jugend, zumal die Jugend gerade von dem Neuen und Neuesten immer am meisten angezogen wird. Sie wird auch schon auf den Jahrmarkt des Lebens gezerrt, geistig durch aufdringliche Schriften, leider auch leiblich durch kurzsichtige Eltern und falsche Freunde. Außerdem besteht ein ungesunder Andrang zu den höheren Schulen. Diese unübersehbaren Scharen bestehen natürlich nicht aus lauter wissenschaftlichen Köpfen; viele wollen ja bloß eine „Berechtigung“, dann gehen sie wieder. Es ist also ganz natürlich und keineswegs zu beklagen, daß durchschnittlich etwa nur zwanzig vom Hundert das Reifezeugnis erlangen. Ich möchte ein bekanntes Lied so umändern: Was soll aus der Welt denn noch werden, wenn's lauter Gelehrte nur gibt? Es wird ja bald nur noch wenige Berufe geben, für die nicht „akademische“ Bildung oder wenigstens das Reifezeugnis gefordert wird. Hüten wir uns vor solchem Bildungstaumel und Bildungsschwindel; er richtet uns mit Sicherheit ebenso zugrunde, wie die „staubige, schaurige, eintönende Fabrikarbeit“ (Nordhausen im „Tag“), besonders wenn sich jetzt auch die Frauen noch in die Hatz hineindrängen, sowie sie bereits die Geschäftszimmer und die Fabriksäle füllen, sie, auf denen vor allem die Kraft und die Zukunft unseres Volkstums beruht Wissenschaftlicher Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit sind nicht unbedingt zurückgegangen, sondern nur verhältnismäßig, weil es früher viel seltener vorkam, daß wenig Begabte höhere Schulen besuchten. Heute entscheidet oft nicht der Drang des Sohnes, sondern die Eitelkeit der Mutter oder der starre Sinn des Vaters. Endlich sind unsere Schulen tatsächlich zu gut geworden (Münch, Monatschr. f. höh. Schulen 1908, Febr.); es wird zu viel und zu vielerlei verlangt; für all das kann nicht jeder Schüler Sinn und Eifer in gleichem Maße zeigen. Wie sollen wir uns dem gegenüber verhalten? Können wir wissenschaftlichen Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit erzeugen? Können wir sie heben und fördern? Sie hängen miteinander aufs innigste zusammen; das eine erzeugt das andere; wo das eine fehlt, kann auch das andere nicht dasein. Wir brauchen sie also im folgenden nicht einzeln zu erörtern. Ich will meine und anderer Erfahrungen und Beobachtungen in aller Kürze mitteilen. Der Gegenstand verdient allseitige Beachtung, Untersuchung und Besprechung. Die wichtigsten Erziehungs- und Unterrichtsfragen kommen in Betracht.

I. Schule und Unterricht, Einrichtungen und Maßnahmen.

1. Körperliche Ertüchtigung.

Sinn und Eifer für die Wissenschaft verlangen zuvörderst körperliche und geistige Gesundheit. Diese erfahren

aber in unserer Zeit mancherlei Hemmungen und Schädigungen. Ich bin kein laudator temporis acti, sondern ich habe mich stets bestrebt, die Gegenwart zu verstehen und ihr zu dienen. Aber manche Erscheinungen unserer Zeit sind doch geeignet, Bedenken zu erregen, und mahnen uns zu erhöhter Wachsamkeit und zu Gegenmaßregeln.

Die Bewegung gegen den Mißbrauch von Nikotin und Alkohol gewinnt gottlob täglich an Ausdehnung und Macht; aber diese Genußgifte richten immer noch unsäglichen Schaden an, auch bei der Jugend, indem sie Körper- und Geisteskraft abstumpfen und lähmen. Sehr beherzigenswert für jeden Lehrer und Erzieher sind die durchaus besonnenen Ausführungen über Alkohol und Nikotin in v. Schenckendorffs Schrift „Wehrkraft und Erziehung", 1904. Die Freiheit, die ich der Jugend gern gönne, wird leider oft gemißbraucht. Das Treiben Unreifer wird eben zu leicht unvernünftig. Kameradschaft kann bei anderer Gelegenheit viel besser gepflegt werden; ich denke ganz besonders an Wanderungen, die viel zu selten stattfinden, an Leibesübungen, an Zusammenkünfte zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken.

Zu den Verheerungen, die Alkohol und Nikotin anrichten, kommen die schädlichen Wirkungen des Kaffees und Tees. Wenn früher die Jugend auch so gelebt und keinen Schaden gelitten hat, so folgt daraus weiter nichts, als daß die heutige Jugend, der ja die auffallende „hochgradige Nervosität" alle Tage bescheinigt wird, weniger widerstandsfähig ist.

Das Schlimmste ist aber noch etwas anderes. Tacitus könnte heute von den Deutschen nicht mehr berichten: Sera iuvenum Venus. Darauf führt er aber mit Recht Körper- und Geisteskraft der alten Germanen zurück. Gar mancher denkt und spricht wie der Schülermund, der jüngst auf der Hauptstraße einer preußischen Großstadt sich also vernehmen ließ: „Man liebt, man trinkt, man amüsiert sich, und man arbeitet nichts". Wir brauchen uns nicht durch alles schrecken zu lassen, was wir in dieser Beziehung hören und lesen; es wird viel ungehörig verallgemeinert, zu schwarz gemalt, übertrieben.

Aber manches gibt doch zu denken. Prof. Dr. Kopp (München) erklärte in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung" 1903, S. 92: „Von einem großstädtischen Gymnasium ist es uns bekannt, daß von sämtlichen Schülern der Obersekunda, Schülern im Alter von 16 und 17 Jahren, nicht einer war, der nicht bereits auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe persönliche Erfahrungen gewonnen hätte. In der Poliklinik sehen wir nicht selten Jungen von 14 bis 15 Jahren mit Gonorrhöe behaftet". Bei Aufhebung einer Schülerverbindung hat sich gezeigt, daß in derselben „die Unsittlichkeit in der unflätigsten Weise kultiviert wurde" (Worte des bayrischen Kultusministers von Land-

mann)[1]. Dieselbe „Münchener Allgemeine Zeitung“, die sich doch nicht als zu ängstliche Tempelwärterin aufspielt, schrieb schon vor mehreren Jahren: „Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Pest hier in Deutschland zusammenströmt. Es ist geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist. Durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist: kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt; Reinheit des Familienlebens, Reinheit der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele“. Ich füge als Tatsache hinzu: Unsaubere Schriften finden in den Kreisen der Jugend reißenden Absatz.

Ein Jüngling, der sittlichen Verirrungen ergeben ist, ist aber zu angestrengter und erfolgreicher Geistesarbeit unfähig. Achten wir mit heiliger Sorgfalt auf das, was die Schüler lesen, auf ihren Umgang, auf ihre Vergnügungen. Die schon oben empfohlenen Wanderungen und Leibesübungen sind ein kräftiger Wall gegen den Schmutz. Der stärkste freilich ist religiöser Sinn (nicht Auswendiggelerntes, nicht konfessionelle Verbohrtheit), und zu diesem trägt das meiste das Beispiel des Lehrers bei. Aufklärung nutzt wenig. Hauptsache ist Willens-, Charakterbildung, Achtung und Heilighaltung von Anstand und Sitte, Ehrgefühl. Selbstverständlich ist hier die „Kinderstube“ von grundlegender Bedeutung. Wenn der Vater keine Zeit hat oder findet, sich um seine Kinder zu kümmern, wenn die Mutter aufgeht in Eitelkeit und äußerem Tand und das übrige den Bediensteten überläßt (was schon Tacitus so ernst beurteilt und so bitter beklagt), dann ist es zu verwundern, wenn die Kinder nicht mißraten.

In den Genußgiften und in der Unlauterkeit, freilich auch vielfach in erblicher Belastung ist der Hauptgrund dafür zu suchen, daß wir so viele schwächliche und nervöse Schüler haben[2]. Dazu kommt gar oft ein ruheloses Leben

---

[1]) Das darf uns jedoch nicht entmutigen. Manches Jahr sind alle Früchte eines Baumes vom Wurm zerfressen; der Baum ist gesund. So halte ich die Wurzel der deutschen Volkseiche noch für gesund. Und wenn man mich fragt, woher die schlechten Früchte, so möchte ich mit dem Heiland antworten: „Das hat der Feind getan“. Ein gemeiner Frechling kann eine ganze Klasse verderben.

[2]) Daß in Preußen von 100 Schülern 40—70 „kränklich und defekt“, 60 nervös sind (so „nach zuverlässigen Angaben“ Benda in d. Zeitschr. f. päd. Psychol. (1905) VII 3), kann ich nach meinen Beobachtungen glück-

in der Familie, das von dem stillen „Glück im Winkel“ und von dem Gesundbrunnen am häuslichen Herd nichts weiß. Die Lebensweise unserer Zeit ist verkehrt, wenigstens in der Stadt. Alt und jung schläft zu wenig. Und das ist den Schülern der höheren Lehranstalten besonders schädlich. Wie viele von den Kindern schlafen denn, wie es ihnen zuträglich wäre, zehn Stunden und mehr? Wie viele von den Erwachseneren schlafen acht Stunden? Nur gut, daß sie manchmal, wie es heißt, während des Unterrichts schlafen; die armen Jungen können nicht anders. Beherzigen wir nur den englischen Spruch „Early to bed, and early to rise, makes a man healthy, wealthy, and wise“! Diese Engländerei wäre vernünftig.

Das ist der Segen der Alumnate und Konvikte unter fachmännischer Leitung, daß sie eine vernünftige Lebensweise sichern.

Unsere Schüler arbeiten oft zu ungehöriger Zeit, gleich nach Tisch und bis spät in die Nacht hinein.

Täglich regelmäßig zwei Stunden ausgiebige Bewegung im Freien, hat das jeder Schüler? Und doch ist es dringend nötig, wenn wir nach dem Wunsche unseres treu sorgenden Landesvaters „eine kräftige Generation haben wollen“. Wieviel Zeit vertrödeln aber unsere Schüler, wieviel Zeit bringen sie auf den Straßen und Plätzen der Stadt zu, wenn nicht gar in dumpfen Wirtshäusern? Bei den Mädchen ist es mit der Bewegung im Freien außerhalb des Unterrichts und zwischen den Unterrichtsstunden noch viel schlimmer bestellt. Und wenn wir gar noch die Mädchenerziehung der der Knaben angleichen wollen, so sind wir auf dem besten Wege, den Quell der Volkskraft zu vergiften und das ganze Geschlecht mit der Wurzel zu verderben. Von 100 zum einjährigen Militärdienst Berechtigten sind 60—70 untauglich. Daß daran die Schule schuld oder allein schuld ist, hat noch niemand bewiesen; aber die betrübende Tatsache redet doch eine beredte Sprache. Unser Bildungstaumel nützt uns nichts, wenn wir körperlich verelenden. Sehen wir doch, wie die Kinder in den Ferien essen und sich kräftigen, und wir haben einen Maßstab dafür, wie sie während der Schulzeit in ihrer Entwicklung gehemmt werden, wenn wir unsere Anforderungen nicht beschränken und für eine vernünftige Lebensweise, besonders für gehörige Bewegung im Freien, sorgen. Natürlich müssen die Eltern mitwirken.

Ein Schüler, dem die erforderliche körperliche und geistige Widerstandsfähigkeit fehlt, klagt natürlich über Überbürdung. Sonst kann von einer solchen an den höheren Knabenschulen,

---

licherweise als zu hoch gegriffen bezeichnen. Hartmann (Leipzig) bezeichnete auf dem Deutschen Oberlehrertage in Eisenach von 100 Knaben etwa 30, von 100 Mädchen etwa 40 als kränklich. Das ist auch schon genug.

wenigstens in den unteren und mittleren Klassen, überhaupt gar keine Rede mehr sein; in den oberen auch nur, wenn ein Lehrer hinter den Einsichten und berechtigten Forderungen der Gegenwart zurückgeblieben ist, oder wenn eine Klasse mit Unbefähigten und unreif Versetzten bevölkert ist. Das ist ganz selbstverständlich, daß von einem Schüler, der im Tage sieben oder gar acht Unterrichtsstunden hat und da seine Schuldigkeit tut, nicht mehr viel verlangt werden kann. Bei den höheren Mädchenschulen möchte ich die Annahme einer Überbürdung nicht in jedem Falle so ohne weiteres als unberechtigt zurückweisen. Sie müßten meines Erachtens noch vorsichtiger sein in der Arbeitsbemessung und -zuteilung in Rücksicht auf die weibliche Natur und Entwicklung.

Wenn sich der Gesundheitszustand unserer Jugend nicht bessert, so bin ich für alle möglichen Erleichterungen: Einführung der Kurzstunden, Beschränkung der Hausaufgaben, Einführung eines freien (nicht pflichtmäßigen) Spielnachmittags ohne Hausaufgaben für den folgenden Tag, Beschränkung der Zahl der schriftlichen Klassenarbeiten (wöchentliche Arbeiten lassen Schüler und Lehrer nicht zur Ruhe kommen). An manchen Anstalten sollen 90 von 100 Schülern Privatunterricht haben. Das ist natürlich ein Übelstand, der nicht geduldet werden darf. Auch der mittelmäßig Begabte muß ohne Nachhilfe fortkommen können. An solchen Anstalten sind wahrscheinlich viele Untaugliche, viele Bequeme, die andere für sich arbeiten lassen, und viele, deren häusliche Verhältnisse ihrem Fortkommen hinderlich sind.

Es könnte viel mehr Unterricht im Freien abgehalten werden, nicht bloß in Naturgeschichte, Erdkunde, Geschichte, Gesang, sondern auch in anderen Fächern. Wie schön wäre eine Horazstunde im Freien, wenn z. B. Frühlingslieder durchgenommen werden! Kann eine Religionsstunde nicht in Gottes freier Natur abgehalten werden? Die Soldaten erhalten ihren Unterricht sehr häufig, teilweise regelmäßig im Freien. Braucht man denn immer Bücher und Hefte? Der beste Unterricht findet ohne diese statt. Und wird die Gymnasialbildung sinken, wenn wirklich einmal ein Kapitel Nepos oder Vergil weniger gelesen würde? Die Durchführung wäre leicht und verursachte keine Kosten. Freilich wäre es schön, wenn wir Geld hätten, um Wandelhallen zu bauen.

Ein freier Studientag scheint sich nach den gemachten Erfahrungen durchaus zu empfehlen, besonders freilich in Internaten; sonst muß für genügende Beaufsichtigung gesorgt sein.

Ein Schularzt kann die Arbeit der Lehrer und Schüler außerordentlich unterstützen und fördern und den Zwecken der Schule höchst dienlich sein[1]).

[1]) Vgl. Hartmann, Der Schularzt für höhere Lehranstalten, eine notwendige Ergänzung unserer Schulorganisation. Neue Jahrb. 1906, II, 102—130.

Ganz besonders liegt mir noch am Herzen zu betonen, daß die geistige Hetze in unserem höheren Schulwesen keine Stätte finden darf. Alles Hasten ist im Unterricht vom Übel, oder wir müssen auf bleibende Eindrücke verzichten. Ich kann darüber nichts Besseres und Schöneres sagen als Harms in seiner „Vaterländischen Erdkunde“ S. VIII: „O, dieses ewige Nicht-Zeitfinden! Sollte man sich denn wirklich in einer wichtigen und anziehenden Materie nicht einmal in behaglicher Vertiefung ausleben dürfen? Aber die Hatz des Jahrhunderts stürmt auch in unsere Schulstuben. Uns peinigt immer die Sorge, ob unsere Kinder auch alles oder richtiger von allem etwas wissen. Wir können's nicht vertragen, wenn der Revisor einmal meint, das oder das hätten die Kinder ja wohl eigentlich auch noch wissen müssen. Wir bringen unsere Nerven, unsere Ruhe und unsere Befriedigung, den normalen Geistesappetit unserer Kinder und ihre Gesundheit dem modernen Bildungsmoloch zum Opfer, statt in Vernünftigkeit der Göttin der Weisheit zu dienen“.

Schließlich empfiehlt sich eine andere Verteilung des Schuljahres und der Ferien. Versetzung im Sommer und dann große Ferien, das bringt Freude und Erholung. Jetzt sind die Sommerferien für viele schon mit Furcht wegen der Versetzung und mit Arbeit erfüllt. Die Osterferien sind zur Erholung nach der Hauptarbeit zu kurz, und oft ist um diese Zeit schlechtes Wetter. Außerdem würden durch obige Änderung die Hemmnisse beseitigt, die für den Unterrichtserfolg entstehen durch die Zerreißung des Schuljahres.

Besondere Schulen für schwach Begabte könnten der Gesundheit und dem Unterrichtserfolge sehr förderlich sein; aber ich fürchte, es würden wenige hineingeschickt werden.

2. Geistige Förderung.

So sind wir zu den Maßnahmen und Einrichtungen behufs geistiger Förderung gekommen.

Sonderschulen für hervorragend Begabte würde es bald so gehen wie unseren jetzigen höheren Schulen; diese waren doch einstmals auch nur für besonders Begabte bestimmt.

Nach den bisherigen Erörterungen, die den Boden ebnen sollten für eine fröhliche, frische Geistesarbeit, scheue ich mich nun auch nicht, im Unterricht Anspannung aller Kräfte zu fordern und alle Maßnahmen gutzuheißen, welche geeignet erscheinen, wissenschaftlichen Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Ich meine nicht die den Nichtkenner verblüffenden, bedenklichen, gleichmäßig guten äußeren Scheinleistungen, sondern solche, die wirklich ein geistiges Wachstum bekunden. Ich weiß auch, daß das Beste nicht eingelernt und abgefragt werden, also auch bei einer Prüfung nicht in die Erscheinung treten kann.

Bei der Aufnahme der Schüler werde eine zweckentsprechende Auswahl getroffen. Die Versetzung sei angemessen, ich will nicht sagen streng. Alles Minderwertige darf aber nicht durchgedrückt werden. Ist damit dem Staate und der Kirche gedient? Wir wollen doch eine auserwählte Klasse von Menschen heranbilden, die zukünftigen Stützen und Führer des Volkes. Durch allzu große Milde wird die Schule und die Jugend und damit das Volk wissenschaftlich und sittlich heruntergebracht. „Die Schule ist entweder das Werkzeug der Selektion oder ihr Opfer". „Eine leichte Schule ist ein soziales Verbrechen" (Zielinski, Die Antike und wir). Die spätere Erkenntnis der Unfähigkeit ist viel bitterer als auf der Schule zurückbleiben. Wie schlecht fallen oft die Staatsprüfungen aus, wie vieler Leben ist infolgedessen verfehlt! „Soll der bereits unheimliche Zudrang zur Universität noch größer werden? Soll die schützende Mauer so niedrig gemacht werden, daß auch die Krüppel und Lahmen sich hinüberhelfen können?" (Aly, Gymnasium militans). Nein, eine höhere Schule darf keine Dreschmaschine werden, aus der eine entsprechende Menge Körner herauskommen müssen, wenn man nur tüchtig hineinstopft. In der Reformschule ist die Fernhaltung ungeeigneter Schüler von selbst gegeben; das ist das Geheimnis ihrer Erfolge. In derselben Weise muß sie auch an den übrigen höheren Schulen stattfinden.

Es muß regelmäßig und tatkräftig gearbeitet werden von der ersten Stunde des Schuljahres bis zur letzten. Man hört wohl öfters die Äußerung: Im Sommerhalbjahr ist nichts zu machen; da arbeiten die Jungen nicht. Wo letzteres der Fall ist, muß von allen Seiten mit allen Mitteln dagegen angekämpft werden; sonst können im weiteren Verlauf des Schuljahres keine befriedigenden Ergebnisse erzielt werden. Ebenso darf es kein Nachlassen in den letzten Tagen vor den Ferien geben und kein Schonen in den ersten Tagen nach den Ferien.

Der alte, allseitig anerkannte Grundsatz „Multum, non multa" muß mit Entschiedenheit durchgeführt werden. Man braucht deswegen die Lehrpläne gar nicht zu ändern. „Unsere Schüler leiden darunter, daß in allen Fächern volle Forderungen gestellt werden" (Matthias in der Schles. Dir.-Vers. 1905). Versetzungsordnung und Prüfungsordnung sehen über einzelne Fächer hinweg und gestatten einen Ausgleich. Die höheren Lehranstalten sind amtlich angewiesen, ihre „Eigenart zu pflegen". Also tun wir es! Wir kleben viel zu sehr an den „Lehrplänen", obwohl unsere oberste Behörde wiederholt erklärt hat, daß die Lehrpläne keine bindenden Vorschriften, sondern nur ein Wegweiser, ein Anhalt sein sollen. Gewähren wir den Schülern auf den obersten Stufen mehr Bewegungsfreiheit. Die starke Empfehlung derselben liegt in der Freude an der größeren Selbständigkeit und Freiheit, in der Anregung freier Selbstbetätigung und in

der Freude an dem durch freiwillige Arbeit errungenen Erfolge. Keineswegs rede ich aber einem Sichgehenlassen das Wort, einem schlaffen den Neigungen Nachhängen. Es liegt eine unschätzbare Geisteszucht und Erziehungsmacht darin, wenn der junge Mann alle Kräfte anspannen muß, um etwas Anständiges zu leisten auch auf einem Gebiete, wofür er nicht besonders begabt ist und wozu er keine besondere Neigung verspürt. Im Leben werden wir auch nicht bloß vor Lieblingsaufgaben gestellt. Also man sehe sich die Schülerpersönlichkeiten an, denen man die Bewegungsfreiheit zugestehen will, und man lasse nie die Eigenart der Schule aus dem Auge[1]).

Der Lernstoff ist allenthalben zu beschränken, um für die Anregung zur Selbsttätigkeit des Geistes Raum und Zeit zu gewinnen — ein ergiebiges Arbeitsfeld für Lehrer- und Direktorenversammlungen. Lebendige, innere Teilnahme, wachsende Geisteskraft, Schärfung der Urteilskraft, Begeisterung, Willenskräftigung, das sind unsere Ziele. Nicht Vielwisser, sondern klar denkende, warmherzige, willensstarke Männer wollen wir heranbilden, Männer, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben. Lassen wir nicht auswendig lernen, sondern inwendig! Kein Formel- und Regelkram, sondern geistige Durchdringung, Einsicht in die Entwicklung! Wissenschaftlicher Sinn beruht auf dem Streben nach Einsicht in die Gründe des Seienden. Dieser philosophische Zug kann und muß sich überall zeigen, selbst beim Abfragen von Wörtern, indem man die Abstammung, die Wortbildung, die Grundbedeutung und den Bedeutungswandel gebührend berücksichtigt. Area die Tenne, wieso denn? Der Schüler fragt nicht; aber wir müssen ihn dazu anhalten, sich oder uns zu fragen, sonst lernt er ebenso bereitwillig und geistreich area die Pudelmütze. Man lasse nicht Formen lernen, sondern man lasse sie vor den Augen der Schüler an der Tafel entstehen, und man lasse die Formen bilden, so daß der Schüler zu fortwährender eigener Gedankenarbeit angeregt wird. Nicht ut regiert den Konjunktiv, sondern der Inhalt des Satzes verlangt ihn. Und immer gehe man vom Deutschen aus und zeige das Verhältnis der Fremdsprache zum Deutschen. Die grammatischen Grundbegriffe sind manchem Primaner noch nicht klar geworden, so daß er in die größte Verlegenheit kommt, wenn er z. B. sagen soll, was ein Attribut ist. Die Einsicht, warum bei invidere der Dativ steht, ist das die Geisteskraft Anregende und daher Wertvolle, wertvoller sicher als das gedächtnismäßige Wissen, daß invidere den Dativ „regiert". „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig". Der Leipziger Chemiker

---

[1]) Maßvoll und vorsichtig behandelt alle hier in Betracht kommenden Fragen Cramer, Die freiere Behandlung des Lehrplans auf der Oberstufe Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung.

Ostwald hat vor kurzem (3. XII. 07) in einem Vortrage in Wien den Sprachenbetrieb geradezu für bildungsfeindlich erklärt. Beweisen wir das Gegenteil; beweisen wir, daß Luther recht hat, wenn er sagt: „Die Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt“! Der sehnsuchtsvolle Ruf „Mehr Geist!“, der die im Stofflichen zu ersticken drohende Kultur unserer Zeit durchzittert, muß auch in der Schule Erhörung finden. Nicht verba und nicht res, sondern per res et verba ingenium ac mores! In der Religion liegt verzweifelt wenig an äußerlichem Wissen; Religion ist tief im Herzen zu begründen. Der deutsche Unterricht begnüge sich nicht mit Inhaltserklärung und Aufbau eines Dramas, sondern zeige die psychologische Entwicklung, großzügige Menschennaturen und ergreifende Menschenschicksale, welche die ganze Seele des Schülers erfüllen und seinen Willen mächtig anregen! Ebenso lasse man in der Geschichte die gewaltigen Persönlichkeiten auf das Gemüt des Knaben wirken, und den Reiferen lasse man in die großen Zusammenhänge und in die beherrschenden, treibenden Ideen einen Einblick tun! Von Formeln und Regeln, mit denen die Mathematik viel zu tun hat, ist oben schon die Rede gewesen. Die Naturwissenschaft zeige das reiche, weise geordnete Leben in der Natur und die Beziehungen zum Menschenleben[1])!

Auf diese Weise werden in der Unterrichtsstunde Lehrer und Schüler vom Buche unabhängig arbeiten; und das muß der Fall sein so weit als irgend möglich.

Der philosophische Geist, der den ganzen Unterricht durchdringt, ist ncoh mehr wert als propädeutischer Unterricht in der Philosophie. Aber diesem ist auch die größte Bedeutung beizulegen, gerade in unserer Zeit, als einem Mittel gegen die Zerfahrenheit, Urteilslosigkeit und äußere, materielle Richtung unserer Zeit und als hervorragendem Mittel zur Erzeugung wissenschaftlichen Sinnes. Natürlich kommt es bei diesem Unterricht nicht auf die Breite an, sondern auf die Tiefe; er muß den Erkenntnistrieb wecken, den Hunger nach der Lösung der großen Aufgaben des Menschengeistes; er muß nicht Philosophie, sondern philosophieren lehren.

Teilnahme und Eifer werden ganz besonders erweckt durch geschickte Verwertung der Beziehungen des Unterrichtsstoffes zur Gegenwart. Über den altsprachlichen Unterricht hört und liest der Schüler so schiefe Urteile und so unverständige Vorurteile, daß es nötig ist, dem Schüler zum Bewußtsein zu bringen, und zwar durch den Unterricht, nicht streitend, von welcher Bedeutung eine wissenschaftliche Einsicht in das ge-

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Die deutsche höhere Schule in den Strömungen und Strebungen der Gegenwart“ I (Jahresbericht des Kgl. Gymn. Sagan, 1897).

schichtliche Werden unserer Bildung und Gesittung ist, in den innigen Zusammenhang unseres Geisteslebens und gerade des Geisteslebens der Größten und Besten unserer Nation mit den großen, ewig bedeutsamen Geistesströmungen des Altertums. Ebenso muß aus dem Unterricht hervorgehen, daß wir nicht Grabwächter der Alten sind und nicht auf den Gräbern der Alten mit unseren jugendfrischen und gegenwartsfreudigen Schülern einschlafen wollen, sondern daß wir auf dem Grunde des Verständnisses der Vergangenheit bewußt und tatkräftig arbeiten für die Gegenwart, um uns tüchtig zu machen zur Lösung der großen Aufgaben unserer Zeit[1]). Im Anschluß an Plato lassen sich grundlegende Fragen und Probleme der Philosophie darlegen in ihrer Bedeutung für das Geistesleben der Menschheit und für die Geschichte der Geisteswissenschaften. Es läßt sich ein philosophischer Standpunkt begründen, eine Lebensanschauung, eine Willenserziehung für den ewigen Kampf des Lebens zwischen Materie und Idee, zwischen Fleisch und Geist, zwischen den „zwei Seelen, die wohnen, ach, in unsrer Brust“. Viele Fäden spinnen sich von Plato und den Sophisten zu Kant und Nietzsche. Aus der Lesung der Antigone muß das Verständnis des Wesens der Tragödie erwachsen. Euripides leitet uns zum Naturalismus unserer Zeit. Im Horazunterricht läßt sich oft überraschend Ähnliches herbeiziehen aus dem deutschen Schrifttum. Also seien wir keine „Mumien mit Glasaugen“, und machen wir auch unsere Schüler nicht dazu!

Solchen Grundsätzen entsprechend, können wir natürlich bei der Reifeprüfung keinen Wert legen auf eine Masse oder Fülle oder Vollständigkeit stofflichen Wissens, sondern auf die Bekundung geistiger Reife oder geistigen Reifens, auf den Flügelschlag eines erstarkenden, flügge werdenden Geistes. Die Prüfung darf nicht den „Charakter einer peinlichen Gepäckrevision“ haben (Weißenfels, Kernfragen I 75), sondern sie trage ihrem Namen Rechnung und mache ihm Ehre! Nicht *πολυμαθίη*, sondern *πολυνοΐη*!

Allenthalben herrsche mehr Fröhlichkeit, nicht die steifleinene Beamtengrämlichkeit! „Froh der Schüler, froh der Lehrer, froh und fröhlich der Direktor!“ (Wychgram in einer Rede über das Mädchenschulwesen). Steht es so in Wirklichkeit? Die Jugend lechzt nach Freude. Gönnen wir ihr und verschaffen wir ihr alle denkbaren reinen Freuden, damit wir die unreinen fernhalten! Kommen wir ihren Neigungen und Wünschen in wissen-

---

[1]) Darüber handelt eingehend meine Rede „Das alte Gymnasium im Dienste der neuen Zeit“, Heidelberg 1904, Winter. Cauer, Palaestra vitae ist von diesem Geiste durchdrungen. Nachdrücklich ist darauf hingewiesen in dem Aufsatz von A. Busse „Die Vorstellungswelt unserer Schüler“ (Monatschr. f. höh. Schul. 1906, S. 417—426).

schaftlicher und künstlerischer Beziehung tunlichst entgegen, lassen wir sie zu diesem Zwecke sich vereinigen, machen wir mit ihr Ausflüge, mehr als einen im Jahre, pflegen wir mit ihr Leibesübungen aller Art! Der Griesgram erschwert sich und den Schülern die Arbeit; der fröhliche Lehrer hat gewonnenes Spiel. Damit will ich nicht etwa sagen, daß er fortwährend Witze reißen soll, und auch nicht, daß er den Schülern ernste Arbeit ersparen soll, aber die ernste Arbeit geschehe mit Fröhlichkeit! Dann hat das Schülerwort keine Bedeutung mehr: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schule". „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen" (Jean Paul).

Nach diesen großen Gesichtspunkten stelle ich nur noch kurz folgendes zusammen. Für mündliche und schriftliche Gewandtheit der Schüler im Deutschen sei jeder Lehrer eifrigst besorgt! Jeder zeige, wie der Schüler erfolgreich arbeiten kann und soll! Jeder wiederhole stetig und fleißig und in der anregenden, Freude am Wissen und Können erzeugenden Art, über die so schön und lehrreich handelt A. Matthias, Prakt. Päd.[3] S. 118 ff. Die Besonderheit des Schülers werde nach Möglichkeit berücksichtigt! Es muß dem Schüler gestattet sein, jederzeit Fragen zu stellen; ja man muß ihn geradezu dazu anregen. Die Wirkung von Musterleistungen beim Übersetzen, bei Aufsatz- und Stilübungen werde nicht unterschätzt! Die Aufgaben zu den schriftlichen Klassenarbeiten seien mit Sorgfalt ausgewählt, keine Sammlung von versteckten Fallen „im Dienste der Kriminalpädagogik" (Matthias, Päd.[3] S. 45)! Man verhüte nach Kräften das Abschreiben und den Gebrauch gedruckter Übersetzungen! (Tadellose Übersetzung des Durchgenommenen ist zu verlangen, beim Neuen jede billige Rücksicht zu nehmen.) Stete Selbstbeobachtung und strenge stündliche Selbstbeurteilung sowie Verwertung guter pädagogischer Abhandlungen sind von großem Vorteil; desgleichen öftere Lehrerberatungen über die Entwicklung der Schüler. Der Besuch der Lehrstunden der Amtsgenossen ist als ein vortreffliches Mittel zur Hebung der Erfolge des Unterrichts mehrfach erprobt (in Berlin und Görlitz). Wissenschaftliche Vorträge seitens der Lehrer sind höchst anregend und fruchtbar. Eine Herabsetzung der zulässigen Höchstzahl der Schüler ist sehr zu wünschen. Der Direktor muß ein überlegener Geist und eine gewinnende Persönlichkeit sein; und er muß Zeit haben, wirklich als leitender Geist die ganze Anstalt zu durchdringen. Auf den Direktor möchte ich gern die Stelle in den Piccolomini (I 4) anwenden:

„Eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,

Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Ort".

Öftere Besichtiguugen durch die Provinzialschulräte können sehr segensreich wirken. Über freundliche, mehr anerkennende und ermunternde als abweisende und tadelnde Revisionen der Vorgesetzten handelt in herzerquickender Weise A. Matthias in der Monatschr. f. höh. Schulen 1905, 1. Diese und andere Verwaltungsangelegenheiten zu erörtern wäre unserem Zwecke dienlich; aber hier ist wohl nicht der rechte Ort dafür.

II. Persönlichkeit, amtliche und außeramtliche Stellung des Lehrers.

Von der höchsten, ja von einer zauberhaften Bedeutung ist aber die Persönlichkeit des Lehrers. Sie zieht an, sie stößt ab, sie regt an, sie stumpft ab, sie erhellt jedes Dunkel, sie läßt alles unklar, sie erwärmt, sie läßt kalt, sie reißt fort, sie erregt Widerwillen, sie erzeugt freudige, schöne Leistungen, sie erzielt bei allem Zwange nichts Befriedigendes. Wodurch, das ist schwer zu sagen. Man sagt, der Lehrer müsse geboren sein. Vor der Seele dieses geborenen Lehrers schwebt ein Urbild, nach dem er stetig trachtet, nach dem er schafft und meißelt; seinen Geist haucht er in die Seele des Jünglings, bewußt und unbewußt; dieser wird Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Die weihevollsten Stunden sind die, in denen nicht gelehrt und nicht gefragt und nicht geantwortet wird, sondern der Lehrer bei Erörterung und Wertung des Unterrichtsstoffes sein Innerstes enthüllt und die Jünglingsseele erhebt vor der Macht und Würde einer edlen, ausgereiften Persönlichkeit. Dazu gehört ein klarer Kopf, ein warmes Herz, ein sonniges Gemüt, ein hochstrebender, tatkräftiger, von Mißerfolgen und Enttäuschungen sich nicht beugen lassender Wille, ein ganzer Mann, der mit Stolz und Freude sich bewußt ist, daß er mehr zu leisten hat als gar mancher Angehörige dieses oder jenes hochangesehenen Berufes, daß ihm das Heiligste anvertraut ist, das er in Ausübung „staatlichen Hoheitsrechtes" nicht nur, sondern auf Grund göttlicher Sendung von Geschlecht zu Geschlecht hüten und wahren soll.

Ein solcher Mann amtiert nicht bloß verstandesmäßig, sondern mit künstlerischer Einbildungskraft, mit Gemüt, mit persönlicher Teilnahme, mit Heiterkeit und Geduld, mit dem Feuer der Begeisterung, welches ihn, wenn er auch nicht mehr jung ist, von seinem Sitze aufschnellen und mit Jugendfrische vor seine Klasse treten läßt. Für ihn sind die Schüler auch

noch da nach dem Glockenschlage der letzten Stunde. Ihr ganzes Sein und Streben, ihre Lust und ihr Leid hält er in seiner Hut. Durch zarte Fürsorge außerhalb des Unterrichts lernt er seine Schüler erst recht kennen, und mancher wird dadurch erst für die Sache der Schule gewonnen und auf den rechten Weg zu seinem Lebensziele geführt, manchmal durch ein freundliches Wort, durch eine Anerkennung, durch eine Ermunterung, durch ein Buch. Ein solcher Lehrer braucht nicht immerfort zu sagen: Du sollst, du mußt; die Schüler tun ihm alles zuliebe.

Um diese persönliche Teilnahme am Unterricht, diese geistige Frische und Lebendigkeit zu bewahren, muß der Lehrer wissenschaftlich tätig sein, nicht im „Stunden geben" verdorren, nicht von der Hand in den Mund leben. Wissenschaftliches Streben, das gibt seiner Tätigkeit die Weihe, das spornt auch die Schüler an. Besonders frommt jedem Oberlehrer die Beschäftigung mit der Philosophie; diese gewöhnt an Erforschung der Gründe aller Erscheinungen; sie verhütet am besten Einseitigkeit und Kleinlichkeit, sie richtet den Blick auf das Große und Ganze. Eine vortreffliche Anspornung sind wissenschaftliche Kurse, die aber nicht in die Ferien gelegt werden sollten.

Aber woher soll ich denn die Zeit nehmen? wird mancher seufzen. Und ich muß den Einwand teilweise als berechtigt anerkennen, besonders wenn jemand körperlich nicht ganz kräftig ist. Aber alle sind nicht überlastet. In manchen Fällen könnte die Arbeitslast gleichmäßiger verteilt werden[1]. Es könnten auch weniger Schülerarbeiten geschrieben werden, ohne gegen den Willen der Lehrpläne und der Behörden zu verstoßen. Endlich ist zu hoffen, daß die Verhältnisse sich bessern, sobald nur mehr Menschen den Behörden zur Verfügung stehen. Vielleicht ist dann auch eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl zu ermöglichen und eine Herabsetzung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen. Entschiedener Wille der preußischen Unterrichtsverwaltung ist es, zur Förderung wissenschaftlichen Strebens und Arbeitens die nötigen Erleichterungen eintreten zu lassen, und auch den Anstaltsleitern sind in dieser Beziehung Befugnisse eingeräumt.

Freilich wäre es schön, wenn etwas Anerkennung, Auszeichnung und Lohn, wonach alle menschliche Tätigkeit dürstet, auch der Tüchtigkeit des Jüngeren winkte und nicht alles von dem leidigen Dienstalter abhinge, mit dem leider auch eine Zunahme des Lebensalters verbunden ist.

Die amtliche Stellung und das Ansehen unseres immer noch in der Entwicklung begriffenen Standes in der Gesellschaft

---

[1]) Vgl. den sachkundigen Aufsatz „Schulfragen" in den Grenzboten, 24. Aug. 1905, S. 411f.

hat sich bedeutend gehoben dank der warmen Fürsorge der deutschen Fürsten und der Behörden und dank dem Eifer, mit dem an der inneren Ausgestaltung unseres Standes gearbeitet worden ist. Natürlich muß ein jeder auch fürderhin durch sein ganzes Auftreten in und außerhalb der Schule sich sein Ansehen selbst schaffen und es wahren und fördern. Manche Wünsche werden hoffentlich noch in Erfüllung gehen, und auf diese Weise werden auch mancherlei Hemmnisse der Lehrertätigkeit von selbst schwinden. Man geht damit um, eine „Laufbahn" für die Volksschullehrer zu schaffen; für die Oberlehrer wäre eine solche ebenso wünschenswert. Und sie wäre nach meinem Dafürhalten unschwer zu schaffen. Vermehrte Aussicht auf Beförderung würde natürlich die Berufsfreudigkeit erhöhen und das Ansehen des Standes auch bei der Jugend heben.

Neisse. Otto Michalsky.

Zur Auffassung der 6. Römerode des Horaz.

Als Ergebnis nüchterner Verstandesarbeit, die auf uns Nachfahren Goethes oft genug erkältend wirkt, charakterisiert sich uns die Lyrik des Horaz. Nur selten wird uns warm bei seinen Liedern. Daß der Dichter jedoch auch wirklich echte Herzenstöne findet, beweist neben Gedichten wie dem innigen IV 5: divis orte bonis die 6. Römerode, wie mir scheint, besonders deutlich. Aber nirgends finde ich diese lyrische Schöpfung des Horaz in ihrer Eigenart gebührend gewürdigt. Und doch bricht sich hier eine Urgewalt seelischer Erregung Bahn, die den Dichter seine und des Augustus Absichten völlig vergessen läßt.

Gelassen beginnt trotz der Bedeutung des Gegenstandes der Dichter; und er darf gelassen bleiben. Denn wenn es auch heißt: „Du wirst, o Römer, obwohl selbst unschuldig, die Sünden der Väter büßen", so wird doch sofort ein Ende der Leiden prophezeit in dem Augenblicke, da die gesunkenen Tempel wieder auferstehen. Wir haben nur eine energischere Wendung des Gedankens vor uns: „Baut die Tempel auf, sonst geht es euch weiter schlecht". Die Huld der Götter für die Zukunft ist nicht etwa verloren, sie ist nur an eine leicht erfüllbare Bedingung geknüpft. Darauf wird in jenem sattsam bekannten „gefrorenen Pathos" erzählt, welch Unheil den Römern bereits widerfahren ist oder beinahe widerfahren wäre.

Dann fährt der Dichter fort:

Fecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere et genus et domos.
  Hoc fonte derivata clades sqq.

Ach! An Sünde reich hat die Zeit zuerst die Ehe und die Rasse und das Familienleben verseucht. Das ist die Quelle, aus der der Strom des Unheils sich ergossen hat über Land und Volk.

Mit gutem Grunde habe ich die klagende Interjektion an den Anfang dieses Absatzes gestellt. Auf einmal glaubt man hier den Herzschlag des Dichters zu fühlen, mit einem Schlage setzt hier echtes Pathos ein. Man beachte die Fülle des erregten Ausdrucks in nuptias et genus et domos, als könne der Dichter sich nicht genugtun in der Darstellung dieser Verderbtheit. Und zwar tritt diese veränderte Stimmung so jählings ein, daß ein völliger Bruch mit dem ersten Teile des Gedichts erfolgt, wie das unter anderen bereits K. Lehrs empfunden und ausgeführt hat. Vers 1—16 besagen: Gottesfurcht ist die Grundbedingung unseres Gedeihens. Und hier heißt es ohne jeden Versuch einer Überleitung oder Verbindung: Unsittlichkeit richtet uns zugrunde. Daß ein Erklärer, wie es wohl geschieht, den Riß zu verkleistern imstande ist, tut hier nichts zur Sache; Horaz selbst hat, dieser Gedanke muß ganz nackt herausgeschält werden, nicht den leisesten Versuch einer Verzahnung gemacht. Und in immer gröfserer Leidenschaftlichkeit malt er dann mit den glühendsten Farben die Schamlosigkeit der Mädchen und die wahllose Hingabe der Ehefrauen an den ersten schlechtesten hergelaufenen Kerl, wenn er nur brav bezahlt für ihre Schande (dedecorum pretiosus emptor). Wer den raschen Pulsschlag dieser von sittlicher Empörung durchbebten Strophe spürt, der wird nicht mehr philiströs von Tautologie und Pleonasmus sprechen gegenüber

> sed iussa coram non sine conscio
> surgit marito,

sondern wird jeden einzelnen Ausdruck recht scharf accentuieren: auf Geheiß (scil. des Gatten) ganz öffentlich vor den Leuten, und der Gatte weiß es, wobei iussa und non sine conscio marito nicht zusammenfallen[1]); der Gatte hat ihr nicht nur befohlen, mit ihrem Leibe Geld zu verdienen, sondern er ist auch vorurteilslos genug, dem Geschäft beinahe zu assistieren. So aufgefaßt gibt die Strophe die tiefe Empörung des Dichters wieder, daß man sein Ächzen zu hören meint über die bodenlose Schamlosigkeit dieses Gesindels.

Das waren anderer Eltern Kinder (non his iuventus orta parentibus), so fährt der Dichter fort, die einst Roms Schlachten schlugen, damals gab es noch harte Zucht in latinischen Landen, die unsere Jungen stählte mit schwerer Arbeit bis zum Feierabend. Denn dieses anheimelnde Wort wird man anwenden müssen, wenn man der weichen Stimmung der Verse gerecht werden will:

---

[1]) Ebenso erklärt Porphyrio: scilicet facere non permittente tantum marito, sed etiam iubente.

sol ubi montium
mutaret umbras et iuga demeret
bobus fatigatis, amicum
tempus agens abeunte curru.

Das ist keine ganz bodenständige Poesie, wohl wahr; Erinnerungen an griechische Vorbilder werden mitgeholfen haben; das Homerische: *ἦμος δ' ἠέλιος μετενίσσετο βουλυτόνδε* wird Horaz mitgeklungen haben, wie es uns mitklingt; aber wie meisterlich ist doch das fremde Gut genutzt, den tiefen Abendfrieden für den Arbeitsmüden zu malen.

Der Dichter ist ins Träumen geraten; sein Geist, entrückt den Greueln der Gegenwart, hat sich tief versenkt in glückliche Fernen. Da schrickt er auf: Und wie steht's heute? Mit noch verhaltener Leidenschaft hebt die letzte Strophe an:

damnosa quid non imminuit dies?

Und dann die mächtig einherrauschenden Verse:

aetas parentum peior avis tulit
nos nequiores, mox daturos
progeniem vitiosiorem.

Den rasenden, bedingungslosen Verfall der Römerwelt von Stufe zu Stufe innerhalb der letzten Generationen, den völlig hoffnungslosen Ausblick in die Zukunft in drei Versen zu schildern, das mache dem Dichter erst einer nach; das ist nicht auszuklügeln, auf einmal ist es da, und Horaz hat selbst nicht gewußt, von wannen es kam. Das ist ekstatische Kunst. Und wie hier die charaktervolle, zielstrebige alkäische Strophe die Grandiosität der Diktion noch hebt und wie hier die eigenartige Wucht der lateinischen Sprache geradezu zerschmetternd wirkt! So ist es in Wahrheit mit diesem „hübschen Gedicht" beschaffen, wie es Lehrs nennt. Ein gigantisches Gedicht ist es, in heiligem Zorn geboren, wie es seinem Schöpfer nicht zum zweiten Male geglückt ist.

Mit einem gellenden Verzweiflungsschrei schließt der Dichter: Laßt alle Hoffnung fahren! Vielleicht hat der ungewöhnliche Ausdruck: daturos progeniem eine verächtliche Schattierung des Gedankens, die man wiedergeben könnte: bestimmt, eine noch ärgere Sippe in die Welt zu setzen. Jedenfalls schließt das Gedicht mit einem hoffnungslosen Aufschrei, und somit steht der Schluß in schroffem Gegensatz zum Anfang. Bei Kießling-Heinze heißt es in der Einleitung zunächst ganz meiner Auffassung entsprechend: „und schließt (scil. der Dichter) absichtlich mit der Aussicht auf unaufhaltsamen Verfall"[1]). Wenn ich aber weiter lese: „um so

[1]) Die Anmerkung zur Schlußstrophe lautet: „So geht es unaufhaltsam abwärts und wird weiter abwärts gehen, wenn nicht die in den ersten Strophen gepredigte Rückkehr zur Gottesfurcht eintritt". Nein, die Prophezeiung des Untergangs ist an gar keine Bedingung geknüpft. Wer aus der letzten Strophe noch ein „wenn" heraushört, der empfindet nicht ihre zermalmende Wucht.

die Gemüter aufzurütteln und für die von Augustus wohl schon frühe zur Hebung der Sittlichkeit geplanten Maßnahmen empfänglich zu machen", so kann ich diesen Finalsatz ebensowenig wie irgend einen andern unterschreiben, meine vielmehr, daß der Dichter hier einmal in dichterischer Verzückung vergißt, was er eingangs gesagt hat (donec templa refeceris), vergißt, was er und doch wohl auch Augustus mit diesem Odenzyklus bezweckten, und nun — an ungelegenster Stelle — seine tiefste wahre Herzensmeinung heraussprudelt, wie sie ihm jetzt gerade die Stimmung des Augenblicks eingab, seine Verzweiflung an der moralischen Wiedergeburt wenigstens der Kreise, in denen er selber verkehrte. Monte decurrens velut amnis, imbres quem super notas aluere ripas, fervet; brausend ergießt sich der Strom der Begeisterung, über seine Ufer schwellend, in ein neues Bett und strömt unaufhaltsam einem neuen Ziele zu. Begreifen kann man diesen plötzlichen Ekel und diesen Ausbruch der Verzweiflung sehr wohl; man braucht nur an Augustus selber zu denken, der so beflissen ist, der Unzucht durch Gesetze zu steuern, ohne sich selbst im mindesten zu zügeln. Quid leges sine moribus vanae proficiunt?

Eine Frage bleibt freilich zu beantworten: Wie konnte Horaz ein Gedicht, das so wenig den Absichten des hohen Herrn entsprechen konnte, dessen Auftrage oder doch Wunsche diese Lieder ihre Entstehung verdanken mochten, wie konnte Horaz dieses Gedicht unter die Römeroden aufnehmen und an so bedeutungsvolle Stelle setzen? Nun, der Dichter hat wohl Verständnis genug gehabt, einzusehen, daß dieses „illegitime" Kind, im Rausche einer ihm sonst fremden Begeisterung erzeugt, erhalten bleiben mußte, so wenig es sich auch in seine Umgebung fügen mochte.

Groß-Lichterfelde b. Berlin. Lothar Wendriner.

Kritische Bemerkungen zu Cäsars Bellum Gallicum.

II. Meusels allseitig anerkannte Ausgabe ist in zweiter Auflage erschienen[1]). Sie ist nicht nur im Titel geändert, sondern der erste Blick zeigt dem Leser, daß sie noch splendider als früher ausgestattet ist, daß direkte und indirekte Rede im Druck unterschieden und die Kapitel, wo es nötig schien, in kleinere Abschnitte zerlegt sind; die in Schulbüchern übliche Orthographie ist durchgeführt, und auf Grund sorgfältigster Prüfung sind viele Änderungen, geringe und erheblichere, vorgenommen, deren Verzeichnis den Lehrern von der Verlagsbuchhandlung unentgelt-

[1]) C. Iulii Caesaris commentarii rerum in Gallia gestarum VII. A. Hirtii commentarius VIII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Meusel. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit von R. Schneider. Zweite Auflage. Berlin 1908, W. Weber. XV u. 284 (u. 16) S. 8. geb. 1,60 ℳ.

lich angeboten wird. Meusels ausgezeichnete Darstellung über Leben und Schriften Cäsars ist, fast unverändert, wieder vorangestellt, und hinten findet sich das Verzeichnis der Eigennamen und R. Schneiders knapp gefaßter, aber inhaltreicher Aufsatz über das römische Kriegswesen. Darin ist auf Grund seiner und E. Schramms jüngsten Arbeiten der Abschnitt über die antiken Geschütze völlig umgearbeitet, die Zeichnungen der vinea und der turris ambulatoria sind durch bessere ersetzt, und statt der früheren catapulta und ballista sind ein steinschleudernder Einarm und ein zweiarmiges Pfeilgeschütz in Vorder- und Seitenansicht in zuverlässigen Darstellungen gegeben; hinter 'erreicht' S. 279 M. ist 'beim Einarm' hinzuzusetzen, und S. 277 unter der betreffenden Figur zu 'Signum' noch die Worte 'eines Manipels'. In der Mitte derselben Seite stände statt der unantiken 'Fahnen' vielleicht besser 'Feldzeichen'. Da es S. 271 heißt: „Das Lager war das Abbild einer wohlangelegten Stadt", so hätte auf S. 278 beim 'Kampf um feste Plätze' gesagt sein sollen, wie eine wohlangelegte Stadt befestigt zu sein pflegte. S. 267 wäre mit Rücksicht auf II 25, 2 die Bemerkung zweckmäßig gewesen, daß auch der Feldherr nicht ohne Schild war. — Auf der von Meusel beigegebenen Karte von Gallien sind die Namen *Metiosedum* und *Lutetia* unverändert geblieben, auch S. XV Z. 3 das Wort 'Paris', das den Leser in dieser Umgebung zu modern anmutet.

Über die Textveränderungen wird H. Meusel selbst in den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin Rechenschaft geben; daher begnüge ich mich, hier noch einige Vorschläge anzufügen in der Hoffnung, daß er von dem einen oder anderen wieder bei einer neuen Auflage wird Gebrauch machen können.

Wie Meusel IV 7, 3 *venisse* ⟨*se*⟩, IV 27, 5 *ignoscere* ⟨*se*⟩, V 36, 2 *sperare* ⟨*se*⟩ ergänzt hat, so ist vielleicht auch I 14, 3 *deponere* ⟨*se*⟩ zu vervollständigen.

I 19, 1 ist nach meiner Meinung *cum* (für *quod*, dem vorhergehenden *cum* koordiniert) *a magistratu Haeduorum* '*accusaretur* zu schreiben und dieser Satz vor *quod ea omnia .. iniussu suo .. fecisset* zu setzen, so daß *iniussu suo* sich auf *magistratu* (= Liscus, vgl. 18, 1) zurückbezieht.

I 31, 2 möchte *se* vor *venturos* in *suos* zu verwandeln sein, so daß bestimmt die Geiseln § 15 gemeint sind.

I 31, 16 ist *auctoritate .. exercitus* auffällig. 33, 1 *auctoritate* meint nur Cäsars maßgebendes Ansehen, und etwas anderes ist IV 16, 7 *opinionem eius exercitus*. Man sollte 31, 16, unter Wegfall von *atque*, umgestellt erwarten: *vel exercitus recenti victoria*. Auf diese Weise entstehen drei gleichgebaute, einander genau entsprechende Glieder.

Da I 36, 3 *armis congressi* nur *quoniam belli fortunam temptassent* aufnimmt, so bleibe ich bei meiner Meinung, daß das folgende *ac* zu tilgen ist.

I 41, 3 verdient *per* $B^2\beta$ den Vorzug vor *cum* α.

I 51, 3 ist *milites* mit af wegzulassen, zumal es bei Cäsar selten von Nichtrömern gebraucht wird.

II 30, 4 dürfte die geringe Änderung ausreichend sein: *turrim* *ad* (für *in*) *muros* (mit α) .. *conlocare*. Daß der Plural *muri* auch von einer Stadtmauer vorkommt, zeigen Stellen in Meusels Cäsar-Lexikon. Im übrigen verweise ich auf diese Zeitschr. XLVIII S. 772.

III 4, 1 wird das überlieferte *rebus* .. *conlocandis* geschützt durch B. Alex. 33 *rebus* .. *conlocatis*.

Ist III 13, 6 *hac* hinter *confectae* noch Rest eines ehemaligen *et consutae*, das leicht hinter *confectae* verstümmelt werden konnte, aber nicht gut entbehrt werden kann?

III 24, 2 scheint *suam* hinter *multitudinem* ausgefallen zu sein, das der Deutlichkeit dienen und den Gegensatz zum folgenden *nostrorum* bilden würde.

IV 16, 7 ist *uti opinione* .. *tuti esse possint* ein störendes Einschiebsel nach § 6; es ist entstanden, weil man das mit *tantum* beginnende Epiphonem als solches nicht erkannte.

V 40, 1 empfiehlt der lateinische und im besonderen der Cäsarianische Sprachgebrauch die Konjektur: *praemiis si* ⟨*qui*⟩ *pertulissent*.

Sollte nicht Cäsars Redeweise die Ergänzung V 43, 7 *deturbati* ⟨*sunt*⟩ *turrisque succensa est* notwendig erscheinen lassen? *Sunt* konnte vor *turris* leicht ausfallen.

V 49, 2 hat Meusel meine Vermutung *Gallium* ⟨*alium*⟩ aufgenommen. Aber danach kann doch wohl *repetit* nicht stehen bleiben, das nur als alte Konjektur anzusehen ist. Die Gewähr bietenden Hss. haben *repperit*. Man erwartet *petit* oder *expetit*.

VI 28, 4 stört der Satz *sed adsuescere* .. *excepti possunt* jedenfalls den Zusammenhang. Er ist entweder Randbemerkung eines Lesers zu § 3 *hos studiose foveis captos interficiunt*, oder er stand, vom Verf. selbst geschrieben, ursprünglich gleich hinter diesem Satze.

VI 37, 9 kann das von mir vorgeschlagene *paene* vor *nullum* .. *praesidium* um so weniger fehlen, als § 3 doch gesagt ist: *vix primum impetum cohors in statione sustinet*. VII 20, 12 ist *paene* nach *fame* in β hinzugefügt, VIII 8, 4 ist es nach *ratione* in β ausgefallen.

VI 40, 6 scheint *se* .. *recipere conati* .. ⟨*se*⟩ *demiserunt* notwendig.

VII 64, 2 sollte man nach *neque fortunam temptaturum* nicht *aut acie dimicaturum*, sondern das erklärende *et* erwarten.

VII 71, 9 ist *exspectare* .. *parat* seltsam; *his rationibus* gehört jedenfalls zu *bellum administrare*; daher ist *exspectare et* in *exspectans* zu ändern.

VIII 8, 3 ist *multitudinis* hinter *animus* schwerlich richtig, wenn auch jemand darin einen Gegensatz zum vorangehenden *consilio* suchen möchte; entweder ist es in *militum* zu ändern oder einfach zu streichen, indem im Genitiv zu *animos* die Mitglieder des Kriegsrats zu denken sind.

VIII 35, 3 möchte ich *dispositis* [*ibi*] *praesidiis* schreiben und 43, 1 *oppidi* hinter *moenium* stellen.

VIII 44, 1 ist *neque exitum consiliorum suorum animadverteret* nicht zu halten; man erwartet etwa *neque exitum negotiorum fore animadverteret*, und darauf, unter Berücksichtigung von Sβ, *plures* ⟨*rebellandi*⟩ *consilia inissent*.

Groß-Lichterfelde. Wilhelm Nitsche.

Die Konjectur eines Schülers zu Tacitus' Agricola c. 24.

Die Stelle gehört nicht zu denen, an welchen der Philologe nicht vorbeikommt, ohne einen Heilungsversuch zu machen; den Herausgebern erscheint im Gegenteil alles hinreichend klar und deutlich:

Agricola expulsum seditione domestica unum ex regulis gentis (Irlands nämlich) *exceperat ac specie amicitiae in occasionem retinebat. saepe ex eo audivi legione una et modicis auxiliis debellari obtinerique Hiberniam posse; idque etiam adversus Britanniam profuturum, si Romana ubique arma et velut e conspectu libertas tolleretur.*

Die einzige Schwierigkeit, die man hier fand, war die Beziehung des *ex eo*; es von dem Häuptling zu verstehen, wie zunächst liegt, verwehrt der Umstand, daß Tacitus nicht in Britannien gewesen ist. So weisen uns die Erklärer denn an, *ex eo* von Agricola gelten zu lassen, und zeigen durch einige andere Stellen, dafs solche Härte nicht untaciteisch sei. Aber indem man so den grammatischen Anstand beseitigte, schuf man einen viel schlimmeren sachlichen, ohne ihn freilich zu sehen. Zu meiner Freude wurde er bei der Besprechung der Stelle von der Klasse gefunden: Agricola bezichtigt sich selber einer groben Pflichtvergessenheit, wenn er eine so bequeme Gelegenheit, das Reich zugleich zu sichern und zu vergrößern, gesehen und unbenutzt gelassen.

Wie hier zu helfen, hatte ich nicht gesehen; ich mußte mich begnügen, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen. Aber noch war ich nicht fertig, da erhob sich ein Primaner mit der Frage, ob man denn nicht *audivit* für *audivi* lesen könne. Und zweifellos hat er damit das Richtige getroffen. Das sachliche Bedenken ist hinfällig geworden, *ex eo* hat seine natürliche Beziehung gewonnen, und die Tempora in *posse* und *profuturam* passen jetzt erst; denn bei der so lange angenommenen Erklärung hätte es doch *potuisse* und *profuturum fuisse* heißen müssen.

Marienburg. Fr. Heidenhain.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Deutsche Schulausgaben. Herausgegeben von **J. Ziehen.** Leipzig, Dresden, Berlin. L. Ehlermann.

1) Band 48. **E. Stutzer, Lehrbuch zur deutschen Staatskunde.** 168 S. 8°

Als ich unter den mir von der Redaktion dieser Zeitschrift neulich zugesandten Bänden auch den mit dem oben stehenden Titel versehenen bemerkte, war ich nicht wenig überrascht und erstaunt. Wie komme ich, fragte ich mich, der ich mich niemals ernstlich mit Geschichte, geschweige denn mit politischer Literatur befaßt habe, dazu, ein Buch zu besprechen und zu beurteilen, welches ausschließlich von politischen Dingen handelt? Ich glaubte, daß es mir, wenn nicht an politischer Bildung, doch an politischem Wissen fehle, um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, und ich wollte das Buch schon „mit verbindlichstem Dank" zurückschicken. Als ich dann aber doch anfing, darin zu blättern, entdeckte ich bald, daß weder die behandelten Gegenstände selbst noch die Art ihrer Behandlung meinen Horizont überstiege. Im Gegenteil, ich folgte den Ausführungen mit ungeteilter Aufmerksamkeit, und je weiter ich vordrang, desto mehr wurde ich von dem Inhalt gefesselt. Nach Vollendung der Durchsicht aber kam ich zu der Überzeugung, daß der Verfasser wirklich einen guten Griff getan hat, indem er als Vorschule für das bürgerliche und politische Leben eine Reihe von Auszügen aus den Werken unserer tüchtigsten Staatsrechtslehrer zusammenstellte, die in erster Linie für reifere Schüler und Studierende bestimmt sind, aber, wie ich meine, auch auf weitere Kreise wirken können. Denn es ist wohl unbestreitbar, was in der Vorrede gesagt ist, daß es mit dem politischen Wissen der Gebildeten in Deutschland im allgemeinen nicht am besten bestellt ist.

Die Sammlung zerfällt in drei Teile. Der erste bringt Auszüge aus Schriften, die der Darstellung allgemeiner Themata aus dem Gebiete des Staatsrechtes gewidmet sind. Es ist die Rede

von der Entwickelung und dem Ursprunge des Staates, von dem Wesen der Selbstverwaltung, von Staat und Gesellschaft, von staatlicher Sozialpolitik usw. Der zweite, der durch die frisch geschriebene und packende Rede Sohms über die Entwickelung des Staatsgedankens in Deutschland eingeführt wird, handelt von den Zuständen des Deutschen Reiches, seiner Begründung, seiner Verfassung, seiner Regierung und Verwaltung, seinen Finanzen, seiner Weltstellung und Weltpolitik. Hier finden wir auch eine Rede Bismarcks, wie denn in den meisten der hierher gehörigen Aufsätze ein Hauch von dem Geiste des großen Kanzlers zu spüren ist, indem vielfach seine schöpferischen Gedanken dargestellt und erläutert werden. Die Aufsätze des dritten Teiles verfolgen den Weg, den der preußische Staat zurückgelegt hat, um an die Spitze von Deutschland zu gelangen. Man müßte, um die Bedeutung der einzelnen Artikel in das rechte Licht zu setzen, auch die Namen der Verfasser angeben. Das ist aber nicht wohl angängig, weil es zu viele (18) sind. Ich nenne nur die bekanntesten Namen: Bluntschli, Geffcken, Laband, Lamprecht, Paulsen, den schon erwähnten Sohm, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß die Beiträge der übrigen — vielleicht nur dem Schreiber dierer Zeilen weniger bekannten Autoren — hinter den andern zurückstehen. Es sind, wie gesagt, meist nur Auszüge, die hier geboten werden. Aber durch die Mannigfaltigkeit der Gaben gewinnt der Leser zugleich die Möglichkeit, die gesamte staatsrechtliche Literatur zu überschauen, die Namen der wichtigsten Werke und ihrer Verfasser kennen zu lernen und, wenn er will, durch weitergehende Studien der Originalwerke seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Noch ein Anhang ist dem Buche beigegeben, der Auszüge aus der Verfassung des Reiches und der Einzelstaaten, namentlich Preußens, ein paar Kernsprüche Friedrichs des Großen und Bismarcks, sowie eine Zeittafel enthält. Möge dem gut ausgestatteten Buche der erhoffte Erfolg beschieden sein.

2) Karl Kinzel, Aus Goethes Prosa. Kleine Dichtungen und Aufsätze. 191 S. 1,45 *M.*

Einem größeren Kreise soll dies Buch laut der Vorrede Goethes Bild erweitern und vertiefen. Aber ist dazu eine Auswahl vonnöten, sind heute nicht Goethes sämtliche Werke in wohlfeilen Ausgaben überall verbreitet und zur Hand? So könnte man fragen. Gewiß, aber die Gesamtwerke sind ein Irrgarten, in dem sich der Laie nur schwer zurechtfindet: gar zu leicht übersieht er das Wichtige und Wesentliche, wird irre gemacht durch Ausführungen, die heute veraltet erscheinen und nur noch historischen Wert haben und läßt sich schließlich wohl gar durch die Masse des andrängenden Stoffes von der Suche und Auslese abschrecken. Darum mag es manchem willkommen sein, das

Beste und Lesenswerteste in einem handlichen Bande vereinigt und geordnet zu sehen, um es so „rein“, wie Goethe vielleicht sagen würde, zu genießen; zumal wenn durch Erklärungen Verständnis des Ganzen wie der Einzelheiten geebnet wird.

Drei Teile enthält der vorliegende Band. Der erste bietet zwei Proben von Goethes Prosadichtung, die Novelle und eine Erzählung aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, diejenige, die Goethe selbständig entworfen hat. Der zweite bringt Beiträge zur dichtenden wie zur bildenden Kunst. Zunächst Goethes Auslassungen über Shakespeare, die Rede zum Shakespearetag des Jahres 1771, die auf Shakespeare sich beziehenden Episoden des Wilhelm Meister, zuletzt die Abhandlung „Shakespeare und kein Ende“, von dieser natürlich nur den ersten Teil. Dann folgt der Aufsatz „Von deutscher Baukunst“, weiterhin Auszüge aus Goethes „Winckelmann“, die Aufsätze über Laokoon und über das Abendmahl Lionardos, dieser gekürzt. Mit der mittelalterlichen Kunst und der Sammlung der Gebrüder Boisserée werden wir bekanntgemacht durch einen Abschnitt, den der Herausgeber mit dem Titel „Das Erwachen der niederrheinischen und niederländischen Malerei“ versehen hat, es ist ein Auszug aus dem Kapitel „Heidelberg“ in den Kunstschätzen am Rhein, Main und Neckar. Nun folgt der dritte Teil mit Beiträgen aus den kleineren selbstbiographischen Schriften Goethes: der Übergang über die Furka aus den Briefen aus der Schweiz, die Kanonade von Valmy aus der Kampagne in Frankreich und die Zwischenrede, Goethes Bericht über seine erste Bekanntschaft mit Schiller, drei Abschnitte aus den Tag- und Jahresheften (1796, 1804, 1805), dazu das Schlußwort: „Dankbare Gegenwart“, endlich der Aufsatz des Dichters über seine Beziehungen zu Lord Byron.

So liegt eine Auswahl vor uns, die mit Geschick und Umsicht getroffen ist, das sieht man nicht nur aus dem, was da steht, sondern auch aus dem, was weggeblieben und übergangen ist. Für den Unterricht wird namentlich der zweite Teil brauchbar sein, der auch mit einigen gut ausgeführten Abbildungen ausgestattet ist. Zu bedauern ist, daß der Aufsatz über das Rochusfest in Bingen ganz unberücksichtigt geblieben ist. Er ist schon deswegen so anziehend, weil er uns den „Olympier“ in einer ganz ungewohnten Beleuchtung zeigt. Den Hofmann und Geheimrat hat er in die Tasche gesteckt, labt sich an dampfenden Würsten und Landwein, von dem er ein Krüglein nach dem andern kommen läßt, und plaudert mit den Landleuten wie mit seinesgleichen über allerlei Gestein, über Weinwachs, Legenden und Wetterprophezeiungen, auch dabei seinen in die Weite gehenden Wissenstrieb nicht verleugnend. Wem es wie dem Unterzeichneten vergönnt war, der Rochusfeier einmal als Zuschauer anzuwohnen, der wird erstaunen über die Treue der

Goetheschen Schilderung und gerade diesem Aufsatz besonders zugetan sein. Ob der Herausgeber an den kleinen Aufsatz über Nachahmung der Natur, Manier und Stil gedacht hat? Auch ihm möchte man einen Platz in der Sammlung gönnen.

Die den Texten vorausgehenden Einleitungen verbreiten sich über die Abfassungszeit, Zweck und Bedeutung der einzelnen Aufsätze, die knappen, nur in den biographischen Beiträgen reichlicher fließenden Fußnoten erklären das Einzelne. Hier möchte ich zweierlei zu bedenken geben: Im Aufsatz von deutscher Baukunst heißt es (S. 76): „Wie über dem Haupteingange der zwei kleinere zu'n Seiten beherrscht“ usw. und der Herausgeber bemerkt dazu: „Der gotische Bogen des Portals faßt die beiden nebeneinander liegenden Türen zu einem Ganzen zusammen“. Das ist unklar oder gar unrichtig. Goethe meint offenbar die beiden Seitenportale, die von dem hochstrebenden Bogen des Hauptportals wohl beherrscht, aber nicht zusammengefaßt werden. Zusammengefaßt werden dagegen die beiden Türflügel des Haupteinganges. Zweitens: Der Tod des Athleten Milon wird nicht von Herodot, wie S. 117 angegeben ist, sondern von Strabo (VI 263) und mit einigen Abweichungen von Pausanias (VI 14) berichtet. Herodot gedenkt im dritten Briefe des Milon nur im Vorübergehen.

3) Julius Ziehen, Goethes Italienische Reise. In verkürzter Gestalt herausgegeben.

Niebuhrs abfälliges Urteil über Goethes Italienische Reise ist längst verklungen. Daß der Bericht, objektiv genommen, ungemein einseitig ist und nach unserer Auffassung unbegreifliche Lücken zeigt, ist offenbar. Aber man bewundert wie immer bei Goethe die Schärfe der Beobachtung und die Kunst der Darstellung, die auch das Kleine und Unbedeutende emporhebt und anziehend macht, und betrachtet das Ganze als das, was es sein soll und in Wahrheit ist, nämlich ein Beitrag zu der Lebens- und Entwickelungsgeschichte unseres großen Dichters. So angesehen und gewürdigt behält das Werk seinen unverlierbaren Wert, zeigt es uns doch den Dichter, wie der Herausgeber des vorliegenden Auszuges treffend sagt, auf einem Höhepunkt seines Lebens, in einem Prozeß der Weiterbildung zu neuen ungeahnten Daseinszielen, der in dem Leser nicht nur immer wachsende Bewunderung, sondern ein frohes Gefühl innerster Teilnahme an dem Glück des Erzählers erweckt. Der Gedanke, das Werk, das überdies auch in sachlicher Beziehung einen so unendlich reichen Inhalt hat, auch für Schule und Unterricht fruchtbar zu machen, ist also wohlberechtigt. Und der bequemste Weg dazu mag ja wohl ein Auszug sein, der das irgendwie Anstößige, minder Wichtige, allzu Spezielle und rein Persönliche ausscheidet, wobei denn freilich so schöne Episoden, wie die von dem drolligen

Prinzeßchen oder die von der schönen Mailänderin u. a. m. erbarmungslos geopfert werden müssen. Nun steht es freilich damit nicht so wie mit der Septuaginta. Wollte man 70 im Lehrfach wohlerfahrene Personen mit der Herstellung eines solchen Auszuges beauftragen, so würde man sehen, daß nicht zwei völlig zusammenstimmen, manche würden vielleicht weit auseinandergehen. Der eine würde die Kunst, ein anderer die Natur und die Landschaft, ein dritter die Volkssitten, ein vierter die Geologie und Botanik, noch ein anderer die anekdotenhaften und novellistischen Züge stärker hervortreten lassen. Es wäre daher zwecklos über einzelnes zu rechten, im ganzen wird man der Auswahl zustimmen können, jedenfalls erhält man ein Bild von der Weite und der Vielseitigkeit der Eindrücke, die Goethes empfänglicher Geist in Italien aufgenommen und sich eingeprägt hat. Manchmal fragt man freilich verwundert cui bono?, wenn man z. B. bemerkt, daß der Vers: Fluctibus et fremitu resonans, Benace marino — er gehört bekanntlich dem Vergil an, wird aber von Goethe ungenau zitiert — oder das Marlboroughliedchen samt Hackbrett und Violine einfach unter den Tisch gefallen ist. Indes das sind ja Kleinigkeiten. Bedenklicher ist, daß die Erläuterungen, die diesmal wider alle Regel dem Text vorangehen, den Leser so oft im Stich lassen. Was will überhaupt eine Hand voll Anmerkungen und wenn es auch zwei oder drei sind für Goethes Italienische Reise, mag sie auch stark gekürzt sein, bedeuten, wo der Leser Seite für Seite Aufklärungen verlangt. Der Herausgeber fühlt das auch selbst. Wenn er aber dafür die neuesten Goetheausgaben und verschiedene Einzelschriften nennt, aus denen man sich Rat holen könne, so heißt das anstatt der Barzahlung höchst unsichere Anweisungen ausstellen. Denn abgesehen von der großen Weimarer Ausgabe, die wohl Lesarten, aber keine Erklärungen bringt, — wer von den Lesern, auf die der Herausgeber rechnen kann, wird im Besitz der schönen v. d. Hellenschen Ausgabe oder der Heinemannschen sein, denen es allerdings an Anmerkungen nicht fehlt? Die angeführten Einzelschriften aber können vielleicht zur Ergänzung, aber schwerlich oft zur Erläuterung des Goetheschen Textes dienen. Und was das merkwürdigste ist, von der Hempelschen Ausgabe, die weiter verbreitet ist als die genannten und Düntzers großen, grundlegenden Kommentar zur Italienischen Reise enthält, verlautet hier kein Wort. Gewiß ist die Angabe der einschlägigen Literatur dankenswert; aber zunächst heißt es doch: hic Rhodus, hic salta! Mag die Knappheit der Erläuterungen durch Raummangel, wie es beinahe scheinen will oder sonstwie bedingt sein — ein Mangel ist sie immerhin. Und dieser Mangel wird auch nicht aufgewogen durch die frisch und warm geschriebene Einleitung, worin die Entstehungsgeschichte der Italienischen Reise dargelegt wird, und die hübschen Abbildungen — sieben an Zahl — die eine willkommene

Ergänzung zu des Herausgebers kunstgeschichtlichem Anschauungsmaterial zu Goethes Italienischer Reise bilden. Den Druckfehler auf S. 9 Joasaph für Josaphat wird eine zweite Auflage des Buches wohl beseitigen.

4) Sammlung Göschen. Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde. I u. 135 S., II u. 108 S.

Die neuerdings erschienene dritte Auflage der vorliegenden Sammlung ist so beträchtlich verstärkt worden, daß aus dem einen Bändchen nun zwei geworden sind. Zu den Liedern der zweiten Auflage sind noch 24 Nummern hinzugekommen. Die Reihe der historischen Lieder ist bis auf den letzten großen Krieg, ja noch weiter fortgeführt, das letzte ist gar ein österreichisches, das aus den Kämpfen in Bosnien und in der Herzegowina stammt. Dagegen vermißt man immer noch die bekannten Lieder von der Pavierschlacht. Durch die Aufnahme von Texten, in denen einzelne Klassen, Bergleute, Jäger, Hirten, zu Worte kommen, ist die Auswahl noch vielseitiger geworden, auch einige Schnadahüpfl tummeln sich in dem bunten Reigen. Die Melodien, von denen einzelne in einem besonderen, dem letzten Abschnitt der Sammlung, vereinigt waren, sind jetzt mit den Texten verbunden und bedeutend vermehrt. Auch das Vorwort ist um ein paar Seiten gewachsen, indem die in der neuesten Zeit wieder lebhaft hervorgetretenen Bemühungen um die Wiederlebung und Pflege des Volksliedes verfolgt werden. Die ausgiebigen Einleitungen und Anmerkungen des älteren Bestandes sind im wesentlichen unverändert geblieben, der Zuwachs mit entsprechenden Erläuterungen versehen. Zweierlei möchte ich hinzufügen. Es scheint mir nicht ausgemacht, daß unter dem wunderbösen Weib, das in der Schwimmersage (I S. 118) genannt wird, die Mutter zu verstehen ist, auch wenn es das liebende Mädchen als unsere Tochter bezeichnet. Auch eine ältere Hausgenossin oder Vertraute kann so sprechen. Wenn ich nicht irre, hat Hildebrand einmal — ich weiß nicht wo — über diese freiere Anwendung des Pronomens unser gehandelt. Zweitens ist in dem Satze (II S. 30) „Wånn unsre zwa Herzlan zwa Glöcklan, dō Freud" nicht, wie der Herausgeber annimmt, im Vordersatze ein „wären" zu ergänzen, sondern dies steckt in dem Worte wånn, das offenbar durch Verschleifung aus waren = wären entstanden ist.

Weimar. F. Kuntze.

A. Böhtlingk, Bismarck und Shakespeare. Stuttgart und Berlin 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VIII u. 149 S. 8. 3 ℳ.

„Man kann die ganze Literatur über den Eisernen Kanzler durchlesen und man wird sein Verhältnis zu dem englischen Dichterkönige kaum angedeutet finden", so heißt es im Vorworte.

Das trifft nicht ganz zu. Klein-Hattingen allerdings in seinem ebenso groß angelegten wie kleinlich-einseitigen Werke mit dem stolzen Titel „Bismarck und seine Welt, Grundlegung psychologischer Biographie“ erwähnt nur zweimal, soviel ich sehe, und zwar ganz kurz, Bismarcks Liebe zu Dichtern, vor allem zu Goethe und Schiller, ohne Shakespeare auch nur zu nennen. Daß Liman die Wahlverwandtschaft Bismarcks und des großen Briten wenigstens streift, hebt Böthlingk selbst hervor. Unbekannt geblieben ist ihm offenbar die in dieser Zeitschrift 1905 S. 155 f. von mir kurz angezeigte Schrift von Prutz über Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen; S. 144—148 findet man das Verhältnis des Kanzlers zu Shakespeare erörtert. Daß anderseits in der ganzen neueren Shakespeare-Literatur die Beziehung der beiden Männer gar nicht erwähnt wird, wie B. behauptet, geht etwas zu weit: es fragt sich allerdings, was unter „Beziehung“ verstanden wird. Max J. Wolff in seinem mit Recht gerühmten Werke über Shakespeare hebt im zweiten Bande (1908) S. 390 die Liebe zur Natur, das Ziel, „ihren Kohl selber zu bauen“, als Gemeinsamkeit beider hervor. „Starkes Befremden, wohl auch bedenkliches Kopfschütteln“ erregt „die Zusammenstellung der beiden Namen“ doch nicht bei allen; es kommt nur darauf an, in welcher Weise und wie eng man sie verbindet. Und da schießt unser Verfasser in seiner Schrift denn doch bedenklich übers Ziel hinaus, wenn er meint: „Bei der Zusammenstellung Bismarcks und Shakespeares handelt es sich in der Tat um nichts Geringeres als um Aufhellung des Werdeganges unserer gesamten (!) Geisteskultur, aus ihrer Wurzel heraus bis in ihre höchsten Kronen hinein“, und wenn er am Schluß des Vorwortes die Frage aufwirft: „Wie, wenn das Verständnis des einen am wirksamsten durch das Verständnis des andern gefördert würde?“

Der erste Abschnitt (bis S. 12) „Wie Bismarck zu Shakespeare gekommen“ bringt für den Literaturkenner nichts Neues, stellt aber den Stoff vollständig und übersichtlich zusammen.

Der zweite Abschnitt (bis S. 54) behandelt Shakespeares Grundanschauungen in sechs Unterabteilungen: Dichter und Mensch eins, Religion und Ethik, Ehrbegriff, Dichterische und göttliche Gerechtigkeit, Humor, Anschauung vom Staate mit Rücksicht auf Vaterlandsliebe, Stellung zum päpstlichen Rom, Königtum, Hofstaat, Mißstände im Staate, Volksmenge. Durchaus stimme ich dem Verfasser zu, wenn er den Dichter einen entschiedenen Monarchisten und Gegner Roms nennt; ein Fragezeichen aber muß ich zu dem Satze (S. 40) machen: „Aus einem Könige einen vollwertigen Menschen und aus einem vollwertigen Menschen einen König werden zu lassen, ist recht eigentlich die Achse, um die sich Shakespeares Königsdramen drehen“. Der Dichter hielt sich meines Erachtens genau an die Geschichte, ohne stark zu idealisieren. Deshalb bin ich auch nicht ganz ohne Bedenken,

wenn Verfasser am Schlusse „reines Menschentum“ als die Achse bezeichnet, um die sich Shakespeares „ganze Dramatik“ dreht. Solche Auffassung geht vielleicht etwas zu weit. Doch sicherlich blieb dem Dichter nichts Menschliches fremd.

Der dritte Abschnitt (bis S. 84) trägt eine Überschrift, die nicht ganz mit dem Inhalte stimmt. Bismarcks Shakespearezitate — ja, einige, aber nicht alle, und an manchen Stellen überhaupt kein Zitat, sondern eine nicht immer ganz ungezwungen hergestellte Beziehung zum Dichter, z. B. bei der vierten Unterabteilung: Iffland oder Shakespeare. Der Verfasser zieht nämlich Roons Brief vom 26. Juni 1862 heran, in dem es heißt: „Mehr Handlung muß in das langweilige Ifflandsche Familiendrama gebracht werden oder wir sterben an allgemeiner Geringschätzung“. Böhtlingk fährt dann fort: „Mit anderen Worten: Bismarck sollte kommen, um aus dem langweiligen Ifflandschen Familiendrama eine Shakespearsche Historie zu machen“. Mit ganz demselben Rechte aber könnte z. B. Schiller genannt werden, um so mehr, da an dessen Wallenstein [1]) der deutsche Reichskanzler in einigen Beziehungen erinnert. Ebenso willkürlich zieht der Verfasser in der siebenten Unterabteilung, die sich mit 1866 befaßt, gerade Shakespeare wieder heran. „Ist es nicht, als hörte man Kent, den Getreuesten der Getreuen, über sein Verhältnis zum greisen König Lear sich aussprechen? Auch dem greisen König Wilhelm fehlte es offenbar nicht an Festigkeit und Hartnäckigkeit“. Sicherlich nicht, aber ist etwa darin eigenartig Shakespearisches zu finden? „Daß der Geist des englischen Dichterkönigs den deutschen Recken niemals greifbarer umschwebt hat, als während des Feldzugs nach Frankreich hinein“ (S. 77), muß als eine durch keine Tatsache zu erhärtende subjektive Ansicht Böhtlingks bezeichnet werden. Ferner können manche Zitate gar nicht als Beweis für ein näheres Verhältnis zum Dichter, geschweige denn für eine Geistes- und Seelenverwandtschaft gelten, weil sie zu geflügelten Worten geworden sind; ganz besonders ist das von Shylock und vom „Sein oder Nichtsein?“ zu sagen. Endlich sind die Zitate unseres Verfassers bei weitem nicht vollständig, weder die aus den Reden noch die aus den Briefen; unter diesen vermisse ich namentlich die sehr bezeichnenden an Gerlach vom 22. VI. 51, 25. XI. 53, 3. II. 54 und 7. X. 55. Unter den Hamlet-Zitaten in Bismarcks Reden fehlt „von des Gedankens Blässe angekränkelt“, das zweimal vorkommt (siehe Politische Reden, Ausgabe von Horst Kohl, VII S. 213 und VIII S. 238).

---

[1]) K. Lamprecht hat unmittelbar nach einem Aufenthalte bei Bismarck in Friedrichsruh am 1. Januar 1895 aufgezeichnet: „Von historischen Persönlichkeiten würde ich mir ähnlich denken: Karl den Großen, König Heinrich I., Konrad II., den Großen Kurfürsten vielleicht, vielleicht auch nach gewissen Seiten Wallenstein“.

Im vierten Abschnitte (bis S. 100) sodann werden Bismarck und Shakespeares Heldengestalten verglichen und zwar 1. Hamlet und König Lear, 2. Percy und Prinz Heinz, Shakespeares Musterkönig, 3. Coriolan. Kopfschütteln muß die Stelle S. 98 in bezug auf Thiers erregen. „Als der übereifrige, so schwer heimgesuchte kleine Greis während der langen Friedensverhandlungen in Bismarcks Arbeitsstube erschöpft zusammensank, überredete ihn Bismarck, auf dem Sofa auszuruhen, um seine Kräfte zu erneuern. Während Thiers schlief, arbeitete Bismarck an seinem Schreibpulte weiter. Da fällt ihm ein, daß sich der greise Schlummernde erkälten könnte. Er erhebt sich und deckt ihn unvermerkt mit seinem Kriegsmantel zu. Auch hierzu wird ihm der große Brite Beifall genickt (!) haben". Wie mag er aber sein Haupt geschüttelt haben, als es dem kleinen Greise gelang, den großen Kanzler in bezug auf den Einzug in Paris zu überlisten! Dies letzte ist Tatsache, während jener Vorgang mit dem Kriegsmantel vielleicht auf Ausschmückung beruht.

Im letzten Abschnitte endlich (bis S. 144) setzt Böhtlingk Bismarcks und Shakespeares Geistes- und Seelenverwandtschaft auseinander nach sechs Richtungen hin: 1. Natur, 2. Religion, 3. Politik, Monarchismus, Hof, 4. Der Staat als Kunstwerk, 5. Bismarck als Künstler, Staatsbildner und Redner, 6. Menschtum, Erstes und Letztes. Daß es sich bei dem Vergleiche in politischen Dingen nicht um Einzelheiten handeln kann, sondern nur um eine Analogie in der Grundanschauung über das Wesen des Staates und der Regierungskunst, hebt der Verfasser sehr richtig hervor, und mit ebendemselben Rechte sagt er, Shakespeares Duldung in religiösen Dingen sei ohne Schranken, doch aus seinen Werken könne nicht nachgewiesen werden, inwieweit ihm Glaubenskämpfe in seinem Innern erspart geblieben seien. Als unzweifelhaft übertrieben dagegen muß ich folgende Sätze bezeichnen: „Die strenge Losung des Dichterkönigs ist der Maßstab, den Bismarck als Staatsmann allenthalben (!!) anlegt" (S. 121) und „Die höchste Steigerung, die köstlichste Würze seiner parlamentarischen Beredsamkeit, die Schlager, von denen er selbst sich die größte Wirkung versprach, waren Anführungen aus Shakespeare, Worte und Gestalten des englischen Dichterkönigs".

Man spricht mit Recht von der tiefen Tragik des Genies, das stets in größerem oder geringerem Maße mit dem Unverstande der Massen und, was schlimmer ist, mit dem Neide und der Eifersucht einzelner ringen muß. Wenn irgend einer, so hat Bismarck den Becher dieser Tragik bis zur Hefe zu leeren gehabt. Also ist es ganz begreiflich, daß er immer wieder bald an diese, bald an jene Heldengestalt aus Shakespeares Dramen erinnert, diesen „aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals" (Goethe); aber, um Böhtlingks Worte zu gebrauchen, „er deckt sich doch mit keiner von ihnen. Er vereinigt vielmehr in sich

so ziemlich alle Eigenschaften der hervorragendsten unter ihnen, von denen keiner sich ihm gleichwertig anreihen kann". Daraus folgt doch nun aber nicht eine „eingeborene urwüchsige Seelenverwandtschaft" gerade und nur mit dem großen Briten und mit keinem anderen Dichter! Unzweifelhaft haben Shakespeares Stücke auf Bismarck tief und nachhaltig eingewirkt. Was jedoch dem Engländer recht ist, das ist dem Deutschen billig, und in derselben Weise wie unser Verfasser über Bismarck und Shakespeare, so kann man auch über Bismarck und Schiller oder über Bismarck und Faust handeln. Gerade so oft nämlich wie des Briten Dramen, ließen auch die der deutschen Klassiker eine Saite in seinem Innern erklingen. Der gestürzte Kanzler griff, wie hervorragende Besucher (ich nenne nur Friedjung und Keyserling) ausdrücklich hervorheben, während schlafloser Nächte zu Schillers Dramen, namentlich zu den Räubern, und pries noch am Abend seines Lebens den Faust als profane Bibel. Das ist doch recht bezeichnend!

Das Ergebnis aller solchen Schriften, die über Bismarcks Verhältnis zur Kunst handeln, wird sein müssen: die Kunst war ihm nicht mehr als eine Freundin, die hier und da einmal in sorgenvollen Stunden mit leisem Finger über die Stirne streicht, wie der von Böhtlingk besonders angeführte Bismarckverehrer Liman sich ausdrückt.

Das nur durch Begeisterung für wahrhaft Großes wohltuend berührende, der *Alma mater Ienensis* zum 350. Jahrestage dargebrachte Buch Böthlingks liest sich im allgemeinen nicht übel. Die falsche Wendung „wie er es bewendet wissen will" (S. 111) fällt auf, ebenso das Adjektiv „lustspielerisch" (S. 25) und „vollwerte" statt vollwertig (wie S. 40 auch steht). Der Pleonasmus „intuitive Anschauungen" (S. 132) hängt wohl mit dem Fremdwörterunfug zusammen, der sich auch in dieser Schrift bemerkbar macht; man findet z. B.: Affinität, kontrastiert, dezidiert, konzipieren, disparat. Der S. 132 erwähnte Dichter Robert Haaß wird vom Verfasser wohl überschätzt. Von Druckfehlern seien schließlich erwähnt: Bismark, Elisée, Erdetage und Gigante.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) **Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau.** Dritte Auflage. 2 Bände. Berlin 1908, Georg Stilke. XVI u. 410 S.; IV u. 367 S. gr. 8.

Hans Delbrücks Gneisenau-Biographie ist in dritter, „durchgesehener und verbesserter" Auflage erschienen. Man braucht sie nicht zu empfehlen; es ist bekannt, daß sie gut geschrieben und zugleich streng wissenschaftlich gehalten ist, daß der Leser in übersichtlichen, knapp gehaltenen Anmerkungen und Exkursen auch in wichtigere Kontroversen eingeführt wird, daß das Persönliche, die herrliche Gestalt des Helden ihr Recht erhält und zu-

gleich ein klares Bild der Weltereignisse, der jene große Zeit bewegenden Ideen, insbesondere der militärischen Vorgänge gegeben wird. Das Buch gehört zu den besten Biographien, die wir auf dem Gebiet der politischen Geschichtschreibung haben.

Über zwei Punkte, auf die Delbrück auch in seiner Selbstanzeige (Preuß. Jahrbücher, Band 130 S. 502, Dezember 1907) besonders eingeht, möchte ich einige Bemerkungen hinzufügen: zunächst über die Konvention von Tauroggen und die Rolle, die der Flügeladjutant des Königs, Major von Wrangel, dabei gespielt hat. Bekanntlich hat Friedrich Thimme, gestützt auf ein Tagebuch Wrangels und auf eine Eingabe, die dieser im Jahre 1838 dem damaligen Kronprinzen eingereicht hat, und in der er sich über seine Verdienste um den Staat verbreitet, die Behauptung aufgestellt, die Konvention von Tauroggen sei nicht einem selbständigen Entschluß Yorks entsprungen, sondern gehe auf einen von Wrangel überbrachten Befehl des Königs zurück. Die Angaben Wrangels stimmten schlecht zu allem, was wir sonst über die Vorgeschichte jener Konvention wußten, insbesondere zu Yorks wiederholter Versicherung, daß „der Schritt, den er getan habe, ohne Befehl Seiner Majestät geschehen sei“; andererseits schienen sie doch glaubwürdig genug, sodaß man sich irgendwie mit ihnen abfinden zu müssen glaubte. Jetzt scheint, nachdem einer von Delbrücks Schülern, Andrees, in einer Berliner Dissertation v. J. 1907 die Frage besprochen, nachdem Delbrück selbst in einem Exkurs (Gneisenau, Bd. I S. 278) dazu Stellung genommen, nachdem endlich Max Lehmann in den Preuß. Jahrbüchern, Band 131, S. 428—442 die Glaubwürdigkeit Wrangels einer gründlichen Prüfung unterzogen hat, der Streitfall erledigt. Aus äußeren und inneren Gründen müssen Wrangels Behauptungen als unrichtig bezeichnet werden. Aus äußeren Gründen: die Teile des Tagebuchs, welche seine Enthüllungen enthalten, sind nicht in derselben Handschrift wie die übrigen, sondern in einer zitterigen, nicht leicht zu lesenden Greisenhandschrift geschrieben, sind also nicht gleichzeitig mit den Ereignissen, sondern entstammen etwa derselben Zeit wie seine Eingabe an den Kronprinzen. Aus inneren Gründen: nicht nur widerspricht der Inhalt der Weisungen, die Wrangel 1812 empfangen haben will, in wichtigen Punkten den bekannten und als sicher festgestellten Tatsachen, sondern auch, was er über seine sonstige politische Tätigkeit erzählt — er habe 1810 durch einen Bericht über die wahre Gesinnung Alexanders gegen Preußen den Abschluß eines französisch-preußischen Bündnisses verhindert, er sei es ferner gewesen, der im März 1813 Alexander und Friedrich Wilhelm miteinander versöhnt und ersteren zur Reise nach Breslau bewogen habe —, erweist sich auf den ersten Blick als so völlig unvereinbar mit allem, was sonst feststeht, daß Wrangel als glaubwürdige Quelle nicht mehr gelten kann. Der alte Herr hat sicherlich neben einer

stark übertriebenen Vorstellung von seiner persönlichen Bedeutung mindestens eine sehr lebhafte Phantasie gehabt. Als Adjutant des Königs mit Überbringung einer Kabinettsorder an das in Rußland stehende preußische Hilfskorps beauftragt, hat er daraus eine geheime Mission von weltgeschichtlicher Bedeutung gemacht. Boyen sagt in seinen Erinnerungen von ihm und einem anderen Flügeladjutanten, sie seien beide dem König hauptsächlich als eine Art von Lustigmachern angenehm gewesen. „Boyen", so schließt Max Lehmann, „behält mit seiner niedrigen Einschätzung des Majors Wrangel vollkommen recht. Ein Depeschenträger, kein Urheber von Weltumwälzungen."

Es handelt sich ferner um die Beurteilung der strategischen Maßnahmen, die der Leipziger Schlacht vorangehen, insbesondere der Disposition, die Schwarzenberg am 13. Oktober ausgegeben hat, und deren Ausführung durch den General Toll, der bei Kaiser Alexander heftig dagegen auftrat, verhindert worden ist: erstens ihres Inhalts — denn es ist umstritten, was Schwarzenberg in der Tat beabsichtigt hat —, zweitens ihres Wertes. Die böhmische Armee hatte durch eine Linksbewegung die Saale und den Anschluß an Blücher erreicht; Bernadotte stand einige Meilen nördlich; für den Augenblick war Napoleon die Rückzugsstraße verlegt. Was sollte nun weiter geschehen? Daß die Bernhardische Auffassung, Schwarzenberg habe gehofft durch bloße Manöver Napoleon zum Rückzug zwingen zu können, das Richtige nicht trifft, ist heute wohl allgemein anerkannt und des näheren von Kaulfuß, einem Schüler Delbrücks, in einer 1902 zu Berlin erschienenen Dissertation dargelegt worden; dagegen spricht ja auch der Schluß des Schwarzenbergischen Armeebefehls: „Dem Kaiser Napoleon bleibt nichts anderes übrig als sich auf die eine oder die andere Weise durchzuschlagen; wir aber haben keine andere Disposition als vereint auf den Punkt loszugehen, den er angreift". Daß Schwarzenberg also einen Angriff des Feindes vorausgesehen hat, ist sicher; in diesem Fall will er dem angegriffenen Teil seiner Armee zu Hilfe kommen. Ob er jedoch eine große Entscheidungsschlacht, wenn auch nur in der Form der Defensivschlacht, für die nächsten Tage ins Auge gefaßt hat, wie Delbrück und Kaulfuß wollen, bleibt mir auch ferner zweifelhaft (vgl. dazu Friederich, Herbstfeldzug Bd. II S. 434 und v. Cämmerer, Die Befreiungskriege S. 76). Dieselbe Disposition spricht davon, daß man in dieser Stellung, „wenn uns der Feind Zeit läßt", die Ankunft des russischen Reservekorps unter Bennigsen erwarten und dann „nach und nach täglich mehr Terrain zu gewinnen suchen" müsse; und wenn sie es auch für erlaubt hält, jetzt an die Vernichtung der feindlichen Armee zu denken, so fügt sie sofort hinzu, daß jede Übereilung schädlich und die größte Vorsicht geboten sei. Das alles sieht nicht nach einem bestimmten, freudigen Entschluß aus; und wer sich die sonstige Kriegführung

Schwarzenbergs vergegenwärtigt, dieses Mannes von vornehmem, intaktem Charakter, der sich aber doch mehr von den Dingen treiben ließ als selbst kräftig eingriff, der wird hier auch keinen Widerspruch finden.

Es bleiben noch einige Worte darüber zu sagen, ob eine Defensivschlacht in der von Schwarzenberg in Aussicht genommenen Stellung einen Sieg verheißen hätte. Delbrück und Kaulfuß nehmen es an, obwohl die verbündete Armee über einen großen Raum verteilt und durch die buschigen Niederungen von Pleiße und Elster in drei Teile zerrissen gewesen wäre. Friederich und Cämmerer sind anderer Ansicht. Sie meinen, daß Napoleon sich auf einen Teil seiner Gegner geworfen und ihn zurückgetrieben haben würde, ehe ausreichende Hilfe herangekommen wäre. Mir scheinen diese Befürchtungen begründet zu sein, wenn man nach der sonst bewiesenen Schwerfälligkeit der Schwarzenbergischen Armee sowie nach den Erfahrungen des 16. Oktobers urteilen darf; an diesem Tage gerieten bekanntlich die rechts der Pleiße stehenden Truppen durch Napoleons Übermacht in große Gefahr, und wenn die von Schwarzenberg für diesen Tag ursprünglich geplante Truppenverteilung nicht wiederum durch Alexanders Einspruch verhindert worden wäre, so würde ein Mißerfolg ziemlich sicher gewesen sein.

2) **Aus den Tagen Bismarcks.** Politische Essays von **Otto Gildemeister.** Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen. Leipzig 1909, Quelle und Meyer. 230 S. 4,40 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

Der Übersetzer Shakespeares und Byrons, Dantes und Ariosts, Otto Gildemeister, ist auch Journalist und Staatsmann gewesen. Er war dreiunddreißig Jahre Mitglied des Senats seiner Vaterstadt Bremen, dreimal ihr Bürgermeister und dreiundzwanzig Jahre lang, von der Gründung des Norddeutschen Bundes an bis zu dem Jahre, in dem Bismarck zurücktrat, Bevollmächtigter Bremens im Bundestag. Schon ehe er in den bremischen Staatsdienst eintrat, war er Mitglied, zuletzt Leiter der Redaktion der Weserzeitung gewesen, und dieser Zeitung ist er bis zu seinem Tode (1902) treu geblieben und hat ihr regelmäßig Beiträge geschickt, den letzten einen Monat vor seinem Tode.

Aus der großen Zahl von Artikeln wird hier von treuen Verehrern des hervorragenden Mannes eine Auslese geboten. Nicht eine politische Parteischrift wollten sie herausgeben, sondern den „vorhandenen literarischen Denkmälern Gildemeisters ein neues hinzufügen“. „Die formale Schönheit der Artikel ist in gleichem Maße wie ihr geistvoller Inhalt bestimmend gewesen, eine kleine Auswahl aus ihnen gesammelt aufs neue zu veröffentlichen“; „ein Werk wesentlich historischen Charakters, bestimmt die Ereignisse und Anschauungen eines abgeschlossenen Zeitraumes im Spiegel eines hervorragenden Zeitgenossen und aus-

gezeichneten Beobachters zu reflektieren". Es ist eine schöne Gabe, die uns geboten wird; mit starker Anteilnahme, die ebenso der Persönlichkeit, die zu uns spricht, wie der künstlerisch vollendeten Form, der edlen Sprache gilt, liest man diese Aufsätze, in denen ein innerlich tüchtiger, hochgesinnter, durch und durch deutscher Mann, ein Meister der Sprache, von hoher Warte aus und zugleich mit der ganzen Wärme eines stark fühlenden Herzens, in klarer, echter Beredsamkeit zu bedeutenden, ja gewaltigen Zeitereignissen Stellung nimmt.

Das erste Stück der Auswahl versetzt uns in den August 1866. „Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten", ruft der Verfasser dem französischen Kaiser zu, der „zur Kompensation" die Abtretung deutschen Gebietes verlangt hat. Der nächste Artikel beschäftigt sich mit Bismarck: es ist nicht „Machtschwärmerei", nicht blinde Anbetung des Erfolges, wenn das Volk diesem Staatsmann Vertrauen zu schenken gelernt hat. „Diese Politik wird verherrlicht, weil sie glänzend verwirklicht hat, was die Nation innig gewünscht hat, den Sturz der österreichischen Fremdherrschaft über Deutschland"; aber allerdings ist „ohne Macht eine sittliche Staatsentwickelung, ein würdiges Volksleben ganz unmöglich". Und bald kommen die Tage, da der Verfasser den Aufschwung der deutschen Kraft und des deutschen Geistes erleben darf: des deutschen Geistes, der — so ruft er am 25. Juli 1870 — „sich selbst wiedergefunden hat nach langer Verirrung". „Das Erwachen des deutschen Riesen erlebt zu haben, wie er seine gewaltige Rüstung anlegte", schreibt er fünf Wochen später, „darum werden uns noch späte Geschlechter beneiden". „Unseren Tagen war es vorbehalten, mit schauerlicher Schnelligkeit tiefsten Frieden mit unerhörtestem Blutvergießen, frevelhaftesten Cäsarenhochmut mit bitterster Demütigung wechseln zu sehen. Nicht mit starrerem Schrecken können Herkulaneum und Pompeji aus dem Schlafe erwacht sein, als der Berg zn donnern begann und die Aschenwolke auf ihre Dächer niederprasselte — nicht mit starrerem Schrecken, als Frankreich diese eisernen Augustschauer auf seine Fluren herabregnen sah". Und woher diese Siege? Sie sind nicht das Ergebnis eines Zufalls, sondern sie fließen aus den „uralten tiefen Quellen der deutschen Natur"; „der mächtige Strom dieser edlen Kräfte hat durch die Jahrhunderte der Zersplitterung, der Abdämmung und oft der Verschüttung mit immer erneutem Ansatze das Bette gesucht, in welchem er heute zum ersten Male seit unvordenklichen Zeiten sich ergießt, das Bette der nationalen Einheit".

Der Raum verbietet es, was ich gern getan hätte, noch zahlreichere Zeugnisse der starken und tiefen Empfindung und der schönen, kraftvollen, anschaulichen Redeweise des Verfassers anzuführen. Eine Reihe von Artikeln sind dem Kriege, dem Friedensschluß, der deutschen Einheit gewidmet; am 22. März 1871

feierte Bremen zum ersten Male den Geburtstag eines deutschen Kaisers. Dann nimmt der Kulturkampf und alle die Fragen, die er anregt, das Interesse Gildemeisters auf das stärkste in Anspruch. Es folgen Aufsätze zur Wirtschaftspolitik; hier ist er durchaus Freihändler. Das Schicksal Alexanders von Bulgarien erregt sein Mitgefühl. Bismarcks Rede vom 6. Februar 1888 wird bewundernd besprochen. „Noch nie ist der Nation von einem großen Manne ihr eigenes Bild in so stolzen Linien, so leuchtenden Farben gezeigt worden, und es müßte seltsam zugehen, wenn an diesen Worten nicht der Entschluß, dem Bilde ähnlich zu bleiben, sich in dem Herzen der Hörer entzündete". Dann lesen wir schöne und gute Worte zum Andenken Kaiser Friedrichs, Moltkes, zur Enthüllung des Bremer Kaiserdenkmals, zu Bismarcks Rücktritt, Geburtstag und Tod. „Sein unter allen Lebenden allein", so schreibt er am 1. August 1898, „war die Herrscherseele, die das Chaos der ringenden Kräfte zu einer Welt zu ordnen vermochte, und nie sollen wir es vergesssen".

Es geht von diesem Buche — mag man über wirtschaftliche und soziale Dinge auch anders denken als der Verfasser — etwas Erhebendes, Herzstärkendes aus. Man muß den Herausgebern, den Herren Wilhelm von Bippen, Edmund Ruete, Armin Reiche, für ihre Arbeit aufrichtigen Dank sagen.

Frankfurt a. M. F. Neubauer.

A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte in 2 Bänden. 1. Band: Von den Anfängen bis Herder. Mit Proben aus Handschriften und Drucken und zahlreichen Bildnissen. IX u. 648 S. 5,50 ℳ.

Diese siebente große illustrierte deutsche Literaturgeschichte bezeichnet im Vorwort ihren Leserkreis, ebenso wie ihr unmittelbarer Vorgänger Eduard Engel, als den großen Kreis der „Nichtwissenden", aber Wißbegierigen, und will auch wie jener „in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen die großen Linien festhalten, die zur Höhe hinaufführen, nicht an Totes die Aufmerksamkeit vergeuden, das Lebendige aber auch dort hervorheben, wo man es vielfach bisher verborgen ließ". Auch in der Absicht, die Dichter für sich selbst reden zu lassen, berühren sich beide, nur daß Engel dabei ziemlich willkürlich auswählt und noch lieber Dichter über Dichter reden läßt, Biese dagegen planmäßig und eingehend den Inhalt der Dichtungen diesem Ziele entsprechend darstellt. Durch das alles wollen beide ihr Werk zu einem recht volkstümlichen machen; denn ein solches gerade fehlte in der Reihe der vorhandenen. Dies letztere kann man zugeben, wenn man darunter ein wirkliches Lese- und Unterhaltungsbuch versteht, das in formvollendeter fortlaufender Erzählung auf dem Grunde gediegenen Wissens durch Einführung in den Inhalt der Dichtungen die Dichter selbst vor dem Leser erstehen und sie in und aus ihrer Zeit verstehen läßt — Scherersche

Darstellungsart, nur den „Nichtwissenden" angepaßt. Wenn man die beiden neuesten Literarhistoriker auf dieses Ziel hin beurteilt, so kommt ihm Biese, nach diesem ersten Bande zu urteilen, zweifellos viel näher als Engel. Eine gleichmäßige Ruhe der Darstellung, ein liebevolles Eingehen in des Dichters Absichten und der Dichtung Schönheiten, sowie eine meist künstlerische Formgebung zeichnen ihn aus. Gerade das Bestreben, überall das Wertvolle herauszuheben und doch Schwächen nicht zu verschweigen, ist zu rühmen, und mit Recht hat Biese im Gegensatz zu Engel auch die bekanntesten Dichtungen und Werke eingehend besprochen, um den Leser für sie und ihren Dichter zu erwärmen. Überall wird wenigstens etwas vom Inhalt gesagt, nur selten finden sich bloße Namen, und vielfach sind in die Analyse der Dichtungen charakteristische Stellen, natürlich in beschränktem Umfange, eingeflochten. Bei den altdeutschen Dichtungen geschieht dies teils im Urtext mit Glossar, teils in Interlinearversion, was mir allerdings wenig angebracht zu sein scheint, teils in Übersetzungen, die entweder bekannten Werken entnommen (merkwürdigerweise ohne Quellenangabe) oder von Will Vesper, der allein genannt wird, neu gemacht sind. Anmutend ist auch die zwanglose Anordnung des Stoffes. Verf. verschmäht eine eigentliche Disposition in Ober- und Unterteile; er stellt 35 Kapitel nebeneinander, deren jedes einen in sich geschlossenen Entwickelungsgang enthält, z. B. 6. das Ritterepos, 7. die höfische Lyrik, 8. das Volksepos, 9. geistliche Dichtung, 10. Predigt, 11. Lehrhafte, moralisierende weltliche Dichtung, 16. Martin Luther usw. Die großen Epochen ergeben sich dem aufmerksamen Leser daraus von selbst. Etwa die erste Hälfte des Bandes ist dem Mittelalter (bis Luther) gewidmet, die zweite reicht bis Herder inkl. Der bereits für den Herbst 1907 angekündigte, aber noch nicht erschienene zweite Band wird mit Goethe beginnen. Ästhetisches Interesse beherrscht das Buch, und damit hat der Verf. augenscheinlich die Geschmacksrichtung der Zeit getroffen. Wenigstens läßt sich das aus zahlreichen Lobpreisungen der Tageszeitungen schließen.

Allein wir müssen höhere Anforderungen an ein „wahrhaft volkstümliches" Buch stellen. Wir fordern, daß es sich auf einer gediegenen wissenschaftlichen Grundlage aufbaut, ohne doch gelehrten Charakter anzunehmen, daß es wirklich ganz volkstümlich ist und doch dem Kundigen keinen Zweifel läßt, daß der Verf. mit allen einschlägigen wissenschaftlichen Fragen wohl vertraut ist, vor allem, daß es sich fernhält von Phrase und Schönrednerei. Und wenn man diesen Maßstab anlegt, so läßt sich leider von Bieses Werk weniger Rühmliches sagen.

Was Verf. von germanischer Urgeschichte und indogermanischer Sprachverwandtschaft S. 11 sagt, wäre besser ganz weggeblieben: „Wenn sich jedoch auch die Germanen, nach Westen (so!)

wandernd, von jenen Völkern getrennt hatten, mit denen sie einst eine Familie bildeten: Religion, Recht, Sitte und vor allem die Sprache blieben das gemeinsame Band, das sie mit den übrigen stammverwandten Ariern verknüpft". Was soll man sich dabei denken? Es werden dann die indogermanischen Wortformen für Vater und Mutter zusammengestellt und die mehr als fragwürdige Ableitung von pa schützen und ma zumessen hinzugefügt, um das Ergebnis festzustellen, daß wir „nicht nur die nahe Verwandtschaft der Sprachen, nicht nur die so charakteristische Lautverschiebung, d. h. die Verhärtung oder Erweichung der Konsonanten (!), erkennen, sondern auch, daß schon vor der Völkerwanderung ein nach Rechten und Pflichten geordnetes Familienleben unter den arischen Hirten (!) bestanden haben muß". — Die Behandlung Otfrieds zeigt die Kunst des Verf.s, auch sprödem Stoff interessante Seiten abzugewinnen, aber was er von der metrischen Neuerung des „Krist" (so noch immer!) und von ihrem Verhältnis zur lateinischen Hymnenpoesie sagt, oder was er von Otfried zu rühmen weiß, daß er sich nach anfänglichem Ringen „leichter und freudiger emporhebt oder der Walddrossel gleich oftmals dieselben Gedanken in neuen Wendungen wiederholt, voll Freude an den wohlklingenden Versen", das ist alles phrasenhaft und zeigt Unbekanntschaft sowohl mit den metrischen Dingen als mit dem bekannten germanischen Parallelismus membrorum, wie er auch u. a. im Heliand erscheint. Um weiter zu greifen: Man lese die Einleitung des Kapitels „Ritterepos", und man wird sich lebhaft an Aufsatzthemata wie etwa „Ein Traum in einer Burgruine" erinnert fühlen. Vom Rittertum, wie es wirklich wurde und war, lernen die Leser nichts. Und so stößt man fast in allen Kapiteln über die mittelalterliche Literatur, bei der Lyrik, bei der Gralsage, bei Walther, bei der Entstehung der nhd. Schriftsprache, aber auch bis in die Neuzeit hinein auf unzureichende wissenschaftliche Fundierung und eine gewisse Neigung zu Phrase und Schönrednerei. Sehr nachzuprüfen sind auch, wie es scheint, die Datierungen des Verfassers. So habe ich mir angemerkt: Reineke Vos nicht 1458, sondern 1498, Joachim Rachel nicht 1608, sondern 1618, Pufendorf nicht 1672, sondern 1632 geboren. „In der Schlacht bei Kunersdorf am 24. August 1759 starb Kleist den Heldentod".

Ungenauigkeiten dieser letzteren Art, vielleicht oft nur Druckfehler, lassen sich ja leicht bei einer zweiten Auflage ausmerzen, nicht so aber, fürchte ich, die andern Dinge. Wer auf sie kein Gewicht legt, findet in dem Buche mit seiner schönen Sprache und fesselnden Darstellung die „ergötzende Belehrung", die zweifellos die eine wichtige Seite eines volkstümlichen Werkes ist, und da die Zahl solcher Leser ebenso zweifellos sehr groß ist, so wird auch dieser siebenten großen illustrierten Literaturgeschichte der Erfolg nicht fehlen. Die Ausstattung ist über alles Lob erhaben,

das beigegebene Bildwerk — gegenüber den Vorgängern ohne Schaden erheblich eingeschränkt — ausgezeichnet.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium von R. C. Kukula, E. Martinak, H. Schenkl, Professoren der Universität Graz. Leipzig 1908, B. G. Teubner. 97 S. 2,60 ℳ.

Dem Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums ist vorstehende Schrift gewidmet, in der Martinak Geschichte und Theorie der Klassikerauswahl, Schenkl den Kanon des griechischen und Kukula den des lateinischen Lehr- und Lesestoffes behandelt. Als Vermittler und Verteidiger des humanistischen Bildungsideals bezeichnen sich zu unserer Freude die Herausgeber, aber sie können sich nicht der Tatsache verschließen, daß die Bedingungen des gymnasialen Lehrbetriebs seit der Begründung des neuhumanistischen Gymnasiums andere geworden sind: andere Ziele, andere Wege; das Formale muß mehr dem Realen geopfert werden, ohne das Ideale aufzugeben. Lateinsprechen und Lateinschreiben kann nicht mehr Ziel sein; der altsprachliche Unterricht muß seine Existenzberechtigung dadurch dartun, daß er sich als unentbehrlich für die Erreichung allgemeiner, d. h. vereinter sachlicher und formaler Bildung dartut. Das Altertum ist nach wie vor als Ursprung und Wiege unserer heutigen Kultur anzusehen. Darauf beruht der Wert unserer Kenntnis des antiken Lebens und der vielfältigen Formen, in denen es zum Ausdruck kommt. Der antike Schriftsteller ist der berufene Vermittler dieser Kenntnis, und seine Lektüre im Originaltext ist hierzu ebenso unerläßlich, wie das Studium einer Symphonie nur nach der Partitur, das Studium der Anatomie nur nach der Natur, nicht nach künstlichen Modellen zum richtigen Kennen und Können führen wird. Dies sind die wesentlichen Erwägungen, die die Herausgeber im Vorwort anstellen und durch die sie sich zu einer Prüfung des heutigen offiziellen Kanons der altsprachlichen Literatur auf den höheren Lehranstalten veranlaßt sehen. Bekannt ist es ja, daß auf den österreichischen Gymnasien eine weit geringere Bewegungsfreiheit der Lehrer besteht, wie ja die festgefügten Lehrpläne beweisen, während in Preußen der so außerordentlich gesunde Grundsatz gilt, daß die offiziellen Lehrpläne ein Versuch sind, zu dem vorgezeigten Ziele zu gelangen, daß aber andere Wege, wie sie ein Lehrerkollegium etwa findet, wenn sie auch zum Ziele führen, auch gangbar sind. Leider entschließen sich in Preußen die Lehrerkollegien nur selten zu dem Beschreiten eines neuen Weges, namentlich die altphilologisch gebildeten. Die Verfasser wünschen eine organische Fortentwicklung des Gymnasiums auf unversehrter Grundlage seiner bisherigen bewährten Organisationsbestimmungen; sie

wünschen eine Reform des altsprachlichen Lesestoffes, wie ja — dies Beispiel führen sie an — beim erdkundlichen Unterricht periodische Auswechselung des Karten- und Bildermaterials oder in den naturwissenschaftlichen Disziplinen fortwährende Ausgestaltung der Kabinette und Laboratorien und Korrektur der Anschauungsmittel seit jeher als selbstverständliche Notwendigkeit betrachtet worden sind. Der obersten Unterrichtsbehörde in Österreich, allen Fachgenossen und Schulmännern sind die Erörterungen unterbreitet. Sicherlich eine sehr beachtenswerte Erscheinung, um so erfreulicher, je mehr es ja unser Wunsch sein muß, daß die Universitätslehrer ihre Aufmerksamkeit den höheren Unterrichtsanstalten widmen, die wenigstens mit einem Teile ihrer Schüler Vorbereitungsstätten für die Universität sind.

Zunächst liefert Martinak seinen Beitrag (S. 8—31). Er gibt eine kurze, übersichtliche Darstellung der Art des Unterrichtsbetriebes von den ersten Anfängen bis in die neueste Zeit. Wenn er S. 14 keinen wesentlichen Unterschied des lateinischen Lektürekanons auf den preußischen Schulen vom Jahre 1892 und dem vom Jahre 1901 anerkennt, so hat er, beide äußerlich verglichen, recht, doch scheint mir nicht unbeachtet gelassen werden zu dürfen, daß in den Lehrplänen vor 1901 bei der Auswahl der Lektüre weniger Rücksicht auf die Förderung des Geschichtsunterrichtes durch die klassische Lektüre genommen zu sein scheint, die nur stärker betont wird bei der Empfehlung eines griechischen Lesebuches, etwa des von Wilamowitz. Besonders interessant sind die Mitteilungen aus dem Marxschen Lehrplane vom Jahre 1775, der den Utilitarismus der Periode der Aufklärung charakterisiert: „Die Antike wird vorwiegend historisch, z. T. auch nur enzyklopädisch eingeschätzt". Und heute? — Dann bespricht er den Bonitz-Exnerschen Organisationsentwurf, durch den 1849 die Grundgedanken des Neuhumanismus in Österreich durchgeführt wurden. Interessant ist da zu lesen, daß die Xenophonlektüre erst 1855 angeordnet wurde. Weiterhin erörtert geistreich der Verfasser, welche verschiedenen Interessen in den einzelnen Zeitläuften für den Kanon bestimmend gewesen sind (S. 22ff.). Bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers ist die Charakteristik der sogenannten klassizistisch-historischen Auffassung, die einerseits alles Bestehende in seiner geschichtlichen Entwicklung betrachtet und doch wiederum in der Antike absolute Werte sieht; diese Richtung sei der Gefahr nicht ganz entronnen, über dem jugendfrischen Glanze der Antike den richtigen Maßstab für die Bewertung alles Späteren und insbesondere der Gegenwart mitunter zu verlieren, jetzt stünden sich der kritisch vertiefte historische Standpunkt und der klassizistisch-historische recht deutlich gegenüber. Doch wenn ich mich auch bei der Wiedergabe des Inhaltes vielfach der Worte des Verfassers bedient habe, so ist damit nicht genug geschehen: die ganze Erörterung verdient das aufmerksame

Studium der Lehrer. M. kommt dann auf die Rücksichten, auf die Psyche und Aufnahmefähigkeit des Lernenden bei der Aufstellung des Kanon zu sprechen, wie sie in den verschiedenen Zeiten verschieden genommen worden sind: Kampf gegen Laszives und Obszönes, Interessekreis des Schülers, Leistungsfähigkeit, harmonisches Zusammenwirken aller Unterrichtsfächer. Die Elastizität des in Österreich bis jetzt bestehenden Kanons ist gering — ich sprach schon oben davon — namentlich aus Rücksicht auf die Freizügigkeit der Schüler, eine Rücksicht, die ja hin und wieder auch bei uns empfohlen wurde, aber zum Wohle der Schule nie entscheidend geworden ist. Mit Recht hebt auch der Verf. hervor, wie unter dem ewigen Einerlei die Frische des Lehrenden leiden kann. Ferner kommt es doch auch nicht zuletzt auf das Stofferledigen — eine Rücksicht, die unter Herbarts Einfluß die Lehrpläne von 1892 zu sehr beherrscht hat — an, als vielmehr auf das Kraftbilden durch den Stoff. Ist die Kraft gewonnen, dann erträgt ein Schüler auch trotz der Verschiedenheit des Kanons den Wechsel der Schule. Doch was läßt den Verfasser in besonderem Grade eine Änderung des Lektürekanons in Österreich nötig erscheinen? 1. Der Einfluß der Gedanken Wilamowitz-Moellendorffs und seiner Ansicht vom Klassizismus, die der Ausdruck einer allgemeinen Zeitströmung seien. 2. Die Wertschätzung einiger Schriftsteller sei eine andere geworden. 3. Verschiebung der Zielforderungen. Die Forderung der stilistischen Beherrschung der Sprache sei fast ganz gefallen, der letzte Rest sei noch das deutsch-lateinische Skriptum bei der Maturitätsprüfung, das dem Verfasser schon fast ein Anachronismus ist, dem er eine besonders lange Dauer nicht mehr wünschen kann[1]). Das Übersetzen in die Fremdsprache werde nur mehr Übungswert für die elementare und die Mittelstufe beanspruchen dürfen, ganz die Ansicht, die der leider so früh verstorbene Dettweiler in seinem Buche vom lateinischen Unterricht aufstellt, die ich aber nicht ganz teilen kann[2]). Weiterhin meint der Verfasser, es habe die Lust und Freude an der altklassischen Lektüre bei den Schülern, ja mitunter auch bei den Lehrern abgenommen. Das wäre freilich schlimm! Zu leugnen ist es leider nicht, daß nicht alle Lehrer des klassischen Unterrichts für diesen zu begeistern verstehen, daß es manche viel zu sehr auf die Ausbildung des Intellektes absehen und zu wenig die Empfindung für die Schönheit der alten Sprachen auch durch ein gutes, von Begeisterung eingegebenes Vorlesen der Schriftsteller zu wecken verstehen. Wie trefflich verstand dies in meiner Jugend der Gymnasialdirektor Dr. Fürstenau zu Hanau! Mit vollem Recht sagt der Verfasser: Das Gymnasium ist

---

[1]) Es ist durch die neue Prüfungsordnung für die Gymnasien Österreichs beseitigt.

[2]) Vgl. Monatschrift für höhere Schulen. Berlin 1908. S. 339 ff.

nach und nach geradezu in eine Kampfstellung gedrängt worden und in diesem Kampfe liegt die vielleicht stärkste Waffe — pro und contra — in dem Maß von Liebe und Begeisterung — oder mindestens Interesse —, das wir unseren Schülern einflößen können oder nicht. Wenn doch nur diese Worte von allen Lehrern der klassischen Sprachen beherzigt würden und wenn nur von der Schulverwaltung alle die beseitigt würden, die nur Unlust zu den klassischen Studien zu erzeugen verstehen! Auf S. 31 faßt er dann seine Forderungen in vier Sätzen zusammen, die aus dem bisher Erörterten verständlich sind und von mir nur angedeutet zu werden brauchen: 1. Historisches Prinzip. 2. Abschüttelung dessen, was unzeitgemäß ist (Cicero, Demosthenes, Xenophon, Vergil). 3. Zurückdrängung des stilistisch-rhetorischen Standpunktes. 4. Bedachtnahme auf das Interesse der Schüler.

Danach gibt uns von S. 35—64 Schenkl seinen Kanon des griechischen Lehr- und Lesestoffes. Der Verfasser erklärt, gründliche Kenntnis des Lateinischen könne ohne das Griechische gar nicht erworben werden, ohne Not dürfe also das Griechische aus dem Organismus des Gymnasiums nicht gestrichen werden; dabei ist er nicht gegen die Zulassung von Realschulabiturienten zu dem Studium der Naturwissenschaften, der Rechte und für einige andere Fächer der philosophischen Fakultät. Er verlangt größere Freiheit in der Auswahl des Lesestoffes, Berücksichtigung der Koine und des Attizismus. Aber für das Lesebuch von Wilamowitz kann er sich nicht aussprechen: der Inhalt entschädige nicht die Schüler für die aufgewendete Mühe, unvollkommene Anfänge einer heut weit vorgeschrittenen Wissenschaft durch die Mühe des Übersetzens zu gewinnen könne die Schüler nicht reizen — und mit Recht; das Interesse des Gelehrten darf nicht mit dem eines Schülers verwechselt werden. Nur das, was als literarisches Kunstwerk Wert hat, sollen wir den Schülern bieten, an ihm sollen sie sich erfrischen und eine Basis für ihr ästhetisches Urteil gewinnen. Rhetorische Schriften seien abzulehnen, von den Philosophen nur Platon den Schülern zugänglich (abgesehen von Xenophon und den historischen Teilen der *Ἀθηναίων πολιτεία*); im Kanon sollen die hauptsächlichsten Formen des literarischen Kunstwerkes soweit möglich vollzählig vertreten sein, und zweitens seien die Vertreter dieser Formen aus denjenigen Schriftstellern zu wählen, in denen die Griechen selbst die hervorragendsten Muster der einzelnen Gattungen erblickt haben. Bisher wurden auf den österreichischen Gymnasien ausgewählte Gesänge der Ilias und der Odyssee und eine Tragödie des Sophokles gelesen. Wenn sich Zeit gewinnen lasse, Euripides — ein mustergültiges Rezitieren lyrischer Partien, wie es die Lehrpläne verlangten, sei unmöglich: sicherlich; denn was kann heute von metrischen Fragen für ausgemacht gelten! Die hierauf verwendete Zeit sei besser genutzt, wenn Proben aus Euripides

den Schülern geboten würden (S. 45), oder statt Sophokles könne wohl auch von einem dazu befähigten Lehrer überhaupt Euripides gelesen werden; für Schenkl ist ja Sophokles nicht der Höhepunkt der tragischen Kunst, die feine Abstimmung aller Teile gegeneinander und die so erzielte harmonische Gesamtwirkung könne nicht ersetzen schöpferische Kraft der Erfindung und Tiefe der Auffassung. Die Lektüre eines Prometheus oder eines Stückes der Orestie des Äschylus dagegen sei kein Gewinn für die Schüler, wenn ihnen statt dessen Antigone, Elektra oder König Ödipus entgehen sollten. Dasselbe aber möchte ich im Hinblick auf Euripides sagen, wenn auch auf einigen preußischen Gymnasien jetzt Euripides gelesen wird. Wenn auf den österreichischen Gymnasien etwa 4000—4500 Verse Homer gelesen werden, von denen ein Viertel oder etwas mehr auf die Odyssee, der Rest auf die Ilias entfällt, wenn ferner auf den österreichischen Gymnasien der ganze Homer den Schülern überhaupt nicht in die Hand gegeben wird und Schenkl die Forderung aufstellen muß, daß doch wenigstens ein Gesang in verkürzter Form gelesen werde (er schlägt den VI. der Ilias vor), dann dürfen wir doch zu unserer Freude sagen, daß auf preußischen Gymnasien eine weit umfangreichere Lektüre des Homer, wie die Jahresberichte ergeben, stattfindet und ohne allen Zweifel zur wahren Bildung unsere Jugend; denn welche Lektüre kann genußreicher und bildender für den Schüler sein, als die des Homer! Wir müssen immer mehr danach streben, ihn unseren Schülern zum vollen Eigentum zu machen, in ihm muß er heimisch sein. Allerdings glaube ich, daß ein großer Teil der Iliade nicht in der Schule gelesen zu werden braucht, sondern von den Schülern zu Hause gelesen werden muß. In der Schule wird der Lehrer durch vertiefende Besprechung des Gelesenen sich von dem Ergebnis der häuslichen Arbeit überzeugen und dabei die beste Gelegenheit finden, seine Schüler zu bilden, indem er ihnen den Homer neben anderen zu ihrem Lehrmeister macht. Doch Schenkl will von einer eingehenderen Lektüre der Odyssee und Iliade, als sie bisher stattfand, nichts wissen und spricht sich mehr für Lektüre geeigneter Stellen der Hesiodischen Poesie (S. 49) und Homerischen Hymnen aus. Warum aber von diesem und jenem etwas, statt etwas den Schülern ganz zu geben und lieb zu machen, daß es wirklich ihr Eigentum wird. Vergesse man doch nicht, daß unsere Schüler bis zu ihrem Verlassen der Schule Elementarschüler sind und nicht Gelehrte und daß sie nur einen guten Grund legen sollen, der ein Weiterbauen zuläßt, ja zu ihm auffordert! Nicht Sättigen, sondern Hungrigmachen muß unser Ziel sein, und das wird wohl eher erreicht, wenn die Freude an einem wirklichen festen Besitz gewonnen wird, als die, von diesem und jenem geschmeckt zu haben. Von den Lyrikern wird Bakchylides empfohlen, Pindar als der Dichter einer versinkenden Zeit zurück-

gewiesen, und doch wie bedeutungsvoll ist Pindar für Goethe gewesen. Sollten wir wirklich unseren Schülern keine Anschauung von ihm geben können; in meiner Jugend lasen wir Pindar nach der Stollschen Anthologie mit Nutzen; warum sollte dies nicht noch heute möglich sein? Der Beginn des Griechischen damals in IV ist doch nicht von so großem Nutzen gewesen, daß heute nicht etwa dasselbe geleistet werden könnte! Auch Theokrit will der Verfasser den Schülern vorgelegt wissen.

Von den Prosaschriftstellern enthält der österreichische Kanon Xenophon, Herodot, Demosthenes, Plato. Ausgeschlossen sind also Thukydides, auch Plutarch und Lysias, die neuerdings auf preußischen Gymnasien und zwar m. E. mit Recht hin und wieder gelesen werden. Die Demostheneslektüre will der Verfasser wegen ihrer allerdings nicht zu verkennenden Schwierigkeit fallen lassen. Von Xenophon empfiehlt er nur die Anabasis und die erzählenden Stücke der Cyropädie. An seine Stelle will er Arrian setzen. Die Herodotlektüre verlegt er nach Prima: hier soll viel und rasch gelesen und großzügig erklärt werden. Gern konstatiere ich, daß die Zeiten vorüber sind, in denen Herodot im Interesse des griechischen Skriptums ins Attische übersetzt wurde; das war eine nicht zu begreifende Geschmacklosigkeit! Mit Recht spricht sich der Verfasser gegen die Übersetzungen ins Griechische auf der oberen Stufe aus, er will nur solche in das Deutsche. Selbstverständlich ist es, daß der Lehrer des Griechischen darüber wachen muß, daß die Sicherheit in der griechischen Formenlehre nicht verloren geht und ebenso nicht das Verständnis für die Syntax. Unvermeidlich wird es allerdings sein, daß auf der Universität von den Professoren griechische Übungen angestellt werden. Das Gymnasium, das heute modernem Wissen mehr Rechnung zu tragen hat, kann nicht mehr die Ausbildung der zukünftigen Philologen so, wie früher, im Auge haben. Das gilt auch für das Lateinische. Mit Freuden lese ich, wenn der Verfasser die Platolektüre zu einer Palästra philosophischen Denkens machen will: Plato und nicht Cicero! Neben Apologie und Kriton empfiehlt er Gorgias, wenigstens Kap. 1—36, aber auch Protagoras, Lysis und Charmides. Hier tritt der Verfasser mit Recht für die größte Freiheit des Lehrers bei der Auswahl ein; denn von ihm hängt es ja ab, die Schriften den Schülern näher zu bringen. An Stelle der Demostheneslektüre setzt er Lysias (VII, XII, XIX, XX, XXII, XIV. Rede). Bei der Anziehungskraft, die auf die jugendlichen Gemüter die Biographie ausübt, tritt er für Plutarch ein; mit Recht: ich habe ja schon erwähnt, daß er auch wieder auf diesem und jenem preußischen Gymnasium gelesen wird. Der Verfasser glaubt, es könnten in einem Semester etwa 200 Teubnerseiten erledigt werden; vielleicht ist dies etwas zu viel, ein Viertel weniger wird wohl das Richtige sein. Von Thukydides empfiehlt er I 89—95; 128—138; V 2—6; 8—23;

26—41; 69—87. Wir lasen mit großem Genuß, wenn auch mit Mühe, den Epitaphios. Der Euboikos des Dion wird von ihm, wie von Wilamowitz, empfohlen. Was er von der Privatlektüre S. 63 f. sagt, ist ja recht schön, aber in der Praxis schwer durchzuführen: wieder und wieder möchte ich für das Privatstudium Homer empfehlen; in ihm sollen die Schüler heimisch werden.

Es folgt der Kanon des lateinischen Lehr- und Lesestoffes von Kukula (S. 67—97). Für Livius (doch mit Ausschluß des 1. Buches), Sallust, Tacitus, Ovidius, Horaz tritt selbstverständlich der Verfasser ein. Nepos, Cäsar, Cicero und Vergil gilt seine Kritik. Nepos wird wegen seiner Form und seines Inhaltes verworfen: auch ist er nach meiner Ansicht zu schwer für die Quartaner; es empfiehlt ihn nur das Übersichtliche seiner Biographien, ihr Inhalt ist sehr zweifelhafter Art. Doch was an seine Stelle setzen? Eine Auswahl aus Justin, wie sie seinerzeit Jacobs hergestellt hat. Cäsars bellum gallicum aber gehört nach Kukula zu den unglücklichsten Lesetexten unseres Gymnasiums: es ist nach des Verfassers Ansicht viel zu viel Fachwerk, um eine geeignete Lektüre eines Tertianers zu sein (S. 72). „Von allem Anbeginn an müßte den Knaben zum Bewußtsein gebracht werden können, daß auch die alten Römer Menschen wie wir gewesen sind, daß ihre sozialen Zustände, ihre Kunst, die Entwicklung ihrer Literatur, ihr Gefühlsleben überall Analogien und Zusammenhänge mit unseren Zeiten zeigt, daß sich ihr Dasein vielseitig wie das unsrige abspielte und ihre Tätigkeit nicht bloß auf das Schlachtfeld und das Forum konzentriert war. Aber unter der Einseitigkeit und Eintönigkeit der heute vorgeschriebenen Lesestoffe leidet ebenso der sprachliche wie der sachliche Erfolg des altklassischen Unterrichts besonders in den unteren Klassen (S. 73). Der Verfasser verlangt eine zweckmäßig eingerichtete, für Tertia und Quarta ausreichende Chrestomathie nach Art der deutschen und neusprachlichen Lesebücher für Unterklassen: ein sehr beherzigenswerter Vorschlag! Außer vielem anderen Wichtigen würde es auch leichter erreicht werden, daß die Schüler lernen ohne gedruckte Übersetzungen zu arbeiten; denn für eine solche Chrestomathie würde wenigstens längere Zeit keine Übersetzung vorhanden sein: Cäsars bellum gallicum würde ich vielleicht wesentlich auf Obertertia beschränken, in Untertertia die Kapitel lesen lassen, die sich auf Deutschland beziehen, daneben dürfte Ovid einen größeren Raum einnehmen.

Nun zu Cicero! „Sein nachdrückliches Studium gehört in die philologischen Hörsäle und Seminarien der Universität, nicht mehr in die Mittelschule" (S. 75): so der Verfasser, nachdem er zuvor Cicero gerecht charakterisiert hat. Seine Wortfülle, sein romanischer Prunk der Periode machen ihn zum Stilverderber.

De imp. Cn. Pomp., in Catil., pro Archia; Cato maior, Laelius — die auf den österreichischen Gymnasien am meisten gelesenen Schriften Ciceros — besitzen nach des Verfassers Ansicht wenig Wert für unsere Jugendbildung. Mit diesem verwerfenden Urteile kann ich doch nicht übereinstimmen: die Rede de imp. Cn. P. erscheint mir wegen ihrer Klarheit in der Anordnung und wegen der Reinheit der Sprache ganz besonders lehrreich für den Schüler und dann ist sie doch immerhin ein sehr wichtiges Zeugnis für die Zeit; ebensowenig möchte ich die Lektüre der einen oder der anderen Katilinarischen Rede missen: sie sind einmal charakterisch für die Beredsamkeit Ciceros, von der es sich doch lohnt eine Anschauung zu bekommen, wenn sie auch nicht als nachahmenswert bezeichnet werden soll, und dann geben sie uns immerhin die Auffassung einer sicherlich nicht unbedeutenden Person von der Persönlichkeit Katilinas; wenn die Reden ihre Wirkung getan haben — mögen sie gehalten sein wie sie wollen — dann kann die Auffassung Ciceros von Katilina doch nicht unbedingt falsch gewesen sein. Aber auch Cato maior erscheint mir und vielen anderen Schulmännern als eine für einen Sekundaner recht geeignete Lektüre. Der Verfasser selbst will auch eine der Katilinarien und die IV. Verrine von den Schülern gelesen haben; warum nicht auch pro Rosc. Am., erzählende Abschnitte aus den philosophischen Schriften und vielleicht auch Abschnitte aus de oratore, den ich als Primaner unter K. W. Piderit in der Schule ganz gelesen habe. Aber auch ich möchte gern Tacitus vor allem Platz schaffen durch Zurückdrängung des Cicero. Bei aller Wertschätzung, die Kukula für Vergil hat (S. 79), möchte er ihn und sein gründliches Studium auf die Universität verweisen, ihn kennen zu lernen genüge etwa der 1. Gesang mit anschließender Inhaltsangabe des gesamten Werkes; eine ausführlichere literarische Würdigung könne im Anschluß an Schillers freie Übersetzungen der Lehrer des Deutschen übernehmen. Mit den Darlegungen Kukulas über diese Frage, wie sie sich S. 61ff. finden, wird sich der preußische Gymnasiallehrer wohl kaum ganz einverstanden erklären. Was heißt gründliches Studium dieses oder jenes Klassikers? Nach Art Nordens kann ein VI. Gesang der Äneis nicht erklärt werden: der Jugend wird nahegebracht, was ihr nahegebracht werden kann, ohne daß sie das Bewußtsein oder vielmehr den Wahn eines vollen Verständnisses gewinnt; das Unvergängliche des Klassischen bewährt sich gerade durch den Genuß, den es den verschiedenen Altersstufen gewährt. Wenn der Verf. aber die Briefe des jüngeren Plinius für die Schule benutzt haben will, so möchte ich vorsichtig auf diesem Wege folgen, indem ich allerdings glaube, daß dem Verständnis der Tacitus- wie auch der Horazlektüre durch ihn gedient wird; wie die Lektüre dieser Schriftsteller vielseitig und anregend wirken kann und muß, so auch die des Plinius.

Daß aber Kukula den Wert der Cicerolektüre, der in der Klarheit des Ausdruckes seinen Grund hat, zu gering anschlägt, sei noch einmal gesagt. Wenn aber (S. 87) Namen wie Mimnermos, Theognis, Alkaios, Anakreon, Sappho, Simonides den österreichischen Gymnasiasten nur ein fremder Schall bleiben, so ist dies auf den preußischen bekanntlich besser. Wenn die Worte „Nur Horaz, dem griechischsten römischen Dichter, wird knapp vor Torschluß, da sich schon das Gespenst der Maturitätsprüfung stets drohender äußert, ein Weilchen zerstreutes Gehör geschenkt" zutreffend sind, so ist dies allerdings zu bedauern. Ich erinnere mich, daß vor etwa 20 Jahren auf den hessisch-darmstädtischen Gymnasien Horaz kaum das letzte Jahr gewidmet wurde, ob es jetzt noch so ist, weiß ich nicht. Auf den preußischen gehören dem Horaz seit langem die zwei Primajahre mit wöchentlich zwei Stunden, und dabei muß es auch bleiben, wenn unsere Gymnasiasten den Horaz gründlich sollen kennen lernen und all die Fragen, zu denen er anregt, eine Beantwortung mit Rücksicht auf die Gegenwart erhalten sollen. Gestattet es die Zeit, gestatten es die Schulen, dann kann man ja auch noch die Chrestomathie etwa von Biese benutzen und Catull, Tibull, Properz den Schüler kosten lassen, nötig ist es nicht: lieber einige Schriftsteller gründlich lesen, als von allen etwas kosten. Das möchte ich zum Schlusse der Besprechung des Buches betonen: wenn die Gymnasiallehrer den Glauben an den Klassizismus des Altertums aufgeben, wenn sie sich dem sogenannten Historizismus zuwenden und die bisher für klassisch erklärten Werke des Altertums nur als eine der gewöhnlichen Entwicklungsstufen ansehen, dann ist das alte Gymnasium mit dem Reformgymnasium dem Untergange verfallen. Ich bin der Ansicht, daß die Erzeugnisse der Blüte des Altertum mustergültig sind, und die Geschichte hat gelehrt, daß die tiefere Kenntnis dieser Erzeugnisse stets reinigend auf Geschmack und Urteil gewirkt hat. Deshalb halten die Pädagogen der alten Richtung das eindringliche Studium der besten Erzeugnisse des Altertums aus der Blüteperiode für die gesündeste Kost der heranwachsenden Jugend; sie hat sich bewährt und wird sich bewähren; lasse man nur den Lehrern die Gelegenheit, unbehindert und ihrer Individualität gemäß die Kost zu reichen! Hoffentlich schwindet dann auch mit der Zeit wieder das verkehrte Urteil über Wert und Betrieb der klassischen Sprachen, das jetzt hin und wieder in Presse und Gesellschaft sein Unwesen treibt.

Kiel. J. Loeber.

Wilhelm Gemoll, Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch. Wien u. Leipzig 1908, Tempsky u. Freytag. Lex.-Form. 8 M.

Der Verf. spricht als seine Absicht aus, den Wortschatz der Schulschriftsteller im weitesten Umfange zu verzeichnen, ja auch

über diesen Kreis hinausgehend ein Handwörterbuch zu liefern, das dem Mangel eines solchen auf der Höhe des gegenwärtigen Wissens stehenden Werkes abhelfen soll. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, hat das Werk sicher Existenzberechtigung neben den älteren bewährten Schulwörterbüchern wie Kaegi und Menge. Neben dem Umfange des berücksichtigten Wortschatzes kommt es nach Ansicht des Rez. bei einem Wörterbuch vor allem auf eine klare, übersichtliche Gestaltung des einzelnen Artikels an. Diese Aufgabe löst der Verf. mit großem Geschicke, wenn er auch weniger Belegstellen bietet als die genannten Wörterbücher. Um die logische Gliederung der Bedeutung schärfer hervortreten zu lassen, hat er sich bei ungefähr 230 Artikeln des graphischen Mittels der „Einrahmung“ bedient, doch ist zu bemerken, daß es in der größeren zweiten Hälfte des Werkes sehr viel seltener (30 : 200) angewandt wird als in der ersten, wahrscheinlich weil der Verf. mit dem Raum sparen mußte. Rez. hat diese ca. 230 „Rahmen“ geprüft und in den meisten Fällen die Gliederung gut, zuweilen vortrefflich gefunden, wenn auch oder wohl gerade weil die oft zu weit ins einzelne gehende Bedeutungsunterscheidung, wie sie Menge bietet, von dem Verf. nicht beliebt wurde. Als vortrefflich erscheinen dem Rez. z. B. die Artikel: *ἁπλοῦς, ἀπό, ἀποπνέω, ἀσφαλής, ἀτελής, βαρύς, γένος, γίγνομαι, γραφή, δημόσιος, δόξα, δύναμις, ἐφίσταμαι, καιρός, κατά, χείρ, ὡς*; zuweilen allerdings gibt Rez. der von Kaegi gebotenen Gliederung den Vorzug. Ausführlicher sei dem Rez. über die Etymologie zu sprechen gestattet, da ihm gerade die Verwertung derselben für die Schule sehr am Herzen liegt. Es ist anzuerkennen, daß der Verf. die Etymologie in ausgedehnterem Umfange heranzieht, als dies von Kaegi geschieht. Dagegen hält Rez. es nicht für richtig, in einem Schulwörterbuch andere Sprachen als das Lateinische und Deutsche zur Vergleichung zu benutzen; denn nur diese sind dem Schüler und auch den meisten Lehrern bekannt. Von den germanischen Dialekten müßte entweder nur das Nhd. oder sicherlich dieses neben den andern besonders genannt werden. Als unrichtig erscheinen dem Rez. folgende Angaben: *αἴγλη* nicht aus *ἀγίλη* vgl. dagegen Prellwitz und Boisacq; *ἀκόλουθος* nicht = *α* cop. + *κόλουθος* Nebenform für *κέλευθος*, sondern mit Ablaut gebildetes Kompositum; über *ἄμοτον* s. Prellwitz 2. Aufl.; s. v. *ἄρκτος* wird ursus als aus *urctus entstanden erklärt, das hätte aber urtus ergeben (vgl. tortus, fortis u. a.), sondern aus *urcsus (gr. *κτ* aus idg. kþ = lat. cs vgl. *τέκτων*: texo); *Ἀττική* nicht aus *Ἀθηναική*, sondern zu *ἀκτή* Küste; *βέλτερος* nicht aus **μέλτερος* zu *μάλα*, sondern zu dē-bilis; *βορά* nicht zu gula, das höchstens von einer Parallelwurzel gel oder g^u^el stammt; *βροτολοιγός* nicht zu lūgeo, sondern, wie es unter dem Simplex richtig heißt, zu *ὀλίγος*; lūgeo gehört zu *λευγαλέος* und *λυγρός*, wie auch der Verf. richtig angibt; *δαίμων* nicht zu lar, sondern

zu δαίομαι, vgl. μοῖρα: μέρος, Νέμεσις: νέμω, avest. bagha Gott: bāgem Anteil, Los; δένδρον nicht aus *δενδο + δρεϝον, sondern einfach durch Dissimilation aus *δέρδρεϝον nach Hirt Handb.; ἑστία nicht zu ἐσχάρα, sondern zu ἄσιν αὐλή, Vesta und Wesen; θειλόπεδον nicht aus *τερσλο; εἴκω „weichen" nicht zu vinco und ahd. wīgan, sondern eher vices Wechsel und ahd. wīhhan; ἔνεροι nicht aus ἐν und ἔρα, sondern zu νερθεν, nieder, Nord, Nerthus, νεάτη, nīdus; ἐξαίφνης nicht zu ἄφνω, sondern zu αἰπύς, αἶψα; θρίαμβος nicht aus τρίς und *ἄμβος = ahd. ancha Schenkel, sondern nach Prellw. aus θριάζω und *-βος zu ai. gā singen, vgl. ἴαμβος; θύλακος nicht zu follis, sondern dieses zu θύω, follis gehört zu φάλλος; ἴνις nicht zu iuvenis, eher zu ζειά (lat. j = ζ, vgl. jugum: ζυγόν); ἰονθάς nicht zu villus (dieses nach Walde zu vellus); κάμινος nicht zu altslav. kamĕni Stein, sondern zu καμάρα, camur; bei κημός ist Rez. die Angabe „lat. cāmus Fremde" unverständlich, es ist wohl ein Druckfehler für lat. cāmus Fremdwort", die Vergleichung mit quālum ist unrichtig; λαγώς nicht zu λαγνός geil, sondern zu langueo und οὖς = Schlappohr; λάπτω nicht zu Lefze, Lippe (die Lippe leckt nicht; Walde); λύγος nicht zu ligare, sondern zu luctari; μαλάχη nicht semitisch, sondern verwandt mit μαλακός; μέμονα nicht zu μάομαι, sondern zu $\sqrt{\text{men}}$ in μένος, vgl. γέγονα: γένος = μέμονα: μένος; μηρός nicht zu ahd. muriot, sondern aus *mēmsro *mēro zu membrum (aus memsrom) und got. mimz; bei μοῦσα zieht Rez. die alte Erklärung Brugmanns aus *μόντια als „Sinnende" der „Bergfrau" Wackernagels vor; bei ναῦς hält Rez. die Alternative „nach andern zu navo ausgehöhlter Baum" für überflüssig; ὁπλότερος nicht zu ἁπαλός, sondern zu ὅπλον = rüstiger, Prellwitz; οἶτος nicht zu lit. saitas „Zeichendeuterei", sondern eher zu οἴσω, vgl. die Bedeutungsparallele fors, fortuna: ferre; bei οὖρος II ist *σϝορϝος zu streichen, desgl. bei οὐρός νεώριον, da dieses zu ὁράω gehört; bei ὀχετός ist zu ὄχος II hinzuzufügen, da es zu $\sqrt{\text{regh}}$ gehört; ὀχλέω 1. fortbewegen gehört zu vehere; bei πᾱνός ist φᾱνός zu streichen, dieses gehört zu φαίνω aus *φαεσνός; bei πᾶς ist zu streichen quantus, dieses gehört natürlich zu dem Pronominalstamm k^{w}o; bei πάλαι zu streichen „W. πελ in grauer Vorzeit"; παιφάσσω nicht zu focus; bei πείθω ist zu streichen „nach andern", beide Wörter fīdo und bitten gehören dazu; πείκω nicht zu πικρός; πόρκης nicht zu πείρω, sondern zu compesco aus *compercsco, dagegen πόρπηξ zu πείρω; ῥαχίς nicht zu ahd. hrucki, sondern dieses zu crux; bei σπλήν ist „Lunge" zu streichen, da es zu ἐλαχύς gehört, vgl. παχύς: Bunge = ἐλαχύς: Lunge; στεῦται gehört zu στοά, στῦλος, σταυρός, stauen, Steuer, steuern; τέρμιος nicht zu *τέρμα = ai. cárma Haut, Schild, sondern zu τέρμα Ende, Grenze, anord. þromr

äußerster Rand, ahd. drum Endstück, wegen der Bedeutung vgl. Rand = Schild. Bei *τήμερον* ist hodie zu streichen (*τ* aus kj) *τήμερον* gehört also zu *κεῖνος*, cis u. a.; *τιτθός* nicht zu „Zitze“, sondern als Kurzform zu *τιθήνη* mit Verdoppelung des *ϑ* wie in Kosenamen; *τραυλός* nicht zu raucus! *ὑγρός* nicht zu altslav. jugu Süden, Süd, sondern zu ūveo, ūmidus, wohl auch „Ochse“ (vgl. verres: *ἑέρση*; bei *ὑμέναιος* ist die zweite Alternative: äol. *ὑμε* = *ὁμοῦ* und *ναίω* „wohnen“ zu streichen; *φαιδρός* darf entweder mit lit. gaidrùs oder mit *φαίνω* verglichen werden, aber nicht mit beiden zugleich, ersteres erscheint dem Rez. richtiger; *χαίτη* nicht zu caesaries, sondern zu haedus, die Mähne ist „die fliegende“, der Ziegenbock ist der „Springende“; bei *χολάδες* ist *χορδή* zu streichen, das zu $\sqrt{\text{gher}}$ fassen und bira und Garn gehört, wie Verf. ja richtig angiebt; wenn fremo zu *χρεμίζω* gehört, kann es nicht auch zu *βρέμω* gestellt werden, Walde stellt es zu *βρέμω*; *ὦμος* nicht aus **ὄμσος*, sondern aus **ὦμσος*. Als zweifelhaft erscheinen dem Rez. die Etym. von *ἀδημονέω*, *ἄελλα*, *ἀθρόος*, *αἶα*, *αἰγίοχος*, *αἰγύπιος*, *ἀιζηός*, *ἄκανθα*, *Ἄλπεις*, *ἄλσος*, *ἀλωή*, *ἄμη*, *ἀμνίον*, *ἄμπυξ*, *ἀνάγκη*, *ἀνακωχή*, *ἄνεω*, *ἀνοπαῖα*, *ἀπαυράω*, *Ἀπόλλων*, *ἅπτω*, *ἄραβος*, *ἀραιός*, *ἀρπεδόνη*, *ἀσκαλαβώτης*, *ἀσκός*, *ἀσπάζομαι*, *ἀσπάλαθος*, *ἀστράβη*, *ἀτάσθαλος*, *ἀτμός*, *ἀτρύγετος*, *ἀτύζω*, *ἄφενος*, *ἄωτος* u. v. a. Vermißt hat Rez. folgende Vergleichungen mit deutschen Wörtern: *ἅδην*: satt; *ἀεί*: ewig, je, immer; *ἄεσα ἄστυ*: Wesen; *ἄημι*: Wind; *ἀθερίζω*: der untere; *αἰδέομαι*: Ehre; *αἴθω*: Esse; *αἷμα*: Seim; *ἀκαχίζω*: Ähre, Egge, Ecke; *ἀλδαίνω*: alt; *ἄμαθος*: Sand; *ἀμαρύσσω*: Morgen; *ἀμέργω*: Mark = Grenze; *ἄμφω*: beide; *ἄνεμος*: ahnden = strafen; *ἀνεψιός*: Neffe, Niftel; *ἀντί*: Antlitz, Ende, ent-; *ἀπάτη*: finden; *ἀπειλή*: Beispiel (= Gleichnis); *ἄριστον*: eher, erste; *ἀστεμφής*: Stab; *ἄτρακτος*: drechseln; *αὖ γε* = auch; *αὖος*: dial. sohren; *αὔριον*: Osten, Ostern; *αὐτέω*: ju, juch; *ἀχερωίς*; Esche; *βαίνω*: bequem, bekömmlich; *βακτηρία*: ndd. Pegel; *βεῦδος*: Kutte; *βδέω*: fisten; *βόθρος*: Bett; *βράκα*: ahd. bruoch, engl. breeches; *βροτός*: Mord; *βρύχιος*: brakig; *βύκτης*: Pogge; *γλάμων*: klamm; *γλισχρός*, *γλοιός*: Klei, kleben; *γλουτός*: Kloß, Klotz, Kugel; *γλύφω*: Kloben, Kluft; *γνίφων*: kneifen; *γρύζω*: grunzen; *γρυμέα*: Krume, krauen; *γρύψ*: krumm, Krüppel; *δαίδαλος*: Zoll; *δαπάνη*, *δεῖπνον*: Ungeziefer; *δατέομαι*: verzettele, Zettel = Einschlag; *δέννος*: Kot; *δέρω*: trennen; *δήν*: zaudern; *δόλος*: Ziel, Zahl; *ἐγείρω*: karsch; *ἐγχεσιμῶρος*: Märe, Märchen, — mar (im Eigennamen); *ἕδνα*: widmen; *ἕζομαι*: sitzen; *ἔθος*: Sitte; *εἰλαπίνη*, *ἐλπίς*: wollen; *εἴλλω*: wallen, Welle, Walze; *εἶπον*, *ἔπος*: erwähnen; *εἴργω*: Rache, Recke; *ἐκεῖ*: hier, her u. a.; *ἑκυρός*: Schwäher, Schwieger; *ἐλάτη*: lind; *ἔλαφος*; Lamm; *ἔλδω*: wählen, wollen; *ἐλελίζω*: Leich, leichen; *ἔλεος*: Lücke,

Loch; *ἐλεύθερος*: lotter, liederlich; *ἐννέπω*: sagen; *ἔνεροι*: Nord, Nerthus; *ἕνος*: got. sineigs, Seneschall; *ἐπιεικής*: Weigand = Kämpfer, Hedwig; *ἐρέβινθος*: Erbse; *ἐρευνάω*: raunen; *ἐρείκω*: Reihe; *ἐρετμόν*: Ruder; *ἐρύομαι*: wahren, wehren; *ἐρωή* I: rasen; *ἕσπερος*: Westen; *ἔτος*: Widder (= Jährling); *εὐνή*: wohnen, Wunsch, Wonne, gewinnen, Wahn; *εὖνις* Wahnsinn, Wahnwitz, engl. want; *εὐρύς*: Raum; *ἕως*: Osten, Ostern; *ζειά*: jung; *ζεύγνυμι ζυγόν*: Joch; *ἥλιος*: Sonne (mit anderer Ableitung); *ἡμεῖς*: uns; *θάμνος*: Tann; *θάπτω, τάφος*: Dung vgl. Tacitus, Germania 16 und den Nürnberger „Dung“ = Webekeller; *θάρσος*: engl. dare; *θήγω*: Degen (kelt. L); *θείνω, φόνος*: Eigenn. auf -gund; *θάλλω*: bayr. Dult = Jahrmarkt; *θολερός*: toll; *θρῆνος*: Drohne; *θωμός*: Damm; *ἰτέα*: Weide, Wiede (Strick aus Weidenruten); *ἴσκε*: sagen; *καλέω*: hallen; *καλύπτω*: Hel, Hölle; *καμάρα*: Hemde, Leichnam; *καρκίνος*: hart; *κάρφω*: schrubben; *καττύω*: Saum; *κέντρων*: Hadern; *κέρας*: Hirsch; *κῆδος*: Haß, hetzen; *κῆρυξ*: Ruhm; *κίχλη*: gellen, Nachtigall; *κλίβανος*: Laib, Lebkuchen; *κλύω*: lauschen, oberd. losen = hören; *κλώζω*: glucksen; *κνάπτω*: ndd. Noppe; *κνάω*: Nute, nieten; *κνηκός*: Honig; *κνήμη*: engl. ham Schinken; *κόπτω*: Schöps (slav. L. verschnittener Schafbock, vgl. Hammel: ahd. hamal verstümmelt); *κόρδαξ*: Scherz; *κόρυζα*: Rotz; *κραιπνός, καρπός* „Handwurzel“: Wirbel, werben; *κράμβος*: schrumpfen; *κρίνον, κρίνω*: rein; *κρόμμυον*: engl. ramsen Lauch; *κρούω*: Reue; *κύκλος*: engl. wheel „Rad“ Julfest; *κύμβαχος*: Haube, Humpen; *κύρβις*: Wirbel werben; *κύτος*: Haut; *κώπη*: Handhabe, Haft, Hebel, heben; *λᾶας*: Lot, engl. lead; *λαγαρός*: schlank; *λακτίζω*: lecken wider den Stachel; *λαφύσσω*: Löffel; *λάρυγξ*: schlürfen (mit anderem Wurzelauslaut); *λάταξ*: Letten; *λάχεια*: liegen, engl. low „niedrig“; *λεία*: Lohn; *λέπω*: Laub; *λευγαλέος*: Lücke, Loch; *λευκός*: Licht, leuchten; *λούω*: Lauge; *λύζω*: Schlauch; *μένος*: Mann, Mensch, Minne; *μάμμη*: Memme, Muhme; *μανιάκης*: Mähne; *μαραίνω*: morsch; *μάσσω*: machen; *μεῖραξ*: Braut; *μέλι*: Meltau; *μιαίνω, μύδος*: Schmutz, Moder; *μικρός*: schmähen, Schmach, schmächtig; *μίνθη, μόθος*: Mandelholz = Mangel (d. i. Drehholz); *μυκάομαι*: muhen; *νέατος*: nieder, Nest; *νεκρός*: Naglfar (Totenschiff); *νεόγιλος*: keimen; *νευρά*: Schnur, nähen; *νεφέλη*: Niflheim; *νότος*: entweder zu „naß“ oder zu „Süden“; *ὄγκος* I: Angel; *οὐρανός*: Raum; *οὐτάω*: Wunde, Wal = Kampf; *ὄφις*: Unke (eig. Schlange); *παλαίω*: fühlen; *πάομαι*: Futter; *πάσσαλος, πήγνυμι*: fügen; *παχύς*: Bunge, Bingelkraut; *πεῖρα*: erfahren, Gefahr; *πέλαγος*: flach; *πέος, πόσθη*: Fasel — d. i. Zuchtschwein usw.; *πέπλος*: falten; *πέρᾱ*: fahren; *περκνός, πρώξ*: Föhre, Forelle; *πέρυσι*: Ferner, Firn, Firnwein; *πίμπλημι*: füllen; *πληγή*: fluchen; *πλάθανος*: Fladen, Flunder; *πλαταγέω*: plätschern, pladdern; *πλῆθος*: Volk; *πλωτός*: Flut; *ποικίλος*: Feh (buntes sibirisches

Eichhörnchen); *πόκος*: ahd. falhis „Haar", Faeroer = Schafinseln; *πάτος*, *πόντος*: finden; *πέρδομαι*: farzen, Furz; *πορεύω*: fahren, führen; *πορθμός*, *πόρος*: Furt, Föhrde, Fjord; *πόσις*: got. bruþfaþs Bräutigam; *πότερος*: weder; *πράμος*: fromm; *πράσον*: engl. furze Heidekraut; *πρόμος*: anord. fram vorwärts, Fram (Schiff Nansens), Framea, Franken; *πτέρνα*: Ferse; *πτερόν*: Feder; *πυγμή*: fechten; *πυθμήν*: bauen; *πωλέω*: feil; *πῶμα*: Futteral; *ῥάφανος*: Rübe; *ῥέμβομαι* Ranke, Ränke, ringen; *ῥῆμα*: Wort; *ῥίον*: Warze; *σέλας*: schwelen, schwül; *σκάλλω*: Schale, Scholle, zerschellen; *σκιά*: schimmern; *σκιρτάω*: Scherz; *σκορπίος*: schürfen, scharf; *σκῦλον* Scheuer, Scheune; *σκώρ*: Harn; *σμάω*: Schmied, schmeißen; *σμῆνος*: sammeln; *στέγω*: decken; *στείβω*: steif, Stift; *στέλλω*: stellen; *στένω*: stöhnen; *στερεός*: stark; *στήλη*: Stuhl; *στέρνον*: streuen, Stroh; *στραγγάλη*: Strick, streng; *στρουθός*: Drossel; *σφαραγέομαι*: sprechen, Sprache; *τανύγλωσσος*: dünn; *ταρσός*: Darre; *ταῦρος*, *τύλη*: Daumen; *τείρω*: durch; *τρίβω*: dresche; *τεῖχος*: Deich; *τέκνον*: Degen = Held; *τέκτων*: Dachs; *τένων*: Dohne; *τερσαίνω*: dürr, Durst; *τεύχω*, *τυγχάνω*: taugen; *τέφρα*: Tag; *τήκω*: tauen, verdauen; *τήμερον*: heute; *τίς*: got. hvas, wer; *τορύνη*, *τυρός*: Quark (slav. L.); *τρέχω*: ahd. drigil Läufer; *τρύξ*: Dreck; *τυφλός*, *τῦφος*, *θύω*: betäuben, toben, Taube, toll, töricht, Dusel; *ὑμήν*: Saum; *ὗς*: Sau; *ὑστέρα*: Wanst; *φάλαγξ*: Bohle; *φαίνω*: bohnen; *φαληρίς*: Belche (Wasserhuhn); *φάραγξ*: brechen; *φείδομαι*: beißen; *φίλος*: billig; *φλέγω*: blicken, Blitz, blecken, blinken; *φλύω*, *φλύκταινα*: Blut; *φρύνη*: Bär, Biber; *φύλλον*: Blatt; *φύρω*: brauen, brausen, braten, brennen u. a.; *φῦσα*, *φύκη*: fauchen; *φώγω*: backen; *φωλεός*: Bau, Bauer, Bude; *χανδάνω*: vergessen; *χαυνός*, *χάος*: Gaumen; *χείρ*: gern, begehren; *χόρτος*: Garten; *χελιδών*: Nachtigall; *χλαίνα*, *χλίω*, *χλωρός*: glühen, Glut, Glanz, glatt; *χόνδρος*: Grind, Grund; *χραίνω*: Grenze (slav. L. vgl. Mark: margo: *ἀμέργω* und *ὀμόργνυμι*); *ψάμμος*: Sand; *ὠλένη*: Elle.

Ebenso vermißt Rez. folgende Vergleichungen mit lat. Wörtern: *ἄεσα*: Vesta; *ἄημι*: ventus; *αἰγανέη*, *αἴγειρος*: aesculus; s. v. *ἀλλᾶς* mußte bei allium die Bedeutung: „Knoblauch" angegeben werden; s. v. *ἁλοσύδνη* mußte unda (aus *udna) erklärt werden; *ἄμαθος*: sabulum; *ἀμέργω*: merges, margo; *ἀμφίπολος*: ancilla; *ἀνεψιός*: nepos, neptis; *ἀνήρ*: Nero; *ἀραιός*: rārus; *ἀριθμός*: reor, ratio; s. v. *ἀρτύνω* ist bei artus hinzuzufügen: ūs; *ἄσβολος* āreo; *ἄστυ*: Vesta; *ἀτραπός*: trepidus; *αὐτέω*: iūbilare; *ἀφύσσω*: imbuo; *ἀχερωίς*: ornus; *βακτηρία*: imbecillus; *βαρύς*: gravis, brūtus (osk. umbr. L.); *βάσκανος*: fascinus; *βέλτερος*: dēbilis; *βρύχιος*: mare; *γρυμέα*: grūmus; *διδάσκω*: disco; *δοκέω*: doceo; *δῖος*: diēs, deus; *ἐγγύη*: vola; *ἐγείρω*: expergiscor; *ἔθος*: suētus; *ἐκεῖ*, *ἐκεῖνος*: cis, -ce; *ἐλάτη*: linter, lentus; *ἔλδω*, *ἐλπίς*: velle; *ἐλεύθερος*: līber; *ἐνδελεχής*: in-

dulgeo; *ἐνηής*: aveo; *ἔντερον*: *interus; *ἐντόσθια*: intestina; *ἔπος*: vox; *ἐρείδω*: ridica Weinpfahl; *ἕρμα*: series, serere; *ἔρση*: verres; *ἔτος*: vitulus; *εὖνις*: vānus; *εὐρύς*: rūs; *εὔχομαι*: voveo; *ζειά*: iuvenis; *ἡμεῖς*: nōs; *ἠπίολος*: vappo Lichtmotte; *θηλή*: fīlius eig. der Saugende; *θῦμός*: fūmus; *θώραξ*: firmus; *ἰαύω*: Vesta; *ἱδρύω*: sīdo; *ἵεμαι*: via, vēnari; *καρκαίρω*: carmen; *καυλός*: cavus; *κείρω*: cerno; *κελαινός*: columba; *κέντρων*: cento; *κηλέω*: calvi; *κλίβανος*: lībum; *κλώζω*: glōcio; *κολοσσός*: celsus, collis; *κόπτω*: capo Kapaun; *κόρυζα*: screa, excrēmentum; *κότος*, *κῶνος* = catus, cōs; *κρήγυος*: crēdo; *κριθή*: horrēre; *κρίκος*: circus; *κτάομαι*: situs; *κτείς*: pecten; *κύκλος*: colo, colus Spinnrocken, collum; *κύμβαχος*: cūpa; *κύτος*: obscūrus; *λαιμός*: L. Lamia; *λακτίζω*: lacertus; *λάλος*: lallare; *λαμυρός*: lemures; *λάχεια*: lectus; *λεκάνη*: lacertus; *λέκτρον*: lectīca; *λεπτός*: lepidus; *ληκάω*: locusta; *λίνον*: linere, litare; *λοβός*: legūmen; *λύγος*: luctari; *μαίομαι*: mōs; *μαλακός*: molo, mollis, mulcēre, mulcare; *μαλθακός*: mollis (aus *molduis); *μάμμη*: mamma; *μανιάκης*: eminēre, mons; *μαραίνω*, *μάρναμαι*: marceo, morior; *μάψ*: mox; *μεῖραξ*: marītus; *μείλιχος*: mītis; *μίλτος*: mulleus; *μῆνιγξ*: membrāna; *μικρός*: mīca; *μίτος*: mittere; *μύκης*: mūcus, emungo; *νάννος*: nonnus Kinderwärter; *νεάτη*: nīdus; *νευρά*: nervus, neo; *νῦν*: nunc; *ξανθός*: cānus (aus *casnus); *ξαίνω*: cārēre, novacula; *ὄαρ*: sero, sermo, soror; *οἰδάω*: aēmidus; *οἶς*: vestis, exuo, induo; *οἶστρος*: īra; *οἴσυον*: vītex, vīmen; *ὅλος*: salvus, consōlari; *ὀμφαλός*: umbo; *ὄνομα*, *ὄνομαι*: notare; *ὀξύη*: ornus; *ὀργάω*: urgēre; *ὀρυγάνω*: ructare, ērūgere; *ὀρφνός*: rōbur; *ὀσφραίνω*: frāgrare; *ὀτρύνω*: turba, turma; *οὐ*: au-, haud mit unorganischem h; *οὐλαμός*: volvo, volūmen; *οὐλή*: vellere; *οὐρανός*: rūs; *ὄφις*: anguis; *ὀχέω*: vehere; *παγετός*, *πάγη*: pango; *παιπάλη*: pollen, puls, palea; *παλαίω*: pello, palma; *πάσσαλος*: pango; *παῦρος*: paulum; *πείρινς*: sporta; *πελεμίζω*: pello, palpo; *πελιός*, *πέλεια*: palumbēs, palleo; *πέλλα*, *πήληξ*: pellis; *πέρθω*: perdo; *πήγανος*: pāgina; *πιμέλη*: opīmus; *πίσινος*: pisum; *πίτυλος*: petulans; *πίων*: pinguis; *πλέκω*: *plicare; *πλῆθος*: plēbēs; *πλίνθος*: later; *Πλούτων*, vgl. Dīs: dīves; *ποδαπός*: Suff. *-απός* vgl. mit -inquus in propinquus, longinquus; *πόρκης*: compesco; *πόρτις*: pario; *πότερος*: uter; *πραπίς*, *πρέπω*: corpus; *πρόκα*: procul; *πτελέα*: tilia; *πτίλον*: vespertīlio Schmetterling eig. Abendflatterer; *πτοιάω*, *πτύρω*: pavēre; *πτύσσω*: fugio; *πυγή*, *πύματος*: puppis; *πύθω*: pūs; *πῦρ*: pūrus; *ῥάβδος*, *ῥάπτω*: verbēnae, verberare; *ῥαδαλός*: radius, rāmus; *ῥάφανος*: rāpa; *ῥέγχω*: ringor, rictus; *ῥέω*: serum; *ῥήν*: vervex; *ῥῖγος*: rigēre; *ῥίον*: verrūca; *ῥόμβος*: vergo; *σεύω*: cieo; *σιμός*: L. sīmia Affe; *σκάλλω*: scalpo, sculpo; *σκίμπτω*: scīpio, cippus; *σκιρτάω*, *σκαίρω*, *κόρδαξ*: scurra, currere, cardo; *σκῦλον*: obscūrus, cutis; *σκῶρ*: screa; *σορός*, *σωρός*: obtūrare, tumēre; *σπέρχω*

spargo; *στάσις*: statio; *στείβω*: stīpare; *στέλλω*: locus (aus *stlocus); *στέρνον*: sterno; *στίζω*: stimulus; *στραγγάλη*: stringo; *στρουθός*: turdus; *σχάω*, *σχίζω*: scio; *σῶκος*, *σῶμα*, *σῶς*: tumēre, tōtus; *ταμίας*: timēre; *ταρσός*: torrēre; *τέγος*: tectum; *τένων*: tenus; *τέρεμνον*: trabs; *τέρετρον*: terebra; *τερσαίνω*: torris, torrens; *τέφρα*: foveo, favilla oder: tepidus; *τίω*: caerimonia; *Τιτάν*: titio Feuerbrand; *τορύνη*: turba, turma; *τρέπω*: turpis; *τρίζω*: strīdeo; *τριττύς* vgl. tribus; *τρύξ*: troia Sau; *τρύζω*, *τρυγών*: turtur; *τύπτω*: stuprum, tundo; *τυρός*: trua; *ὑγρός*: ūveo, ūmidus; *ὕδρα*: unda; *ὑμήν*, *ὑμέναιος*, *ὕμνος*: suō, vgl. wegen der Bedeutung textus; *ὑπέρ*: super; *ὑσμίνη*: juba, jubeo; *ὑστέρα*: vensica, venter; *ὕω*: sūcus; *φαίνω*: fenestra; *φάλαγξ*: fulcio; *φαλλός*, *φλέω*: follis; *φαληρίς*: fulica; Bleßhuhn, fullo; *φάραγξ*: frango; *φλύκταινα*: fluo; *φρήν*: frāgrare; *φράσσω*: frequens; *φύλαξ*: bubulcus; *φύλλον*: flōs; *φύρω*: fretum; *φωλεός*: favus; *χάλιξ*: calx; *χάος*: fāmes, fauces; *χείρ*: hir Hand; *χίλιοι* verw. mīlia aus *smī + *ghsli; *χλαρός*; glaber; *χλεύη*: laetus; *χλόη*: flāvus; *χναύω*: novācula Schermesser; *ψάλλω*: palpare; *ψῆττα*: squatina; *ὠμός*: amārus; *ὠρύομαι*: rūgio, ērūgo, ructo.

Ferner vermißt Rez. die Angabe der lateinischen und deutschen Lehnwörter aus dem Griechischen, während das in dem gleichen Verlage erschienene lateinische Wörterbuch von Stowasser die Lehnwörter aus dem Lateinischen in anerkennenswertem Umfange bietet. Die Angabe der Lehnwörter läßt den Schüler erkennen, welchen großen Einfluß die griechische Sprache auf das Lateinische und unmittelbar oder mittelbar (durch das Lateinische) auf das Deutsche gehabt hat. Es hätte erwähnt werden müssen unter anderm: *ἐλεημοσύνη*: Almosen; *ἀμφορεύς*: ampulla, Ampel; *ἄγκυρα*: ancora, Anker; *ἀπόστολος*: Apostel; *ἀρσενικόν*: Arsenik; *ἀποθήκη*: Apotheke, franz. boutique, span. Bodega; *ἰατρός*: Arzt (*ἀρχιατρός*); *ἀστήρ*: Aster; *ὄστρειον*: Auster; *βιβλίον*: Bibel (*τὰ βιβλία*); *ἐπίσκοπος*: Bischof; *βύρσα*: Börse, Bursche; *πυξίς*, *πύξος*: buxus und -um, Buchsbaum, Büchse; *βούτυρον*: Butter; *δάκτυλος*: Dattel, Dachtel; *δράκων*: draco, Drache, Dragoner; *ἄγγελος*: Engel; *ἐπιστολή*: epistola, Epistel; *ἀρχι-*: Erz z. B. in Erzbischof u. a.; *κόλπος*: franz. golfe, Golf; *γραφεῖον*: graphium, graphiolum, Griffel; *κρυπτή*: crypta Gruft, ital. Grotte; *ἐμφυτεύω*: impfen; *καμάρα*: camera, Kammer, Kamerad; *κάμινος*: Kamin, Kemenate (heizbares Frauengemach); *κάννα*: canālis Kanal, Kanone, Kanaster; *κώνωψ*: cōnōpēum (Bett mit Mückennetz), franz. canapé, Kanapee; *χάρτης*: charta, carta, Karte, Kerze; *κόφινος*: cophinus franz. coffre, Koffer; *κύμινον*: cumīnum, Kümmel; *καθαρός*: Ketzer; *κυριακόν*: Kirche; *λαός*: Laie; *λαμπάς*: franz. lampe Lampe; *λαμπτήρ*: lanterna, Laterne; *λύρα*: Leier; *λιτανεύω*: Litanei; *ἀμυγδάλινος*: Mandel; *μάρμαρος*: marmor, Marmor, Marmel, Marbel; *μαρτύριον*: martyrium,

Marter; *μηχανή*: māchina, franz. machine, Maschine; *μάζα*: massa, Masse, Messing; *μῆλον*: mēlo, Melone; *μέταλλον*: metallum, Metall; *μέσπιλον*: mespilum, Mispel; *μοναχῇ*: monachus, Mönch, München (= zu den Mönchen); *ἄμη*: ama, Ohm; *ἔλαιον*: oleum, Öl; *ἐλαία*: olīva, Olive; *ὄργανον*: Orgel; *πάπυρος*: papȳrus, Papier; *παράδεισος*: paradīsus, Paradeis, Paradies; *ποινή*: poena, Pein; *πελεκᾶς, πελεκῖνος*: Pelikan; *Πέργαμος*: pergmēna, Pergamen, Pergament; *πάππας*: Pfaffe; *πέπων*: pepo, Pfebe; *πέπερι*: piper, Pfeffer; *πεντηκοστή*: Pfingsten; *Περσικά*: Pfirsich; *ἐμπλάσσω*: Pflaster (*ἔμπλαστρον*); *πειράτης*: pīrāta, Pirat; *πλατύς*: platt; *πλατεῖα*: platēa, Platz; *πολιτεία*: Polizei; *πομπή*: pompa, franz. pompe, Pomp; *πρεσβύτερος*: Priester; *πορφύρα*: purpura, Purpur; *κυδώνιον μῆλον*: Quitte; *ὄρυζα*: ital. riso, Reis; *σάκκος*: saccus, Sack; *μίτος*: Samt (*ἑξάμιτον*); *σάνδαλον*: Sandale; *σάγμα*: sagma, Saumtier; *σαρκόφαγος*: Sarg; *σκῆπτρον*: scēptrum, Scepter; *κάλαμος*: calamus, Kalmus, franz. chalumeau, Schalmei; *χελιδόνιον*: Schöllkraut; *γράφω*: ital. sgraffiare, schraffieren; *σχολή*: schola, Schule; *σέλινον*: selīnon, Sellerie; *σίναπι*: sināpi, Senf; *συλλαβή*: syllaba, Silbe; *σκάνδαλον*: scandalum, Skandal; *σκελετός*: sceletus, Skelett; *σχέδιος*: schedium, Skizze; *ἀσπάραγος*: asparagus Spargel; *στρουθός*: strūthio, Strauß; *στρόβιλος*: Strobel (Zirbelnuß); *τῦφος*: *extūfare, Stube; *τάπης*: tapēte und -um Teppich, Tapete; *διάβολος*: diabolus, Teufel, franz. diable; *θρόνος*: thronus, Thron; *θύννος*: thynnus, Thunfisch; *τίγρις*: tigris, Tiger; *δίσκος*: discus, Tisch; *τόνος*: tonus, Ton; *τύρσις*: turris, Turm; *τορνεύω*: franz. tourner, turnen; *ὥρα*: hōra, Uhr; *θήκη*: thēca, Zieche; *ζώνη*: zōna, Zone; *κεράτιον*: franz. carat, Karat; *ἀδάμας*: adamas, Demant, Diamant.

An lateinischen Lehnwörtern aus dem Griechischen wären zu nennen gewesen: abacus, acta, adeps (aus *ἄλειφαρ*), argilla, balineum, cādūceus (aus *καρυκεῖον*) coccum, cochlea, concha, conchȳlium, cōnus, corōna, crāpula, crystallum, cubus, cupressus, cumba, delphīnus, elephantus, ēlogium, fīcus, galea, leo, līlium, mina, mitra, murtus, nānus, nausea, obsōnium, paliūrus, panthēra, paelex, perdix, phalanga, phalerae, placenta, platanus, poēta und Ableit., pūga, rosa, scopulus, scutula Walze, spatha, spēlunca, triumphus, trutina, pessulus.

Bei einigen Lehnwörtern führt der Verf. zwar die lateinischen und deutschen Wörter an, aber ohne die Angabe, daß diese entlehnt sind. Ein Schüler muß in solchem Falle Urverwandtschaft annehmen: vgl. z. B. *μίνθη, μορόεις, ποινή, στραγγάλη, ἄντρον, βραχίων, καμάρα, κόμη, ἱλαρός, μάκελλον, ἐλαία, ἔλαιον, φαινόλης, θύος, τύρσις, ζώνη.*

Auch hinsichtlich der „inneren" Etymologie, auf die der Verf. wie er in der Vorrede ausspricht, großes Gewicht legt, sei dem Rez. eine Bemerkung gestattet. Es ist allerdings anzuerkennen,

daß bei jedem einzelnen Worte das Wort angegeben wird, von dem es abgeleitet ist. Aber das genügt nach der Ansicht des Rez. nicht. Denn in sehr vielen Fällen ist es auch für den Schüler so leicht, diese Ableitung zu ermitteln, daß ihre Angabe nur „aus Prinzip" notwendig ist. Wichtiger ist es, daß der Schüler die Hauptgruppen von Wörtern, die von einer Wurzel oder einem Wortstamm abgeleitet sind, kennen lernt. Dem Rez. scheint deshalb die Methode Menges vorzuziehen: bei *ἄγω* z. B. führt M. als Ableitungen an: *ἀγός*, *ἀγωγή*, *ἄκτωρ*, *ἄγρα*, *ἀγρός*, *ἀγών*, *ἀγυιά*, *ἀγῖνέω*, *ἄξων*. So überschaut man bei M. einen weiten Kreis, während bei dem Verf. der Blick am einzelnen haftet. Auch auf die Reziprozität der Angaben wäre mehr zu achten: bei *βιβρώσκω* z. B. wird auf *βορά* verwiesen, aber nicht umgekehrt; bei dem dazu gehörigen *βάραθρον* fehlt jede Angabe eines verwandten griechischen Wortes, während ai. gar verschlingen (neben lat. vorare) erwähnt wird. Das Ideal einer innern Etymologie, das allerdings viel Raum beanspruchen würde, wäre, wenn bei jedem Worte, um einen genealogischen Ausdruck zu gebrauchen, außer dem einen Aszendenten sämtliche Deszendenten des nächsten Grades — selbstverständlich mit Beschränkung auf die im Lexikon angeführten — Wörter angegeben würden; man könnte sich oft mit der Angabe der Suffixe begnügen.

Was schließlich die Eigennamen angeht, so bietet der Verf. teils zu viel, teils zu wenig; überflüssig erscheinen dem Rez. z. B. die biblischen Namen wie *Ἀδάμ*, *Ἀβραάμ*, *Δαβίδ*, *Νῶε* u. v. a., die Kaegi und Menge mit Recht unberücksichtigt lassen. Andrerseits fehlen aber öfter bei Ortsnamen nähere Angaben, besonders die heutigen Namen derselben, z. B. *Ἄγκυρα* j. Angora, *Ἄθως* j. Monte Santo, *Ἄξιος* j. Wardar, *Ἀχελώιος* j. Aspropotamo, *Πάνορμος* j. Palermo, *Παντικάπαιον* j. Kertsch, *Ῥοδόπη* j. Despoto Dagh u. a. Zu loben ist die Angabe der Bedeutung bei vielen Orts- und Personennamen, z. B. bei *Ἀμᾶζόνες*, *Θῆβαι*, *Κόρινθος*, *Λεῦκτρα*, *Λυκοῦργος*, *Ναυσικάα*, *Πρίαπος*, *Σπάρτη*, *Τειρεσίας*, *Τέμπη* u. a. Aber es scheint das Prinzip nicht konsequent durchgeführt; denn es fehlen Namenerklärungen, die sich bei den beiden andern Schullexikographen finden, z. B. bei *Ἀνεμώρεια*, *Ἀνόπαια*, *Βερενίκη*, *Δαίδαλος*, *Ἦλις*, *Κρομμυών*, *Ὄλυμπος*, *Μελικέρτης* u. a. Rez. hätte es gern gesehen, wenn gleiche oder ähnliche deutsche Orts- und Personennamen öfter zur Vergleichung herangezogen worden wären, als es der Verf. z. B. bei *Ὄσσα*=Egge, *Καλλιρρόη*=Schönbrunn, *Δουλίχιον* =Langeland tut. Es sei dem Rez. gestattet, einige Beispiele anzuführen, die sich natürlich bedeutend vermehren ließen. Bei *Ἀπραγόπολις* könnte außer Sanssouci, das der Verf. nennt, noch Buitenzorg auf Java angeführt werden, ebenso bei *Καλλιρρόη* Schönfließ, bei *Κόραξ* vgl. die Rabensteine bei Harzburg, *Ἐρυθραί*: Rotenburg, *Εὔβοια*: Schönweide; *Ἀνθηδών*: Blumenau; *Αἴπεια*:

Höchstädt; *Αὐλών*: Thale; *Κρῆναι, Κραννών*: Brunnen, Brünn; *Κρομμυών*: Laucha, Lauchstädt; *Ἀνεμώρεια*: Windhuk; *Ἀῷος*: Oste; *Γεράνεια*: Kranichfeld; *Γυραί*: Krummhübel; *Ἐλεύθεραι*: Freiburg, Freistadt, Freiberg u. a.; *Κοῖλα*: Die Hohl (Straßenname); *Ἰπνοί*: Öfen z. B. bei Golling im Salzachtal; *Πύλος*: Thorn, Pforta, Pforzheim; *Πύργος, Πόλις*: Burg; *Ἐλαιοῦς*: Oliva; *Ἑλίκη*: Weida; *Μεγαλόπολις*: Mecklenburg; *Ἕλος*: Moorungen; *Σπερχειός*: Jagst; *Τρικάρανον*: Triglav oder Terglou; *Ζῆλα*: Neidenburg; *Ζώνη*: Gardelegen; *Ἡδύλειον* oder *Αἴλαια*: Wünschelburg; *Ἠιών*: Stade; *Ἡλίου πόλις*: Sonnenburg; *Θερμά*: Warmbrunn; *Θυρέα*: Thorn; *Ἴαρδανος*: Netze; *Θύαμος*: Sturmhaube; *Ἴδη*: Harz, Hardt; *Ἱππουκρήνη*: Roßbach; *Καινή*: Neustadt; *Κεγχρεαί*: Hirsau; *Κεκρυφάλεια*: Hutberg; *Κελαιναί*: Schwarzburg; *Κλεωναί*: Rüdesheim; *Κολοσσαί*: Riesa, Riesenburg; *Κόρινθος*: Hohenburg, Homburg; *Λάβρανδα*: Beilstein; *Λευκάς*: Weißenfels; *Λευκὸν τεῖχος*: Weißenburg; *Λιπάρα*: Reichenau; *Λύκειον*: Lichtenhain; *Μεδεών*: Herrnstadt, Herrenhausen; *Μεσσαπία*: Werdau; *Ὀλβία*: Glücksstadt, Glücksburg; *Πιτύεια*: Forchheim; *Πλαταιαί*: Breitenfeld; *Ὕπατα*: Höchst, Oberstdorf u. a. Ferner bei Personennamen vgl. *Θρασύβουλος*: Konrad; *Ἀρκεσίλαος*: Werner; *Δαμάρατος, Δημόδοκος*: Dietwein, Dietlieb, Leutwein; *Δημαίνετος*: Dietmar; *Δημοφῶν*: Lambert, Lamprecht; *Δημοσθένης*: Volkart; *Διομήδης*: Oswald; *Διοπείθης*: Traugott; *Κλεινόμαχος*: Ludwig, Hildemar; *Κλεοφῶν*: Ruprecht, Robert; *Κλεόβουλος, Κλεομήδης*: Reimar; *Κριτόλαος*: Berthar; *Κριτόβουλος*: Radbert; *Λαομέδων*: Leutold; *Τιμοκράτης*: Erhard. Aus den zweistämmigen Vollnamen bildeten Griechen wie Germanen einstämmige Kurz- oder Kosenamen, z. B. *Δάμων, Δημᾶς*: Dietz; *Δεινίας*: Egino; *Δίων*: Götz; *Δόλων, Δόλιος*: Hugo; *Θράσυλλος*: Kunz, Kuno; *Κλεινίας, Κλεῖτος*: Rudi; *Κρέων*: Megino, Walto; *Κρίτων, Κριτίας*: Berto; *Λάιος*: Dietz; *Μέδων*: Walto; *Κτησίας*: Otto u. v. a.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen den Wert des jedenfalls verdienstvollen Buches nicht herabsetzen, sondern nur einzelne Wünsche des Rez. ausdrücken, die vielleicht bei einer neuen Auflage Berücksichtigung finden könnten.

Weilburg. Franz Stürmer.

---

1) Rudolf Schneider, Antike Geschütze auf der Saalburg. Erläuterungen zu Schramms Rekonstruktionen. Vom Saalburg-Museum herausgegeben. Homburg v. d. H. 1908, Schudts Buchdruckerei. 21 S. 8.

In einem gleichbetitelten populären Aufsatze in der Zeitschrift „Die Umschau", Frankfurt a. M. 1905, hatte der Verf. weitere Kreise für die antike Artillerie zu interessieren versucht. Die jetzige kleine inhaltreiche Schrift ist aus einem Vortrage hervorgegangen, den er vor einer zahlreichen aus Heidelberger

Studenten bestehenden Zuhörerschaft jüngst an Ort und Stelle auf der Saalburg gehalten hat. Mit der Veröffentlichung hat er einen ihm nahe gelegten Wunsch erfüllt, und viele werden ihm Dank wissen.

Th. Mommsens Gedanke, daß die Burg auch rekonstruierte antike Geschütze aufnehmen möchte, konnte erst durch das gemeinsame Wirken eines Militärs wie E. Schramm und eines Philologen wie R. Schneider in Erfüllung gehen. Durch sie sind Köchlys und Rüstows Irrtümer auf diesem Gebiete dargetan. Unter Nichtbeachtung neuerer Erfindungen galt es, genau nach den überlieferten Vorschriften der Alten und den beigefügten bildlichen Darstellungen und nach Maßgabe der aufgefundenen geringen Geschoßreste zu arbeiten. Dank pekuniärer Unterstützung von Seiten des Staates sind bis jetzt neun Geschütze hergestellt, teils in Originalgröße, teils, wo bestimmte Angaben nicht vorhanden sind, nach wahrscheinlichen Abmessungen. Sie sind sämtlich eingeschossen und haben die Richtigkeit der Rekonstruktion dargetan. Seiner Beschreibung der Geschütze hat Schneider Abbildungen von diesen nach photographischen Aufnahmen beigegeben.

Vor 300 Jahren dachten verständige Männer in vollem Ernste an Erneuerung antiker Tormenta, weil sie ihnen nach den Angaben der Alten vor den Pulvergeschützen ihrer Zeit den Vorzug zu verdienen schienen. Und allerdings z. B. die von Oberst Schramm rekonstruierte einarmige Riesenschleuder (*μονάγκων*, im Soldatenwitze onager genannt) schießt eine Steinkugel von vier Pfund 300 m weit; der Anfangsdruck des überspannten Nervenbündels wurde bis auf 60 000 kg gesteigert und kommt also der Zugkraft einer starken Lokomotive gleich. Derartige Wurfgeschütze hat vielleicht schon der jüdische König Usia gebraucht, 2. Chron. 26, 15, wo auch Pfeilgeschosse erwähnt werden; jedenfalls aber kunstvollendete Geschütze mit zwei Armen und zwei Nervenbündeln, wie sie die Techniker des 2. Jahrhunderts v. Chr., Heron und Philon, beschreiben, haben erst die Griechen geschaffen.

Außer jener einarmigen Schleuder finden wir folgende zweiarmige Werkzeuge von Sch. dargestellt, erstens drei von Heron beschriebene: a) den noch mit Bogenarmen versehenen Bauchspanner (*γαστραφέτης*, eine Windenarmbrust); starke starre Holzarme haben alle folgenden Maschinen: b) das Pfeilgeschütz (*εὐθύτονον*), c) das Steingeschütz (*παλίντονον*); dazu kommen von Philon beschriebene Pfeilgeschütze: d) der Keilspanner[1]), e) der Erzspanner (*χαλκότονον*), jener von ihm erfunden, dieser vervoll-

[1]) Am Keilspanner hat Schramm, gegen seinen Grundsatz, willkürlich Büchsen angebracht; Schneider bemerkt Berl. Philol. Wochenschr. 1908 Sp. 351, daß die beiden Büchsen zum Aërotonon gehören, dessen Rekonstruktion noch nicht gelungen ist.

kommnet, f) das Mehrladegeschütz (*πολύβολον*), erfunden vom Alexandriner Dionysios; vielleicht hat schon Cäsar solches Magazingewehrs sich bedient (B. G. VII 25).

In Abgüssen aufgestellt sind auf der Saalburg auch noch die erhaltenen antiken Reliefs mit Geschützdarstellungen: das älteste stammt aus Pergamon; das Original war dort einst unter anderen kriegerischen Zieraten an der Brüstung des Tempels der Athena Polias angebracht und ist jetzt in Berlin; es muß jedenfalls vor dem Übergang des pergamenischen Reiches an die Römer, also vor dem Jahre 133 vollendet gewesen sein. Das zweite auf dem Grabmal des kaiserlichen Zeughauptmanns Vedennius, jetzt im Vatikan, gehört der Zeit um 100 n. Chr. an. Diese beiden Monumente hat R. Schneider in seinen „Geschützen auf antiken Reliefs" 1905 beschrieben und in Abbildungen wiedergegeben. (Das pergamenische Geschütz nennt er mit Recht ein *εὐθύτονον*; dagegen die Bezeichnung von dem des Vedennius als eines *παλίντονον ὄργανον* erklärt er selbst in der „Umschau" S. 890, 1 für unsicher.) „Endlich sind auf den Reliefs der Trajanssäule in Rom (113 n. Chr.) eine ganze Reihe von Geschützen und zwar fast alle in Tätigkeit dargestellt. Sie sind von einer leichteren Art, deren Verständnis zur Zeit noch nicht ganz aufgeklärt ist". Sie konnten sowohl bei Belagerungen wie in der Feldschlacht und zur See gebraucht werden. Ein solches fahrbares Geschütz (Carroballiste) im Gefecht wird auf S. 19 der „Geschütze auf der Saalburg" dem Leser vorgeführt.

In einer Nachschrift zu seinem Aufsatze in der „Umschau" hatte Schneider mitgeteilt, daß Schramm in den handschriftlichen Bildern, die dem Texte der griechischen Techniker beigegeben sind, eine neue Quelle für antike Geschützkunde entdeckt habe, und schon hatte er sich auch selbst mit allem Eifer auf das Studium jenes Gegenstandes geworfen, ausgerüstet mit allen Mitteln der neueren Technik und unterstützt durch Behörden und gelehrte Gesellschaften. Als Vorläufer einer neuen Ausgabe der griechischen Poliorketiker veröffentlichte er zuerst

Geschütze auf handschriftlichen Bildern (Ergänzungsheft zum Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, II). Metz 1907, G. Scriba. II und 71 S. 4, mit Abbildungen im Texte und 5 Tafeln (= Herons Belopöika S. 75—112 Wescher).

Die Handschriften der Poliorketiker dienten meist fürstlichen Personen zum Schmucke ihrer Bibliotheken und zum Studium der Kriegswissenschaft; daher ist die Sorgfalt bei der Herstellung des Textes und der zu ihm gehörigen Abbildungen groß gewesen. Nach Schneiders Veröffentlichungen und Schramms Rekonstruktionen wird niemand mehr den Unwert dieser antiken Abbil-

dungen zu behaupten wagen, wie es noch nach Weschers Herausgabe seiner Poliorcétique des Grecs geschehen ist, dem Schneider die verdiente Anerkennung wegen Veröffentlichung jener Abbildungen und für seine grundlegende Textkritik nicht vorenthalten hat. Mit den Ergebnissen seiner Kritik der Hss. erklärt sich Schn. einverstanden und faßt sie dahin zusammen: Der Text ruht auf Hs. M = Paris. Suppl. gr. 607 (XI. Jhd.), P = Par. gr. 2442 (XI./XII. Jhd.; eine Schriftprobe gibt Schn. auf Tafel V), V = Vatic. gr. 1164 (XI./XII. Jhd.); unter ihnen steht der die erste Klasse bildende Kodex M obenan; P und V zusammen geben das Zeugnis der zweiten Klasse; alle drei Hss. müssen überall berücksichtigt werden, um den Text zu konstituieren. Die Fragm. Vindob. 120 (XVI. Jhd. = F) haben seit der Auffindung des Mynaskodex M keinen Wert mehr; nur wo Auslassungen in M sind, kommt F in Betracht. Abweichende Lesarten der übrigen Hss. sind Konjekturen gleich zu achten. — Bilder und Text, wiewohl von verschiedenen Personen gefertigt, sind bei den Poliorketikern so innig verbunden, daß sie bei der Bearbeitung nicht getrennt werden können, sondern bei der Feststellung des Ursprünglichen eins dem andern zu Hilfe kommen muß. Die Überlieferung der Bilder steht an Treue in keiner Weise hinter der Überlieferung des Textes zurück; und zwar sind die Grundlage für die Ermittelung der Originalbilder wieder allein jene genannten drei Hss. Voran steht wieder Kodex M trotz seiner unansehnlicheren Zeichnungen; ihm haben wir vor allem die Kenntnis der einzelnen Teile des Bauchspanners zu verdanken, die in ihrem Ineinandergreifen auch bei der Vervollkommnung der Geschütze beibehalten sind (Heron S. 81, 8 W.; Schramm, Bemerkungen zu der Rekonstruktion griechisch-römischer Geschütze in d. Jahrbüchern für lothring. Gesch. u. Altertumskunde XVI S. 145 f.). Weil die beiden anderen Hss., wie im Texte, so auch in den Bildern fast völlig übereinstimmen, so hat Sch. in seiner Ausgabe bei der Wiedergabe der Bilder neben M nur P verwendet. Eins könnte man noch wünschen: wie bei der Herstellung des Textes neben der recensio der Lesarten die Emendation auch bei Schn. ihre Stelle gefunden hat, so würden die Leser dankbar sein, wenn er außer seinen gewissenhaften kritischen Bemerkungen über die Bilder S. 64 ff. seiner Schrift auch noch die I. und III. Tafel beigegeben hätte, die Schramm zur Erläuterung seiner Bemerkungen im XVI. Bande veröffentlicht hat.

Schn.s kritischer Textapparat fußt auf Weschers genauen Vergleichungen, die nur an wenigen Stellen der Nachbesserung bedurften; weil Schn. Entbehrliches weggelassen hat, so erscheint seine Adn. crit. sehr sauber und übersichtlich Ein Zweifel bleibt bei 102, 12, wo Schn. *ἕνεκα*, Wescher *ἕνεκεν* gibt, beide ohne Angaben im Apparat; ebenso Schn. 75, 7 *σωλῆνα . . τὸ ΚΛ*, wo

W. τὸν für τὸ hat, dem Sprachgebrauch Herons gemäß; ferner steht bei Schn. 98, 5 ὡς *ΚΑΜΝ*, während W. vor *Κ* noch ἡ hat, wie es Herons überwiegender Gewohnheit entspricht. 111, 3 πλατεῖα hatte schon W. in den Add. zu dieser Stelle unter Berufung auf Byz. 255, 12 gebessert. 96, 9 ist bei Schn. χαλκῇ gedruckt statt χαλκῇ; auch harmonieren nicht μοχλῷ 101, 13 und μόχλῳ 110, 2, κατάκλεις S. 64 Schn. und κατακλεῖδα 79, 13, 80, 1, ἐντορνία 97, 5. 12 und ἐντορνια 97, 11. Nach Schn.s sonstiger Weise müßte auch 94, 7 ein Komma zwischen *ΑΔ* und *ΓΕ* stehen, ferner in der folgenden Zeile zwischen *ΗΘ* und *ΚΛ*, auch 95, 8 zwischen *ΔΠΓ* und *ΔΡΕ*, 104, 13 zwischen *ΑΓ* und *ΒΔ*, 105, 3 zwischen *ΔΖ* und *ΘΒ*. Auf diese Kleinigkeiten habe ich im Interesse der zu erwartenden vollständigen Ausgabe von Herons Belopöika in Sch.s Poliorketikern hingewiesen.

Indem Schn. Text und Abbildungen aufs neue mit großer Akribie durchgeprüft und beide sorgfältig miteinander verglichen hat, ist er bedeutend über Wescher hinausgelangt; durch seine Bemühungen ist die Schrift erst völlig lesbar geworden. Jener Prüfung und seiner Sachkenntnis sind schöne Verbesserungen entsprungen, z. B. 84, 2 τὸ ἴσης (statt τοῖς ὡς M, τὸ PV); 90, 4 εὐκώλως ἐντετάσθαι (statt εὐκόλως ⟨ἐν M⟩τίθεσθαι); 100, 1 ⟨ἐν⟩ταθέντων, vgl. 99, 4. 107, 11 (auch 105, 11 ist wohl λοιπὸν ⟨ἐν⟩βάλλοντες zu schreiben); 83, 1 ⟨ἐν⟩ τοῖς ἀγκῶσι; 76, 15 περόνη ⟨ἡ M καὶ⟩; 83, 8 ⟨τρήματα ἐξέκοπτον⟩ [μὴ]; 84, 10 μειζόνων ⟨ὀργάνων⟩; 85, 15 ⟨ἐκλύεσθαι, τὰ δὲ⟩ ἐπειλεῖσθαι; 86, 5 ⟨δύνηται καὶ ἐπινεύειν⟩ καὶ ἀνανεύειν (leichter war der Ausfall bei ursprünglicher Stellung: καὶ ἐπινεύειν δύνηται); 86, 7 διοπτεύοντες (statt νεῦον MV, νεῦρον P); 88, 11 ἐρηρείσθω (statt ἔστω, worauf Köchly wohl richtig καὶ ἔστω statt ἵνα ἔσται folgen ließ; derselbe hat auch vielleicht 108, 7 recht mit ἀνιέντες [statt ἀνιόντες] καὶ βραχύ; vergleichen läßt sich immerhin Philon 66, 19 ἀνιεὶς πραέως); 109, 6 μήρυμα (statt ἥμισυ). — Ohne Not geändert hat Schn. 84, 14 τὰς ἀγομένας ἀρχάς; nur muß der Singular stehen, denn den Plural zu schützen dürfte 85, 12 nicht ausreichen. Gemeint ist das gezogene Ende, im Gegensatz zu dem am Flaschenzug festsitzenden, vgl. Heron, ed. Schmidt, II 276, 15. 278, 2. 5. 9. 12, auch Hultsch im Index zu seinem Pappus unter ἄγειν. — 86, 12 ist zu schreiben [Ͽ] *Β*, [*Δ*,] *Γ*; denn Ͽ und *Δ*, sind, wie Z. 11 ausdrücklich gesagt war, die Enden der Welle (ἄξων); daher ist vielleicht σκυταλίδων δύο vorher nicht einzuklammern. — 101, 6 ist ϛ in *Φ* zu verwandeln, wie schon die Reihenfolge der Buchstaben und außerdem noch der Vergleich mit 99, 11 zeigt. — 91, 2 genügt Schn.s Text noch nicht; ist vielleicht zu schreiben τὰ δὲ περὶ . . τὸ ἡμιτόνιον ὅπως διαλάσσει (statt -η), ἐροῦμεν δὴ ἑξῆς (statt ὡς) ἕκαστον τῶν περὶ αὐτὸ γινομένων. Ἑξῆς

gebraucht Heron häufig in solchen Wendungen; I 298, 3f. steht es sogar zweimal dicht hintereinander; gewöhnlich ist die Stellung *ἑξῆς ἐροῦμεν*, wie auch Schn. 99, 2 ergänzt hat; aber nachgestellt ist das Adverb auch III 40, 12 *δείξομεν ἑξῆς*. — 95, 9 dürfte zu lesen sein *γίνονται δὲ αἱ περιφέρειαι κύκλου* (statt *ῳ*) *οὖσαι* = die entstehenden Rundungen sind Kreisrundungen; vgl. 104, 15 *περίγραψον περιφέρειαν κύκλου* und III 246, 11 *ἐὰν βουλώμεθα τὴν περιγραφομένην μὴ εἶναι κύκλου περιφέρειαν, ἀλλ' ἐλλείψεως κτέ.*

Herons Texte hat Sch. eine vortreffliche, dem Gegenstand angemessene, deutliche, geschmackvolle Übersetzung gegenübergestellt und dadurch seine Arbeit einem weiteren Publikum zugänglich gemacht. 84, 1 übersetzt er dem Sinne gemäß ‚mußte'; mich wundert, daß er nicht auch *⟨ἔ⟩δει* geschrieben hat, entsprechend den Präteriten *ἠναγκάσθησαν* 83, 12 und *προσέθηκαν* 84, 4 usw. — Kunstausdrücke hat er geschickt wiedergegeben, z. B. *ἐντόνιον* durch ‚Spannleiter'. (*Κῶλα* 82, 2 würde wohl noch besser durch ‚Gewinde' als durch ‚Taue' übersetzt). Oft dient die Übersetzung zugleich als Kommentar; daher ist sie nötigenfalls etwas freier, z. B. 81, 9 *εὐτόνου* „die Arme fertigten sie aus festem, unbiegsamen Holze"; 110, 5 wo fehlerhaft überliefert ist: *ὅτι εὔχρηστα τὰ νωτιαῖα ἤτοι ὠμιαῖα τῶν ἄλλων ζῴων*, gibt er im Deutschen, was der Zusammenhang verlangt: „daß bei verschiedenen Tieren auch andere Sehnen brauchbar sind", indem er dazu in der Anmerkung Weschers Änderung hinzufügt: *ὅτι εὔχρηστα ⟨οὐ μόνον⟩ τὰ νωτιαῖα κτέ.*, die freilich nach der dicht vorangegangenen Alternative *χρῆσθαι ἤτοι ὠμιαίοις ἢ νωτιαίοις* seltsam klingt. Man sollte wirklich nur erwarten, was Schn.s Übersetzung enthält: *ὅτι εὔχρηστα καὶ ἄλλα τῶν ἄλλων ζῴων*. Unübersetzt geblieben ist 77, 2 *ὀρθίαν*, 79, 1 *ΓΔ* hinter *ΑΒ*, 91, 7 *καὶ ἔτι τῶν ἐπιζυγίδων περὶ ἃς ὁ τόνος καθάπτεται*, 93, 3 *πλάτος δὲ ἴσον τῷ ΝΔ*, 99, 4f. *καὶ κείμενα ἐπί τινων κανόνων*, 102, 8f. *τοῦ τε διαπήγματος*. Hinzugefügt hat Sch. ‚selbst' zur Übersetzung von 85, 5 *χελωνίῳ*, aber trotz des *ἄλλως* 85, 3 und des Wortunterschiedes von *ἄκρῳ* 84, 13 und *κάτω* 85, 5 sehe ich nicht, wie sich 85, 3—6 *δύναται . . ἄξονι* unterscheidet von 84, 12f. *ἐξάψαντες . . ἄξονι*. Hat etwa ein Leser jenes *ἄκρῳ* mißverstanden und darum den Satz *δύναται κτέ.* hinzugefügt? — Bei der Übersetzung von 104, 14f. „dann (ziehst du) eine etwas größere Kreislinie" ist als Text vorausgesetzt: *καὶ μικρῷ μείζω* (die La. von PV) *περίγραψον*[1]) *περιφέρειαν κύκλου*, aber im griechischen Text hat Sch.: *ἴση . . καὶ* (= und auch, oder auch) *μικρῷ μείζων*,

[1]) Wescher hatte mit Unrecht *περίγραψον μὲν* gesetzt, weil *περιγράφομεν* in PV überliefert ist, woraus in M *περιγραφομένη* geworden ist. (Wie 104, 15, ändert Schn. die Endung auch 104, 10: *ἐκάλουν* für das überlieferte *ἐκαλοῦμεν*; so steht *ἐκάλουν* 77, 9. 79, 13. 81, 1. 83, 3.)

indem er Weschers Änderung μείζων beibehält, aber nicht das von jenem außerdem noch vor καὶ eingeschobene ἤ. Indes scheint dieses ἢ καὶ bei diesen Mechanikern stereotyp zu sein; vgl. z. B, 107, 8 ἐν τοῖς ἄκροις ἢ καὶ ἐν μέσῳ, 74, 10 λίθους . . ἢ καὶ ὀιστούς, auch I 2, 17. III[1] 246, 12, dgl. Athenaios π. μηχαν 38, 6 W. τριπλῆ ἢ καὶ τετραπλῆ, wo geringere Hss. ἢ auslassen, während Byz. 205, 13, der die Stelle ausschreibt, es auch hat. — Auch 99, 6 weichen Text und Übersetzung voneinander ab: τοῦ ἐν⟨τ⟩ὸς ἀγκῶνος „eines Armes". — 101, 1 ἐπάνω δὲ τῶν κατὰ τὸ μῆκος κανόνων lautet in der Übersetzung „neben die Längslatten", wiewohl doch gleich folgt τουτέστι ⟨ἐπὶ⟩ τῶν διαπηγμάτων nach Maßgabe der Stelle 107, 9. — 107, 11 ist der Plural τὰ . . ἡμιτόνια flüchtig mit dem Singular übersetzt. 84, 9 ist ein Druckversehen: ‚Stelle' statt ‚Welle', auch 67, Z. 7 v. u. ‚und' (statt: nur) ‚ein schmales Stück'.

In betreff der Bilder führt Schn. den Nachweis für seine Behauptung, die er in den „Antiken Geschützen auf antiken Reliefs" S. 175 getan hat: „Die Jahrhunderte lange Trennung der beiden Handschriftenklassen Herons hat die Zuverlässigkeit der Bilder nicht beeinträchtigt". Der Beweis ist im ganzen als durchaus gelungen anzusehen trotz der Kritik, die er selbst S. 64 ff. an den Bildern übt und in der er ihr Verhältnis zum Originale und zum Texte und das Verhältnis der überlieferten Bilder zueinander prüft und Mängel derselben aufzeigt. In der Beurteilung seines Vorgängers Wescher macht er ihm u. a. den berechtigten Vorwurf, daß er in seiner Ausgabe die Zeichnungen oft aus ihrer ursprünglichen Stelle, die in beiden Handschriftenklassen dieselbe ist, gerückt hat. Diesem Gegenstande hat Schn. ein ganzes Kapitel S. 26 ff. gewidmet. Schneider selbst hat „Vgl. Tafel III" hinter 89, 9 gesetzt; vermutlich aber war dieser Hinweis erst hinter 90, 2 ταῦτα μὲν οὖν περὶ τὴν σύριγγα γίνεται κατὰ τὸν ὑποδεδειγμένον τρόπον zu setzen; vgl. den entsprechenden Ausdruck 96, 6 τῷ ΑΒΓ, ΔΕΖ ὑπογεγραμμένῳ, welche Worte Schn. richtig übersetzt: „der unten gezeichneten Figur". Auch S. 69 war die Figur besser zwei Zeilen tiefer zu setzen, weil darauf erst mit den Worten „was P 77 an der gleichen Stelle bietet = Fig. XXXIV" auf die Figur Bezug genommen wird.

Der Unterschied der Euthytona und Palintona.

Schramm in seinen Bemerkungen (Bd. XVI S. 144, 3. 159) erklärt die Euthytona, welche Pfeilgeschütze (ὀξυβελῆ ὄργανα) waren, für Flachbahngeschütze und die Palintona, die meistenteils (Heron 74, 10) als λιθοβόλα ὄργανα benutzt wurden, für Steilbahngeschütze. Er befindet sich damit in Übereinstimmung mit anderen modernen Gelehrten, hat aber kein antikes Zeugnis für

sich. Vielmehr spricht Heron 86, 5 und 89, 14 vom Heben und Senken der Geschütze ohne Scheidung der Arten ganz allgemein innerhalb des Kapitels von der Syrinx, das 91, 1 abgeschlossen wird. Darauf geht er zum Geschützkasten über und bespricht nunmehr die Palintona und Euthytona im besonderen, die sich eben nach dem Bau dieses Kastens unterscheiden; was über Hebung und Senkung vorher allgemein gesagt war, das gilt auch für sie. Das angegebene Verhältnis der beiden Kapitel von der Syrinx und dem Geschützkasten findet seine Bestätigung im Folgenden: 107, 11 werden ausdrücklich in den Worten *ἐντεῖναι ἤτοι τὰ τοῦ παλιντόνου ἡμιτόνια ἢ τοῦ εὐθυτόνου τὸ πλινθίον* die beiden Geschützarten zusammengefaßt, darauf wird 109, 7 mit den Worten *εἶτα διαβαλὼν τὸν ἀγκῶνα τὰ ἑξῆς πρᾶττε ὡς προείρηται* ausdrücklich auf 82, 5 ff. zurückverwiesen, also auch für das über Hebung und Senkung Gesagte. Aber von einem Unterschiede der Euthytona und Palintona als von Flach- und Steilbahngeschützen ist nirgend die Rede. Und das mit gutem Grunde. Mit welchem Neigungswinkel sollte denn die eine Geschützart aufhören und die andere beginnen? Wo sollte die Grenze liegen? Dazu kommt noch, daß bei größerer Steilheit des Neigungswinkels mächtigere Steine oder Kugeln durch den breiten Sehnengürtel (Heron 111, 13 ff.) schwerlich noch gehalten und vor dem Fall bewahrt worden wären. Nicht nach der Verschiedenheit des Neigungswinkels, sondern nach der verschiedenen Einrichtung sind die Geschütze verschieden benannt worden.

An einen solchen spezifischen Unterschied dachte Rudolf Schneider einst; aber seine von Schramm abweichende Ansicht hat er auf dessen überzeugende Gegengründe hin zurückgenommen. Indes mit einer andern Meinungsäußerung wird er recht behalten; schon in dem erwähnten Aufsatz in der „Umschau" sprach er S. 889 b aus: „Da die Alten die Ausdrücke Euthytona und Palintona gebrauchten, ohne den Unterschied irgend wie zu erläutern, so müsse er ihnen ohne weiteres aus dem bloßen Namen klar gewesen sein". Schon Homer erwähnt mehrmals das *τόξον παλίντονον*, und der Gedanke liegt nahe, daß eine Beziehung obwalten müsse zwischen dieser Fernwaffe und dem späteren Ferngeschütz Palintonon. Die ursprüngliche Bedeutung von *εὐθύτονος* ergibt sich aus Pindar Ol. 11 (10) 64 Bergk *στάδιον μὲν ἀρίστευσεν, εὐθὺν τόνον* (überliefert ist *εὐθύτονον*) *ποσσὶ τρέχων* (Thiersch wollte *σταδίου* in Verbindung mit *εὐθὺν τόνον*). Stephanus' Thesaurus erklärt richtig: *εὐθύτονος qui in rectum tendit aut tenditur.* Auch die Griechen verstanden sehr wohl *curvo dignoscere rectum*; wenn sie nun, wie wir voraussetzen dürfen, die eine Art Bogen *εὐθύτονα* nannten, so wird es im Gegensatz zu den *παλίντονα* geschehen sein, weil sie einfache Kreisbogen bildeten, also eine eben-

mäßig in derselben Richtung sich fortsetzende Krümmung hatten, wie vorher das Stadion sich ebenmäßig in einer geraden Linie fortsetzte. Dagegen bezeichnete *παλίντονος* eine Doppelkrümmung wie *recurvus* und *recurvatus* = zurückgebogen, zurückgekrümmt. Die Bedeutung der lateinischen Wörter führt uns mit Sicherheit auf die des griechischen. Das Zeitwort *recurvare* gebraucht Ovid. Her. 4, 79 *sive ferocis equi luctantia colla recurvas* und das Adjektiv Fast. 5, 119 von der Ziege Amalthea: *cornibus in sua terga recurvis.* Aus so geformten Hörnern haben wir uns den berühmten Bogen des Odysseus gefertigt zu denken, der uns *φ* 11 vorgeführt wird: *ἔνθα δὲ τόξον ἔκειτο παλίντονον*, noch nicht gespannt; das geschieht erst 409; also ist mit dem Adjektiv der Bau des Bogens bezeichnet. Teukros hatte einen derartigen Bogen, geschenkt von keinem geringeren als Phoibos Apollon, dem Ferntreffer: *Ο* 441. 443; *Θ* 266 (vgl. *Μ* 372) wird von diesem Bogen der Plural gebraucht, doch gewiß wegen seiner Bestandteile, der zwei Hörner; *παλίντονα τόξα* führt auch im Hymn. Homer. 27, 16 die Göttin Artemis, die V. 12 als *εὐκαμπέα τόξα* gerühmt werden. Vermutlich hatte auch der gewaltige Bogen des Pandaros *Δ* 105. 109 diese Gestalt, *τόξον ἐΰξοον ἰξάλου αἰγὸς ἀγρίου . . τοῦ κέρα ἐκ κεφαλῆς ἑκκαιδεκάδωρα πεφύκει;* 122 wird der Schuß beschrieben: *ἕλκε δ' ὁμοῦ γλυφίδας τε λαβὼν καὶ νεῦρα βόεια· νευρὴν μὲν μαζῷ πέλασεν, τόξῳ δὲ σίδηρον. αὐτὰρ ἐπεὶ δὴ κυκλοτερὲς μέγα τόξον ἔτεινεν, λίγξε βιός, νευρὴ δὲ μέγ' ἴαχεν, ἆλτο δ' ὀϊστὸς ὀξυβελής.* Auch des Odysseus Bogen wird ausdrücklich *μέγα* genannt *φ* 405; auch er wird 419 in gleicher Weise gespannt: *τὸν ῥ' ἐπὶ πήχει ἑλὼν ἕλκεν νευρὴν γλυφίδας τε.* Dem Herakles wurde später die Keule beigelegt, aber vorher führte der Halbgott auch *παλίντονα τόξα* (Soph. Trach. 511). Wie haben wir uns nun die Gestalt dieses Bogens zu denken? Ein Archäologe wird uns vielleicht auf den Krater verweisen, auf dem Herakles diese Waffe spannend abgebildet ist, welches Bild in Henkes Hilfsbuch zur Ilias § 342 gut wiedergegeben ist. Jeder Geographiekundige erhält die beste Auskunft durch Strabo II 5, 22 p. 125 Cas.; er vergleicht die nördliche Küste des Schwarzen Meeres mit einem skythischen Bogen *διττὴν ἔχοντι τὴν ἐπιστροφήν, τὴν μὲν ἄνω περιφερεστέραν, τὴν δὲ κάτω εὐθυτέραν.* (Die Südküste des Meeres vergleicht er mit der Sehne des Bogens; besser hätte er sie noch mit dem *τόξον εὐθύτονον* verglichen.) Mit dem Gesagten stimmt Eustath. zu *Θ* 266 p. 712 Rom. überein; *Ἡρόδοτος δὲ* (Eustath. meint Her. VII 69, wo dieser von den *τόξα παλίντονα μακρά* der *Ἀράβιοι* spricht) . . *ὑπέβαλε νοεῖν μὴ πᾶν τόξον εἶναι παλίντονον ἁπλῶς, ἀλλὰ κυρίως καὶ μάλα τὸ κατ' ἐπίτασιν ἔμπαλιν τεινόμενον, ὡς καὶ οὕτω κυκλοτερὲς γίνεσθαι, ἢ καὶ ἄλλως φράσαι, τὸ ἐπὶ θάτερα μέρη κλινόμενον, ὥς φασιν οἱ παλαιοί.*

Stein bemerkt zu der Herodotstelle: „Die *παλίντονα βέλεα* der Skythen (Aeschyl. Choeph. 156 Herm.) beschreibt Ammian. XXII 8, 37 als bestehend aus zwei halbmondförmigen Hörnerflügeln, die in der Mitte durch einen zylinderförmigen Bügel verbunden sind". Auch Theokrit 13, 56 meint diese Bewaffnung, indem er sagt: *Μαιωτιστὶ λαβὼν εὐκαμπέα τόξα*. Beim *τόξον παλίντονον* waren demnach die Hörner nicht an den Bügel angesetzt, seine Richtung fortsetzend, sondern sie waren auf ihn aufgesetzt und zunächst etwas nach außen gekrümmt; so gestützt, empfingen die Bogenarme erhöhte Widerstands- und Schnellkraft, und zugleich vermochte der Schütze, da er den Bügel näher hatte, auch einen größeren Bogen beim Spannen voll auszuziehen bis zum Entstehen der Form des eben erwähnten *κυκλοτερές*. Ein *τόξον εὐθύτονον* dagegen (einen Bogen von gewöhnlicher Form, da er kein Adjektiv weiter hinzusetzt) beschreibt uns Herodot gleich hinter der angegebenen Stelle in VII 69 ohne Zweifel in den Worten: *Αἰθίοπες . . τόξα εἶχον ἐκ φοίνικος σπάθης* (also aus Holz, in einem Stücke) *πεποιημένα μακρά, τετραπηχέων οὐκ ἐλάσσω*; dieses Maß würde er nicht angegeben haben, wenn es nicht für ein *τόξον εὐθύτονον* ungewöhnlich groß gewesen wäre.

Als nun um 400 v. Chr. bei Gelegenheit der großen Waffenrüstungen des ersten Dionysios (Diodor XIV 42, 1. 43, 3) außer den Bogen, den gesteigerten Kriegsanforderungen gemäß, noch weiter tragende und stärker wirkende Geschütze gebildet wurden, nahm man für die beiden Zwecke der Pfeil- und der Stein- oder Kugelentsendung die beiden Formen der Bogen als Analogon, aber statt der biegsamen Hörner mußte man nun starre Hölzer nehmen, länger als die Bogenhörner (Heron Belop. 81, 6 ff.). Für die Pfeile genügte eine schmale Schußöffnung und die Form des Euthytonon, die beiden Spannnervenbündel wurden in einem eine Front bildenden Rahmen vereinigt, der bei Heron 104, 5. 105, 2. 8 zwei, nur für die *διώστρα* Zwischenraum lassende Mittelständer hat, die dann bei Philon 64, 5. 11. 18 dicht aneinander zu stehen kommen und nur für die Schußöffnung allein Raum lassen, welche nach 64, 30 nur wenige Finger breit ist. (Vgl. Tafel IV in Schneiders Heron und Tafel I bei Schramm, Bemerkungen, Bd. XVI.) Dagegen für die Kugeln und Steine war eine breite Öffnung und daher die Form des Palintonon notwendig. Nach Philon war das kleinste Palintonon das 10minige, dessen Schußgewicht also 4,4 kg betrug (Schramm, Bemerkungen, Bd. XVI S. 149) und ein Nervenstrangloch von 11 Finger Durchmesser erforderte, Philon 51, 38; das größte Kaliber war das 3talentige mit einem Schußgewicht von 80 kg und einem Nervenstrangloch von 27 Finger Durchmesser, Philon 48, 44. 51, 44, vgl. Heron S. 114 W.; die *κλιμακίς* (so pflegte man die *σύριγξ* der Palin-

tona wegen ihrer größeren Breite zu nennen, Heron 100, 5) hatte (nach Philon 54, 15) $1^1/_8$ Durchmesser des Nervenstrangloches; nach dem Nervenstrangloch nämlich wurde die Größe aller übrigen Geschützteile berechnet. Infolge der weiten Schußöffnung waren die beiden Geschützrahmen (*ἡμιτόνια*) weiter als beim Euthytonon voneinander entfernt, nach Heron 99, 4 *μικρῷ μεῖζον διπλάσιον τὸ τοῦ ἐν⟨τ⟩ὸς ἀγκῶνος μῆκος*, welche Länge zu rechnen ist von dem nach der Mitte zu gelegenen Widerlager (*πτερνίς*) jedes der beiden Geschützarme bis zum Austritt des *ἀγκών* aus dem Geschützkasten. Es ließen sich nun nicht mehr die beiden Geschützrahmen zu einem Ganzen vereinigen; sie bekamen Halt durch die Palintonon-Gestaltung, durch die rhombosförmigen Peritreten, die nur hier und nicht beim Euthytonon von Philon 51, 23. 52, 30 und Heron 103, 12 bezeugt werden. Durch sie wurde die Front des Geschützes wie beim *τόξον παλίντονον* weiter nach vorn hinausgeschoben und die Geschützarme konnten weiter nach außen hinausschlagen: Heron 103, 12 *τὰ δὲ περίτρητα ῥερόμβωται ἕνεκα τοῦ τὰ τῶν ἀγκώνων ἄκρα τὴν τοξῖτιν* (andere Gelehrte schreiben *τοξῖτιν*) *δεχόμενα πλεῖον* (als beim Euthytonon) *ἀπ' ἀλλήλων ἀπέχειν· οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ οἱ παραστάται ἐξεκόπησαν τὰς εἰρημένας* (92, 1) *κοιλασίας τῆς αὐτῆς αἰτίας ἕνεκεν*, vgl. 82, 13. 92, 2f.

Die Beschreibung Herons wird durch die überlieferten Figuren bestätigt: Schneiders Tafel IV zeigt das Euthytonon mit geradwinkligen Peritreten, Tafel V das Palintonon mit rhombosförmigen; aber diese aus der Hs. P entnommene Zeichnung läßt sich nicht völlig mit der zuverlässigen Spezialzeichnung eines Palintonon-Peritreton vereinigen, die, aus M entnommen, zum Text auf Schneiders S. 50 hinzugefügt ist. Leider ist die Gesamtzeichnung des Palintonon in M einst durch Buchbinderhand verstümmelt worden: aber sollte nicht vielleicht der Rest doch noch die Veröffentlichung lohnen? Schramm hat, wie seine Tafeln I und III zeigen, die Gestalt des Euthytonon und des Palintonon richtig aus der Beschreibung der Schriftsteller gefunden; um so mehr ist es zu verwundern, daß er nicht darauf gekommen ist, daß in der Verschiedenheit des Baues der beiden Geschützarten der Namensunterschied des Euthytonon und Palintonon begründet ist.

2) *Ἀπολλοδώρου Πολιορκητικά.* Griechische Poliorketiker, mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt von Rudolf Schneider. (Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-hist. Klasse. Neue Folge Bd. X. No. 1.) Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 65 S. 4. Dazu 51 Figuren auf 14 Tafeln. 8 *M*.

Als erstes Stück der griechischen Poliorketiker in Schneiders auf den gründlichsten Studien beruhenden Bearbeitung erscheint hier Apollodors, des großen Baumeisters der Kaiser Trajan und

Hadrian, einzig erhaltene Schrift. Sie bildet den Anfang des großen Unternehmens, weil Apollodor der einzige dieser Schriftsteller ist, der datiert werden kann; ferner schreibt er, ein Praktiker, nach seinen eigenen Worten für Ungeübte, nämlich für Legionare, die Pionierdienste tun sollen, läßt es also an Deutlichkeit nicht fehlen. Dies ist für uns Jetztlebende besonders wichtig, da sonst die antiken Schriftsteller ihnen selbstverständlich Scheinendes mit Stillschweigen zu übergehen pflegen. Auch kommt der Erklärung und Verbesserung seines Textes die Paraphrase des Anonymus Byzantinus (Byz.) zu Hilfe; ich führe beispielsweise Apoll. 188, 7 an, wo Schn. aus ihr (p. 254, 4 in Weschers Poliorc.) *ὁ δὲ κριὸς* für das *ὅς* in Ap.s Hss. entnommen hat.

Die handschriftliche Grundlage ist für Ap. dieselbe wie für Heron. Auch die Einrichtung der Ausgabe entspricht der dortigen; doch ist noch eine Verbesserung insofern eingetreten, daß Ap.s Text genau, Zeile für Zeile, im Druck Weschers Ausgabe folgt. Viele Verbesserungen hat Bruno Keil auf Grund sorgsamster Lektüre beigesteuert. Schn.s eigene Emendationen zeugen wieder von seiner großen Sprach- und Sachkenntnis, z. B. 155,7 *σκεπέσθω κατά* (für *σκεπέτω καί*), 155, 11 f. *γινομένης* (für *γιγνομένας* M, *γινομένας* PV), 171, 6 *σ⟨ηκ⟩ώματα*, 141, 1 *ζωθήκας* (für *ζωσθήκας* M, *ζωσθῇ καί* PV). Das hier hinter *ω* überlieferte *σ* dürfte aus *ι* entstanden sein, vgl. 173, 12 *πλατυνούσης* PV, *πλατυνούσῃ* M; übrigens verdienten die in den Hss. noch erhaltenen *ι* adscripta wohl ebensogut Erwähnung in der Adn. crit., wie mancher verfehlte Akzent: 145, 11 *δάιδες* M; 151, 1 *δᾶιδες* M; 170, 2 *ῥαιδίως* V; 152, 7 *ἧι* M; 174, 4 *ηι* MPV; 177, 16 *ἀπαιτηι* P; 190, 6 *καταπίπτηι* PV; 161, 4 *αὐτῶι* V. Sonst bewährt sich auch in der Beachtung von Kleinem Schn.s Sorgfalt; z. B. hat er 142, 4 die reduplizierte Perfektform *ῥερυσσωμέναι* behalten unter Verweisung auf W. Crönerts Memoria Graeca Herculanensis S. 206, 2. Auch Heron S. 102, 12 war *ῥερόμβωται* zu belassen, zumal dieser auch I 160, 4 Schm. *ἐκρερευκώς* gebraucht hat, aber niemals ein mit *ἐρρ-* beginnendes Perfekt. Auch Athenaios *π. μηχανημάτων* 18, 3 W. bildet *ῥεραμμέναις*. (Auffällig ist, daß Mayser, Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit, kein derartiges Perfekt anführt.) Ich bemerke noch: Apoll. 162, 2 und 178, 4 schreibt Schn. *ἀντήρειδες*; entsprechend Heron S. 66 seiner Ausg. *ἀντήρεις* und 89, 4 *ἀντηρείδιον*, aber 101, 9. 104, 7 *ἀντηρίδες*; ferner durchweg bei Apoll. *ἔλαττον*, dagegen wechselt er, je nach der Überlieferung, zwischen *ἥσσων* und *ἥττων*. Auch seien gleich noch einige Versehen in der Ausgabe Ap.s notiert: anfangs wird akzentuiert *ἰσοϋψής* und *ἀνισοϋψής*, später werden diese Adjektiva als Paroxytona behandelt; 171, 2 steht, wie bei Wescher, *δύσι*, an den übrigen Stellen ist richtig akzentuiert; dgl. ist wie bei W., 173, 16 *ἐκλύσαι* und 168, 3 *αὐτῶν* statt *ἐκλῦσαι* und *αὑτῶν*

geschrieben; 149, 1 ist *τοῦ μοχλοῦ* vor *τοῦ* ausgefallen; 176, 14 hat W. noch *τῶν* vor *τῆς πρώτης*, wie beide Hgg. in der folgenden Zeile; 173, 11 lies *συμπλοκῇ*, 188, 1 *ἐπιστροφήν*, 187, 16 *τοῦ* (f. *τῆς*) *ἐπιλαμβανομένου*, und 167, 5 *ἀντιπαραλλάσσῃ*; 161, 10 mußte nicht nur ein Komma vor *τί*, sondern auch ein anderes am Ende des Nebensatzes hinter *πολέμιοι* gesetzt werden, um jeden Zweifel über die Konstruktion auszuschließen (vgl. Byz. 232, 14). Die Beischrift 'Tafel III Fig. 9' ist in der Übersetzung richtig zu 151, 5 gesetzt, aber beim griechischen Text falsch zu 152, 4; falsch steht auch zu 180, 12 sowohl beim Text wie bei der Übersetzung die Randbemerkung 'Tafel XI Fig. 38' statt zu 181, 15 (denn *πρόκειται* heißt doch wohl auch hier, wie 163, 4, 'ist beigefügt'); infolge davon ist in der Übersetzung noch zu 180, 12 eine Bemerkung eingefügt. An einigen Stellen hat Schn. Weschers Angaben über die Lesarten nachprüfen lassen; gehört dazu 148, 6, wo Schn. als La. von M *μεσσοστενος* angibt, aber W. *μεσοσστενος*? und 189, 13, wo Schn. als La. von M *ἑκάτερας* anführt, W. aber *ἑκάτεραι*? 159, 4 steht als La. von PV bei W. *παλαιστιαίοις*, bei Schn. *παλαισταίοις*. 168, 5 fehlt *οἱ* zwischen *τοσούτοις* und MPV. 170, 9 lies *καταγραφή*; lies ferner 171, 1/2 (f. 2/3) *ἐπιριπτόμενος*. 167, 8 *αὐξόμενον* ist wohl Schn.s Verbesserung; W. hat mit M *αὐξομένων* und setzt in der Var. lect. hinzu: *αὐξαμένων* V; über P erfahren wir aber weder von W. noch von Schn. 169, 7 wäre statt der Angabe: „⟨...⟩ Wescher" deutlicher gewesen: „⟨*δεῖ ἐπιθεῖναι*⟩ Wescher". 180, 9 schreibt Schn.: *αἱ δὲ τρίται* und in der Adn. crit. die Angabe aus W.: *αἱ τρίται* PV, *αἱ τρίται δὲ* F. Wie steht es nun mit M? Das erfahren wir von keinem.

Einige kritische Bemerkungen über den Text möchte ich anschließen. 138, 8 schlägt Schn. *ἐγχειρητικούς* für das überlieferte *ἐγχωρίους* vor unter Berufung auf Xen. Hell. IV 8, 3 (vielmehr § 22); hier wird Struthas im Vergleich zu Thimbron ein *ἐγχειρητικώτερος στρατηγός* genannt: unternehmender, oder geschickter etwas anzugreifen. Das dürfte in den Zusammenhang bei Apoll. nicht passen. Dagegen scheint das überlieferte *τέκτονας ἐγχωρίους* unantastbar; Ap. meint Mechaniker aus der Provinz, wie sie ihm nur zu Gebote stehen, im Gegensatz zu den anerkannt besten in Rom (vgl. Ludw. Hahn. Rom und Romanismus, S. 194). *Ἄλλως* darauf fasse ich: ohne *τέκτονες*, technische Künstler, zu sein; Ap. meint vor allem die nachher beispielsweise gleich erwähnten von ihm geschickten Soldaten. — 140, 11 ist vielleicht zu ergänzen ⟨*οὐ*⟩ *τροχοὺς* ⟨*ἀλλ' ἥλους*⟩ *σιδηροῦς ἔχουσα*. — 141, 3 ist [*ἑ*]*αυτῶν* notwendig. — 143, 9 verdient *ἐφαρμόζει*[*ν*] in Pb den Vorzug. Darauf muß es mit Byz. 214, 18 heißen: *ἐνέστηκε δὲ* ⟨*πρὸς*⟩ *τῷ τείχει παραστάτης ἐκ τοῦ ἐδάφους ὑπόθεμα ἔχων*. — 143, 14 bemerkt Schn.: „*ἔν τισι χελώναις* ist unverständlich". Seine Übersetzung „am Unterrande der Schildkröten"

legt die Vermutung nahe: *ἐν ταῖς χελώναις*; vgl. Byz. 214, 21 f. — 150, 1 f. liest Schn. *ἐπὶ τῶν ἔξω ὄλισθον* mit PV; M hat *τω* für *των*. Sollte nicht *τὸ* zu schreiben sein? In diesen Hss. werden *ο* und *ω* oft verwechselt, vgl. die La. zu 153, 6 *αὐτῷ*: *αὐτὸ* PV. Byz. 222, 1 erklärt *ἐπὶ τὴν ἔξω καταφοράν*. — 150, 3 würde ich lieber mit M, wie W., setzen: *ἔστι τὸ σχῆμα τοιοῦτον* ⟨*τὸ*⟩ *τῆς κλίσεως*, entsprechend der Fassung des Byz. 222, 1 *ἔστι τὸ τῆς κλίσεως σχῆμα τοιοῦτον*. Übrigens ist hier *κλίσεως*, welches Schn. mit 'Zusammenbruch' übersetzt, von der Neigung, dem Aufsteigen des Bohrers zu verstehen, wie 149, 5 zeigt. — 150, 9 ist *εἰσαγομένοις* überliefert. Schn.s richtiger Übersetzung 'verjüngen' entspricht aber *συναγομένοις*; s. den Artikel *συναγωγή* in Schn.s hinten beigefügtem Index. — 152, 8 ist in Apoll.s Hss. *ὡς* hinter *γίνεται* ausgefallen; erhalten ist es Byz. 219, 3. — 153, 4 dürfte *βίαν* nach *ὁμοίαν* verloren gegangen und schlecht durch *πληγήν* ersetzt sein. Die Wirkung des Feuers kann doch nicht wohl durch *πληγή* bezeichnet werden. Die folgenden beiden *καί* sind erklärend; sie sind daher richtig vom Byz. 220, 3 f. durch Partizipien wiedergegeben. Der Gebrauch von *καί* bei Apoll. ist recht mannigfaltig; gleich nachher 154, 10 und vorher 149, 5 geht in umgekehrter Weise vermittelst dieser Konjunktion die frühere Konstruktion des Nebensatzes in einen Hauptsatz über. — Nach vorhergehendem *μεταξύ* ist 154, 14 wohl ⟨*ἐν*⟩*τίθεται* zu schreiben (entsprechend dem *ἐμβάλλονται* Byz. 226, 1), wie 161, 13 *μεταξὺ* .. *ἐντίθεται* überliefert ist. Freilich 166, 7 und 172, 7 steht das Simplex. — 156, 1 dürfte so zu verstehen sein: „die Zeichnungen von dem aufrecht Stehenden und dem unten Befindlichen", wenn man nach 163, 3 urteilen darf, wo der durch den Byz. 237, 4 bestätigte Wortlaut von Schn. übersetzt wird: „die Zeichnungen .. zeigen das Gestell zuerst in der Ruhelage, dann aufgerichtet". Bemerkenswert ist an dieser zweiten Stelle, daß die Zeichnung vom Gestell in der Ruhelage in M und die von der aufgerichteten Leiter in P erhalten ist. — 159, 8 sollte man nach dem Zusammenhange für *πολλῶν* entweder *πλειόνων* erwarten (welcher Komparativ bei Apoll. 176, 13 und 182, 3 vorkommt) oder *τριῶν* (vgl. 160, 4. 161, 3. 162, 16); vielleicht war $\bar{\gamma}$ ausgefallen und wurde falsch *πολλῶν* ergänzt. — 164, 1 ist zu schreiben *σχοινία* $\bar{\delta}$, [*τοῖς*] *ἄκροις τοῖς ὀρθοστάταις προσδεδεμένα* (Byz. 236, 10 sagt dafür *σχοινία* $\bar{\delta}$, *ἐπὶ τὰ ἄκρα τῶν ὀρθοστατῶν προσδεδεμένα*); vgl. bald darauf 164, 9 *ξύλα* .. *ὑπτίῳ τῷ πάχει κείμενα*. — 173, 10—12 bedarf noch der Verbesserung; beispielsweise kann Z. 12 *ἐκ τοῦ συντιθεμένου* schwerlich heißen „nach den gegebenen Verhältnissen"; das wäre etwa *ἐκ τοῦ δεδομένου*. Byz. 246, 12 hat einfach *πλατυνούσῃ τὸν ὑποκείμενον κάτωθεν τόπον* unter Benutzung von Z. 9 bei Apollodor. — Bisweilen bietet die Hs. F das Richtige; das hat auch Schn. anerkannt, z. B. 172, 5. So ist wohl auch 174, 1

ἐπαίρει von Wescher mit Recht aus der Hs. aufgenommen; es konnte nach dem vorangegangenen μέρη leicht ausfallen; die entstandene Lücke wurde in den andern Hss. schlecht durch καί ausgefüllt. Darauf war 174, 2 ein Kolon vor τούτοις zu setzen, wie in Byz. 247, 9 geschehen ist. — 180, 7 περικείμενα übersetzt Schn. „liegen nebeneinander". Mich wundert, daß er nicht auch, seiner Übersetzung entsprechend, παρακείμενα gesetzt hat. — 180, 10 bezeichnet Schn. durch Kreuze die Überlieferung als verdorben. Vielleicht hat Wescher recht, wenn er τὸ σύνθεμα vor τὸ δὲ σύνθεμα einsetzt. — 185, 14 möchte für ἐπὶ τὰς στέγας zu lesen sein ἐπὶ τῆς στέγης 〈ἑστῶτες〉. Ἑστῶτες konnte leicht nach στέγης ausfallen. Vgl. Byz. 249, 8 ἐπὶ τοῦ καταστρώματος .. ἑστῶτες. Schn. übersetzt und kommentiert richtig: „die auf dem unteren Dache stehenden Leute". (Im Griechischen durfte vielleicht κάτω als selbstverständlich ausfallen, wiewohl ἄνω vorhergeht.) Andere Konstruktionen sind gebraucht 175, 14 ἐν τῷ ὕψει ἑστώτων, 187, 8 ἐπὶ τῇ στέγῃ (so Schn. für ἐπὶ τὴν στέγην) οἱ ἑστῶτες, 192, 3 ἐπὶ ταύταις ἐφεστῶτες. — 185, 16 ist βάρος in μέρος zu verwandeln. Egger besserte Philon Syntax. V S. 84, 24 βαρῶν in πύργων. Liegt in τῶν βαρῶν καὶ τῶν πύργων Philon 84, 36 eine Dittographie vor? — 186, 2 erscheint nötig ἀεὶ 〈ἴσως〉 διεστῶσαι. Ἴσως konnte vor διεστῶσαι leicht ausfallen. Vgl. 187, 15 ἵνα τὸ πρὸς ἀλλήλους διάστημα διατηρῶσιν ἀλλήλαις und Byz. 250, 5 ἀεὶ . . τὰ αὐτὰ συντηροῦσαι πρὸς ἀλλήλας διάχωρα und darauf Z. 11 ἐξ ἴσου τὸ αὐτὸ συντηροῦσι διάστημα. — 191, 1 tilge ich τὸ τοῦ ποταμοῦ πλάτος, das wohl nur als erklärende Bemerkung zu πλάτος der folgenden Zeile in den Text gekommen ist. Das bloße παρελθεῖν vorher ist aus dem Zusammenhange vollkommen verständlich. — 191, 7 hat Wescher ἔργον, Schn. (ohne Notiz in der Var. lectio) ἕτερον mit Byz. 274, 12. Ἔργον ist, wie es scheint, überliefert und bedarf keiner Änderung; es bedeutet 'das hergestellte Werk', wie 159, 8. 164, 4 (vgl. auch Byz. 214, 14) und bezeichnet hier die σχεδία (189, 4). — 193, 2 ist zwischen δὲ und διανοιγομένῃ, wie Byz. 276, 1 zeigt, σχεδίᾳ ausgefallen.

Auch die Apollodors Text gegenübergestellte Übersetzung Schn.s verdient hohes Lob. Sie kann sehr wohl selbst des griechischen unkundige Leser in den Schriftsteller einführen. Daß die Maßbestimmung δάκτυλος mit 'Zoll' wiedergegeben wird, hätte eine Anmerkung verdient. 160, 4 wird ἀπωθεῖται mit 'werden zurückgezogen' übersetzt; aber auch hier heißt es, wie gewöhnlich, 'werden zurückgestoßen', nämlich infolge des geschehenen Anpralls. Nach der Übersetzung ist 176, 5 καρφίνων = aus dem Holze der Weißbuche, aber nach dem Index = aus dem Holze der Rotbuche gefertigt. Zu bedenken bleibt, daß beide Buchenholzarten zu den schweren Hölzern gehören, während hier doch von ξύλα ἐλαφρά die Rede ist. 179, 3 ist ἐγειρομένας τε

καὶ ἀνορθουμένας unübersetzt geblieben, dgl. 189, 7 *ἀραιοῖς*, 192, 8 *λεληθότως*, 192, 10 *κατὰ μέτωπον*.

Auf S. 52—65 hat Schn. seinem Apollodor einen Index hinzugefügt, ein mühsames, aber höchst erwünschtes Werk; nur schade, daß bei vielen Wörtern bloß das erste Beispiel mit folgendem 'u. ö.' angegeben ist; und doch befinden sich unter den fehlenden Angaben mitunter beachtenswerte Dinge; z. B. verdiente die kontrahierte Form *ἀθροῦν* 150, 2. 183, 5 Erwähnung; 193, 3 ist sie sogar = *ἀθρόαν* gebraucht. Unter *δύο* war mindestens noch 181, 2 f. *δυοῖν δακτύλοιν* als einziger Dual bei Apollodor herauszuheben. Wie unter *τρύπανον*, könnte auch unter *ποιεῖν* einen Platz beanspruchen 149, 1 *τοῦ μοχλοῦ τοῦ τὸ τρύπανον ποιοῦντος* 'der Stange, die den Bohrer bildet'; dgl. unter *τοιοῦτος* die unter *ὅσα* angeführte Verbindung: *τοιούτων ὅσα* 176, 5. Unter *περιστομίς* müssen die Ziffern der zuerst angeführten Stelle heißen: 155, 11.

Durch meine bescheidenen Bemerkungen möchte ich nach meinen Kräften Schneiders Werk fördern. Ich weiß ihm herzlichsten Dank für seine unermüdliche und so erfolgreiche Tätigkeit. Möge sein bedeutendes Unternehmen, das er getreulich zu Ende zu führen auf sich genommen, den besten Fortgang haben!

3) Anonymi de rebus bellicis liber. Text und Erläuterungen von Rudolf Schneider. Mit 10 in den Text gedruckten Abbildungen Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 40 S. 8. 1,20 ℳ

Nach dem Vorwort ist als Grundlage für den Text wie für die Bilder die Ausgabe von Froben (Basel 1552) benutzt worden. In der merkwürdigen Schrift macht der Anonymus, ein Projektmacher, dem genügende technische Kenntnisse fehlen[1]), in der Lingua legitima des Latein (Hahn, Rom und Romanismus, S. 211) seinem Herrscher Vorschläge auf den Gebieten der inneren und äußeren Politik; als Grenzfluß wird die Donau, als Feinde werden die Araber und Perser genannt; der Kaiser und sein Mitregent haben schon Söhne. „Danach kann", so schloß Seeck, „das Schriftchen nur unter Valentinian und Valens geschrieben sein und zwar zu der Zeit, nachdem auch dem letzteren ein Sohn geboren war, d. h. zwischen 366 und 378 n. Chr.". Während der sprachliche Ausdruck der um diese Zeit lebenden sachverständigen Schriftsteller Ammianus und Vegetius straff und klar ist, schreibt der Anonymus ein Latein, welches zeigt, daß diese Sprache seine Muttersprache nicht war (S. 29). Auch das Griechische ist es schwerlich gewesen; das zeigen die unerhörten Namen und Wortbildungen S. 33: Tichodiphrus, Clipeocentrus, Currodrepanus, Thoracomachus, Ascogefrus. Das sind die Benennungen von Kriegs-Maschinen und -zurüstungen, die der Verfasser seinem Kaiser

[1]) Vgl. S. 14 sein Bekenntnis: dicent melius qui usu bella cognoscunt.

vorführt, dem er auch eine Reorganisation der Heeresverfassung vorschlägt, dabei Herabsetzung der Dienstzeit auf fünf Jahre verlangend.

Im Gegensatz zu den Meinungen aller früheren Gelehrten steht nun Schneiders Ansicht. Er bezweifelt S. 34, daß um 400 n. Chr. bereits Schaufelräder im Gebrauch waren, wie sie der Anonymus seiner Liburna gibt. Er weist darauf hin, daß Belisar wegen der Erfindung der Schiffmühlen im J. 536 ausdrücklich gerühmt wird, und sagt S. 35: Die wichtigste Darstellung eines durch Schaufelräder getriebenen Schiffes findet sich erst in der berühmten Bilderhandschrift der Göttinger Bibliothek von der Hand Konrads Kyeser, geb. 1366. Sodann hebt der Hgb. S. 35 eine andere auffällige Sache hervor: „Die Triebkraft des antiken Geschützes bildet die Torsion der Spannnerven: das ist ihr Charakteristikum von 400 v. Chr. bis mindestens 600 n. Chr. Dem Mittelalter ist diese Technik unbekannt: in diesem Zeitraume schießt man nur mit Geschützen, die ihre Kraft der Elastizität der Bogenarme entnehmen, also eine verstärkte Armbrust darstellen". Schneider versteht also nicht von Spannnerven die S. 11 in der Beschreibung der Ballista quadrirotis stehenden Worte: *sagittas ex se non ut aliae funibus sed radiis eiaculatur*, und die S. 21 bei der Ballista fulminalis vorkommenden: *arcu etenim ferreo supra canalem, quo sagitta exprimitur, erecto, validus nervi funis ferreo unco tractus eandem sagittam magnis viribus in hostem dimissus impellit.* Schneider sagt ausdrücklich S. 38 f.: „Bei unserem Anonymus fehlt jede Erwähnung der Spannnerven, ohne die jedes Geschütz, nach Vegetius, unbrauchbar war. Die Torsion kannte der Anonymus eben nicht, also kann er auch nicht im IV. Jahrhundert gelebt haben". S. 39 kommt Schneider zu dem Ergebnis: „Es wird sich jedem die Meinung aufdrängen, daß diese Abschnitte (von dem Münzwesen und der Heeresverfassung) schlecht für das IV. Jahrhundert passen, aber die Zustände um das XIV. Jahrhundert . . ausmalen".

Die Schrift hat in dem verlorenen Codex Spirensis gestanden, in dem sie hinter der Notitia dignitatum folgte. S. 40 sagt Schneider: „Ich habe mich vergebens bemüht einzusehen, warum die Gelehrten (darunter Mommsen) sie ins IX. oder X. Jahrhundert hinaufrücken wollen".

Höchst auffällig bleibt bei Schneiders Auseinandersetzungen aber doch eine Tatsache, auf die er nicht weiter eingeht; man muß doch fragen, wie der Verfasser, wenn er um das XIV. Jahrhundert lebte, darauf gekommen ist, gerade die Zeiten um 400 n. Chr., und zwar in so genauer Weise, seiner Darstellung zugrunde zu legen oder unterzuschieben; warum schilderte er nicht klar und offen die Zeiten, in denen er lebte? Ich muß gestehen, daß ich durch Schneiders Beweisführung nicht überzeugt bin. Wir kennen doch aus dem Altertum zu wenig, um behaupten zu

können, daß vor 400 n. Chr. Schaufelräder noch nicht angewendet wurden. Und die unklare Verwendung der *funes* kann bei einem Manne nicht auffallen, dessen Liburna der Hgb. S. 33 für geradezu verrückt erklärt und dessen Ballista fulminalis nach S. 37 von unglaublicher Torheit zeugt. Wie heutzutage bisweilen, konnte auch früher bei Projektmachern Torheit mit klügeren Einfällen sich mischen.

Wie immer indessen es sich mit dem Schriftchen des Anonymus verhalten mag, es hat für die Kriegswissenschaft geringe Bedeutung. Ganz anderer Art ist das, was R. Schneider und E. Schramm mit vereinter philologischer und technischer Tätigkeit aufgehellt haben. Freuen wir uns des durch sie errungenen dauernden wissenschaftlichen Besitzes und wünschen wir ihren weiteren Bemühungen den besten Erfolg!

Groß-Lichterfelde. Wilhelm Nitsche.

Gottlob Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Stuttgart 1908, Carl Krabbe Verlag. VIII u. 452 S. 8. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Seit 1875, sagt der Verfasser im Vorwort, hat er begonnen „systematisch Stoff zur Zeitgeschichte zu sammeln und ihn Jahr um Jahr auch in eine schriftstellerische Form zu bringen". Daraus und aus Vorlesungen, die er an der Technischen Hochschule zu Stuttgart gehalten hat, ist dieses Werk erwachsen, von dem gleich gesagt sei, daß es gründlich und zuverlässig ist, einen sorgfältigen Bericht über die Ereignisse bietet und allen denen, die sich den Verlauf der Geschichte seit 1871 vergegenwärtigen wollen, mögen sie diese Jahre miterlebt haben oder nicht, durchaus zu empfehlen ist.

Das Buch enthält einen reichen Stoff, eine Fülle von Tatsachen. Daß zuweilen die Disposition nicht ganz glücklich ist, daß man innerlich Zusammengehöriges öfter räumlich getrennt findet, daß man hier und da ein genaueres Eingehen auf die tiefer liegenden Ursachen der Ereignisse vermißt, liegt wohl in der Art der Entstehung des Werkes, aus jährlich zusammengefaßten Notizen und Berichten, begründet. Als Beispiel führe ich an, daß Sozialistengesetz und soziale Reform weit voneinander getrennt sind — dazwischen wird die gesamte äußere Politik von 1871 bis zum Abschluß des Dreibundes dargestellt —, während z. B. im vierten Kapitel recht verschiedenartige Dinge vereinigt sind (Beginn der Verhandlungen mit Rom, Sozialistengesetz, Zollreform). Über die Vorgeschichte der sozialen Gesetzgebung möchte man gern etwas mehr wissen — auf S. 46 ist etwas unerwartet von der „sozialistischen Verhetzung" die Rede; ebenso etwa von den Gründen, die zur Gründung deutscher Kolonien führten. Aber es sei noch einmal betont, daß das Gegebene gründlich und zuverlässig ist.

Zu dem Bericht über Bismarcks Entlassung vergleiche man die Ausführungen Delbrücks in den Preuß. Jahrbüchern Band 33, S. 361 (August 1908), denen man meines Erachtens beipflichten muß. Weniger kann ich seiner Bemerkung zustimmen, daß Egelhaafs Buch aus einer Stimmung herausgeschrieben sei, die nur das vor Bismarcks Entlassung Geschehene gelten lasse und der Gegenwart nörgelnd und verdrossen gegenüberstehe. Ich kann dieses Urteil, so allgemein ausgesprochen, nicht für richtig halten.

Frankfurt a. M. F. Neubauer.

---

1) G. Krüger, Verordnungen und Gesetze für die Gymnasien und Realanstalten des Herzogtums Anhalt. Erstes Ergänzungsheft, (Januar 1902 — Mai 1907). Dessau 1907, E. Dünnhaupt. VIII u. 139 S. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Im Jahrgang 57 dieser Zeitschrift ist auf S. 234—235 das Hauptwerk gewürdigt worden, zu dem die vorliegende Veröffentlichung die Ergänzung bildet. Man kann auf sie mit gutem Gewissen übertragen, was von dem ersten gesagt worden ist. Das Heft ist ein erneutes Zeugnis von der sorgsamen und eingehenden, den Forderungen der größeren Gemeinschaft sich fügenden, doch das Eigenartige der heimischen Verhältnisse liebevoll bewahrenden Pflege der anhaltischen Schulverwaltung. Die zweckentsprechende Einrichtung macht auch dieses Heft zu einem bequemen Orientierungsmittel.

2) K. Düsing, Die Elemente der Differential- und Integralrechnung in geometrischer Methode. Ausgabe A: Für Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen, sowie zum Selbstunterricht. Hannover 1908, Max Jänicke. VII u. 74 S. geb. 1,30 ℳ.

Die Eigenart des Buches liegt in der geometrischen Herleitung der Differentialquotienten der einfachen Funktionen, die der Verfasser — mit Recht — als anschaulich, deswegen auch als leichter und interessanter bezeichnet, wie die algebraische Methode, die leicht zu mechanischer Anwendung von Regeln werde und keineswegs als exakter wie die erste bezeichnet werden könne. Eine zweite Eigentümlichkeit besteht in der Durchführung des Grundsatzes, die gefundenen Ergebnisse zu besprechen, dem Schüler Anleitung zu geben, über das Gewonnene nachzudenken, in erster Linie seine Richtigkeit zu prüfen. Aus der Seele gesprochen sind dem Berichterstatter die Worte des Verfassers, daß minutiöse Untersuchungen nicht auf die Schule, sondern auf die Hochschule gehören, daß es ebenso verkehrt sein würde, bei der Einführung der Differentialrechnung in den Unterricht der höheren Schulen über die einfachen Funktionen hinauszugehen, wie es verkehrt war, die höhere Mathematik ganz von diesen Anstalten auszuschließen, endlich, daß wie in der Natur die Bewegungen stets den kürzeren, d. h. den leichteren Weg nehmen, so auch der Lehrer verfahren solle, möge sich sein Weg scheinbar zur höheren Mathematik wenden oder elementar genannt werden.

Was den Inhalt des Buches betrifft, so entwickelt es die Differentialquotienten der einfachen Funktionen, der Funktion einer Funktion, die von unentwickelten Funktionen, behandelt kurz den zweiten Differentialquotienten und fügt der Theorie eine genügende Zahl von Übungsbeispielen hinzu. Es wird dann der Begriff des unbestimmten und bestimmten Integrals entwickelt und eine Anzahl von Beispielen für die Berechnung von Flächen und Rotationskörpern geboten. Die Behandlung der ausgezeichneten Punkte (Maxima und Minima, Wendepunkte) beschließt das Ganze. Interessant ist in diesem Abschnitt die Herleitung der Kriterien für Maximum oder Minimum mit Hilfe der Differentialkurve (S. 56 ff.). Die Wendung S. 43 „Vielfach findet man das Integral durch Probieren etc." wäre wohl besser weggeblieben.

Sicherlich bietet das Buch ein brauchbares, empfehlenswertes Hilfsmittel für den Unterricht dar.

3) Georg Häring, Lehrbuch der Geometrie für die Oberstufe der höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. München und Berlin 1908, R. Oldenbourg. VI u. 96 S. 1,30 *M*.

Ein Fünftel des Buches nehmen Lehren der Planimetrie (Transversalen, Harmonische Beziehungen, Pole und Polare, Potenzen und Ähnlichkeitsbeziehungen der Kreise), ein zweites Fünftel Lehren der projektiven Geometrie, den Rest eine elementar-synthetische Behandlung der Kegelschnitte ein. Sie sind als Erzeugnisse einer Tangentialebene an die Dandelinschen Berührungskugeln mit einem Kreiskegel aufgefaßt. Das letzte Kapitel ist also das weitaus ausführlichste. Neben einer sehr reichlichen Fülle von Lehrsätzen enthält es eine sehr große Anzahl teilweise nicht ganz leichter Aufgaben. Doch ist diesen häufig eine kurze Anleitung zur Lösung beigefügt, so daß auch derjenige Hilfe findet, der das Buch im Selbstunterricht benutzt. Der Abschnitt über die projektive Geometrie bietet die Hauptsätze bis zur involutorischen Beziehung. Eine große Zahl sehr übersichtlicher, vorzüglich ausgeführter Figuren gereicht dem Buche zu besonderer Empfehlung.

4) Max Simon, Didaktik und Methodik des Rechnens und der Mathematik. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage (Sonderausgabe aus A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen"). München 1908, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. VI u. 206 S. geb. 5,50 *M*.

5) Max Simon, Über Mathematik. Erweiterung der Einleitung in die Didaktik (1. Heft des II. Bandes der „Philosophischen Arbeiten", herausgegeben von H. Cohen und P. Natorp). Gießen 1908, A. Töpelmann. 32 S. 0,80 *M*.

Die zweite, kleinere Schrift des Verfassers, auf ca. sechsfachem Raum das Thema des großen Buches behandelnd, dem dieses vier Seiten widmet, gipfelt in der Definition der Mathe-

matik als der Lehre von den Größen als solchen, ihrer Teilbarkeit, Zusammensetzbarkeit, Zählbarkeit einerseits, ihren Lagebeziehungen andererseits (S. 18). Mit einer Fülle von Gelehrsamkeit, besonders das Altertum heranziehend, doch auch Kant und Leibniz, und unter den Lebenden die Arbeiten Cohens und Natorps berücksichtigend, wird diese Definition entwickelt und ihre Berechtigung nachgewiesen.

Von dem Hauptwerk liegt jetzt die zweite Auflage vor, nachdem die erste im Jahre 1897 erschienen war. Hat es also auch nicht ganz so lange gedauert, wie bei dem Werke Fr. Reidts, bis diese erste Auflage vergriffen war, so spricht doch der Zeitraum von zehn Jahren immer noch für die Anschauung, daß in den Kreisen der Mathematiklehrer das Bedürfnis oder die Wertung methodischer Arbeiten nicht eben groß ist. So ist ja auch ihre Zahl nicht sehr groß. Neben Simon und Reidt kann man fast nur auf Kefersteins gediegene, doch knappe Aufsätze in der Reinschen Enzyklopädie und auf Bertrams Artikel „Mathematik" in der zweiten Auflage der Schmidschen Enzyklopädie hinweisen. Eine dritte, vollständige, Bearbeitung steht wohl aus der Feder von A. Höfler zu erwarten.

Die zweite Auflage des Simonschen Werkes ist nicht unwesentlich erweitert. Die 128 Seiten der ersten Auflage sind nun auf 206 in der neuen angewachsen, zu ihrem Vorteil, wie ohne weiteres gesagt werden kann. Manches ist jetzt berücksichtigt, was früher vermißt wurde, manches ausführlicher besprochen, was damals nur gestreift worden war. Und es ist immer ein Genuß, Simons Meinungen zu lesen. Nicht daß man sie ohne weiteres annehmen möchte. Auch nicht, daß man einen unbedingten Genuß von dem Studium hätte. Man muß sogar manches Unbequeme in den Kauf nehmen. Nicht selten schweift die Erörterung ganz plötzlich auf einen Nebenpunkt, gelegentlich auf das kaum mit dem Thema Zusammenhängende ab. Wird der Faden wieder aufgenommen, so empfindet der Leser die Unterbrechung zunächst doch als Störung. Dazu kommt manchmal eine Ungleichheit des Stiles, die ebenfalls nicht angenehm berührt. Aus breiter, wohlgerundeter Darstellung geht der Verfasser zu einem Lapidarstil über, dessen Bewältigung jedesmal eine gewisse Anstrengung kostet. Auch die Gleichgültigkeit, mit der gewisse Äußerlichkeiten behandelt sind, wirkt zumeist nicht gerade einladend. Abkürzungen einzelner Worte (Math. = Mathematik, Geom. = Geometrie, Par. ax. = Parallelenaxiom S. 142, — die Anzahl könnte leicht vermehrt werden) mag im Manuskript des Autors, dessen Gedankenflug der langsamen Feder vorauseilt, berechtigt sein, in dem gedruckten Texte sollten sie ausgemerzt sein. Sie sind zum mindesten Schönheitsfehler. Und auch eine Reihe in die Augen fallender Druckfehler hätten vielleicht vermieden werden können. Simons Art, fremde Schriften zu zitieren,

ist aus seinen früheren Werken nicht mehr unbekannt. Jeder, der aus seinen Büchern zu lernen sucht, hat sie gewiß bedauert und gelegentlich verwünscht. Die Büchertitel, manchmal nur halb oder in Abbreviatur, unvollständig nicht selten in bezug auf Jahr und Ort des Erscheinens, auf den Verleger, mitten im Text, stören das Studium des Buches selbst und lassen doch manchmal das Nachschlagen der Quelle nicht zu, — eben weil sie unvollständig sind. Selbst auf die Gefahr des Vorwurfs zu großer „philologischer Akribie“ würde es sich empfohlen haben, die genaue Angabe der Titel usw. in Anmerkungen unter den Text zu setzen. Der Verfasser hätte dadurch um ein nicht Geringes den Dank vergrößert, den seine Leser ihm spenden werden.

Denn ein im höchsten Grade dankenswertes Werk hat er der Welt der mathematischen Lehrer doch geliefert. Es füllt eine klaffende Lücke aus, die die oben angeführten Bücher und Aufsätze lassen. Sein Verdienst besteht in der grundsätzlichen, durchgehenden Berücksichtigung der historischen und der philosophischen Seite unserer Wissenschaft. Es nötigt den Leser, er mag wollen oder nicht, dieser Seite seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, — er müßte sich denn entschließen, es kurzerhand wegzulegen. Wünschen wir, daß es recht wenige solcher Leser finde. Mit diesem Hinweis auf die Notwendigkeit philosophischer und historischer Betrachtungsweise stellt das Buch die Mathematik im Kreise der Schulwissenschaften gerade als vollwertiges Glied, das wie die andern zu wahrer humanistischer Bildung sein ehrlich Teil beizutragen imstande ist, hin. Es macht allerdings recht hohe Ansprüche an den Lehrer der Mathematik, vor allem was dessen philosophische Studien anlangt. Selten wird sich bei einem zweiten Mathematiklehrer diese Weite und Tiefe des Wissens wieder zusammenfinden, wie Max Simon sie in seinem Buche zeigt, das Bewandertsein in den philosophischen Schriften des indischen und des griechischen Altertums bis in die Gegenwart hinein, und zugleich die Kenntnis vieler historischen Details. Aber die Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit seiner Darstellung und seiner Erörterungen wird wohl die meisten Leser veranlassen, wenigstens den Versuck zu machen, ob es ihnen gelingt, bisher vernachlässigte Seiten ihrer Wissenschaft anzubauen. Und von solchen Bestrebungen hätten Schule und Schüler den größten Nutzen. Versteht es der Lehrer, die Früchte solcher Studien taktvoll, am rechten Orte, in weiser Dosierung seinen Zöglingen nahezubringen, sie für sie zu interessieren, das trockene Einerlei der Sätze, Regeln und Aufgaben mit ihnen zu umweben, zu schmücken und schmackhaft zu machen, so dürfte es manchen gewinnen, der schon im Begriff war, sich mutlos abzukehren.

In dieser Anregung zu historischer und philosophischer Betrachtungsweise, zu einem von dieser durchzogenen Unterricht

scheint dem Berichterstatter die große Bedeutung der vorliegenden Arbeit zu liegen. Über die Einzelheiten der methodischen und didaktischen Vorzüge und Ansichten mag man streiten. Der Berichterstatter kann zu seiner großen Genugtuung feststellen, daß er keine Veranlassung zu ernsthaftem Widerspruch gefunden hat. Es konnte, nach früheren Äußerungen des Verfassers, so scheinen, als würde er den Meraner Lehrplänen, besser der in der Deutschen Naturforscherversammlung angeregten Bewegung zu einer Abänderung des mathematischen Unterrichts als ein Gegner sich erweisen. Nichts davon! In allem Wesentlichen segelt er mit demselben Winde. Er macht — mancher Mathematiker des Realgymnasiums wird ihm zürnen — das Zugeständnis, die Stundenzahl, die für die Gymnasien und die Realgymnasien, abgesehen vom mathematischen Zeichnen (S. schreibt auch hier „math.") ist vier für alle Klassen (S. 191), er tritt wiederholt für die starke Hervorhebung des Funktionsbegriffes ein.

Eine Fülle aus langjähriger Lebenserfahrung geschöpfter Bemerkungen hat der Berichterstatter mit Freude angemerkt. Es ist zurzeit vielerorts die Sitte, mit der Berechnung von Logarithmen viel Mühe zu verschwenden. Da sagt denn Simon S. 99: „Meines Erachtens hat es keine Bedenken, den Schüler, nachdem er weiß, daß er die Berechnung unschwer selbst vornehmen könnte, wenn er die erforderliche Zeit daran setzen wollte oder könnte — die gekaufte Logarithmentafel benutzen zu lassen; er schreibt sich ja auch seinen Cicero nicht aus den Codices ab". Volle Beistimmung haben des Verfassers Ansichten über Wert und Art der Extemporalien, Hausarbeiten und Wahl der Reifeprüfungsaufgaben. Geschickt ist die Zusammenstellung häufig vorkommender Fehler (S. 179—180). Auch der Verurteilung muß man zustimmen: „Außerordentlich übertrieben wird sehr häufig die Umformung der Ausdrücke in Produkte, zum Zweck der bequemen logarithmischen Rechnung. Die Arbeit ist meist größer als die etwaige Ersparnis". Vor manche Aufgabensammlung wäre dieser Satz immer noch als Warnung zu setzen.

Gelegentlich fällt ein bitteres Wort! Es muß Beachtung finden, wenn über die Besoldungsverhältnisse der höheren Lehrer ein Mann wie der Verfasser Bemerkungen macht, wie sie S. 181 zu lesen sind. Und man kann ihm nicht widersprechen.

In einer Beziehung differiert der Berichterstatter von dem Verfasser, was nämlich die Abschaffung der Reifeprüfung anlangt. Mag die Verbesserungsfähigkeit und -bedürftigkeit der Prüfungsordnungen zugegeben werden, das Fortbestehen der Institution scheint ihm wichtig. Doch darüber zu diskutieren ist hier nicht der Ort.

Das Buch bespricht nach einer kurzen Einleitung im ersten Abschnitt die historische Entwicklung des mathematischen Unterrichts, geht dann zur allgemeinen Methodik über, aus deren

Kapiteln der Berichterstatter die über allgemeine und besondere Zwecke des mathematischen Unterrichts, über Konstruktionsaufgaben und Synthesis der Gleichungen, über die Mathematik in den höheren Mädchenschulen hervorheben möchte. „Meines Erachtens drängt die ganze Entwicklung der Frauenfrage mit absoluter Notwendigkeit auf die Einführung der Math. (sic!) in den Lehrplan der höheren Töchterschule“ (S. 50). Es folgt ein Abschnitt über den Rechenunterricht, aus dem die Polemik gegen die Voranstellung der Dezimalbruchrechnung in der Form des „Rechnens mit Dezimalzahlen“ hervorgehoben werden muß. Das folgende Kapitel: „Arithmetik und Algebra“ kennzeichnet sich durch die Überschrift seines ersten Abschnittes: „Einschränkung des Formalismus, Betonung des philosophischen Elements, die elementare Arithmetik als abgeschlossene Wissenschaft“. Der Verfasser bricht eine Lanze für die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die gewiß sehr interessant behandelt werden „kann“, wenn dabei die Würfelaufgaben nicht die Hauptsache bilden. Eine spezielle „Didaktik der Arithmetik und Algebra“ folgt, oft verweisend auf die Vorträge, die der Verfasser als Honorarprofessor an der Universität Straßburg gehalten und durch den Druck veröffentlicht hat. Es schließen sich an: „Geometrie“ und „Spezielle Didaktik der Geometrie“. Aus dem ersten Kapitel möchten die Ausführungen über die „Nichteuklidische Geometrie“, über „Anschauung“, über die „vier Konstruktionsmethoden“ hervorzuheben sein. Der Geometrographie steht der Verfasser kühl gegenüber, die „Fusion“ der Stereometrie mit der Planimetrie lehnt er ab, er spricht sich für die elementar-synthetische Behandlung der Kegelschnitte aus, bezweifelt, daß der Primaner das Wesen der analytischen Geometrie fassen könne. Aus der speziellen Didaktik ist ganz besonders bemerkenswert, was über den Anfangsunterricht in der Quinta gesagt wird. Der letzte Abschnitt „Unterrichtsführung“ enthält eine große Zahl trefflicher Bemerkungen zum Teil allgemein pädagogischer Art.

So seien dem Buche viele Leser beschieden, dann wird es vielen Nutzen stiften, nicht durch strikte Befolgung seiner Lehren, sondern indem es die Geister anregt und erregt und reizt und zu eigener Stellungnahme nötigt. Und das ist doch die bessere Wirkung, die tiefere, die lebensvollere.

6) Sigmund Günther, Geschichte der Mathematik. I. Teil: Von den ältesten Zeiten bis Cartesius. Leipzig 1908, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. (Sammlung Schubert, Bd. XVIII.) V u. 427 S. geb. 9,60 *M.*

Im Jahrg. 57, S. 754 und Jahrg. 58, S. 455 hat der Berichterstatter J. Tropfkes Geschichte der Elementarmathematik angezeigt und dabei die Lage gekennzeichnet, in der sich bezüglich ihrer Stellung zu der geschichtlichen Entwicklung ihrer Wissenschaft gegenwärtig noch ein nicht geringer Teil der Lehrer

der Mathematik befindet. Die neue Erscheinung, die den Gegenstand der heutigen Besprechung bildet, ist aus denselben Gründen wie Tropfkes Veröffentlichung freudig zu begrüßen. Sie gewährt, wie jene, einen bequemen, nicht gar zu zeitraubenden und dabei doch sehr anregenden und zu weiterer Befassung ermutigenden Einblick in die Vergangenheit und in die Entwicklung des mathematischen Wissens. Wenn Tropfkes Darstellungsart es ermöglicht, alles, was man für ein bestimmtes Gebiet einer Lehraufgabe an historischer Erörterung und Klarstellung bedarf, schnell zu übersehen, so bietet die Arbeit Günthers die Unterlage zu einer Orientierung über den Stand der mathematischen Forschung in einem einzelnen Zeitraum oder bei einem einzelnen Kulturvolk. Gibt das eine Werk Längsschnitte, so gibt das andere Querschnitte durch die Entwicklung des Wissens von Zahl und Raum. So kann das eine als willkommene Ergänzung des anderen bezeichnet werden.

Es wird nicht nötig sein, durch ausführliche Angabe des Inhalts, d. h. schließlich ja der Überschriften der zwanzig Kapitel, in denen Günther seinen Stoff darstellt, das Buch zu kennzeichnen. Das wird auf andere Weise besser geschehen. Nur das eine mag hervorgehoben werden, daß für die Abgrenzung des Stoffes das bewußte Auftreten der Koordinatengeometrie und das Aufkommen infinitesimaler Betrachtungsweise, die den Geist der neuen Mathematik kennzeichnen, maßgebend gewesen sind. Der zweite noch ausstehende Teil soll die Geschichte der Entwicklung von diesem Zeitpunkt bis zur Gegenwart heranführen. Der Tod hat dem Mann, der diese Aufgabe übernommen hatte, hat Anton v. Braunmühl die Feder aus der Hand genommen, ehe er noch ihre Lösung zu Ende geführt hatte. Nach dem, was dieser erste Teil bietet, muß man wünschen, daß recht bald eine andere berufene Hand des verwaisten sich annehme und ein Ganzes von gleichmäßiger Brauchbarkeit zustande komme.

Die Eigenart des Güntherschen Buches besteht nun einmal darin, daß ein nicht geringes Maß positiven historischen Wissens von einem gründlichen Kenner ausgewählt und in einer leicht lesbaren, dabei aber — trotz alles Aufwandes von Zahlen, Formeln und Namen — keineswegs trockenen Form vorgeführt wird. Es bleibt aber nicht bei einer solchen Darbietung historischen Wissens, vielmehr ist überall die besondere Eigenheit der Epochen, der durch die Volkseigentümlichkeiten und Zeitverhältnisse hervorgerufenen Abwandlungen des wissenschaftlichen Interesses und der Behandlungsart der Probleme hervorgehoben, oft finden sich präzise Charakteristiken der in Frage kommenden Forscherpersönlichkeiten. Von den uns überkommenen literarischen Werken, vorzüglich des griechischen Altertums, wie z. B. von den Elementen des Euklid, von dem Hauptwerke des Apollonius, von der Synagoge des Pappus erhält der Leser übersichtliche, wenn

auch kurze Inhaltangaben. Gewisse Probleme, wie z. B. die Frage, inwieweit Archimedes bereits im Besitz einer, wenn auch noch nicht methodisch ausgebildeten Infinitesimalgeometrie gewesen sei, ferner der Prioritätsstreit um die Entdeckung der Lösung der Gleichungen dritten Grades finden eine besonders ausführliche Erörterung. — Die Brauchbarkeit des Buches wird erhöht durch einen ausführlichen Namenindex und durch die Angabe der für die einzelnen Kapitel bedeutsamsten Quellenschriften in bibliographischer Genauigkeit. — Leider ist der Druck nicht völlig fehlerfrei. Aufgefallen und störend sind dem Berichterstatter deren zwei: S. 62 Z. 1 v. o. lies: Dreiteilung des Winkels statt des Würfels; S. 254, Z. 5 v. o. lies: $\frac{3000}{10} = 300$ statt 3000. — Wie das Buch aber eine fesselnde und anregende Einführung in das Studium der Geschichte der Mathematik ist, so ist es für die Bibliotheken der höheren Schulen auch als Nachschlagewerk neben allen anderen Erscheinungen (Cantor, Zeuthen, Hankel, Tropfke) durchaus empfehlenswert.

7) H. Weber und J. Wallstein, Enzyklopädie der Elementar-Mathematik. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende. III. Band: Angewandte Elementar-Mathematik. Berlin und Leipzig 1907, B. G. Teubner. XIV u. 666 S. geb. 14 ℳ.

Ein kurzer Überblick über den Inhalt dieses Schlußbandes, dessen beide ersten Bände in dieser Zeitschrift Jahrgang 60 S. 660 ff. angezeigt worden sind, mag die Besprechung des vorliegenden einleiten. Die fünf Bücher, in die er zerfällt sind betitelt: Mechanik, Elektrische und magnetische Kraftlinien, Maxima und Minima, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Graphik. Die Mechanik behandelt in drei Abschnitten Vektorgeometrie, analytische Statik und Dynamik, das zweite Buch in zwei Abschnitten Elektrizität und Magnetismus und Elektromagnetismus, das dritte Buch geometrische Maxima und Minima und Anwendung der Lehre vom Größten und Kleinsten auf die Lehre vom Gleichgewicht und besonders von der Kapillarität. Das Buch über die Wahrscheinlichkeitsrechnung bringt einen Abschnitt über die Prinzipien der Wahrscheinlichkeit, über Wahrscheinlichkeitsrechnung und über die Ausgleichung der Beobachtungsfehler, die Graphik behandelt in vier Teilen die Parallelprojektion auf eine Tafel, das Grund- und Aufrißverfahren, die graphische Statik, endlich das ebene Fachwerk.

Wie man hieraus ersieht, ein zwar recht reichhaltiger Stoff, doch ohne systematischen Zusammenhang und für den ersten Blick nach seiner Auswahl schwer zu rechtfertigen. Die Verfasser gestehen das erstere offen zu, sie wollen „aus Nachbarwissenschaften Anwendungen zu den arithmetischen und geometrischen Grundlagen liefern“, wie sie die beiden ersten Bände geschaffen

haben, und sie wollen „die Grundlagen dieser Gebiete ebenso logisch entwickeln, wie die Grundlagen der Mathematik und der Geometrie selbst".

Soweit vor allem die letzte Absicht mit Erfolg ins Werk gesetzt ist, wird das Buch als berechtigt und willkommen bezeichnet werden können. Denn was die Auswahl an sich betrifft, so könnte wohl mancher eine andere Umgrenzung der gewählten Gebiete, eine andere Wahl selbst als geeigneter bezeichnen wollen. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß der Berichterstatter sich dieser Zahl der Leser des Werkes zurechnen wollte. Ihm erscheint die getroffene Auswahl ganz berechtigt; denn sie bezieht sich in der Tat auf die in erster Linie in Betracht kommenden Anwendungsgebiete. Höchstens einen Abschnitt vermißt er, der sich auf mathematische und astronomische Geographie zu beziehen hätte. Wie die Auswahl, so könnte auch die Begrenzung der einzelnen Abschnitte Gegenstand der Zustimmung oder Mißbilligung sein. In dieser Hinsicht möchte dem Abschnitt über graphische Statik eine größere Ausdehnung zu wünschen sein.

Recht wohl erreicht haben die Verfasser ihre Absichten in dem Mechanischen Teil, wo sie dahin gingen, den ganzen Gang zuzuspitzen „nach dem wohl dem heutigen Schulunterricht immer noch nicht in seiner Allgemeingültigkeit recht zugänglichen Energieprinzip". Und außerordentlich erfreulich war dem Berichterstatter die Lektüre des letzten Abschnittes über das ebene Fachwerk. Allerdings enthält ja gerade dieser Abschnitt ganz besonders viel Stoff, zu dessen Verwertung der Unterricht wohl nie Gelegenheit haben wird. Aber wenigstens die allerersten Anfänge zu benutzen, hat man wohl nicht ohne Erfolg den Versuch gemacht (A. Schülke in seiner bekannten Aufgabensammlung für die Oberklassen, Leipzig 1902, B. G. Teubner; vgl. auch Zeitschr. f. phys. Unt. 1901, S. 18. Zeitschr. f. math. Unterricht. 1902, Heft 2).

Im ganzen wird man also auch diesen Band des großen Werkes als eine recht brauchbare Bereicherung der Lehrbuchliteratur bezeichnen können. Er gerade wird dem Lehrer an höheren Schulen den Eingang in eine Anzahl Disziplinen der angewandten Mathematik zu eröffnen vermögen, ohne daß seine Zeit oder seine Kasse zu sehr in Anspruch genommen wird. Immer bleibt es aber wohl auch hier, wie bei der Anzeige der zwei ersten Bände betont worden ist, der Zukunft vorbehalten, dem Ideale einer solchen Enzyklopädie, wie es dort zu zeichnen versucht wurde, noch näher zu kommen.

8) K. Schwering, Handbuch der Elementar-Mathematik für Lehrer. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. VIII u. 407 S. geb. 8 *M.*

Wenn der Verfasser in diesem „Handbuch für Lehrer" in der Vorrede und an verschiedenen Stellen seines Werkes selbst

auf die Weber-Wallsteinsche Enzyklopädie der Elementar-Mathematik verweist und ihr ein uneingeschränktes Lob spendet, so könnte man versucht sein, zu fragen, ob die Herausgabe eines eigenen Buches notwendig gewesen sei, wie dieses sich von der Enzyklopädie unterscheide. Es ist nicht ganz leicht, das deutlich zu umschreiben, — andererseits bürgt doch des Verfassers Name dafür, daß es etwas Gediegenes ist, vor das er ihn setzt. — Indem er in vier Kapiteln die Mathematik, Planimetrie, Trigonometrie und Stereometrie behandelt, beschränkt er in der Tat seinen Stoff auf das engere Gebiet dessen, was als Elementar-Mathematik bezeichnet wird. Er spricht nicht von Mengenlehre und Zahlbegriff, noch von Nichteuklidischer Geometrie. Er stellt sie nicht dar, aber er streift sie und bei diesen Gelegenheiten nennt er dann die Enzyklopädie die Quelle, aus der weitere Belehrung zu schöpfen sei. Neben ihr erscheint sein Buch wie ein für bestimmte Zwecke geschriebenes Handbuch neben dem Repertorium, das den Gesamtstoff zusammengetragen enthält. Es gibt den Lehrstoff der Schulmathematik, dargestellt nicht nach methodisch-didaktischen Rücksichten, sondern in systematischer Form, getragen von der Grundlage tieferer wissenschaftlicher Erkenntnis, — doch nicht in systematischer Vollständigkeit, sondern in einer Auswahl solcher Lehren, die durch jene tiefere Erkenntnis ein helleres, neues Licht erhalten können.

Dabei geht er freilich an vielen Stellen sehr ins Einzelne, besonders geleitet auch durch die Neigung zu „arithmetisierender“ Behandlung. Ein Muster von Klarheit und Strenge ist die Darstellung des arithmetischen Lehrgebäudes selbst, die Erweiterung des Zahlengebietes, — aber die Behandlung der Gleichungen dritten und vierten Grades trägt infolgedessen etwas nicht ganz leicht Durchsichtiges an sich. Es ist selbst für den Geübten keine geringe Arbeit, diesen Abschnitt zu bewältigen. Freilich aber ist die Anstrengung auch gewürzt durch das Vergnügen an der Eleganz bei der Bewältigung der durch die allgemeine Form der Darstellung herbeigeführten Schwierigkeiten.

In der Planimetrie ist der Parallelismus — wie auch in des Verfassers zusammen mit Krimphoff bearbeiteten Leitfaden — erst hinter den Kongruenzsätzen behandelt. Interessant sind die Paragraphen, die von den grundlegenden Konstruktionsaufgaben, von den merkwürdigen Punkten des Dreiecks und von der Lösbarkeit geometrischer Aufgaben handeln.

Auch die Darstellung der Trigonometrie bietet besonders in dem ersten Abschnitte, der die Goniometrie behandet, des Eigenartigen vieles. So die Herleitung der Funktionen für beliebige Winkel, der Nachweis, daß es auf unendlich viele Arten möglich ist, $\frac{\pi}{4}$ in eine Summe von Winkeln zu zerlegen, deren trigonometrische Tangenten Brüche mit dem Zähler 1 und ganzzahligem

Nenner sind u.a.m. Verhältnismäßig knapp ist der Abschnitt über die Dreiecksberechnung gehalten, und es kann bei der Bestimmung des Buches für die Lehrer die Durchführung von Zahlenbeispielen füglich wundernehmen.

Am meisten von dem Üblichen weicht der Verfasser in der Stereometrie ab. Ähnlich, wie hier, hat er — wenn der Berichterstatter sich recht erinnert — einige Kapitel, z. B. die dreiseitige Ecke, wohl schon anderweitig, z. B. in seinen „Hundert Aufgaben“ behandelt. Andres, wie die Darstellung der Lehren von Punkt und Ebene, von Parallelismus im Raum, von Kugelteilung und regelmäßigen Körpern, war den Berichterstatter neu.

Unmittelbar im Unterricht wird von dem Inhalt des Buches vielleicht häufig recht wenig zu benutzen sein. Aber für den Lehrer ist es in der Tat ein Handbuch, das ihm den Gegenstand seines Unterrichts in neuer Beleuchtung, in neuer Verknüpfung vor die Augen führt und ihn vor der Gefahr bewahren kann, in der banal-schulmäßigen Ausgestaltung des Lehrstoffes allmählich zu erstarren. Die Bekanntschaft mit recht verschiedenartigen Darstellungsformen des Lehrgebietes, das man vertritt, macht den Blick weiter und das Urteil milder, gegenüber Abweichungen von der eigenen Lehrform, an der eigensinnig festzuhalten gerade den Mathematiker so leicht dem Anschein der Kleinlichkeit aussetzt.

9) Bastian Schmid, Der naturwissenschaftliche Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 352 S. geb. 6 *M.*

Dieses Buch zu schreiben war wohl keiner berufener als der Verfasser, der als Mitglied der Unterrichtskommission der Naturforschergesellschaft all die Sorgen mitgetragen, all die Arbeit mitgeleistet hat, der sie sich nun seit Jahren für die Hebung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, für die höhere Wertung seiner Bedeutung bei der Erziehung der heranwachsenden Jugend unterzieht. Es ist denn auch keine Frage und kein Problem in dieser Bewegung, das er in seinem Werke nicht eingehend erwägt und erörtert. Naturgemäß fällt seine Entscheidung fast stets zusammen mit den Vorschlägen, die in Meran und Stuttgart den Auftraggebern der Kommission vorgelegt worden sind. Das Buch kann als ein Kommentar zu dem ersten Teil des Berichts angesehen werden, den der Vorsitzende A. Gutzmar in Dresden erstattet hat. Als solcher sei er allen zur Lektüre empfohlen, die die Berechtigung und das Ziel dieser Bewegung noch genauer kennen lernen wollen.

Sie werden wohl dahin gelangen, die Berechtigung als unbestreitbar und das Ziel als klar umschrieben anzuerkennen. Den Weg zu finden, auf dem das Erstrebte in Wirklichkeit umzusetzen wäre, ist schwieriger. Zwar was die Methodik des Unterrichts, was das Maß der nötigen Zeit, die Vorbildung der Lehrer betrifft,

so hat die Arbeit der Kommissionsmitglieder bis ins Einzelne hinein die klarsten, detailliertesten Vorschriften gegeben. Die Schwierigkeiten liegen auf dem Gebiete der Beschaffung der nötigen Mittel und in der Einfügung der in Anspruch genommenen Stundenzahl in die Unterrichtspläne der höheren Schulen. Hier versagt nun besonders bezüglich der Herstellung eines Gesamtlehrplanes der Gesamtbericht, und auch das Buch von Bastian Schmid streift diese Frage kaum. Die Einschränkung des sprachlichen Unterrichts wird gefordert und für angängig erklärt, eine eingehende Begründung wird aber vermißt, der Nachweis nämlich, wie bei einer solchen Einschränkung die alten Lehrziele erreichbar bleiben oder ob eine Herabsetzung möglich ist.

Daß die Erörterung dieser Probleme in dem Buche fehlt, wird dem Leser als eine Lücke erscheinen, wenn eben auf das ins Leben Führen der Vorschläge mehr Gewicht gelegt wird, als auf das Ausmalen einer Möglichkeit, der die tatsächlichen Unterlagen fehlen.

Andererseits aber ist es durchaus geeignet, durch seine Haltung den Vorurteilen entgegenzutreten, die die Naturwissenschaften als minder geeignet für die Geistesbildung der Jugend erachten. Die Ausführungen, vor allen über den physikalischen Unterricht und noch mehr der Abschnitt „Naturwissenschaft und philosophische Propädeutik“ kommen dafür besonders in Betracht. In der Tat drängen alle die Bestrebungen zu einer Durcharbeitung des Stoffes, auf dessen Verwertung zur Herstellung einer „humanistischen“ Bildung. Dies besonders hervorzuheben mag gerade in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen nicht bedeutungslos sein, um dem Buche Leser zu verschaffen und damit auch verständnisvolle Beurteilung der neuen Bewegung.

Pankow, Max Nath.

Erklärung.

Trotz meiner Erklärung im 31. Jahrgang der Jahresberichte S. 332, dafs ich für die neuen Abdrücke meiner bei Freytag erschienenen Ausgaben nicht verantwortlich bin, da sie ohne mein Wissen hergestellt und mir selbst nicht zu Gesichte kommen, ist in den Jahresberichten 1908 S. 252 der 3. Abdruck der Catilinarien aufgeführt und getadelt, dafs frühere Ausstellungen nicht berücksichtigt worden sind. Ich denke, aus dem Jahresbericht dürften diese Ausgaben nun verschwinden, zumal der Herr Verleger infolge meiner damaligen Erklärung statt des irreführenden Wortes ‚Auflage‘ das richtige ‚Abdruck‘ verwendet hat.

Berlin. H. Nohl.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus, herausgegeben von David Koch. München, Georg D. W. Callwey. Jahrgang 50, September.

2. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von Franz Frisch. Jahrg. 4, Nr. 7—8.

3. Xenien. Eine Monatsschrift, herausgegeben von H. Graef. Jahrg. 1908, Heft 10. Drei Hefte vierteljährlich 1 ℳ, Einzelheft 0,35 ℳ.

4. Wandervogel. Monatsschrift des „Wandervogel" deutschen Bundes für Jugendwanderungen. Jahrg. 2, Heft 3.

5. Mikrokosmos. Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung, herausgegeben von der Deutschen mikrologischen Gesellschaft unter der Leitung von R. H. Francé, Band 2, Heft 5—6.

6. A. Seligo, Tiere und Pflanzen des Seenplanktons. Mikrologische Bibliothek Band III. Mit 1 Tafel und 247 Textabbildungen. Stuttgart, Deutsche mikrologische Gesellschaft. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung. 64 S. Lex.-8.

7. J. H. Fabre, Bilder aus der Insektenwelt. Autorisierte Übersetzung aus „Souvenirs Entomologiques", I.—X. Serie. Erste Reise. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung. 125 S. Lex.-8. 2,25 ℳ.

8. Gesundheitsbüchlein. Gemeinfaßliche Anleitung zur Gesundheitspflege. Bearbeitet vom Kaiserlichen Gesundheitsamte. Mit Abbildungen im Text und 3 farbigen Tafeln. Dreizehnte Auflage. Berlin 1908, J. Springer X u. 272 S. kl. 8. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

9. Otto Anthes, Erotik und Erziehung. Eine Abhandlung mit Zwischenspielen. Leipzig 1908, R. Voigtländer's Verlag. 72 S. 1 ℳ.

10. F. Ladek, Zur griechischen und lateinischen Lektüre am österreichischen Gymnasium. Eine Kritik neuerer Vorschläge zum Lektürekanon. Wien 1908, Selbstverlag. 122 S. (S.-A. aus Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1907/08.)

11. Hans Leimeister, Die griechischen Deklinationsformen bei den Dichtern Persius, Martialis und Juvenalis. Diss. München 1908. 42 S.

12. R. van Deman Magoffin, A Study of the Topography and Municipal History of Praeneste. John Hopkins University Studies Ser. XXVI Nr. 9—10. Baltimore 1908, The John Hopkins Press. 101 S.

13. Sophokles' König Oidipus. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolff. Fünfte Auflage von Ludwig Bellermann. Leipzig 1908, B. G. Teubner. VI u. 176 S. 1,60 ℳ, geb. 2 ℳ.

14. H. Unbescheid, Die Behandlung der dramatischen Lektüre erläutert an Schillers Dramen. Dritte Auflage. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 189 S. 8. 3,60 ℳ. — Löst die gestellte Aufgabe an der Hand von Gustav Freytag. Dazu noch Goethe mit fünf, Lessing mit drei Dramen; Shakespeares Macbeth, Grillparzers Sappho, Kleists Prinz von Homburg. S. 151 ff. dramatische Geometrie. S. 187 ff. Verzeichnis der seit 1876 über Schillers Dramen erschienenen Programmabhandlungen.

15. Aischylos' Eumeniden, übersetzt von U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Für gemischten Chor und Begleitung komponiert von F. Kriegeskotten. Opus 58. Düsseldorff 1908, L. Schwann. 79 S. Preis der Partitur 6 *M*, der 4 Gesangstimmen einzeln je 50 *Pf*.

16. Dem Kaiser Heil! von Dr. Macke, Ahrweiler. Für den Schülerchor höherer Lehranstalten mit Klavierbegleitung komponiert von C. Fürchtening-Boening. Düsseldorf, L. Schwann. 3 S. Preis 0,30 *M*, von 10 Exemplaren ab je 0,15 *M*.

17. Es wurzelt ein Baum tief im Preußenland von C. Frick. Gemischter Chor mit Klavierbegleitung für patriotische Feierlichkeiten in Vereinen und höheren Lehranstalten komponiert von J. Dittberner. Düsseldorf, J. Schwann. 5 S. Preis 0,40 *M*, von 10 Exemplaren ab je 0,20 *M*.

18. Gen-Ichiro Yoshioka, A semantic study of the verbs of doing and making in the Indo-European Languages. Diss. Chicago. Tokyo 1908. 46 S. Lex.-8.

19. Th. Ziegler, Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. Vierte Auflage. Leipzig 1908, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VII u. 366 S. 4,20 *M*, geb. 5,20 *M*.

20. Gaudeamus. Blätter und Bilder für unsere Jugend. Redigiert von Egid von Filek. Wien VII, G. Freytag und Berndt. XI. Jahrgang. Band I u. II. Monatlich 2 Nummern. Jahrgang 5 *M*, Einzelnummer 0,35 *M*.

21. Blätter für deutsche Erziehung, herausgegeben von Arthur Schulz, Jahrg. 10, Heft 9.

22. G. Jaegers Monatsblatt. Jahrg. 27. Nr. 11.

23. Tierschutz-Kalender 1909. 48 S. mit steifem Deckel. Portofrei zugesandt 0,10 *M*.

24. Bericht über den 18. Kongreß des deutschen Vereins für Knabenarbeit in den Saarstädten vom 10. bis 12. Juli 1908. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Knabenarbeit. Kommissionsverlag von Frankenstein & Wegner in Leipzig. 144 S.

25. H. Bauer, Manneswürde und Mädchenehre. Zweite Auflage. Göttingen 1908, Vandenhoeck und Ruprecht. 22 S. 0,50 *M*, 12 Ex. 4,80 *M*, 50 Ex. 15 *M*.

26. Martin Brennecke, Aus einem Leben „voller Leuchten und Wunder". Leipzig 1908, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Mit einer Bildnistafel. IV u. 100 S. 1,20 *M*, geb. 2 *M*.

27. K. Duden, Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache. Zweite Auflage. Leipzig und Wien 1908, Bibliographisches Institut. 160 S. 0,20 *M*, geb. 0,50 *M*.

28. John Bartholomew O'Connor, Chapters in the History of Actors and Acting in Ancient Greece, together with a Prosopographia Histrionum Graecorum. Diss. Chicago 1908. The University of Chicago Press. IX u. 144 S. gr. 8. 1,06 *Sh.* postpaid.

29. V. Macchioro, Ceramica Sardo-Fenica nel Museo Civico di Pavia. Pavia 1908. 24 S. (S.-A. aus Bolletino della Società Pavese di Storia Patria.)

30. V. Macchioro, Ricerche demografiche intorno ai colombari. Klio VIII S. 282—301.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

VIERUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1908.

I. Griechische Schriftsteller.

Herodot

von

H. Kallenberg.

[I. Ausgaben.]

[II. Abhandlungen.]

II. Lateinische Schriftsteller.

Ciceros Reden

von

Franz Luterbacher.

[I. Ausgaben und Kommentare.]

[II. Abhandlungen.]

Ciceros Briefe

von

Th. Schiche.

I. Ausgaben.

II. Abhandlungen.

Vergil

von

P. Deuticke.

I. Allgemeines.

II. Zu den ländlichen Gedichten.

III. Ausgaben.

IV. Weiteres zur Aeneis.

V. Sprachliches.

VI. Anhang, alte Erläuterungen und spätere Sagen.

Horatius

von

H. Röhl.

I. Ausgaben und Kommentare.

II. Übersetzungen.

III. Abhandlungen.

Livius

von

H. J. Müller.

I. Ausgaben.

II. Beiträge zur Kritik.

a) Abhandlungen.

b) Zerstreute Beiträge.

III. Fragmente, Quellen, Sprachliches usw.

Tacitus

(mit Ausschluß der Germania)

über das Jahr 1907/08

von

G. Andresen.

I. Ausgaben.

II. Literarische und historische Untersuchungen.

III. Sprachgebrauch.

IV. Textkritik.

III. Altertumskunde.

Archäologie

von

R. Engelmann.

I. Topographie.

Seite

II. Altertümer.

III. Kunstgeschichte.

IV. Mythologie.

Nachtrag.

1.

Ciceros Briefe.

A. Ausgaben.

1) **The correspondence of M. Tullius Cicero arranged according to its chronological order, with a revision of the text, a commentary, and introductory essays. By Robert Yelverton Tyrrell and Louis Claude Purser. Vol. I. Third edition. Dublin-London 1904. VII u. 467 S. 8.**

Die umfassende erklärende Ausgabe der Briefe Ciceros von Tyrrell und Purser ist seit Jahren jedem vertraut, der sich eingehender mit diesen Briefen beschäftigt. In ihr findet man die so zahlreichen und nicht erfolglosen Bemühungen, die in den letzten Jahrzehnten der Textgestaltung und der Erklärung dieser Briefe gewidmet worden sind, berücksichtigt und mit wohlüberlegtem eigenen Urteil verwertet. Die Herstellung dieser Ausgabe war ein umfangreiches und viele Jahre in Anspruch nehmendes Werk. Die erste Auflage des ersten Bandes erschien 1879, die des siebenten und letzten, indices enthaltend, 1901. Wie sehr eine solche Ausgabe dem Bedürfnis entgegenkam, ersieht man daraus, daß von dem ersten Bande schon 1885 eine neue, noch von Tyrrell allein besorgte Auflage erforderlich wurde. Jetzt liegt von dem ersten Bande die dritte, von Tyrrell und Purser gemeinsam besorgte Auflage vor. Zwischen 1885 und 1904 sind sehr bedeutende Arbeiten zu den Briefen Ciceros erschienen, vor allem Mendelsohns Ausgabe der Briefe ad fam. und C. F. W. Müllers Gesamtausgabe der Briefe. Dieser und anderer Arbeiten jener Zeit ist in der Vorrede gedacht und darauf hingewiesen, welchen Einfluß sie auf die Gestaltung der neuen Auflage haben mußten. In der Tat ist unter den 89 Briefen, die dieser erste Band enthält, wohl kein einziger, der nicht in Text und Erklärung Veränderungen aufwiese.

Was den Text betrifft, so ist daran zu erinnern, daß der eine der beiden Herausgeber, Purser, in den Jahren 1901—1903 eine eigene Ausgabe der Briefe veranstaltet hat (Oxonii e typographeo Clarendoniano), die den Text in der Anordnung der Handschriften und eine kurze adnotatio critica enthält (s. JB. XXX, 1904, S. 367 ff.). Eine genaue Vergleichung dieser Ausgabe mit der von

C. F. W. Müller läßt deutlich erkennen, wie wertvoll Müllers Leistung für seine Nachfolger ist. Pursers Text zeigt eine weitgehende Übereinstimmung mit C. F. W. Müller und unterscheidet sich in demselben Maße von der kommentierten Ausgabe (soweit diese vor der Müllers erschienen ist). Dies gilt ebensosehr von der Wahl der Lesarten wie von der äußeren Einrichtung des Textes, womit ich die Schreibung der Wörter, die Interpunktion und die Gliederung größerer Stücke in Abschnitte meine; nur sind eine große Menge Kommas, mit deren reichlicher Setzung Müller der Aufmerksamkeit der Leser entgegenkommt, von Purser gestrichen worden. Die neue Auflage des ersten Bandes der kommentierten Ausgabe macht jene Annäherung an Müller, die sich auf die äußere Einrichtung des Textes bezieht, nicht mit, gleicht vielmehr in dieser Hinsicht der vorhergehenden Auflage; nur ist auch hier jetzt den Kommas ein heftiger Krieg erklärt und eine Menge von ihnen, die die zweite Auflage noch aufweist, gestrichen. In der Wahl der Lesarten aber wurden, wie es von der Sorgfalt der Herausgeber nicht anders zu erwarten war, die reichhaltigen Nachweisungen Müllers gewissenhaft benutzt, seine Erwägungen nachgeprüft und seine Ergebnisse in großer Zahl übernommen. Aber auch was nach Müller in und außerhalb Englands für die Textkritik der Briefe geleistet worden ist, wird von den Herausgebern nicht unbeachtet gelassen, wobei sich freilich zeigt, daß dies neben dem Einfluß von Müllers Ausgabe wenig zu bedeuten hat. Die Folge dieser genauen Durchsicht des Textes ist, daß der Text der neuen Auflage vor dem der vorhergehenden viele Vorzüge besitzt.

Auch die erklärenden Anmerkungen haben vielerlei Verbesserungen erfahren.

Die Anordnung der Briefe ist dieselbe geblieben wie in der vorhergehenden Auflage. Die Herausgeber wollten auch da, wo die in der zweiten Auflage gegebene Folge der Briefe als den chronologischen Rücksichten nicht entsprechend erwiesen sei, nicht Umstellungen vornehmen, damit Rückweisungen in den folgenden Bänden nicht ihren Wert verlören. Die von den Herausgebern jetzt für richtig angesehene chronologische Anordnung wird in einer besonderen Übersicht am Schlusse des Bandes vorgelegt. Daß die Nummern der Briefe jetzt in arabischen Ziffern gegeben werden, nicht, wie vorher, in römischen, ist eine angenehme Neuerung. Die Ausrechnung größerer Zahlen in römischen Ziffern ist immer lästig, weil zeitraubend.

Aber mit dem Text und den erklärenden Anmerkungen ist die Reichhaltigkeit dieser Ausgabe nicht erschöpft. Wir erhalten vielmehr zunächst eine aus mehreren Teilen bestehende Einleitung. Der erste dieser Teile wird bezeichnet als historisch, der zweite als literarisch, der dritte betrifft die Kritik der Briefe. Der historische Teil handelt in einem ersten Abschnitt von Ciceros Charakter in seiner Beteiligung am öffentlichen Leben, soweit dies für die hier

gegebenen 89 Briefe in Betracht kommt, also bis Mitte 57 v. Chr. Es wird hier der Behauptung entgegengetreten, daß Cicero erst lange mit der Demokratie geliebäugelt habe, um nachher zu den Optimaten abzuschwenken, weil er deren Unterstützung bei der Bewerbung ums Konsulat nötig gehabt habe. Die Meinung, daß er Catilina in dessen Repetundenprozeß verteidigt habe, sei irrtümlich (vgl. JB. XXX, 1904, S. 368). Aber selbst wenn er dies getan hätte, so hätte dies keine andere Bedeutung gehabt, als etwa die Verteidigung des Fonteius. Catilina habe damals noch nicht für den gefährlichen Verbrecher und Verschwörer gegolten, wie ihn die Catilinarischen Reden zeichnen. Weiter ist die Rede von Ciceros Bedeutung als Politiker und von seinem politischen Ideal, von dem Wert, den die Briefe für die Beurteilung seines Charakters haben, von seinem Verhalten gegen Catilina und von der Frage, ob Cäsar an der Catilinarischen Verschwörung teilgenommen habe. Eingehend wird dann Ciceros Feindschaft mit Clodius und seine Verbannung erörtert und in einer zusammenfassenden Beurteilung seiner ganzen politischen Stellung die Ansicht bekämpft, als habe er sich aus Beweggründen der Eitelkeit und Herrschsucht zum Mietling einer verworfenen und dem Untergang bestimmten Partei hergegeben.

Ein zweiter Abschnitt betrifft Ciceros Privatleben: seine Vermögensverhältnisse und die Beziehungen zu seinen Angehörigen und zu Attikus.

Schon die bisherigen Teile der Einleitung zeigen überall die bessernde Hand, sei es darin, daß hier und da etwas gestrichen, öfter aber Zusätze gemacht und besonders neue Anmerkungen hinzugefügt sind, sei es in der Änderung des Ausdrucks, indem besonders an die Stelle allzu starker und zu bestimmter Wendungen mehr zurückhaltende und weniger bestimmte gesetzt werden. Vollständig umgearbeitet aber und bedeutend erweitert ist die erste Hälfte des nun folgenden literarischen Teils der Einleitung. Sie trägt die Überschrift: „Von den Briefen selber" und enthält zunächst lehrreiche Mitteilungen über die für Cicero in Betracht kommenden Eigentümlichkeiten des antiken Briefwesens. Sodann aber geben die Herausgeber ein auf die Fragen, die die Entstehung und die Herausgabe der einzelnen Briefsammlungen betreffen, und legen mit vorsichtigem nnd verständigem Urteil vor, was sie als das Ergebnis der hierüber gepflogenen Erörterungen ansehen. Mit sehr berechtigtem Zögern schließen sie sich der Ansicht an, daß die Attikusbriefe um 60 n. Chr. herausgegeben sind, einer Ansicht, die auf sehr schwachen Füßen steht. Die Briefe ad fam. habe nach Ciceros Tode Tiro nach und nach herausgegeben. Wenn die Briefe ad Qu. fr. nur bis Ende 54 reichten, so habe das vielleicht seinen Grund in den Mißhelligkeiten zwischen M. Cicero und seinem Bruder während des Bürgerkrieges, wegen deren diese späteren Briefe einem der Familie ergebenen Herausgeber

1*

für die Öffentlichkeit nicht geeignet erscheinen mochten. Die Briefe an Brutus seien echt, auch I 16 und 17.

Die zweite Hälfte des literarischen Teils der Einleitung behandelt die sprachlichen und stilistischen Eigentümlichkeiten der Briefe.

Der dritte Teil der Einleitung, der die Überlieferung und Kritik der Briefe betrifft, hat eine völlig neue Fassung erhalten, entsprechend der eindringenden und vielseitigen Arbeit, die seit der vorhergehenden Auflage gerade diesem Gebiete gewidmet worden ist. Wir erhalten hier eine gute, alles Wesentliche enthaltende Übersicht über die Ergebnisse, die aus dieser Arbeit hervorgegangen sind.

Anhangsweise ist der Einleitung eine ausführliche Erörterung über das commentariolum petitionis beigegeben, in der die Echtheit dieser Schrift des Q. Cicero mit guten Gründen verteidigt wird gegen die Bedenken, die schon früher von anderen und neuerdings von Hendrickson erhoben worden sind (G. L. Hendrickson, The commentariolum petitionis attributed to Quintus Cicero, Chicago 1903; s. meine Anzeige in der WS. f. klass. Phil. 1904 Sp. 61 ff.).

Den wenigsten Wert, so scheint es, legen die Herausgeber auf die dem Bande beigegebene adnotatio critica. Sie besteht aus einer Zusammenstellung von Lesarten, für deren Auswahl leitende Grundsätze nicht erkennbar sind. Sie hat in der neuen Auflage eine erhebliche Verkürzung erfahren und zeigt, entsprechend den Fortschritten der Kritik, vielfach ein verändertes Aussehen.

Auch der zweite Band des Werkes ist, nach einer Mitteilung der Verleger, in neuer Auflage erschienen, liegt mir jedoch nicht vor.

2) **Ausgewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen.** Zur Einführung in das Verständnis des Zeitalters Ciceros. Herausgegeben von F. Aly. Sechste Auflage. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 167 S. 8. 2 *M*.

3) **Ausgewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen.** Anmerkungen für den Schulgebrauch von F. Aly. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 61 S. 8. 1 *M*.

Von der vorliegenden Auswahl von Cicerobriefen habe ich die fünfte Auflage (von 1897), von den dazugehörigen Anmerkungen die erste Auflage (von 1899) in den JB. XXV (1899) S. 320 f. angezeigt. Die neue Auflage der Auswahl stellt einen nahezu unveränderten Abdruck der vorhergehenden dar. In der Vorrede zur sechsten Auflage, die so kurz ist, wie nur eine Vorrede sein kann, erklärt der Herausgeber: Da das Wohlwollen der Schulmänner seiner Auswahl der Cicerobriefe treugeblieben sei, so glaube er von weiteren Änderungen, mit Ausnahme einiger Berichtigungen, absehen zu dürfen. Die Vorreden der früheren Auflagen sind nicht wieder abgedruckt. Die neue Auflage der Anmerkungen

zeigt einige Verbesserungen in sachlicher Hinsicht und im Ausdruck, die Änderungen sind aber weder zahlreich noch erheblich. Ich kann also über diese Anmerkungen auch jetzt nicht anders urteilen, als ich es das erste Mal getan habe (a. a. O. S. 321).

4) Ausgewählte Briefe aus Ciceronischer Zeit. Herausgegeben von C. Bardt. Text mit einer Karte. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. VI u. 238 S. 8. — Kommentar. Verkürzte Ausgabe. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. XXII u. 304 S. 8. 2,40 *M*.

Die zweite Auflage des Textes von Bardts Ausgewählten Cicerobriefen unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß in dem Briefe A V 21 der den Zinswucher des Brutus betreffende Abschnitt (§ 10—13 *habes subductum* und § 13 *Sed ad rem — domestica*) weggelassen, dagegen der Brief des Hirtius an Balbus, der zu Anfang des 8. Buches de bello Gallico steht, neu aufgenommen ist.

Daß von dem Kommentar jetzt eine verkürzte, für die Hand des Schülers geeignetere Ausgabe vorliegt, hat nach dem, was ich in meiner Anzeige der ersten Fassung des Kommentars (JB. XXV, 1899, S. 318 ff.) gesagt habe, meinen vollen Beifall. Das Maß der Verkürzung ergibt sich daraus, daß aus etwa 500 Seiten Kommentar jetzt etwa 300 geworden sind. Die neue Fassung ist geeignetenfalls zugleich eine Verbesserung oder Berichtigung der früheren. Nach einer Bemerkung des Vorworts bleibt der ursprüngliche ausführliche Kommentar bestehen, so daß, wer nicht in der Lage ist, aus umfassender Kenntnis der Zeitgeschichte und der Sprache das in dem gekürzten Kommentar etwa Fehlende beizufügen, es dort findet.

5) M. Tullii Ciceronis epistulae selectae. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von P. Dettweiler. Vierte Auflage. Gotha 1905, F. A. Perthes. Erste Abteilung: Text. X u. 98 S. Zweite Abteilung: Kommentar. IV u. 143 S. 8. 2,25 *M*.

Diese Auswahl erschien zum erstenmal 1894, dann 1898 (s. JB. XXV, 1899, S. 321 f.), 1901 (s. JB. XXX, 1904, S. 380 f.) und 1905. Die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen beweist, daß die Auswahl geschätzt wird. Und mit Recht. Die Sorgfalt des Herausgebers bringt auch in der neuen Auflage vielerlei Verbesserungen, sachliche und im Ausdruck. Eine sehr nachahmenswerte Gewohnheit des Herausgebers ist es, in einer neuen Auflage die im Text vorgenommenen Änderungen der Lesart tabellarisch zusammenzustellen. Die Anzahl dieser Änderungen ist diesmal nicht groß. Besondere Anerkennung verdient eine Änderung der äußeren Ausstattung. Der Kommentar ist nicht mehr in so kleinen Lettern wie früher gedruckt, sondern in einem größeren, die Augen mehr schonenden, auf dem stumpfen Papier gut zu lesenden Satz. Es wird dazu beitragen, der Auswahl ihre Beliebtheit zu erhalten.

B. Abhandlungen.

6) C. Bardt, Ad Atticum VIII 9. Festschrift zu Otto Hirschfelds 60. Geburtstage. Berlin 1903. S. 11—15.

B. geht aus von Tyrrells Wahrnehmung, daß Cicero A VIII 9, 1 mehrfach Bezug nimmt auf einen Brief von ihm an Cäsar (A IX 11 A), der am 18. oder 19. März 49 geschrieben ist, und führt die Schlußfolgerungen, die sich daraus für den Brief A VIII 9 ergeben, genauer aus. Da dieser Brief in seiner zweiten Hälfte datiert ist (§ 4: *haec scribebam V Kalend.*), so hat man den ganzen Brief auf den 25. Februar angesetzt. Das ist nun wegen obiger Bezugnahmen für die erste Hälfte des Briefes nicht möglich. Der Brief ist also zu teilen. Tyrrell sieht § 1 und 2 als den von der zweiten Hälfte abzusondernden Brief an. Mit mehr Wahrscheinlichkeit rechnet B. noch den Anfang von § 3 (*Ego Arpini volo esse pridie Kal., deinde circum villulas nostras errare, quas visurum me postea desperavi*) zu dem ersten Brief, weil der so noch hinzukommende Satz nicht in die Sachlage vom 25. Februar paßt, wohl aber in die Zeit, in die der erste Brief zu setzen ist. Während nämlich die zweite Hälfte von A VIII 9, beginnend mit *εὐγενῆ tua consilia* (§ 3), dem 25. Februar zu belassen ist, gehört die erste Hälfte an das Ende des März, in die Zeit nach Ciceros Unterredung mit Cäsar in Formiä. Als Abfassungstag dieses neuen Briefes bezeichnet B. den 29., 30. oder 31. März, oder, falls A IX 18, der Brief, der den Bericht über jene Unterredung enthält, erst am 29. geschrieben sein sollte, den 30. oder 31. März. Da doch aber Cicero in jenem Schlußsatz des ersten Briefes sagt, er habe die Absicht, am 31. März in Arpinum zu sein, so kann dieser Tag als Abfassungstag des Briefes nicht mehr in Betracht kommen. Über den Abfassungsort äußert sich B. nicht. Aber es ist wegen eben jenes Schlußsatzes klar, daß der Brief noch nicht in Arpinum geschrieben ist, sondern noch in Formiä. Dann ist aber auch A IX 18, der Bericht über die Unterredung mit Cäsar, der ja unserem Briefe vorangeht, noch in Formiä geschrieben, nicht, wie man allgemein annimmt, erst in Arpinum. Es ist doch wohl auch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Cicero den Bericht über die Unterredung mit Cäsar, den Attikus doch unfraglich mit großer Spannung erwartete, nicht bis zu seiner Ankunft in Arpinum aufschob, sondern noch an demselben Tage von Formiä abgehen ließ (er schreibt am 25. März an Attikus IX 15, 3: *tibi omnem illius mecumque sermonem omnibus verbis expressum statim mittam,* und ebenda § 4: *quidquid egero, continuo scies*). Nach Arpinum hat man IX 18 verlegt, weil es hier § 3 heißt: „*Cedo reliqua*". *Quid? continuo ipse in Pedanum* (*Pelanum* M), *ego Arpinum; inde exspecto equidem λαλαγεῦσαν illam tuam.* Mit Recht bemerkt hierzu Boot: Quomodo Cicero, qui Arpini erat, *inde* aliquid exspectare potuerit, non intelligo. Wenn Cicero wirklich in Arpinum war, als er diese

Worte schrieb, hätte er gesagt *hic exspecto equidem* cet., und war er nicht dort, so würde es heißen *ibi exspectabo.* Lehmann nahm eine Aposiopese an: *inde — Exspecto equidem* cet. Aber eine solche Aposiopese mutet dem ahnungslosen Leser zu, hinter *inde* einzuhalten, obgleich sich die folgenden Worte formell glatt anschließen; jeder unbefangene Leser, auch Attikus, muß *inde* mit dem folgenden zusammennehmen. Man wird für *inde* lesen müssen *⟨per⟩endie,* also: *continuo ipse in Pedanum, ego Arpinum perendie. Exspecto equidem* cet. Fand, wie man allgemein und mit Recht annimmt, die Unterredung zwischen Cicero und Cäsar am 28. März statt, so wurde noch an diesem Tage der Brief IX 18 geschrieben, am folgenden Tage der Brief VIII 9, 1—3 — *desperavi*; am 30. März reiste Cicero nach Arpinum und gab hier am 31. seinem Sohne die toga virilis (A IX 17, 1 a. E.; 19, 1).

7) M. Bonnet, Sur quelques passages des lettres de Cicéron à Atticus. Revue de philologie XXX (1906) S. 54—59.

Cicero führt A IX 10, 7 unter anderen Äußerungen des Attikus aus dessen Briefen auch folgendes an: *Quid si, inquis, Lepidus et Volcacius discedunt? Plane ἀπορῶ. Quod evenerit igitur, et quod egeris, id στερκτέον putabo,* und Cicero macht hierzu die Bemerkung: *Si tum dubitares* (so nach der Überlieferung), *nunc certe non dubitas istis manentibus.* Bonnet will an *dubitares* festhalten; es bedeute: „wenn du damals ratlos gewesen wärest", nämlich in dem Fall, daß jene beiden sich entfernten, ein Fall, der tatsächlich nicht eingetreten ist. In der Tat wird man *dubitares* beibehalten können, als andauernden Irrealis der Vergangenheit, statt *dubitavisses,* und man hat nicht nötig, es in *dubitabas* oder *dubitaras* abzuändern.

A XII 3, 1: *Unum te puto minus blandum esse quam me, et, si uterque nostrum est aliquando adversus aliquem, inter nos certe numquam sumus.* Nicht *et* mit M, sondern *aut* mit m (d. i. mit dem Med. an der Stelle, wo dieser Brief zum zweiten Male steht; s. Baiter zu A XII 3) will Bonnet lesen. Aber der zweite Satz *inter nos certe numquam sumus* enthält gegenüber dem ersten *unum te puto minus blandum esse quam me* eher eine Steigerung, zu der *et* gut paßt, als daß die beiden Sätze sich gegenseitig ausschlössen.

In demselben Briefe lesen wir weiterhin: *Sed velim scire, hodiene statim de auctione et quo die venias.* Bonnet ergänzt *venias* auch zu *hodiene statim de auctione,* sieht dann in *hodiene statim de auctione venias* und *quo die venias* zwei Dinge, die sich gegenseitig ausschließen, wie ich dies auch meinerseits im Programm von 1905 S. 7 bemerkt habe, und will deshalb *et* in *aut* abändern. Ich glaube jedoch (a. a. O.) nachgewiesen zu haben, daß zu *hodiene statim de auctione* zu ergänzen ist *profectus sis.* Es bedarf dann nicht jener Abänderung von *et* in *aut.*

A XII 11 ist überliefert: *De Pompei Magni filia tibi rescripsi nihil me hoc tempore cogitare.* Bonnet liest mit guter Begründung: *De Pompeia, Magni filia, tibi* cet.

A XII 18, 1 schreibt Cicero: *Dum recordationes fugio, quae quasi morsu quodam dolorem efficiunt, refugio ad te admonendum,* und dann folgt die Mahnung, Attikus möchte für Ciceros Absicht, der verstorbenen Tullia ein Grabdenkmal zu errichten, allen ihm möglichen Eifer aufwenden. Aber *ad te admonendum* ist eine Besserung von Madvig. Überliefert ist *a te admonendo,* und Bonnet will hieran festhalten. Es bedeute etwa: „wird es mir schwer, dich zu mahnen". Cicero müßte dann aber mit *Sed* fortfahren, nicht, wie er es tut, mit: *Quod velim mihi ignoscas.*

A XII 40, 2 *Triginta dies in hortis fui.* Gemeint ist hiermit das Ficulense des Attikus (A XII 34, 1). Deshalb will Bonnet lesen: *Triginta dies in hortis tuis fui.* Der Ausfall von *tuis* vor *fui* wäre leicht erklärlich, aber es bleibt zweifelhaft, ob dieser Zusatz nötig ist.

A XII 45, 2 will Bonnet *haec quae refricant* zusammennehmen und in *haec* einen von *refricant* abhängigen Akkusativ sehen. Es sei eine Rückweisung auf den im vorhergehenden Satz *nam ceteroqui ἀνεκτότερα rant Asturae* enthaltenen unbestimmten Subjektsbegriff, den Bonnet glaubt wiedergeben zu sollen mit „mein Kummer, meine Traurigkeit". Dieser Subjektsbegriff ist jedoch in *nam ceteroqui ἀνεκτότερα erant Asturae* nicht enthalten, sondern ein viel unbestimmterer: „mein Verweilen, mein Zustand war in Astura erträglicher als auf dem Tuskulanum", in Astura erinnerte ihn nicht so sehr, wie auf dem Tuskulanum, wo Tullia vor wenigen Monaten gestorben war, alles an deren Tod. Also ist *haec* nicht Akkusativ zu *refricant*, sondern was Cicero hier auf dem Tuskulanum schreibt: *haec quae refricant hic me magis angunt*, bedeutet: „dies" (d. h. alles, was ich hier sehe), „was meine Narben aufreißt, erhöht hier meinen Kummer". Daß Cicero jetzt, wo er nach dem Tode seiner Tochter zum ersten Mal wieder auf das Tuskulanum gekommen ist, sich so äußert, ist gewiß menschlich und sehr verständlich. Es wäre unverständlich, wenn er das Gegenteil sagen würde: „das, was mich hier umgibt und meine Narben wiederaufreißt, erhöht hier meinen Kummer nicht". So aber läßt man ihn sprechen, wenn man an dem vor *haec quae refricant* überlieferten *nec* festhält, wie dies C. F. W. Müller tut, obwohl der Fehler längst bemerkt ist und die Abänderung von *nec* in *nunc* paläographisch außerordentlich leicht ist. Daß in der Tat *nec* unhaltbar und durch *nunc* zu ersetzen ist, ergibt sich klar, wenn man den ganzen Zusammenhang überblickt, in dem jene Worte stehen. Cicero schreibt: *In Tusculano eo commodius ero, quod et crebrius tuas litteras accipiam et te ipsum non numquam videbo; nam ceteroqui ἀνεκτότερα erant Asturae. Nunc haec quae refricant hic me magis angunt; etsi tamen, ubicumque sum, illa sunt mecum.*

„Mein Aufenthalt auf dem Tuskulanum wird mir deshalb mehr zusagen, weil ich dir hier näher bin. Denn hiervon abgesehen war der Aufenthalt in Astura für mich erträglicher. Jetzt reißt alles, was mich hier umgibt, die kaum verharschten Narben wieder auf und macht meinen Kummer wieder größer. Aber freilich, dieser Kummer verläßt mich nicht, wo ich auch weilen mag".

8) L. Gurlitt, Cicero ad Att. XIII 2a, XII 5a. Berl. phil. WS. 24 (1904) Sp. 606 f.

A XIII 2a, 1 liest man: *Oppio et Balbo epistulas deferri iubebis et tamen Pisonem sicubi de auro*, A XII 5a *Ad Avium scripsi, ut ea, quae bene nosset* (M: *noscem*) *de auro, Pisoni demonstraret* (M: *demonstrarem*). Wie in dieser zweiten Stelle, werden auch A XIII 4 Avius und Piso zusammen genannt: *Si quid poteris, cum Pisone conficies; Avius enim videtur in officio futurus.* Dementsprechend will G. auch XIII 2a *auro* durch *Avio* ersetzen und unter gleichzeitiger Änderung von *sicubi* in *sicuti* übersetzen: „Laß dem Oppius und Balbus den Brief überbringen und (bearbeite) trotzdem den Piso, wie du betreffs des Avius (sc. getan hast oder beabsichtigst)". Ebenso will G. XII 5a, zugleich in engerem Anschluß an M, schreiben: *Ad Avium scripsi, ut ea, quae bene nossem de Avio, Pisoni demonstrarem.* Eine Übersetzung dieses Satzes gibt G. nicht, zur Erklärung sagt er folgendes: „Cicero und Attikus versuchen von dem einen auf den anderen Einfluß zu gewinnen und spielen einen gegen den anderen aus. Danach richtete Cicero auch seinen Brief ein; er schrieb also über Avius an diesen so, daß Piso sich daraus seine Lehre ziehen sollte, und läßt in XIII 2a, 1 Piso umgekehrt über Avius aushorchen". Wie *demonstrarem* den Sinn ergeben soll: „daß Piso sich daraus seine Lehre ziehen sollte", und wie Cicero über Avius an Avius so schreibt, daß Piso sich daraus seine Lehre ziehen sollte, ist mir unverständlich. — Den Namen *Avius* hält G., wohl mit Recht, für zweifelhaft; XII 5a ist *Avium* erst von Bosius aus *Aulum* hergestellt.

9) L. Gurlitt, Cic. ad Qu. fr. III 9, 9. Berl. phil. WS. 26 (1906) Sp. 575 f.

Während Q. Cicero in der zweiten Hälfte des Jahres 54 bei Cäsar in Gallien weilte (nicht, wie Gurlitt meint, in Sardinien), war sein Sohn Quintus in Rom, und M. Cicero widmete ihm jede Fürsorge. Der letztere schreibt nun an der obigen Stelle von dem jüngeren Q. Cicero: *Ciceronem, et ut rogas, amo, et ut meretur et debeo; dimitto autem a me, et ut a magistris ne abducam et quod mater † Porcia non discedit, sine qua edacitatem pueri pertimesco. Sed sumus una tamen valde multum.* Die Mutter hieß nicht *Porcia*, sondern *Pomponia*, und die Nennung ihres Namens neben *mater* ist im Brief an ihren Gatten unwahrscheinlich. G. verwirft mit

Recht die bisherigen Abänderungsversuche und will selbst lesen *quod mater pridie Non(as) discedit*. Namen würden, meint G., in Cicerobriefen sehr oft durch Abbreviaturen gegeben; ein Schreiber habe annehmen können, daß *pr* (= *pridie*) als *Pa* (= *Porcia*) zu deuten sei. Ich halte diesen Vorschlag nicht für wahrscheinlich. Bei der langen Dauer der Briefbeförderung zwischen Rom und des Quintus Winterlager in Gallien pflegt M. Cicero in den Briefen dieser Zeit bei den Daten den Monatsnamen anzugeben.

10) L. Gurlitt, Alexander Ephesius in Ciceros Urteil. Berl. phil. WS. 26 (1906) Sp. 220 f.

A II 22, 7 schreibt Cicero: *Libros Alexandri, neglegentis hominis et non boni poetae, sed tamen non inutilis, tibi remisi*, und einige Zeit früher (A II 20, 6) in bezug auf denselben Alexander nach der Überlieferung: *Poeta ineptus et tamen scit nihil et est non inutilis; describo et remitto*. G. äußert berechtigte Bedenken in sprachlicher Hinsicht gegen *et tamen* und in sachlicher gegen *scit nihil*. „Wodurch sonst als durch sein reiches Material sollte er denn dem Cicero so wertvoll gewesen sein, daß er ihn abschreiben ließ?" G. liest: *poeta ineptus scilicet* (*est*, *et* oder *sed*) *tamen non inutilis*, oder noch lieber: *poeta ineptus et tamen scilicet est non inutilis*. Man kann jedoch die Angabe des Wertes, den dieser Dichter für Cicero hat, erhalten und zugleich der Überlieferung näher bleiben, wenn man mit Reid *sed tamen* liest statt *et tamen* (nach dem s von *ineptus* ist *sed* = *set* eine sehr leichte Änderung von *et*) und mit Wesenberg *scit non nihil* statt *scit nihil* (vor *nihil* konnte *ñ* leicht ausfallen). Man erhält dann *poeta ineptus, sed tamen scit non nihil et est non inutilis*.

11) J. J. Hartmann, De absurdissimo quodam quod in Ciceronis epistolis legitur vitio. Mnemosyne N. S. XXXII (1904) S. 369 sq.

Ep. I 1, 2 steht in den Ausgaben: *Marcellinum tibi esse iratum scis; is hac regia causa excepta ceteris in rebus se acerrimum tui defensorem fore ostendit*. Daß sich diese zwei Sätze nicht miteinander vertragen, hebt Hartmann mit Recht hervor; er will lesen: *Marcellinum tibi esse iratum scribis*. Zur Unterstützung dieser Ansicht erklärt er wiederholt, daß wir die richtige Lesart ja auch noch sehen könnten. Seine Worte sind: in codice Laurentiano XLIX 9, cuius prima pagina exhibetur in Castellanii operis tabula 34, non *scis* legitur sed *scrsis*, literulis ita exaratis, ut appareat librarium operam dedisse ut *scis* in *scribis* mutaret. Tatsächlich aber sieht man auf jenem Abbild der ersten Seite der Hs., daß *scis is hac* ursprünglich in nur zwei Worten geschrieben war: *scisis hac*; ein dazwischengesetztes Komma teilt dann *scisis* in *scis is*. Hierbei erscheinen *c* und *i* in der Mitte des Wortes *scis* nicht in vollkommener Klarheit; vielmehr scheint hier in der Hs. eine Rasur zu sein. Aber ein *r* ist erst recht nicht erkennbar.

Die ganze Angabe Hartmanns entbehrt der philologischen Akribie. Denn aus ihr müßte man schließen, daß in der Hs. und ihrer Nachbildung statt des bloßen *scis* geschrieben ist *scrsis* und hierauf noch *is hac* cet. folgt. Das ist aber nach dem Obigen nicht der Fall, und Hartmann erklärt sich nicht darüber, ob er nach *scribis* auch noch *is* setzen will oder nicht. Das eine Verdienst aber bleibt ihm, daß er auf die Unvereinbarkeit jener beiden Sätze aufmerksam gemacht hat, und es fragt sich nur, wie man dem Übelstand abhelfen soll. Die Ersetzung von *scis* durch *scribis*, wobei natürlich *is hac* cet. bestehen bleibt, würde sich deswegen nicht empfehlen, weil dieser Brief des Cicero sonst keinen Hinweis auf einen vorliegenden Brief des Lentulus enthält. Es wird wohl nichts übrigbleiben als anzunehmen, daß nach *Marcellinum* ein *non* ausgefallen ist: *Marcellinum non tibi esse iratum scis; is hac regia causa excepta ceteris in rebus se acerrimum tui defensorem fore ostendit.*

12) J. C. Jones (Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik XIV 1906 S. 246—248)

schützt *simul et* = *simulac* mit Erfolg an folgenden Stellen: Cic. fin. II 33 *simul et ortum est*; fin. V 24 *simul et ortum est*; A II 20, 2 *simul et quid erit certi*; A X 16, 4 *simul et Cumanum veni*; A XVI 11, 6 *simul et constituero*. An zwei weiteren Stellen hat M[1] *simul et*, M[2] *simul ut*: A X 4, 12 *simul et videro Curionem*; Quint. fr. II 5, 3 *simul et ille venerit*. An anderen Stellen als den hier genannten kommt *simul et* statt *simulac* weder bei Cicero noch sonst vor.

13) M. Kapelle, De epistulis a M. Tullio Cicerone anno a Chr. n. LIV scriptis. Commentatio philologica Monasteriensis. Lipsiae 1906. 57 S.

Nicht alle aus dem Jahre 54 erhaltenen Briefe Ciceros sind Gegenstand dieser Arbeit, sondern in einem ersten Teil (S. 1—43) einige Briefe an seinen Bruder Quintus aus diesem Jahre, im zweiten (S. 44—53) die fünf ersten Briefe an Trebatius.

Für die Briefe an Quintus erörtert der Verf. die Reise des Quintus zu Cäsar, und zwar zunächst die Frage, wann Quintus abgereist sei. Er geht zu diesem Zwecke aus von A IV 14, einem Briefe, den M. Cicero im Mai 54 auf einem seiner kampanischen Landgüter schrieb. Aus diesem Briefe geht hervor, daß Cicero bis zu dem Tage, da er ihn schrieb, der Meinung war, Attikus sei schon vor dem 10. Mai von Rom abgereist, während es tatsächlich erst am 10. Mai geschah. Cicero muß also spätestens in den ersten Tagen des Mai Rom verlassen haben. Aber die Möglichkeit, daß er schon erheblich früher von Rom weggegangen war, bleibt offen, und nichts nötigt uns, mit K. anzunehmen, daß Cicero „circa Kalendas fere Maias“ von Rom abreiste. Nun schreibt

dieser während eben jenes kampanischen Landaufenthaltes im Mai 54 an seinen Bruder Quintus, der schon zu Cäsar abgereist ist (ad Qu. fr. II 12, 1): *Duas adhuc a te accepi epistulas, quarum alteram in ipso discessu nostro, alteram Arimino datam.* Die durch *alteram—alteram* gegebene enge Verknüpfung der beiden Glieder *alteram in ipso discessu nostro* und *alteram Arimino datam* nötigt dazu, zu *alteram in ipso discessu nostro* zu ergänzen *datam*, nicht, wie K. tut, *accepi.* Mit Recht übersetzt Mezger (Ciceros sämtl. Briefe, übers. Stuttgart 1861. Bd. III S. 18): „Nur zwei Briefe habe ich bis jetzt von dir erhalten, den einen, den du gleich nach unserer Trennung, den andern, den du in Ariminum geschrieben hast". K. hält es für absurd, anzunehmen, daß M. Cicero noch am Tage der Abreise seines Bruders von diesem einen Brief erhalten habe. Das ist aber keineswegs absurd. Schreibt Cicero doch auch an Attikus XIII 8: *Plane nihil erat quod ad te scriberem, modo enim discesseras et paulo post triplicis remiseras.* Dabei tritt hier Attikus nicht eine große und wichtige Reise an, wie dort Q. Cicero, sondern kehrt nur von einem Besuch bei Cicero in Tuskulum nach Rom zurück. Wenn ferner der Verf. der Ansicht ist, daß *discessus* hier schlechthin den Weggang von Rom bezeichnet, so ist das zutreffend, aber *nostro* bedeutet nicht: bei „meinem" Weggange, sondern bezieht sich auf beide Brüder. Nun schreibt Cicero in demselben Briefe: *Ego, cum Romam venero, nullum praetermittam Caesaris tabellarium, cui litteras ad te non dem; his diebus — ignosces — cui darem fuit nemo ante hunc M. Orfium, equitem Romanum.* Es ist also schon einige Zeit her, seit des Quintus Brief aus Ariminum bei Cicero in Kampanien eingetroffen ist. Rechnet man hierzu die Zeit der Beförderung dieses Briefes von Ariminum bis nach Kampanien, die etwa 8 Tage beträgt, sowie die Zeit, die Q. Cicero brauchte, um von Rom nach Ariminum zu reisen, also etwa 4—5 Tage, so ergibt sich auch hier zwischen der Abreise von Rom und der Abfassung dieses Briefes eine Zwischenzeit von mehr als einem halben Monat; aber einen bestimmten Zeitpunkt für die Abreise der beiden Brüder aus Rom erhalten wir auch hier nicht. Immerhin wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen können, daß die Abreise der beiden Brüder von Rom in der zweiten Hälfte des April stattgefunden hat. In der weiteren Erörterung der Reise des Quintus zu Cäsar ist von besonderer Wichtigkeit ad Qu. fr. II 13, 1: *A. d. IIII Non. Iunias, quo die Romam veni, accepi tuas litteras datas Placentia, deinde alteras postridie datas Blandenonne cum Caesaris litteris refertis omni officio, diligentia, suavitate.* Hier ist es zweifelhaft, wozu *postridie* zu ziehen ist, ob zu *accepi* — so K. mit Tyrrell, der nach *postridie* ein Komma setzt —, oder zu dem darauffolgenden *datas.* Gehörte *postridie* zu *accepi*, so würde es wohl, entsprechend der ersten Zeitbestimmung *A. d. IIII Non. Iunias* vor *alteras* stehen. Auch scheint schon mit *deinde* eine,

freilich recht ungenaue, Zeitbestimmung gegeben zu sein. So ist es wahrscheinlicher, daß es zu *datas* gehört. Dann ist also der eine Brief, den Cicero am 2. Juni erhielt, von Placentia abgegangen und zwar etwa am 27. Mai, oder, wenn Cicero den Brief in Rom schon vorfand, noch früher, der andere am folgenden Tage von einem zweiten Orte, der in der Überlieferung mit *Blandenonne* bezeichnet ist und von Placentia höchstens eine Tagereise entfernt sein kann. Hiervon aber will Kapelle nichts wissen. Von diesem zweiten Orte ging nämlich zusammen mit dem Briefe des Quintus auch ein Brief Cäsars nach Rom ab (Qu. fr. II 13, 1). Ist Cäsar aber am 27. Mai noch so nahe bei Placentia, so trifft er nach Kapelles Ansicht zu spät im Transalpinischen Gallien ein, um alles das auszuführen, was er in diesem Sommer nach seiner Rückkehr aus Oberitalien dort unternahm, die Rundreise in den Winterquartieren, den Zug ins Trevererland, und die zweite Fahrt nach Britannien (Caes. B. G. V 2—23). Aber K. hat nicht bewiesen, daß Cäsar nicht dies alles noch ausführen konnte. Um ihn nun wesentlich früher als Ende Mai in Gallia transalpina eintreffen zu lassen, verwirft K. die Ansicht Körners (De epistulis a Cicerone post reditum usque ad finem anni a. u. c. 700 datis quaestiones chronologicae p. 41), der annimmt, daß Quintus auf seiner Reise von Rom zu Cäsar in Ariminum oder in Placentia oder sonstwo längere Zeit gewartet haben müsse, und vermutet seinerseits, jener zweite Ort sei eine Stadt im Innern von Gallia transalpina, und so sei in *Blandenonne*, das die obige Briefstelle bietet, von den Anfangsbuchstaben *Bl* abgesehen, *Andematunnum* enthalten. Es ist nicht nötig, hierauf einzugehen, ebensowenig auf die Versuche des Verfassers, es zu erklären, wie zwei von so weit auseinanderliegenden Orten, Placentia und Andematunnum, kommende Briefe an zwei aufeinander folgenden Tagen (Kapelle liest ja: *deinde alteras postridie, datas* . . .) in Rom eintreffen konnten. Vielmehr ist die obige Ansicht Körners zutreffend, und es fragt sich nur noch, welches jener zweite in der Nähe von Placentia liegende Ort ist, von dem der zweite Brief des Quintus zusammen mit dem Briefe Cäsars abging. Körner billigt mit Recht die Vermutung des Sigonius, daß in *Blandenonne* (s. oben ad Qu. fr. II 13,1) enthalten sei *Laude*, d. i. *Laus Pompeia*, das heutige Lodi vecchio, westlich von Lodi. Doch ist in jenem Wort noch mehr enthalten. Körner vermutet *una*, also: *datas Laude una cum Caesaris litteris.* Noch näher kommen wir aber der Überlieferung, wenn wir beachten, daß es im Itinerar. Hierosolym. 617f. (Wess.) heißt:

civitas Placentia	
mutatio ad Rota	*mil XI*
mutatio tribus tabernis	*mil V*
civitas Laude	*mil VIIII*
mutatio ad Nonum	*mil VII*
civitas Mediolanum	*mil VII.*

(Nissen, Italische Landeskunde I S. 191, vermutet mit Recht, daß die Meilenziffer neben *ad Nonum* statt *mil VII* lauten muß *mil VIIII*; vielleicht haben diese *VII* und die darüberstehende *VIIII* durch Versehen des Abschreibers ihren Platz vertauscht.) Es gab also auf dem Wege von Placentia nach Mediolanum, den wir Q. Cicero nehmen sehen, hinter Laus eine Örtlichkeit, die bezeichnet wird mit *ad Nonum*, nämlich *miliarium* oder *lapidem*, wie sich ähnliche Bezeichnungen auch sonst finden, und wir haben zu lesen: *datas a Laude ad Nonum*. Quintus hatte seinen Brief nicht einfach datiert: *ad Nonum*, weil dies nicht genügende Bestimmtheit gehabt hätte, wie ja auch für uns „am 9. Meilenstein" nichtssagend wäre, sondern er hatte datiert: am 9. Meilenstein hinter Laus. Für die Form des Ausdrucks vgl. Plin. H. N. XXXIII 12, 56 *ad vigesimum ab urbe lapidem*; Varro R. R. III 2 *ad quartum et vicesimum lapidem a Roma* (Pauly R. E.[1] V S. 19). Cäsar war um diese Zeit aus Illyrikum, wo er gegen die Pirusten Maßregeln ergriffen hatte, nach Gallia cisalpina zurückgekehrt und befand sich auf dem Wege nach Gallia transalpina (Caes. B. G. V 2, 1 *His confectis rebus conventibusque peractis in citeriorem Galliam revertitur atque inde ad exercitum proficiscitur*). Daß nun Quintus einen Tag nach dem Briefe von Placentia schon wieder einen Brief an seinen Bruder abgehen läßt, und zwar mit einem Briefe Cäsars, erklärt sich am besten, wenn er noch nicht in Placentia mit Cäsar zusammen war — für Cäsar wäre dies ein ganz unwahrscheinlicher Umweg gewesen —, sondern erst am folgenden Tage mit ihm zusammentraf. Dies muß an der Stelle zwischen Laus und Mediolanum geschehen sein, die mit *ad Nonum* bezeichnet wird. Sie wird im itinerarium als mutatio angegeben, d. i. als ein Ort, an dem gewisse Reisende die Pferde wechselten. Die Wahl des Ortes für diesen Zweck war vielleicht dadurch bestimmt, daß hier in die Straße von Laus nach Mediolanum eine andere Straße oder andere Straßen einmündeten, z. B. von Cremona oder Brixia her. Aus einer dieser beiden Städte mußte Cäsar auf seiner Reise kommen, und an jenem neunten Meilenstein hinter Laus traf er mit Q. Cicero, der von Placentia kam, zusammen. Dies wird bestätigt durch den Anfang des Briefes, den Cäsar dort an M. Cicero schrieb. Dieser sagt in seiner Antwort auf den Brief des Quintus: *litterae vero eius* (d. i. Cäsars) *una datae cum tuis, quarum initium est, quam suavis ei tuus adventus fuerit et recordatio veteris amoris, deinde, se effecturum, ut ego in medio dolore ac desiderio tui te, cum a me abesses, potissimum secum esse laetarer, incredibiliter ⟨me⟩ delectarunt*. Wenn Cäsar zu Beginn eines Briefes an M. Cicero diesem die Versicherung gibt, daß ihm das Eintreffen des Quintus hochwillkommen sei, wenn er trotz des schon vordem im Gange befindlichen Briefwechsels (fam. VII 5, 2; 6, 1) gerade jetzt daran erinnert, wie er und M. Cicero von jeher zueinander in guten persönlichen Beziehungen gestanden hätten (*recordatio veteris amoris*),

und wenn er in der liebenswürdigsten Weise M. Cicero dafür tröstet, daß er seinen Bruder missen muß, so erscheint dies an keiner Stelle des Briefwechsels passender, als in dem Augenblick, wo Cäsar den Q. Cicero als seinen neuen Legaten bei sich begrüßt hat.

Einen besonderen Abschnitt seiner Arbeit widmet K. den Beziehungen in Briefen, die M. Cicero im Sextilis und September von seinem Bruder erhielt, auf solche, die Marcus an Quintus geschrieben hatte. Hierbei läßt der Verf. einer Bemerkung Cäsars im Bell. Gall. (V 7, 3) nicht diejenige Berücksichtigung zuteil werden, die ihn vor manchen Irrtümern geschützt hätte. Wir erfahren von Cäsar, daß das ganze in Portus Itius für den Zug nach Britannien versammelte Heer wegen ungünstigen Windes dort etwa 25 Tage stillgelegen habe, bevor es abfuhr. Da hatten denn Cäsars Offiziere doch sicher reichlich Zeit zum Briefeschreiben, ja Q. Cicero hatte Zeit genug, um ein ganzes Drama, Erigone, zu verfassen (ad Qu. fr. III 1, 13). Demnach ist es ganz undenkbar, daß Q. Cicero schon auf den Brief Qu. fr. II 12, den Cicero im Mai, nach K. sogar Anfang Mai, auf einer der kampanischen Villen schrieb (s. o. S. 12), erst im Sextilis aus Britannien geantwortet haben soll, und natürlich ebenso auf die folgenden Briefe. Die wirkliche Sachlage ergibt sich aus Qu. fr. III 1 mit wünschenswerter Deutlichkeit. Hier schreibt M. Cicero (§ 8): *Venio nunc ad tuas litteras, quas pluribus epistulis accepi, dum sum in Arpinati; nam mihi uno die tres sunt redditae, et quidem, ut videbantur, eodem abs te datae tempore.* Auf jeden dieser drei Briefe geht dann Cicero genauer ein: *una pluribus verbis* (§ 8) — —; *rescripsi epistulae maximae; audi nunc ad minusculam* (§ 11) — —; *venio ad tertiam* (§ 12) — —. In Ciceros Erwiderung auf diese drei Briefe heißt es: *De Britannicis rebus cognovi ex tuis litteris nihil esse nec quod metuamus nec quod gaudeamus.* Die Wendung *De Britannicis rebus* setzt keineswegs voraus, daß die Überfahrt schon stattgefunden hat. Sie bedeutet nichts weiter als: „Hinsichtlich der Aussichten, die Britannien bietet". Und daß Quintus kurz vor der Überfahrt nach Britannien sich hierüber seinem Bruder gegenüber äußern konnte, wird niemand bestreiten. Weiter aber zeigt die Bemerkung des M. Cicero, die Briefe schienen zu gleicher Zeit abgeschickt zu sein, daß zwischen diesen drei Briefen keinerlei Veränderungen vorgegangen waren. Man sieht, wie gut dies auf den gleichförmigen Aufenthalt in Portus Itius paßt. Nach Besprechung dieser drei Briefe fährt Cicero fort: *Quarta epistula mihi reddita est Idibus Sept., quam a. d. IIII. Idus Sext. ex Britannia dederas.* Wenn Cicero erst diesen Brief als einen aus Britannien bezeichnet und ihn außer durch den Abfassungstag auch hierdurch von den früheren unterscheidet, so waren diese früheren Briefe noch nicht in Britannien geschrieben. Vielmehr war jenes Schreiben des Quintus vom 10. Sextilis sein erster Brief aus Britannien, jene drei Briefe aber, die anscheinend

zu derselben Zeit geschrieben waren und gleichzeitig bei Cicero eintrafen, entstammten jener langen Wartezeit in Portus Itius. Dann aber hatte M. Cicero auch vor den drei zusammen eingetroffenen Briefen keinen Brief des Quintus aus Britannien erhalten, und man hat bisher unrichtig gedeutet, was M. Cicero in einem Briefe vom Ende des Sextilis an seinen Bruder schreibt (Qu. fr. II 15, 4): *Venio nunc ad id, quod nescio an primum esse debuerit: o iucundas mihi tuas de Britannia litteras! Timebam Oceanum, timebam litus insulae: reliqua non equidem contemno, sed plus habent tamen spei quam timoris, magisque sum sollicitus exspectatione ea quam metu.* Hierin bedeutet *de Britannia* nicht, wie man meint, „aus Britannien", sondern „über Britannien". M. Cicero hatte Anfang Juni (Qu. fr. II 13, 2) an Quintus geschrieben: *ego, quoniam in isto homine* (d. i. Cäsar) *colendo tam indormivi diu te mehercule saepe excitante, cursu corrigam tarditatem cum equis tum vero . . . quadrigis poeticis: modo mihi date Britanniam, quam pingam coloribus tuis, penicillo meo.* Als Quintus diese Aufforderung seines Bruders, ihm Britannien zu schildern, erhielt, hatte er längst in Cäsars Heerlager alles erfahren, was man dort von Britannien wußte und besonders durch die Erkundungsexpedition des Jahres 55 in Erfahrung gebracht hatte. Man wußte unter anderem, daß die Überfahrt leicht ausführbar, die Küste der Insel nicht unzugänglich war, und Cicero braucht, nachdem er die Schilderung seines Bruders erhalten hat, nicht mehr den Ozean, nicht mehr die Küste der Insel zu fürchten (*Timebam Oceanum, timebam litus insulae*). Aber schon in Britannien Erlebtes hat Quintus seinem Bruder in dem Brief, der II 15 vorliegt, nicht mitgeteilt, und wenn der bevorstehende Zug nach Britannien auch nicht mehr Furcht und Sorge erregt (*timor, metus*), so ist doch alles noch Gegenstand der Hoffnung und Erwartung (*spes, exspectatio*). Wann Quintus diesen Brief schrieb, läßt sich zwar auf den Tag nicht sagen. Doch kann man sich leicht denken, daß es zu Anfang jenes langen, unfreiwilligen Aufenthaltes in Portus Itius, als in Gallien keine militärische Tätigkeit mehr ausgeübt wurde und alle Gedanken auf Britannien gerichtet waren, auch für Quintus besonders nahelag, seinem Bruder jene Schilderung zu geben.

Daß diese Schilderung, obwohl sie nicht auf dem Augenschein, sondern nur auf dem beruhte, was Quintus hörte, ausführlich und farbenreich war, zeigen die Worte Ciceros, die in dem Brief Qu. fr. II 15, 4 auf die oben angegebenen folgen: *Te vero ὑπόθεσιν scribendi egregiam habere video: quos tu situs, quas naturas rerum et locorum, quos mores, quas gentes, quas pugnas, quem vero ipsum imperatorem habes!* Hierin *quas pugnas* auf Kämpfe zu beziehen, die schon stattgefunden haben, ist keineswegs geboten. M. Cicero konnte nach der Schilderung seines Bruders mit Wahrscheinlichkeit auch die in Britannien bevorstehenden Kämpfe als einen anziehenden Gegenstand für des Quintus Schriftstellerei bezeichnen.

Wie nun der Brief des Quintus, auf den Cicero in II 15 Bezug nimmt, nicht aus Britannien geschrieben ist, so auch nicht der Brief des Quintus, auf den Cicero mit II 14 antwortet (§ 1: *scribis te meas litteras superiores vix legere potuisse*; § 2: *ad ea rescribo, quae tu in hac eadem brevi epistula πραγματικῶς valde scripsisti*). Quintus antwortete mit diesem kurzen Brief auf ad Qu. fr. II 13, und diesen Brief an Quintus meint M. Cicero Qu. fr. II 14, 1 mit *meas litteras superiores.* Seine Versicherung (II 14, 1 *neque enim occupatus eram*), nicht übermäßige Beschäftigung sei der Grund, weshalb der Brief II 13 so schlecht geschrieben gewesen sei, daß Quintus ihn kaum lesen konnte, wird bestätigt durch II 13, 5: *summum otium forense.* Übrigens bedeutet *meas litteras superiores* hier nicht: „meinen zuletzt geschriebenen Brief", sondern „einen früheren Brief von mir" (wie auch A II 6, 1 mit *quod tibi superioribus litteris promiseram* nicht der unmittelbar vorhergehende Brief II 5 gemeint ist, sondern II 4: *curabo ut huius peregrinationis aliquod tibi opus exstet*). Es ist nämlich nicht denkbar, daß M. Cicero zwischen Qu. fr. II 13 vom Anfang Juni und II 14 aus der zweiten Hälfte des Juli nicht sollte an seinen Bruder geschrieben haben. Er verspricht ihm ja II 12: *Ego cum Romam venero, nullum praetermittam Caesaris tabellarium, cui litteras ad te non dem,* und an Cäsar gingen in der bezeichneten Zeit gewiß mehr als einmal Briefe ab. Wenn also Cicero zu Ende des Sextilis Qu. fr. II 15, 3 schreibt: *Scauri iudicium statim exercebitur, cui nos non deerimus* und alles Nähere über die den Scaurus betreffende Gerichtsverhandlung bei seinem Bruder als bekannt voraussetzt, so geschieht dies auf Grund von inzwischen an ihn ergangenen, uns aber nicht erhaltenen Mitteilungen. Scaurus war am 6. Juli wegen Erpressungen belangt worden (Ascon. p. 17, 2 Kiessl. Schöll), und M. Cicero setzte bald danach von dieser Tatsache und seiner Absicht, Scaurus zu verteidigen, seinen Bruder in Kenntnis. Daraufhin konnte Quintus in einem der Briefe aus Portus Itius seinem Bruder den dringenden Wunsch nach der Verteidigungsrede für Scaurus wie nach der für Plancius aussprechen (Qu. fr. III 1, 11). Die letztere war schon früher gehalten worden, wurde aber von Cicero erst jetzt ausgearbeitet.

Dagegen ist uns der Brief des M. Cicero erhalten, auf den Quintus Bezug nahm, als er in einem der Briefe aus Portus Itius Cicero schrieb, daß dessen Zustimmung zu seinem längeren Verweilen bei Cäsar ihm willkommen sei. M. Cicero erwiderte hierauf: *Quod tibi mea permissio mansionis tuae grata est, id ego summo meo dolore et desiderio tamen ex parte gaudeo* (Qu. fr. III 1, 9). K. findet jene Zustimmung des M. Cicero (*mea permissio mansionis tuae*) in dem Briefe Qu. fr. II 13, und zwar vornehmlich in den Worten: *te ... tam inservientem communi dignitati* (§ 1) und *modo mihi date Britanniam, quam pingam coloribus tuis, penicillo meo* (§ 2). Hierin wird ihm niemand beistimmen. Vielmehr ist es der Brief

Qu. fr. II 14, der jene Zustimmung enthält. Quintus richtet in dem kurzen Briefe, der mit II 14 beantwortet wird, an seinen Bruder die Anfrage, ob die für das Jahr 53 (*illum annum qui sequitur*, Qu. fr. II 14, 2) zu erwartende politische Lage, vor allem die Rücksicht auf Clodius, es wünschenswert mache, daß er nach dem Feldzuge von 54 zurückkehre, um dem Bruder in Rom zur Seite zu stehen, oder ob er mit Rücksicht auf seine Vermögenslage noch länger bei Cäsar bleiben solle. Der Wortlaut dieser Anfrage, wie Cicero sie wiedergibt, steht zwar wegen der Unsicherheit der Lesart nicht ganz fest, man muß aber zugeben, daß es dem Sinne nach zutreffend ist, wenn sie bei Tyrrell (II S. 126) lautet: *utrum advoles, ut dixeramus, an ad expediendum te, si causa sit, commorere* (II 14, 2). In seiner Antwort auf diese Anfrage des Quintus, die eben in II 14 vorliegt, erklärt Cicero, daß er sich in bezug auf Clodius völlig gesichert fühle, und läßt keinen Zweifel daran, daß die Schulden des Quintus (*explicationem debitorum tuorum*) dessen längeres Verweilen bei Cäsar wünschenswert machen. Auf diese Erklärung Ciceros muß man seine in dem späteren Briefe gebrauchte Wendung *mea permissio mansionis tuae* notwendig beziehen, wie es Tyrrell (II S. 147) tut. Chronologische Bedenken, die K. daran hindern, bestehen in Wirklichkeit nicht. Von dem Briefe Qu. fr. II 14 wird angenommen, daß er Ende Juli geschrieben ist, nämlich nach Wesenberg (wenn auch mit einem Fragezeichen) an demselben Tage wie A IV 15, d. i. am 27. Juli, auch nach Rauschen (Ephemerides Tullianae, Bonn 1886, S. 54) „eodem fere die“. Körner (a. a. O. S. 46) meinte, er sei wenige Tage vor A IV 15 geschrieben. Die Vergleichung mit A IV 15 hat ihren Grund darin, daß in diesem Briefe (§ 7 und 8) dasselbe berichtet wird, wie Qu. fr. II 14, 4. Aber einige Verschiedenheit besteht doch. An Quintus schreibt Cicero: *Idib. Quinct. faenus fuit bessibus ex triente*, „am 15. Quintilis stieg der Zinsfuß von 4 auf 8 Prozent“; an Attikus: *Faenus ex triente Idibus Quinctilibus factum erat bessibus*, „der Zinsfuß war von 4 Prozent am 15. Quintilis auf 8 Prozent gestiegen“. In dem Plusquamperfekt *factum erat* ist angedeutet, daß die Erhöhung des Zinsfußes schon vor dem Zeitpunkt erfolgt war, in dem Cicero dies schreibt, und seitdem andauert; *fuit* könnte Cicero schon am 15. Juli geschrieben haben, *factum erat* erst später. Im Briefe an Quintus scheint noch Aussicht auf baldiges Stattfinden der Konsularkomitien: *non dico ὑπερβολάς· vel HS centies constituerunt* (oder mit M *constituunt*) *in praerogativa pronuntiare*. Im Briefe an Attikus dagegen lesen wir: *ea comitia puto fore ut ducantur.* In bezug auf die zunächst bevorstehenden Tributkomitien heißt es in dem Briefe an Attikus: *Tribunicii candidati iurarunt se arbitrio Catonis petituros. Apud eum HS quingena deposuerunt, ut, qui a Catone damnatus esset, id perderet, ut* (coni. Baiter, *et a* M) *competitoribus tribueretur* (*tribuerentur* M). *Haec ego pridie scribebam*

quam comitia ea (coni. Wesenberg, *in* M) *fore putabantur. Sed ad te, quinto Kal. Sextil. si facta erunt et tabellarius non erit profectus, tota comitia perscribam. Quae si, ut putantur, gratuita fuerint, plus unus Cato potuerit quam ⟨omnes leges⟩ omnesque iudices.* Und an Quintus schreibt Cicero: *Tribunicii candidati compromiserunt HS quingenis in singulos apud M. Catonem depositis petere eius arbitratu, ut, qui contra fecisset, ab eo condemnaretur. Quae quidem comitia si gratuita fuerint, ut putantur, plus unus Cato potuerit quam omnes leges omnesque iudices.* Dort also stehen die Tributkomitien am nächsten Tage bevor, hier nicht. Oppius (s. Qu. fr. III 1, 8) würde auch den Briefboten nach Cäsars Heerlager nicht abgehen lassen, ohne Cäsar das Ergebnis der Tributkomitien mitzuteilen, wenn diese so nahe bevorständen. Wir können also zum mindesten mit Körner sagen, daß der Brief an Quintus einige Tage vor A IV 15, also, wie aus der obigen, die Tributkomitien betreffenden Stelle dieses Briefes hervorgeht, vor dem 27. Quintilis geschrieben ist, aber es bleibt die Möglichkeit offen, auch noch näher an die Iden des Quintilis zurückzugehen. So bleibt zwischen dem 15. Quintilis und Cäsars Überfahrt nach Britannien Zeit genug, um Ciceros Brief ad Qu. fr. II 14 noch während des Aufenthaltes in Portus Itius dort eintreffen zu lassen. Bardt (Quaestiones Tullianae S. 16 f.) berechnet die Zeit für die Briefbeförderung nach dem nördlichen Gallien auf mindestens 15 Tage. Nach alledem ist nicht daran zu zweifeln, daß Q. Cicero den Brief ad Qu. fr. II 14 in Portus Itius erhielt und dort mit einem der drei Briefe beantwortete, die vor dem 13. September bei M. Cicero in Arpinum eintrafen (Qu. fr. III 1, 8).

Die Tatsache, daß des Q. Cicero erster Brief aus Britannien von dort am 10. Sextilis abging, ergibt einen wertvollen Anhaltspunkt für die Chronologie von Cäsars britannischem Feldzug. Dieser Brief traf nämlich, wie wir sahen, am 13. September bei Cicero in Arpinum ein (ad Qu. fr. III 1, 13). Die drei Briefe aus Portus Itius waren dort aber erst wenige Tage zuvor angekommen (III 1, 8); denn hier in Arpinum ist Cicero erst seit dem 4. September, dem Beginn der ludi Romani (III 1, 1). Hieraus läßt sich schließen und es ist auch an sich einzig wahrscheinlich, daß Cäsar und seine Offiziere sehr bald nach der Überfahrt die Nachricht davon nach Rom abgehen ließen. Cicero sagt von des Quintus Brief vom 10. Sextilis (III 1, 13): *in ea nihil sane erat novi praeter Erigonam.* Wenn es nichts Neues gab — die Überfahrt, die schon so lange bewerkstelligt werden sollte, galt nicht für neu —, so hatten die Kämpfe mit den Britannern noch nicht begonnen, und das Drama *Erigone* ist ein Ergebnis des soeben zu Ende gegangenen langen Aufenthalts in Portus Itius. Cäsar landete in Britannien um die Mittagszeit (B. G. V 8, 5). Noch am Tage der Überfahrt wird die Meldung davon abgegangen sein. Denn schon vor Anbruch des folgenden Morgens rückte Cäsar mit den Legionen nach dem

2*

Innern ab (B. G. V 9), und es ist nicht anzunehmen, daß dies geschah, ohne daß zuvor die Nachricht von der Überfahrt nach Rom gesandt war. Die Überfahrt Cäsars nach Britannien hat also höchst wahrscheinlich am 10. Sextilis stattgefunden. Dies ist nicht so spät im Jahre, wie es aussieht, denn es entspricht (nach Gröbe bei Drumann, Geschichte Roms [2] III S. 803) dem 17. Juli des julianischen Jahres. Der Aufenthalt in Portus Itius hatte also gedauert vom 17. Quintilis bis zum 10. Sextilis. Somit liegt zwischen Cäsars Rückkehr aus Oberitalien und seinem Eintreffen in Portus Itius der Juni und die erste Hälfte des Quintilis, also Zeit genug für die Rundreise in den Winterquartieren und den Zug ins Trevererland (B. G. V 2—4).

Die hier angenommene Sachlage in dem Briefwechsel zwischen den beiden Brüdern wird bestätigt durch Ciceros Briefwechsel mit Attikus. Hier schreibt Cicero in einem Briefe vom Anfang des Quintilis (A IV 16, 7): *Ex fratris litteris incredibilia quaedam de Caesaris in me amore cognovi, eaque sunt ipsius Caesaris uberrimis litteris confirmata. Britannici belli exitus exspectatur; constat enim aditus insulae esse munitos mirificis molibus; etiam illud iam cognitum est neque argenti scripulum esse ullum in illa insula neque ullam spem praedae nisi ex mancipiis, ex quibus nullos puto te litteris aut musicis eruditos exspectare.* Der erste Satz, der Cäsars günstige Stimmung gegen M. Cicero betrifft, beruht auf den beiden Briefen, einem des Quintus und einem des Cäsar, die zusammen *a Laude ad nonum* abgeschickt worden und bei Cicero am 3. Juni eingetroffen waren (s. o. S. 12). Wenn es in dem Schreiben, mit dem er damals seinem Bruder antwortete, heißt (Qu. fr. II 13, 1): *sed, mihi crede, quem nosti, quod in istis rebus ego plurimi aestimo, id iam habeo: ... Caesaris tantum in me amorem, quem omnibus iis honoribus, quos me a se exspectare vult, antepono*, so entspricht dem in den obigen an Attikus gerichteten Worten: *Ex fratris litteris incredibilia quaedam de Caesaris in me amore cognovi.* Und wie M. Cicero in jenem Briefe an Quintus fortfährt: *litterae vero eius una datae cum tuis ... incredibiliter ⟨me⟩ delectarunt*, so auch in dem an Attikus: *eaque sunt ipsius Caesaris uberrimis litteris confirmata.* Die in dem Brief an Attikus dann folgenden Äußerungen über die Aussichten des britannischen Feldzuges (*Britannici belli exitus exspectatur* wird von Sternkopf im Hermes XL S. 19 zutreffend übersetzt: „man ist gespannt, wie die britannische Expedition verlaufen wird") zeigen uns, wie man in dieser Zeit in Rom darüber dachte. Daß in Britannien keine Schätze zu holen waren, wußte man schon. Und wenn man sich über die Gefährlichkeit der Landung übertriebene Vorstellungen machte (*constat aditus insulae esse munitos mirificis molibus*), so wird hierdurch erklärlich, was Cicero später seinem Bruder schreibt (Qu. fr. II 15, 4): *timebam litus insulae.* Genaueres über Britannien lag für M. Cicero, als er Anfang Juli jenen Brief an Attikus schrieb,

noch nicht vor. Erst später berichtete Quintus eingehend, was man in Cäsars Heer, besser als in Rom, über Britannien wußte.

Eine zweite, den Briefwechsel mit Quintus betreffende Äußerung finden wir in dem schon erwähnten Briefe an Attikus vom 27. Juli (A IV 15,10): *Ex Q. fratris litteris suspicor iam eum esse in Britannia: suspenso animo exspecto, quid agat; illud quidem sumus adepti, quod multis et magnis indiciis possumus iudicare, nos Caesari et carissimos et iucundissimos esse.* Der hier mit *Ex Q. fratris litteris* gemeinte Brief des Quintus ist jenes schon mehrfach erwähnte Schreiben, auf das M. Cicero mit ad Qu. fr. II 14 an den Iden oder bald nach den Iden des Quintilis antwortet. Diesen Brief muß Quintus gegen Ende Juni geschrieben haben, zu der Zeit, als Cäsars Zug ins Land der Treverer, an dem Quintus doch wohl teilnahm, seinem befriedigenden Abschluß entgegenging und dem Übergang nach Britannien nun nichts mehr im Wege zu stehen schien, während die immerhin noch andauernde militärische Expedition zu ausführlichem Briefschreiben nicht die nötige Ruhe bot (Qu. fr. II 14, 2: *brevi epistula*). Bei diesem Stande der Dinge gegen Ende Juni konnte M. Cicero mehr als einen halben Monat später annehmen, daß die Überfahrt nach Britannien nunmehr stattgefunden habe (*suspicor iam eum esse in Britannia*); denn daß man 25 Tage würde auf günstigen Wind warten müssen, konnte er nicht wissen.

Eine eingehende Erörterung widmet Kapelle dem Briefe ad Qu. fr. III 1. Dieser Brief ist ein langes Schriftstück, das von Cicero nicht in einem Zuge geschrieben wurde, sondern absatzweise während einer ganzen Reihe von Tagen, weil sich keine Beförderungsgelegenheit fand (s. § 23). Allerdings schien sich in dieser Zeit schon einmal Gelegenheit zur Briefbeförderung zu bieten. Da trafen aber Briefboten von Cäsar und seinem Heer aus Britannien ein, und die Absendung von Briefschaften verzögerte sich noch weiter. Es heißt in § 17: *Cum hanc iam epistulam complicarem, tabellarii a vobis venerunt a. d. XI. Kal. Septembr. vicesimo die.* So lautet es in M und den andern Hss. Die hier gemeinten Briefboten aus Cäsars Heerlager wären dann am 22. Sextilis in Rom eingetroffen. In dem vorausgehenden Stück aber, das Cicero, wie wir sehen, schon als abgeschlossenen Brief wollte abgehen lassen, werden mit Angabe der Daten Vorgänge aus dem September berichtet. Daher kann der Tag, an dem er dieses Stück 1—17 abschicken wollte, nicht ein Tag im Sextilis sein, wie die Überlieferung lautet. Dazu kommt, daß 20 Tage für die Beförderung von Briefen von Britannien bis Rom zu wenig sind. Beiden Übelständen wird durch eine leichte, zuerst von Bardt (Quaestiones Tullianae. Berlin 1866. S. 32) vorgenommene Änderung der Überlieferung abgeholfen, indem man liest *a. d. XI. Kal.* (sc. Octobr., = 20. September) *septimo vicesimo die* (oder mit Wesenberg *septimo et vicesimo die*). Die Angabe des Monats, dessen

Kalenden gemeint sind, war nicht nötig, da es der nächste Tag war nach den beiden zuletzt, und zwar kurz vorher, angegebenen Daten (§ 14 *Romam cum venissem a. d. XIII. Kal. Octobres* = 18. September —, und § 15 (Gabinius) *ad urbem accessit a. d. XII. Kal. Octobr.* = 19. September). Erst gegen Ende des Briefes, nach einem langen Zwischenstück, kommen weitere Daten vor, bei denen dann der Monat wieder beigeschrieben ist: § 24 *Gabinius a. d. IIII. Kal. Octobr.* (= 27. September) *noctu in urbem introierat*, und 25: *Ex Britannia Caesar ad me Kal. Septembr. dedit litteras, quas ego accepi a. d. IIII. Kal. Octobr.* Man sieht hieraus zugleich, wie gut in die Reihenfolge der angegebenen Daten das von Bardt hergestellte Datum hineinpaßt. Aber K. verwirft mit anderen Verbesserungsvorschlägen auch diesen. Er will mit Beibehaltung des überlieferten Datums *a. d. XI. Kal. Septembr.* den Abschnitt § 17—19 (von *Cum hanc iam epistulam complicarem* bis *ne mirere alia manu esse*) aus III 1 ausscheiden und anderswo unterbringen. Prüfen wir seine Gründe. Als den schwerwiegendsten derselben bezeichnet er folgenden. In § 21 schreibt Cicero: *Cum Romam ex Arpinati revertissem* (dies geschah, wie aus der oben schon angegebenen Stelle § 14 ersichtlich ist, a. d. XIII. Kal. Octobres = 18. September), *dictum mihi est Hippodamum ad te profectum esse. Non possum scribere me miratum esse illum tam inhumaniter fecisse, ut sine meis litteris ad te proficisceretur: illud scribo, mihi molestum fuisse. Iam enim diu cogitaveram ex eo, quod tu ad me scripseras, ut, si quid esset, quod ad te diligentius perferri vellem, illi darem, quod mehercule hisce litteris, quas vulgo ad te mitto, nihil fere scribo, quod si in alicuius manus inciderit, moleste ferendum sit. Minucio me et Salvio et Labeoni reservabam. Labeo aut tarde proficiscetur aut hic manebit. Hippodamus ne num quid vellem quidem rogavit.* Diese Ausführungen, meint K., müßten notwendig sogleich in dem ersten Briefe, den Cicero nach seiner Rückkehr aus Arpinum an Quintus schrieb, gestanden haben; es sei nicht denkbar, daß er beabsichtigt haben sollte, einen solchen ersten Brief ohne diese Bemerkungen über den Hippodamus abzuschicken. Vielmehr gehörten diese Bemerkungen zu III 1—16, ohne daß ein Stück dazwischen stehe, das anfinge mit den Worten: *cum hanc epistulam complicarem* cet. (§ 17—19). So der Verf., aber in Wirklichkeit liegt die Sache doch anders. Am 18. September ist Cicero in Rom eingetroffen, am 19. nimmt er Kenntnis davon, wie es mit dem Hausbau des Quintus in Rom, mit dem Unterricht von dessen Sohn Quintus und mit den politischen Angelegenheiten steht (§ 14—17). Wenn er nun am 20. (nach dem Vorschlage Bardts), also am dritten Tage seiner Anwesenheit in Rom, den Bericht über diese Dinge sowie über alles, was vor seinem Eintreffen in Rom liegt, an Quintus abgehen lassen kann, so ist ja durch die Rücksichtslosigkeit des Hippodamus, der sich von Rom entfernt hat, ohne danach zu fragen, ob nicht M. Cicero einen Brief an Quintus mit-

zugeben hat, durchaus nichts versäumt. Höchstens hätte M. Cicero am 20. es bedauern können, daß er nun wegen nicht genügend zuverlässiger Bestellung es unterlassen mußte, sich seinem Bruder gegenüber freimütiger über die politische Lage zu äußern (s. o.: *quod si in alicuius manus inciderit, moleste ferendum sit*). Da aber der Brief schon ohnedies so lang geraten war, so war das Bedürfnis zu eingehenden politischen Betrachtungen augenblicklich offenbar keineswegs dringend. Empfindlich wurde jene Rücksichtslosigkeit erst, als die Absendung des Briefes infolge des Eintreffens der Briefboten aus Britannien nicht bloß am 20., sondern auch noch eine ganze Reihe von Tagen unterblieb. Wirklichen Anlaß, seinem Ärger über Hippodamus Ausdruck zu geben, hatte Cicero desto mehr, je länger sich die Absendung des Briefes hinzog. So ist es denn ganz natürlich, daß wir die Klage über Hippodamus nicht in dem ersten Hauptstück des Briefes finden, sondern in den späteren Zusätzen, und aus ihr folgt nicht, daß der Abschnitt § 17—19 von seiner bisherigen Stelle entfernt werden müßte.

Ein weiterer Grund, dieses Stück aus III 1 auszuscheiden, soll sich ergeben aus den Worten (§ 19): *Cum scripsissem haec infima, quae sunt mea manu, venit ad nos* cet. Wenn Cicero das letzte Stück, § 17 und 18, eigenhändig geschrieben hat und dies besonders vermerkt, so muß natürlich das Vorausgehende (§ 1—16) einem Schreiber diktiert sein. Cicero habe aber gewöhnlich („solebat“), wenn er an Attikus oder Quintus nicht eigenhändig schrieb, dies ausdrücklich vermerkt, und eine solche Bemerkung finde sich nicht in § 1—16. Also gehöre dieser Abschnitt nicht mit 17—19 zusammen. Nun würde jenes „solebat“ immerhin doch auch Ausnahmen zulassen. Um wirksam zu sein, muß es notwendig vom Verf. nach Anführung einiger Beispiele (Qu. fr. II 2, 1; III 3, 1; II 15, 1; A II 23, 1; IV 16, 1; VII 13a, 3 (7); VIII 12, 1. 13, 1; X 14, 1) zu einem „semper“ verdichtet werden; er sagt: ex his omnibus locis cognoscitur Marcum, cum epistulam librarii manu ad Atticum aut ad Quintum fratrem conscribebat, eam aliena manu esse semper patefecisse eiusque rei rationem dedisse. In Wirklichkeit hat sich Cicero ein solches Gesetz nicht auferlegt. Wenn er vielmehr gelegentlich (A XII 32, 1 *Haec ad te mea manu*; vgl. Progr. des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums 1883 S. 22f.) die eigenhändige Niederschrift eines Briefes an Attikus zu dessen Anfang vermerkt, oder auch am Ende (A XV 20, 4), so folgt daraus, daß er andere Briefe an denselben Empfänger in derselben Zeit nicht eigenhändig geschrieben hat, und doch finden wir in den letzteren nicht den entsprechenden von K. verlangten Vermerk. Ein solcher fehlt auch dem Brief A XIII 28, an dessen Schluß erst Cicero eine eigenhändige Nachschrift hinzufügt (*Haec manu mea. Cum quasi alias res quaererem* cet.; vgl. Hermes XVIII S. 597).

Auch was sonst von K. zugunsten der Ausscheidung jenes

Stückes angeführt wird, ist nicht überzeugend, zumal es zum Teil mit jener Annahme betreffend Andematunnum zusammenhängt. Nur zweierlei bedarf noch der Erörterung.

Das erste ist, daß Cicero in § 18 schreibt: *Quod interiore epistula scribis me Idibus Septembribus Pompeio legatum iri, id ego non audivi.* Quintus, meint K., habe so nicht schreiben können, wenn nicht auch für M. Cicero beim Empfang des Briefes der 13. September noch bevorstand; dagegen sei alles in Ordnung, wenn dieser Satz einem Briefe angehöre, der a. d. XI. Kal. Septembr. = 20. Sextilis in Rom eintraf. Was soll denn aber *interiore epistula* heißen? Manutius meint, man habe den Brief gerollt, und zwar beginnend mit dem unteren Rande. Dieser habe sich dann in der Mitte befunden, habe also das Innerste des Ganzen gebildet, und *interiore epistula* bedeute somit: mehr nach dem Ende hin. Diese Deutung läßt Tyrrell mit Recht nicht gelten. Der Brief wird für die Absendung nicht durch „rollen" fertig gemacht, sondern durch *complicare* (Q. fr. III 1, 17), falten. Die oft wiederholte bildliche Darstellung aus der casa di Lucrezio in Pompeji (Overbeck-Mau, Pompeji [4] S. 314) zeigt in der Tat eine Gestalt des verschlossenen Briefes, die durch Faltung eines Blattes von geeigneter Größe sich leicht herstellen läßt, dagegen mit einer Rolle nichts gemein hat. Tyrrell meint, *interiore epistula* bedeute den Körper oder den Hauptteil des Briefes, wie *interiora aedium* u. a. Cicero gehe den Brief des Quintus durch und spreche der Reihe nach von dessen Anfang, Mitte und Ende. Indessen das § 17 vorausgehende *primum* (*Sed ad tuas venio litteras. Primum tuam remansionem etiam atque etiam probo*) weist nicht auf den Anfang des empfangenen Briefes hin, sondern bedeutet: vor allem anderen. Denn daß Quintus sich entschlossen hat, bei Cäsar länger auszuharren, ist für M. Cicero unter allem, was Quintus schreibt, das Wichtigste. So bedeutet nun auch *interiore epistula* nicht Hauptteil oder Mitte des Briefes. Es wäre ja auch hierfür ein ganz sonderbarer Ausdruck, der weder selbst irgendwo vorkommt noch auch etwas Ähnliches zur Seite hat, wodurch er gerechtfertigt werden könnte. Auch müßte es, wenn eine Stelle im Brief damit bezeichnet wäre, heißen *in interiore epistula*, nicht bloß *interiore epistula*. Eine Änderung der Überlieferung wäre also unter allen Umständen geboten. Nun deutet der Komparativ darauf hin, daß von Cicero zwei Briefe unterschieden werden, und hierzu stimmt es, wenn die vorliegenden schriftlichen Mitteilungen des Quintus zunächst zusammenfassend bezeichnet werden als *litterae* (*ad tuas venio litteras*), nachher aber ein einzelner Brief als *epistula* (s. m. Progr. Berlin 1897 S. 24). Wir werden also statt *interiore epistula* lesen: *in priore epistula.* Paläographisch fast ebenso naheliegend wäre: *in ulteriore epistula*; dies würde bedeuten: in dem mehr zurückliegenden Briefe, d. h. also in dem früher geschriebenen Briefe, und käme mit *in priore epistula* auf

dasselbe hinaus. Doch hat dies letztere wohl größere Wahrscheinlichkeit. (Auch A XV 13, 1 und 4 heißt es *priori epistulae* und von demselben Brief *epistulae superiori*.) Es handelt sich um zwei Briefe, von denen der eine zu einer früheren Zeit geschrieben ist als der andere. Cicero sagt ja ausdrücklich § 17: *tabellarii a vobis venerunt*, also mindestens zwei Briefboten. Es waren zwei Briefsendungen aus Cäsars Heerlager abgegangen, die eine früher, die andere später. Vergegenwärtigen wir uns die Zeit, in der dies geschah. Wir sahen oben, daß nach aller Wahrscheinlichkeit Cäsars Überfahrt nach Britannien am 10. Sextilis stattfand. Am 11. rückte man ins Innere ab, aber am 12. kehrte man an die Küste zurück, weil in der Nacht vom 11. zum 12. heftiger Sturm den Schiffen großen Schaden getan hatte (Caes. B. G. V 10). Cäsar schickt jetzt nach dem Festlande hinüber, um Zimmerleute holen zu lassen und dem Labienus den Bau neuer Schiffe anzubefehlen (B. G. V 11, 3 f.). Diese Gelegenheit, Briefe abgehen zu lassen, wurde von seinen Offizieren natürlich wahrgenommen. Die Weiterbeförderung dieser Briefe geschah vom Lager des Labienus aus. Der sie befördernde Bote muß aber unterwegs durch irgendwelche Zufälligkeiten aufgehalten und von einem zweiten Boten eingeholt worden sein, der am 23. Sextilis aus Cäsars Heerlager abgegangen war. Nur von diesem zweiten Boten als dem zuletzt abgegangenen gilt die Angabe III 1, 17, daß am 20. September seit seinem Abgange 27 Tage verflossen waren, er also am 23. Sextilis aus Britannien aufgebrochen war. Daß Cäsar gerade an diesem Tage einen Briefboten nach Rom abfertigte, läßt sich nach seinem Bericht im Bellum Gallicum recht wohl verstehen. Er sagt (B. G. V 11, 6), er habe ungefähr zehn Tage gebraucht, um die Schiffe in die Lagerbefestigung aufzunehmen, also nach römischer Zählung die Zeit vom 12. bis zum 21. Sextilis. Hierbei kam allerdings der 12. nicht mehr ganz in Betracht, aber Cäsar sagt ja auch *circiter dies decem*. Am 22. Sextilis wird der Marsch ins Innere wieder aufgenommen (B. G. V 15, 1 *in itinere*; § 5 *Eo die*), am folgenden Tage (17, 1 *postero die*), also am 23. Sextilis, den Feinden eine Niederlage beigebracht. Wenn Cäsar nun an diesem 23. Briefe nach Rom abgehen ließ, so konnte er jetzt von einem Siege berichten, durch den das schwere Mißgeschick, das die Schiffe erlitten hatten, aufgewogen wurde. So kommen denn am 20. September zwei Briefboten in Rom an, der eine mit Briefen vom 12. oder 13., der andere mit solchen vom 23. Sextilis. Der erstere nun von diesen beiden hatte den Brief des Quintus gebracht, auf den Cicero Bezug nimmt, wenn er sagt: *Quod in priore epistula scribis me Idibus Septembribus Pompeio legatum iri, id ego non audivi.* Am 12. oder 13. Sextilis konnte Quintus darauf rechnen, daß sein Brief in Rom noch vor dem 13. September eintreffen werde. Und wenn Cicero antwortet: *id ego non audivi*, so meint er mit *id*: von einer solchen Absicht habe ich nichts gehört.

Das zweite betrifft die Worte in § 17: *O me sollicitum! quantum ego dolui in Caesaris suavissimis litteris! Scilicet quo erant suaviores, eo maiorem dolorem illius ille casus afferebat.* Von demselben, für Cäsar unglücklichen Ereignis, das hier gemeint ist, ist noch einmal in § 25 die Rede: *Ex Britannia Caesar ad me Kal. Septembr. dedit litteras, quas ego accepi a. d. IIII. Kal. Octobr.... Ad eas ego ei litteras nihil rescripsi, ne gratulandi quidem causa, propter eius luctum.* Dieses Unglück ist der Tod von Cäsars Tochter Julia, der Gemahlin des Pompejus. Den Zeitpunkt, in dem Cäsar die Nachricht davon erhielt, erfahren wir aus Plutarch (Caes. 23). Nachdem dieser den geringen Erfolg des britannischen Feldzuges angegeben und den Bericht darüber geschlossen hat mit den Worten: (*Καῖσαρ*) *ἀπῆρεν ἐκ τῆς νήσου*, fährt er fort: *καὶ καταλαμβάνει γράμματα μέλλοντα διαπλεῖν πρὸς αὐτὸν ἀπὸ τῶν ἐν Ῥώμῃ φίλων δηλοῦντα τὴν τῆς θυγατρὸς αὐτοῦ τελευτήν.* Also Cäsar trifft bei der Landung in Gallien den Briefboten an, der im Begriff war, mit der Nachricht vom Tode der Tochter zu ihm nach Britannien hinüberzufahren. Cäsar landete in Gallien kurz vor dem Äquinoctium (Caes. B. G. V 23, 5). Dieses fand im Jahre 54 statt am 25. oder 26. September des julianischen Jahres = a. d. XI. oder X. Kal. Nov. (22. oder 23. Oktob.) des unverbesserten Kalenders (s. Gröbe bei Drumann, Geschichte Roms [2] III S. 803). Seit der Bote mit der Todesnachricht Rom verlassen hatte, mußte, als Cäsar bald nach Mitte Oktob. (des unverb. Kal.) in Gallien landete, schon mehr als die für die Beförderung übliche Zeit vergangen sein. Denn die Art, wie Cicero am 20. September (Qu. fr. III 1, 17) von dem Todesfall spricht, läßt erkennen, daß die eigentliche Todesnachricht schon früher abgegangen war. Wie viel früher, wissen wir zwar nicht; wir dürfen aber nicht zu weit zurückgehen, weil sich sonst in dem Briefe Qu. fr. II 15 vom Ende des Sextilis, wie Körner S. 53 mit Recht bemerkt, schon eine Andeutung von dem Todesfall finden würde. Die Tatsache aber, daß der Bote mit einer so wichtigen Nachricht später als in der sonst geltenden kürzesten Frist von etwa 27 Tagen sein Ziel erreichte, und zwar erst, als Cäsar nach Gallien herüberkam, erklärt sich aus dem für die Überfahrt damals sehr ungünstigen Wetter (Caes. B. G. V 23, 4). Somit war Julia in der ersten Hälfte des September (des unverbesserten Kalenders) gestorben. Dann aber kann Cicero nicht a. d. XI. Kal. Septembr. von ihrem Tode sprechen (Qu. fr. III 1, 17 *illius ille casus*). Um seine Ansicht von der Richtigkeit der Lesart *a. d. XI. Kal. Septembr.* aufrecht zu erhalten, bleibt K. nichts übrig, als die Nachricht Plutarchs für falsch zu erklären. Wir sehen umgekehrt auch hierin eine Bestätigung dafür, daß diese Lesart nicht richtig ist.

In einem vierten, den Briefwechsel mit Quintus betreffenden Abschnitt behandelt K. den Brief Qu. fr. III 3. Die Datierung dieses Briefes (Bardt, Quaest. Tull. S. 34) beruht auf folgenden

Tatsachen. 1. Der letzte Brief aus Britannien, und zwar von Cäsar, war von dort am 1. September abgegangen (Qu. fr. III 1, 25). 2. Cicero schreibt in unserem Briefe (Qu. fr. III 3, 1): *dierum iam amplius quinquaginta intervallo nihil a te, nihil a Caesare, nihil ex istis locis non modo litterarum, sed ne rumoris quidem affluxit.* Rechnet man von jenem 1. September 50 Tage weiter, also die 29 Tage des September und 21 Tage vom Oktober, so kommt man auf den 21. Oktober. Cicero hätte also Qu. fr. III 3 nach dem 21. Oktober geschrieben, wenn es der Brief Cäsars vom 1. September wäre, mit Bezug auf den *dierum amplius quinquaginta* gesagt ist. 3. Am 24. Oktober meldet Cicero mit dem Briefe ad Qu. fr. III 4 seinem Bruder die Freisprechung des Gabinius in dessen Prozeß de maiestate (Qu. fr. III 4, 1), die spätestens am vorhergehenden Tage, dem 23. Oktober, erfolgt sein muß (s. Bardt a. a. O.). 4. In unserem Briefe heißt es im Hinblick auf diesen Prozeß des Gabinius (Qu. fr. III 3, 3): *Quaeris: quid fiet de Gabinio? Sciemus de maiestate triduo.* Selbst dann also, wenn Gabinius erst am 23. Oktober freigesprochen wurde, müßte unser Brief am 21. Oktober geschrieben sein, könnte dies aber nicht, wenn jener Zeitraum von mehr als 50 Tagen vom 1. September ab gerechnet wäre. Also rechnet Cicero diesen Zeitraum nicht vom 1. September ab, denkt also bei *dierum amplius quinquaginta* nicht an den Brief Cäsars vom 1. September, sondern er denkt hierbei an den letzten Brief seines Bruders und rechnet *dierum amplius quinquaginta* von demjenigen Tage ab, an dem des Quintus letzter Brief aus Britannien von dort abgegangen war, entsprechend der Voranstellung seines Bruders in den Worten: *dierum iam amplius quinquaginta intervallo nihil a te, nihil a Caesare.* Seines Bruders letzter Brief war der eine der beiden, die am 20. September in Rom eingetroffen waren, und zwar derjenige, der 27 Tage zuvor, also am 23. Sextilis aus Britannien abgegangen war (Qu. fr. III 1, 17). Vom 23. Sextilis 50 Tage weiter gerechnet ergibt den 14. Oktober, und da Cicero von mehr als 50 Tagen spricht, so können wir nur sagen, daß die Freisprechung des Gabinius in der Zeit vom 17. bis 23. Oktober stattfand, unser Brief aber in der Zeit vom 15. bis 21. Oktober geschrieben wurde. Wenn Quintus nach dem 23. Sextilis nicht so bald wieder schrieb, so liegt dies daran, daß er nach jenem siegreichen Tage (s. o. S. 25) den Zug ins Innere von Britannien mitmachte, von dem Cäsar (B. G. V 19) berichtet; es bot sich hierbei, wie wir sehen, etwa einen Monat keine Gelegenheit zur Absendung von Briefen.

Jene soeben angestellte Berechnung gestattet uns nun aber K. nicht. Der Hinweis auf den mehr als fünfzigtägigen Zeitraum und die Erwähnung des Gabiniusprozesses hätten gar nicht in ein und demselben Briefe gestanden. Vielmehr sei der Brief III 3 in zwei Stücke zu zerlegen, deren jedes einem besonderen Briefe

angehört habe, das erste einem erheblich früher geschriebenen, und erst das zweite einem Briefe dieser Zeit kurz vor dem Gabiniusprozeß. Entscheidend für diese Ansicht ist folgende Stelle des Briefes (Qu. fr. III 3, 2): *comitiorum cotidie singuli dies tolluntur obnuntiationibus magna voluntate bonorum omnium; tanta invidia sunt consules propter suspicionem pactorum a candidatis praemiorum.* Hier sei, meint K., der Vertrag gemeint, den die Konsularkandidaten C. Memmius und Domitius Calvinus mit den Konsuln des Jahres 54, Appius Claudius und Domitius Ahenobarbus, zur Förderung ihrer Wahl geschlossen hatten (A IV 17, 2). Im Oktober konnte in der Tat von einem Verdacht, daß derartiges geschehen sei, keine Rede mehr sein; denn die Tatsache, daß es geschehen war, war längst bekannt. Schon Qu. fr. II 14, also nach den obigen Ausführungen bald nach Mitte Juli, teilt Cicero es als Tatsache seinem Bruder mit; denn wenn hier (§ 4) auch die Lesart nicht feststeht, so besteht doch kein Zweifel an dem Inhalt der überlieferten Worte: *Coitione Memmi est quo cum Domitio* (wofür vielleicht zu lesen ist *Coitionem Memmius fecit cum Domitio*). Daß aber Qu. fr. III 3, 2 die Worte *pactorum a candidatis praemiorum* auf diesen Vertrag gehen, ist von K. nicht erwiesen, und ist auch an sich keineswegs notwendig. Jener Vertrag wurde nachher von C. Memmius im Senate enthüllt (A IV 17, 2; Qu. fr. III 1, 16), und das hatte für die Bewerbung des Memmius sehr nachteilige Folgen. Daß aber die anderen Bewerber davon abgelassen hätten, die Konsuln mit allen Mitteln für ihre Wahl geneigt zu machen, ist an sich sehr unwahrscheinlich, und unsere Briefstelle lehrt, daß man es auch in Rom nicht annahm. Da Cicero übrigens an dieser Briefstelle (Qu. fr. III 3, 2) fortfährt: *Candidati consulares quattuor omnes rei*, also erst hier von den Konsulatsbewerbern, vorher aber im allgemeinen von *candidati* spricht, so könnten hiermit noch andere Amtsbewerber als bloß die um das Konsulat gemeint sein, insbesondere die Bewerber um die Prätur, die ja auch mit den Konsuln Abmachungen treffen konnten. So ist also auch im Oktober gegen die Wendung *pactorum a candidatis praemiorum* nichts einzuwenden, und wir haben nicht nötig, das bis zu ihr reichende Stück des Briefes Qu. fr. III 3 einer früheren Zeit zuzuweisen. Was hierfür außerdem von K. angeführt wird, ist ebensowenig entscheidend.

Der zweite Teil der vorliegenden Dissertation behandelt, wie oben (S. 11) angegeben, die fünf ersten Briefe Ciceros an Trebatius, VII 6—9 und 17. Während man bisher allgemein annahm, daß die überlieferte Reihenfolge der Briefe 6 bis 9 auch die Reihenfolge ihrer Abfassung ist, erklärt sich K. mit Recht dafür, daß 8 vor 7 geschrieben wurde. Den Brief VII 6 verlegt K. noch weiter zurück, als es zuletzt schon geschehen war (Rauschen S. 52: ineunte mense Maio), nämlich in den Anfang des April, und es könnte sein, daß man damit noch weiter zurück-

geben muß, weil der Briefwechsel zwischen Cicero und Trebatius schon eine gewisse Zeit im Gange zu sein scheint (VII 6, 1: *tu modo ineptias istas et desideria urbis et urbanitatis depone*), sich also nicht beweisen läßt, daß Cicero diesen Brief erst Anfang April geschrieben hat. VII 8 ist wahrscheinlich im Juni, und zwar gleichzeitig mit ad Qu. fr. II 13 nach Cäsars Heerlager abgegangen. Denn was Kapelle S. 47 gegen die gleichzeitige Absendung dieser beiden Briefe einwendet, ist nicht überzeugend. VII 7 ist, wie K. mit Recht vermutet, in der zweiten Hälfte des Juli und zwar zusammen mit ad Qu. fr. II 14 nach Gallien abgegangen. Wenn es VII 7, 1 heißt: *Illud soleo mirari, non me totiens accipere tuas litteras, quotiens a Quinto mihi fratre adferantur*, so ist die Tatsache, über die sich Cicero wundert, für uns weniger unerklärlich. Q. Cicero machte Cäsars Zug ins Trevererland mit und schrieb auch von dort (s. oben S. 21), während der Rechtsgelehrte Trebatius auf einem solchen Zuge überflüssig war und sich während des Zuges in Cäsars Hauptquartier aufhielt, das sich vermutlich schon damals in Samarobriva befand (B. G. V 24, 1; 47, 2; Cic. ad fam. VII 16, 3). Der Briefwechsel aber in dieser Zeit zwischen Cäsar und seiner Umgebung einerseits und Rom andrerseits bewegte sich gewiß zwischen dem Trevererland und Rom, nicht zwischen Samarobriva und Rom. Weiter heißt es VII 7, 1: *In Britannia nihil esse audio neque auri neque argenti*. Dies erinnert daran, daß Cicero Anfang Juli an Attikus geschrieben hatte (A IV 16, 7): *etiam illud iam cognitum est, neque argenti scripulum esse ullum in illa insula neque ullam spem praedae nisi* cet. VII 9 ist, wie schon Körner (S. 54) mit Recht annahm, zusammen mit ad Qu. fr. III 1 Ende September abgeschickt worden. VII 17 ist nach Körner (S. 56), dem Kapelle zustimmt, gleichzeitig mit ad Qu. fr. III 3 abgegangen. Das ist aber unwahrscheinlich, weil wir in ad Qu. fr. III 3 keinerlei Worte des Dankes finden für irgend etwas, das den Trebatius betrifft. Das müßte aber der Fall sein, wenn VII 17 gleichzeitig mit ad Qu. fr. III 3 abgegangen wäre. Denn die Anfangsworte von VII 17 *Ex tuis litteris et Quinto fratri gratias egi et te aliquando conlaudare possum* beweisen, daß Cicero in einem zugleich mit VII 17 abgehenden Briefe an Quintus diesem den hier bezeichneten Dank aussprach. Dieser uns nicht erhaltene Brief an Quintus muß zwischen ad Qu. fr. III 2 und III 3 geschrieben worden sein, und entsprechend der Brief VII 17.

14) O. Morgenstern, Cicero und die Stenographie. Archiv für Stenographie, 56. Jahrgang (1905), S. 1—6. — Zu Ciceros Ausdruck *διὰ σημείων*. Ebd. S. 227f. I, von P. Mitzschke. II, von W. Weinberger. — Das *σημεῖον*. Von F. Preisigke. Ebd. S. 305.

Bei dem Widmungsschreiben, mit dem Cicero dem Varro die Academica posteriora überreichen ließ, hatte er sich viele Mühe gegeben, weil er nicht sicher war, wie Varro das Werk aufnehmen

würde. Er will nun auch von Attikus hören, daß er mit jenem Schreiben den rechten Ton getroffen habe. In dem betreffenden Briefe an Attikus heißt es (A XIII 25, 3): „Doch wie ist es mit meinem Briefe an Varro? Hat er dir nicht sehr gefallen? Hol' mich der ...., wenn ich mir je wieder mit etwas so viel Mühe gebe. Dementsprechend habe ich den Brief auch nicht dem Tiro diktiert, der ganze Perioden zusammenzufassen pflegt, sondern Silbe für Silbe dem Spintharus" (vgl. JB. XXX, 1904, S. 382 f.). Die auf Tiro sich beziehenden Worte sind: *Ergo ne Tironi quidem dictavi, qui totas περιοχὰς persequi solet, sed Spintharo syllabatim.* Wie *persequi* zu verstehen ist, wird am deutlichsten werden, wenn Cicero es auch anderswo so gebraucht hat wie hier. Dies ist nun in der Tat der Fall. Morgenstern verweist, wenn auch nicht wegen *persequi*, so doch im Zusammenhang seiner Erörterung auf Cic. pro Sulla 41 f. Hier kommt Cicero darauf zu sprechen, wie er als vorsitzender Konsul in der Senatsverhandlung, die die Entdeckung der Katilinarischen Verschwörung zum Gegenstand hatte, Protokoll führen ließ. Er sagt: *introductis in senatum indicibus constitui senatores, qui omnia indicum dicta, interrogata, responsa perscriberent. At quos viros! Non solum summa virtute et fide, cuius generis erat in senatu facultas maxima, sed etiam quos sciebam memoria, scientia, celeritate scribendi facillime, quae dicerentur, persequi posse.* Die Männer, die Cicero dann nennt, waren, wie auch Morgenstern meint, sicherlich keine Stenographen. Vielmehr führten sie augenscheinlich in der Weise Protokoll, daß sie von allem, was gesagt und gefragt wurde, das Wesentliche kurz zusammenfaßten und niederschrieben. Dies also ist mit *persequi* auch an unserer Briefstelle gemeint. Tiro pflegte danach, wenn Cicero ihm diktierte, von allzu wortreichen Auseinandersetzungen des letzteren nur das Wesentliche zusammenzufassen und niederzuschreiben: *totas περιοχὰς persequi solet.* Zu einer solchen zusammenfassenden Gedankenarbeit ist nicht jeder beliebige befähigt, sondern nur, wer von den Dingen, von denen die Rede ist, auch etwas versteht, und insofern enthalten die Worte *qui totas περιοχὰς persequi solet* eher ein Lob als einen Tadel. Aber für jenen Brief an Varro war dieses Zusammenfassen nicht erwünscht. Cicero wählte mit vielem Bedacht jedes einzelne Wort und wollte deshalb, daß sein Diktat Silbe für Silbe niedergeschrieben würde. Aus diesem Grunde also hat Cicero jenen Brief an Varro nicht dem Tiro, sondern dem Spintharus in die Feder diktiert, nicht, wie Morgenstern meint, „weil Tiro nur gewohnt war, als Stenograph zu fungieren". Auch ad Qu. fr. III 1, 19 (*Haec inter cenam Tironi dictavi, ne mirere alia manu esse*) fungiert Tiro nicht als Stenograph.

Einen zweiten Fall, den man mit Stenographie in Verbindung gebracht hat, betrifft eine Anfrage Ciceros bei Attikus, die folgendermaßen lautet (A XIII 30, 2): *Mi, sicunde potes, erues, qui decem*

legati Mummio fuerint. Polybius non nominat. Ego memini Albinum consularem et Sp. Mummium; videor audisse ex Hortensio Tuditanum. Sed in Libonis annali XIIII annis post praetor est factus Tuditanus quam consul Mummius. Non sane quadrat. Attikus ging in der Beantwortung dieser Anfrage auf deren ersten und Hauptteil ein, der ja lautet: „Wer waren jene Legaten?“, und gab, soweit er konnte, über die Legaten Auskunft, dagegen ging er nicht auf die Zweifel in betreff des Tuditanus ein. Denn auf seine Auskunft antwortet Cicero (XIII 32, 3): *quod ad te de decem legatis scripsi, parum intellexisti, credo, quia διὰ σημείων scripseram. De C. Tuditano enim quaerebam, quem ex Hortensio audieram fuisse in decem. Eum video in Libonis praetorem P. Popilio P. Rupilio coss. Annis XIIII ante, quam praetor factus est, legatus esse ⟨non⟩ potuisset, nisi admodum sero quaestor est factus, quod non arbitror. Video enim curules magistratus eum legitimis annis perfacile cepisse. Postumium autem, cuius statuam in Isthmo meminisse te dicis, nesciebam fuisse .... Videbis igitur, si poteris, ceteros.* Was heißt nun *διὰ σημείων*? Nach Preisigke hätte Cicero einen stenographischen Brief geschrieben oder schreiben lassen, Attikus ihn gelesen oder sich vorlesen lassen, und hierbei sei dieses oder jenes stenographische Sigel falsch aufgelöst und daher der Sinn unrichtig erfaßt worden. Diese Annahme, daß Cicero und Attikus sich in ihrem Briefwechsel der Stenographie bedient haben, ist ganz willkürlich und durch nichts bewiesen; sie kann gar nicht in Betracht kommen. Mitzschke meint, in Ciceros Brief 30, 2 habe die als Kardinal- wie als Ordinalzahl deutbare Ziffer XIIII in ihrer ungeschickten Stellung zwischen *annali* und *annis* zum Mißverständnis führen können, wenn sie auf das unrichtige Nachbarwort bezogen wurde. Attikus habe vermutlich die XIIII fälschlich als Ordinalzahl *quarto decimo*, wie eine genauere Stellenangabe, zum Worte *annali* gezogen und dann in den ganzen Satz keinen rechten Sinn bringen können, was vermieden worden wäre, wenn Cicero statt mit Zifferzeichen (*διὰ σημείων*) XIIII vielmehr buchstäblich (*ὁλογραφικῶς*) *quattuordecim* geschrieben hätte. Also bedeute *quia διὰ σημείων scripseram*: „weil ich mit Ziffern geschrieben hatte“. Auch diese Ansicht hat keine Wahrscheinlichkeit, weil es nicht denkbar ist, daß Attikus die XIIII nicht sollte richtig bezogen und verstanden haben. Er hatte selbst einen liber annalis geschrieben. Das gleichartige Werk des L. Scribonius Libo war ihm gewiß bekannt, vielleicht von ihm verlegt (s. Unger in Fleckeisens Jahrbüchern 1891 S. 644 ff.). Somit war für ihn auch die Schrift des Libo ebenso wie seine eigene ein liber annalis und zerfiel ebensowenig wie seine eigene in eine Anzahl Bücher oder besondere *annales*. Er konnte also gar nicht darauf kommen zu lesen: *in Libonis annali quarto decimo.* Aber auch aus einem sprachlichen, an sich ausschlaggebenden Grunde kann er die Zahl XIIII nur mit *annis* verbunden haben. Ohne irgend eine zu

annis hinzutretende nähere Bestimmung gibt ja *annis post* keinen Sinn; „Jahre danach“ wäre lateinisch nicht mit *annis post* ausgedrückt. Daß nun Attikus den Satz des Cicero so gelesen haben sollte, wie er keinen Sinn gibt, nicht aber so, wie er guten Sinn hat, ist nicht anzunehmen. Weil vielmehr Attikus über seinem Interesse für die Hauptsache, die Nennung der Legaten, es versäumt hatte, Ciceros Zweifel in betreff des Tuditanus zu lösen, hält Cicero ihm diese Versäumnis in möglichst milder Form vor. Er sagt nicht: „Du hast meinen Brief recht flüchtig gelesen“, sondern er sagt: „Du hast meine Anfrage wegen der 10 Legaten nicht recht verstanden, wohl weil ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt hatte“: *quod ad te de decem legatis scripsi, parum intellexisti, credo quia διὰ σημείων scripseram*, und setzt dann seine den Tuditanus betreffenden Zweifel noch einmal, und jetzt ausführlicher als das erste Mal, auseinander. Ich kann mich also nur der Auffassung Weinbergers anschließen, nach der *διὰ σημείων* bedeutet: „nur in Andeutungen“. Mit Recht lehnt Weinberger es auch ab, mit Morgenstern in *διὰ σημείων* zu finden: „mit stenographischer Kürze“; A XIII 30, 2 werde niemand etwas von stenographischer Kürze finden.

15) L. C. Purser, Notes on Cicero ad Atticum II and III. Hermathena vol. XII n. XXVIII (1903) S. 48—67.

Von diesen Bemerkungen zum 2. und 3. Buch der Briefe an Att. ist das meiste in die dritte Auflage der erklärenden Ausgabe von Tyrrell-Purser aufgenommen, einiges ist fallen gelassen. Ich gehe hier auf folgendes ein. A II 1, 2 *ὑπόμνημα* sei, meint P., ein Entwurf, eine Skizze. Attikus habe in Corcyra einen Entwurf von Ciceros griechischer Schrift über sein Konsulat obenhin durchgesehen (§ 1: *strictim attigisti*), den Cicero später revidiert und neu herausgegeben habe. Ich glaube nicht, daß die Worte Ciceros Anlaß geben zu einer Unterscheidung zwischen einem Entwurf und einer späteren revidierten Ausgabe. Die Schrift wird § 1 (*Graece item scriptum librum*) von Cicero zuerst als *liber* bezeichnet. Von diesem *liber* wird gesagt, daß er mit allen rhetorischen Mitteln des Isokrates und Aristoteles hergestellt sei. Dann aber fährt Cicero fort: *Quem tu Corcyrae, ut mihi aliis litteris significas, strictim attigisti.* Es kann mit *quem* nichts anderes gemeint sein, als die völlig ausgearbeitete Schrift selbst. Daß es nicht ein bloßer Entwurf, sondern eine aufs genaueste durchgefeilte Arbeit war, sagt Cicero selbst, indem er sogleich fortfährt: *quem tibi ego non ausus essem mittere, nisi eum lente ac fastidiose probavissem.* Auf denselben *liber* wird mit dem Pronomen *ille* zurückgewiesen, wenn Cicero weiterhin sagt (§ 2): *Quamquam ad me scripsit iam Rhodo Posidonius se, nostrum illud ὑπόμνημα ⟨cum⟩ legeret, quod ego ad eum, ut ornatius de isdem*

rebus scriberet, miseram, non modo non excitatum esse ad scribendum, sed etiam plane deterritum. Nicht von einer Skizze, sondern von dem vollendeten Werke ist anzunehmen, daß es den Eindruck machte, den Posidonius andeutete. *Ὑπόμνημα* hat ja auch gar nicht die enge Bedeutung von Skizze oder Entwurf, sondern bedeutet zunächst commentarius, Denkschrift, dann aber überhaupt in sehr vielseitiger Verwendung: Abhandlung, Schriftwerk, Aufsatz u. ähnl.

Als *commentarius* bezeichnet Cicero das hier in Rede stehende Werk bei dessen erstmaliger Erwähnung. Er schreibt I 19, 10: *Commentarium consulatus mei Graece compositum misi ad te.* Hierin ist *misi* Tempusgebung des Briefstils und bedeutet: „Anbei übersende ich dir". Der Überbringer des Briefes I 19, Cossinius (§ 11), überbringt dem Attikus auch jene Schrift. Dieser Brief I 19 ist am 15. März (des Jahres 60) geschrieben (s. § 11 a. E.). Am 12. Mai oder einem der nächsten Tage beantwortet Cicero in Rom einen Brief des Attikus vom 13. Februar mit dem Briefe A I 20 (§ 1: *Cum e Pompeiano me Romam recepissem a. d. IIII Idus Maias, Cincius noster eam mihi abs te epistulam reddidit, quam tu Idibus Febr. dederas; ei nunc epistulae litteris his respondebo*) und teilt ihm hier (I 20, 6) die Tatsache, daß er sein griechisches Werk über sein Konsulat durch Cossinius an ihn habe abgehen lassen, noch einmal mit (*De meis scriptis misi ad te Graece perfectum consulatum meum; eum librum L. Cossinio dedi*); er hatte eben eine Empfangsbestätigung des Attikus noch nicht in Händen. Also hatte die Zeit vom 15. März bis Mitte Mai, ein Zeitraum von zwei Monaten, nicht genügt, um jenes Werk an Attikus und von diesem eine Empfangsbestätigung an Cicero gelangen zu lassen. Doch muß Cicero bald danach, also in der zweiten Hälfte des Mai, von Attikus einen Brief erhalten haben, aus dem sich ergab, daß Ciceros Schrift über sein Konsulat, die Cossinius an Attikus überbringen sollte, bei diesem auch eingetroffen war. Denn Anfang Juni, nachdem Cicero am 1. Juni einen weiteren Brief des Attikus erhalten hatte, schreibt er (A II 1, 1) in der Beantwortung dieses neuerdings eingetroffenen Schreibens die oben schon angeführten Worte: *Quem* (*librum*, die griechische Schrift über Ciceros Konsulat) *tu Corcyrae, ut mihi aliis litteris significas, strictim attigisti.* Den Brief des Attikus, den Cicero hier mit *aliae litterae* bezeichnet, muß er zwischen dem Abfassungstage von A I 20 (dem 12. Mai oder einem der nächsten Tage) und dem 1. Juni erhalten haben. Nun aber schließen sich an die soeben angegebenen Worte nach unseren Ausgaben die folgenden an: *post autem, ut arbitror, a Cossinio accepisti.* Das sieht aus, als hätte Attikus, bevor er das durch Cossinius überbrachte Exemplar der Schrift erhielt, schon ein anderes in Händen gehabt. Es ist indessen ganz unwahrscheinlich, daß Cicero Exemplare seiner Schrift, sobald er sie fertig hatte, an andere eher abgehen ließ als an Attikus. Wir können

uns nicht denken, daß Attikus eher durch andere in den Besitz der Schrift kam, als durch Cicero selbst. Wäre etwas Derartiges vorgefallen, so würde Cicero den Worten *Quem tu Corcyrae, ut mihi aliis litteris significas, strictim attigisti* nicht gelassen hinzufügen *post autem, ut arbitror, a Cossinio accepisti*, sondern seiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß Attikus die Schrift nicht zuerst durch das von Cossinius überbrachte Exemplar kennen lernte. In der Tat kann die Lesart unserer Ausgaben *post autem, ut arbitror, a Cossinio accepisti* nicht richtig sein. Bei Baiter in der adnot. crit. heißt es: *autem* M, sed in margine recentiore manu scriptum est *quam*. Das mag eine Konjektur sein, sie trifft aber das Richtige, und steht paläographisch der Überlieferung nahe genug. Es heißt jetzt: *quem tu Corcyrae, ut mihi aliis litteris significas, strictim attigisti, postquam, ut arbitror, a Cossinio accepisti.* Mit diesem Zusatz will Cicero es sich erklären, warum Attikus Ciceros Schrift zunächst nur *strictim attigit*; er bedeutet ungefähr dasselbe wie: „sogleich nach Empfang der Schrift“. Attikus wollte mit der Antwort auf den ohnedies so spät bei ihm eingetroffenen Brief I 19, den Cossinius zugleich mit der Schrift überbrachte, nicht warten lassen, bis er zu einem genaueren Studium der Schrift Zeit gefunden hätte.

A II 9, 3 *Patria propitia sit* deutet P. mit Reid im Sinne von *modo patria propitia sit.* Dies entspricht jedoch nicht der engen Verbindung, in der diese Worte mit dem Folgenden stehen: *habet a nobis etiam si non plus quam debitum est, plus certe quam postulatum est.* Vielmehr hat *Patria propitia sit* den Sinn von: *Pace patriae dixerim*, und Mezger übersetzt richtig: „Mag das Vaterland mir verzeihen, es hat von mir“ usw.

A II 18, 3: *A Caesare valde liberaliter invitor in legationem illam, sibi ut sim legatus, atque etiam libera legatio voti causa datur.* Das Pronomen *ille*, meint P., könne man vielleicht deuten im Sinne von *eiusmodi*, man erwarte aber statt desselben vielmehr ein Wort wie *militarem* oder *bellicam*, im Gegensatze zu *libera legatio.* Man wird indessen *illam* weder anzuzweifeln noch mit *eiusmodi* gleichzustellen brauchen, wenn man darin einen kurz gehaltenen Hinweis auf Cäsars demnächstigen Amtsbezirk sieht, also übersetzt: „zu einer Legatenstelle in seiner Provinz“.

A II 14, 2 schreibt Cicero auf seinem Formianum: *Basilicam habeo, non villam frequentia Formianorum, at quam partem basilicae tribum Aemiliam.* So nach der Überlieferung (nur daß in M *ad* steht statt *at*), die P. beibehalten will, indem er unter *basilica* die darin versammelte Menge versteht und deutet: „Doch welcher Teil meiner Halle besteht aus echten römischen Bürgern, die wirklich der tribus Aemilia angehören?“ Formiä gehörte zur tribus Aemilia. Nach P. sagt Cicero, daß alle Klassen und Stände der Bewohner von Formiä ihn besuchten, nicht nur echte ansässige römische Bürger. Die Bewohner von Formiä hatten doch aber,

abgesehen von den Unfreien, sämtlich das römische Bürgerrecht und gehörten sämtlich zur tribus Aemilia. In dieser Hinsicht besteht also kein Unterschied der Klassen und Stände. Der Gedanke, dem Cicero Ausdruck geben will, ist nicht zweifelhaft: „Die Leute von Formiä besuchen mich in solcher Menge, als ob mein Landhaus eine öffentliche Halle wäre; diese Halle hat doch aber nicht Raum genug, um die ganze tribus Aemilia in sich aufzunehmen". Ich glaube noch immer, daß dem am besten die Lesart entspricht, die ich JB. XXV (1899) S. 344 empfohlen habe: *at quam parem basilicam tribui Aemiliae!*

Zu A III 1—6 gibt P. ausführlichere Erörterungen, in denen er seine Zustimmung zu derjenigen chronologischen Anordnung dieser Briefe begründet, die von Clement L. Smith, Harvard Studies, vol. VII p. 71 ff., herrührt. Im Anhang zur 3. Auflage der erklärenden Ausgabe S. 430—435 werden diese Erörterungen vollständig abgedruckt und dadurch erweitert, daß P. hier Stellung nimmt zu Sternkopfs Abhandlungen, die die correctio der lex Clodia de exilio Ciceronis betreffen (s. JB. XXVII, 1901, S. 282 f. und XXX, 1904, S. 426 f.). P. liest A III 4 jetzt auch mit Boot *ut mihi ultra quingenta milia liceret esse, illuc* (*illo* Boot) *pervenire non liceret,* will aber unter *illuc* verstehen: nach Epirus, während die stilistische Zuspitzung des Satzes nichts anderes zuläßt, als mit Sternkopf in *illuc* den Hinweis zu sehen auf die Ortsbestimmung, die in *ultra quingenta milia* enthalten ist, und in den Worten *illuc pervenire non liceret* eine Folgerung Ciceros aus dem Wortlaut des Clodianischen Gesetzes de exilio Ciceronis.

A III 7, 1 setzt Cicero die Bedenken auseinander, die ihn abhalten, auf seiner Reise in die Verbannung sich auf des Attikus Besitzung in Epirus aufzuhalten. Er fährt dann nach unseren Ausgaben fort: *Quod si auderem, Athenas peterem; sane ita cadebat ut vellem,* und man bezieht die Worte *sane ita cadebat ut vellem* auf einen etwaigen Aufenthalt in Athen. So auch Purser. Mezger übersetzt: „Es träfe dies gerade mit meinen Wünschen zusammen", und so müßten die Worte, wenn auf Athen bezogen, auch verstanden werden. Aber das würde lateinisch lauten: *sane ita caderet ut vellem.* Der Indikativ *cadebat* weist hin auf etwas Tatsächliches. Dies wird erreicht, wenn man mit Ursinus *petere* statt *peterē* liest, also: *Quod si auderem Athenas petere, sane ita cadebat ut vellem.* Der ganze Satz schließt sich dann eng an das vorher über die Reise durch Epirus Gesagte an. Die Lage am Wege nach Athen und die Einladung des Attikus, dort Aufenthalt zu nehmen, bilden das Tatsächliche, das in *cadebat* seinen Ausdruck findet, und der Sinn ist: würde ich es wagen, nach Athen zu gehen, so wären die Lage deiner Besitzung und dein Anerbieten durchaus nach meinem Wunsch. Für das unpersönliche *cadere,* gegen das P. Bedenken hat, führe ich aus Merguet, Handlexikon zu Cicero, an: ep. I 7, 5 *si cecidisset ut volumus et optamus* und ep. II 19, 1 *verebar,*

ne ita caderet, quod etiam nunc vereor, ne ante, quam tu in provinciam venisses, ego de provincia decederem.

A III 8, 2 (Phaetho) *vento reiectus ab Ilio in Macedoniam Pellae mihi praesto fuit.* So liest man jetzt gewöhnlich mit Madvig und dem cod. Faern. Überliefert ist *ab illo* statt *ab Ilio.* Gegen Ilium macht Reid berechtigte Bedenken geltend, und P. liest in der dritten Auflage *ab † illo.* Vielleicht wird *illo* mit Unrecht angezweifelt. Madvig (adv. critic.) und Wesenberg (Emend. alt.) meinen zwar: Ph. ab eo quem non vidit reici non potuit. Aber das *re* in *reiectus ab illo* könnte den Sinn haben: von der Fahrt zu ihm, d. i. zu Q. Cicero, nach der entgegengesetzten Richtung abgedrängt. Phaetho war nach Asien geschickt worden, als man annahm, daß Q. Cicero dort noch zu treffen war.

A III 9, 2 *Nunc si ita sunt quae speras, sustinebimus nos et spe qua iubes nitemur; sin, ut mihi videntur, firma sunt, quod optimo tempore facere non licuit, minus idoneo fiet* (ich werde mich töten). Man liest entweder *firma,* wie überliefert ist, oder, und so auch Purser, *infirma.* Die gegensätzliche Form der Sätze mit *si* und *sin,* und der Pluralis *videntur* machen die Beziehung des Adjektivs auf *quae speras* notwendig. Daraus folgt sogleich, daß es nicht *firma* heißen kann. Aber auch *infirma* scheint nicht zu passen, weil es zu schwach ist. Unsicherheit der Hoffnungen des Attikus schließt ihre Verwirklichung doch nicht ganz aus. Vielleicht ist *firma* verlesen aus *īania* = *inania.*

A III 25 *Post tuum a me discessum litterae mihi Roma allatae sunt, ex quibus* cet. Purser hält mit anderen *a me* nicht für wahrscheinlich, weil uns sonst von einem Besuche des Attikus bei Cicero gegen Ende des Jahres 58 nichts bekannt sei. Rauschen (Ephemerides Tullianae, Bonn 1886, S. 28 f.) hat mit Recht eingewendet, daß ein solcher Besuch sehr wohl denkbar sei. Nachdem Cicero aus Thessalonice nach Dyrrhachium übergegangen war, lag die Erfüllung des Wunsches, den er in seinem Unglück von Anfang an gehegt hatte, Attikus möchte bei ihm sein, jetzt um so näher, als die Besitzungen des Attikus in Epirus diesen auch sonst zu Reisen in jene Gegenden veranlaßten und er jetzt diese Besitzungen Cicero als Zufluchtsort angeboten hatte. Cicero spricht wiederholt von der Möglichkeit, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, und wir können keineswegs mit Bestimmtheit sagen, ob die Briefe A III 25—27 und ep. V 4 sämtlich in Dyrrhachium geschrieben sind und nicht zum Teil oder auch sämtlich in Epirus. Unter diesen Umständen ist ein Besuch des Attikus bei Cicero nicht bloß denkbar, sondern die Kürze der letzten Briefe an Attikus aus der Verbannung machen ein wiederholtes persönliches Zusammensein ebenso wahrscheinlich, wie der Umstand, daß aus den letzten Monaten von Ciceros Verbannung Briefe an Attikus nicht vorliegen, es wahrscheinlich macht, daß Attikus in dieser Zeit bei Cicero war.

16) **J. S. Reid, Notes on Cicero ad Atticum XV. XVI. I. II. Hermathena vol. XII no. XXVIII (1902) S. 136—171; no. XXIX (1903) S. 257—279; vol. XIII no. XXX (1904) S. 87—109; no. XXXI (1905) S. 354—392.**

J. S. Reid, bekannt durch seine vortreffliche Bearbeitung von Ciceros Academica, gibt in diesen vier Beiträgen zur Hermathena eine Reihe von Bemerkungen zur Kritik und Erklärung von Cic. ad Att. XV, XVI, I und II, die zwar nicht alle neu und nicht alle unanfechtbar, aber doch durchaus beachtenswert und vielfach wertvoll sind. Ich kann hier nur auf einige von ihnen eingehen.

A XV 1 (1a Wesbg.), 1: *Quid mihi iam medico? Aut, si opus est, tanta inopia est?* Reid vermutet: *Quid mihi iam a medico?* „Was habe ich jetzt zu hoffen von einem Arzte?“ Besser ist es, mit Boot aus den nächsten Worten *opus est* zu ergänzen. Da *Quid opus est? = non opus est* ist, so ist *Quid mihi iam medico opus est? = medico mihi iam non opus est.* Also: Was brauche ich noch einen Arzt?

Ebd. § 2 *Primum, quod attinet, nihil mihi concedebat* bedeute: Zuerst wollte er mir kein Zugeständnis von Bedeutung machen. Das Tempus *attinet* sei ein im Briefstil erträglicher Mangel an Genauigkeit. Doch könne man es auch unbedenklich in *attineret* abändern.

Ebd. *Dolabellam spero domi esse.* Der Sinn dieses Satzes sei: Dolabella ist, hoffe ich, gewonnen, nämlich für die Sache, um die es sich vorher handelt. Reid verweist hierfür auf ad Qu. fr. II 8 (10), 4 *Hortus domi est* (Hermathena 1897 S. 112).

Ebd. § 4 *quod eam conlaudavi apud amicos audientibus tribus filiis eius et filia tua τὸ ἐκ τούτου quid est hoc?* Weil des Attikus Tochter noch sehr jung sei, habe *tua* wenig Wahrscheinlichkeit. Zu der Lesart *τί ἐκ τούτου* (Kayser), die als die ursprüngliche anzusehen sei, sei *quid est hoc* eine auch wieder aus *quid ex hoc* verdorbene, in den Text gedrungene Randglosse.

A XV 1 a (1 b Wesbg.), 2 *Brutus noster misit ad me orationem suam habitam in contione Capitolina petivitque a me, ut eam ne ambitiose corrigerem.* Reid meint, schwerlich mit Recht, daß hier der Gebrauch von *ut—ne* von dem sonstigen Gebrauch dieser Verbindung nicht abweiche. Es ist vielleicht zu lesen *ut eam modo ne ambitiose corrigerem* „ich möchte sie, nur nicht liebedienerisch, verbessern“. (*eā m̄ ne = eam ne.*)

A XV 2, 2 *nihil enim scripti* mit M[1] (*scripsti* M[2], *scripsisti* vulg.).

Ebd. *consilium meum a te probari, quod ea non scribam, quae tu a me postularis, facile patior.* Reid verweist für die Deutung von *quae tu a me postularis* auf A XIV 20, 3. Attikus kann doch aber nicht das eine Mal gebilligt haben, daß Cicero ein Seitenstück zur Rede des Brutus nach der Ermordung Cäsars zu schreiben unterläßt, obgleich Attikus die Abfassung einer solchen Rede von ihm verlangt hatte, und dann wieder von neuem sehr dringend

von Cicero verlangt haben, eine solche Rede zu verfassen (A XV 3, 2; 4, 3).

Ebd. *Quae de legionibus scribis, ea vera sunt. Sed non satis hoc mihi videris tibi persuasisse, qui de Buthrotiis nostris per senatum speres confici posse, quod—puto—tantum enim video—non videmur esse victuri. Sed ut iam* (Wesbg., Klotz; *sed etiam* M) *nos hoc fallat, de Buthroto te non fallet.* So liest Reid, nimmt also zwei Einschaltungen nacheinander an: *puto* und *tantum enim video.* Es soll sich nämlich *hoc* beziehen auf *quod non videmur esse victuri.* Bezöge sich *hoc* auf diesen Satz, so müßte es doch wohl heißen: *nos non videri esse victuros* nicht *quod* cet. Die letzten Worte gibt Reid wieder: „Aber wenn ich mit meiner Voraussicht im Irrtum bin, dann wirst du in bezug auf Buthrotus keine Enttäuschung erfahren. Der Senat wird dann imstande sein zu tun, was du wünschest". Aber *ut iam fallat* ist nicht dasselbe wie *si fallet*, hat vielmehr konzessiven Sinn, der in Reids Wiedergabe nicht zu seinem Rechte kommt.

Ebd. § 4 *Tyndaritanorum causa . . . quae sit ignoro, noscam* (*hos* M) *tamen.* Ob diese an sich leichte Änderung auch sachlich zutrifft, ist schwer zu sagen, weil wir nicht wissen, um was es sich handelt. Denn *causam noscere* bedeutet: *excusationem admittere* (s. Vahlen zu de leg.[2] I 11).

A XV 3, 1 *De malo scripsi iam pridem ad Dolabellam.* So M. Reid vermutet mit Shuckburgh *De Manlio* und denkt an einen Manlius Torquatus. Ein solcher wird aber von Cicero regelmäßig *Torquatus* genannt, nicht *Manlius.*

Ebd. § 2 *Antonio quoniam est volo peius esse.* Reid verwirft die Ergänzung *quoniam male est* und betrachtet *quoniam* als verdorben aus *quam*; Cicero sage: *Antonio quam est volo peius esse* statt *Antonio volo peius esse quam est.* Es erscheint fraglich, ob diese Auffassung ausreichend gerechtfertigt wird durch Deiot. 8 *istam dexteram non tam in bellis nec in proeliis quam in promissis et fide firmiorem* und Liv. 28, 39, 12 *vectigal ex eorum agro capimus quod nobis non tam fructu iucundius est quam ultione.* An beiden Stellen hält Reid *tam* für unecht.

Ebd. § 3 *de Q. filio ut scribis AMC de patre coram agemus.* Reid wirft die Frage auf, ob *AMC* nicht Abkürzung sei für *a matre caveto* („you make matters right with the boys mother"). Von Cicero selbst ist nicht anzunehmen, daß er Attikus solche Rätsel zu raten gab, und für die Abschreiber wäre eine etwaige Neigung, ausgeschrieben Vorliegendes durch Anfangsbuchstaben zu kürzen, keine Grenze auszudenken, wenn sie obiges so gekürzt haben sollten.

A XV 4, 2 liest Reid *Saufeium, puto* (*pete* M), *celemus* und verweist auf A IX 6, 2 und Phil. II 47. Aber an beiden Stellen steht nicht *puto*, sondern *opinor.* A IX 6, 2 *Sed, opinor, quiescamus.* Phil. II 47 *incidamus, opinor, media.*

Ebd. *quod te a Bruto scribis, ut certior fieret, quo die in Tusculanum essem futurus, ut ad te ante scripsi, VI Kal.* Die Ellipse von *rogatum esse* vor *scribis* hält Reid für unwahrscheinlich, weil von diesem fehlenden Infinitiv ein Satz abhängt. — *Esse in* mit dem Akkus. eines Ortsnamens hält R. mit Recht für unmöglich; es sei zu lesen entweder *Tusculano* oder *venturus* — diese beiden Lesungen sind schon von anderen vorgeschlagen — oder *iturus*.

A XV 4a *Summatim adhuc ad te; nihildum enim a Balbo*: „Soviel in der Kürze an dich; denn von Balbus ist noch nichts eingetroffen". Der folgende Brief an Attikus (XV 5), wo Mitteilungen von Balbus vorliegen, ist wieder ausführlicher. Es ist also alles in bester Ordnung, und man braucht nicht mit Reid den ersten Satz abzuändern in *Summa tamen adhuc apud te.*

A XV 7 *mihi placebat cum sensus eius de re publica cum tum scribendi.* So M. Für die wahrscheinlichste Verbesserung von *cum tum* hält Reid *tum consilium scribendi*; denn *cūm* sei eine bekannte Zusammenziehung für *consilium.*

Ebd. *Servius vero pacificator cum librariolo suo videtur obisse legationem et omnes captiunculas pertimescere.* Reid leitet *librariolo* mit Recht von *librariolum* ab, nicht von *librariolus. Librarium* ist ein Schriftenbehälter, *capsa.* Weiter heißt es: *Debuerat autem non 'ex iure manum consertum', sed quae sequuntur tuque scribes.* Ob Reid vor *tuque* eine Interpunktion setzt und welche, ist nicht klar, jedenfalls will er *tuque scribes* eng an das Vorhergehende anschließen. Das hat wenig Wahrscheinlichkeit. Besser wird nach *sequuntur* ein Punkt gesetzt und dann mit anderen gelesen *tu quoque scribes.* Denn mit der Sendung, die Cicero zu diesem Briefe an Attikus veranlaßt, hat dieser nur Briefe anderer geschickt, ähnlich wie Cicero selbst A XVI 16; unser Brief fängt an: *Gratum, quod mihi epistulas,* sc. misisti.

A XV 8, 2 *homines comparari qui armati in Tuscalanum mitterentur.* Hier sei *in Tusculanum = in agrum Tusculanum.* Es handle sich darum, erklärt Reid wohl mit Recht, die zahlreichen, im Bezirk von Tuskulum lebenden Senatoren zur Teilnahme an der bevorstehenden Senatssitzung zu zwingen. Weiter sei zu lesen: *id quidem nihili* (oder *mihi nihili*; M hat *mihi*) *videbatur villaeque* (mit Wesenberg; *ut ille que* M) *plures videndae.* Dies letzte sei gemeint: um andere zu warnen.

A XV 18, 1 *scripsi ad Dolabellam petiique ab eo de mulis vecturae itineris. Et in eis, quoniam intellego . . . pertinere —, ut ergo in eiusmodi re tribues nobis paulum operae.* Reid will lesen *ab eo decem mulos*, sehr unwahrscheinlich. Denn der Konsul Dolabella soll doch nicht selbst die Maultiere liefern, sondern nur Cicero das Recht verschaffen, auf der Reise in der Provinz sich Maultiere stellen zu lassen. Statt nun Attikus in voller Ausführlichkeit die an Dolabella gerichtete Bitte mitzuteilen, sagt Cicero kurz: „ich

habe an ihn eine Bitte gerichtet betreffend Maultiere für die Beförderung". Während man weiter mit Recht *itineris* als Doppelschreibung für *et in eis* streicht, will Reid *et in eis* als Doppelschreibung für *itineris* streichen. Es ist aber *itineris* neben *vecturae* überflüssig und lästig, dagegen *Et in eis*, wegen der deutlichen Wiederaufnahme des vor *quoniam* begonnenen Satzes in den Worten *ut ergo in eiusmodi re*, unentbehrlich.

A XV 19, 1 *illud ἐργῶδες* bezieht sich, erklärt Reid zutreffend, darauf, daß Attikus mit den Vorbereitungen für die Spiele des Brutus viel zu tun hatte. Weiterhin liest R. mit Recht, wie schon Wesenberg: *Sed ut ais coram. Theophanes quid velit, nescio.*

A XV 20, 1 *Quis haec ut scribis ante nos?* So Reid mit Corradus. Überliefert ist *anteno*. Reid ergänzt: *passus est.*

Ebd. § 2 *genus illud interitus quo casurus* (M², *causurus* M¹) *est.* Reid vermutet *quo causa casura est*; hierin sei *quo* Abl. instrum.

A XV 22, 1 (Pansam) *amicissimum Bruto et Cassio puto, si expediet, sed quando?* Die in der Überlieferung an *quando* anschließenden Worte *illos videbit* hält R. für eine unechte Vervollständigung.

A XV 25 liest Reid: *Velim* (*et tu* M) *etiam scire quo die Olympia* [*cum*]; *mysteria scilicet. Ut tu* [*scires*]: *casus consilium nostri itineris iudicabit. Dubitemus igitur. Est enim hiberna navigatio odiosa, eoque ex te quaesieram mysteriorum diem.* Hierin seien mit *Olympia* die olympischen Spiele gemeint, und *mysteria scilicet* bedeute: „über die Mysterien hast du mir ja schon Auskunft gegeben". Hierdurch werde das Tempus von *quaesieram* verständlich. Zu *Ut tu* ergänzt Reid: *ais.* Wenn man seit Bosius statt des überlieferten *Olympia cum* liest *olim piaclum* oder *piaculum*, so wird *olim* mit Recht von Reid verworfen, ebenso die Deutung von *piaculum* auf das Fest der bona dea, sowie die Streichung von *mysteria scilicet*, das geschützt wird durch *ex te quaesieram mysteriorum diem.*

A XV 27 *Excudam aliquid Ἡρακλείδειον, quod lateat in thesauris tuis.* Hier bezeichne *lateat* den Wunsch des Cicero, daß die Schrift bis auf weiteres nicht veröffentlicht werden solle.

Zu A XVI 1, 5, wo Reid außer *id est minutatim* auch *abunde* und *satis* für unecht hält, kann ich verweisen auf JB. XV (1899) S. 374 f.

A XVI 2, 5 vermutet Reid *De discidio* (oder *De condicione*; M hat *de enectio*) *non credo.*

A XVI 3, 1 *idem σύνταγμα* (d. i. Ciceros Werk de gloria) *misi ad te retractatius et quidem ἀρχέτυπον ipsum crebris locis inculcatum et refectum. hunc tu tralatum in macrocollum lege arcano convivis tuis . . .* Cicero schreibt dies am 16. oder 17. Juli 44 an Attikus, nachdem er schon am 11. Juli ein Exemplar des Werkes

an ihn abgeschickt hatte (XVI 2, 6). Man sieht also, daß er in den Tagen nach dem 11. Juli noch manches änderte. Attikus weiß, daß er ohne besondere Anweisung des Verfassers die Vervielfältigung und Veröffentlichung nicht vornehmen soll (XVI 2, 6: *custodies igitur ut soles*). Schon bei der ersten Übersendung nun schreibt Cicero: *sed notentur eclogarii, quos* (Reid vermutet *ἐκλογαί, quas*) *Salvius bonos auditores nactus in convivio dumtaxat legat*. Die Zusätze *bonos* zu *auditores* und *dumtaxat* zu *in convivio* sind nicht zwecklos. Vor „gutgesinnten" Zuhörern soll Salvius die Schrift vorlesen und „natürlich nur beim Mahle". Gutgesinnte Zuhörer sind ausgesprochene Cäsarianer und Anhänger des Antonius nicht; Leute dieser Art soll Attikus zu dieser Vorlesung nicht einladen (vgl. A XVI 11,1 a. E.). Es mochte eben schon in der Schrift De gloria manches stehen, was für solche Leute nicht angenehm zu hören war, wie in dem danach verfaßten Laelius (s. meine Einleitung zur 10. Auflage von Cic. Laelius, erklärt von C. W. Nauck; es ist dort S. 3 zu lesen ad Att. XVI 11, 1 statt Att. XV 11, 1) und in der 2. Philipp. Rede. Und „natürlich nur beim Mahle" sollte sie vorgelesen werden, nicht etwa in größerer Öffentlichkeit. Auch bei der Übersendung des durchgesehenen Exemplars schreibt Cicero: *hunc* (Reid vermutet *hoc*) *tu . . . lege arcano convivis tuis*. Hier muß mit *arcano* dasselbe gemeint sein wie bei der erstmaligen Sendung mit den einschränkenden Zusätzen, also zwar nicht „im geheimen", aber doch „mit Ausschluß der Öffentlichkeit" oder „vertraulich". Diese Verwendung des Wortes ist mit seinem sonstigen Gebrauch durchaus vereinbar. Caes. b. c. I 19, 2 *Ipse* (Domitius in Corfinium) *arcano cum paucis familiaribus suis conloquitur*. Cic. fin. II 26, 85: *At quicum ioca, seria, ut dicitur, quicum arcana, quicum occulta omnia*? Mit Unrecht verdächtigt Reid an unserer Stelle und bei Cäsar das Wort als unecht, während er bei Cic. de fin. die Wahl läßt, *quicum arcana* oder *quicum occulta* für unecht zu halten. Wenn übrigens Reid aus Anlaß unserer Briefstelle auch A XIII 12, 2 *Ligarianam praeclare vendidisti* auf eine ähnliche Vorlesung der Ligariana durch Attikus bezieht, so kann dies doch nicht in *vendidisti* liegen. Dies Wort kann sich nur auf den buchhändlerischen Vertrieb der Rede durch Attikus beziehen, und erst A XIII 20, 2 *Theatrum quidem sane bellum habuisti* deutet auf eine solche Vorlesung hin.

A XVI 4, 2 liest Reid: *Ad ipsum autem Libonem* (S. Pompeius) *scripsit nihil se* (überliefert ist *nihil esse*), *nisi ad larem suum liceret*. Reid ergänzt *accepturum*: er werde keine Bedingung annehmen.

A XVI 5, 2 *Quintus fuit mecum dies complures, et, si ego cuperem, ille vel plures fuisset; sed quantum fuit incredibile est quam me in omni genere delectarit*. Ebensogut wie man sagt *multum mecum fuit*, kann man auch sagen *quantum mecum fuit*, und es bedarf weder einer Ergänzung noch der Änderung in *quam diu* oder, wie Reid will, *quot*.

A I 1, 2 vermutet Reid: *quae tum erit absoluta. Sane facile eum ac libenter consulem renuntiari acceperim.* Vgl. JB. XXX (1904) S. 382.

A I 4, 1 verwirft R. mit Recht die Überlieferung *Nunc vero sentio ... venias ad id tempus* und liest statt *sentio* mit Lambin *censeo* (oder auch *suadeo*, was wohl weniger in Betracht kommt).

A I 13, 1 *Accedit eo, quod mihi non † ut quisque in Epirum proficiscitur.* Mit Recht hebt Reid hervor, daß vorher von der Unzuverlässigkeit der Briefboten die Rede ist, also mit *accedit eo* dieser Punkt nicht noch einmal eingeführt werden kann, daß also die Vermutungen *non usui est ut quisque* oder *non utilis est ut quisque* nicht richtig sein können. Vielmehr wird, wie die folgenden Sätze zeigen, die Schwierigkeit zuverlässiger Briefbeförderung an Attikus dadurch erhöht, daß dessen Aufenthaltsort ungewiß ist, und es ist zutreffend, wenn R. meint, Cicero müsse etwa geschrieben haben: *non de te liquet ut quisque* ..., wenn auch gerade dieser Wortlaut nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann. Vielleicht ist nämlich der Ausfall im Text nicht gerade nach *non* anzunehmen, sondern nach *proficiscitur*; Cicero könnte geschrieben haben: *Accedit eo, quod mihi non ut quisque in Epirum proficiscitur te visurus videtur.* Den Anlaß zu dem Ausfall könnte die Gleichheit der Silben am Ende der Wörter *proficiscitur* und *videtur* gegeben haben.

Zu A I 14, 2—4 ,vgl. JB. XXV (1899) S. 343 und XXVII (1901) S. 286—290.

Zu A I 18, 1 vgl. JB. XXVII (1901) S. 285.

Zu A II 1, 1 lehnt Reid mit Recht die Auffassung Pursers ab, daß Attikus zuerst in Corcyra von einem Entwurf von Ciceros griechischer Schrift über sein Konsulat obenhin Kenntnis genommen und nachher durch Cossinius die ausgearbeitete Schrift erhalten habe. R. bleibt aber wegen der Lesart *post autem a Cossinio accepisti* bei der unwahrscheinlichen Annahme stehen, daß Attikus ein Exemplar von Ciceros Schrift schon in Händen hatte, bevor das von Cossinius überbrachte eintraf (s. oben S. 33 f.).

A II 4, 2 *Clodius ergo, ut ais, ad Tigranem! Velim † Sirpiae condicione; sed facile patior. Accommodatius enim nobis est ad liberam legationem tempus illud, cum et Quintus noster iam, ut speramus, in otio consederit, et iste sacerdos Bonae deae cuius modi futurus sit scierimus. Interea quidem cum Musis nos delectabimus* cet. Ich habe die Stelle etwas vollständiger ausgeschrieben, damit man sieht, in welcher Richtung sich Ciceros Gedanken bewegen. Wenn er sagt: „Aber (*Sed!*) es ist mir recht, eine spätere Zeit wird für eine *libera legatio* geeigneter sein, für jetzt will ich mich an den Musen erfreuen“, so drängt er hiermit den Wunsch, schon jetzt eine solche freie Gesandtschaft zu übernehmen, zurück, und dieser Wunsch ist es, der vor *sed facile patior* in der Überlieferung enthalten sein muß. Den richtigen Weg zu deren Verbesserung

schlägt also weder Reids Vermutung ein (*velim turpiore condicione*) noch sonst eine von denen, die bei Tyrrell-Purser erwähnt werden, sondern Popma, wenn er schreiben wollte: *velim surripi ea condicione*. Nur wird man das Persönliche dieses Wunsches und den Gegensatz zu Clodius mehr betonen und deshalb schreiben müssen: *Velim me surripi ea condicione.*

A II 5, 2 hat M *videte civitatem meam*. C. F. W. Müller liest mit Recht mit Muretus: *vide levitatem meam*. Reid will nur *videte* in *vide* abändern und sieht in *vide civitatem meam* einen sarkastischen Hinweis Ciceros auf dessen Schrift de re publica. Aber der Brief A II 5 stammt aus dem Jahre 59, und die Abfassung der Schrift de re publica unternahm Cicero erst im Jahre 54.

A II 9, 1 *meis putissimis orationibus*. Gemeint sind Reden für Pompejus. Reid weist darauf hin, daß *putus* allein überhaupt nicht vorkommt und *purus putus* nicht bei Cicero. In der Tat hat *putissimis* wenig Wahrscheinlichkeit. Reid erklärt sich für des Turnebus Vermutung *putidissimis* in dem Sinne von „übertreibend". Es ist aber doch fraglich, ob Cicero seine den Pompejus verherrlichenden rednerischen Leistungen herabsetzen will. Vielleicht schrieb er *politissimis.*

A II 14, 2 liest Reid: *basilicam habeo non villam frequentia Formianorum, at quam partem basilica tribus Aemiliae* (sc. *capiet*). Die Ergänzung von *capiet* liegt nicht nahe genug. Nach dem vorangehenden *habeo* müßte man *habet* ergänzen, was nicht paßt. Vgl. oben S. 34f.

A II 20, 2 schützt Reid mit Recht *simul et quid erit certi*; vgl. oben S. 11.

17) **Th. Schiche, Zu Ciceros Briefen.** Beilage zum Jahresbericht des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1905. 30 S. 4.

Diese Abhandlung betrifft einige Briefe Ciceros aus den Jahren 46 und 45, in denen er seine literarische Tätigkeit berührt. So kommen zunächst nach einem kurzen Hinweis auf ad fam. IX 2, wo auf die Schrift de legibus angespielt wird, die Briefe A XII 3, XII 4 und XII 2 zur Sprache. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß diese Briefe in der soeben angegebenen Folge in der Zeit vom 27. April bis 5. Mai 46 geschrieben wurden. W. Sternkopf aber bestreitet in einer Anzeige dieser Abhandlung (WS. f. klass. Phil. 1906 S. 150 ff.) die Richtigkeit dieses Ergebnisses. Die Gerüchte, von denen zu Anfang zu XII 2 die Rede sei, gehörten nicht in die Zeit, in die ich den Brief setze, sondern in den Januar oder Februar 46. Sie seien sämtlich als für Cäsars Sache ungünstig aufzufassen. Der Anfang des Briefes lautet: *Hic rumores tamen Murcum perisse naufragio, Asinium delatum vivum in manus militum, L navis delatas Uticam reflatu hoc, Pompeium*

non comparere nec in Balearibus omnino fuisse, ut Paciaecus adfirmat. Weil Cäsar zu Beginn des Afrikanischen Krieges für die Überfahrt von Sizilien nach Afrika mit ungünstigem Wetter zu kämpfen hatte, sollen sich nach St. jene Gerüchte, soweit sie Schiffbruch und Schiffe betreffen, auf diese Überfahrt beziehen. Sieht man genauer zu, so scheidet zunächst das den Murcus betreffende Gerücht als Anhalt für eine Zeitbestimmung aus. St. selbst erklärt: „Ob Murcus gleich beim ersten Transport mit Cäsar hinüberging, wissen wir nicht, wie denn überhaupt die Berichte von ihm schweigen". Wenn wir nicht wissen, wann Murcus zur See ging, so können wir auch nicht wissen, wann er Schiffbruch gelitten haben und wann ein solches Gerücht sich in Rom verbreitet haben könnte. Deshalb habe ich dieses Gerücht zu einem Versuch, den Brief XII 2 zu datieren, nicht herangezogen. Ebenso habe ich das den Asinius betreffende Gerücht auf sich beruhen lassen. „Bei dem Ausdruck *delatum*", sagt St., „denkt man, wenn auch nicht notwendig, so doch in erster Linie an die See". Daß es also nicht notwendig ist, bei *delatum* an die See zu denken, gibt St. zu. Daß man aber dabei auch nur „in erster Linie" an die See denkt, ist sehr bestreitbar. Der Ausdruck besagt nichts weiter, als daß im Gegensatze zu Murcus, der angeblich durch Schiffbruch den Tod fand, Asinius lebend den Soldaten der Gegner in die Hände gefallen sein sollte. Den Ausdruck *reflatu hoc*, den Cicero dem dritten Gerücht beifügt, auch auf die beiden ersten Gerüchte zu beziehen, verbietet die Stellung desselben durchaus. Dieses dritte Gerücht lautet nämlich: *L navis delatas Uticam reflatu hoc.* St. denkt hierbei an Stellen des Bellum Africanum, wo gesagt ist, daß bei der Überfahrt von Sizilien nach Afrika eine Anzahl Schiffe *vento dispersae atque errabundae diversa loca petierunt* (c. 2), daß sie *incertae locorum Uticam versus petere visae sunt* (c. 7), daß sie *errabundae male vagabantur incertae locorum atque castrorum suorum, quas singulas scaphae adversariorum complures adortae incendebant atque expugnabant* (c. 21), daß C. Vergilius, der Kommandant von Thapsus, bemerkte, *naves singulas cum exercitu Caesaris incertas locorum atque castrorum suorum vagari.* Es geht aus diesen Stellen hervor, daß diese Schiffe ziellos umherirrten — der Ausdruck *errabundae* und *vagari* ist wiederholt gebraucht —, und daß sie in ihrer Vereinzelung genommen oder vernichtet wurden; von Utika ist zwar die Rede, aber doch nur insoweit, als der Kurs mancher dieser Schiffe auf Utika zu gehen schien, nicht aber so, daß auch etliche nach Utika gekommen wären. Daß dagegen solche Schiffe wider den Willen ihrer Bemannung durch widrige Winde nach Utika oder einer anderen ihnen feindlichen Stadt verschlagen worden wären, ist nirgends gesagt. Zu beachten ist auch der Ausdruck *reflatu hoc.* Er kann nur bedeuten: durch den jetzt herrschenden Gegenwind. Für Cäsars Überfahrt von Sizilien nach Afrika hätte östlicher

Wind von Cicero nicht als Gegenwind, sondern als günstiger Wind angesehen werden müssen. Wer aber von westlichem Wind nach Utika verschlagen wird, muß die Absicht gehabt haben, über Utika hinaus nach Westen zu fahren, was auf Cäsars Schiffe nicht zutrifft. So kann also jenes dritte Gerücht, auf Cäsars Schiffe bezogen, weder auf eine wirklich vorgekommene Tatsache zurückgeführt werden, noch wird man bei dieser Deutung Ciceros Ausdruck gerecht. Beides dagegen ist der Fall bei der Deutung, die ich, Victorius folgend, den Worten *L navis delatas Uticam reflatu hoc* gebe. Sie beziehen sich auf die unfreiwillige Landung des Scipio und anderer Pompejaner mit einer Anzahl von Schiffen zwar nicht in Utika — hierin waren die umlaufenden Gerüchte ungenau —, aber doch in Hippo Regius (s. Progr. S. 8 f.). Daß Cicero nach der Erwähnung der Cäsarianer Murcus und Asinius nicht von Pompejanischen Schiffen sprechen könne, ist nicht zuzugeben, und daß Pompejanische Schiffe gemeint sind, ist durch *reflatu hoc*, das nur auf sie paßt, genügend kenntlich gemacht; schon vorher befinden wir uns mit *militum* auf Pompejanischer Seite. — Das vierte Gerücht betrifft den Cn. Pompejus (den Sohn) und lautet: *Pompeium non comparere nec in Baliaribus omnino fuisse, ut Paciaecus adfirmat.* Auch hier ist auf den Ausdruck genau zu achten. Nach der Behauptung des Paciaecus ist Pompejus auf den Balearen gewesen. Wir wissen, daß diese Behauptuug des Paciaecus zutrifft. Er muß aber noch mehr behauptet haben als die bloße Anwesenheit des Pompejus auf den Balearen. Das sie verneinende Gerücht würde sonst lauten *nec in Balearibus fuisse.* Die Hinzufügung von *omnino* beweist, daß noch mehr verneint wird: „Pompejus ist überhaupt nicht auf den Balearen gewesen, geschweige denn, daß er dort irgend etwas unternommen hätte“. Paciaecus muß also nicht bloß von der Landung des Pompejus auf den Balearen, sondern auch von seinen dortigen Unternehmungen Kunde gehabt haben, insbesondere davon, daß er von den Balearen aus die Insel Ebusus nach langem Widerstande eroberte (Drumann III ² 566). Wenn jetzt ein Gerücht alles dies verneinte und sogar dahin lautete: *Pompeium non comparere,* Pompejus komme nicht zum Vorschein, so muß dies, wie Drumann a. a. O. zutreffend bemerkt, daran gelegen haben, daß man in Rom lange ohne Nachrichten von ihm war. Aus alledem folgt, daß zwischen des Pompejus Abfahrt von Utika und dem Tage, wo Cicero diesen Brief schrieb, eine Zeit von beträchtlicher Länge liegen muß. Pompejus ging nach dem Verfasser des Bellum Africanum (c. 22 f.), dem St. zustimmt, nach dem Gefecht bei Ruspina, das am 4. Januar stattfand, in See. Sein Weg führte ihn zunächst nach Mauretania Tingitana, dem heutigen Marokko, wo er die Stadt Ascurum vergeblich bestürmte, und von dort aus erst nahm er den Kurs auf die Balearen. Zu diesem für die antike Schifffahrt sehr weiten Wege kommt dann, selbst vorausgesetzt, daß

zwischen seiner Abfahrt von Ascurum und seinem Eintreffen auf den Balearen nichts anderes weiter liegt, der Aufenthalt auf den Balearen, die langwierige Eroberung von Ebusus und sein Stillliegen bis zu dem Zeitpunkt, wo in Rom alle Nachrichten von ihm verstummt waren. Zwischen seiner Abfahrt und diesem Zeitpunkt müssen Monate vergangen sein, und daß erst zu diesem Zeitpunkt auch Gerüchte in Rom gingen, die die Überfahrt von Cäsars Streitkräften aus Sizilien nach Afrika im Januar betrafen, ist ganz unwahrscheinlich. Dagegen passen die den Pompejus betreffenden Gerüchte sehr gut in die Zeit, in die ich den Brief XII 2 glaube setzen zu sollen, auf den Anfang Mai 46. Aus alledem ergibt sich, daß Sternkopfs Datierung auf Januar oder Februar 46 unhaltbar ist. Welche der beiden Ansetzungen den Vorzug verdient, kann um so weniger zweifelhaft sein, als die auf Anfang Mai durch den weiteren Inhalt des Briefes manche Bestätigung erhält. Was hier von prunkvollen Spielen und Gastmählern in Präneste gesagt wird, habe ich mit Cäsars Sieg von Thapsus in Verbindung gebracht. Für St. ist es natürlich unbrauchbar, und er erklärt: „von den Spielen in Präneste weiß man anderweitig nichts". Wenn aber auch anderweitig darüber nichts berichtet wird, so sind doch die Äußerungen darüber, die der Brief selbst enthält, charakteristisch genug, um ihre Beziehung auf den Sieg von Thapsus zu rechtfertigen (s. Progr. S. 9). Wenn es weiter in dem Briefe heißt: *Iam explicandum est πρόβλημα*, so erklärt St.: „das *πρόβλημα* ist ganz dunkel". Allerdings wäre es dies, wenn der Brief im Januar oder Februar geschrieben wäre. Aber das Dunkel erhellt sich, wenn man XII 2, wie ich getan habe, zu XII 4 in Beziehung setzt und unter dem *πρόβλημα* nichts anderes versteht, als was XII 4 mit *πρόβλημα Ἀρχιμήδειον* gemeint ist, nämlich den Plan einer Lobschrift auf den in Utika durch eigene Hand gefallenen Cato (s. Progr. S. 11). Auch die Worte *iam te videbo et quidem, ut spero, de via recta ad me* (XII 2, 2) passen sehr gut in die Zeit, in die ich den Brief setze (s. Progr. S. 10 f.), sobald man sich nicht sträubt, den Zusammenhang des Briefes XII 2 mit XII 4 und XII 3 anzuerkennen. Sie bezeichnen dann des Attikus bevorstehende Rückkehr von seinem Nomentanum, wohin er für die Ende April und Anfang Mai gefeierten Floralien gegangen ist.

Die Verlegung von XII 3 und 4 in diese Zeit will St. aus zwei Gründen nicht zugestehen. Es sei unwahrscheinlich, daß man in Rom schon Ende April etwas von Catos Ende wußte; indessen für unmöglich wolle er es nicht erklären. In der Tat ist es weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Die Möglichkeit ergibt sich aus folgendem. Cäsar fuhr am 13. Juni 46 mit einer Flotte von Utika ab und kam *post diem tertium* in Caralis auf Sardinien an, also am 15. Juni. Wenn dies für Cäsar mit einer ganzen Flotte möglich war, so mußte ein einzelner Eilbote von

Utika nach Lilybäum, das noch etwas näher liegt als Caralis, mindestens in derselben Zeit gelangen können. Die Nachricht von Cäsars Sieg bei Thapsus kam nach Utika am 8. April. Für das, was darauf in Utika bis zu Catos Tode geschah, mehr als drei Tage anzusetzen, ist durch nichts geboten. Wenn sich Cato in der Nacht vom 11. zum 12. April entleibte, so fuhr der Bote am 12. April ab, war am 14. in Lilybäum, spätestens am 18. am fretum Siculum und konnte am 25. in Rom eintreffen. Denn wenn Clodius in sieben Tagen vom fretum nach Rom kommen konnte (A II 1, 5), so mußte dies auch für einen Eilboten möglich sein. C. Bardt (Quaestiones Tullianae, Berlin 1866, S. 14) bemerkt: Non inepte licebit conicere, tabellarios, qui non ut nobiles Romani commode proficiscebantur, sed quam celerrime, septem diebus consuevisse conficere iter ex Siciliae partibus non nimis remotis in urbem Romam. Daß also in den letzten Tagen des April Catos Tod in Rom bekannt war, ist sicher möglich. Sodann aber ist es auch einzig wahrscheinlich, daß man eine so wichtige Nachricht, wie es Catos Tod ist, so schnell nach Rom gelangen ließ, wie es möglich war.

Aber St. hält es nicht für glaublich, daß Cicero sogleich nach dem Eintreffen jener Nachricht an eine laudatio Catonis dachte. Diesem Einwande bin ich im allgemeinen schon im Progr. S. 17 zuvorgekommen. Hier will ich noch folgendes bemerken. Die laudationes funebres hätten nicht zu einer Geschichtsquelle werden können, wenn nicht die Sitte bestanden hätte, sie in schriftlicher Abfassung zu erhalten und in Abschriften zu verbreiten. Hieraus entwickelte sich der Brauch, beim Tode hervorragender Persönlichkeiten, auch abgesehen von dem eigentlichen Leichenbegängnis, Lobschriften auf sie zu veröffentlichen. Als Cicero im Jahre 45 eifrig mit philosophischer Schriftstellerei beschäftigt war, verfaßte er nebenbei und gewiß in kurzer Zeit beim Tode der Porcia, der Schwester Catos, eine Lobschrift auf sie, und gleichzeitig war eine solche laudatio Porciae auch von M. Terentius Varro und einem gewissen Ollius veröffentlicht worden (A XIII 48; 37). Diese Gleichzeitigkeit findet ihre Erklärung darin, daß solche laudationes zu Ehren von Verstorbenen kurz nach ihrem Tode erschienen. So ist es nun auch durchaus erklärlich, daß Cicero sogleich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode des Cato daran dachte, mit der Abfassung einer solchen laudatio eine Ehrenpflicht gegen den Verstorbenen zu erfüllen. Denn niemand war dazu mehr berufen als er. M. Brutus war bei dem Eintreffen dieser Todesnachricht noch nicht nach seiner Statthalterschaft in Gallia Cisalpina abgegangen, sondern noch in Rom: denn er kehrt im Jahre 45 um die Wende vom Mai zum Juni nach der Hauptstadt zurück (A XIII 3; 5 7a Ml.), ging also erst um dieselbe Zeit des Jahres 46 nach seiner Provinz ab. Er bestärkte Cicero in dem Entschluß, eine solche Lobschrift zu verfassen (Orator 35). Daß diese wegen der Möglichkeit, bei den Machthabern Anstoß zu erregen, ihre

Bedenken hatte, brauchte nicht erst St. geltend zu machen. Cicero selbst war sich dieser Bedenken durchaus bewußt und gibt ihnen in dem Brief XII 4 sehr treffenden Ausdruck. Aber diese Schwierigkeiten waren später dieselben wie unmittelbar nach Catos Tode. Einen Grund für eine spätere Ansetzung der Lobschrift können sie nicht abgeben. In welche Zeit man auch immer den Brief XII 4 setzen mag, er beweist, daß Cicero sich, als er die Lobschrift plante, jenen Bedenken nicht verschloß. — Schließlich erklärt St., der Ton des Briefes XII 4 sei ein so ruhiger, daß man unmöglich an die Zeit der aufregenden und erschütternden Nachrichten denken könne. Dieser Einwand würde etwas bedeuten, wenn der Brief ein erster und unmittelbar nach dem Eintreffen jener Nachrichten geschriebener wäre und ihm auch keinerlei mündliche Unterhaltungen über sie vorausgegangen wären. Aber es sind nach dem Eintreffen jener Nachrichten schon einige Tage vergangen, und Cicero hat, bevor er und Attikus für einige Festtage aufs Land gingen, die Ereignisse in Afrika mit Attikus, mit M. Brutus und mit anderen sicher nach allen Richtungen durchgesprochen. Unter diesen Umständen auch jetzt noch für solche kurzen Mitteilungen in die Nachbarschaft einen besonders erregten Ton zu verlangen, sind wir nicht berechtigt.

Wenn sich also gegen meine Ansetzung der Briefe XII 3 und 4 nicht gewichtigere Einwände erheben lassen, als sie St. erhebt, so kann sie für gesichert gelten. Daß gewisse Einzelheiten in diesen Briefen auch hier wieder im Zusammenhange mit meiner Ansetzung verständlich werden, während sie für St. dunkel bleiben, will ich nur kurz erwähnen, ohne darauf näher einzugehen.

An die Lobschrift auf Cato werden wir erinnert in einem Briefe Ciceros an Tiro (fam. XVI 22), worin der letztere aufgefordert wird, bei der Vervielfältigung jener Schrift den Abschreibern zur Hand zu gehen. Diesen Brief habe ich samt zwei anderen mit ihm zusammengehörigen Briefen an Tiro (fam. XVI 19 und 17) auf Grund meiner Ansicht über die Abfassungszeit jener Schrift und einiger anderer Kriterien auf die zweite Hälfte des Juni 46 angesetzt. Die Gründe für diese Ansetzung hält St. für unzureichend; warum, erfahren wir nicht, vermutlich doch aber hauptsächlich deshalb, weil St. meine Ansicht über die Abfassungszeit der Lobschrift auf Cato nicht teilt. Ist diese aber richtig, so gilt dies auch von den drei in Rede stehenden Briefen an Tiro.

Um ein anderes literarisches Erzeugnis des Cicero, nämlich um seine Rede für Ligarius, handelt es sich A XIII 19 und 20. Diese bisher gesonderten Briefe — in der guten Überlieferung sind alle Briefe des XII. und XIII. Buches ungeschieden — habe ich geglaubt zu einem einzigen Brief zusammenziehen zu sollen, wie ich das gleiche früher für die Briefe XIII 13 und 14, 15 und 16, 17 und 18 getan habe. Die Versuche von O. E. Schmidt, diese früheren Zusammenlegungen teils aufzugeben, teils abzu-

ändern, habe ich als verfehlt erwiesen in den JB. XXVII (1901) S. 262 ff. Der entscheidende Grund, weshalb auch 19 mit 20 zusammengelegt werden muß, besteht darin, daß Cicero in dem Briefe, der mit XIII 19, 1 beginnt, unmöglich nur das geschrieben haben kann, was uns in XIII 19 vorliegt (Progr. S. 19 ff.). Hierfür habe ich den zusammenhängenden und einheitlichen Nachweis erbracht. Natürlich mußten hierbei viele Einzelheiten, die den Inhalt der beiden Briefe 19 und 20 bilden, zur Sprache kommen, und zwar geschieht dies in der Folge, in der Cicero selbst die Dinge der Reihe nach zur Sprache bringt. Jede dieser Einzelerörterungen dient dazu, entweder zu jenem Nachweis beizutragen oder ihn doch zu unterstützen oder scheinbare Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Hiernach wird man beurteilen, was davon zu halten ist, wenn St. behauptet, ich führte eine ganze Reihe von Gründen an, die zwar alle eine gewisse Scheinbarkeit hätten, von denen aber kein einziger geradezu durchschlagend sei, und wenn er die Bemerkung hinzufügt: „Wenn man auch noch so viele halbe oder Dreiviertelsgründe zusammenbringt, sie haben doch nie die Kraft eines ganzen“. In Wirklichkeit hat St. jenen einen und ganzen durchschlagenden Grund, den ich nachgewiesen habe, nicht anfechten können. Trotzdem aber erklärt er, indem er sich an eines jener scheinbaren Hindernisse hält, das Ergebnis meiner Auseinandersetzung für zweifelhaft. Von der Ligariana ist nämlich zuerst 19, 2 und dann wieder 20, 2 die Rede. Daß Cicero nach der erstmaligen Erwähnung von neuem auf die Ligariana zu sprechen komme, sei, meint St., für meine Annahme bedenklich. Dieses Bedenken ist indessen recht unerheblicher Natur. Auf gewisse, mit der Ligariana zusammenhängende Mitteilungen und Wünsche des Attikus in dem Briefe, auf den Cicero hier antwortet, geht dieser erst an der zweiten Stelle ein (20, 2: *Ad Ligarianam de uxore Tuberonis et privigna neque possum iam addere* (*est enim pervulgata*) *neque Tuberonem volo offendere; mirifice est enim φιλαίτιος; theatrum quidem sane bellum habuisti*). An der ersten ist ihm die Tatsache, daß Attikus in seinem Briefe von der Ligariana spricht, natürlich auch bewußt — denn er hat doch den Brief ganz gelesen, bevor er sich daran macht, ihn zu beantworten —, er kommt jedoch hier zunächst in anderer Weise als weiterhin auf sie zu sprechen. Die Gedankenfolge in seinem Antwortschreiben ist eben nicht bloß durch den vorliegenden Brief des Attikus beeinflußt, sondern auch durch die Wichtigkeit und Dringlichkeit der Dinge, die ihn in dieser Zeit und namentlich auch in den vorhergehenden Briefen beschäftigen. Er hat zuletzt mehrere Briefe an Attikus geschrieben, ohne von diesem welche zu erhalten. Der Grund davon war eine so ernstliche Erkrankung der Tochter des Attikus, daß dieser in seinem Briefwechsel mit Cicero hatte eine Stockung eintreten lassen. Da Cicero nun nach des Attikus erster Mitteilung hierüber in dem

Briefe, den Cicero mit XIII 12 beantwortet, in den nächsten Tagen von Attikus keine Nachricht erhält, so werden seine Erkundigungen nach dem Befinden der Attika immer dringender. So ist es denn nur natürlich, daß wir in seiner Antwort auf den ersten Brief des Attikus, den dieser nach jener Unterbrechung des Briefwechsels schreibt, vor allem anderen lesen: *in quibus* (tuis litteris) *illud mihi gratissimum fuit, quod Attica nostra rogat te, ne tristis sis, quodque tu ἀκίνδυνα esse scribis* (XIII 19, 1). Dann kommen zunächst literarische Dinge zur Sprache, der schriftstellerische Erfolg, den Attikus mit dem Vertrieb der Ligariana Cicero bereitete, und die Übertragung der Academica auf Varro. Von dem Erfolg mit der Ligariana muß Attikus schon in seinem letzten Briefe vor der Unterbrechung gesprochen haben. Denn in seiner Antwort auf diesen Brief, die in A XIII 12 vorliegt, schließt Cicero an die die Krankheit der Attika betreffenden Eingangsworte sogleich die Bemerkung an: *Ligarianum praeclare vendidisti, posthac, quicquid scripsero, tibi praeconium deferam.* Ganz ähnlich folgen in dem Briefe, der uns jetzt beschäftigt, auf die oben angegebenen, die Attika betreffenden Worte folgende Sätze: *Ligarianam, ut video, praeclare auctoritas tua commendavit. Scripsit enim ad me Balbus mirifice se probare ob eamque causam ad Caesarem eam se oratiunculam misisse. Hoc igitur idem tu mihi antea scripseras.* Ich will nicht wiederholen, was ich hierüber Progr. S. 21 gesagt habe. Man sieht jedenfalls, daß es jetzt entweder vorzugsweise oder ganz ausschließlich der Brief des Balbus ist, der ihn zu dieser Äußerung veranlaßt, daß dieser Brief des Balbus ihm Freude gemacht hat und er sich deshalb gedrungen fühlt, seiner Anerkennung für die Bemühungen des Attikus um die Ligariana von neuem Ausdruck zu geben. Da er sich hierbei nicht auf den ihm jetzt vorliegenden, sondern ausdrücklich auf einen früheren Brief des Attikus bezieht, also doch wohl auf den, der XIII 12 vorliegt, so ist anzunehmen, daß Attikus in dem jetzt vorliegenden Briefe nicht wieder von seinen Bemühungen um die Ligariana gesprochen hat. Aber selbst wenn es der Fall war, so würde Ciceros Verfahren, hiervon schon an dieser Stelle seines Briefes zu sprechen, durchaus nichts Befremdliches haben. Wie nun weiter in XIII 12 auf die obige, die Ligariana betreffende Bemerkung ausführliche Auseinandersetzungen über die Umarbeitung der Academica folgen, so geschieht dies in derselben Weise in unserem jetzigen Brief. Und wie dort nach Erledigung des Literarischen das Persönliche sich anreiht, Dinge, die entweder Cicero oder andere Personen betreffen, so in unserem Briefe; auch was in XIII 20 die Ligariana angeht, ist rein persönlicher Natur. Was in dieser wohlgeordneten Gedankenfolge die zweimalige Nennung der Ligariana Bedenkliches haben soll, ist nicht zu verstehen. Wir können doch nicht annehmen, daß Cicero sich pedantisch an ein Gesetz gebunden haben sollte, niemals etwas an zwei verschiedenen Stellen eines Briefes zu erwähnen.

Doch genug von diesen Bedenken Sternkopfs. Wir können nicht bloß unbedenklich die bisher getrennten Briefe 19 und 20 als einen einzigen Brief ansehen, sondern müssen es tun.

Von der zweiten Hälfte des bisherigen Briefes 20 habe ich eine von den bisherigen Deutungsversuchen abweichende neue Erklärung gegeben. Ich weise, wie dies Ciceros ganze Auseinandersetzung erfordert, ein einheitliches Thema nach, zeige, daß darin jeder Satz und jedes Wort eine angemessene Deutung findet, und hoffe, daß meine Auffassung um so mehr allen Anforderungen entspricht, als sie in den Zeitpunkt der Abfassung des Briefes 20 aufs genaueste hineinpaßt. Denn diese Äußerungen Ciceros hängen nach meiner Ansicht mit dem soeben erfolgten Erscheinen der Ligariana zusammen. Doch ich verweise auf das Programm S. 22—29. St. erklärt, was ich vorbringe, lasse sich hören, findet es aber doch zweifelhaft und fraglich. Irgend welche Gründe für diese Zweifel werden nicht angegeben.

18) Th. Sinko, Coniectanea. Wiener Studien XXV (1903) S. 158.

Cic. epist. VII 12, 2: *Sed quonam modo ius civile defendes, cum omnia tua causa facias, non civium? Ubi porro illa erit formula fiduciae*: '*VT INTER BONOS BENE AGIER OPORTET*'? † *quis enim est qui facit nihil nisi sua causa?* Unter Verweisung auf Plaut. Pers. 67, Cic. de legg. I 49, de fin. III 64 und Att. VII 2, 4 will S. lesen: *quis enim est* ⟨*vir bonus*⟩, *qui facit*..., nachdem schon P. Manutius vorgeschlagen hatte: *quis enim est* ⟨*bonus*⟩, *qui*... Daß Cicero eins von beiden geschrieben hat, ist sehr wahrscheinlich, aber welches, wird sich schwerlich entscheiden lassen.

19) W. Sternkopf, Untersuchungen zu den Briefen Ciceros ad Quintum fratrem II 1—6. Hermes XXXIX (1904) S. 383—418.

Daß Cicero sich Ende 57 als Legat des Pompejus für die Getreidebesorgung in Sardinien durch seinen Bruder Quintus ersetzen ließ, ist von Drumann behauptet, aber nicht bewiesen. Vielmehr habe, meint St., Pompejus den Quintus zum Legaten ernannt, weil er ihn schätzte und brauchen konnte. In die Zeit nun, in der Q. Cicero nach Sardinien reiste und sich dort aufhielt, fallen die Briefe ad Qu. fr. II 1—6. In dem ersten macht M. Cicero in der Zeit zwischen dem 10. und 17. Dezember seinem Bruder Mitteilungen über den Verlauf einer Senatssitzung. Ciceros Angaben über die an ihr teilnehmenden Senatoren sind in unseren Ausgaben infolge schlechter Überlieferung mangelhaft; zutreffend liest St. mit Holzapfel: *consulares nos fuimus et duo consules designati, P. Servilius, M. Lucullus, Lepidus, Volcacius, Glabrio; praetorii sane frequentes; fuimus omnino ad ducentos.* In Ciceros Bericht steht weiterhin nach den Ausgaben *Dixit Milo. Coepit dimittere.* Aber *Dixit Milo* paßt nicht hinein. Um die bisherigen Abänderungsversuche durch etwas Besseres zu ersetzen, geht St. auf die von Mommsen

entwirrte Blätterversetzung des Archetypus zurück, in der diese Briefe überliefert sind, und nimmt die Fuge zweier Blätter nicht vor, sondern nach *Milo* an. Dieses sei erst infolge der Anreihung von *coepit dimittere* hergestellt worden aus *Milonis*, das II 3, 4 nach *ipsius* einzusetzen sei. Hier also sei zu lesen *ipsius Milonis copiis*, während II 1, 1 *Milo* zu streichen sei. Das ist annehmbar. Statt aber *dixit* allein stehen zu lassen, wie St. will — er liest . . . *se intellegere. Dixit: coepit dimittere* —, wird man es wohl besser mit *se intellegere* zusammennehmen, so daß *se intellegere dixit* im Gegensatze steht zu dem vorausgegangenen *se rogaturum negavit*. Auch kann ich nicht zustimmen, wenn St. II 3, 4 in dem Satze, in den *Milonis* gehört, das überlieferte *in ea* für sprachrichtig hält — mit *ea* seien Quirinalia gemeint, die davor erwähnt werden —, während die meisten Herausgeber statt dessen *in eo* lesen, so daß sich ergibt: *in eo multo sumus superiores ipsius Milonis copiis*. Mit *in eo* ist dann, dem Inhalt des vorangehenden Satzes (*operas autem suas Clodius confirmat, manus ad Quirinalia paratur*) entsprechend gemeint: *in manu paranda*.

Ad Qu. fr. II 1, 2 heißt es von dem Tribunen Racilius nach der Überlieferung: *sententiam dixit, ut ipse iudices per praetorem urbanum sortiretur*. St. bevorzugt, weil nicht zu ersehen sei, wer mit *ipse* gemeint ist, die Lesart des Manutius: *ut ipse iudices praetor urbanus sortiretur*, will aber, um die Korruptel besser zu erklären, lesen: *ut ipse iudices per* ⟨*se*⟩ *praetor urbanus sortiretur*.

Das Pränomen *C.* vor dem nachher genannten Cassius, das jetzt in den Ausgaben steht nach einem Vorschlage von Baiter, will St. mit Recht als ebenso unsicher wie unnötig wieder beseitigt wissen.

II 2, 1 könne, meint St., *Lentuli et Sesti nomine* bedeuten: „mit Rücksicht auf L. und S."; ob man vor *Lentuli* mit Manutius *de* einzuschieben habe, sei fraglich. Weiterhin sei zu interpungieren: *Quoquo modo res se habet, non est facillima. Sed habet* cet., so wie § 3: *obtinere causam Lentulus videbatur; in ea re nos . . . satis fecimus, sed per obtrectatores . . . extracta est*, so daß *res* als Subjekt zu *extracta est* nicht eingesetzt zu werden brauche, wie man früher tat, sondern aus *in ea re* hinzuzudenken sei. In den Worten *in ea re nos et officio erga Lentulum mirifice et voluntati Pompei praeclare satisfecimus* deutet St. *voluntati Pompei* mit Recht nicht auf die Absicht des Pompejus, selbst die Zurückführung des Königs von Ägypten zu übernehmen; *voluntati Pompei satis fecimus* bedeute vielmehr: „ich habe dabei ganz im Sinne des Pompejus gehandelt". Pompejus trat nämlich offiziell für Lentulus ein.

Zwischen II 2 und II 3 ist ein Brief des M. Cicero verloren gegangen.

II 3, 7 sind die Worte *domus tibi ad lucum Pisonis Liciniana conducta est; sed, ut spero, paucis mensibus post K. Quintiles in tuam commigrabis* so zu verstehen, daß für Quintus auf die Zeit

vom 1. Juli ab das Haus *ad lucum Pisonis* gemietet war, M. Cicero aber hofft, sein Bruder werde wenige Monate nach dem 1. Juli sein wiederhergestelltes Haus auf dem Palatin, das ebenso wie das des M. Cicero von Clodius zerstört worden war, beziehen können.

Das am Schluß hinzugefügte Datum *XV K. Martias* bezeichnet, meint St. (mit Rauschen, Ephemerides Tullianae, Bonn 1886, S. 20) den Abgangstag des Briefes, obgleich er nach Ausweis der Worte (§ 7) *Pridie Idus Febr. haec scripsi ante lucem* am 12. Februar geschrieben wurde.

Den Brief 4 setzen die neueren Herausgeber mit Mommsen aus zwei Stücken zusammen, die man früher nicht als zusammengehörig ansah, 4 und 6, 3—7. Die Zusammengehörigkeit der beiden Stücke bestritt zuerst Rauschen (a. a. O. S. 39 f.), und jetzt mit weiteren Gründen Sternkopf. Mit dem Worte *exiturus* am Ende von 4, 2 hat es eine ähnliche Bewandtnis wie oben mit *Milo*; es fragt sich, ob es bei Auflösung der Blattversetzung zum Vorhergehenden zu ziehen ist, wie es vor Mommsen und wieder bei Wesenberg geschah, oder zum Folgenden. St. entscheidet sich für das erstere und möchte § 2 lesen: *de nostra Tullia, tui mehercule amantissima, spero cum Crassipede nos confecisse; ⟨sed⟩ dies erant duo, qui post Latinas habentur religiosi — ceterum* [mit Mommsen, oder lieber mit anderen *ceteroqui*; überliefert ist *cetero*] *confectum erat Latiar —, ⟨et⟩ erat exiturus*; Subjekt zu *erat exiturus* sei Crassipes. Wie Rauschen (S. 40), so meint auch St., daß vielleicht am Ende von 4, 2, sicher aber zu Anfang von 4, 3 etwas fehlt. In einem gewissen Fehlbetrag an Zeilen, der sich für das diese Stelle enthaltende Stück aus der Blattversetzung ergibt, sieht St. ein äußeres Zeichen jenes Ausfalls. — In § 3 zieht St. *opus erat* mit Schütz nicht zum Vorhergehenden, sondern zum Folgenden und liest: *opus erat, si te haberem, paulisper fabris locum darem: sed et haec, ut spero, brevi inter nos communicabimus.* — § 7 heißt es: *adhuc clausum mare fuisse scio, sed quosdam venisse tamen Ostia dicebant, qui te unice laudarent plurimique in provincia fieri dicerent; eosdem aiebant nuntiare, te prima navigatione transmissurum.* Mit Recht mißbilligt es St., daß Manutius *Ostia* in *Olbia* abänderte. Er liest *sed quosdam venisse tamen Ostiam dicebant.* Es seien Schiffer gewesen, die auch in der schlechten Jahreszeit den Verkehr zwischen Sardinien und Italien vermittelten, und Cicero habe durch dritte erfahren, was sie in Ostia gesagt hätten. So erkläre sich auch die eigentümliche Form von Ciceros Berichterstattung mit *dicebant* und *aiebant.* Übrigens braucht *Ostia* bei der schwankenden Form dieses Ortsnamens (s. Georges) wohl nicht erst in *Ostiam* abgeändert zu werden, sondern kann als Neutr. plur. stehen bleiben.

Da es 4, 1 heißt *Sestius noster absolutus est a. d. V Idus Martias,* so erklärte schon Rauschen (S. 40), daß der hiermit beginnende Brief geschrieben sei paulo post absolutionem Sestii, und ebenso

datiert ihn St.: 11. März oder bald nachher. Weil ferner 4, 6 die Freisprechung des Sextus Clodius zur Sprache kommt und diese für Ende März angenommen wird, so setzt St. den von ihm und Rauschen angenommenen Teilbrief 4, 3—7 auf Ende März an, wie Körner (Quaestiones chronologicae, Misniae 1885, S. 19), der 4, 1—7 als einen einzigen Brief ansieht, diesen aus demselben Grunde in dieselbe Zeit gesetzt hatte. Jene Ansetzung der Freisprechung des Sextus Clodius beruht darauf, daß Cicero in der Rede p. Caelio (78) sagt: *paucis his diebus Sex. Clodius absolutus est*, von dieser Rede selbst aber (§ 1), sie sei *diebus festis ludisque publicis* gehalten, worunter man die am 4. April beginnenden ludi Megalenses versteht. Da Cicero ad Q. fr. II 5 die Ereignisse vom 5. April ab berichtet, ohne den Prozeß des Cälius zu erwähnen, so schloß Körner (S. 18) mit Zustimmung von Rauschen (S. 40) und ebenso jetzt St., daß die Rede pro Caelio am 4. April 56 gehalten wurde. Und weil es zu Anfang von II 5 heißt: *Dederam ad te litteras antea, quibus erat scriptum Tulliam nostram Crassipedi pr. ⟨Non.⟩ April. esse desponsam, ceteraque de re publica privataque perscripseram,* so nahm schon Körner (S. 18), wie jetzt auch St., an, daß vor II 5 ein Brief des M. Cicero vom 4. April verloren gegangen sei, in dem er seinem Bruder die Freisprechung des Cälius und die Verlobung seiner Tochter berichtet habe.

Der Brief II 5 ist am 8. April geschrieben, wenn man mit Mommsen in § 2, um keine Lücke in der Aufzählung der Tage zu lassen, das überlieferte *a. d. VI Idus Apriles veni ad Quintum* abändert in *a. d. VII* und § 4 für *ad y Idus* liest *a. d. VI Idus,* oder am 9., wenn man mit St. dort an *a. d. VI Idus* festhält und hier *ad y Idus* nimmt für *a. d. V Idus.*

II 6 beginnt mit den Worten: *O litteras mihi tuas iucundissimas exspectatas, ac primo quidem cum desiderio, nunc vero etiam cum timore!* Eine so lebhafte Äußerung über einen empfangenen Brief ist regelmäßig ein Zeichen dafür, daß Cicero sogleich nach Empfang des Briefes darauf antwortet; vgl. A IV 19 (17); IX 2 a; XII 4; XIII 44. Aus den weiterhin folgenden Worten *Idibus Maiis senatus frequens divinus fuit* cet. und *quod Idibus et postridie fuerat dictum de agro Campano actum iri, non est actum* (oder mit St.: . . . *actum iri, ut est actum*) ergibt sich, daß Cicero frühestens am 17. Mai diesen Brief schreibt. Also ist der Brief des Quintus frühestens am 17. Mai bei M. Cicero eingetroffen, und dieser Brief kann nicht, wie St. annimmt, mit die Veranlassung gewesen sein, daß M. Cicero am 15. Mai im Senate nicht anwesend war. Wäre er dies gewesen, so hätte Cicero nicht unterlassen, in seiner Antwort dem Bruder hierüber irgend etwas zu sagen. In dieser Senatssitzung wurde dem Gabinius die nachgesuchte supplicatio abgeschlagen. Mit Bezug hierauf sagt Cicero: *Mihi cum sua sponte iucundum tum iucundius quod me absente; est enim εἰλικρινὲς iudicium, sine*

oppugnatione, sine gratia nostra. Dann heißt es im Med.: *eram ante quod Idibus et postridie fuerat dictum de agro Campano actum iri non ut est actum*, aber „*non* in rasura ab alia manu scriptum linea subducta deletum est", und St. vermutet: *aberam autem quod Idibus .... actum iri, ut est actum.*

20) W. Sternkopf, Die Blätterversetzung im 4. Buche der Briefe ad Atticum. Hermes XL (1905) S. 1—49.

St. führt den Nachweis, daß man an der Anordnung, durch welche Mommsen die in der handschriftlichen Überlieferung vorliegende Verwirrung gehoben hat, mit Unrecht Abänderungen vorzunehmen versucht hat. Eine genaue Besprechung des Inhalts der Briefe bestätigt die Richtigkeit von Mommsens Anordnung. Nur an zwei von den Stellen, wo die in der Überlieferung verschobenen und von Mommsen umgestellten Stücke zusammenstoßen, will St. nicht ganz so abteilen wie Mommsen. Der letztere hat zwei größere Textstücke in der Weise umgestellt, daß das heraufgenommene Stück schließt mit (A IV 17, 3 Anfg.) *et eo magis nunc cociace* (so M; *coci ace* Z b), woran sich dann der nicht zweifelhafte Anfang des herunterzuschiebenden Stückes anschließt: *quod iam intellegebamus* cet. Auch der Anfang des heraufzunehmenden Stückes steht fest. Ob aber der nach diesen umzustellenden Stücken wieder einsetzende normale Text so weitergeht, wie Mommsen wollte: *dictaturam fruere iustitio* (19, 1 a. E.), oder ob jener Schluß des heraufzunehmenden Stückes und somit auch der Anfang des wieder einsetzenden normalen Textes anders zu gestalten ist, läßt sich fragen. St. glaubt jenes überlieferte *cociace* nicht dem Ende des heraufzunehmenden Stückes, sondern dem Anfang des normalen Textes zuteilen zu sollen. Das übt natürlich seine Wirkung an zwei Stellen aus, die ich in den beiden verschiedenen Fassungen nebeneinander stelle, mit Einsetzung der für *cociace* gewählten Lesungen: *hoc iacet* bei Mommsen, und *olface* bei Sternkopf.

Mommsen.	Sternkopf.
1) 17, 3 Bt.	
Memmius autem dirempta coitione invito Calvino plane refrixerat et eo magis nunc hoc iacet, quod iam intellegebamus, enuntiationem illam Memmii valde Caesari displicere	*Memmius autem dirempta coitione invito Calvino plane refrixerat et eo magis, nunc quod iam intellegebamus, enuntiationem illam Memmii valde Caesari displicere*
2) 19, 1	
vide absolutum Gabinium, dictaturam fervere iustitio et omnium rerum licentia	*vide absolutum Gabinium, olface dictaturam, fruere iustitio et omnium rerum licentia*

(*vide* Manutius, *inde* M; *fervere* Mommsen, *fruere* M)

Es handelt sich in dem ersten Satze (17, 3) um den schmählichen Vertrag, den Memmius und Domitius Calvinus als Bewerber

um das Konsulat für 53 mit den Konsuln vom Jahre 54, Appius Claudius und Domitius Ahenobarbus, geschlossen hatten für den Fall, daß durch die Begünstigung der beiden Konsuln die beiden Bewerber ihr Ziel erreichten. Diesen Vertrag hatte Memmius selbst auf Antrieb des Pompejus im Senate zur Anzeige gebracht. Ciceros Mitteilung von diesem Vertrage geht in dem Briefe 17 dem obigen Satze voraus; sie beginnt mit den Worten: *consules flagrant infamia* (§ 2). Mit dem Präsens *flagrant* wird hier das noch andauernde Ergebnis der Sache für die beiden Konsuln angegeben, während es nachher im Zusammenhang der Schilderung des Vorgangs von ihnen heißt (§ 2 a. E.): *Hic Appius erat idem: nihil sane iacturae* (d. h. er hatte in der Tat an gutem Ruf nichts mehr zu verlieren); *corruerat alter* (d. i. Domitius Ahenobarbus) *et plane, inquam, iacebat.* Ebenso schließt sich in dem obigen hier unmittelbar folgenden Satze *Memmius autem* cet., der die Wirkung des Vorgangs für den einen der beiden Bewerber angibt, das Plusquamperf. *refrixerat* noch an die Schilderung des Vorgangs an, während mit *eo magis nunc iacet* die noch andauernde Wirkung der Sache für Memmius gegeben wird. Es ist also an der Tempusgebung nichts auszusetzen, und *nunc* und *iacet* schützen gegenseitig ihre Zusammengehörigkeit. Mit Mommsens *hoc* vor *iacet* ist es freilich nichts, und mit Recht hat C. F. W. Müller eine Konjektur von Reid in den Text aufgenommen: *et eo magis nunc totus iacet.* Die Einsetzung von *τοι' ιacet* für *cocιace* hat die allergrößte paläographische Wahrscheinlichkeit und ist, abgesehen von dem *t* am Ende, kaum noch eine Abänderung der Überlieferung zu nennen. Somit hat sich Mommsens Abteilung der Stücke an dieser Stelle doch sehr bewährt. Bei Sternkopfs Anordnung *Memmius . . . refrixerat et eo magis, nunc quod iam intellegebamus* hat man die Empfindung, daß entweder *nunc* oder *iam* entbehrlich ist, und die „emphatische" Stellung von *nunc* will einem auch nicht recht eingehen.

Die zweite Stelle (19, 1) gehört in eine an Attikus gerichtete Aufforderung, von seiner Reise recht bald nach Rom zurückzukehren und zu sehen, wie es hier zugeht. Daß Cicero aber an Attikus auch die Aufforderung gerichtet haben sollte, sich in Rom den Stillstand der Gerichte und die Auflösung aller Ordnung zunutze zu machen, ist nicht anzunehmen, und schwerlich ist *fruere iustitio et omnium rerum licentia* von *dictaturam* loszulösen und für sich zu nehmen. Dies aber will St., indem er an dieser Stelle den normalen Text beginnen läßt mit *olface dictaturam, fruere iustitio et omnium rerum licentia.* Zunächst ist zu bemerken, daß *olfacere* in übertragenem Sinn zwar einmal von Cicero gebraucht wird, wo es sich um das Aufspüren von Geldquellen handelt (de lege agr. I 11: *Num quisnam tam abstrusus usquam nummus videtur, quem non architecti huiusce legis olfecerint?*), daß er aber für die Witterung in politischen Dingen regelmäßig *odorari*

verwendet. St. verweist selbst auf A IV 18, 3 *res fluit ad interregnum, et est nonnullus odor dictaturae.* Aber Cicero schreibt auch A IV 14, 2 *Tu velim, si quid forte novi habes, ... et si quid forte de comitiis, de re publica — soles enim tu haec festive odorari —, scribas ad me*; A V 2, 3 *Cum ex Epiro redieris, de re publica scribas ad me velim, si quid erit quod odorere*; A XV 3, 1 *erit nobis coram odorandum et constituendum, tutine Romae esse possimus.* Paläographisch würde sich *odorare* von *cociace* nicht weiter entfernen als *olface.* Aber auch *odorare dictaturam* halte ich nicht für wahrscheinlich, weil *dictaturam* mit *iustitio* und *omnium rerum licentia* irgendwie zusammenzunehmen ist. Daher kann auch hier nur Mommsens Abteilung der zu trennenden Stücke richtig sein. Aber seine Lesung *dictaturam fervere iustitio et omnium rerum licentia* hat mit Recht keinen Anklang gefunden. Man wird lesen müssen: *dictaturam frui vide iustitio et omnium rerum licentia.* Man erhält dann (mit Übernahme der auch von St. mit Recht gebilligten, bei Wesenberg zu ersehenden Auffassung der Stelle): *peti vide nummis ante comitia tributim uno loco divisis palam, vide absolutum Gabinium, dictaturam frui vide iustitio et omnium rerum licentia, perspice aequitatem animi mei* cet. Sachlich wird von dem Streben des Pompejus nach der Diktatur passend gesagt, daß er sich den Stillstand der Gerichte und die Auflösung aller Ordnnng zunutze mache.

Nach alledem ist nicht zu bezweifeln, daß nicht Sternkopfs, sondern Mommsens Abteilung der zu verschiebenden Stücke richtig ist.

Weiter glaubt St. die Richtigkeit der Ansicht Mommsens, daß zu Anfang von IV 18 ein Ausfall in der Überlieferung anzunehmen sei, bestreiten zu sollen. Am Ende von 17, 5 heißt es: „*quid poteris*“, *inquies*, „*pro iis* (Domitius, Messalla, Scaurus, die Anklagen zu gewärtigen haben) *dicere?*“ *ne vivam, si scio; in illis quidem tribus libris, quos tu dilaudas, nihil reperio* (gemeint sind die drei Bücher de oratore). Dann folgt in der Überlieferung: *Nunc ut opinionem habeas rerum, ferendum est. quaeris, ego me ut gesserim. constanter et libere.* Man sieht dies mit Mommsen als zu einem neuen Briefe gehörig an, dessen Anfang verloren sei (Mommsen läßt auch die Möglichkeit offen, daß erst die Worte von *ferendum est* an zu einem neuen Briefe gehören). Nach St. fehlt nichts. Der Satz *Nunc ut opinionem habeas rerum, ferendum est* gehöre an den Schluß des 17. Briefes; nur sei zu lesen ⟨*id*⟩ *nunc, ut opinionem habeas reorum, ferendum est.* Der Sinn sei: „wenn du die Meinung der Angeklagten wissen willst, so muß man es sich heutzutage gefallen lassen, daß ihre Verteidigung die größten Schwierigkeiten macht“. Man könne bemängeln, daß *reorum* hier von Leuten gesagt werde, die erst noch *rei* werden sollen. Aber der letzte Satz sei allgemein gesprochen; Cicero denke nicht bloß an die, die er demnächst werde verteidigen müssen, sondern auch

an solche, die er bereits verteidigt habe. Also *id = defensorem nescire quid dicat pro reo.* Die Notwendigkeit, den Satz erst durch Änderung an zwei Stellen für eine immerhin doch etwas künstliche Deutung zurechtzumachen, spricht gegen die Richtigkeit dieser Ansicht. Weiter aber sollen die dann in der Überlieferung folgenden Worte *quaeris ego me ut gesserim. constanter et libere* den Anfang eines neuen Briefes bilden. Daß Cicero hier meint: „bei der Freisprechung des Gabinius", habe er nicht nötig gehabt zu sagen, weil er es als selbstverständlich annehme, daß Attikus von anderer Seite über diesen Prozeß unterrichtet worden sei. Daß Cicero aber so die Worte gespart und darauf verzichtet haben sollte, dem Freunde in irgend einer Form von dem Ausgang jenes Prozesses Kenntnis zu geben, sei es auch nur so, wie er einen Brief an seinen Bruder beginnt: *Gabinius absolutus est* (ad Q. fr. III 4, 1), ist ganz unwahrscheinlich, und unmöglich hätte Attikus ahnen können, was Cicero meint, wenn dessen Brief begann: *quaeris ego me ut gesserim*. Die allgemeine Meinung also, daß hier etwas fehlt, nämlich eine mehr oder weniger ausführliche Mitteilung über den Ausgang des Gabiniusprozesses, ist berechtigt. Es ist aber auch unwahrscheinlich, daß der vorangehende Brief 17, mag man ihn nun bis *nihil reperio* oder bis *ferendum est* rechnen, hiermit schloß. Er muß mehr enthalten haben, als jetzt darin steht. St. meint freilich, eine Nachricht von Quintus und dessen Teilnahme an Cäsars britannischem Feldzug sei jetzt, am 1. Oktober, nicht mehr zu erwarten, weil dieser Feldzug inzwischen den Leuten in Rom langweilig geworden sei. Aber St. weiß recht gut, wie oft Dinge, die für Cicero viel weniger wichtig sind, als zu dieser Zeit des Quintus Stellung bei Cäsar, in aufeinanderfolgenden Briefen an Attikus immer wieder zur Sprache kommen. Daß Cicero vorher, nämlich in 16 und 15, und nachher in 18 davon spricht, sehen wir. Daß er es dazwischen, in 17, unterlassen haben sollte, können wir nicht glauben. Aber auch abgesehen hiervon enthält der Brief 17, wie er uns vorliegt, kein einziges Wort über die privaten Verhältnisse des Cicero oder Attikus, z. B. nichts über Leute aus der Umgebung des Attikus wie Eutychides oder Dionysius, von denen doch Cicero in den Briefen 16, 15, 18 und 19 wiederholt spricht. Er enthält vielmehr ausschließlich politische Nachrichten. Das ist ein deutliches Anzeichen dafür, daß der Brief 17 am Schluß nicht vollständig ist. Das letzte Stück von 17 also und der Anfang von 18 sind verloren gegangen.

Zu den Briefen, auf deren Inhalt St. eingeht und aus denen er einzelne Stellen behandelt, bemerke ich folgendes.

In dem Briefe A IV 14 teilt Cicero Attikus mit, er sei von Vestorius benachrichtigt worden, daß Attikus am 10. Mai von Rom abgereist sei. Diese Reise des Attikus kann nicht geradeswegs auf Brundisium und Buthrotum gerichtet gewesen sein, wenn wir

auch später Attikus in Buthrotum antreffen. Cicero schreibt diesem nämlich in unserem Briefe (A IV 14, 2): *Tu velim, si quid forte novi habes, maxime a Q. fratre, deinde a C. Caesare, et si quid forte de comitiis, de re publica — soles enim tu haec festive odorari —, scribas ad me.* Diese Aufforderung, bei Q. Cicero und bei Cäsar politische Nachrichten einzuziehen, hätte für M. Cicero keinen Sinn gehabt, wenn Attikus auf geradestem Wege von Rom nach Brundisium reiste, um von hier nach Buthrotum überzusetzen. M. Cicero befand sich, als er diesen Brief schrieb, auf einem seiner kampanischen Landgüter, wo er bis zum 1. Juni bleiben wollte (Q. fr. II 12, 1: *Ego me in Cumano et Pompeiano, praeterquam quod sine te, ceterum satis commode oblectabam et eram in isdem locis usque ad Kal. Iunias futurus*). Er befand sich also der Hauptstadt schon viel näher, als es Attikus sehr bald auf seiner Reise sein konnte, und von Anfang Juni ab in der Hauptstadt. Er war also viel mehr in der Lage, Attikus mit politischen Nachrichten zu versorgen, als Attikus ihn. Attikus soll ja aber politische Nachrichten bei Q. Cicero und Cäsar einziehen. Diese beiden waren in der zweiten Hälfte des Mai in Norditalien. Wir sahen oben (S. 13 ff.), daß einige Tage vor Ende Mai Q. Cicero bei Cäsar eintraf. Gewiß aber gingen politische Nachrichten aus Norditalien nicht am raschesten von dort über Brundisium und Epirus nach Rom, sondern wieder umgekehrt über Rom in jene Gegenden. Sollte Attikus wirklich in die Lage kommen, von Cäsar und Q. Cicero an M. Cicero politische Nachrichten zu übermitteln, so war dies nur möglich, wenn er sich zunächst in die Gegenden begab, in denen sich Cäsar und Q. Cicero jetzt befanden, also nach Norditalien. Daß des Q. Cicero Anschluß an Cäsar sich verzögern und erst in der Gegend zwischen Placentia und Mediolanum stattfinden würde, konnte M. Cicero, als er die beiden Briefe Q. fr. II 12 und A IV 14 schrieb, nicht wissen; er mußte vielmehr annehmen, daß sein Bruder Quintus den Cäsar auf dessen Rückkehr aus dem Lande der Pirusten im östlichen Oberitalien erreicht hatte und Attikus in dieser Gegend sie beisammen traf. Wenn sich diese Voraussetzungen erfüllten, dann konnte in der Tat Attikus für Cicero eine Quelle politischer Nachrichten werden. Das nächste Ziel für die Reise des Attikus muß also im östlichen Oberitalien gelegen haben. Auf Grund dieser Tatsache läßt sich der Anfang unseres Briefes A IV 14 in wahrscheinlicherer Weise emendieren, als es bisher geschehen ist. Überliefert ist hier: *Vestorius noster me per litteras fecit certiorem te Roma a. d. VI. Idus Maias putare profectum esse, tardius quam dixerat, quod minus valuisses: si iam melius vales, vehementer gaudeo.* An *putare* hat man längst und mit Recht Anstoß genommen (s. Sternkopf S. 11). Die bisher dafür vorgebrachten Abänderungsversuche (*putari*, *Buthrotum*, *in Epirum*, *in Apuliam*, *mature*, *mane*) verwirft St. und nimmt seinerseits an, es sei eine Umstellung vorzunehmen; man müsse lesen:

te Roma a. d. VI Idus Maias profectum esse, putare tardius, quam dixerat, quod minus valuisses; die Abreise werde als Tatsache berichtet, der Grund der Verzögerung als Vermutung. Indessen würde die vorgeschlagene Wortstellung dazu führen, die Vermutung, die in *putare* liegt, nicht auf *quod minus valuisses* zu beziehen, sondern auf *tardius*, vor dem *putare* steht. Das aber ist sachlich unzulässig, da ja der Termin der Abreise genau angegeben ist. Man wird vielmehr lesen müssen: *te Roma a. d. VI. Idus Maias Patavium profectum esse.* Padua war eine der reichsten und bedeutendsten Städte wie Italiens überhaupt, so besonders des Polandes (s. Nissen, Italische Landeskunde II S. 220), und es war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Cäsar auf seiner Rückkehr aus dem Pirustenlande dort durchkommen würde. Cäsar sehen wir einige Tage vor Ende Mai in der Gegend zwischen Placentia und Mediolanum, und Attikus war am 10. Mai von Rom abgereist. M. Cicero konnte also mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Attikus, etwa um den 20. Mai, in Padua mit Cäsar zusammentreffen würde. Wenn wir nun auch nicht wissen, was Attikus dorthin führte, so lassen sich doch genug Möglichkeiten dafür denken. Wenn es nicht uns ganz unbekannte persönliche Beziehungen waren, um deren willen er hinreiste, so konnte der vielgewandte Geldmann in der reichen und gewerblich sehr betriebsamen Stadt geschäftliche Verbindungen haben, die seine Gegenwart dort erforderlich machten; oder es konnte ein Anliegen an Cäsar sein, das ihn hinführte.

Eine Bestätigung dafür, daß Attikus nicht von Rom aus auf dem gewöhnlichen Wege nach Brundisium und Buthrotum reiste, liegt darin, daß Cicero nicht von Attikus selbst über dessen Reise Nachrichten erhält, sondern von Vestorius, dem mit Cicero und Attikus befreundeten, in Puteoli wohnenden Bankier. Wäre Attikus geradeswegs von Rom nach Brundisium gereist, also auf der Appischen Straße über Capua, so wäre er der Gegend, in der Cicero jetzt verweilt, so nahe gekommen, daß dieser in bezug auf Nachrichten von des Attikus Abreise nicht auf Vestorius angewiesen gewesen wäre, sondern, etwa von Capua aus, von Attikus selbst Nachrichten erhalten hätte. Das Wahrscheinlichste wäre dann sogar, daß Attikus Cicero aufgesucht hätte, also nicht über Capua, sondern über Cumä und Pompeji nach Brundisium gereist wäre. Diesen Weg nahm Cicero selbst im Jahre 51, als er über Brundisium nach seiner Provinz abreiste (A V 2). Und als im Jahre 59 eine Reise des Attikus nach Epirus bevorstand, schrieb Cicero ihm vom Formianum aus, an dem ja die Appische Straße vorbeiführt: *Nos circiter Kal. aut in Formiano erimus aut in Pompeiano. Tu si in Formiano non erimus, si nos amas, in Pompeianum venito. Id et nobis erit periucundum et* t i b i n o n s a n e d e v i u m (A II 4, 6).

In dem oben angegebenen Anfang des Briefes A IV 14 ist außer *putare* auch *dixerat* abgeändert worden, und zwar von

Faernus in *dixeras.* Es hat ja auch etwas sehr Naheliegendes, sich mit Faernus die Sache so zu denken, daß Cicero, der Rom vor Attikus verließ, dort von Attikus als Termin für dessen Abreise einen früheren Tag als den 10. Mai hatte nennen hören. Aber auch *dixerat* ist denkbar und deshalb nicht aufzugeben. Derjenige, der einen früheren Termin für die Abreise des Attikus genannt hatte, war dann Vestorius. Dies konnte dann natürlich nicht in Rom geschehen sein, wo Cicero bis zu seinem eigenen Abgang von Rom mit Attikus zusammen war, sondern am wahrscheinlichsten in Puteoli. Auch St. will die Überlieferung halten: Vestorius habe brieflich eine früher von ihm getane mündliche Äußerung berichtigt. In den Worten *tardius quam dixerat* liegt dann eine Bezugnahme auf eine Äußerung vor, die Cicero in einem früheren, uns nicht erhaltenen Briefe an Attikus getan hat. Die Richtigkeit der Überlieferung wird dadurch bestätigt, daß sich der Anlaß, aus dem Cicero in dieser Zeit nach Puteoli kam, nachweisen läßt. In dem schon oben (S. 59) angeführten Briefe an Q. Cicero (Q. fr. II 12, 1 hieß es: *Ego me in Cumano et Pompeiano, praeterquam quod sine te, ceterum satis commode oblectabam.* Der Weg von der einen dieser beiden Villen nach der andern führte über Puteoli, und hierbei hatte Cicero Vestorius dort gesprochen. Es ergibt sich aber aus dieser Briefstelle noch etwas Weiteres. Die Reihenfolge nämlich, in der die beiden Villen hier genannt werden, zeigt, daß Cicero zuerst auf dem Cumanum, dann auf dem Pompeianum war, und er kann diese Worte erst geschrieben haben, als er schon auf dem Pompeianum war, nicht schon, als der dortige Aufenthalt noch bevorstand. Dagegen konnte der schon vorausgegangene Aufenthalt auf dem Cumanum in obiger Weise mit dem noch andauernden auf dem Pompeianum kurz zusammengefaßt werden. Auch A IV 14 ist, wie sich nach dem Obigen aus *dixerat* ergibt, auf dem Pompeianum geschrieben. Daß die beiden Briefe Q. fr. II 12 und A IV 14 der gleichen Zeit angehören, wird bestätigt durch die in beiden enthaltenen Äußerungen Ciceros über seine Arbeit an den Büchern de re publica (Q. fr. II 12, 1: *Scribebam illa, quae dixeram, πολιτικά, spissum sane opus et operosum; sed si ex sententia successerit, bene erit opera posita; sin minus, in illud ipsum mare deiciemus, quod spectantes scribimus.* A IV 14, 1: *est mihi utendum quibusdam rebus ex his libris* (Varronis) *ad eos, quos in manibus habeo, quos, ut spero, tibi valde probabo*). Da sie nun aber beide auch in derselben Richtung und an dasselbe Ziel abgeschickt werden, nämlich nach dem östlichen Oberitalien, wo ja Quintus hatte zu Cäsar stoßen wollen und auch Attikus hinreiste, da sich ferner für Briefbeförderung nach dieser Gegend in Pompeji nur sehr selten die Möglichkeit bot (Q. fr. II 12, 3 *his diebus — ignosces — cui daret fuit nemo ante hunc M. Orfium, equitem Romanum*), so ist es sehr wahrscheinlich, daß der römische Ritter M. Orfius nicht bloß

den Brief Q. fr. II 12, sondern auch den Brief an Attikus IV 14 beförderte.

In A IV 16 wird § 5 eine Freisprechung des C. Cato sowie die Entscheidung in einem Prozesse des Procilius als bevorstehend, in A IV 15, 4 als am 4. Quintilis (*IIII Nonas* mit Asconius statt *III Nonas*) erfolgt angegeben, und A IV 16, 5 heißt es *Drusus reus est factus a Lucretio, iudicibus reiciendis a. d. V Non. Quinct.* (wobei in dem letzten Satze *dies est dictus* einzusetzen oder zu ergänzen ist). Aus diesen Tatsachen folgt, daß A IV 16 vor dem 3. Quinctilis geschrieben ist. Hiermit scheint es unvereinbar, wenn Cicero in demselben Brief (A IV 16, 6) schreibt: *Scaurum Triarius reum fecit*, während Asconius (p. 17, 1 K. u. Sch.) von derselben Person und Sache angibt: (Scaurus) *postulatus ⟨est⟩ .... pridie Nonas Quintil. post diem tertium quam ⟨C.⟩ Cato erat absolutus.* Cicero könnte nicht vor dem 3. Quintilis einen Vorgang als schon geschehen angeben, der erst am 6. Quintilis erfolgte. Aber diese Unvereinbarkeit ist nur Schein. Mit Ciceros *reum fecit* und des Asconius *postulatus est* ist nicht ein und dasselbe gemeint. Cicero meint die postulatio (*postulavit a praetore, ut nomen deferre liceret*), Asconius die eigentliche nominis delatio. St. bemerkt mit Recht, daß die Ausdrücke *reum facere, postulare, accusare* ohne strenge Unterscheidung von jedem Schritte des Anklageverfahrens gebraucht werden.

In einer Erörterung über die Aussichten für die Konsulwahl heißt es A IV 16, 6 in M: *reliqui duo plebeii* (*plebei* M[2], *plebi* M[1]) *sic exaequantur, ut Domitius ut valeat amicis, adiuvetur tamen non gratissimo munere, Memmius Caesaris commendetur* (*commendatum* M) *militibus, Pompei gallia* (*gratia* M[2] in rasura) *nitatur.* Nicht das zweite *ut*, wie man gewöhnlich tut, sondern das erste will St. streichen. Was paläographisch wahrscheinlich ist, wird sich mit Sicherheit nicht entscheiden lassen, und der Gegensatz des Domitius zu Memmius, den St. betont, geht auch dann nicht verloren, wenn man *ut Domitius valeat amicis* liest. Nach *non* schiebt man jetzt mit Wesenberg *nihil* ein. St. hält dies nicht für nötig und versteht *non gratissimo = etsi non gratissimo.* Aber von einem *non gratissimum munus* ist eine Förderung bei den Wahlen schwerlich zu erwarten.

A IV 16, 8 (Baiter) heißt es in M: *non enim te puto de lustro, quod iam desperatum est, aut de iudiciis, quae lege Coctia fiant, quaerere.* Mit Recht befürwortet St. eine von Tyrrell angeführte, aber nicht angenommene Vermutung L. Langes: *lege Clodia.* Dieses Gesetz, aus des Clodius Volkstribunat stammend, lautet (Asconius p. 8, 5 Kießl.): *ne quem censores in senatu legendo praeterirent neve qua ignominia afficerent, nisi qui apud eos accusatus et utriusque censoris sententia damnatus esset.* Es ist also in diesem Gesetz von einer Art Gerichtsverfahren vor den Censoren die Rede, an die ja auch mit *non te puto de lustro quaerere* erinnert ist.

A IV 15, 4 nimmt St. die Überlieferung *Publius sane diserto epilogo criminans mentes iudicum commoverat* mit Recht gegen eine von den letzten Herausgebern übernommene Konjektur Madvigs (*criminans me mentes*) in Schutz. Es handelt sich nicht um Ausfälle des Clodius gegen Cicero, sondern gegen den Angeklagten Procilius.

A IV 18, 5 ist überliefert *a Quinto fratre et a Caesare accepi a. d. VIII Kal. Nov. litteras datas a litoribus Britanniae proximo a. d. VI Kal. Octobr.* Statt *proximo* lesen die letzten Herausgeber *proximis.* St. vermutet *proxime.* Es sei gemeint: „letztlich", d. h. derjenige der eingetroffenen Briefe, der das jüngste Datum trug, sei vom 25. September gewesen. Dies ist vielleicht zutreffend, wenn nicht das überlieferte *proximo* in demselben Sinne zu halten ist, so daß mit *proximo* gemeint wäre *proximo die.* Vermutlich hat Baiter es so verstanden, wenn er *proximo* unverändert ließ.

21) W. Sternkopf, Zu Cicero ad familiares XI 6. Hermes XL (1905) S. 529—543.

Der Brief ad fam. XI 6 ist ein Brief des Cicero an D. Brutus, den derzeitigen Statthalter im diesseitigen Gallien, vom 20. Dezember 44. Ihm geht voraus der Brief XI 7, und diesem wieder der Brief XI 5, beide gleichfalls an D. Brutus. Die Folge dieser drei Briefe ist also: 5, 7, 6. Der Brief XI 5 enthält den Satz (§ 1): *Romam autem veni a. d. V Idus Dec.* (= 9. Dezember 44), und es wird von keiner Seite bezweifelt, daß Cicero an dem Tage, an dem er nach Rom kam, auch den Brief XI 5 schrieb. Nun ist Lupus, der Vertrauensmann des Brutus, in Rom nicht anwesend, als Cicero den Brief XI 5 schrieb, wohl aber als er den Brief XI 7 schrieb (s. XI 7, 1). Der Brief XI 6 aber beginnt: *Lupus noster cum Romam sexto die Mutina venisset, postridie me mane convenit.* Mit *postridie* ist der Abfassungstag des Briefes, also der 20. Dezember, gemeint. War Lupus am 19. Dezember nach sechstägiger Reise in Rom eingetroffen, so war er am 14. Dezember von Mutina abgereist. Zwischen Ciceros Absendung des Briefes XI 5 am 9. Dezember und des Lupus Abreise von Mutina am 14. Dezember muß Lupus in Rom gewesen sein und die Reise von Rom nach Mutina gemacht haben. Bei der Kürze dieser Zeit ist es das wahrscheinlichste, daß Lupus noch am 9. Dezember, nachdem Ciceros Brief XI 5 schon abgegangen war, in Rom eintraf, und daß er sogleich an diesem Tage in Ciceros Haus die Beratung hielt, von der zu Anfang von XI 7 die Rede ist und von der sogleich, kurz nacheinander, zwei Eilboten an Brutus abgefertigt werden (s. XI 7, 1), um ihm über diese Beratung Bericht zu erstatten. Lupus verhandelt natürlich auch noch mit anderen in Betracht kommenden Persönlichkeiten und tritt am folgenden Tage, dem 10. Dezember, die Rückreise nach Mutina an, wo er am 13.

eintrifft. Von Brutus mit neuen Anweisungen versehen, reist er darauf am 14. wieder nach Rom, wo er am 19. eintrifft.

Gegen diese Auffassung dieser Vorgänge, der ich JB. XXX (1904) S. 426 Ausdruck gegeben habe, äußert St. mehrere Bedenken.

1. Es sei auffällig, daß XI 7 kein Wort über die unerwartete Ankunft des Lupus enthalte, daß in XI 7 mit keinem Worte auf den kurz vor jener Beratung geschriebenen Brief XI 5 Bezug genommen sei, der nun möglicherweise durch die beiden oben erwähnten Eilboten überholt wurde. Sehen wir, wie XI 7 anfängt. *Cum adhibuisset domi meae Lupus me et Libonem et Servium, consobrinum tuum, quae mea fuerit sententia, cognosse te ex M. Seio arbitror, qui nostro sermoni interfuit; reliqua quamquam statim Seium Graeceius est consecutus, tamen ex Graeceio poteris cognoscere.* Ohne irgendwelche einleitenden Umschweife spricht Cicero sogleich von der durch Lupus veranlaßten Beratung. Man sieht daraus, daß Cicero es eilig hat. Für die Eile, mit der man hier berät und den Brutus benachrichtigt, ist nichts bezeichnender, als daß man kurz hintereinander zwei Eilboten, Seius und Graeceius, an ihn abfertigt. Derartiges als Tatsache anzuerkennen würden wir uns aufs äußerste sträuben, wenn es nicht unzweideutig bezeugt wäre. Cicero rechnet darauf, daß Brutus zu der Zeit, wo dieses von Graeceius überbrachte Schreiben (XI 7) bei ihm eintrifft, über Ciceros bei jener Beratung geäußerte Ansicht schon durch Sejus unterrichtet ist. Sejus mußte dann doch wohl auch dem Brutus gesagt haben, daß und wann Lupus in Rom wieder eingetroffen sei, und weil Cicero das voraussetzen konnte, war es für ihn überflüssig, in seinem eiligen Schreiben sich über des Lupus Eintreffen in Rom zu äußern. Ferner kann Cicero, als er bei jener Beratung seine Ansicht auseinandersetzte (*quae mea fuerit sententia*), gewiß nicht unerwähnt gelassen haben, daß und wie er sich kurz zuvor, nämlich in dem Briefe XI 5, Brutus gegenüber geäußert hatte. Im Vergleich zu den Äußerungen dieses Briefes zeigt das Ergebnis jener Beratung, das durch des Lupus neues Eintreffen hervorgerufen wurde, den natürlichen Fortschritt zu größerer Entschiedenheit. In XI 5 fordert Cicero den Brutus in mehr allgemeinen Wendungen zu entschlossenem Handeln auf, in XI 7 drängt er ihn unverhüllt zu selbständigem Vorgehen ohne Rücksicht auf den zaghaften Senat. Wie es nun undenkbar ist, daß Cicero bei jener Beratung auf den soeben an Brutus abgegangenen Brief XI 5 nicht sollte zu sprechen gekommen sein, so ist es auch undenkbar, daß Sejus bei seinem Bericht über Ciceros Auseinandersetzungen hiervon sollte geschwiegen haben. Vielmehr mußte Cicero annehmen, daß Sejus auch hiervon zu Brutus gesprochen hatte, und es war für ihn wiederum überflüssig, in seinem eiligen Schreiben XI 7 hierauf zurückzukommen. Wie eilig in der Tat dieses Schreiben abgefaßt ist, damit auch Graeceius so rasch wie

möglich abgefertigt werden könne (*statim Seium Graeceius est subsecutus*), geht daraus hervor, daß es nur einen einzigen Punkt behandelt, der freilich in der augenblicklichen Lage für die Senatspartei und für Cicero die Hauptsache ist, nämlich daß Brutus nicht auf Weisungen des Senats warten, sondern auf eigene Hand vorgehen soll. Cicero sagt nach den oben mitgeteilten Worten, mit denen der Brief beginnt, sogleich ausdrücklich: *Caput autem est hoc, quod* cet. und spricht nur noch von dieser einen Hauptsache, sonst aber von nichts weiter. Unter diesen Umständen verlangen, daß Cicero auch von der Ankunft des Brutus sprechen, auch auf den Brief XI 5 Bezug nehmen solle, ist eine willkürliche, durch nichts gerechtfertigte Anforderung.

2. Es könne dem „armen" Lupus nicht zugemutet werden, was ich ihm zumute. Er mache drei Reisen hintereinander, die erste nach Rom, die zweite von Rom nach Mutina, die dritte von Mutina nach Rom, liege also über 14 Tage fortwährend auf der Landstraße und bekomme gleichwohl noch einen Tadel, weil er es sich angeblich bei der dritten Reise zu bequem gemacht habe. Mit diesem „Tadel" hat es folgende Bewandtnis. Ich hatte (a. a. O. S. 426) erklärt, daß, wenn Lupus in der von mir angenommenen Weise seine Reisen machte, wir es besonders gut verstehen würden, wenn Cicero zu Anfang von XI 6 es für nötig hält, dem Brutus zu erklären (*Lupus noster cum Romam sexto die Mutina venisset, postridie me mane convenit*), warum dieser auf sein Schreiben und Anliegen von Cicero nicht schon früher Antwort erhalten habe; Lupus hätte dann, meinte ich, im Vergleich zur Reise zu Brutus auf die Reise nach Rom eine wider Erwarten lange Zeit verwendet. Sternkopf gibt dafür folgendes als meine Meinung an (S. 534): „Lupus hatte bei dieser letzten Reise unverantwortlich viel Zeit gebraucht und war nicht einmal am Abend seiner Ankunft, sondern erst am folgenden Morgen zu Cicero gekommen; deshalb erhielt Brutus den Brief XI 6 später, als nötig gewesen wäre. Die Worte *cum Romam sexto die Mutina venisset, postridie me mane convenit* sollen dies erläutern und enthalten also eine scharfe Zensur für den saumseligen oder bequemen Lupus". Man sieht, was St. alles hinzutut, damit etwas Angreifbares herauskommt. Ich habe weder von „unverantwortlich viel Zeit" gesprochen, noch davon, daß Brutus am Abend angekommen war, und die „scharfe Zensur" sowie der „saumselige oder bequeme" Lupus beruhen auf willkürlichen Schlußfolgerungen Sternkopfs. In Wirklichkeit spricht Cicero mit jenen Worten weder ein Lob noch einen Tadel des Lupus aus, sondern stellt einfach, um nicht selbst säumig zu erscheinen, eine Tatsache fest, deren Deutung er dem Brutus überläßt und überlassen kann. Brutus wird schon gewußt haben, weshalb Lupus zu der letzten Reise etwas mehr Zeit brauchte, als zu der vorhergehenden und als Cicero erwarten konnte; für diesen kommt es nur darauf an, festzustellen, wann Lupus bei ihm war.

Was aber die drei Reisen des Lupus betrifft, so läßt St. außer acht, daß sie in eine Zeit fallen, in der Brutus sich vor die folgenschwersten Entschlüsse gestellt sieht. Er muß sich entscheiden, ob er einen neuen Bürgerkrieg beginnen will oder nicht, und muß so rasch und so bestimmt wie möglich wissen, ob und in welchem Maße er in Rom für einen solchen Krieg Billigung und Unterstützung finden würde. Daß nun sein Vertrauensmann, der diese Verhandlungen mit den maßgebenden Personen in der Hauptstadt führt, in solchen Tagen nicht so behaglich reist, wie wenn etwa Cicero von einem seiner Landgüter auf das andere geht, daß er sich vielmehr aufs äußerste anstrengt, um die Sache seines Auftraggebers zu fördern, ist doch selbstverständlich. Wegen dieser Anstrengungen den „armen" Lupus zu bemitleiden, kann St. nicht verwehrt werden, durch dieses Mitleid aber wird die Tatsache selbst nicht aus der Welt geschafft.

3. Noch einmal kommt St. auf den angeblichen Tadel des Lupus zu sprechen und versichert, daß zu Anfang von XI 6 nicht bloß mit dem anerkennenden *diligentissime* (*tua mihi mandata diligentissime exposuit*), sondern auch mit den schon mehrfach erwähnten Worten *Lupus noster cum Romam sexto die Mutinam venisset, postridie me mane convenit* von Cicero ein Lob des Lupus ausgesprochen sei. Was in Wirklichkeit hier von Lob oder Tadel des Lupus zu halten ist, habe ich schon gesagt. St. führt dann für *postridie mane* einen Fall an, in dem Cicero abends auf das Tuskulanum kommt und schon am folgenden Morgen, *postridie mane*, von Trebatius aufgesucht wird, obgleich dieser Rekonvaleszent ist, und fügt hinzu: wer sechs Tage lang täglich 8—10 Meilen gereist sei, habe ebensogut Anspruch auf Ruhe und Erholung wie ein Rekonvaleszent. Hiermit soll also wohl bewiesen werden, daß Lupus die drei Reisen nicht hintereinander gemacht hat, wird es aber nicht.

4. Noch einmal kommt St. auch auf das zurück, was dem Lupus zugemutet werden könne; es sei nicht anzunehmen, daß er einmal die Reise von Rom nach Mutina in vier Tagen gemacht habe, 70 Millien oder 14 Meilen täglich. Derartiges sei zwar möglich und vorgekommen, aber es sei Eilbotengeschwindigkeit, und diese „Hetze" sei dem Lupus nicht zuzumuten. Hiermit ist wieder rein nichts bewiesen. Wie sehr die Zurücklegung von 70 Millien täglich schon zu Ciceros Zeiten im Bereiche der Möglichkeit lag, zeigt eine Zusammenstellung Ruetes, in der es heißt (Die Korrespondenz Ciceros in den Jahren 44 und 43, Marburg 1883, S. 122): „im November 44 schreibt Cicero: *o Sesti tabellarium hominem nequam! postridie Puteolis Romae se dixit fore* (A XVI 14, 2); und im Juli desselben Jahres: *Quintus altero die se aiebat* (sc. Puteolis Romae fore, A XVI 4, 1). Ein Gerücht über den Besuch der griechischen Spiele vom 6. Juli zu Rom ist bereits am 8. Juli in Puteoli: A XVI 5, 1. Puteoli ist von Rom ca. 138 Millien

entfernt. Mithin kommen auf den Tag ca. 70 Millien. Cäsar (B. c. I 3) erzählt, daß sich Anfang Januar 49 Piso und Roscius erboten hätten, innerhalb sechs Tagen von Rom nach dem 240 Millien entfernten Ravenna und zurück zu reisen. Das ergibt für den Tag mindestens 80 Millien. Am 8. August 57 hat Cicero zu Brundisium die Nachricht von dem Volksbeschluß des 4. erhalten: A IV 1, 4. Aus Sueton Div. Iul. 57 wissen wir, daß Cäsar auf längeren Reisen 100 Millien täglich zu machen pflegte". So viel nach Ruete, wozu noch zu bemerken ist, daß Brundisium von Rom auf der Appischen Straße 366 Millien entfernt ist, daß also bei der Beförderung jener Nachricht vom 8. August 57 täglich im Durchschnitt 73 Millien zurückgelegt wurden, wobei der 4. und der 8. August vollständig miteingerechnet sind. Hinzuzufügen ist noch, daß Curio Ende Dezember 50 die Strecke von Ravenna bis Rom in drei Tagen, also täglich 80 Millien zurücklegte. Das ergibt acht Personen, die täglich 70 Millien und darüber teils wirklich zurückgelegt haben, teils zurückzulegen sich zutrauten, darunter fünf, die nicht berufsmäßige Eilboten waren, sondern den besseren und besten Ständen angehörten: der jüngere Q. Cicero, Piso, Roscius, Cäsar und Curio. Was in diesen Fällen möglich war, von denen wir trotz der Spärlichkeit unserer Nachrichten zufällig wissen, muß auch für Lupus ohne besondere Beschwerde ausführbar gewesen sein. In diesem Zusammenhange wird es nun auch völlig einleuchtend, daß Cicero dem Lupus nicht ein Lob erteilt, wenn er dem Brutus schreibt, Lupus sei von Mutina bis Rom sechs Tage unterwegs gewesen. Denn es kommen dann im Durchschnitt $46^2/_3$ Millien auf den Tag, was im Vergleich zu den obigen Fällen nicht als eine Leistung gelten kann, die besondere Anerkennung verdiente.

5. Es sei undenkbar, daß Lupus am folgenden Morgen (nach der Beratung) hinter den beiden Kurieren herjagte; wenn er selbst vorhatte, in vier Tagen in Mutina zu sein, dann habe er die Kuriere nicht zu schicken brauchen. Das ist Sternkopfs Ansicht. Daraus folgt aber nicht, daß dies auch die Ansicht des Brutus, des Lupus und des Cicero war. Mit demselben Recht könnte man behaupten: es ist undenkbar, daß ganz kurze Zeit vor Graeceius schon Seius zu Brutus vorausjagte; wenn Graeceius über die ganze Beratung mit Cicero berichten sollte, so brauchte nicht Seius mit dem bloßen Bericht über Ciceros Ansicht kurz vor Graeceius vorausgeschickt zu werden. Wir sehen vielmehr gerade aus dieser raschen Abfertigung aufeinanderfolgender Boten, wie großen Wert Brutus darauf legte, über jedes einzelne Stadium der Verhandlungen unterrichtet zu werden. Und Lupus hatte doch, als er wieder in Rom erschien, nicht bloß mit Cicero und den beiden zu jener Beratung zugezogenen Männern, Libo und Servius, zu verhandeln. Diese drei sind doch nicht die einzigen, die über die zu ergreifenden Maßregeln zu entscheiden haben.

Ohne Frage hat Lupus auch mit anderen Persönlichkeiten verhandelt, und wenn Brutus erwartete, über den Erfolg der diesmaligen Sendung des Lupus und die Stimmung in den maßgebenden Kreisen in Rom sogleich wieder von Lupus selbst aufgeklärt zu werden, so ist das doch durchaus verständlich. Nach St. soll Lupus gar nicht daran gedacht haben, die Hauptstadt zu verlassen. Das soll aus dem Brief XI 7 mit Sicherheit hervorgehen. In Wirklichkeit geht aus diesem Briefe weder dafür, daß er Rom wieder verließ, noch dafür, daß er es nicht verließ, auch nur das geringste hervor, sondern aus den Briefen XI 5 und 6 ist in der oben S. 63f. angegebenen Weise zu schließen, daß, nachdem noch am 9. Dezember jene Beratung im Hause des Cicero stattgefunden hat, Lupus am 10. Dezember wieder von Rom nach Mutina abging. St. behauptet allerdings beiläufig, es sei ganz unwahrscheinlich, daß jene Beratung noch am 9. stattgefunden hat. Gründe gibt er für diese Behauptung nicht an, und es lassen sich in der Tat keine dafür angeben.

Nachdem so die Grundlagen für meine Ansicht über die Reisen des Lupus hier eingehender geprüft und erörtert sind, als ich es JB. XXX (1905) S. 426 für nötig hielt, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß an keiner Stelle eine Änderung der Überlieferung geboten ist. Ich habe jedoch ebendort darauf aufmerksam gemacht, daß sich durch geringfügige Änderung des Überlieferten für die fraglichen Vorgänge leicht mehr Zeit gewinnen ließe. Fügt man XI 5, 1 zu V einen oder zwei Striche hinzu, liest man also a. d. VI Idus Dec. oder a. d. VII Idus Dec., so ist XI 5 am 8. oder 7. Dezember geschrieben. Lupus könnte dann am 8. oder 7. in Rom eingetroffen sein, am 9. oder 8. dort verweilt und die dann folgenden vier oder fünf Tage auf die Reise nach Mutina verwendet haben. Wer sich also, wie Sternkopf, durchaus nicht entschließen kann, dem „armen" Lupus größere Anstrengungen zuzumuten, dem bietet sich die Möglichkeit, mit einer leichten Änderung alles nach Wunsch zu gestalten. Aber St. will nicht (S. 536). Er will die Bahn frei haben für einen weit stärkeren Eingriff in die Überlieferung. Der Brief XI 6 soll aus zwei Briefen bestehen; der eine davon sei § 1, der zweite § 2 und 3. Vor diesem zweiten Brief müßte doch die Überschrift eingesetzt werden: *M. CICERO S. D. D. BRUTO IMP. COS. DESIG.* Denn so förmlich lautet die Anrede noch im Mai des folgenden Jahres (fam. XI 12), und es ist ausgeschlossen, daß Cicero im Dezember 44 die förmliche Anrede sollte weggelassen haben. Während sich also St. dagegen sträubt, anzunehmen, daß XI 5, 1 in der Überlieferung ein oder zwei Striche ausgefallen sind, muß er hier annehmen, daß die ganze Anrede ausgefallen ist. In den Briefen an Attikus fehlt sehr oft, sogar ganze Bücher hindurch, die Anrede, und wir haben dann die Pflicht, immer aufs neue zu prüfen, ob die Briefe richtig abgeteilt sind. Anders dagegen in den Briefen

ad fam. Hier gehört zu den Büchern, deren Zusammenschreibung aus den einzelnen Briefen mit solcher Sorgfalt erfolgt ist, daß keine einzige Anrede fehlt, auch das elfte (XI 13 a fehlt die Anrede nicht infolge von Nachlässigkeit des Abschreibers, sondern es ist ein ganzes Stück der Urhandschrift verloren gegangen). Den Ausfall einer solchen Anrede anzunehmen, wären wir nur auf Grund eines zwingenden Beweises berechtigt. Welches aber sind die Gründe, die St. dafür vorbringt, daß XI 6, 1 einen besonderen Brief bildet? Den Hauptgrund bilden die Schwierigkeiten, die die Reisen des Lupus haben sollen. Daß diese Schwierigkeiten nicht vorhanden sind, ist oben nachgewiesen. Wenn St. sagt, Lupus könne nicht unmittelbar vor der Senatssitzung vom 20. Dezember, von der XI 6 in § 2 und 3 die Rede ist, nach sechstägiger Reise von Mutina angekommen sein, so behauptet zunächst weder Cicero noch sonst jemand, daß Lupus unmittelbar vor der Senatssitzung angekommen sei. Lupus ist am 19. Dezember angekommen; zu welcher Tageszeit, wissen wir nicht und ist auch gleichgültig. Die Senatssitzung fand am 20. statt. Die Ankunft des Lupus und die Senatssitzung haben gar nichts miteinander zu tun. Auch die XI 6, 2 erwähnte Tatsache, daß am Morgen vor der Senatssitzung das Edikt des Brutus in Rom öffentlich angeschlagen wurde, in welchem dieser bekanntgab, Gallia cisalpina für die Senatspartei und gegen Antonius behaupten zu wollen, hat mit der Ankunft des Lupus nichts zu tun. Ciceros Äußerung in der Senatssitzung vom 1. Januar 43 *eodem die* (= 20. Dezember 44) *D. Bruti, praestantissimi civis, edicto adlato atque proposito* zusammengenommen mit der Tatsache, daß er fam. XI 6, 2 nur sagt: *cum eo die ipso edictum tuum propositum esset*, ohne an dieser oder an einer anderen Stelle des Briefes das Eintreffen des Lupus mit der Überbringung und Bekanntmachung des Edikts in Verbindung zu bringen, machen es gewiß, daß dieses Edikt erst am 20. in Rom eingetroffen war und dann sogleich, kurz vor der Senatssitzung (Phil. III 4, 8: *hoc recens edictum D. Bruti, quod paulo ante propositum est, certe silentio non potest praeteriri*), veröffentlicht wurde. Der Bote, der dieses Edikt aus Mutina nach Rom brachte, war von dort später als Lupus abgereist, am Morgen des 20. in Rom eingetroffen und hatte sogleich das Edikt angeschlagen. Als in der Morgenfrühe dieses Tages Lupus bei Cicero war, wußten sie vielleicht beide noch nicht, daß dies noch am Morgen geschehen würde, und deshalb ist in Ciceros Bericht über diesen Besuch des Lupus (XI 6, 1) von dem Edikt nicht die Rede, und ebensowenig von der Senatssitzung, weil Cicero jetzt noch nicht die Absicht hatte, in die Senatssitzung zu gehen. Erst nach dem Besuche des Lupus wurde die Veröffentlichung des Edikts bekannt und machte großes Aufsehen (XI 6, 3: *quae in contione maxima dixerim*). Jetzt entschloß sich Cicero, gegen seine ursprüngliche Absicht, an der von den Volkstribunen auf den 20. Dezember an-

beraumten Senatssitzung teilzunehmen. Es trifft also nicht zu, was Sternkopf behauptet (S. 539): „wenn Lupus am Abend (?) des 19. Dezember ankam und am Morgen des 20. Cicero einen Besuch machte, so kann doch nur das hochwichtige Edikt des Brutus wie die Veranlassung zu der Reise und dem Besuch, so der Gegenstand der Unterhaltung gewesen sein“. Nicht Lupus veranlaßte die Bekanntgabe des Edikts, sondern erst nach seiner Abreise von Mutina entschloß sich Brutus, mit dem entscheidenden Schritt nicht länger zu zögern, und schickte das Edikt nach Rom, wo es am 20. kurz vor der Senatssitzung eintraf. Diese Tatsachen spiegelt der Brief XI 6 getreulich wieder. Nach dem Besuche des Lupus geht Cicero daran, dem Brutus auf dessen Brief und die Mitteilungen des Lupus zu antworten, und schreibt zunächst wieder, was wir in XI 6 § 1 lesen. Auf die Nachricht von dem Edikt hält er inne, beteiligt sich an der Senatssitzung und der darauf folgenden contio, und dann erst fährt er mit dem Briefe an Brutus fort mit § 2 und 3. So erklärt es sich, wenn sich dieser zweite Teil des Briefes nicht so eng an das erste Stück anschließt, wie es der Fall wäre, wenn er den Brief in einem Zuge geschrieben hätte. Daraus folgt aber nicht, daß die beiden Stücke nicht zusammenpassen und nicht zusammengehören. Das erste Stück ist als Erwiderung auf das, was Lupus von Brutus schriftlich und mündlich überbracht hatte, durchaus passend. Daher lag auch für Cicero, als er nach der Senatssitzung weiter schrieb, kein Grund vor, zu tun, was St. verlangt, nämlich jenes erste Stück zu zerreißen. Ebenso unberechtigt ist Sternkopfs Verlangen, daß Cicero im zweiten Stück den Zusammenhang mit dem ersten hätte andeuten müssen. Ebensowenig wie andere Leute hat Cicero sich in seinen Briefen den Zwang auferlegt, mit pedantischer Ausnahmslosigkeit bei jedem Übergang zu einem neuen Gegenstand besonders zu markieren, wie dies Neue mit dem Vorangehenden zusammenhängt. Man braucht nur ein wenig in den Briefen zu blättern, um zu sehen, wie oft es unterbleibt. — Wenn in beiden Stücken des Briefes XI 6 *mane* vorkommt und von *dignitas* die Rede ist, so habe ich mich hierüber JB. XXX (1904) S. 424 f. ausreichend geäußert. Wenn endlich Cicero trotz des Wunsches, mit seiner Erwiderung den Brutus möglichst wenig warten zu lassen, doch die Beendigung seines Antwortschreibens auf eine spätere Tageszeit verschob, und zwar in dem Augenblick verschob, als er von der Veröffentlichung des Edikts des Brutus Kenntnis erhielt und den Entschluß faßte, sie im Senat zur Sprache zu bringen, so ist das doch wohl so natürlich, daß ich darüber kein Wort zu verlieren brauchte, wenn St. nicht auch hierin einen der vielen Widersprüche fände, in die ich mich angeblich verwickelte. Er meint, ich hätte das Material nicht nach allen Seiten durchgearbeitet, erklärt, ich „getraute“ mich nicht, zu beweisen, daß XI 6 in einem Zuge geschrieben sei, nennt meine Auffassung dieses Briefes eine „Ausflucht“ und

bezeichnet meine Ansicht von den Reisen des Lupus als „nebelige Hypothese“. Derartiges kann nur den Eindruck machen, daß die Stärke dieser Ausdrücke die Schwäche der Gründe ausgleichen soll, die Sternkopf gegen meine Erklärung des Überlieferten vorbringt.

Es bleibt also dabei, daß nichts dazu zwingt, XI 6 § 1 als besonderen Brief von § 2 und 3 zu trennen, daß vielmehr der Brief XI 6 so, wie er ist, durchaus verständlich und erklärbar ist, und es ist somit unzulässig, an diesem Brief irgendwelche Operation vorzunehmen. Obgleich somit kein Anlaß vorliegt, danach zu fragen, was St. mit dem von ihm angenommenen Brief XI 6, 1 anfängt, soll doch auch hierauf noch einmal (vgl. JB. XXX, 1904, S. 425 f.) eingegangen werden. Nach St. ist XI 6, 1 die Antwort auf XI 4, einen Brief, in dem D. Brutus nach seinem Sommerfeldzug den Cicero darum ersucht, seinen an den Senat gerichteten Antrag auf eine supplicatio zu unterstützen. Das einzige Beweismittel, das St. geltend macht, besteht in dem Hinweis darauf, daß Brutus XI 4 schreibt: *Si de tua in me voluntate dubitarem, multis a te verbis peterem, ut dignitatem meam tuerere,* und Cicero XI 6, 1: *Quod mihi tuam dignitatem commendas, eodem tempore existimo te mihi meam dignitatem commendare, quam mehercule non habeo tua cariorem.* Das Unzureichende dieses Beweises springt sogleich in die Augen, wenn man den Brief XI 5 vergleicht. Es heißt hier § 3: *faciam illud, quod meum est, ut tibi omnia mea officia, studia, curas, cogitationes pollicear, quae ad tuam laudem et gloriam pertinebunt. Quam ob rem velim tibi ita persuadeas me cum rei publicae causa, quae mihi vita mea est carior, tum quod tibi ipsi faveam tuamque dignitatem amplificari velim, tuis optimis consiliis, amplitudini, gloriae nullo loco defuturum.* Es ist hier also nicht bloß von der Ehre (*dignitas*) des Brutus die Rede, die Cicero erhöht wissen wolle, sondern Cicero verspricht, er werde seinerseits alles aufbieten, was der Anerkennung und dem Ruhme des Brutus dienen könnte (*quae ad tuam laudem et gloriam pertinebunt*), er werde es im Interesse der Entschließungen, der Würde und des Ruhmes des Brutus an nichts fehlen lassen (*me . . . tuis optimis consiliis, amplitudini, gloriae nullo loco defuturum*). Das wären auf eine Bitte um die Anerkennung und Belohnung militärischer Verdienste gewiß viel passendere und deshalb viel wahrscheinlichere Wendungen, als in XI 6, 1 die Gleichstellung der Ehre des Brutus mit der des Cicero. So ist denn auch von Ruete (Die Korrespondenz Ciceros in den Jahren 44 und 43 S. 34) XI 5 als Antwort auf XI 4 angesehen worden, eine Ansicht, zu der die Erwähnung der *dignitas* des Brutus sowohl in XI 4 als in XI 5 gewiß das ihrige beigetragen hat. Aber Sternkopf erklärt mit Recht (Philologus LX, 1901, S. 303): „Der Brief XI 5 kann nicht die Antwort auf XI 4 sein, weil Cicero auch nicht mit einem einzigen Worte auf des Brutus Kriegstaten, auf seine Bitte, für ein Dank-

fest zu stimmen, eingeht". Liegt denn nun aber die Sache mit dem angeblichen Brief XI 6, 1 anders? Erinnert Cicero hier auch nur mit einem einzigen Worte an die Kriegstaten des Brutus, geht er auf dessen Bitte, für ein Dankfest zu stimmen, auch nur mit einem einzigen Worte ein? XI 5, 3 könnten doch wenigstens die Ausdrücke *gloria* und *laus* sich auf militärische Verdienste beziehen, während in XI 6, 1 nichts, rein nichts Derartiges vorhanden ist. Somit ist dem Brief XI 6, 1 als der angeblichen Antwort auf XI 4 von Sternkopf selbst das Urteil gesprochen. In Wirklichkeit ist der ganze Brief XI 6 Ciceros Antwort auf einen Brief des Brutus, bei dessen Abfassung dem letzteren ebenso XI 7 wie XI 5 vorlag. So konnten die oben angegebenen Sätze Ciceros aus XI 5, 3, besonders die Worte *tibi faveo tuamque dignitatem amplificari volo*, Brutus die Anregung geben zu eindringlichen Mahnungen an Cicero, für seine, des Brutus, *dignitas* zu wirken (6, 1 *quod mihi tuam dignitatem commendas*). Aber auch ohne diese Anregung hatte Brutus zu solchen Mahnungen Anlaß genug. Drang doch die Gefahr, die Statthalterschaft von Gallia cisalpina an Antonius zu verlieren und diesen zu immer größerer Macht aufsteigen zu sehen, immer näher. Da diese Gefahr in ganz gleicher Weise auch Cicero bedrohte, so konnte dieser gewiß zutreffend erwidern, daß seine eigene Ehre und politische Stellung ihm nicht höher stehe als die des Brutus und daß mit der Ehre des Brutus ihm die eigene Ehre ans Herz gelegt werde. Somit sind Ciceros Worte *Quod mihi tuam dignitatem commendas, eodem tempore existimo te mihi meam dignitatem commendare, quam mehercule non habeo tua cariorem* keineswegs nur eine höfliche Phrase, wie St. meint. Sie entsprechen vielmehr aufs genaueste der politischen Lage der Zeit, in der sie geschrieben sind. Dagegen würde Cicero, wenn es sich um die Befürwortung einer supplicatio handelte, nicht im allgemeinen von der *dignitas* des Brutus sprechen, sondern von dessen *honos* und *laus*. Das sehen wir einerseits aus den Briefen, in denen Cicero in Cilicien den M. Cato und die Konsuln des Jahres 50 um die Befürwortung einer supplicatio ersucht (fam. XV 4, 11 *honorem meum*; 13 *hoc nescio quid gratulationis et honoris*; ib. *honorem, qui a senatu tribui rebus bellicis solet*; 16 *de mea laude*; ib. *honos*; XV 10, 1 *laus et honos*; XV 13, 3 *honore et gratulatione*), andrerseits aus der Antwort, die er Plancus auf ein solches Gesuch gibt (fam. X 2, 1 *honori tuo*). Schließlich behält nun auch, was ich JB. XXX (1904) S. 425 f. darüber gesagt habe, daß zu Anfang von XI 6 Mutina erwähnt wird, seine volle Gültigkeit. Gesuche um eine supplicatio gingen nach Rom, wenn der Statthalter in einem glücklichen Feldzuge von seinen Soldaten zum imperator ausgerufen war, spätestens aber wenn dieser Feldzug zu Ende geführt war (A V 20, 7; fam. II 7, 3; III 9, 4). Von seiten Ciceros geschah es (wie die soeben angeführten Stellen und die Briefe fam. XV 4, XV 10 und XV 13

zeigen) sogleich, nachdem er mit der Einnahme von Pindenissus seinen Feldzug glücklich beendigt hatte, und nicht erst, nachdem er wieder an die Grenze seiner Provinz, nach Laodicea, gekommen war. So ist es auch einzig wahrscheinlich, daß D. Brutus seine Gesuche um Befürwortung einer supplicatio zusammen mit dem Bericht an den Senat sogleich von seinem Kriegsschauplatze aus, also aus den Alpen (XI 4, 1 *Progressus sum ad Inalpinos*), nach Rom gehen ließ, nicht aber, daß er, wie sich St. die Sache denkt, damit so lange wartete, bis er einmal an die Grenze seiner Provinz, nach Mutina, kam.

So ist denn von allen Einwänden, die St. gegen meine Auffassung des Briefes XI 6 erhebt, nichts übrig geblieben. Vielmehr hat die Prüfung dieser Einwände und die Nötigung, auf alle in Betracht kommenden Einzelheiten einzugehen, mir die Möglichkeit geboten, meine Auffassung nur um so fester zu begründen.

22) J. Ziehen, Ornamenta γυμνασιώδη. (Vortrag, gehalten in der Archäol. Ges. zu Berlin. Sonderabdruck aus der WS. f. klass. Phil. 1906.

In den ersten Briefen Ciceros an Attikus in Athen ersucht der erstere mehrmals seinen Freund um Beschaffung von Bildwerken, die sich für seine mit der Villa in Tuskulum verbundenen Anlagen eignen würden. Er bezeichnet diese Anlagen als *Academia* (A I 4, 3; 9, 2), als *gymnasium* (1, 5), auch als *palaestra gymnasiumque* (10, 3), die für sie geeigneten Bildwerke aber als *ornamenta γυμνασιώδη* (6, 2; 9, 2). Hiervon ausgehend stellt Z. die allgemeine Frage: welches sind die *ornamenta γυμνασιώδη* des Altertums, in welcher Art waren die Palästren, Gymnasien und die mit ihnen eng zusammenhängenden Anstalten mit Bildwerken ausgeschmückt? Es kommen in Betracht Götterbilder — Apollo, Hermes *ἐναγώνιος* —, Personifikationen — Palaistra, Agon, Kairos —, und Darstellungen aus menschlichem Kreise — Bild des Stifters, Kosmetenhermen, Athletenstatuen, Genrefiguren. Ist es auch nur wenig Tatsächliches, was Z. hierüber hat ermitteln können, so ist es doch interessant genug, um zu weiteren Nachforschungen anzuregen. Der Verf. empfiehlt hierfür besonders zwei Wege, die Erfolg versprechen: die Herstellung topographischer Fundkarten und die genaue Durcharbeitung der Inschriften.

Stellenverzeichnis.

Berlin. Th. Schiche.

2.

Livius.

Von den in meinen früheren Jahresberichten besprochenen Livius-Ausgaben und Schriften, die auf Livius Bezug haben, sind nachträglich folgende Rezensionen anderweitig erschienen:

Livius Buch 1, 2, 21, 22 und Stücke von 3, 26 und 39, herausgegeben von Zingerle-Scheindler, 7. Auflage (E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 1091). — Livius Buch 23 von Luterbacher, 2. Auflage (E. T., Rev. crit. 1907 S. 68 f.; A. Zingerle, Zeitschr. f. d. österr. G 1907 S. 405—406; F. Fügner, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1136—1138). — Livius Buch 23 von Wölfflin, 4. Auflage (E. T., Rev. crit. 1907 S 68 f.). — Livius Buch 44 von Zingerle (W. Heraeus, WS. f. klass. Phil 1907 Sp. 520—524). — Dušánek, De formis enuntiationum condicionalium apud Livium (A. Zingerle, Zeitschr. f. d. österr. G. 1906 S. 1001) — Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie IV und V (W. Heraeus, WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 16—18); V und VI (A. Zingerle, Zeitschr. f. d. österr. G. 1906 S. 1000; Archiv f. lat. Lex. XV S. 284—285) — Sofer, Livius als Quelle von Ovids Fasten (R. Bitschofsky, Zeitschr. f. d. österr. G. 1907 S. 90—91).

I. Ausgaben.

1) T. Livii ab urbe condita liber I. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von M. Heynacher. Vierte, verbesserte Auflage. Gotha 1906, F. A. Perthes. Text IV u. 54 S. 8. Kommentar 52 S. 8. Zusammen 1 *M*.

Wie die Zahl der neuen Auflagen beweist, wird diese Ausgabe viel gebraucht. Die Praxis läßt am besten erkennen, was für den Benutzer eines Buches minder wichtig und wie das einzelne am angemessensten zu gestalten ist, und so hat wohl auch der Gebrauch in der Schule die mancherlei Änderungen veranlaßt, die der Kommentar im Laufe der Jahre erfahren hat. Die zweite und dritte Auflage haben mir nicht vorgelegen. In der vierten Auflage läßt fast jede Seite die bessernde Hand des Verfassers erkennen, und von meinen Bemerkungen in der Anzeige, welche ich der ersten Auflage gewidmet habe (Zeitschr. f. d. GW. 1886 S. 667—670), sind viele gegenstandslos geworden. Es hängt dies zum Teil mit der Einführung anderer Textlesarten zusammen.

Unter den neuen Lesarten sind hervorzuheben: Praef. 11 *sero* nach Novák; 9, 12 *Talasii* und *Talasio* nach W. Heraeus; 48, 6 *Cuprium* nach W. Heraeus und 59, 12 *senioribus* nach Soltau.

Im Anhang sind ohne Grund weggelassen die früheren kritischen Notizen zu 41, 3 und 41, 4; dagegen hätten wegbleiben sollen die zu 43, 5 und 43, 7 (bei Weißenborn hätten die durch die Einklammerung als unecht bezeichneten Wörter auch gestrichen werden können; jedenfalls sind dieselben Lesarten gemeint, die Heynacher im Text hat); 59, 3 ist *ad portas* mit eckigen Klammern zu umschließen.

Zu 41, 7 ist angegeben: „*iam tum, comprensis sceleris ministris, ut vivere* 'optimorum codicum est scriptura' Frigell". So hat sich Frigell in den Epilegomena allerdings ausgedrückt, aber mit Hinzufügung einer merkwürdig naiven Bemerkung über das hinter *tum* in allen maßgebenden Handschriften überlieferte *cum*. Man muß die obige Angabe geradezu als unrichtig bezeichnen; vgl. Frigells Collatio. Früher urteilte er über dieses *cum* anders; s. Zeitschr. f. d. GW. 1875 S. 527.

2) Griechische und lateinische Schul-Texte. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel.

Titus Livius. Neu durchgesehener Text von W. Soltau. Buch I, 64 S. 8. — Buch XXI, 57 S. 8. — Buch XXII, 64 S. 8. Jedes Heft 0,60 ℳ (10 Stück 4,50 ℳ).

Soltaus „Präparationen" zu den genannten Büchern habe ich schon früher angezeigt. Daß der Verleger diesen genau entsprechende Texte erscheinen läßt, wird gewiß angenehm empfunden werden und ist jedenfalls praktisch. So liegt eine richtige Schülerausgabe vor, der nichts mangelt, da die Texthefte eine Einleitung zu dem betreffenden Buche enthalten, die die Schüler über den Inhalt genau orientiert (in ausführlicher, kapitelweise angeführter Übersicht) und ihm kurz und klar mitteilt, was er von Livius wissen muß: Leben, Werke, Sprache und Stil, Würdigung als Historiker.

3) W. Reeb, Präparation zu Livius' erster Dekade. Buch I 1903. 54 S. steif geh. 0,60 ℳ. — Buch VI—X 1906. 50 S. steif geh. 0,80 ℳ. (Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern.) Leipzig, B. G. Teubner; Auslieferung für Württemberg bei W. Kohlhammer in Stuttgart.

Die äußere Einrichtung dieser beiden Hefte, die mir erst später als das zweite Heft bekannt geworden sind, ist dieselbe wie in der Präparation zu den Büchern II—V, über die ich JB. 1906 S. 3 berichtet habe.

Behandelt sind folgende ausgewählte Stücke: Praefatio und Buch I ganz; Buch VI Kap. 34—42; Buch VII Kap. 9, 6—10, 14;

Buch VIII Kap. 6, 8—14, 12; Buch IX Kap. 1—12, 4; 17—19; 35—37; Buch X Kap. 24—29; 38—46, 9.

Es ist nur natürlich, daß die Schüler angehalten werden, sich den Teubnerschen Schultext zu beschaffen, an den diese Präparationen angeschlossen worden sind. Der Verf. hat zwar die Lesarten einiger anderen Ausgaben berücksichtigen zu müssen geglaubt, um auch den Gebrauch eines anderen Textes möglich zu machen; aber das war meines Erachtens nicht nötig. Die kommentierte Weißenbornsche Ausgabe (übrigens im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin, nicht bei Teubner in Leipzig erschienen) wird wohl kein Schüler benutzen, und zu den Ausgaben von A. Zingerle und P. Meyer sind eigene Kommentare erschienen, die so ausführlich sind, daß der Schüler nur selten genötigt ist, zum Lexikon zu greifen. Die Auswahl stimmt ja auch nicht mit der in den genannten Ausgaben enthaltenen überein. Außerdem sind die abweichenden Lesarten für den Benutzer des Teubnerschen Schultextes störend. Wenn er z. B. 1, 25, 4 *primo statim concursu concrepuere arma* liest (derselbe Wortlaut steht 6, 24, 1), so ist für ihn der Hinweis auf *increpuere* ganz überflüssig, ja verwirrend, da er dieses Verb nur in transitiver Bedeutung kennt. Ebenso wird 1, 32, 8 *suprascandit* besser nicht erwähnt, da es Komposita mit *supra* überhaupt nicht gibt.

Um die Denkkraft der Schüler anzuspannen, gibt der Verf. nicht einfach die für die betr. Stelle passende Bedeutung an, sondern geht von der Grundbedeutung aus. Er schließt aber hieran oft so viele Bedeutungen, daß die innere Entwickelung dem Schüler entgeht und er mehr als bei einem Wörterbuch zum schnellen Überfliegen und Suchen nach dem Passenden veranlaßt wird; z. B. Praef. 2 „*affĕro, attŭli, allātum*, 3. herbeitragen, zutragen, herbeischaffen; melden; vorbringen, anführen; herbeiführen, verursachen, nach sich ziehen; beitragen zu etwas“. Praef. 4 „*rĕpĕto, īvi, ītum*, 3. wieder losgehen auf; wieder aufsuchen, zurückkehren nach; zurückgehen auf; wiederholen, herleiten; nachholen, erneuern, zurückverlangen“. Praef. 7 „*refĕro, rettŭli, relātum*, 3. zurückführen, hineinbringen, hinterbringen; über etwas berichten, Vortrag halten, Antrag stellen; überbringen, überliefern, melden, mitteilen; einschreiben, eintragen“. So 1, 22, 5 *excipere* mit 12 Bedeutungen, 1, 1, 8 *fides* mit 14 Bedeutungen u. dgl. m. Mir scheint dies des Guten zu viel zu sein; hier muß, glaube ich, gestrichen und gesichtet und auf klare Erkenntnis des Schülers hingearbeitet werden.

Billigenswert sind die Hinweise auf die Etymologie, sei es daß diese in belehrender Form ausgesprochen, sei es daß sie in der Übersetzung nur angedeutet werden. Es ist aber notwendig, diese Bemerkungen derartig zu gestalten, daß sie dem Schüler wirklich einleuchten. So z. B. gibt 1, 3, 11 „*adĭmo, ēmi, emptum* 3. (emo) (ab)nehmen, entreißen, rauben; abziehen, ablenken“ dem

Schüler ein Rätsel auf, insofern er ein Kompositum mit *ab*, nicht mit *ad*, erwartete. Ebenso wird 6. 36, 10 „*fatigo*, 1. (*fatis* [vgl. *affatim*] und *ago* = zur Genüge treiben) abtreiben, ermüden; keine Ruhe lassen, zusetzen" dem Schüler wenig nützen, ja ihm kann hier der Gedanke kommen, daß *fatis* ein Druckfehler sei (statt *fatis*), wenn ihn auch der Vergleich von *affatim* stutzig machen muß. Ungeeignet für die Schüler möchte auch sein, um nur noch diese eine Erklärung anzuführen, 1, 17, 17 „*temulentus*, 3. (aus **temum* [verwandt mit *temetum*, *i*, n. = altertümlicher Ausdruck für „Wein"] und *oleo*; jüngere Bildung *vinolentus*) nach Wein riechend, trunken" mit der Anmerkung: *„Diese Form ist in der Überlieferung nicht nachweisbar".

An Kleinigkeiten ist mir folgendes aufgefallen: 1, 7, 10. 12, 5. 31, 3 steht „*deūm* = *deorum*"; dagegen (wohl richtiger) 1, 42, 1 *liberum* = *liberorum*; 1, 43, 3 *fabrum* = *fabrorum*; 1, 53, 3. 54, 3. 56, 1 *deum* = *deorum*. — Amtlich verlangt ist die Schreibweise „Zitadelle" (1, 6, 1), „Genitiv" (1, 6, 4 u. a.), „zustande bringen" und „imstande sein" (1, 24, 4 u. a.); nicht überall gebräuchlich die Genitivform „jemands" (8, 12, 4 u. a.). 1, 15, 7 fehlt bei *profecto* die Bedeutung „gewiß [unbetont]", im folgenden Paragraphen bei *gratus* die Quantitätsbezeichnung, die freilich überhaupt nicht konsequent durchgeführt worden ist. 1, 17, 6 hieße es besser: ging im Kreise herum (st. umher). 1, 18, 4 muß es *taetricus* heißen, und es empfiehlt sich nicht, neben *temptare* die Schreibweise *tentare* zu erwähnen (1, 32, 4 u. a.). 1, 28, 2 wird „*illucesco*, *luxi*, 3. (*luceo*) zu scheinen anfangen" angeführt und ebenso gleich danach „*illucescit*, *luxit* impers. es wird hell, Tag, es tagt"; ob da nicht mancher glauben wird, das Perfekt werde vom Simplex gebildet? Wozu überhaupt Abkürzungen dieser Art? Soll durch *exsequor*, *secutus sum* (§ 3) u. a. Raum gespart werden? 1, 31, 6 „*dēgo*, *dēgi*, 3. (*de* und *ago*) eine Zeit zubringen, leben"; allein von *dēgo* ist kein Perfekt nachweisbar, dafür tritt *ēgi* ein. 1, 32, 2 ist statt *prosper* (späte Form) wohl *prosperus* anzusetzen. 1, 32, 10 hätten andere Lesarten, wenn auf diese einmal Rücksicht genommen wurde, erwähnt werden sollen; denn „*cum his* (ergänze *verbis*) = damit" ist doch wohl nicht haltbar. 1, 34, 4 war zu schreiben: *humiliora esse iis* (= *quam ea*), *in quibus nata erat*. 1, 34, 6 versteht kein Schüler die beiden Striche, zwischen denen *apta* steht, auch hätte ein Lemma *ad id* hinzugefügt werden sollen. 1, 56, 1 „*opera* ... übertragen: der Arbeiter, Knecht", aber nur im Plural, was hinzuzufügen ist. 1, 57, 5 wird *comisatio* erklärt, dagegen 9, 17, 17 *comis*(*s*)*abundus* nicht. 8, 14, 6 ist „*as*, *assis*, m. das Aß" nicht zu billigen. 10, 44, 8 „*excīdium*, *ii*, n. (*ex* und *caedo*) Zerstörung, Vernichtung" ist wohl nicht richtig (vgl. Vergil).

4) T. Livii ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Luterbacher. Achte, verbesserte Auflage. Gotha 1907, F. A. Perthes. IV u. 156 S. 8. 1,20 *M.*

Der Text der achten Auflage weicht von dem der siebten nur an wenigen Stellen ab. Der Herausgeber liest jetzt 2, 6 *obtruncavit* (ς). — 6, 8 *Tampilus* (Ltb. nach CIL. VI 1360). — 25, 10 *quamquam mille quingentos cecidisse* (Ltb.; er verwandelt also das überlieferte *AD* in *MD*). — 25, 11 *coram apparuit* (Ltb. statt *cum apparuit*). — 27, 7 *ex loco edito*, wie in der 7. Auflage, aber mit Hinzufügung der eigenen Vermutung *ex loco propinquo* (*ex loco prodito* CM). — 31, 2 *non quin* (Ltb. statt *non quia*), „nicht weil es keinen direkteren Weg zu den Alpen gab, d. h. obwohl es einen solchen gab, die Druentia entlang“. — 46, 6 *pugna abierat* (Ltb.; *pugnauierat* P^1), „der Kampf war schon großenteils in ein Gefecht zu Fuß übergegangen“. — 52, 2 *exanimatus* (Ltb. st. *et minutus* P^1 *eminutus* P^2). — 57, 8 *in quo* mit P. — 60, 4 *parata* mit P.

Im Text sind einzelne Wörter und ganze Sätze durch Sperrsatz hervorgehoben. Dies ist geschehen, „um den Schülern, welche in der Klasse den bloßen Text vor sich haben, den Überblick über das Gelesene zu erleichtern“.

In der Einleitung wurde, laut Vorwort, die Stelle über den Vertrag Hasdrubals nach des Herausgebers Erörterungen im 62. Bande des Philologus zugunsten der Darstellung des Livius geändert, ein kurzer Bericht über den Krieg mit den Galliern (225—222) eingefügt und die julianische Zeitrechnung nach GFUnger (in Iwan Müllers Handbuch I) durchgeführt.

Der Kommentar ist gründlich durchgesehen und an vielen Stellen verbessert worden.

5) Titi Livi ab urbe condita libri XXI. XXII. XXIII. XXIV. XXX. Edidit A. Zingerle. Für den Schulgebrauch bearbeitet von P. Albrecht. Mit 2 Karten und 4 Plänen. Zweite Auflage. Leipzig 1904, G. Freytag. VII u. 336 S. kl. 8. geb. 1,80 *M.*

Soweit ich sehe (ein orientierendes Vorwort fehlt), unterscheidet sich diese zweite Auflage von der ersten, vor 11 Jahren erschienenen, nicht, so daß es genügt, auf meine Anzeige JB. 1893 S. 3 f. hinzuweisen. Neu sind vier Situationspläne, durch die, wie es scheint, die Seitenzahl des Buches von 334 auf 336 gestiegen ist: S. 305 ein Plan des römischen Lagers, S. 313 das Schlachtfeld bei Cannae, S. 333 ein Plan von Syrakus und S. 335 das Schlachtfeld am Trasimenischen See.

Eine Durchsicht des Ganzen hätte wohl stattfinden sollen. Denn es findet sich doch hier und da manches, was nicht einwandfrei ist. Es empfiehlt sich gewiß nicht, den Schülern die Ausdrucksweise „die Commentarii des Cäsar“, „das Lager des Hannibal“ usw. vorzuführen. S. V wird M. Porcius Cato Censorinus

erwähnt. Bei Buch 24 Kap. 11, wo von den römischen Anordnungen zum Kriege die Rede ist, steht die Randbemerkung (an sich schon ein Schrecken für manche Pädagogen): „Phönizische Rüstungen", was vermutlich nur ein Druckfehler für „Römische Rüstungen" ist. S. 335 im Anhang findet sich „*Tyneta* Stadt an der afrikanischen Küste", während dies doch die Akkusativform ist und an dreien von den fünf angeführten Stellen *ad Tynetem* gelesen wird. Am wenigsten hätten S. VIII, im Verzeichnis der Karten, die vermutlich von einem Angestellten der Buchhandlung herrührenden Karteninschriften wiederholt werden sollen: Karte I: 'Italia cum adiacentibus regionibus Gallia Cisalpina, Sardinia, Corsica et Sicilia belli Hannibalici tempore'; Karte II: 'Roma et Carthago secundi belli punici tempore'. Darüber wird der Schüler hinwegsehen, daß Sicilien, Sardinien usw. *regiones* genannt werden; aber an dem *et* vor *Sicilia* muß er Anstoß nehmen, desgleichen an *belli punici*, da er im Text *bellum Punicum* mit großem Anfangsbuchstaben gedruckt sieht, und daß man *temporibus*, nicht *tempore* sagt, lernt ja schon der Sekundaner. Daß vom „Hannibalischen Krieg" in der Einleitung gesprochen wird, ist ganz in der Ordnung; hat aber auch ein römischer Schriftsteller den Ausdruck *bellum Hannibalicum* gebraucht? Und ist *Roma et Carthago* eine geeignete Bezeichnung für das Römische und Karthagische Reich?

Befremdlich ist am Schluß des Textes der fünf in diesem Bande enthaltenen Bücher bei vieren die Hinzufügung der Periochae, dieser dürftigen Auszüge, die nicht einmal aus dem Originalwerke stammen und für keinen Schüler Wert oder Interesse haben. Bei Buch XXX scheint sie nur vergessen zu sein.

6) T. Livi ab urbe condita libri. Wilhelm Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. Achter Band, zweites Heft: Buch XXXVII und XXXVIII. Dritte Auflage. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 302 S. 8. 3,60 *M*.

Diese Auflage erscheint 34 Jahre nach der vorhergehenden und ist die erste, die der Ref. neubearbeitet hat. Ich verweise auf JB. 1907 S. 8, wo die Grundsätze dargelegt sind, nach denen ich bei der Revision des Textes verfahren bin. Ich unterlasse es, die neu eingeführten Lesarten sämtlich aufzuzählen. Statt der früheren Übersicht (2 S.), in der nur die Varianten von B enthalten waren, ist ein 53 Seiten umfassender Anhang gegeben worden, in dem das Wichtigste aus der neueren Literatur verzeichnet ist.

Der Kommentar ist in der üblichen, radikalen Weise umgearbeitet worden.

37, 2, 6 habe ich *deducenti* geschrieben in der Annahme, daß die Hss. mit der Lesart *deducendae* das Wort an das folgende *urbanae legiones quae* angeglichen haben; der Zusatz *duae* (Mg.) scheint mir nicht nötig. — 2, 10 habe ich die Vermutung geäußert,

daß ⟨*et*⟩ *cum iis navibus* zu schreiben sei; die noch von *iussus* abhängigen Infinitive *proficisci* und *accipere* stehen sonst gar zu verlassen. — 11, 14 ist vielleicht *ab Samo* zu schreiben; Livius sagt so fast immer (vgl. Fügner L. L. 17), und M spricht dafür, der *ab* hat. — 12, 11 *in incertam tempestatem ⟨se com⟩miserunt* (vgl. 7, 26, 11; 23, 11, 10), mit der Bemerkung, daß auch *⟨rem com⟩miserunt* (vgl. WBb. zu 4, 27, 6) oder bloß *⟨com⟩miserunt* (s. H. Meusel zu Caes. BC. 3, 25, 1) gelesen werden könne. Mit WBb.s Vermutung, daß „*miserunt* vielleicht ein technischer Ausdruck" sei, ist es doch wohl nichts. — 16, 9 haben die Hss. *lenibus*, M aber *lenibus et excursionibus*; eine Ergänzung ist notwendig, und ich habe *proeliis* nach *lenibus* eingefügt (vgl. 3, 61, 12); doch sähe man lieber eine andere Wortfolge (s. 18, 9). — 16, 11 weist die Überlieferung darauf hin, daß vor *remigum turbam* ein anderer Ausdruck gestanden hat (*navalium* B, *nauium* ς); ich habe an *et aliam* gedacht, wobei die Ähnlichkeit der Schriftzüge in Frage kam. — 18, 7 ist ein Wort ausgefallen (eine Eigentümlichkeit der Hss.); ich habe *Dahis* gewählt nach 38, 3. — 19, 1 ist das *et* in Bς merkwürdig; ich habe es zu erhalten gesucht, indem ich die Ansicht äußerte, es sei vor *adhibitis* zu stellen. — 23, 5 würde nach meiner Meinung der Ausdruck weit gefälliger, wenn *erant* vor *habebat* gestellt würde: *hexeres erant; habebat praeter has decem triremes. et hi*.. — 24, 7 scheint *ac prope* BM auf eine Lücke schließen zu lassen; ich vermute *⟨alacres⟩ ac prope* (vgl. 44, 3, 9). — 26, 13 sieht *et dicere* als ein Flickwerk aus; ich bin dafür, daß es gestrichen werde, nicht bloß *dicere*. — 34, 6 ist *ita ad* nicht haltbar; es scheint *et ad* geschrieben werden zu müssen. — 39, 11 scheint die Lesart von B und M zu *non videbatur egere obiectis* kombiniert werden zu können. — 41, 2 ist wieder eine Lücke, die mir am besten durch *velut ⟨pluvia⟩* ausgefüllt zu werden scheint. — Dasselbe ist 41, 9 der Fall; ich habe durch *⟨partemque⟩ equitum* zu helfen gesucht. — 45, 7 wird wohl am besten geheilt, indem wir eine Lücke annehmen und schreiben *quam ⟨adsumus⟩, ut a vobis quaeramus*. — 49, 7 *eo⟨dem⟩ die*. — 51, 1 erfordert die Symmetrie die Hinzufügung des Vornamens *A*. — 53, 9 ließe sich das *terrestribus navalibus* wohl halten; aber der folgende Satz steht ohne Verbindungspartikel sehr abrupt da. Deshalb habe ich *navalibus⟨que et⟩* vermutet. — 56, 2 habe ich eine Lücke angenommen, und die ist jedenfalls vorhanden, und nach 38, 39, 15 geschrieben: *quam ademerat Prusias regi, ac Milyada et*.. — 56, 2 ist *pugnatum est, et* wohl haltbar (vgl. 56, 6); aber *pugnatum esset* (*e̅e̅t* statt *ēet*) liegt sehr nahe. — 58, 8 ist Zingerles Ergänzung wohl richtig; leicht ist aber auch die Ergänzung *ultimis Orientis ⟨oris⟩* oder *ultimis ⟨oris⟩ Orientis* nach 21, 10, 12.

38, 1, 4 ist eine Lücke anzunehmen; ich habe sie ausgefüllt durch *venturum ⟨cum exercitu. agit deinde⟩*.. — 1, 5 ebenso;

⟨*suos*⟩ *subinde*. — 1, 9 ebenso; ⟨*regem*⟩ *restituerent*. — 6, 4 ebenso; *ac duobus* ⟨*locis*⟩ . . . — 9, 9 ebenso; *dein* ⟨*consul Aetolis condiciones pacis dixit*⟩. — 11, 2 vermute ich ebenso eine Lücke und schlage vor: *adversus* ⟨*Romanos vel*⟩. — 14, 10 glaube ich, daß *sub eo* leichter hinter als vor *cybera* (so haben ς) übersehen werden konnte und hier besser stehe, da so der Undeutlichkeit in *et Sylleum* vorgebeugt werde. — 18, 3 ist *intendit* hinter *Plitendum* von Mg. ergänzt, sehr wahrscheinlich wegen des Gleichklangs der Wörter; man könnte aber auch an *ad Plitendum pergit* denken (vgl. 20, 6). — 18, 11 ⟨*ullum*⟩ *mediterraneum* nach 3, 45, 4; 28, 38, 7. — 18, 12 wird wohl dem Wortlaut durch Einfügung von *et* vor *ad Sinopen* aufgeholfen werden müssen. — 24, 10 halte ich *viro* für eine Interpolation. — 25, 11 vermute ich ⟨*cum*⟩ *consul*; vgl. § 3. — 38, 4 vermutlich ist *Tauri* vor oder hinter *iuga* zu stellen; vgl. 37, 56, 8; 38, 12, 4. 47, 6. 11. 48, 1. — 53, 4 vervollständige ich das *cum qua* des M zu *Quirites, umquam*. — 57, 2 stelle ich das notwendige *Scipionis* hinter *filiis*. — 58, 8 vermute ich, daß das handschriftliche *visum* zu halten und eine von der Dativform *senatu* ausgehende Interpolation anzunehmen sei (statt *et senatu* . . *et fratri*).

Versehen im Anhang: 37, 3 fehlt bei *pluribus* die Klammer; 23, 5 lies *triremes*; 23, 10 lies *dirigere*; 38, 13, 7 lies *in sinum*] B; *in sinu* ς.

7) T. Livi ab urbe condita libri, edidit Antonius Zingerle. Pars VII, fasciculus V, liber XXXXV. Editio maior. Vindobonae sumptus fecit F. Tempsky, Lipsiae sumptus fecit G. Freytag, MDCCCCVIII. XI u. 78 S. kl. 8. 2 *K* (= 1,80 *M*).

Zingerle legt uns heute den letzten fasciculus seiner Liviusausgabe vor. Wir gratulieren ihm zum Abschluß seines Werkes, an dem er mehr als zwanzig Jahre mit nie versagender Geduld gearbeitet hat. Befriedigt kann er auf seine Ausgabe hinblicken; es ist eine vortreffliche Leistung, die die verdiente Anerkennung seitens der Gelehrten gefunden hat. Der fünfte Faszikel des siebten Bandes legt mit den anderen vier dafür Zeugnis ab, daß der Herausgeber mit immer gleicher Liebe an seinem Autor gehangen und mit derselben Gründlichkeit verfahren ist wie von Anbeginn an, ja daß er in den letzten Heften mit noch größerer Genauigkeit und Ausführlichkeit zu Werke gegangen ist als zuvor. Es handelte sich hier um den Wiener Kodex, von dem verschiedene Kollationen bestanden, die alle voneinander verschieden waren. Des Herausgebers Sohn, Joseph Zingerle, hat die Kollationierung auf sich genommen und die Aufgabe in einer Weise gelöst, daß man überall die Überzeugung hat, seinen Angaben unbedingtes Vertrauen schenken zu können. Ihm gebührt unser ehrlicher, aufrichtiger Dank für die in Wahrheit überaus mühevolle Arbeit. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Handschrift jetzt photographisch abgebildet vorliegt. Es wird sich

aus diesen Blättern schwerlich ein anderes Ergebnis herausstellen, als was in dieser Ausgabe veröffentlicht ist. Die Bemerkungen in der Praefatio Zingerles zeigen, wie peinlich genau er an den einzelnen Stellen zu Werke gegangen ist.

Der Herausgeber hat für den Kommentar wieder zusammengesucht, was irgend von Bedeutung zu sein schien, und selber durch eigene Beiträge den Text zu emendieren gesucht; man kann sagen, daß man nichts vermißt, ja daß des Guten fast zu viel getan ist, indem die vielen Emendationsversuche die Übersicht stören und zu eigenem Urteil zu gelangen hindern.

1, 4 ist Sigonius' Konjektur *incertae* doch wohl in den Text zu setzen; es gehört, wie es scheint, zu *evanuit* und gibt den Grund an, weshalb die Freude verstummte. — 2, 4 mahnt Novák nicht ohne Grund, das Wort *copiae* hinter *peditum equitumque* zu stellen, nach 22, 54, 5; 24, 35, 5; 35, 12, 16. — 2, 7 wird das überlieferte *conperta urbe* mit Hartel ergänzt zu *conferta per urbem*, wofür ich doch lieber mit Grynaeus *conferta tota urbe* lesen möchte, da die Präposition *per*, an sich wenig passend, noch eine weitere Änderung notwendig macht. Ich ziehe Neubauers Änderung *conpleri tota urbe* vor; sie ist nicht schwer, und es geht ein Inf. hist. vorher; vgl. 3, 5, 14: *omnia delubra pacem deum exposcentium virorum mulierumque turba inplebantur.* — 6, 2 und 9, 4 ist wohl *Thraeciae* zu schreiben. — 8, 5 ist *regum et populorum* wegen des Zeilenendes hinter *regum* plausibel; aber vgl. 24, 49, 2; 26, 43, 4; 37, 45, 8 u. a., wonach *regum populorumque* naheliegt. — 13, 10 war *est* nicht kursiv zu drucken, die Hs. hat dafür *et*. — Kap. 19 fehlen die Angaben § 4—8. — 27, 6 ist *Galo* zu schreiben, wie die Hs. hat; vgl. Th. Mommsen, Rh. Mus. XVI S. 355. — 31, 8 könnte auch an *fractis animis regis partium* gedacht werden; vgl. § 13. — 37, 6 ist die Wortstellung gesucht; es dürfte mit Novák *⟨nullum⟩ crimen, nullum probrum* zu lesen sein. — Kap. 44 stimmen die Paragraphenzahlen (7—21) nicht mit Drakenborch überein.

Einen Druckfehler habe ich in dem schön ausgestatteten Buche nicht entdeckt.

Nicht vorgelegen haben mir:

Livius VII commentato da G. B. Masoero. Vgl. U. Nottola, Boll. di fil. class. XIV S. 106 f.

Livius I, XXI, XXII edited by E. B. Lease. Vgl. J. P. Postgate, Class. Rev. XX S. 458—462.

Livius XXI commentato da E. Cocchia, 2. ed. — Vgl. V. Brugnola, Boll. di fil. class. XIII S. 66 f.

Livius XXIII delle storie commentato da F. Graziani. Vgl. F. Fügner, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 1423 f.

II. Beiträge zur Kritik.

a) Abhandlungen.

8) W. Heraeus, Wochenschrift für klassische Philologie 1907 Sp. 520—524.

In einer Besprechung der Ausgabe des 44. Buches des Livius von A. Zingerle sagt der Verfasser: „Es wäre sehr zu wünschen

und eine sehr dankbare Aufgabe, wenn nach Vollendung der Ausgabe jemand die (bisher in manchen Punkten strittige) Orthographie dieser alten Handschrift untersuchen wollte, die trotz ihrer zahlreichen und mannigartigen Verderbnisse zu den hervorragendsten Zeugen in dieser Beziehung gehört. Wie in dem etwa gleichaltrigen Puteaneus erscheinen in ihr *ci* und *ti* vor Vokalen noch nicht vertauscht... Ebenso werden wie im P. zwar *ae* und *e* miteinander verwechselt, aber noch nicht mit *oe*... Auch im Punkte der Konsonantenverdoppelung stimmt sie durchaus mit der guten Überlieferung (*Parnasus*, *Larisa* u. a.); falsch nur ist *suplicatio* (fast ständig) und *oblittero*, denn die Schreibung *oblitero*, wenn auch in den neueren Ausgaben meist verdrängt, findet sich nicht nur sonst in den ältesten Handschriften (Put. des Livius, Put. des Gaius und Symmachus u. a.), sondern auch zweimal inschriftlich, bei Dessau 5058 (vom Jahre 170 n. Chr.) und 6264, und wird auch durch die antiken Etymologien Fest. p. 187 *obliteratum, alii ab oblivione* (also von *oblitus*), *alii a litore* und C. Gl. L. IV 370, 17 *obliteratus a litura* wahrscheinlich gemacht".

Am Schluß dieser Anzeige (Sp. 522—524) finden sich folgende kritische Bemerkungen:

1, 5 weist das überlieferte *sicut multa* vielleicht auf *siculi nulla*; vgl. 21, 39, 7. — 1, 5 vielleicht *ad anticam militarem disciplinam*; vgl. 45, 35, 6. 37, 2; Tac. Ann. 1, 20. — 6, 11 ist die auch sonst gut bezeugte Form *valles* (für *vallis*; vgl. *vallēcula*) beizubehalten; vgl. 25, 39, 1 und 28, 33, 8. — 9, 9 kann in dem überlieferten *praetecta* auch das gewöhnliche *proiecta* stecken. — 9, 11 steckt in *subeundis* vielleicht *subvehundis*; vgl. 33, 7. 42, 25, 11. — 14, 1 ist die griechische Endung in dem keltischen Namen verdächtig; wohl *Balanus* zu schreiben. — 22, 8 ist wohl die Anaphora weiter durchzuführen mit *qua terra, ⟨qua⟩ mari*..; vgl. 18, 4. — 25, 11 ist vielleicht *ibine* hinter *interesse* ausgefallen. — 26, 7 vielleicht *Desudavam* nach Analogie zahlreicher anderer Namen jener Gegend bei Ptol. 3, 10, 5. 6. 8 (stets -δαυα). — 31, 1 vielleicht *deinceps et ⟨aliae⟩ urbes*; vgl. 45, 3. — 31, 1 vielleicht *clementia ⟨erga⟩ omnis*. — 31, 3 ist der Flußname *Clausal* mehr als verdächtig; da *a latere* folgt, so sind die Buchstaben *al* vielleicht Dittographie, so daß der Name *Claus* (wie *Saus*–*Savus*) lautete. — 31, 4 ist der Flußname *Oriundis* ungeheuerlich und erweckt den Verdacht der Latinisierung durch die Abschreiber; vielleicht ist *Drinoni* zu lesen (vgl. Weißenborns Anm. und Plin. 3, 144: *Drino*). — 31, 5 ist die Überlieferung *Dardanicam* vielleicht nicht mit Recht verlassen. Bei Varro RR. 2, 1, 5 steht unangefochten *in Dardanica et Maedica*, bei Strabo und Polybius (5, 97) Δαρδανική, und *Maedica* ist bei Livius die einzig überlieferte Form, wie *Sintica* und andere Gegenden Thraciens. — 35, 14 bei der Stellung des ergänzten *milibus* vor *delectis* erwartet man *delectorum* wie 24, 40, 8; daher empfiehlt es sich wohl, *milibus*

vor *militum* zu stellen. — 35, 19 ergänzt man *scuto Ligusti⟨no⟩*, und allerdings sagt Livius *montes Ligustini*, *ager Ligustinus* und *tumultus Ligustinus*; aber in dem auf Livius zurückgehenden Prodigienbuch des Obsequens heißt es (S. 119, 17 J.) *scutum Ligusticum*, und ebenso hat Polybius, Livius' Quelle in diesem Abschnitt, *τῶν Λιγυστικῶν βυρσῶν* (29, 6, 1), während er sonst gleichfalls *Λιγυστῖνος* gebraucht.

9) Anton Zingerle, Zum 45. Buche des Livius. Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse, 157. Band (1907), 3. Abteilung.

Wie zu den übrigen Büchern der 5. Dekade des Livius, so hat der Verfasser nun auch zum 45. Buche eine Begleitabhandlung geschrieben, in der er die Emendation gewisser Stellen paläographisch, d. h. durch Hinweis auf ähnliche Verschreibungen in der Handschrift zu stützen sucht.

Gleich zu Anfang entscheidet er sich für Nováks Vermutung *domos* (für domus) „nach Hause" und glaubt, daß das vorhergehende *plausus* (so die Hs.) *ortus* dies veranlaßt habe. Es wäre hiernach auch 3, 29, 5: *epulae instructae dicuntur fuisse ante omnium domus* und 6, 36, 12 *repleri vinctis nobiles domus* die Akkusativform *domus* zu ändern und auf Claudius Quadrigarius nichts zu geben, der bei Gell. 17, 2, 5 sagt: *domus suas quemque ire iubet et sua omnia frunisci.* Ich glaube allerdings, daß diese Form bei Livius nicht anzunehmen ist; könnte es aber nicht *domum* heißen? Zahlreich sind die Stellen, wo in der Endung *s* mit *m* verwechselt worden sind; so *profectus* f. *-um* 45, 13, 17; *fides* f. *-em* 45, 19, 17; *gravissimus* f. *-um* 45, 23, 11; *magistratus* f. *-um* 45, 37, 6; *expirantes* f. *-em* 45, 41, 11 u. a. m. — 9, 4 wird die Ablativform *classi* deutlich angezeigt, wenn man annimmt, daß das in der Hs. gerade darüberstehende *persuasisseti* der vorangehenden Zeile die Verschreibung herbeigeführt haben soll (*classi* wurde durch die darüberstehenden Buchstaben zu *classisse* vervollständigt). — 13, 3 ist der Ausdruck *quam ⟨omni⟩ ope* Weißenborns dem Madvigschen *quam ope ⟨sua⟩*, welcher so nirgends begegnet (26, 15, 3: *num ope eorum* (sc. *aliquorum sociorum Latini nominis*) *in bello forent adiuti*, was nicht anders heißen konnte), wohl vorzuziehen. Ebenso ist § 7 desselben Kapitels das *tantae* des Grynaeus dem *ita* Harants der Vorzug zu geben. — 23, 14 scheint mir ⟨*varii*⟩ *tam civitatium . . hominum mores sunt* dem Vorschlage Wesenbergs gleichwertig.

b) Zerstreute Beiträge.

31, 1, 4 schreibt H. A. Sanders (The Chronologie of Livy in The Classical Journal II 1 Nr. 82): *quadringenti octoginta sex*; Livius weiche von Varro um drei Jahre ab, und als Gründungsjahr Roms nach Varro müsse 750 angesetzt werden.

III. Fragmente, Quellen, Sprachliches usw.

10) H. Fischer und L. Traube, Neue und alte Fragmente des Livius. Mit einer Tafel. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der Königlich bayerischen Akademie zu München. München 1907. Heft 1, S. 97—112.

H. Fischer (Neue Bamberger Fragmente) berichtet über neue Funde zu Livius, die er in anderen Handschriftbänden entdeckt hat (vgl. JB. 1905 S. 8—10). Es sind dies einzelne Buchstaben auf einem Pergamentstreifen, die Traube — ein reines Wunder — als ein Stück Livius erkannt hat (XXXIII 18, 22—19, 5), und zwei weitere Streifen mit deutlich erkennbaren Schriftzügen (XXXIIII 29, 11—14 und 31, 19—32, 2), deren Identifizierung gleichfalls von Traube stammt. Die Übereinstimmung mit B ist in die Augen fallend. § 12 *vera*, § 13 *ait abducere* und *tradit*, § 14 *traderet*; § 19 *met ipse*, *sermone brevitatis*, *perornatum*, *poeniteret* haben beide Hss., F und sein Apographon B. Für die Kritik ergibt sich nichts Neues daraus.

L. Traube (Das angebliche Fragment bei Jonas) spricht das Fragment Nr. 76 bei Weißenborn dem Livius ab. Es sei dem Cicero entnommen (in Verr. act. pr. 4), ein ungenaues Zitat, worauf auch eine junge Hs. von Jonae vita S. Columbani zu führen scheint. Hiernach fällt auch die Vermutung, daß das 7. Jahrhundert über ein vollständigeres Exemplar des Livius verfügte, als wir besitzen.

11) Marco Vatasso, Frammenti d'un Livio del V secolo recentemente scoperti (codice Vaticano Latino 10696). Con tre tavole in fototypia. Roma 1906, tipografia Vaticana. 18 S. imp. 10 *L.* — Vgl. F. Fügner, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 903—910.

Im 'tesoro del Sancta Sanctorum al Lateran', der päpstlichen Hauskapelle, hat man im Jahre 1906 eine Reliquienkiste geöffnet, die seit Jahrhunderten dort aufbewahrt wurde; sie stammt aus den Zeiten Leos III. (795—816). Die Kiste enthielt Reliquien aus der 'Terra Sancta', in Pergamentstreifen eingewickelt; in der Schrift des 8. Jahrhunderts war der Inhalt außen auf den viereckigen Päckchen angegeben. Diese Pergamentstreifen waren mit Buchstaben aus einer uralten Zeit beschrieben, welche sich als Fragmente des Livius aus der vierten Dekade erwiesen: XXXIIII 36, 6—39, 2 (*non inrita modo — facile Romanus*) und XXXIIII 39, 11—40, 2 (*-menta sed etiam — rursus oratorem*). Der Verf. hat sich Traubes Veröffentlichung der Bamberger Fragmente zum Vorbild genommen (s. JB. 1905 S. 8). Er verdient den lebhaftesten Dank, daß er den Fund sogleich weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, und die Anerkennung, daß er mit großer Sorgfalt zu Werke gegangen ist und die Fragmente von allen Seiten gründlich beleuchtet hat.

Die Schrift ist sehr klar und leicht leserlich. Sie zeigt neben den Abkürzungen *IB.* (= *ibus*) und *Q.* (= *que*) am Ende der Zeilen die Ligatur für *NT* und den Strich für *m* oder *n*; daneben ist eine gewisse Flüchtigkeit bemerkenswert, infolge deren wiederholt Wörter ausgelassen worden sind, so 36, 6 *sed* vor *multo*, 37, 6 *et* vor *in stationes* (wofür *ad stationes* R), 37, 7 *primum* nach *quadriduum* (was V. für richtig hält), 38, 4 *alia* nach *alii*, 38, 6 *et* vor *ad nuntios* und 39, 2 *a* vor *quibus*.

Was die Varianten des R betrifft, so berühren sie sich teils mit B, teils mit M, teils mit *Φ* (den jüngeren Hss.).

R stimmt mit B*Φ* überein gegen M: 37, 1 *circulos* gegen *in circulis* (M); 37, 1 *subito ad arma* gegen *ad arma subito* (M); 37, 6 *excursio lacessentium* gegen *lacessentium excursio* (M); 39, 12 *ab suis* gegen *a suis* (M), d. h. gegen die ed. Moguntina, von der man nicht weiß, ob sie überall die Lesarten des cod. Moguntinus repräsentiert.

R stimmt mit M[c] (der ausdrücklich von Carbach bezeugten La. von M) überein gegen B*Φ*: 36, 7 *tyrannis* gegen *tyranno* B*Φ*; 37, 7 *commissa* gegen *emissa* B*Φ*; 38, 6 *laboraret* gegen *laborabat* B*Φ*; 38, 1 und 39, 13 und 40, 1 *quintius* gegen *quinctius* B*Φ*.

R stimmt mit (M)*Φ* überein gegen B: 37, 2 *tumultu* gegen *tumulto* B; 37, 4 *fortunam* gegen *fortuna* B; 38, 2 *planisque* gegen *planis* B; 38, 2 *difficiliora* gegen *difficilia* B und cod. Palatinus uterque; 38, 3 *equitumque* gegen *equitum* B; 38, 3 *clamore sublato* (*sublatu* R) gegen *sublato clamore* B; 38, 5 *trifariam* gegen *trifaria* B; 38, 5 *a Dictynneo* (*a dictynnaeo* R, *a dictineo* (M)) gegen *adicityrranneo* B und die mannigfachsten Verschreibungen in *Φ*; 38, 7 *undique pavore* gegen *undique* B; 39, 12 *impetus* gegen *impetum* B; 39, 13 *redierunt in castra* gegen *in castra redierunt* B. Hierzu kommt noch 36, 7 *sibi nullum esse* R(M)*Φ*, *nullum sibi esse* cod. Harl., cod. Lov. 3 gegen *sibi nullum* B; 37, 2 *ubi* RM[c] gegen *ibi* B*Φ*; 37, 6 *et Romanis* R*Φ* gegen *Romanis* (M) und *qui et Romanis* B.

Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß R mit B wenig gemein hat, während seine Übereinstimmung mit M und besonders mit *Φ* in die Augen fällt und Beachtung fordert. Ein Antrieb mehr, *Φ* zur Kontrolle von B heranzuziehen.

Die angeführten Lesarten sind von den Herausgebern meist aufgenommen worden oder sind es wert, in den Text aufgenommen zu werden. Von 37, 2 *tumultu*; 37, 4 *fortunam*; 38, 3 *equitumque*; 38, 7 *pavore* versteht es sich von selbst; aber auch 37, 1 *circulos* verdient anerkannt zu werden nach 28, 25, 5: *ubi sermones inter se serentium circulos vidissent*, zumal wir nicht genau wissen, ob *in circulis* (M) eine Konjektur der Herausgeber der Moguntina ist, was sehr wohl der Fall sein könnte. 38, 2 *difficiliora* ist auch wohl aufzunehmen; es paßt zu *altiora*, während man sonst, *difficilia* entsprechend, *alta* erwartete. 38, 4 *clamore sublato* (in

R ist *clamore sublatusubiredeundiq.* geschrieben) verdient deswegen den Vorzug, weil Livius diese Wortstellung regelmäßig anwendet (sehr oft), und 39, 12 *impetus* deswegen, weil es leichter in *impetum* verwandelt werden konnte als umgekehrt, zumal man *impetus* für den Nominativ halten würde; vgl. 1, 5, 4. 39, 13 und 40, 1 *Quintius* kommt wohl nicht in Frage, dagegen 39, 13 wird die veränderte Wortfolge durch die Mehrzahl der Hss. empfohlen.

Die übrigen Varianten sind wenig wertvoll. Folgende sind aber bemerkenswert: 36, 6 *seruitutis* und *priorum* statt *iratorum* (*irritatorum* M, *uocatorum* cod. Lov. 3) und *obseruabatur*; 36, 7 *in ciuitatis*, was vielleicht noch in Frage käme; 37, 1 *fremeres*; 37, 2 *cernerent*; 37, 3 *exeaq.* statt *ea quae* und *adfixisset* und *nuncupatoribus* statt *nunc a partibus*; 37, 4 *prope unam uoce* und *respondere* und *bonum animum haberet* und *iuuentis* (Nominativ!) *portis.. aiebat*; 37, 5 *ait* statt *pronuntiat* ('*ait* wird wohl Verbesserung von *iat*, dem Reste von *pronuntiat*, sein' F. Fügner); 37, 6 *exemplo* und *belladum*; 38, 1 *acsthio arcesserent*, was auf die Schreibung *a Gythio* hinweist; 38, 6 *tantum* und *ut maxime quisque*; 38, 7 *inbos* für *inops* (merkwürdigerweise hat cod. Harl. *impos*, cod. Lov. 1 *compos*), und V. glaubt, daß *impos* bei Livius zu schreiben ist; Livius hat sich aber dieses Adjektivs völlig enthalten; 39, 1 *primos* und *terraeque*; 39, 11 *faceret*; 40, 1 *intersepiendoque*.

Also unmittelbaren Nutzen hat der Text des Livius von den Lesarten des R nicht viel. Aber die Übereinstimmung mit einer der anderen Klassen geben dieser ein Übergewicht über die anderen, so daß es zu beklagen ist, daß sich nicht mehr von R hat finden lassen.

12) Codices Graeci et Latini photographice depicti duce Scatone de Vries, bibliothecae universitatis Leidensis praefecto. Tomus XI: Livius, Codex Vindobonensis Latinus 15. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff, 1907.

Livius. Codex Vindobonensis Latinus 15 phototypice editus. Praefatus est Carolus Wessely. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff, 1907. XCV S. Imp. 225 M.

Wessely gibt eine Darstellung der Geschicke der Handschrift (den Namen des früheren Besitzers liest er wie Zingerle Theutbert) und von des Grynaeus Tätigkeit bei Herstellung der richtigen Reihenfolge der Quaternionen. Er rektifiziert hierbei mehrfach Gitlbauer (s. JB. 1878 S. 76 ff.), S. X: 'fabulas si amas quales non sine veritatis specie commentus est Gitlbauer, huius viri docti librum (p. 21) evolvas velim'. Er schließt diesen ersten Teil mit den Worten (S. X): 'doleo, quod optima Livii editio Antonii Zingerle nondum tota completa est, quae praeter alias virtutes eximias accuratissimam codicis collationem continet'.

Der zweite Teil (S. XI—LXXXVIIII) enthält eine Übersicht über die Eigentümlichkeiten des codex in paläographischer und orthographischer Beziehung und über die Arten und Gründe der

Fehler. Verfasser hat den ganzen codex kollationiert und gibt zu jedem einzelnen Buche seine mit geradezu staunenerregendem Fleiße gesammelten Bemerkungen (er verzeichnet bei jedem Beispiele außer der Stelle bei Livius die Stelle im codex, z. B. 43ᵘ 16; 42, 29, 9). Er zeigt hierbei eine genaue Kenntnis der Literatur. So findet man hier für all und jedes Beispiele die Hülle und Fülle; Ref. hat seine Beispiele für die Verwechselung von *us* und *um* einfach ihm entnommen.

Am Schluß (S. LXXXVIII f.) vergleicht er den Oxyrhynchus-Papyrus und Vattassis Vaticanus, um daran Vermutungen über die Zeilenzahl im Archetypus und über den Archetypus des Vindobonensis zu knüpfen. Er versetzt den Vindobonensis in den Ausgang des fünften oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts. Er schließt mit den Worten (S. XCV): 'iam ecce totius codicis, de quo Weissenbornius quondam questus est neque de orthographia satis constare et scripturam compluribus locis nondum cognitam esse, ectypum luminis opera confectum, quod omnibus, qui Liuio cognoscendo operam dant, gratum acceptumque fore spero'.

13) Albert A. Howard, Valerius Antias and Livius. Harvard Studies in classical philology XVII (1906) S. 161—182.

Der Verfasser prüft die gangbare These, Livius habe Valerius Antias in großem Maßstabe ausgeschrieben und sei ihm dabei im Anfang blindlings, später mit mehr Vorsicht gefolgt (Teuffel-Schwabe und Schanz), und Soltaus besondere Ansicht, man könne im einzelnen die aus der älteren Chronik entlehnten Stücke nachweisen. Er versucht seinerseits durch genaue Kontrolle der Fragmente den Satz zu erhärten, daß Livius stets mit Vorsicht verfahren sei und stets andere Quellen zu Rate gezogen, nie sich auf Valerius Antias allein gestützt habe. So sind schon von den ersten 20 Fragmenten bei Peter 14 zu zählen, in denen Livius anderer Meinung ist als Antias und ihn nicht nennt; nach des Verfassers Meinung hat er hier aus der Tradition geschöpft; er habe jenen, der in der Urgeschichte viel breiter, später aber viel knapper angelegt sei, nur dann und wann nachgeschlagen, überhaupt aber nie nur eine Quelle als Grundstock benutzt. Auffallende Abweichungen von der Tradition belege er durch Quellenangabe; dem Antias habe er von Anfang an nicht getraut und zitiere ihn als chauvinistischen Römer und Parteimann fast regelmäßig nur, um seine Unzuverlässigkeit zu zeigen. Alle 65 Fragmente werden zum Beweise dafür besprochen. Von den 33, die aus Livius selbst stammen, zeigen die meisten schärfste Ablehnung, nur drei zögernde Anerkennung, eines unentschiedenen Zweifel und nur zwei Übereinstimmung, die aber später als nicht allein auf Antias beruhend erwiesen wird. Von den übrigen Fragmenten bei andern Schriftstellern betreffen neun Grammatisches, zehn be-

richten Tatsachen, die bei Livius fehlen, sieben differieren mit den Angaben bei Livius, in einer herrscht Übereinsimmung, in drei andern auch, aber nicht wieder bei Varro; bei zweien fehlt die Möglichkeit der Entscheidung. So falle jene oft nachgeschriebene These in sich zusammen.

14) Antonio Rettore, Tito Livio Patavino precursore della decadenza della lingua latina studio critico. Prato 1907, ditta editrice Alberghetti. 164 S. kl. 8. 1,60 *l.* — Vgl. F. Luterbacher, N. phil. Rundsch. 1907 S. 3 f.; L. Pr., Revue de l'instruction publique en Belgique 50, 244.

Bei Livius und, wenn auch in viel geringerem Grade, bei Sallust und Nepos machen sich die Spuren einer neuen Latinität geltend, die zwar noch an den Klassizismus sich anschließt, aber die ersten Keime der Verschlechterung, der Altersschwäche, in sich schließt. Es hängt diese Änderung der Sprache mit der veränderten politischen Lage zusammen: „die stolze Sprache der Quiriten mochte im Munde des kaiserlichen Roms sich nicht mehr in ihrer ganzen Reinheit zeigen". Die feine Sprache erlitt durch ihre Verbreitung in die Provinzen eine erhebliche Verschlechterung, in Rom selbst aber durch das Herbeiströmen der vielen Provinzialen.

Bei Livius ist es oft schwer, Neologismen (d. h. von ihm selbst aufgebrachte Wörter) von Provinzialismen zu unterscheiden. Auch Archaismen finden sich, die meist auf Annalisten, z. T. auch auf Reminiszenzen aus Sallust, zurückgehen. Daß man vom historischen Stile eine gewisse Annäherung an den poetischen verlangte, wissen wir u. a. aus Cicero und Quintilian. Daher bei Livius ein Teil der kühnen Konstruktionen, der sonderbaren Gleichnisse; daher der Einfluß der Sprache Vergils, auch in der Äneis (S. 21 gegen Riemann), Horaz', Ovids.

Weiter trug zur Dekadenz der Sprache bei der Einfluß der griechischen Syntax. Wenn Wiedemann und Kühnast im Aufspüren solcher Gräzismen bei Livius zu weit gegangen sind, so ist doch auch Riemann nicht beizustimmen, wenn er diese Gräzismen auf ein Minimum einschränken will.

Wenn auch die 'naevi' in Livius' Diktion durch viele Vorzüge reichlich aufgewogen werden (Weißenborn 1874 Praef. S. 71), so sind sie doch vorhanden. Sie beruhen, abgesehen von den oben bereits erwähnten Erscheinungen, auch z. T. darauf, daß L. sich nicht immer vom sermo vulgaris und vom sermo familiaris freihält, sondern hierin weit über das hinausgeht, was Cäsar und Cicero sich gestattet haben. Auch werden manche Wörter in eigentümlicher Bedeutung verwendet, so (S. 33) *alius* für *alter*, *unus* für den unbestimmten Artikel, *auxilium* für *auxilia* und umgekehrt, ferner finden sich grammatische Eigentümlichkeiten, z. B. auffällige Endungen (*pigrities*, *vulgum*, *ludio*), Formen (*duit*, *faxitis*) usw.

Auch die Livianische Syntax neigt schon zu zahlreichen Neuerungen, für die bei Cäsar und Cicero nur ganz vereinzelte Beispiele zu finden sind, z. B. Weglassung der Präpositionen, wo man sie erwartet, und umgekehrt; *si* für *num*; *non dubitare* (= nicht zweifeln) mit acc. c. inf.; *esse alicui damnum* für *damno*; genetivi explicativi wie *lacus Timavi*; *Trasumeni pugna*; ablativi absoluti mit Part. perf. eines Deponens (S. 129); Schwanken zwischen mehreren Konstruktionen, z. B. *avidus* mit gen., mit *ad*, mit *in* c. acc.; *forsitan* mit Konj. und Indikativ.; *dignus qui* und *dignus ut, dignus* mit Supinum. Weitere Beispiele, wo eine Art von Vermischung zweier Konstruktionen vorzuliegen scheint: *paciscor* mit gen. pret. (nach *aestimare*); *promitto aliquid faciendum* (nach *suscipio a. f.*); *invidere alicui aliqua re* (nach *interdicere*); *palam* mit Abl. (nach *coram*); *fretus* mit Dat. (nach *fisus*) u. a. Auch die Livianische Periodenbildung zeigt manches Auffällige, vor allem die große Häufung von Partizipien; öfter werden zwei Gedanken, die ihrer Natur nach durch zwei Sätze hätten ausgedrückt werden sollen, in einen Satz zusammengeschoben, z. B. 2, 56, 7 *is, cum Volero...*

Daß Livius große Abwechslung in seinem Stil zeigt, ist in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit seines Stoffes begründet, der z. B. bald einfach und niedrig, bald großartig und poetisch ist usw. Allerdings hat er es nicht vermieden, hier und da etwas gesucht zu schreiben; manchmal findet sich eine auffallende brevitas comica, dann wieder Pleonasmen; auch die Wortstellung ist öfter gesucht; dazu kommen zahlreiche Paronomasien und Alliterationen. Auch finden sich bei Livius schon hin und wieder, wenn auch nicht allzu häufig, Fälle der bei Tacitus geradezu zur Manier gewordenen Inkonzinnität.

S. 45: „Beachtet man diese Art, effektvoll und gesucht sich auszudrücken, beachtet man besonders die Wörter und Formen, für die es vor Livius kein Beispiel gibt, die Kühnheit und Unregelmäßigkeit gewisser Konstruktionen, die Lockerung der Syntax, den uneigentlichen Gebrauch der Sprache (improprietà della lingua): warum sollte nicht hierin die Livianische Patavinitas bestehen können?"

Es folgen S. 49—164 in alphabetischer Reihenfolge 1. Neologismi, 2. Arcaismi e forme arcaiche, 3. Vocaboli, locuzioni et costrutti d' uso poetico, 4. Vocaboli, locuzioni e costrutti poco classici o raramente usati dagli scrittori classici, 5. Vocaboli, locuzioni e costrutti non classici e non ricorrenti nè in Cesare nè in Cicerone.

Verf. geht etwas unkritisch zu Werke, indem er *egredi* (*excedere*) *urbem* zuläßt, ferner *commissabundus* und *suprascandit* schreibt, *neque* = *non* setzt u. a. m. Auch begegnen viele Druckfehler (Loesscher, Meussel, Ribbek u. a.), ἀφιπάζομαι, S. 56: „Findet nur noch bei älterem Plinius" u. a. m. Es empfiehlt sich also, nachzuprüfen.

15) **Bruno Kaiser, Untersuchungen zur Geschichte der Samniten I.** Progr. von Pforta 1907. 32 S. 4.

Hier interessiert besonders, was Verf. S. 4 sagt: Livius bevorzugt in seiner Erzählung der Samnitenkriege die jüngere und jüngste Annalistik, die durch aufdringliche Rhetorik und durch ein Übermaß von Patriotismus den wirklichen Hergang der Ereignisse in fast unglaublicher Weise entstellt und gefälscht hat. Zwar steckt auch in diesen Erzählungen viel gute alte Überlieferung, doch es bedarf eindringender Untersuchung, um diese mit einiger Sicherheit aus dem Wuste schlechter Erfindung herauszuschälen. Daneben zieht Livius aber auch die älteren Annalisten zu Rate und hat dadurch eine große Zahl wertvoller Nachrichten bewahrt; diese älteren Bestandteile der Tradition lassen sich infolge ihres dürren, chronikartigen Stils und infolge ihrer mangelhaften Verknüpfung mit der vorausgehenden und der nachfolgenden Erzählung im allgemeinen leicht und sicher aus dieser aussondern.

Livius selbst nennt als seine Gewährsmänner drei Annalisten des 1. Jahrhunderts: Q. Claudius Quadrigarius, C. Licinius Macer und A. Aelius Tubero [Soltau: L. Aelius Tubero]; dazu den um einige Jahrzehnte älteren L. Calpurnius Piso und den *ἀρχηγέτης* aller römischen Annalistik Q. Fabius Pictor. Allerdings hat man bestritten, daß Livius die beiden zuletzt genannten selbst eingesehen habe [Wachsmuth, Schanz]; wohl mit Unrecht. Für die direkte Benutzung des Fabius spricht die Art, in der Livius an anderen Stellen Zitate aus ihm anführt; für Piso gilt, was Peter bemerkt: propter magnam auctoritatem, qua tum florebant Pisonis annales, eos lectitaverat. Es ist wahrscheinlich, daß Livius außerdem noch den Valerius Antias herangezogen hat; er wird zu den *quidam auctores* gehören, auf die sich Livius häufig beruft.

Seine Vorlage benutzt er gewöhnlich in der Weise, daß er für jede einzelne Erzählung ihren Bericht allein wiedergibt und Varianten aus anderen Quellen am Schlusse nachträgt; doch ist es unmöglich, einen größeren Teil seines Werkes auf bestimmte Gewährsmänner zurückzuführen. Übrigens ist auch die ausführliche Erzählung des Livius nicht ganz lückenlos; es fehlt nach 8, 23, 10 die Eröffnung des 2. Samnitenkrieges.

Verf. gibt in seiner Arbeit, die er als Einleitung zu dem Versuch, den Verlauf der Kämpfe Roms mit den Samniten darzustellen, bezeichnet, eine Beschreibung der Wohnsitze und der Ausdehnung der Samniten, der Verfassung des Samnitischen Bundes u. a. Seine Erörterungen sind sehr gelehrt und überzeugend.

16) **F. Luterbacher, Beiträge zu einer kritischen Geschichte des ersten Punischen Krieges.** Philol. LXVI (N. F. XX), 1907 S. 396—426.

Verf. unterzieht die Berichte einer kritischen Beleuchtung. „Die Autorität des Polybius gegenüber den späteren Quellen ist

von den modernen Historikern überschätzt worden. Da er alle Triumphe unerwähnt läßt, hat man auch den Triumphalfasten mißtraut und sie zu wenig herbeigezogen, um den Gang der Begebenheiten klarzustellen". Er polemisiert gegen Ranke, Mommsen, Ihne usw., besonders aber gegen Varese (Il calendario romano all' età della prima guerra punica, Rom 1903) und gegen Schermann (s. JB. 1906 S. 27), der sich an Vareses Ansicht angeschlossen hat, daß das römische Jahr während des ganzen Krieges um 2—3 Monate hinter dem astronomischen Jahreslauf zurückgestanden habe. Die Notizen der Periochae XVI—XX finden eine angemessene Erklärung.

17) O. Richter, Beiträge zur römischen Topographie III: Die Alliaschlacht. Progr. Prinz Heinrichs-Gymnasium in Berlin 1907. 12 S. 4.

Der Verf. hat früher nachzuweisen gesucht, daß für die Ansetzung des Ortes der Alliaschlacht die Topographie den Ausschlag geben müsse, wogegen Ed. Meyer Einwendungen erhoben und im Anschluß an Diodor das Schlachtfeld auf das rechte Tiberufer verlegt hat. Ich habe die von beiden Gelehrten angeführten Gründe JB. 1904 S. 21—24 mitgeteilt. Richter hält in der vorliegenden Schrift seine Behauptung aufrecht, und man wird ihm zugeben, daß der Verlauf des Galliereinfalls so, wie er ihn schildert, „naturgemäß ist und mit den topographischen Vorbedingungen übereinstimmt". Schwierigkeiten bereitet nur der Bericht des Diodor, welcher mit den Worten *διαβάντες τὸν Τίβεριν* deutlich die Schlacht auf das rechte Flußufer verlegt. Aber Diodors Schlachtbeschreibung führt, wie Richter zu beweisen sucht, auf das linke Ufer und ist zwar verständlicher als die Livianische, aber in sich selbst keineswegs klar und ohne Anstoß. Er analysiert Diodors Bericht und gewinnt das Ergebnis, daß von Diodor zwei in der Ansetzung der Schlacht voneinander abweichende Quellen zusammengearbeitet worden sind. Hatte Richter früher (Top. Beitr. I S. 12) geschlossen, „daß die Zahl der nach Veji geflüchteten Römer von Diodor und Livius ganz außerordentlich übertrieben und jedenfalls nur geringfügig gewesen sei", so geht er jetzt in der Kritik der Stelle erheblich weiter und meint, daß das Römerheer an der Allia vernichtet wurde und daß die Flucht nach Veji eine Erfindung sei. S. 12: „Ich sehe die Lösung aller Schwierigkeiten in der schon von Burger (Sechzig Jahre aus der älteren Geschichte Roms S. 28 ff.) ausgesprochenen und allerdings mit ganz anderer Begründung versehenen Ansicht, daß die Flucht nach Veji sowie alle auf Veji bezüglichen Stellen, zu denen ich auch die oben behandelte Schilderung der mit den Waffen den Tiber durchschwimmenden Römer rechne, die in Veji natürlich nicht ohne Waffen ankommen konnten, nicht zu der ursprünglichen Erzählung von der Schlacht an der Allia und der Einnahme

Roms durch die Gallier gehören, sondern zu dem Sagenkreis, der üppig wuchernd den einfachen Kern des historischen Ereignisses überspann. Es sind dies die Erzählungen von der heimlichen Gesandtschaft aus Veji an die auf dem Kapitol Eingeschlossenen, von der versuchten Überrumpelung des Kapitols durch die Gallier und dessen Rettung durch die der Iuno Moneta geheiligten Gänse und die Wachsamkeit des M. Manlius und schließlich von dem Retter Camillus. Alle diese Geschichten sind, wie allgemein anerkannt ist, späte Erfindungen zur Verherrlichung der römischen Tapferkeit, alle aber setzen ein in Veji befindliches Heer voraus, und auch dieses muß zur Verherrlichung des römischen Namens dienen. Diodor erzählt XIV 116, wie die in Veji die plündernden Etrusker überfielen, sich dadurch in den Besitz vieler Waffen setzten, die den bis dahin Unbewaffneten zugute kamen, ja sie konnten auch noch Leute aus dem Lande an sich ziehen und mit Waffen versehen: *ἐβούλοντο γὰρ τοὺς εἰς τὸ Καπετώλιον συμπεφευγότας ἐκ τῆς πολιορκίας ἐξελέσθαι*; aber es geschieht nichts, vielmehr knüpft Diodor hieran lediglich jene Fabeln von der Gesandtschaft des Cominius usw.". S. 14: „Es ist also augenscheinlich, daß die auf Veji bezüglichen Stellen aus einer Quelle stammen, die in die ursprüngliche Erzählung, die von einer Flucht der geschlagenen Römer nach Veji nichts wußte, diese zugleich mit den übrigen oben erwähnten Erfindungen eingeschoben hat. Damit hängt denn offenbar zusammen, daß eine Quelle, die von der Flucht der Römer in das am rechten Ufer gelegene Veji zu erzählen wußte, die Schlacht überhaupt auf das rechte Ufer verlegte und ihr die angefochtene Stelle (*διαβάντες τὸν Τίβεριν*) zuzuteilen ist". Eine Bestätigung dieses Resultats findet der Verf. außer anderem in der bemerkenswerten Tatsache, daß Diodor für die Gallier, die er sonst *Κελτοί* nennt, an zwei Stellen die Bezeichnung *Γαλάται* hat (hier bei dem *διαβάντες τὸν Τίβεριν* und bei der Wiedergewinnung des den Römern abgenommenen Lösegeldes durch Camillus), was auch bei Polybius vorkommt und hier auf die Benutzung einer lateinischen Quelle zurückgeführt wird.

18) R. Jonas, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Untersekunda auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Zweite Auflage. Leipzig 1906, G. Freytag 132 S. gr. 8. geb. 1,60 *M.*

Das Buch enthielt in der ersten Auflage (1903) am Anfange 24 Stücke zur Wiederholung der Tempus- und Moduslehre; in der vorliegenden zweiten Auflage sind 10 Stücke hinzugekommen, von denen 4 es mit der Kasuslehre zu tun haben. In diesen 34 Stücken wird ebenso wie in den folgenden Stücken, die an die Klassenlektüre angeschlossen sind, ein zusammenhängender Inhalt geboten, „was der Stufe der Untersekunda mehr zu entsprechen schien als einzelne Sätze". Diese Ansicht wird auf Widerspruch stoßen.

Man kann in der Tat meinen, daß die Einübung und Wiederholung syntaktischer Regeln systematischer, gründlicher und erfolgreicher an Einzelsätzen erfolgt und daß diese als solche von keiner Klassenstufe ausgeschlossen zu werden brauchen. In ihnen kann außerdem von „bekanntlich", „kein Zweifel daß" usw. ergiebiger Gebrauch gemacht werden, ohne daß der Leser oder Übersetzer daran Anstoß nimmt, während unter der Einflechtung dieser Ausdrücke in die zusammenhängende Erzählung der deutsche Ausdruck regelmäßig leidet.

An die Klassenlektüre sind 124 Stücke angeschlossen, und zwar: 21 an Cicero pro Sex. Roscio; 16 an Cicero de imperio Cn. Pompei; 35 an Cicero in Catilinam I—IV; 26 an Livius Buch I, 29 an Livius Buch II.

Was Livius betrifft, so werden in Untersekunda neben den ersten beiden Büchern meist auch Stücke aus den übrigen Büchern der ersten Dekade gelesen. Hierauf Rücksicht zu nehmen, ist nicht leicht, wenn man sich nicht geradezu an eine Auswahl-Ausgabe, wie wir deren mehrere besitzen, anschließen will. Aber geschehen könnte es doch vielleicht, da auch in den Chrestomathien der Text des 1. und 2. Buches vollständig gegeben zu werden pflegt und einem zu starken Anschwellen des Stoffes sich dadurch vorbeugen ließe, daß man einige uninteressante Partien der ersten beiden Bücher im Übungsbuche striche. Mit Recht, glaube ich, wird von mancher Seite gefordert, der Übersetzungsstoff solle für die Schüler anziehend sein, also daß sie ein Kapitel, welches ins Lateinische zu übertragen ist, zunächst einmal ganz durchlesen und ihre Freude daran haben können, wenn sie es tun. Dies ist bei den Stücken, die sich auf das erste Buch beziehen, schwerlich überall zu erwarten, und es wäre vielleicht angezeigt gewesen, den Inhalt mehr zusammenzuschneiden und von vielen Einzelheiten zu befreien.

Bei aller Ausführlichkeit begegnen in dem Buche doch manche zu starke Kürzungen. Wenn die Idee ist, daß die Schüler, wenn sie den lateinischen Text gelesen haben, in der Erinnerung an diesen (ev. auch wenn sie den Text aufschlagen und nachlesen) die betreffenden Stücke ins Lateinische übertragen sollen, so darf der Schüler nichts antreffen, was mit dem lateinischen Text nicht übereinstimmt oder was ihm nicht völlig klar und verständlich ist. S. 78 heißt es: „Als er (Äneas) einstmals seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatte, starb er" mit der Anmerkung S. 126: „in Schlachtordnung aufstellen *deducere in aciem*". Der Schüler findet aber in seinem Text eine andere Lesart; Livius sagt: „Er führte seine Truppen zur Schlacht hinaus (aus der Stadt, deren Mauern nicht stark genug waren, um einen Sturm oder eine Belagerung auszuhalten), es fand ein Treffen statt, das für die Latiner glücklich war, aber Äneas fiel, es war dies seine letzte Handlung hier auf Erden". Auf derselben Seite heißt es: „Den Knaben

(den Söhnen der Rea Silvia; gedruckt ist „Rhea"), welche auf Befehl des Königs in den Tiber geworfen wurden, bot eine Wölfin ihr Euter dar" ⟨nämlich als sie an einer seichten Stelle stecken geblieben waren⟩. S. 79 „Remus wurde bei dem Könige Numitor angeklagt"; aber Numitor war kein König, und ihm wird Remus *ad supplicium* überliefert. Gemeint ist aber das vorhergehende *Remum cepisse, captum regi Amulio tradidisse ultro accusantes*, also liegt wohl ein Schreibfehler vor. Es folgt: „Romulus nahm ihn (Amulius) gefangen und ermordete ihn"; aber *Romulus et Remus .. regem obtruncant*. „Als Numitor seine Enkel erkannte und sich selbst als Urheber der Ermordung des Tyrannen bezeichnete ..", es fehlt im zweiten Satzgliede *advocato concilio*. Kleinigkeiten dieser Art, die sich zahlreich finden, lassen es wünschenswert erscheinen, daß das Ganze einer genauen Durchsicht unterworfen werde, auch der deutsche Ausdruck.

S. 114—131 findet sich eine „Angabe von Wörtern und Wendungen"; es sind die für die Übersetzung nötigen Hilfen, nach den Stücken geordnet. Diese könnte man für überflüssig halten, da sie alle im lateinischen Texte vorkommen und dem Schüler von dorther bekannt bezw. dort auffindbar sind. Jeder Schüler weiß „nennen" zu übersetzen, und wenn er den lateinischen Text vor sich hat, mag er es St. 108 getrost mit *nuncupare* übersetzen; aber wozu im Anhang „nennen *nuncupare*" aufführen? St. 110 steht „dort wohnend *accola*"; aber Livius sagt *accola eius loci*. Die Übersetzungen sind im Anfange vielfach sehr frei. Für Untersekunda könnte von diesem Anhange Abstand genommen werden; aber im Vorwort sagt der Verfasser: „Es ist zu bedenken, daß die Übungsstücke auch ohne eine nebenhergehende Schriftstellerlektüre, vielleicht auch auf einer höheren Stufe, verwendbar bleiben mußten".

Am Schluß sind (1 S.) 27 Synonyma verzeichnet.

Berlin. H. J. Müller.

3.

Horatius.

I. Ausgaben und Kommentare.

1) **Gustav Schimmelpfeng, Die Gedichte des Q. Horatius Flaccus. Zweite Auflage, besorgt von Georg Schimmelpfeng. Kommentar. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 220 S. 8. 1,80 ℳ.**

Die erste Auflage ist im JB. XXVI S. 45 f. besprochen worden. In dieser neuen Auflage sind nicht nur fast alle in jener Anzeige vorgebrachten Ausstellungen erledigt, sondern auch sonst mancherlei Unrichtigkeiten sorgsam verbessert worden, so daß das Buch an Brauchbarkeit ganz erheblich gewonnen hat. Auf einige Stellen, die m. E. noch der Besserung bedürftig sind, mag hier kurz hingewiesen werden.

Od. I 17, 9. Die zweite Auflage läßt die Wahl zwischen *Haediliae* und *haediliae*; aber die Frage ist durch C. Wagener zugunsten des letzteren entschieden; vgl. JB. XXVI S. 61. — Od. I 23, 6 „Das Nahen des Frühlings in den zarten, leicht beweglichen Blättern". Hier dürfte Gilbert das Richtige getroffen haben, der an Blätter vom vorigen Jahre denkt, die verdorrt im Winter am Baume bleiben; vgl. JB. XXXII S. 44. — Od. I 27, 18 „Der Name ist ihm nun ins Ohr geflüstert". Nicht doch; wenn Horaz von dem Verliebten etwas ins Ohr gesagt haben wollte, so mußte in V. 18 der Singular von *auris* stehen. Vielmehr verbürgte sich Horaz mit den Worten *depone tutis auribus* für die Verschwiegenheit aller, worauf dann der Verliebte den Namen seines Mädchens laut nannte. — Od. I 35, 5 „*Ambit*, umschreitet". Der arme Ackersmann umschreitet die Glücksgöttin? Er geht sie an, wendet sich an sie. — Od. I 35, 12. Daß in *metuunt* der Begriff des Blaßwerdens liege und dieser dann einen Gegensatz zu *purpurei* bilde, ist eine zu spitzfindige Auffassung. — Od. I 35, 35 „*Nefasti* Nom. pl.". Ist *nefastus* von Personen erweislich? Vgl. L. Müller. Sondern *nefasti* ist Genetivus; sehr ähnlich Isocr. Paneg. 111: *ποῖον γὰρ αὐτοὺς ἀδίκημα διέφυγεν; ἢ τί τῶν αἰσχρῶν ἢ δεινῶν οὐ διεξῆλθον;* — Od. II 13, 1 ff. „Also muß der Baum an einem Unglückstage gepflanzt sein, und der ihn gepflanzt und mit tempelschänderischer Hand aufgezogen hat, der ist wohl ein Vater- und

Gastmörder gewesen, der hat kolchisches Gift gehandhabt". Die Horazische Konstruktion ist immer noch verkannt; die drei mit *ille, illum, ille* beginnenden Sätze stehen einander ja doch parallel. Horaz erklärt das Benehmen des Baumes erstens dadurch, daß sein erster Herr ihn an einem Unglückstage pflanzte und ein Tempelschänder war, zweitens dadurch, daß er ein Vater- und Gastmörder war, drittens dadurch, daß er Giftmischerei u. dgl. trieb. — Od. III 9, 20 „*Reiectae Lydiae* ist Genetivus". Diese Auffassung ist bereits hinreichend als unrichtig erwiesen und in neuerer Zeit ziemlich allgemein aufgegeben. — Sat. I 3, 59 „*Latus obdit* = *obicit*, eine Blöße gibt". Richtig faßt Postgate die Worte *nullique malo latus obdit apertum* etwa so: „Und deckt seine Seite, so daß sie keinem Feinde bloß steht"; vgl. JB. XXIX S. 44 und XXXI S. 67. — Sat. I 3, 63 „*Libenter* = *pro libitu*"; dieser neulateinische Ausdruck gehört nicht in eine Schulausgabe. — Sat. I 4, 34 „*Dummodo risum excutiat sibi* (Dativ commodi)"; aber Lesung und Erklärung dieser Stelle sind durch Meiser erledigt; vgl. JB. XXXI S. 99 und XXXIII S. 80. — Sat. I 6, 17 „Wie müssen wir urteilen, die wir an geistiger Bedeutung hoch über dem Volke stehen?" Auch hier ist desselben Meiser glücklicher Fund mit Unrecht verschmäht, wonach etwa so zu übersetzen ist: „Die das Volk von der Staatsverwaltung so fern hält"; vgl. JB. XXX S. 44 und XXXII S. 46. — Sat. I 9, 26 „Hast du noch Verwandte, die für deine Gesundheit sorgen?" Durch diese Anmerkung wird das Verständnis der Stelle nicht erleichtert. Horaz spielt auf den Aberglauben an, daß Menschen, die in jeder Hinsicht vortrefflich sind, nicht lange leben, und meint also: „Hast du Verwandte, die an deinem Leben interessiert sind? Diese müssen ja bei deiner Vollkommenheit fürchten, dich bald zu verlieren". Vgl. Sat. II 7, 3. — Sat. II 6, 3 „*Super his* = prosaischem *super haec*, dazu noch". Diese Deutung wird sich nach Volkmanns Darlegung (JB. XXXIII S. 83) nicht mehr festhalten lassen; es ist also zu übersetzen: „darüber". — Epist. I 2. Zu den Versen 32—71 gibt S. folgende Inhaltsangabe:

„2. Aber arbeiten muß der Mensch gerade in der Jugend;
  a) jeder Aufschub ist die größte Torheit;
  b) Gesundheit des Leibes und Reinheit des Herzens mußt du dir erarbeiten;
  c) Fehler mußt du ablegen und bezwingen in der Jugend;
  d) davon soll mich nichts abbringen, — 71".

Darin ist nun Horazens Gedankengang völlig verkannt. Es wird so zu disponieren sein:

2. Teil. Ermahnung zum Studium der Lebensweisheit (V. 32—53).

  a) Zu schlechtem Zweck macht sich mancher Mühe; warum nicht zum besten? (V. 32—33).

b) Die Trägheit jenem Studium gegenüber führt gar nicht zu dem gewünschten Wohlbefinden (V. 33—37).
c) Man eilt mit Heilung körperlicher Leiden; warum nicht auch bei seelischen? (V. 37—39).
d) Nur der Anfang ist dabei schwer; aber freilich ist aufgeschoben hier aufgehoben (V. 40—43).
e) Seelische Gesundheit ist, wie körperliche, die Vorbedingung für jeden Lebensgenuß (V. 44—53).

3. Teil. Regeln der Lebensweisheit (V. 54—63).
a) Warnung vor Sinnenlust (V. 54).
b) Warnung vor Habsucht (V. 55—59).
c) Warnung vor Zorn (V. 59—63).

Schluß (V. 64—71).
a) Die beste Zeit, sich Lebensweisheit anzueignen, ist die Jugend (V. 64—70).
b) Tu du, was du willst; ich gehe meinen sachten Schritt (V. 70—71).

— Epist. I 18, 105 „*Rugosus frigore pagus*, das rauhe Gebirgsdorf". Das Verdienst, die Stelle richtig verstanden zu haben, gebührt im wesentlichen Schultheß (vgl. JB. XXIX S. 53 f.); in Anlehnung an ihn würde ich übersetzen: „Die Bauern, die wegen der Kälte des Tranks Grimassen schneiden".

2) **Q. Horatius Flaccus** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **O. Keller** und **J. Häußner**. Mit zwei Abbildungen und drei Kärtchen. Dritte erweiterte Auflage. Leipzig und Wien 1907, G. Freytag und F. Tempsky. XXXXV u. 325 S. 8. 2 *M*.

Das Vorwort lautet: „Dem Wunsche des Verlegers entsprechend erscheint hier die von O. Keller und mir besorgte Horazausgabe (2. Auflage 1892) in etwas verändertem Gewande, mit deutscher Einleitung und deutschem Namen- und Sachverzeichnis. Der Text ist derselbe geblieben, das Lesartenverzeichnis weggefallen. Mit den neu hinzugefügten Beigaben, sowie den Änderungen in der metrischen Übersicht und im Register war ich bemüht, den Wünschen erfahrener Berufsgenossen nachzukommen. J. Häußner."

Dem Referenten ist nicht verständlich, warum dieses Vorwort die Abweichungen der vorliegenden deutschen Ausgabe 1907 von der lateinischen Ausgabe 1892 hervorhebt, während wir doch bereits eine deutsche Ausgabe 1903 haben (Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Keller und J. Häußner. Mit zwei Abbildungen und drei Kärtchen. Dritte Auflage. Leipzig 1903, G. Freytag. 2 *M*. Angezeigt im JB. XXXI S. 56 f.), von der die jetzt vorliegende deutsche Ausgabe 1907 sich nur unbedeutend unterscheidet. Die letztere hätte somit auf dem Titelblatte als vierte Auflage bezeichnet werden sollen. Wir vergleichen also im folgenden die Auflagen von 1903 und 1907 miteinander.

In der Einleitung S. VII—XXXXV sind, soviel ich sehe, nur auf S. VIII zwei Worte hinzugekommen. Im übrigen ist der Satz der Ausgabe von 1903 benutzt.

Daß der Text, nach des Herausgebers Angabe, immer noch der von 1892 ist, muß bedauert werden; die sicheren Resultate der Kritik der letzten fünfzehn Jahre sollten doch in eine neue Ausgabe Eingang finden. Als Stichprobe benutze ich gern Sat. II 5, 90: natürlich bietet diese Ausgabe von 1907 immer noch: *ultra non etiam sileas.*

Hinzugekommen ist auf S. 253—260 der Text des Monumentum Ancyranum. — In dem Namen- und Sachverzeichnis sind eine Anzahl von Versehen der Ausgabe von 1903 gebessert.

Abgesehen von dem hinter der Zeit zurückgebliebenen Texte kann die vorliegende Ausgabe als gut und brauchbar empfohlen werden.

3) Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Andreas Weidner. Zweite Auflage, bearbeitet von Rudolf Franz. Mit zwölf Abbildungen. Leipzig und Wien 1907, G. Freytag und F. Tempsky. 295 S. 8.

Gegenüber der ersten Auflage, die im JB. XXIII S. 34 ff. angezeigt wurde, bedeutet diese zweite in vieler Hinsicht einen sehr erfreulichen Fortschritt.

Gleich am Anfang ist die Suetonische Vita Horatii hinzugekommen.

Die Einleitung über Leben und Schriften des Dichters (S. 6—22) weist eine ganze Reihe von Verkürzungen auf, die von gutem Geschmack zeugen.

Die Übersicht der politischen Ereignisse (S. 22—25) ist nur wenig verändert.

Etwas mehr ist dies der Fall bei der Metrik (S. 26—29), wo auch das im JB. XXIII S. 35 erwähnte Versehen korrigiert ist.

Von den früher ausgemerzten Gedichten haben jetzt eine große Anzahl doch Aufnahme gefunden, so daß nur noch Od. I 25, II 5, III 15, III 20, III 27, IV 10, IV 13, Epod. 3, 5, 8, 12, 17, Sat. I 2, I 8, II 4, II 7 fehlen, deren eine Schulausgabe allerdings entraten kann.

Den Text hat der neue Herausgeber von den z. T. recht kühnen Konjekturen, die sein Vorgänger aufgenommen hatte, wieder gereinigt und namentlich an folgenden Stellen die Überlieferung wiederhergestellt: Od. I 7, 27; I 12, 31; I 32, 15; I 35, 21; I 37, 24; II 10, 6; II 18, 40; II 19, 9; II 19, 28; III 5, 17; III 6, 23; III 8, 26; III 14, 11; III 23, 18; IV 3, 15; IV 4, 24; Epod. 6, 4; Sat. I 1, 100; I 1, 108 ff.; I 3, 132; I 6, 19; I 7, 7; II 2, 29; II 3, 1; II 3, 117; II 5, 103; Epist. I 8, 12; I 10, 4 (doch fehlt nun durch Druckfehler das erste *alter*); I 16, 5; II 2, 36; II 2, 70; II 2, 156; II 2, 188; II 3, 98; II 3, 120; II 3, 159; II 3, 190; II 3, 197. Da-

gegen hat Franz das ganz wunderliche *luscumqne trigonem* Sat. I 6, 126 im Texte belassen. Von neuerem Gute ist Sat. II 5, 91 *ultra 'non' 'etiam' sileas* aufgenommen, während leider Sat. I 4, 35 Meisers vortreffliche Lesung *excutiat, sibi non, non cuiquam* nicht berücksichtigt worden ist.

Die Überschriften der einzelnen Gedichte, die Inhaltsangaben am Rande, der Sperrdruck einzelner Stellen sind beseitigt, was alles durchaus Billigung verdient.

Wie der erste Herausgeber, so setzt auch der zweite über viele Gedichte das Abfassungsjahr, hat aber dabei die früheren Angaben mehrfach geändert. Am besten blieben wohl diese vielfach anfechtbaren Zahlen weg.

Gar nicht zu befreunden vermag sich Ref. mit den von Weidner und von Franz an den Rand gesetzten Buchstaben und Zahlen, welche die Disposition der Gedichte andeuten sollen. Die Disposition muß m. E. beim Unterrichte in gemeinsamer Arbeit gefunden werden. Und dabei sind die Hilfszeichen dieser Ausgabe mitunter von recht zweifelhaftem Werte, so z. B. diejenigen, die bei Od. III 6 erst durch den neuen Herausgeber hinzugefügt sind: A bei V. 1, B^1 bei V. 17, B^2 bei V. 33. Die Disposition dieser Ode ist doch klärlich folgende: I. Der gegenwärtige schlechte Zustand, a) in der Stellung nach außen hin (V. 9—16), b) in sittlicher Hinsicht (V. 17—32). II. Der frühere gute Zustand, a) in der Stellung nach außen hin (V. 33—36), b) in sittlicher Hinsicht (V. 37—44).

Neu aufgenommen ist der Text des Monumentum Ancyranum nebst einer kurzen Einleitung (S. 244—253).

In der „Erklärung der Eigennamen" (S. 254—295) ist manches gebessert. Aber es fehlen noch die Männernamen Tanais und Visellius aus Sat. I 5, 105; die Einnahme von Alexandrea wird noch auf den 1. September angesetzt, und die Küstenstadt Teos noch immer als Insel bezeichnet.

Unter den Abbildungen ist die des Pantheons durch eine neue ersetzt, auf der die Glockentürme fehlen.

Die neue Auflage kann viel mehr empfohlen werden als die erste. Was der neue Herausgeber gebessert hat, ist weit zahlreicher als das, was noch der Besserung harrt.

4) Q. Horatius Flaccus. Auswahl von Michael Petschenig. Mit zwei Karten. Vierte Auflage. Leipzig und Wien 1907, G. Freytag und F. Tempsky. IV u. 260 S. 8. 1,80 *M*.

Das Titelblatt gibt an, daß diese vierte Auflage ein unveränderter Abdruck der dritten sei, und wir können daher auf die in der Hauptsache empfehlende Anzeige der letzteren im JB. XXVII S. 52 ff. verweisen. Ganz unverändert ist ja nun der Abdruck nicht; so ist die Mehrzahl der kleinen, damals von mir gemachten Ausstellungen durch Besserungen erledigt; auch sonst begegnen

kleine Korrekturen, z. B. S. 2 „durchweg“ für das bisherige österreichische „durchwegs“. Aber einzelnes Fehlerhafte ist noch stehen geblieben, so S. 236 *Λήναιος* für *Ληναῖος* und S. 249 die falsche Erklärung der *pondera* als Gewichte, obwohl die Deutung auf die Schrittsteine jetzt inschriftlich gesichert ist. Auch ist zu bedauern, daß nicht an Stellen wie Sat. I 4, 34 und Sat. I 9, 69 die richtige Lesung bezw. Interpunktion eingesetzt ist, was doch mit leichter Mühe hätte geschehen können.

5) Q. Horati Flacci carmina, recensuit Fridericus Vollmer. Editio maior. Lipsiae MCMVII, in aedibus B. G. Teubneri. (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.) VIII u. 391 S. 8. 2 ℳ.

Vollmer, dessen Forschungen über die Überlieferungsgeschichte des Horaz im JB. XXXIII S. 74 ff. angezeigt wurden, legt nun eine auf Grund seiner Anschauungen gearbeitete Textausgabe vor.

Vorausgeschickt ist auf S. 4 das auch im JB. a. a. O. reproduzierte Stemma in wenig veränderter Gestalt; dann folgt die Suetonische Vita mit kritischem Apparat in Fußnoten. Auch dem Horaztexte sind Fußnoten beigegeben, enthaltend einen möglichst vereinfachten Überblick der handschriftlichen Lesungen, die Testimonia und eine sehr sparsame Auswahl von Konjekturen, meist fremden, aber auch einigen eigenen. Nach den vorangegangenen Debatten mußte man natürlich gespannt darauf sein, wie nun der Vollmersche Text aussehen würde, und so verzeichne ich denn, was mir an Lesungen bei der Durchsicht aufgefallen ist. Ich erwähne aber dabei gleich in der Reihe vieles mit, was mit dem Urteile über die Handschriften nichts zu tun hat.

Od. I 2, 17 *Iliae dum se (nimium) querenti.* — Od. I 7, 17 *perpetuos*, als Nom. sing. — Od. I 7, 27 *auspice: Teucri*; der Genetiv sei mit *futuram* zu verbinden. — Od. I 8, 2 *hoc deos vere.* — Od. I 15, 20 *cultus*; aber *crines* wird sich hier schwerlich aus dem Texte vertreiben lassen. — Od. I 20, 1 *potabis.* Seine Konjektur *potavi* hat der Herausgeber nun doch (mit Recht; vgl. JB. XXXIII S. 75) nicht in den Text gesetzt, sondern nur in der Anmerkung angeführt. — Od. I 23, 5 *vepris inhorruit ad ventum.* — Od. I 28, 3 *latum.* — Od. I 31, 10 *ut.* — Od. I 34, 5 *relectos*; das überlieferte *relictos* dürfte doch hinreichend verteidigt sein; vgl. Keller in den Epileg., Schütz, Orelli-Hirschfelder. — Od. II 18, 30 *sede.* — Od. II 19, 24 *horribilemque*; es ist Stier, Festschrift zur Philologenversammlung 1884 S. 24, der zuerst auf diese Schreibung verfallen ist, obwohl er allerdings ihre Aufnahme in den Text nicht verlangte. — Od. III 4, 10 *nutricis extra limina Pulliae.* — Od. III 5, 17 *periret iam miserabilis.* — Od. III 5, 34 ff. *altero; qui* und nachher *mortem, hic.* — Od. III 7, 1 *quem tibi, candida, primo*; Horazischem Brauche bei der Anrede wohl nicht entsprechend. — Od. III 7, 15 und Od. III 12. 8 *Bellerophonte*, als Dativ bezw. Ablativ der fünften; vgl. die Corrigenda auf S. 391. —

Od. III 14, 6 *operata sacris.* — Od. III 14, 22 *cohibere.* — Od. III 29, 34 *medio aequore.* — Od. IV 4, 6 *protulit.* — Od. IV 4, 73 *perficient.* — Od. IV 9, 31 *sileri.* — Epod. 1, 5 *sit,* wofür auch ich wiederholt eingetreten bin; vgl. JB. XXXIII S. 52. — Epod. 2, 27 *frondesque.* — Epod. 9, 16. Hinter diesem Verse nimmt Vollmer eine Lücke von zwei Versen an; dann V. 17 *ad hunc.* Es sei auch bei diesem Anlasse von neuem auf Ussanis Auffassung hingewiesen, der *hunc* auf *solem* bezieht und an ein Anwiehern der Sonne denkt; vgl. JB. XXVII S. 50. — Sat. I 1, 38 *patiens*; vgl. Praef. S. V Anm. — Sat. I 1, 61 *ut* und nachher *sis*': *quid.* — Sat. I 1, 88 *an si cognatos.* — Sat. I 1, 108 *cum nemo, ut avarus,* eine Konjektur Kecks. So recht will aber auch bei dieser Lesung das eingeschobene *ut avarus* nicht in den Gedankengang passen, vielleicht durch Schuld des Dichters. — Sat. I 3, 56 *furimus.* — Sat. I 3, 115 *tantumque*; vermutlich Druckfehler für *tantundem.* — Sat. I 4, 35 *excutiat sibi, non hic cuiquam*; in der Vorrede S. VII Anm. bedauert der Herausgeber jedoch, nicht *excutiat, sibi non, non cuiquam* geschrieben zu haben. Es fehlt hier der Name des Entdeckers Meiser; vgl. JB. XXXI S. 99. — Sat. I 4, 141 *veniat.* — Sat. I 6, 126 *campum lusumque trigonem.* — Sat. I 7, 17 *discedat— pulcrior.* — Sat. I 9, 69 *tricesima sabbata.* Man vermißt zwischen diesen beiden Wörtern ein Komma. — Sat. II 5, 21 *tulit.* — Sat. II 7, 19 *ac prior ille.* — Sat. II 7, 35 *fugisque.* — Sat. II 7, 83 *sibi qui imperiosus.* — Sat. II 8, 4 *dic*; aber Add. S. 391 zieht Vollmer *da* vor. — Epist. I 1, 14 *adductus*; vgl. dagegen namentlich Keller in den Epileg. — Epist. I 6, 11 *exterruit. utrum.* — Epist. I 6, 68 *si nil.* — Epist. I 7, 2 *atque.* — Epist. I 13, 16 *ne.* — Epist. I 17, 21 *verum es.* — Epist. II 1, 101 ff. Vollmer ordnet die Verse so: 100, 102, 101, 103 usw. Dem Ref. erscheint folgende Umstellung wahrscheinlicher: 100, 103, 104, 105, 106, 107, 101, 102, 108, 109; vgl. JB. XXVIII S. 53 f. — Epist. II 2, 80 *contacta.* — Epist. II 3, 23 *quod vis.* — Epist. II 3, 49 *rerum: et.* — Epist. II 3, 101 *adflent.* Beachtenswert scheint doch, daß auch bei Ovid a. a. II 201 der Vers *riserit: adride; si flebit* in seiner Fortsetzung nicht eine Form von *adflere* bietet, sondern *flere memento* lautet; und ähnlich Metam. III 459 f. *cum risi, arrides; lacrimas quoque saepe notavi me lacrimante tuas.* Entweder hat also beide Dichter das Sprachgefühl von der Verwendung des Verbs *adflere* in diesem Sinne und mit dieser Konstruktion zurückgehalten (wie denn auch im Deutschen zwar 'jemandem zulachen' korrekt ist, nicht aber das anscheinende Gegenstück 'jemandem zuweinen'), oder es ist ein Zufall, daß dieses Verb in der Horazüberlieferung verderbt und von Ovid im Streben nach Variation unbenutzt gelassen ist — Epist. II 3, 178 *morabitur.* — Epist. II 3, 339 *velit.* — Epist. II 3, 410 *prosit.* — Epist. II 3, 416 *nunc.* — Epist. II 3, 423 *artis.* — Epist. II 3, 437 *fallent.*

Die Annales carminum, S. 332, beschränken sich auf die

einigermaßen sicheren Datierungen und sind daher wesentlich kürzer als die in der bisherigen L. Müllerschen Ausgabe abgedruckten Frankeschen Fasti. Auffälliges bieten sie nicht; die Epistel II 1 wird dem Jahre 14 zugewiesen, Epist. II 2 dem Jahre 18, Epist. II 3 etwa dem Jahre 16.

Dagegen hat der Abschnitt über Metrik an Umfang gewonnen, indem zu dem Conspectus metrorum, S. 333—340, sich noch Metrica et prosodiaca, S. 341—345, gesellen. Letztere geben eine Zusammenstellung alles Beachtenswerten über Hiat, Synizese, Synkope, Tmesis und Silbenquantität.

Neu ist in dieser Ausgabe der Abschnitt Notabilia grammatica, S. 346—358, der mit dem ehemaligen Index grammaticus et metricus kaum etwas gemein hat, sondern in systematischer Ordnung die Eigentümlichkeiten der Horazischen Formenlehre behandelt.

Der ehemalige Index nominum et rerum ist zu einem bloßen Index nominum verkürzt; auch sind bei den Eigennamen die früheren sachlichen Angaben fortgefallen.

Ganz so grundstürzend, wie das wohl erwartet wurde, ist die neue Ausgabe m. E. nicht ausgefallen; indes wird sie gewiß in die textkritischen Forschungen ein neues Leben bringen, ähnlich wie dies einst die Kießlingsche Ausgabe hinsichtlich der Interpretation tat.

6) Präparation zu Horaz' Briefen. Von A. Chambalu. Zweite Auflage. (Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre, Heft 71.) Hannover 1907, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel). 65 S. 8. 1 ℳ.

Besprochen sind von Chambalus Arbeiten zu Horaz in diesen Berichten bereits die Präparationen zu den Oden (JB. XXVI S. 46 ff.) und zu den Epoden (JB. XXVII S. 55 f.), sowie die Schulausgabe der Oden und Epoden (JB. XXXIII S. 57 f.); dagegen hat seine Präparation zu den Satiren dem Referenten nicht vorgelegen.

Die beiden vorausgeschickten Seiten mit Vorbemerkungen über die Sprache der Briefe erscheinen mir, wie bei früheren Heften, als wenig brauchbar. Die Kürze tut der Deutlichkeit Eintrag; z. B.: „Die Substantive, Adjektive und Partizipien sind meist subjektive, objektive oder adverbiale Prädikatsbestimmungen“. Und wenn der Schüler eine lange Reihe von Sätzen liest wie: „Für Doppelausdrücke stehen einfache. Substantive haben ohne Zusatz eine besondere Bedeutung“, so muß er eine ganz unzutreffende Vorstellung von der Art bekommen, in der Horaz mit der Sprache habe umspringen dürfen.

Dagegen sei der auf der dritten Umschlagseite befindlichen Zeittafel, die Jahre 65—8 umfassend, gern das Lob gespendet, daß sie zweckmäßig eingerichtet ist.

Behandelt sind in diesem Hefte die Episteln I 1. 2. 4. 5. 6. 7. 9. 10. 14. 16. 18. 19. 20. II 2. Eine jede erhält eine Überschrift; jedoch sind manche dieser Überschriften nicht recht zutreffend. So z. B. heißt es zu I 2: „Homer, der Lehrer der Jugend“; aber das paßt — und nicht einmal genau — nur zum ersten Teile der Epistel, während diese doch drei Teile hat: 1. Homer als Weisheitslehrer, 2. Ermahnungen zum Studium der Lebensweisheit, 3. Regeln der Lebensweisheit. Oder zu I 10: „Dem Städter einen Gruß vom Lande“; indessen die Epistel empfiehlt 1. das Landleben, 2. die Genügsamkeit.

Den Inhalt dieser Präparation bildet eine Mischung von Vokabular und Kommentar. Was das Vokabular anlangt, so halte ich solche Hilfen, die den Gebrauch des Lexikons ganz oder z. T. entbehrlich machen, für pädagogisch unzweckmäßig, versage es mir aber, hier darüber ausführlicher zu werden. Verwerflich erscheinen mir auch die steten etymologischen Notizen, deren Art man aus folgenden Proben ersehe: S. 3a „ludus (*λοιδορεῖν*)“, S. 12b „imbuo (*δύω* vgl. *ἀλιβδύω*)“, S. 13a „sermo (and-suar altisländ. = Antwort)“. Diese übermäßige Belastung der Lektüre mit Linguistik ist nicht minder tadelnswert als die verpönte Hemmung derselben durch Grammatikalia. — Diejenigen Teile der Präparation, die den Charakter eines Schulkommentars tragen, sind wesentlich besser; vieles dabei ist aus Kießlings Ausgabe entlehnt, unter anderem auch die zahlreichen Zitate aus alten Schriftwerken. Aber was soll der Schüler mit Angaben wie „Kal. Praen. a. d. XIV. Kal. April.“ (S. 63 b), „Symm.“ (S. 63 b)? Und kann er Aufforderungen Folge leisten wie: „vgl. Lucil. 17, 476“ (S. 39 a)? Die früheren Hefte zeigten in dieser Hinsicht mehr Zurückhaltung.

Unangenehm berührt auch die große Flüchtigkeit, die dieses Heft aufweist, und die bei einer zweiten Auflage (die erste hat mir nicht vorgelegen) um so mehr auffällt. Durch einige Beispiele mag dies belegt werden. 1. Sachliches. S. 3a „Buch I der Satiren und Epodenbuch, beide 30 v. Chr.“. S. 22a „Da August am 23. Sextilis (a. d. IX. Kal. Sept.) geboren war (epist. I 5), wurde der Monat i. J. 8 v. Chr. August genannt“; dagegen ist auf S. 14 der Geburtstag richtig angegeben. S. 24 b, zu I 7, 38 „*nec verbo parcius* nicht sparsamer (5, 13) (als Aug in Aug) mit dem Worte (d. h. brieflich) aus der Ferne“; also ein völliges Mißverständnis des Sinnes. S. 57 a, zu II 2, 80 „*contracta* Hypallage = *contractus*“; der Nominativus Singularis ist ganz unverständlich; möglicherweise ist *contractum* gemeint und dabei Kießlings Anmerkung nicht richtig aufgefaßt: „*contracta* gilt also eigentlich von den *vates*, die all ihr Sinnen und Trachten auf die Poesie konzentriert haben, und ist mit leichter Hypallage an *vestigia* angeglichen“. Kießling nimmt also *contracta vestigia vatum* für *vestigia contractorum vatum*; so auch Krüger. *Contracta* durch Hypallage mit *me* zu

verbinden ist unmöglich. 2. Zum Lateinischen. S. 10 b „seditio Thersitis“. S. 12 b „pectus, ōris“. S. 17 a „Butras“, statt Butra. S. 24 a „maer-eo, ui, 2“; für die Schule unrichtig. S. 24 b „alt-īlis“. S. 26 a und 27 a „Menas“, statt Mena. S. 26 a „praefractum strigilem“. S. 35 b „lībens“. S. 38 b in einem Zitate: „loco obscuro“, statt luco obscuro. S. 45 b „cupī-do, inis, f.“; bei Horaz ist dieses Wort bekanntlich stets Maskulinum. S. 51 b „pro-trūdo, di, sum, 3“. S. 53 b „scāla, ae“, statt scalae, arum. S. 58 a „oplomachi“. S. 63 a „silvestrum agrum“. S. 63 b „nominaque a iunctis quinque diebus“; es fehlt: habent, 3. Zum Griechischen. Accente: S. 5 b *χείραγρα χέραγρα πόδαγρα*; S. 16 a *εὐελπίδες*; S. 39 b *βωμόλοχος*; S. 40 a *μικρόλογος*; S. 55 a *Ἀκαδημοῦ*; S. 56 b *χόρος*. Sonstiges: S. 9 a „pecto (*πέκ-τω*)“; war wirklich diese seltene Form gemeint, so bedurfte es einer Andeutung. S. 10 b *Πηλίδης*. S. 14 b „*χλόος* grün“; *χλόος* ist Substantiv. S. 46 b *Σαιληνός*. S. 47 b *πόθω*, statt *πύθω*. S. 58 a „*δαί* in der Schlacht“. Einzelnes hiervon beruht natürlich auf Druckfehler; doch läßt sich keine sichere Grenze ziehen.

Auch eine Konjektur findet sich, S. 24 b zu I 7, 39: „vielleicht ist *despice ni(si)* zu lesen“. Aber wir bleiben wohl bei *inspice si*.

7) L'arte poetica di Q. Orazio Flacco, commentata da G. B. Bonino. Seconda edizione in gran parte rifatta. (Collezione di classici greci e latini con note italiane). Torino 1907, Ermanno Loescher. XXVIII u. 75 S. 8.

Diese Ausgabe ist, wie sich aus der Vorrede und aus der Einrichtung der Anmerkungen ergibt, für die Schule bestimmt. Die Introduzione gibt zunächst eine Zusammenstellung verschiedener Ansichten über die Komposition der ars poetica, mit dem Resultate: la quistione quindi è tutt' altro che definitivamente risolta. Die einschlägige Literatur kennt Bonino nur bis zum Jahre 1890, so daß Weckleins (1894), Henckes (1896), Welzhofers (1898) und — was besonders bedauerlich ist — Nordens (1905) Abhandlungen von ihm unbenutzt bleiben. In ähnlicher Weise wird über die Bezeichnung ars poetica, über die Abfassungszeit, über die Pisonen und mehr dgl. gehandelt.

Der Text ist konservativ, sowohl in den Worten als in der Versfolge. Die Anmerkungen enthalten sehr reichliche Hilfen grammatischer und sachlicher Art, so daß ein Schüler bei ihrer Benutzung gar wohl zum Verständnis gelangen kann. Auch über Varianten und Konjekturen geben sie häufig Auskunft, freilich in etwas inkonsequenter Weise. So wird zu *adsunt* V. 101 das berühmte *adflent* nicht erwähnt. Zu *pacare timentes* V. 197 bieten die Anmerkungen zwar noch die Lesung *peccare timentes*, aber nicht *pacare tumentes*. L. Müllers unnötige und ungeschickte Kon-

jektur *quae, iam* V. 362 ist in den Text gesetzt, ohne daß sie in der Anmerkung als Konjektur bezeichnet und die überlieferte Lesung angegeben wäre.

8) Q. Horati Flacci epistularum libri II con note italiane del Prof. Vittorio Brugnola. (Raccolta di autori latini con note italiane V). Roma-Milano 1907, Società editrice Dante Alighieri di Albrighi, Segati e C. XIII u. 214 S. 8.

Die Introduzione enthält in der Hauptsache eine Charakteristik der Horazischen Episteln.

Im Texte fällt die Unterdrückung der Verse I 18, 72—75 auf; offenbar ist also die Ausgabe für die Jugend bestimmt; indessen würde ein deutscher Herausgeber diese ziemlich harmlose Stelle nicht ausgemerzt haben. In der Gestaltung des Textes schließt Brugnola sich vorwiegend an L. Müller an, und so freue ich mich, I 5, 27 Müllers gute Konjektur *potiorve* im Texte zu finden; vgl. JB. XXXIII S. 51. Doch fehlt es auch nicht an Stellen, wo Brugnola sich von L. Müller entfernt. Er bewahrt und verteidigt den Vers I 1, 56. Das bekannte *volpecula*, I 7, 29, läßt er mit Recht unangetastet. Der Vers II 3, 92 bleibt bei ihm an seinem Platze. In der Stelle II 3, 198 ff. gibt er die überlieferte Reihenfolge der Verse gegen Müllers Wiener, aber mit desselben Teubnerscher Ausgabe. Auch entscheidet er sich II 3, 197 abweichend von Müller, der *pacare tumentes* vorzieht, mit vielen für *pacare timentes*; und allerdings dürfte von den konkurrierenden Lesungen diese wohl am besten in den Zusammenhang passen; nur möchte man gern die dann hier erforderliche Bedeutung des Verbs *pacare* durch genau zutreffende Beispiele belegt sehen. Nicht minder ändert er mehrfach die Interpunktion; z. B. schließt er I 10, 4 die Worte *quidquid negat alter, et alter* mit einigen Herausgebern in Klammern; m. E. mit Unrecht, da dieser Satz dem folgenden *adnuimus pariter* gleichberechtigt gegenübersteht. Die Verse II 3, 154 f. zieht Brugnola zum folgenden. Dafür ist kürzlich auch Vahlen eingetreten; vgl. JB. XXXIII S. 86.

Die Fußnoten sind meist brauchbar und zum Verständnisse ausreichend. Doch vermißt man z. B. I 1, 92 einen Hinweis darauf, daß das vom Schiffe Gesagte bildlich gemeint ist; auch *fomenta* I 2, 52 bedürfte wohl einer Erklärung. — Oft werden mehrere Auffassungen dem Benutzer zur Wahl vorgelegt. — Erwähnen möchte ich das Urteil des Italieners über I 5, 11: *aestivam noctem* si può a Roma chiamare anche la notte del 22 settembre. — Leider ist zu I 6, 51 die richtige Deutung für *pondera* noch nicht als solche erkannt. Auch *Sabellus* I 16, 49 wird noch immer mit dem Sabiner statt mit dem Samniten identifiziert; vgl. JB. XXVII S. 81 f. Über Brugnolas Interpretation von *frigidus* II 3, 465 = cosa da far venire i brividi, ist bereits im JB. XXXIII S. 81 gehandelt. Zu *rugosus* I 18, 105 bemerkt er: „dalla pelle grinzosa“,

a cui cioè il freddo fa aggrinzar la pelle. Ich habe es bei Besprechung der Schulteßschen Auffassung im JB. XXIX S. 53 f. auf die von den Dorfbewohnern beim Trinken geschnittene Grimasse bezogen, durch die an Stirn und Nase Falten entstanden, und Pers. V 91 *sed ira cadat naso rugosaque sanna* als Beleg angeführt. Als weitere Stütze dieser Deutung möchte ich noch hinzufügen Hor. Epist. I 5, 23 *ne sordida mappa corruget nares.*

9) Pietro Rasi, Le satire e le epistole di Q. Orazio Flacco, commento ad uso delle scuole. Parte II. Le epistole. (Nuova raccolta di classici latini con note italiane.) Milano-Palermo-Napoli 1907, Remo Sandron. IV u. 222 S. 8.

Mit diesem Bande wird die Rasische Horazausgabe, deren frühere Teile im JB. XXIX S. 32 ff. und XXXIII S. 53 f. angezeigt sind, so weit vollständig, als es beabsichtigt war; denn die ars poetica ist weggelassen, weil sie in der betreffenden Sammlung bereits separat von A. Mancini ediert ist.

Da in der Einrichtung und dem gesamten Charakter der vorliegende dritte Teil mit den beiden ersten übereinstimmt, so sei auf das über diese seinerzeit Mitgeteilte verwiesen; es ist eine verständige Ausgabe, die durch sehr zahlreiche und umfängliche Anmerkungen dem Schüler helfen will und in sehr ausgedehntem Maße verschiedene Erklärungen derselben Stelle zusammenträgt und nebeneinanderstellt. Die Verse I 18, 72—75 fehlen wie bei Brugnola; vgl. oben n. 8. Auch was zu *pondera* I 6, 51, *Sabellus* I 16, 49 und *rugosus* I 18, 105 über Brugnolas Ausgabe bemerkt ist, gilt gleicherweise für die Rasische; allerdings kann vielleicht zur Entschuldigung dienen, daß, wie Rasi in der Vorrede hervorhebt, der Druck dieses Teiles sich sehr lange hingezogen hat.

Nur auf zwei Stellen möchte ich Anlaß nehmen einzugehen. Zuerst I 2, 31, wo Rasi das in neuerer Zeit nur von wenigen noch gebilligte *curam* in den Text gesetzt hat. Ich meine, *somnum* ist, von anderen Gründen abgesehen, durch die Horazische Technik der Übergänge geschützt. Denn mit V. 31 schließt der erste Teil der Epistel: „Homer als Weisheitslehrer“, und mit V. 32 beginnt der zweite: „Ermahnungen zum Studium der Lebensweisheit“; desgleichen endet mit V. 63 der dritte Teil: „Regeln der Lebensweisheit“, und mit V. 64 fängt der Schlußgedanke an: „Die beste Lernzeit ist die Jugend“. Und beidemal leitet Horaz durch einen gemeinsamen Begriff über, nämlich durch den Begriff Schlaf, bezw. Beherrschung des Pferdes. Der Begriff Schlaf kommt V. 30 f. in einem zum ersten Teile gehörigen Beispiele und dann V. 32 ff. in einer zum zweiten Teile gehörigen beweiskräftigen Analogie vor; und ganz ähnlich der Begriff Beherrschung des Pferdes V. 63 in einem zum dritten Teile gehörigen Bilde und dann V. 64 f. in einem zum Schlußgedanken gehörigen Vergleiche, — beides nicht eigentlich logisch korrekte, aber psychologisch wohlberechnete Übergänge.

Ferner I 2, 56, wo Rasi in dem Satze *certum voto pete finem* mit manchen anderen Herausgebern *voto* für den Dativ erklärt: poni un limite determinato, ben fisso a tuoi desideri; vgl. Krüger: „Setze deinen Wünschen ein bestimmtes Ziel"; Orelli-Mewes: modum pone cupiditati rei familiaris faciendae. Diese Auffassung geht wohl auf die pseudakronischen Scholien zurück. Aber *finem petere* kann doch nur heißen „ein Ziel erstreben", und nicht „ein Ziel setzen". Somit muß m. E. der Sinn sein: „Erstrebe mit deinen Wünschen ein bestimmtes Ziel".

II. Übersetzungen.

10) **Camillo Angelini, Traduzione delle Odi e del Carme secolare di Q. Orazio Flacco.** Spoleto 1904, Prem. Tipografia dell' Umbria. VIII u. 182 S. 8.

11) **Le Odi di Q. Orazio Flacco, tradotte da Giovanni Manera.** Libro primo. Torino Roma Milano Firenze Napoli 1906, Ditta G. B. Paravia e C. 95 S. 8.

In den letzten Jahren sind zwei italienische Übersetzungen Horazischer Lyrik anzuzeigen gewesen: Puccianti JB. XXXI S. 70 und Bortoluzzi JB. XXXII S. 47. Jetzt liegen wieder zwei solche Arbeiten vor, und zwar umfaßt, während bei Puccianti und Bortoluzzi nur eine Auswahl übersetzt war, die erst jetzt in der deutschen Bibliographie auftauchende Arbeit von Angelini alle Oden und das Carmen saeculare, die von Manera die Oden des ersten Buches.

Angelini verwendet — und, soweit ich sehe, mit einem hohen Grade von Geschicklichkeit — eine große Mannigfaltigkeit eigener reimloser Metra. Als Probe diene Od. III 1, 1—8:

Lungi il profano odiato volgo. Udite:
De le Camene sacerdote io canto
A giovani e fanciulle
Non prima usati carmi.
Temuto i re han su' lor greggi impero,
Su lor l' ha Giove, chiaro de' giganti
Trionfator che tutto
Col sopracciglio muove.

Manera, gleichfalls ein gewandter Übersetzer, pflegt sich enger an die Horazischen Metra anzuschließen, wie man aus folgendem Beispiele ersehen wolle, Od. I 17, 1—4:

Spesso il Liceo col bel Lucretile
scambia veloce Fauno, e dal fervido
estate e dai venti piovosi
sempre ripara le mie caprette.

Doch wählt er gelegentlich auch Reimstrophen, I 11, 1 ff.:

Tu non cercar, Leuconoe,
(il saper ciò è negato)
a me, a te qual termine

abbian gli Dei segnato,
e di Babele i magici
numeri non tentar.

Auf tentar reimt dann am Schlusse der zweiten Strophe del Tirreno mar.

12) Le satire di Orazio, tradotte dal Prof. Pasquale Giardelli. Roma 1907, Scuola Tip. Salesiana. VIII u. 142 S. 8.

Es ist eine prosaische Übersetzung, wohl für jugendliche Benutzer bestimmt, wie aus der Weglassung der Satire I 2 und der Unterdrückung einzelner Partien aus anderen Satiren hervorzugehen scheint. Als seine Hilfsmittel nennt G. auf S. VII nur einige italienische Ausgaben; was also diese an Textbesserungen und Interpretationen nicht boten, liegt außer seinem Bereiche. Um das Verständnis zu erleichtern, sind der Übersetzung kurze Fußnoten beigegeben; auch sind mitunter in die Übersetzung selbst erklärende Zusätze aufgenommen, so z. B. zu Sat. I 5, 75 ein wohl nicht zutreffender Zusatz: i servi in preda alla paura di restare a ventre asciutto. Indessen ist dergleichen vereinzelt; an den sonstigen von mir nachgelesenen Stellen (abgesehen von erst neuerdings aufgeklärten) erwies sich die Übersetzung als richtig und sinngemäß.

13) Robert Thomas, Emanuel Geibel als Übersetzer altklassischer Dichtungen. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Bd. XIX (1907). S. 187—223.

Diese Abhandlung ist zunächst deshalb hier zu erwähnen, weil sie auf S. 219 ff. aus Geibels handschriftlichem Nachlasse bisher ungedruckte Übersetzungen von vier Horazischen Gedichten bietet, nämlich von Epist. I 14, Epod. 15, Od. II 9, Od. IV 10. Aber sie enthält außerdem auf S. 206—216 eine Fülle von feinen und interessanten Bemerkungen über die Grundsätze, welche Geibel und andere bei der schwierigen Aufgabe der Horazverdeutschung befolgt haben.

14) Die Sermonen des Q. Horatius Flaccus, deutsch von C. Bardt. Dritte vermehrte Auflage. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 258 S. 8. 4 ℳ.

15) Horaz' Iamben und Sermonendichtung, vollständig in heimischen Versformen verdeutscht von Karl Städler. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 206 S. 8. 3 ℳ.

Die Bardtsche Übersetzung der Horazischen Satiren und Episteln ist durch die beiden ersten Auflagen (die Anzeige der zweiten siehe im JB. XXVII S. 66 ff.) in allen Kreisen, die sich für klassische Bildung interessieren, so bekannt geworden und von so vielen Seiten als das Beste anerkannt worden, was bisher auf diesem Gebiete geleistet ist, daß es überflüssig erscheint, den Lesern dieser Zeitschrift die eigentümlichen Vorzüge des Bardt-

schen Buches aus Anlaß der dritten nicht sowohl veränderten als vermehrten Auflage nochmals darzulegen. Der Referent bekennt sich gern als dankbaren Bewunderer der Bardtschen Übersetzungskunst oder richtiger der Bardtschen Muse.

Hinzugekommen sind in der neuen Auflage die Satiren I 2, I 7, II 7, so daß nur noch die Satiren I 8, II 4, II 8 fehlen. Wie in den früheren Stücken, so schiebt auch in den drei neuen Bardt mit genialer Freiheit und richtigem Geschmack alles beiseite, was bei dem modernen Leser das sofortige Verständnis hemmen und den ästhetischen Eindruck beeinträchtigen könnte. So müssen in Sat. I 2 Cerinthus, Catia, Ilia, Egeria weichen, so fällt in Sat. I 7 die Kuckucksgeschichte weg, in Sat. I 7 werden Bithus und Bacchius durch Clodius und Milo, in Sat. II 7 Pausias durch Apelles ersetzt.

Wenn wir in der Hinzufügung von Übersetzungen jener drei von Bardt früher mit Bedacht weggelassenen Gedichte zwar eine willkommene Gabe, aber nicht gerade eine hervorragende Bereicherung des Buches erblicken, so liegt das an der Natur dieser Gedichte selbst. Die Satire I 7 ist ja kein Meisterwerk, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach die Leistung eines Anfängers und zwar recht instruktiv für den dichterischen Werdegang des Horaz, aber nicht von besonderem ästhetischen Werte; dazu kommt, daß die Pointe in dem Doppelsinn des Wortes *Rex* als Eigenname und Appellativum besteht, was bei der Übersetzung nicht so unmittelbar zu Gefühl kommt. Und in der Übersetzung der Satiren I 2 und II 7 finden wir hier und da und dort reichliche Drapierung mit Feigenblättern; gewiß, eine wortgetreue Übersetzung würde den modernen Menschen wunderlich anmuten; aber den echten Horaz haben wir nun nicht mehr vor uns.

Sat. I 2, 42 f. *fugiens hic decidit acrem praedonum in turbam* „der suchte Schutz bei Mördern und bei Dieben"; das trifft wohl nicht den Sinn. Sat. II 5, 90 f. *ultra non etiam sileas* „allein auch der stößt an, der gar nicht spricht"; also ist die richtige Interpretation immer noch nicht durchgedrungen.

Noch zwei Äußerlichkeiten. Erstens: warum sind die Verszahlen am Fuße der Seiten weggefallen? Wenn man nachsehen will, was wohl Bardt mit dieser oder jener Stelle angefangen hat, so ist die Auffindung jetzt erschwert. Zweitens: im Namenregister S. 252 ff. ist die alphabetische Ordnung oft gestört; auch ist es unvollständig, wie denn z. B. die beiden auf S. 107 begegnenden Eigennamen nicht berücksichtigt sind.

Aber das Buch ist vortrefflich, ganz vortrefflich.

Städler, bestens bekannt durch seine geschmackvolle und geistreiche Odenübersetzung (Berlin 1901, G. Reimer; vgl. JB. XXVIII S. 46 ff.), bringt nun eine Übersetzung der Epoden, Satiren und Episteln auf den Plan, gleichzeitig mit der oben angezeigten dritten Auflage der Bardtschen Satiren- und Epistel-

übersetzung, so daß zwischen zwei Meistern sich ein interessanter Wettkampf entspinnt, dessen die Zuschauer sich nur freuen können. Vergleichungen des beiderseitigen Verfahrens drängen sich bei der Besprechung unwillkürlich auf.

Städlers Buch bietet über das Bardtsche hinaus nicht nur die Epoden, sondern auch die drei dort noch fehlenden Satiren.

Als Metra benutzt Städler bei den Epoden trochäische und iambische Strophen, bei denen die Hälfte der Verse gereimt ist. Für die Satiren verwendet er — offenbar in der Absicht, den saloppen Charakter der Horazischen Verse nachzuahmen, — durchgereimte Knüttelverse; Bardt hat diese nur in der Satire I 5 angewandt und bedient sich in den übrigen Satiren und Episteln des fünffüßigen Iambus. Bunte Metra finden wir bei Städler in den Episteln: gereimte Trochäen und Iamben von verschiedener Fußzahl; ja selbst in manchen einzelnen Gedichten begegnen lange Verse neben kurzen (S. 138 ein einfüßiger Vers: „Bedenk'“). Es wechseln sogar innerhalb einzelner Gedichte verschiedene Metra miteinander ab, so in der Epistel II 1 Iamben und Trochäen; in Epist. II 3 sind die Verse reimlos: zuerst Hendekasyllaben, dann iambische Trimeter usw.

Um des burlesken Eindrucks willen wählt Städler — auch hierin von Bardt sich unterscheidend — oft komische Reime: „Dichter, nicht der“; „läßt er, Schwester“; „fand er's, anders“; „Acker, Geschmack er“; „Finger, ging er“; „predigst, betätigst“; „Fieber, vertrieb er“; richt' dich, tüchtig“; „Osiris, das Knie riß, von hier is“; „Mattes, hat es“; „Panther, unverwandt er“; „erhält er, Oberfeldherr“.

Städler hält sich weit mehr als Bardt an den Wortlaut des Originals und verschmäht es, in Bardts Art archäologische Schwierigkeiten durch Auslassungen oder durch Surrogate oder durch Erklärungen zu beheben.

Diese Verschiedenheiten der Grundsätze in bezug auf Form und Inhalt haben nun das Resultat, daß die Bardtsche Übersetzung sich im ganzen glatter liest und leichter verstehen läßt. Hier einige Proben.

Sat. I 4, 33 ff.

Städler: Die alle tragen vor Versen Scheu
Und vor den Dichtern: „Seht, wie das Heu
Ihm hängt vom Horn, flieht, flieht! der schont
Nicht Feind noch Freund, wenn ihm nur lohnt
Lachlärm, und hämisch bringt geschwind er
Sein elend flüchtig Machwerk vor
Die am Backofen und Brunnenrohr,
Vor alte Weiber, Sklaven und Kinder!“

Bardt: Sie allesamt sehn ihrer Torheit Richter
In meiner Kunst, drum trifft ihr Haß den Dichter.

„Ein stößger Ochse! aus dem Wege, Leute!
„Der beste Freund ist ihm willkommne Beute,
„Sobald satirisches Gelüst ihn kitzelt.
„Und was er einmal aufs Papier gekritzelt,
„Muß jedes Waschweib, jeder Straßenjunge
„Nachsingen gleich mit unverschämter Zunge".

Sat. I 7, 7 f.

Städler: und solch ein Lästergeist,
Daß einem Sisenna und Barrus er
Vorfuhr mit Schimmeln.

Bardt: Furchtbar im Streit durch Grobheit ohnegleichen,
Ein Fischweib muß vor ihm die Segel streichen.

Sat. II 2, 9 ff.

Städler: Hast 'nen Hasen gejagt, dich ermüdet gar
Auf unzugerittenem Gaul, oder treibt —
Weil Römerübung 'mal nicht der Fall
Des Griechenspiele Gewohnten — der Ball
Dich herum, der geschwinde, so daß dir bleibt
Vor Eifer verborgen die Anstrengung,
Oder auch etwa des Diskus Schwung,
Vor dem die Luft, die gejagte, weicht:
Hast so du durch Mühe den Ekel verscheucht,
Bist dorrend und hohl, da veracht' einmal
Geringe Kost, und wenn im Pokal
Man dir nicht Falerner mit Honig reicht.

Bardt: Mach flink dich auf, den Hasen zu erjagen,
Vom ungerittnen Pferde laß dich tragen, —
Doch du, für römisch Weidwerk wohl zu zart,
Ziehst vor zu spielen nach der Griechen Art?
Auch gut; vollbringst du muntre Heldentaten,
Bemerkst du kaum, daß du in Schweiß geraten.
Ist Ballspiel denn, ist Diskuswurf dein Fall,
So schwing den Diskus oder wirf den Ball,
Und spürst du nach der kräftigen Bewegung
Des Hungers und des Dursts gesunde Regung,
Laß sehn, ob dann du trocken Brot verschmähst,
Durchaus auf Wein mit Honigseim bestehst.

Epist. I 16, 49

Städler: „Bin brav und gut": kopfschüttelnd Sabellermann verbeut's.

Bardt: Du willst auf Lohn der Tugend Anspruch haben?
Wer tiefer blickt, bestreitet das entschieden.

Noch ein Wort über die Behandlung der Obszönitäten. Epod. 8, 17 *nervi* „dein Kleinod"; wird der Leser bei dem Kleinode der Frau sofort an das männliche Glied denken? Deutlich ist dagegen Epod. 8, 18 *fascinum* „dein Tröster". Sat. I 2, 30 *olenti*

in fornice „in dumpfiger Kammer"; das Adjektiv verfehlt den Sinn, und das Substantiv ist nicht klar genug. Mehrmals werden für Horazens Derbheiten Wendungen eingesetzt, bei denen ein gewisser Doppelsinn beabsichtigt zu sein scheint: Sat. I 2, 36 *cunnus albus* „Löcher im weißen Kleide", Sat. II 7, 49 *turgentis verbera caudae* „der Rute Streiche". Nicht recht befriedigend; aber freilich: läßt sich dergleichen überhaupt befriedigend übersetzen?

Ein paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen. Epod. 5, 29 *abacta nulla Veia conscientia* „doch sie, in der sich kein Gewissen je regte, Veja"; es dürfte jetzt feststehen, daß der Sinn vielmehr ist: „die zu jedem Frevel als Mitwisserin und Teilnehmerin herangezogen zu werden pflegte"; vgl. JB. XXXII S. 61 und XXXIII S. 81. — Epod. 16, 66 *secunda fuga* „eine zweite Flucht"; wo ist denn die erste? Mit Recht wird allgemein „eine glückliche Flucht" übersetzt und auf V. 23 f. *secunda alite* verwiesen. — Sat. I 5, 17 *viator* „der Amtsbote"; eine mir ebenso neue als unverständliche Auffassung. — Sat. I 5, 79 *erepsemus* „wir wären entkommen"; es muß heißen: „wir hätten erklommen". — Sat. I 5, 87. Horazens Angabe, daß der Name des Städtchens sich dem Verse, nämlich dem Hexameter, nicht füge, wird in Städlers (und Bardts) Übersetzung gegenstandslos; denn in diese Knüttelverse würde natürlich jeder Name hineingehen. — Sat. II 2, 127 f. *quanto aut ego parcius aut vos, o pueri, nituistis* „um wieviel wurden wir weniger glau"; das Wort ist mir ganz fremd. — Epist. I 20, 18 *extremis in vicis* „auf dem Kiez". Auch diesen Ausdruck kennt man zwar in Berlin und einigen anderen Städten, aber keineswegs allgemein.

In der Vorrede gibt Städler ein Verzeichnis derjenigen Stellen, an denen er „teils mit anderen, teils allein" von dem zugrunde gelegten Kießling-Heinzeschen Texte abgewichen ist. Wir beschränken uns darauf, einige wenige Stellen daraus anzumerken. Epod. 5, 87 f. *venena magnum fas nefasque non ... humanam ut vicem* „göttlich Gesetz mit Höllensäften verkehrt ihr nicht wie menschlich Los!" — Sat. I 6, 42 ff. *videris?" „at hic* (der hier) ... *tubas*". — Epist. I 19, 18 *palleret*; dies dürfte Beachtung verdienen (vgl. JB. XXX S. 51).

Man mag an der vorliegenden Übersetzung dies und jenes anders wünschen und vielleicht auch der vorzüglichen Odenübersetzung desselben Verfassers vor ihr den Preis zuerkennen; aber jedenfalls gehört diese Übersetzung der Epoden, Satiren und Episteln zu den besten bisher vorhandenen und bildet unter ihnen ein eigenartiges Genre. Nur ungern versage ich es mir mit Rücksicht auf den Raum, eine längere Probe etwa aus der m. E. besonders gut gelungenen ars poetica herzusetzen; so mögen die ersten Zeilen genügen:

Wenn ein Maler zu einem Menschenhaupte
Fügen wollte von einem Roß den Nacken,

Dann die überallher entlehnten Glieder
Überziehen mit bunten Vogelfedern,
So wie etwa zu häßlich dunklem Fische
Wird ein reizender Frauenoberkörper,
Und er ladete vor sein Werk die Freunde,
Werden diese das Lachen wohl verbeißen?

III. Abhandlungen.

16) **Eleuterio Menozzi, La composizione strofica del carmen saeculare.** In den Studi italiani di filologia classica XIII (1905) S. 67—73.

Der Verf. zerlegt (ähnlich wie es einst Christ, Über die Verskunst des Horaz, in den Sitzungsberichten der Bayer. Akad. 1868 S. 41ff., mit der Ode I 12 getan hat) das carmen saeculare in sechs Triaden und eine Schlußstrophe: V. 1—12, 13—24, 25—36, 37—48, 49—60, 61—72, 73—76, und man wird zugeben müssen, daß der Inhalt des Gedichtes einer solchen Einteilung nirgend geradezu widerstrebt, an manchen Stellen (so V. 13—24, 37—48, 49—60) sie sogar empfiehlt. Über die Zuweisung der einzelnen Triaden und des Schlußgesanges an den Knabenchor, den Mädchenchor und den Gesamtchor äußert M. sich nur kurz mit sehr verständiger Zurückhaltung; vermutungsweise gibt er die erste, dritte und sechste Triade, sowie den Schlußgesang dem Gesamtchore, die zweite dem Mädchenchore, die fünfte dem Knabenchore; über die vierte schweigt er.

Auch an Od. I 2 möchte M. die Einteilung in Triaden, mit einer Mittelstrophe, nachweisen: V. 1—12, 13—24, 25—28, 29—40, 41—52. Mir scheint wegen der Annahme einer Mittelstrophe, wegen der dreiteiligen Frage, die von der Mittelstrophe in die dritte Triade übergreifen würde, und wegen des Mangels musikalischer Gründe hier die Sache für die Hypothese nicht so günstig zu liegen wie beim carmen saeculare.

17) **Johann Endt, Die Glossen des Vaticanus Latinus 3257,** besonders mit Rücksicht auf die Ausgabe der Pseudacronischen Scholien von O. Keller. Im Programm des K. K. deutschen Staatsgymnasiums in Smichow 1905. 26 S. 8.

Das Ergebnis seiner Untersuchungen faßt der Verf. selbst folgendermaßen zusammen: „*V* enthält einen großen Teil der Γ-Glossen. In den Carmina, den Epoden und in dem carmen saeculare zum Teil sind die Randscholien von *V'* Quelle für ζ. Für die Sermonen und die ars poetica benützt der Verfasser der Rezension ζ neben den Randscholien von *V'* auch die Glossen *V'*. Die Glossen *V* sind manchmal gleich ζ, der Rand von *V* aber bietet die Γ-Tradition. Manche Glossen in *V* enthalten Γ und ζ zusammen. Die Gruppe *νV*ζ ist auch in den Glossen zu finden. Außer *V* ist Γ von ζ ausgebeutet worden. Wenn die Glossen

von *V* die Randscholien wiederholen, so hat der Rand die bessere Überlieferung. Die Glossen sind oft nur Bruchstücke der Scholien. Beide gehören hie und da verschiedener Tradition an. Manche Randscholien werden vom Glossator zu neuen Bemerkungen umgearbeitet. *V* enthält abgesehen von den Γ-Glossen auch solche aus *F z.* Manche Mitteilungen der alten Ausgaben, die Γ fremd sind, werden durch *V* belegt".

18) M. Manitius, Scholien zu Horaz. Im Philologus LXIV (N. F. XVIII) (1905) S. 569—572.

Aus dem Cod. Monacensis 14 498 gibt M. Scholien zur ars poetica V. 145—473.

19) J. Öri, Oberrheinisches bei Horaz. Im Philologus LXV (N. F. XIX) (1906) S. 464—471.

Der Inhalt dieser Abhandlung ist folgender. Die drei Horazstellen Sat. I 10, 36 f., Sat. II 5, 39—41, Epist. II 3, 14—18 beziehen sich auf denselben Furius, der aber sowohl von dem alten Epiker A. Furius aus Antium als auch von M. Furius Bibaculus aus Cremona zu unterscheiden ist. *Luteum caput* ist der trübe Oberlauf des Rheines bis zu dem reinigenden Bodensee. Horaz stellt mokanterweise den Furius dar, „wie er aus dem (in der Bedeutung Lehm genommenen) *lutum* den Kopf des Rheins formt" (*defingere* oder *diffingere*). Die einzelnen Züge, die Horaz Ep. II 3, 16—18 aufzählt, können vielleicht aus einer Schilderung des Rheinfalles bei Schaffhausen herstammen. Jener Furius ist wahrscheinlich ein cisalpinischer Gallier gewesen und Cäsar in das transalpinische Land gefolgt; Alpinus ist nicht sein Kognomen, sondern „ein Prädikat des von der Schneeschmelze angeschwollenen Rheinstromes, das von dem höhnenden Horaz auf den unglücklichen Furius übertragen wird".

So hübsch und interessant sich das bei Öri liest, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß eigentlich alles nur Hypothese ist. Zum Vergleiche empfehle ich — abgesehen von den Kommentaren — nachzulesen, was Friedrich im Schweidnitzer Programm 1899 S. 10 ff. über diesen Gegenstand vorgetragen hat.

20) Ernst F. Krause, Zu Horaz Sat. I 8, 39. Im Philologus LXV (N. F. XIX) (1906) S. 638.

Für *Iulius* hatte v. Wilamowitz *Ulius* vermutet; Krause schlägt *Vilius* vor.

21) J. M. Stowasser, Horatii Sat. I 7, 28. In den Wiener Studien XXVIII (1906) S. 331 f.

Für *salso multoque fluenti* verlangt Stowasser: *salso mulsoque fluenti*; daß bereits D. Heinsius *mustoque* vermutete, ist ihm entgangen. Aber *multo* lag schon Acron und Porphyrion vor und

wird von den Herausgebern durch Parallelstellen so gut geschützt, daß eine verführerische Konjektur dagegen nicht wird aufkommen können. Anstoß nimmt Stowasser bei der überlieferten Lesung an dem *que*: puri sermonis amator . . . illud *que* infercire non potuit nisi, ut opposita inter se iungerentur. Referent kann so wenig wie die bisherigen Herausgeber etwas Auffälliges daran finden; es werden eben zwei Eigenschaften koordiniert: „Der Strom von Persius' Rede floß salzig und überreich" (L. Müller).

22) E. Stemplinger, Parodien zur Lyrik des Horaz. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum IX (1906) S. 501—515.

Diese Abhandlung wurde veröffentlicht, als Stemplingers umfassendes Werk über „Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance" (angezeigt im JB. XXXIII S. 86 ff.) noch unter der Presse war, und sollte die Aufmerksamkeit der Interessenten auf letzteres hinlenken. Sie deckt sich daher ziemlich genau mit den Seiten 24—39 des bald nachher erschienenen Buches, bietet aber doch darüber hinaus mancherlei Proben von Parodien, die in dem Buche zufolge der Ökonomie desselben keinen Platz finden konnten.

23) E. Stemplinger, Wielands Verhältnis zu Horaz. In der Zeitschrift Euphorion XIII (1906) S. 473—490.

Auch dies ist eine Spezialarbeit aus dem Gebiete, auf welchem Stemplinger so erfolgreich tätig ist. Es ergibt sich, daß in Wielands Schriften eine große Menge von Reminiscenzen aus Horaz steckt. Dieses Resultat wird nicht beeinträchtigt, auch wenn wir eine solche angebliche Reminiszenz streichen. Denn wenn Wieland (S. 484 bei Stemplinger) einmal sagt: „Der soll mir der große Apollo sein, der diese zwei angeblichen Tatsachen als wahr zusammen denken kann", so geht das nicht auf Horazens *divinare etenim magnus mihi donat Apollo* (Sat. II 5, 60) zurück, sondern auf den geflügelten Halbvers: *is erit mihi magnus Apollo*, der auf Verg. E. 3, 104 *et eris mihi magnus Apollo* beruht.

24) Friedrich Vollmer, Lexikalisches aus Horaz. Im Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik XV (1906) S. 30—33.

Einige seltene Wortformen vindiziert Vollmer auf Grund seiner Anschauung von der Textgeschichte (vgl. JB. XXXIII S. 74 f.) dem Horaz: Od. IV 4, 36 *indecorant*, Od. III 6, 10 *inauspicatos*, Od. III 14, 19 *vagacem*.

25) P. H. Damsté, Trifolium Horatianum. In der Mnemosyne, XXXIV (1906) S. 361—364.

Sat. II 1, 62. Damsté konjiziert *fulgure* statt *frigore*, also: *o puer, ut sis vitalis metuo et maiorum ne quis amicus fulgure te feriat.* Die, wie der Nachahmer Persius und die Scholien zeigen, sehr alte überlieferte Lesung dürfte doch zu bewahren sein. Daß der

Ausdruck *frigus* vorzüglich paßt, beweisen die bekannten Parallelstellen; auffällig für unser modernes Sprachgefühl ist nur die Verbindung mit *ferire*. Sie mag kühn sein; aber warum muß sie dem Horaz abgesprochen werden? Und es wäre doch ein seltsamer Zufall, wenn in der Phrase *fulgure ferire*, die jedem Schreiber ganz natürlich erscheinen mußte, aus *fulgure* durch Korruption gerade das eigenartige, aber so ausnehmend angemessene *frigore* entstanden wäre. Übrigens ist Damstés Konjektur an sich nicht ganz unanstößig. Denn ist auch *fulgure ferire* ein glatter Ausdruck, so ist doch fraglich, ob er in den Zusammenhang der Stelle völlig hineinpaßt. Ich meine: da von den himmlischen Göttern nur einer den Blitz schleuderte, so durfte Horaz auch in der Vergleichung nur einen der irdischen Götter blitzen lassen.

Sat. II 4, 87. Für *contingere mensis* verlangt Damsté *contingere, omissis.* Auch diese Vermutung wird abzulehnen sein. Erstens ist die in der überlieferten Lesung enthaltene Nachlässigkeit des Ausdrucks („*illis* steht kurz für *illorum defectu*“ Schütz) dem Dichter sehr wohl zuzutrauen. Parallelstellen zu finden ist nicht schwer, z. B. Theognis 686: *εἴργει γὰρ τοὺς μὲν χρήματα, τοὺς δὲ νόος*, Tac. ann. I 44 *reditum Agrippinae excusavit ob imminentem partum et hiemem*, wo mit *reditum* gemeint ist, daß sie nicht zurückkehrt. Zweitens würde man, wenn Horaz ein Partizip gesetzt hätte, es in V. 86 und als Akkusativ erwarten = *tanto reprendi omissa iustius* usw., und Damstés Bemerkung „*omissis* mihi quidem multo videtur elegantius“ hat kein Gewicht.

Epist. II 3, 45. *Promissi* ändert Damsté in *promus sit* und liest somit: *hoc amet, hoc spernat: promus sit carminis auctor in verbis etiam tenuis cautusque serendis.* Aber auch wenn man mit Damsté *promus* = *tanquam promus* nimmt, ist der neuen Lesung kein rechter Sinn abzugewinnen. Und auch die Annahme, Horaz habe eine Stelle des Terenz (Ad. V. 417 ff.) im Auge gehabt, verhilft uns nicht zum Verständnisse.

26) A. Cartault, Horace et Tibulle. In der Revue de philologie XXX (1906) S. 210—217.

Cartault erörtert aus Od. I 33 und Epist. I 4 Horazens Beziehungen zu Tibull und sucht namentlich durch genaue Prüfung der einzelnen Wendungen der Epistel im Verständnis etwas weiter zu kommen, als dies bisher gelungen ist. Die Sorgfalt und Gründlichkeit, durch die sich seine Arbeiten von jeher ausgezeichnet haben, ist auch hier nicht zu verkennen; aber die vorliegende Epistel ist diesen Versuchen allerdings nicht allzu günstig. Zwar wenn Cartault die Verse 2 und 3 folgendermaßen deutet: Horace, ne sachant pas ce que devient Tibulle plongé dans la retraite, lui demande en plaisantant: est-ce que par hasard tu fais des tra-

gédies? so mag diese Auffassung möglich sein. Aber bedenklicher ist doch, was der Verfasser über die folgenden Verse vorträgt: le sens du v. 6sq est sûrement ironique comme le précédent: ou bien, ajoute Horace, fais-tu de la philosophie, ce qui ne serait pas moins surprenant de ta part? .... Le vers 5 *non tu corpus eras sine pectore* montre clairement qu'aux yeux d'Horace c'est là une direction d'esprit qui ne convient nullement à Tibulle, puisque, pour faire des tragédies, pour s'adonner à la philosophie il faut être un *corpus sine pectore*, ce que Tibulle n'est pas .... Horace paraît vouloir dire que Tibulle tel qu'il le connaît est doué d'une sensibilité trop en éveil, d'un tempérament trop passionné pour pratiquer froidement la spéculation philosophique ou se perdre dans la haute poésie tragique. Man wird doch besser bei der bisherigen Auffassung verbleiben: „Wohl möglich, da du auch früher geistigen Interessen nicht fremd warst".

27) G. M. Hirst, Note on Horace, Odes III 4, 9—10. In The Classical Review XX (1906) S. 304f.

Der Verf. billigt die Konjektur *limina Dauniae* und glaubt sie durch einen Hinweis auf Od. I 22 als richtig erweisen zu können. Es haben nämlich, bei mancher Ähnlichkeit des Inhaltes, die beiden Oden I 22 und III 4 bereits zwei Worte gemeinsam, *fabulosus* Od. I 22, 7 und Od. III 4, 9, sowie *nutrix* Od. I 22, 16 und Od. III 4, 10 (falls man nicht *altricis* liest); dazu würde dann *Daunias* (bezw. *Daunia*) Od. I 22, 14 und Od. III 4, 10 als drittes kommen. Ein etwas wunderliches Argument.

28) Clement L. Smith, On the singing of Tigellius (Horace, Sat. I 3, 7—8). In The Classical Review XX (1906) S. 397—401.

1. Smith untersucht die Bedeutung von *summa vox* und *ima vox*; sein Resultat ist: *summa voce* conveyed to the Roman mind the idea of high pitch associated with that of energy of utterance. Sometimes the latter idea predominates ...; but where pitch is thought of, *summa voce* means *acutissima voce*. If Horace, intending to use a contrary terminology, began his sentence with *modo summa voce*, he defeated his own purpose by misleading his reader at the outset. Dem Ref. erscheint das als sehr beachtenswert gegenüber der üblichen Auffassung. — Lesen möchte Smith die Stelle so: *modo summă, voce modo hac resonat quae chordis quatuor ima*, wobei *modo summa* für *modo (illa) voce quae chordis quatuor resonat summa* stehe. Indes legt er selbst auf diese m. E. unnötig gekünstelte Konstruktion kein besonderes Gewicht.

2. Wenn mit *summa* und *ima* hier die extremen Töne eines einzelnen Tetrachords gemeint wären, so würde nur ein Intervall von 2½ Tönen bezeichnet, was nicht zu dem Sinne der Stelle passe.

3. Die Ausdrücke ὑπάτη und νήτη, denen nach der jetzt herrschenden Auffassung *summa* und *ima* entsprächen, kämen zusammen bei keinem Tetrachord vor, sondern beim Heptachord und Oktachord.

4. *Summa* und *ima* hätten keineswegs durch den Sprachgebrauch den Wert von Äquivalenten für ὑπάτη und νήτη erlangt gehabt; auch hätten sie von Horazens Lesern nicht als Übersetzungen jener termini erkannt werden können. *Chordis quatuor* sei Dativ und bedeute nicht eine Art Leier, sondern a part of the musical scale. The voice that 'responds with lowest pitch (*ima*) to a tetrachord' is one that keeps within the lowest quarter of the scale, und entsprechend bei *summa*.

Ref. hat sich zwar bemüht, Smiths Gedankengang trotz der notwendigen Verkürzung möglichst genau vorzutragen; doch kann dieses Exzerpt die Lektüre des Originalartikels nicht ersetzen, die angelegentlichst empfohlen sei.

29) Richardus Kantor, Horatiana. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Prerau in Mähren. 1907. 28 S. 8.

Zu Od. II 1. Gegen einen neuerlichen, auch von mir (vgl. JB. XXX S. 39) abgelehnten Versuch, zwischen V. 17 ff. und V. 21 ff. einen zeitlichen Unterschied zu statuieren, führt Kantor eine Reihe von beweiskräftigen Horazstellen ins Feld, aus denen man ersieht, wie der Dichter zu reden pflegt, wo es sich wirklich um eine Zeitdifferenz handelt. Ebenso beweist er in einleuchtender Weise durch Parallelstellen, daß *non indecoro pulvere sordidos* auf die Sieger geht, nicht auf die Besiegten, wie kürzlich behauptet war, — auch hierin in Übereinstimmung mit dem Referenten; vgl. JB. XXXII S. 49.

Zu Od. III 11. Nachdem Kantor die Echtheit der Verse Od. I 2, 9—12 durch den Hinweis auf die Neigung der alten Dichter zu solchen Ausmalungen gut geschützt hat, verteidigt er gleichfalls mit Recht die Verse Od. III 11, 17—20 gegen verschiedene Einwände und erweist sie als unentbehrlich.

Zu Od. II 20. Kantor billigt meine Hypothese über den Sinn der Worte *non ego quem vocas*, hält aber, namentlich auf Suetons Angaben über Horazens letzte Augenblicke gestützt, daran fest, daß Horaz eines natürlichen Todes gestorben sei. Über diese mehr kriminelle als philologische Frage mag bei dem einen Beurteiler mehr die Zeugenaussage, bei dem andern mehr der Indizienbeweis und das psychologische Moment in die Wagschale fallen; mir kam es nur auf die Deutung der Odenstelle an. — Die Beanstandungen eines Teiles der Ode von V. 9 an oder der ganzen Ode aus Gründen des modernen Geschmackes weist Kantor durchaus mit Fug zurück; haben doch auch die alten Bildner ähnliche Metamorphosen dargestellt. Durch Parallelstellen aus Ovid und anderen zeigt er, daß *biformis vates* nicht etwa einen

geflügelten Menschen bedeutet, sondern jemanden, dessen Körper in einen Vogel verwandelt wurde, während der Geist unverändert geblieben ist. Der Wechsel zwischen dem Futurum und Präsens in Od. II 20 erklärt sich aus der lebhaften Vergegenwärtigung der Zukunft, ähnlich wie namentlich in der Weissagung des Nereus Od. I 15.

Die Arbeit ist mit großer Besonnenheit und vernünftigem Urteil geschrieben; ihr besonderes Verdienst besteht darin, daß sie mehrere Hydraköpfe, wie es deren in der Horazliteratur so viele gibt, abgehauen hat; hoffen wir, daß sie für immer beseitigt sind und nicht wieder nachwachsen.

30) Otto Rössner, Beiträge zur Erklärung Horazischer Oden. I. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Salzwedel. 1907. 17 S. 4.

Die Absicht des Verfassers war, einzelne Oden als Ganzes zu betrachten und sie aus der Persönlichkeit des Horaz zu erklären; in diesem Sinne behandelt er die Oden I 1, I 3, I 4, I 7, I 9, I 10, I 14, I 17, I 22, I 29. Mit Freude ersieht man, daß er in bezug auf Horazens Persönlichkeit und die Art seines Schaffens an derjenigen nüchternen und besonnenen Anschauungsweise teilnimmt, die im Gegensatze zu der früher häufigen unnatürlichen Verstiegenheit jetzt immer mehr durchdringt. Horaz ist ihm (S. 7) ein Dichter, „der als fein organisierter Verstandesmensch mit klarbewußter Kunst schafft und die Mittel seiner Kunst mit berechnender Überlegung gebraucht“; (S. 11) „Horaz empfängt von außen eine Anregung, diese schlägt in seiner Seele Wurzeln und beschäftigt ihn innerlich, er tut aus seinem Innenleben dazu, gestaltet mit künstlerischer Schaffensfreude aus, und Wahrheit und Dichtung schießen unterschiedslos zusammen“. Auch über einzelne der von ihm behandelten Oden trägt Rössner hübsche Gedanken vor. So führt er zu Od. I 3 in sehr ansprechender Weise aus, daß in der Auffassung, als läge in den Fortschritten der Kultur etwas Frevelhaftes, Horaz sich geflissentlich in die dem Vergil geläufige Denkweise versetze. Es hätte dabei namentlich auf Epist. I 5 hingewiesen werden können, wo eine ähnliche Accommodation schon längst bemerkt worden ist. Billigenswert erscheint auch, was Rössner über den Anlaß von Od. I 10 bemerkt: Horaz habe, um die Bestrebungen des Kaisers zu fördern, den Glauben an die Götter neu beleben und diese dem Herzen des Volkes dadurch wieder nahezubringen gesucht, daß er diese Götter dem Volke in greifbaren, lebensvollen, plastischen Gestalten, in menschlich faßbaren Zügen darstellte. Eine solche Absicht liegt ja am deutlichsten in Od. I 35 vor, wo Horaz, nachdem er in der vorhergehenden Ode von der Tatsache seines Parteiwechsels in religiösen Dingen Kenntnis gegeben hat, sogleich eine Probe seiner Tätigkeit für die Orthodoxie gibt.

Vieles in Rössners Abhandlung sagt dem Referenten freilich weniger zu. So der Versuch, in Od. I 4 eine Übereinstimmung zwischen Inhalt und Metrum zu finden; die Vermutung, Horaz habe in Od. I 9 Zitate aus dem Alcäus mit schalkhaftem Humor benutzt, um durch die Diskrepanz zwischen diesen Worten und dem wirklichen, nicht so argen Winterwetter eine komische Wirkung zu erzielen; und anderes mehr. Aber bei einem Gegenstande, wie dem vorliegenden, darf kein Verfasser darauf rechnen, jeden Leser in jedem Punkte zur Zustimmung zu bringen.

Die Abhandlung sei zur Kenntnisnahme bestens empfohlen.

31) Emil Rosenberg, Zu Horaz und Cicero. Programm des Kgl. Gymnasiums zu Hirschberg 1907. 28 S. 4.

Das Ziel der vorliegenden, übrigens nur auf Horaz bezüglichen Abhandlung ist im wesentlichen eine Polemik gegen die Auffassung mancher Horazischen Oden, namentlich der Oden III 1—6, als „Tatsachenpoesie“, d. h. gegen die Horazstudien von Mommsen und anderen, die nachzuweisen gesucht haben, daß recht häufig ganz spezielle politische Ereignisse und Situationen dem Dichter zu seinen Oden Anlaß gaben, und daß er dabei den Zweck verfolgte, mit seinen poetischen Mitteln für die politischen Bestrebungen des Kaisers Stimmung zu machen. Darin findet Rosenberg eine seinem Gefühle widerstrebende Herabwürdigung des Horaz, z. B.: „Hat Mommsen recht, so ist das Gedicht in jeder Beziehung schlecht, denn . . .; so ist auch der Dichter als Mensch nicht mehr hoch zu achten, denn . . .“. Er denkt sich lieber einen Dichter, der nicht zu ängstlich auf die Erde und die Zeit schaut, dessen Herz von patriotischen Gefühlen erglüht (S. 15), dessen Seele einen stürmischen Dank stammelt (S. 16) usw.

Ref. hält nun allerdings den von Mommsen und anderen eingeschlagenen Weg, d. h. das Streben, den Horaz aus den Zeitverhältnissen und Ereignissen zu verstehen, für den einzig richtigen und hat bei Durchmusterung der jährlichen Horazliteratur stets eine große Freude, wenn wieder einmal hier und da durch einen derartigen Hinweis auf spezielle Begebnisse ein bisher unklar und verschwommen erscheinendes Gedicht Licht und Klarheit gewonnen hat. Einzelne Fehlgriffe können den zahlreichen Bestätigungen gegenüber nicht an der Überzeugung irremachen, daß dies die Richtung ist, die zur Wahrheit führt. Und sollte sich dabei wirklich herausstellen, daß ein Idealbild von Horaz, wie man es sich vielleicht in der Phantasie zurechtgemacht hat, der Korrektur bedarf, — nun, so muß man das um der Wahrheit willen eben hinnehmen.

Die Ansicht des Verfassers über die Römeroden wird der Leser dieser Jahresberichte am besten aus dessen eigenen Worten (S. 25 f.) kennen lernen: „Es sind gnomische Lieder in alkäischer Form, die uns der Dichter im Beginn des dritten Buches

ankündigt. Tatsächlich ist das erste Lied ein solches, auch sicherlich das zweite, ja auch das dritte trotz der Erwähnung des Augustus, die ja auch nur beiläufig erfolgt. Bei der ersten Ode hätten wir allerdings gern den persönlichen Schluß und besonders bei Ode 3 die Schlußstrophe entfernt gesehen. Aber wer weiß, ob nicht in dem gnomischen Original solche Abweichungen von dem, was wir jetzt für angemessen halten, vorkamen? Auch Ode 4 zeigt noch in ihrem zweiten Teil von V. 65 an die Herkunft aus einem gnomischen Gedichte, nennt doch der Dichter seine feierlichen Aussprüche selbst *sententiae* (V. 69). Ode 5 hat, abgesehen von der ersten Strophe, ganz denselben Charakter. Von Ode 6 an (?) läßt sich nur der Schluß bei dieser Auffassung rechtfertigen. Dem Dichter war es darum zu tun, seinem Volke, der neuen Generation in alkäischen Weisen den Wert der Genügsamkeit, der Tapferkeit, des Bürgersinns, der Frömmigkeit, der Sittlichkeit, der Bildung, der Ehre, des Maßhaltens einzuschärfen. Er hatte das auch in anderen Strophenformen, wie z. B. in III 24, auch in Oden, die jetzt anderswo stehen, wie II 15, getan. Dann hat er später diese Oden überarbeitet, sie zum Teil auch zu Augustusoden gemacht. Einen Zyklus von 6 Oden aber hat er nicht herstellen wollen, denn z. B. Ode 6 hat er nicht überarbeitet, höfisch war er nicht gesinnt, und daß ein Ordner später Ode 6 hinzustellen würde, hat er nicht gewußt. Wie Horaz zu dieser Überarbeitung kam, können wir natürlich nicht wissen. Es ist sehr möglich, daß die Tatsache der Überreichung eines clipeus an Augustus ... die Veranlassung gewesen ist, die vorhandenen Gedichte, die sich mit diesen Tugenden ziemlich gut decken, zu einer Augustus-Ehrung umzuarbeiten. Jedenfalls wollte er auch dann noch den Schleier der Dichtung nicht missen, denn er beließ das erste Gedicht, das zu diesen Tugenden in keiner besonderen Beziehung stand, änderte die Reihenfolge, denn die pietas war schon im Gedichte 2 erwähnt, und die clementia wird in der Reihenfolge des Horaz nach der iustitia erwähnt. Es ist auch nicht unmöglich, daß Horazens gnomische Gedichte die Veranlassung zum Entwurf des Textes der Inschrift gaben".

32) Gualterus Sievers, De zeugmatis quod dicitur usu Horatiano. Doktordissertation, Jena 1907. 50 S. 8.

Es ist eine fleißige Zusammenstellung, und der Verfasser bekundet bei dem mitunter etwas knifflichen Stoffe ein gesundes und verständiges Urteil. So gewährt die Arbeit einen guten Überblick über den Gebrauch dieser sprachlichen Form bei Horaz, wenn sie auch — worauf sie übrigens keinen Anspruch erhebt, S. 6 — die Horazinterpretation nicht eigentlich fördert. Es wird genügen, hier die Kapitelüberschriften anzuführen: 1. Praefatio. 2. Veterum de zeugmate doctrina. 3. Horum temporum de zeug-

mate doctrina. 4. De zeugmatibus Horatianis. 5. De structuris, quae in confinio zeugmatis et figurae ἀπὸ κοινοῦ versantur. 6. De zeugmatibus, in quibus commune membrum verbum est. 7. De ceteris zeugmatibus. 8. De dubiis exemplis et eis, quae falso per zeugma explicata sunt. 9. Conclusio.

33) Iwan Turzewitsch, Zur ars poetica des Horaz. In des Verfassers Philologischen Studien und Notizen, Heft 2 S. 79—83.

Das erste Heft, welches nichts auf Horaz Bezügliches enthält, ist im Jahre 1906 in Njeschin erschienen, vermutlich ebendort 1907 das zweite Heft, dem die mir als Ausschnitt vorliegende, russisch geschriebene Abhandlung angehört.

Wir entnehmen derselben zunächst, daß I. W. Njetuschil im Jahre 1901 im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung eine russische Abhandlung „Thema und Plan der Horazischen ars poetica“ und im Jahre 1903 in den Commentationes Nikitinianae eine gleichfalls russische Abhandlung „Kritisch-exegetische Bemerkungen zur Poetik des Horaz“ hat erscheinen lassen und darin den Nachweis versucht hat, daß Horazens ars poetica das Schema einer rhetorischen institutio aufweise (vgl. die in diesen JB. XXXII S. 65 angezeigte Arbeit von E. Norden im Hermes XL S. 481 ff.), und daß Horaz darin den Neoptolemos aus Parium nicht nur nachgeahmt, sondern stellenweise geradezu übersetzt habe. So erhält man von derartigen Publikationen nur verspätet und zufällig Kenntnis, da manche russischen Autoren eben nicht dafür Sorge tragen, daß eine hinlängliche Anzahl von Exemplaren ihrer Schriften nach Westeuropa gelange.

Turzewitsch selbst hebt die Ähnlichkeiten zwischen Horazens ars poetica und einer andern derartigen institutio, nämlich Lucians Schrift *πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν* hervor, welche letztere Schrift schon Norden a. a. O. S. 515 gelegentlich zum Vergleiche herangezogen hatte. Ähnlichkeiten findet Turzewitsch sowohl in der gesamten Anlage als auch in Einzelheiten; von diesen sei hervorgehoben: Hor. a. p. 139 *parturient montes*, Lucian *π. δ. ἱ. σ.* c. 23 *ὤδινεν ὄρος*.

34) Johann Endt, Studien zum Commentator Cruquianus. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 86 S. 8.

Diese Abhandlung stammt sozusagen aus demselben Heerlager, wie die von Bick, welche im JB. XXXIII S. 76 angezeigt wurde. „Der Commentator Cruquianus“, sagt Endt S. 66, „hat sich im Laufe der Arbeit als eine Zusammenstellung von Erklärungen verschiedenen Ursprunges gezeigt. Die Arbeitsweise des Cruquius ist überall dieselbe, ob er Stellen aus Acro oder Porphyrio oder Servius anführt. Unzuverlässigkeit und willkürliches Schalten mit dem Texte ist stets zu finden. Seine integra fides, die Cruquius betont, mag sich mit dem decken, was das sech-

zehnte Jahrhundert unter diesem Begriffe verstand, heute aber darf niemand in diesem Sinne integra fides üben, sonst würde ihm nicht nur Nachlässigkeit vorgeworfen, auch würde nicht gesagt, daß die Scholienmasse durch ihn ihr Gepräge erhalten habe". Zur Begründung dieser Anschauung wird ein umfängliches Material vorgelegt.

Die hier bekämpfte Überschätzung des Commentator Cruquianus ist, soweit ich sehen kann, in neuerer Zeit doch schon erheblich zurückgegangen, und Endts Schrift ist geeignet, diese Bewegung zu befördern. Es macht sich wohl in der Horazkritik immer mehr die Überzeugung geltend, daß nicht sowohl die persönliche Autorität der Zeugen als die innere Glaublichkeit der Zeugenaussagen maßgebend sein muß.

35) A. Patin, Der lucidus ordo des Horatius. Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung, gewonnen aus der Dispositionstechnik des Dichters. Gotha 1907, F. A. Perthes. 48 S. 8.

Der Verfasser operiert, nicht als erster und vielleicht nicht als letzter, mit Zahlensymmetrie. Hier beispielsweise das Schema für Epistel I 10:

$$\text{Einl. } 7 \quad \text{A } \overbrace{7 + (7 + 4)}^{18} \quad \text{B } \overbrace{8 + (5 + 5)}^{18} \quad \text{Schluß } 7.$$

Und für Od. III 5:

$$(1 + 2)\ (1^1/_2 + 1^1/_2)\ \|\ (3 + 1)\ (2 + 2).$$

Zu denjenigen, die der Verfasser S. 36 „meine Herren Zweifler" anredet, muß sich auch Ref. zählen.

Erwähnt werde noch seine Verteilung des Säkularliedes an die Chöre: V. 1—8 Gesamtchor, V. 9—12 Knaben, V. 13—20 Mädchen, V. 21—24 Gesamtchor, V. 25—28 Knaben, V. 29—32 Mädchen, V. 33. 34 Knaben, V. 35. 36 Mädchen, V. 37—40 Knaben, V. 41—48 Mädchen, V. 49—56 Knaben, V. 57—60 Mädchen, V. 61—68 Knaben, V. 69—72 Mädchen, V. 73—76 Gesamtchor. Diese Verteilung deckt sich mit keiner der bisher vorgeschlagenen.

36) L. Maccari, Osservazione ad Orazio. Saggio secondo. Siena 1907, Tip. edit. S. Bernardino. 15 S. 8.

Der Verf., der bereits im Jahre 1901 ein Heftchen mit Erörterungen über Horaz hatte erscheinen lassen (vgl. JB. XXVIII S. 59ff.), legt jetzt ein neues vor, welches eine Anzahl von Stellen der Epoden behandelt. Wir verzeichnen daraus das Wichtigere.

Epod. 1, 5. Verf. nimmt sich der Lesung *sit* an, und in der Tat ist bei dieser die Konstruktion ebenso einfach und natürlich als bei der Lesung *si* verzwickt und verkünstelt (vgl. JB. XXXIII S. 52). — Epod. 1, 10ff. Das Fragezeichen will M. nicht hinter *viros* V. 10, sondern erst hinter *pectore* V. 14 setzen; so schon Kießling. Auch dies empfiehlt sich, da dadurch der ganze Tenor

glatter wird. — Epod. 2, 13. Die Verse 10 ff. möchte M. mit Bewahrung des überlieferten *que* folgendermaßen verstehen: *aut prospectat greges et* (*interea*) *inserit ramos feliciores amputans inutiles*, mentre dal poggio guarda con compiacenza il gregge che pascola laggiù nella valle solitaria, si diverte a potare e a innestare. Aber es ist nicht abzusehen, warum das Vergnügen (denn so faßt es M.) des *prospectare greges* gerade mit der Arbeit des *ramos inserere* verbunden sein sollte, und nicht etwa mit dem *maritare populos*. Und wenn eine solche Verbindung vorläge, so würde entweder eine Unterordnung des *prospectare* unter *inserere* oder wenigstens eine Nachstellung, *inserit et prospectat*, zu erwarten sein. Es hilft der Stelle wohl nur Bentleys *ve* oder eine Umstellung der Verse auf. — Epod. 5, 11. Verf. denkt an folgende Auffassung: *ut, questus haec, constitit trementi ore*, quando il giovinetto, fatti questi lamenti, si fermò (tacque) colla bocca tremante dallo spavento. Indessen raten doch Wortstellung und Sprachgebrauch, *trementi ore* mit *haec questus* zu verbinden und *constitit* lokal zu fassen. — Epod. 5, 69 f. Für die Worte *indormit unctis omnium cubilibus oblivione pelicum* schlägt M. eine ganz eigenartige Deutung vor: per effetto de' miei filtri sicuri egli, preso d' indifferenza per tutte le donne che avvicina, s' addormenta ne' loro letti, per quanto suntuosi. Schwerlich richtig; doch ist es untunlich, hier auf die überaus diffizile Stelle näher einzugehen. — Epod. 5, 87 f. Bei dieser gleichfalls sehr bösen Stelle neigt M. zu folgender Auffassung: *Venena magnum* (*sunt*): *non valent convertere fas nefasque, humanam vicem*, di grande effetto sono i filtri: però non son capaci di sovvertire il principio che distingue il *fas* dal *nefas*, l' ordine morale del fato, in cui consiste e da cui dipende l' avvicendarsi delle sorti degli uomini. — Epod. 5, 97. *Vicatim*, non 'di contrada in contrada', ma 'a rioni interi'. Die Entscheidung dürfte schwierig sein, da Wortbildung und Zusammenhang wohl beide Bedeutungen zulassen. — Epod. 9, 17. Man könne *ad hunc* lesen = a questa parte politica, verso quest' idea, che io accetto; in *hunc* si può capire Cesare sottintendendo un primo *Caesarem*, senza bisogno di legare il detto *hunc* vol *Caesarem* del v. 17. Recht seltsam; viel besser hatte einst Ussani *ad hunc* auf *sol* bezogen.

Das Heftchen enthält manches Gute; jedoch sind die Versuche, gewissen vielumstrittenen Versen beizukommen, nicht als geglückt anzusehen.

37) Karl Hiemer, Zwei politische Gedichte des Horaz. Im Rheinischen Museum N. F. LXII (1907) S. 229—246.

Wie Hiemer vor kurzem die den Römeroden zugrunde liegenden Tatsachen erörtert hatte (vgl. JB. XXXIII S. 65 f.), so unterzieht er jetzt die Anlässe der Oden I 12 und I 2 einer Untersuchung.

Die Ode I 12 sei gedichtet, als der Kaiser im Jahre 24 oder 23 das Forum Augustum, das allerdings ebenso wie der Marstempel noch unfertig gewesen sei, provisorisch der Benutzung übergeben habe (Suet. Aug. 29). Die eigenartige Auswahl der von Horaz erwähnten Götter, Halbgötter und Menschen sucht Hiemer aus dem plastischen Schmucke des Forums und des Marstempels zu erklären.

Die Ode I 2 sei bei der Einweihung der von Domitius Calvinus neuerbauten Regia entstanden, und diese Dedikation müsse in das Jahr 28 gesetzt werden.

Dies sind die Hauptgedanken des Verfassers. Es sind ja nicht sowohl gesicherte Resultate als vielmehr Hypothesen, die sich vielleicht nicht als stichhaltig erweisen werden; aber doch müssen wir uns jedes derartigen wissenschaftlichen Versuches freuen, in Horazischen Gedichten die Beziehungen auf Zeitereignisse nachzuweisen (siehe oben zu n. 31). Auf diesem Wege ist in letzter Zeit das Verständnis des Dichters erheblich gefördert worden, und weiterer Gewinn läßt sich erhoffen.

38) J. W. Beck, Eine verkannte Ode des Horaz '*Donarem pateras*'. Im Rheinischen Museum N. F. LXII (1907) S. 631—634.

Der Kern dieser Erörterung liegt in der Behandlung der Verse 13ff., welche Beck folgendermaßen übersetzt und deutet: „Nicht Marmorblöcke mit ehrenden Inschriften, welche der Staat setzt, durch welche das Leben und die Taten der wackeren Feldherren nach ihrem Tode fortbestehen (Ehrendenkmal), nicht die schnelle Retraite des Hannibal, wodurch eine drohende Gefahr für Rom abgewendet wurde (Rückzug, später Niederlage eines großen Feldherrn: 1. Metaurus, 2. Zama), nicht der Brand des treulosen Karthago, (die Tat) eines Mannes, der nur einen Namen von der Unterwerfung Afrikas heimtrug (Untergang einer berühmten Stadt durch Scipio minor), verkünden so glänzend den Ruhm (der Helden), wie die Muse eines Ennius". Der ältere Scipio werde in den Versen 15. 16 nur andeutungsweise erwähnt, weil er dem Horaz wenig sympathisch gewesen sei (dies sei bisher nicht ins Licht gestellt worden). Bei *Calabrae Pierides* müsse man „nicht in dem Namen stecken bleiben, sondern an einen großen Dichter denken".

Eine ziemlich ähnliche Deutung auf mehrere punische Kriege, sowie die Verbindung des *eius* mit *incendia Carthaginis* hatte schon Stanley vorgetragen, und auch dieser nicht als der erste (vgl. JB. XXVII S. 74). Aber auch durch Becks Auseinandersetzung sind m. E. die Bedenken, welche diese alte crux interpretum von jeher erregt hat, keineswegs beseitigt. 1. Der Satz *per quae spiritus et vita redit bonis post mortem ducibus* widerstrebt dem Gedankengange, demzufolge Denkmäler eben nicht geeignet sind, unsterblich zu machen. Man könnte zwar einwenden, dies sei

eine, allerdings dem Plane der Ode widerstreitende, Konzession an Augustus, der auf seinem Forum Statuen republikanischer Feldherren errichtet hatte; aber ein Verstoß gegen die Logik würde dieser Satz doch bleiben. 2. In den Versen 15 – 17 mußte die Rede sein nicht von gewissen Ereignissen (*fugae, incendia*) selbst, sondern von unzureichenden Versuchen, die Kunde davon auf die Nachwelt zu bringen. Dies fühlt auch wohl Beck, wenn er sagt: „Man wird zugeben müssen, daß Horaz nicht geschrieben hat, was man erwarten sollte: mit der Belohnung für große Taten stehen die Taten selbst in einer Reihe“. 3. Wenn von beiden Scipionen nebeneinander die Rede ist, so ist es, da doch beide den Beinamen Africanus geführt haben, recht wunderlich und ungeschickt, diesen Beinamen nur für den einen hervorzuheben, als käme er diesem allein zu. 4. Die Verbindung von *incendia* mit zwei Genetiven und die Stellung des subjektiven Genitivs sind, wenn auch nicht unglaublich, so doch jedenfalls ungewöhnlich. 5. Wenn Beck oben übersetzte: „nur einen Namen“, so findet dieses „nur“ aus dem Texte der Ode keine Begründung und entspricht auch nicht der sonst bezeugten Anschauung des Horaz, Sat. II 1, 65 f. *qui duxit ab oppressa meritum Carthagine nomen.*

39) Ferdinand Friedensburg, Eine merkwürdige Horazreliquie. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum X (1907). S. 374 f.

Friedensburg weist darauf hin, daß in einer Breslauer Urkunde des 13. Jahrhunderts ein Horazzitat vorkommt: *mors equo pede pulsat pauperum cavernas quam turres potentum*, — ein allerdings auffälliges Zeugnis für das Fortleben des Horaz.

40) Richard Thiele, Augustus und Horaz. Eine Zusammenstellung für die Schule. In den Lehrproben und Lehrgängen Heft XCII (1907) S. 233—251.

Thiele handelt über diejenigen Gedichte, die für Horazens Verhältnis zu Augustus lehrreich sind, also namentlich Od. I 12, III 1—6, IV 4, IV 6, IV 14, IV 15, Carm. saec., Epist. II 1, und zwar im wesentlichen auf Grund der Forschungen von Mommsen, v. Domaszewski (vgl. JB. XXXI S. 98) und Hiemer (vgl. JB. XXXIII S. 65 f.). Schon hieraus geht hervor, daß die Arbeit den Charakter wissenschaftlicher historischer Forschung trägt und nichts gemein hat mit den leider noch immer in der Horazliteratur begegnenden subjektiven Phantastereien.

Einige Bedenken seien kurz angemerkt.

1. „Bei der Aufstellung dieses Ehrenschildes wurde der von Horaz gedichtete Liederzyklus der sechs Römeroden, zuerst freilich als Dedikationslieder, vorgetragen“ (S. 236, vgl. S. 244). Das trifft gewiß nicht das Richtige; denn dazu stimmt der ganze Charakter dieser Oden nicht (vgl. dagegen das Säkularlied), namentlich nicht

die persönlichen Partien, Od. III 1, 41—48, III 4, 9—36, nicht die Strafrede III 6, 17—32, nicht der trübe Ausblick Od. III 6, 45—48. Vielmehr werden diese Oden im Anschlusse an jenes Ereignis gedichtet sein; so gewannen sie einerseits den Reiz der „Aktualität"; andrerseits war unter diesen Umständen dem Dichter unverwehrt, mit dem Preise der vier Tugenden des Kaisers noch mancherlei andere Gedankenblüten in einen Kranz zusammenzuflechten.

2. Mit Hiemer findet Thiele in Od. III 3 die Behandlung der virtus, in Od. III 5 die Behandlung der iustitia, — gegen allen Augenschein, da ja Od. III 3 mit dem Worte *Iustum* anhebt. Hierin hat v. Domaszewski das Richtige gesehen. Da diese Oden keine offiziellen Festlieder sind, hatte Horaz ja auch gar keinen Anlaß, schematisch die auf dem Schilde vorliegende Reihenfolge innezuhalten, sondern konnte ganz nach eigenem Geschmacke ordnen.

3. Mit dieser m. E. verfehlten Auffassung von Od. III 3 und III 5 hängt nun Thieles Gesamtanschauung über die Disposition der Römeroden zusammen: „Sie zerfallen in zwei Hauptteile: den ersten bilden die zwei ersten Oden: Einleitung und grundlegende Verherrlichung der Monarchie, der zweite besteht wieder aus zwei Teilen, da die vier weiteren Oden sich in die vier Worte danach teilen: 1. was bietet der neue Herrscher? Virtus und clementia!, und 2. was liegt den neuen Untertanen ob? Iustitia und pietas" (S. 237). Diese Scheidung in 1. und 2. enthalten die Oden in Wirklichkeit nicht; sondern es wird von Horaz teils gesagt, teils angedeutet, daß der Kaiser jene vier Tugenden besitzt, und die Römer werden, soweit das passend ist, ermahnt, sich derselben gleichfalls zu befleißigen.

41) A. Ruppersberg, Über Auswahl und Behandlung der Horazlektüre. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXI (1907) S. 302—312.

Der Verfasser empfiehlt, im ersten Schuljahre die nachstehenden Gedichte zu lesen, wobei er zum Teil auch auf die Reihenfolge Wert legt: Epist. II 1, 156—163, II 2, 41—52, Epod. 16, Epod. 7, Epod. 1, Epod. 9, Epod. 2, Sat. I 6, II 6, Od. I 1, I 6, I 24, I 3, I 14, I 21, I 11, I 18, I 9, I 7, II 6; ferner noch Od. I 22, I 31, I 34, I 37, II 3, II 6, II 7, II 10, II 14, II 15, II 16, II 17, II 18, Sat. I 1, I 9, II 1. Im zweiten Schuljahre: Od. III 1—6, III 8, III 9, III 13, III 16, III 30, IV 1, 1—8 und 29—32, IV 2 mit Ausschluß der letzten Strophe, IV 4 ohne V. 18—22 und 45—72, IV 7, IV 8, IV 9, 1—28, IV 14, Epist. I 2, I 7, I 20, II 1, und wenn noch Zeit bleibt, Epist. I 1, I 6, I 16. Ref. ist über die Reihenfolge (vgl. JB. XXX S. 55) und über die Auswahl anderer Ansicht, ohne dies jedoch für Kardinalfragen zu halten. Aber eine Ode nur zum Teil lesen zu lassen, dazu würde ich mich allerdings nicht entschließen; lieber falle sie ganz weg.

Auf häusliche Präparation der Schüler will Ruppersberg verzichten; reichlichem Gebrauche von Anschauungsmitteln beim Unterrichte redet er das Wort.

42) Paul Lejay, Notes sur Horace. In der Revue de philologie XXXI (1907) S. 58—63.

1. *Laborare ab.* Der Verfasser weist nach, daß das *ab avaritia laborare*, das man bei Horaz Sat. I 4, 26 hat lesen wollen, sich durch Stellen älterer Schriftsteller nicht schützen läßt; vielmehr habe dieses *a* bei Varr. r. rust. II 2, 17, sowie bei Caes. bell. Gall. VII 10, 1 und bell. civ. III 9, 5 die Bedeutung sous le rapport de; auch die Stellen bell. Afr. 5 und Liv. IX 19, 15 seien andersartig. *Laborare ab avaritia* est donc pour Horace et pour son temps une construction suspecte. So gewinnt das handschriftlich gut beglaubigte und deshalb von den meisten neueren Herausgebern bevorzugte *ob avaritiam* gegenüber dem *ab avaritia* noch mehr an Wahrscheinlichkeit.

2. *Doceri* avec l'infinitif. Aus Anlaß von Sat. II 4, 19 verfolgt Lejay das Aufkommen dieser Konstruktion in der Sprachgeschichte.

43) Walter Leaf, Horace Carm. IV 11. In The Classical Review XXI (1907) S. 104 f.

Mit Telephus ist in der Ode IV 11, 21 nach Leafs Ansicht der Kaiser gemeint, wie denn *Telephum* sich metrisch mit *Caesarem* decke, und mit der *puella* V. 22 ff. die Livia. Ein sehr unglücklicher Einfall! Wir wollen keinen Wert darauf legen, daß, wer Leaf zustimmt, das Pseudonym Telephus in zwei anderen Oden, I 13 und III 19, jedenfalls auf eine andere Person beziehen muß als in IV 11; aber stimmt denn zu der tiefen Ehrerbietung, mit der Horaz sonst von dem göttlichen Augustus spricht, eine solche pseudonyme Bezeichnung und der Hinweis darauf, daß eine Zitherspielerin ihn liebe? Und wie passen auf Livia, damals seit mehr als zwanzig Jahren die Gemahlin des Kaisers, die Worte *Telephum occupavit puella dives et lasciva tenetque grata compede vinctum*?

44) Leon Josiah Richardson, Horace's Alcaic Strophe. In: University of California publications, classical philology. Vol. I no 6, S. 175—204. Berkeley 1907, The University Press.

Der Gedankengang der Abhandlung ist dieser. In den ersten Füßen lateinischer Verse fallen die Wortenden meist nicht mit den Fußenden zusammen. Nun fallen in der ersten Hälfte des alcäischen Elfsilblers die Wortenden vorwiegend mit der ersten und dritten Silbe zusammen. Also maß Horaz diesen Versteil iambisch. Analog behandelt Richardson auch die übrigen Teile der Strophe; so ist über die zweite Hälfte des Elfsilblers sein Resultat (S. 182): The poet's feeling has not led him to treat

the second phrase in the same manner as he did the first. He has not here studiously avoided the coincident termination of word and foot, since breaks occur freely at all points, except after the tenth space, an exception due to the fact that monosyllables are not welcome in final position. Schließlich faßt er die ganze Strophe folgendermaßen auf:

⏓ –́ ⏑ –, – ‖ –́ ⏑ ⏑, –́ ⏑ ⏓ ∧ Epionic Trimeter Catalectic (vgl. Hephaestion, Ench. XIV 3 C),

⏓ –́ ⏑ –, – –́ ⏑ –, ⏓ Iambic Dimeter Hypercatalectic,

–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑, –́ ⏑ – ⏓ Dactylotrochaic Dimeter.

Einen eingehenden Beweis der obigen ersten Prämisse liefert Richardson für Horaz nicht; er weist nur kurz S. 177 auf den lateinischen Hexameter und S. 181 auf den Horazischen Epodenvers hin. Nötig scheint mir doch, wenn ein einigermaßen überzeugender Syllogismus herauskommen soll, eine Gegenüberstellung Horazischer Trochäen und Horazischer Iamben. Ich habe also, allerdings nicht in sehr großem Umfange, geprüft, wie es mit jenem Satze bei dem Anfange des Sapphischen Elfsilblers, –́ ⏑ –́ – –́, und bei dem gleichlangen Anfange des Epodenverses, ⏓ ' ⏑ –́ ⏒, also z. B. *ibis Liburnis*, *paratus omne*, steht. Es ergab sich seine Bestätigung, indem beim Sapphischen Verse die Silben mit dem Iktus wesentlich häufiger als die Silben ohne Iktus ein Wortende bilden, während beim Epodenverse das Umgekehrte der Fall ist. Wieviel davon auf den sozusagen natürlichen Faltenwurf der Sprache zurückzuführen ist, der vielleicht in trochäischen und iambischen Versen ohne Rücksicht auf den Iktus das Wortende von selbst vorzugsweise mit der ersten und dritten Silbe zusammenfallen ließ, wieviel auf unbewußte ästhetische Empfindung des Dichters, wieviel auf absichtlich geübte Technik: das wage ich nicht zu entscheiden.

Den breitesten Raum in Richardsons Abhandlung nehmen die überaus detaillierten statistischen Nachweisungen darüber ein, wie oft an den einzelnen Stellen der Alcäischen Strophe ein Wortende vorkommt, und welche Stellungen die einsilbigen, zweisilbigen usw. Wörter in diesen Versen einnehmen, und mehr dergleichen. Es sei daraus hier nur hervorgehoben, daß im Alcäischen Elfsilbler die erste und die dritte Silbe, also die beiden ersten iktuslosen Silben, zusammen 507 mal, die zweite und die vierte Silbe, also die beiden iktustragenden Silben, zusammen nur 344 mal ein Wortende bilden, was mit dem Bau der Epodenverse übereinstimmt.

Daß Horaz den ganzen Elfsilbler wirklich so auffaßte und skandierte wie Hephästion, dürfte zwar darum doch noch nicht sicher sein; aber jedenfalls ist unsere Kenntnis der Tatsachen betreffs der Struktur des Verses durch Richardsons Untersuchungen vermehrt worden. Und wer künftig auf diesem Gebiete weiterarbeiten will, wird diese große Materialsammlung bequem und vorteilhaft benutzen können.

45) **Pietro Rasi, De tribus inscriptionibus latinis, quarum duae priores cum loco Plautino (Trin. 252), tertia cum loco Pseudacroniano (ad. Hor. sat. I 6, 113) conferri possunt. Estratto dai Classici e neo-latini, 1907 n. 2. Aosta, Tipografia Giuseppe Allasia. 3 S. 8.**

In einer Rezension von Dessaus Inscriptiones latinae selectae II 2 (Berl. phil. WS. 1906 Sp. 1576) hatte Wissowa darauf hingewiesen, daß die in n. 7565 erwähnte *Sebura maior* auch in den pseudakronianischen Horazscholien zu Sat. I 6, 113 vorkomme: *fallacem forum dixit Suburam maiorem*; daß dagegen bei Porphyrion das Wort *maiorem* fehle. Rasi selbst fügt dieser Beobachtung nichts Erhebliches hinzu.

46) **Pietro Rasi, Noterella Oraziana. Estr. Riv. Classici e neo-latini, no 3, a. III, 1907. Aosta, Tipografia Giuseppe Allasia. 2 S. 8.**

In einem (mir noch nicht zugänglichen) Artikel auf S. 147 des Jahrgangs 1907 der genannten Zeitschrift hatte Achille Beltrami für die Verse Epist. II 3, 52 f. folgende Deutung vorgeschlagen: se, (essendo) di origine greca, termineranno con una lieve deviazione (lievemente modificate). Dagegen wendet sich nun mit Recht Rasi.

47) **Friedrich A. Blank, Zu Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1907 n. 10 Sp. 277—279.**

Blank konjiziert in Od. III 9, 17 ff.: *Quid? si prisca redit Venus diductosque iugo cogit aeneo, si flava excutitur Chloe: reiecta aequa patet ianua Lydiae?* wobei die letzten Worte bedeuten sollen: „erschließt sich gnädig Lydias Tor, um fortan offen zu bleiben?“

Bei der überlieferten Lesung findet der Verfasser einen Mangel an syntaktischer Responsion zwischen der vorletzten und der letzten Strophe. Aber der schöne Bau des Gedichtes besteht eben darin, daß zwar das Verhältnis der ersten Strophe zur zweiten dasselbe ist wie das der dritten zur vierten, die fünfte und sechste dagegen enger, nämlich als Nebensatz und Hauptsatz, verbunden sind. So besteht die ganze Ode gleichsam aus Strophe (V. 1—8), Antistrophe (V. 9—16), und Epodos (V. 17—24). Dasselbe Schema finden wir im kleinen zweimal hintereinander in Od. I 21, nämlich V. 1, V. 2, V. 3. 4; und ebendort V. 5—8, V. 9—12, V. 13—16. — Ferner meint Blank, es wäre zwecklos, unklug und ganz unpassend, wenn der Liebhaber gerade in dem Augenblicke, wo er die Geliebte bittet, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen, daran erinnern wollte, daß er sie einst verstoßen habe. Dagegen ist erstens zu sagen, daß dieses „in Gnaden aufnehmen“ nicht aus Horaz stammt; die Lydia bei Horaz kann ebenso wie Chloë abgeschüttelt und aus dem Hause, wo sie bei Gelagen musiziert haben wird, weggewiesen und dementsprechend dann auch wieder — selbstverständlich, falls sie selbst geneigt ist — angenommen werden. Zweitens: wäre das *reiectae* im Munde des Jünglings beim Versuche einer Aussöhnung unklug, so wären es doch auch die Vorwürfe *levior*

cortice et improbo iracundior Hadria im Munde des Mädchens. Wir müssen dem Horaz glauben, daß das eine wie das andere zu dem beiderseitigen Verhältnisse paßte, und danach uns das Verhältnis zu rekonstruieren suchen. Drittens: *reiectae* wird durch *levior cortice et improbo iracundior Hadria* als völlig echt erwiesen; denn Lydia will eben sagen: daß du mich weggewiesen hast, daran trug nicht ich die Schuld, sondern dein Wankelmut und Jähzorn.

Manches andere aus Blanks Artikel muß ich übergehen, zumal ich fürchte, schon zuviel Worte zur Verteidigung der unantastbaren Überlieferung aufgewendet zu haben; auch erspare ich es mir vorläufig, naheliegende Bedenken gegen die vorgeschlagene Lesung vorzubringen.

48) J. J. Hartman, Ad Horatii Ep. I 16, 51. In der Mnemosyne XXXV (1907) S. 402.

Für *suspectos* verlangt Hartman *suspensos*: tandem aliquando turpis haec macula deleatur. Aber dieses Verdikt gegen ein wohl noch von niemand beanstandetes Wort müßte doch besser begründet werden als durch die kurze Bemerkung: quis unquam sic est locutus? So ist zu befürchten, daß die Horazliteratur wieder um eine ganz unnötige Konjektur bereichert ist.

49) Gaetano Curcio, Commenti medio-evali ad Orazio. In der Rivista di filologia e d' istruzione classica XXXV (1907) S. 43—64.

Der Verfasser hat die kommentierten Horazhandschriften der vatikanischen Bibliothek durchgesehen. In manchen derselben gehen die Anmerkungen wenigstens zum Teil auf Akron und Porphyrion zurück; in anderen sind sie von diesen Quellen unabhängig; eine dritte Abteilung bilden die Handschriften mit Interpretationen aus dem humanistischen Zeitalter. Von all diesen Arten gibt Curcio instruktive Proben.

50) Gaetano Curcio, Un manoscritto Vaticano di scholi Pseudo-Acroniani. In der Rivista di filologia e d' istruzione classica XXXV (1907) S. 65—68.

Curcio lenkt die Aufmerksamkeit auf den von ihm untersuchten Reginensis 2071, welcher die pseudakronianischen Scholien zu den Oden enthält und mitunter bemerkenswerte Varianten bietet.

51) P. Corssen, Zur Erklärung der Römeroden des Horaz. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum X (1907) S. 582—598.

Aus der inhaltreichen, interessanten Abhandlung des in der Horazliteratur bereits bekannten Verfassers (vgl. JB. XXX S. 46 ff.) können hier nur einige besonders eigenartige Gedanken hervorgehoben werden.

Die Absicht, Troja wiederaufzurichten, um es zum Mittelpunkte des Reiches zu machen, habe dem Oktavian und dem

Antonius gleich fern gelegen; auch sei nicht anzunehmen, daß des ersteren vertraute Freunde es gewagt hätten, seiner Politik zuwiderlaufende Pläne zu nähren. Vielmehr sei die ganze Rede der Juno allegorisch gemeint und bedeute: die Römer sollen bleiben, was sie sind, sie sollen ihre Eigenart bewahren und immer die von ihnen neugegründete Stadt als die Quelle ihrer Macht und Größe ansehen.

Silentium, Od. III 2, 25, habe auch einen passiven Sinn und bedeute hier geradezu Ruhmlosigkeit im Gegensatz zu der in den Himmel erhobenen Tugend. Den vielen, die im Dunkel bleiben, werde zum Trost gesagt, daß auch sie ihren Lohn finden würden, wenn sie Treue zu bewähren wüßten.

Ob diese Ansichten durchdringen werden, bleibt abzuwarten; Ref. vermag nicht, sie zu akzeptieren. Wer soll ahnen, daß mit dem ausführlich behandelten Aufbau einer Stadt, dem ihre erneute Zerstörung gegenübergestellt wird, doch nicht der Aufbau einer Stadt, sondern die Annahme fremder Sitten gemeint ist? Und die übliche Auffassung von *silentium* als Verschwiegenheit dürfte durch den natürlichen Zusammenhang mit den folgenden Versen völlig gesichert sein.

Eher diskutierbar erscheint es, wenn Corssen die Verse Od. III 3, 7f. nicht auf den Einsturz des Himmels, sondern auf Erdbeben beziehen will. Indessen sprechen doch für die erstere Deutung die Worte *fractus* und *ferient ruinae*, sowie die von den Erklärern herbeigezogenen Parallelstellen, und auch in der von Corssen selbst zitierten Stelle des Seneca begegnet ja der Satz *frangatur licet caelum.*

Bei den Versen Od. III 3, 1 ff. habe Horaz nicht an Sokrates, sondern an den jüngeren Cato gedacht.

52) H. Röhl, Zu Hor. Epod. 1, 20 ff. Bisher noch nicht gedruckt.

Ut assidens implumibus pullis avis serpentium allapsus timet magis relictis, non uti sit auxili latura plus praesentibus. Wer so liest, kann, um den Widerspruch zu vermeiden, daß der Vogel bei den Jungen sitzt, die er doch verlassen hat, nicht umhin, dem *assidere* eine abgeleitete, übertragene Bedeutung beizulegen. So Weißenfels (*assidens* ausmalend, für das einfache: *per id temporis cum implumes habet pullos*), Rosenberg (*assidens*, bezeichnender für das allgemeine *habens* „im Besitz“), Wickham (*adsidens*, of the general time when she has a callow brood, for at the moment, ex hypothesi, she has left them), Shorey (*adsidens*: the brooding bird need not be actually on the nest), Page (*adsidens*, not actually ‘sitting on’, as the next lines show. but generally of the time when she is sitting), und ähnlich andere, auch ich bisher. Aber es muß doch als ganz unmöglich bezeichnet werden, daß *assidere* für *habere* oder *fovere* in einem Zusammenhange gebraucht sein sollte, wo es gerade auf die Abwesenheit ankommt. Gefühlt hat

dies offenbar Gogavius (siehe die Anmerkung bei Schütz) und deshalb *minus* für *magis* konjiziert, wobei dann mit überaus bedenklicher Härte *relictis* für *quam si relicti sint* stehen müßte. Jedoch es bedarf keiner Änderung der überlieferten Worte, sondern nur eines Kommas hinter *timet*; also: *ut assidens implumibus pullis avis serpentium allapsus timet, magis relictis*, usw., wie der Vogel die Angriffe der Schlangen für seine federlosen Jungen zwar auch fürchtet, wenn er bei ihnen sitzt, es aber noch mehr tut, wenn er sie verlassen hat, usw. Somit sind *assidens* und *relictis* Gegensätze; *relictis* gehört als Dativ ebenso wie *implumibus pullis* zu *timet*; dem vorhergehenden zweiteiligen Satze: *comes minore sum futurus in metu, qui maior absentes habet*, entsprechen die beiden Sätze des nachfolgenden Bildes.

53) N. Wecklein, Vindiciae zur ars poetica des Horaz. Im Philologus LXVI (1907) S. 459—467.

Gegenüber der vom Ref. und anderen in der Hauptsache beifällig aufgenommenen Nordenschen Disposition der ars poetica (JB. XXXII S. 65) hält W. im wesentlichen an der von ihm früher (Sitzungsber. der Bayer. Akad. d. Wiss. 1894 S. 379 ff.) vorgetragenen fest. Wir setzen sie zum Vergleiche mit der Nordenschen her:

1. Einleitung (1—37): Fehler gegen das Grundgesetz einer Dichtung, organische Einheit und Harmonie der Teile. *Σύστασις τῶν πραγμάτων.*
2. Propositio zum ersten Teil (38—41).
3. Dispositio (42—45) (*σύστασις τῶν πραγμάτων*).
4. Elocutio (46—118):
   a) Form der Rede: *λέξις* (46—72), *μέτρον* (73—88), *τὸ πρέπον τῆς λέξεως καὶ τοῦ μέτρου* (89—98).
   b) Inhalt der Rede (Gefühle und Räsonnements), *διάνοια* (99—118).
5. Inventio (119—152): *σύστασις τῶν πραγμάτων.*
6. *ἦθος* (153—178).
7. Äußere Technik des Dramas (179—201), (*ὄψις*).
8. *μέλος* (202—219).
9. Satyrdrama (220—250) als Übergang zum zweiten Teil.
10. Einleitung mit propositio (251—308): „Die Schwächen der römischen Poesie, mangelhaftes Wissen und mangelnde Sorgfalt der Arbeit, veranlassen mich zu zeigen, was unseren Dichtern nottut, wenn unsere Literatur der griechischen ebenbürtig werden soll. Das ist
11. a) gründliche Vorbereitung durch Studium der Philosophie und Beobachtung des Lebens, überhaupt durch eine gute Schule (309—332); denn der Dichter soll nicht bloß durch die schöne Form erfreuen, sondern auch durch den gedankenreichen Inhalt belehren (333—346).

12. b) Sorgfalt in der Arbeit und wiederholtes Ausfeilen des Produkts (347—390). Die Arbeit wird den nicht verdrießen, der die Würde dieser Kunst beherzigt (391—407).

Überhaupt macht die Anlage nicht allein den Dichter. Studium und Arbeit ist ebenso notwendig wie die geniale Begabung (408—418).

13. c) eine unbefangene und sachkundige Kritik (419—452), deren jetziges Zerrbild Schuld trägt an der Tollheit unserer Dichterlinge (453—476)".

54) J. Sanneg, Zu Hor. III 30, 2. Im Philologus LXVI (1907) S. 600 f.

Situs, von *sino*, deutet Sanneg als „Grab" im Sinne des ähnlich gebildeten θήκη. Auch scheine dem Horaz eine Stelle des Herodot, II 148, vorgeschwebt zu haben (?); dort wird nämlich der Ausdruck μνημόσυνα (vgl. bei Horaz V. 1 *monumentum*) von dem Labyrinthe gebraucht und dann der dort befindlichen θῆκαι Erwähnung getan. Aber daß *situs* in der Bedeutung „Grab" bei lateinischen Schriftstellern tatsächlich vorkäme, dafür gibt Sanneg keinerlei Beleg, und so wird es unmöglich sein, dem Worte bei Horaz einen im Lateinischen sonst unerhörten Sinn beizulegen.

55) Jos. Baranek, Bemerkungen zu Stellen der Schullektüre. Programm des Gymnasiums zu Gleiwitz 1907. 13 S. 4.

Der Verfasser handelt S. 11—13 über Od. III 24. Er meint, daß dem Dichter bei dieser Ode der Äschyleische Prometheus vorschwebte, da sich dort sowohl für die *adamantini clavi* und die *necessitas* als auch für die *campestres Scythae, quorum plaustra vagas rite trahunt domos* (Prom. 709) Parallelstellen finden. Die Möglichkeit einer solchen Reminiszenz ist jedenfalls nicht zu bestreiten. Wenn aber Baranek dann weiter vorschlägt, bei Horaz *diris verticibus summa necessitas* statt *summis verticibus dira necessitas* zu lesen, wobei dann *diris verticibus* den στερραῖς δίναις, der rasenden Windsbraut (Prom. 1052), entspräche, so scheint mir, daß eine solche Textänderung weder erforderlich ist noch neben *figit clavos* einen brauchbaren Sinn ergibt.

56) Friedrich von Velsen, Zu Horaz Serm. II 1, 86. Im Rhein. Museum LXIII (1908) S. 155—157.

Mit dieser bösen Stelle haben sich neuerdings wiederholentlich Juristen beschäftigt (vgl. JB. XXXI S. 60 und 101 f.); v. Velsens Auffassung ist folgende: *Tabulae* bedeute die im Prozesse vorgelegten Beweisurkunden, in unserer Stelle das den Beweis enthaltende Schmähgedicht, und *solvere* büßen; der Sinn sei also: „Die Straftat wird durch das Lachen gesühnt werden, du wirst dann straffrei entlassen".

So der Verfasser. Aber er tut dabei den Ausdrücken denn doch einen leisen Zwang an; in Wirklichkeit kommt man bei seiner Deutung von *tabulae* und *solvere* nur zu der Übersetzung: „Für die Beweisurkunden wird durch Lachen gebüßt werden," — und das wird niemand befriedigen.

57) Victor Giraud, Professeur à l'Université de Fribourg, Les Idées Morales d'Horace. Deuxième édition. (451. Science et réligion. Études pour le temps présent. Philosophes, Penseurs et Grands Ecrivains.) Paris 1907, Bloud & Cie. 64 S. 8.

Aus der Table des matières: I. La morale d'Horace; II. La morale d'Horace et sa vie; III. La morale d'Horace et son temps; IV. La morale d'Horace dans l'histoire des idées; V. Conclusion: La morale d'Horace, avec ses qualités et ses défauts, est faite pour la moyenne de l'humanité; elle n'apprend pas à l'homme à se surpasser; elle n'est pas, comme la morale chrétienne, génératrice d'héroisme. Noch einige treffende Sätze aus S. 58 f.: Elle ne commande pas, elle conseille et persuade. Elle est volontiers utilitaire; elle parle de bonheur plutôt que de devoir (hierüber hat früher einmal Kettner gut gehandelt; vgl. JB. XXVII S. 90). Parmi tous les sentiments humains qu'elle accueille et favorise, il en est un qu'elle place si haut qu'elle serait tentée de le mettre au nombre des vertus: c'est celui de l'amitié.

58) Karl Prodinger, Zu Horazens Ode I 3. In den Wiener Studien XXIX (1907) S. 165—172.

Der Verfasser möchte beweisen, daß die Verse Od. I 3, 1—8 und 9—40 je eine besondere Ode bilden. Es werde nämlich von Vers 9 an weder auf Vergil noch auf das Schiff mehr Bezug genommen; der Übergang sei zu plötzlich; zu dem gesundheitlichen Zwecke der Reise passe die Verwünschung der Schiffahrt nicht, auch nicht die Anschauung, daß die Krankheiten eine sozusagen wohlverdiente Strafe der Götter seien, usw.

Entgegenstehende Bedenken sucht er zu entkräften. So den Einwand, daß die in V. 15 und 20 genannten Örtlichkeiten mit der Reise Vergils in Beziehung ständen (hierauf möchte auch Ref. keinen Wert legen). Ferner den Gegengrund, das erste Buch weise am Anfange offenbar absichtlich eine ganze Anzahl von Oden mit lauter verschiedenen Metren auf, so daß eine Hypothese, durch die eine Aufeinanderfolge zweier Oden mit gleichem Metrum bewirkt werde, unwahrscheinlich sei. Hiergegen bemerkt Prodinger, die Ode I 3, 1—8 sei im Vergleich mit I 1 und I 2 allzu kurz gewesen; beide Oden, *Sic te diva* und *Illi robur*, zusammengenommen hätten jedoch ausgereicht; diese beiden Oden nun habe Horaz um so leichter aneinanderreihen und so aus ihnen gewissermaßen ein Gedicht machen können, als auch die erste Hälfte der zweiten Ode einen sozusagen thalassischen Charakter

trage. Dieser Erklärungsversuch klingt allerdings nicht sehr vertrauenerweckend, und ebensowenig lockend ist die Reservehypothese, es habe vielleicht eine Verschiebung stattgefunden, und die Perspektive darauf, daß, wenn man nun im ersten Buche noch eine Ode zerlege, dieses Buch auf die runde Zahl von vierzig Oden komme.

Man wird wohl von einer Zerschneidung der Ode absehen müssen. Zunächst sind die oben erwähnten metrischen Erwägungen einem solchen Unterfangen nicht günstig. Dann aber ist es bei den Dichtern jener Zeit ein viel zu gewöhnlicher rhetorischer Kunstgriff, die Größe des Schmerzes zu veranschaulichen durch eine unlogische, affektvolle Verwünschung einer weit zurückliegenden, an sich harmlosen äußeren Ursache, als daß dieser Gedankengang bei Horaz Anstoß erregen oder gar zu kritischen Gewaltmitteln berechtigen könnte. Und wenn Horaz nun von der Verwegenheit der Schiffahrt (V. 9—20) auf deren Frevelhaftigkeit (V. 21—24) kommt und von da über die Brücke des allgemeinen Gedankens (V. 25 f.) zu anderen Beispielen von Frevelhaftigkeit (V. 27 ff.), so sind das ganz leise Übergänge, die es dem Leser nicht sollen zum Bewußtsein kommen lassen, daß hier wie in einigen anderen Horazischen Gedichten keine Rückkehr zum Ausgangspunkte der Betrachtung stattfindet. Daß die Verse 29—31 den kranken Vergil (übrigens erwähnt Horaz in den Versen 1—8 die Krankheit gar nicht, und zwar gewiß absichtlich) hätten verletzen müssen, läßt sich nicht behaupten; Horaz, der die Situation viel besser kannte als wir, wird gewußt haben, was er taktvoller Weise sagen durfte und was nicht.

59) Achille Beltrami, Noterella Oraziana. In: Classici e Neo-latini 1907 S. 147.

Die oben bei n. 46 dem Ref. noch nicht zugängliche kleine Abhandlung liegt jetzt vor, gibt aber zu einem Nachtrage kaum Anlaß. Beltrami faßt *Graeco fonte* als Ablativus qualitatis, bezieht *cadent* auf die Wortendung und meint, Horaz ziele auf Wortbildungen wie *amphora*, *malacissare*, *diota*, also auf griechische Worte mit lateinischer Endung.

Folgende Publikationen haben dem Referenten noch nicht vorgelegen:

R. Sciava, *Nemo dexterius fortuna est usus* (Hor. Sat. I 9, 45). In Atene e Roma 1906 S. 215—217.

Oeuvres d'Horace (texte latin) publiées avec une étude biographique et littéraire, une notice sur la métrique et la prosodie dans les Odes et Epodes, des notes critiques, un index des noms propres et des notes explicatives par F. Plessis et P. Lejay. 2e édition revue. Petit 16. Paris 1906, Hachette et Cie. LXXXVIII u. 648 S. (Über die erste Auflage siehe JB. XXXI S. 57 f.)

Horace, Les épitres expliquées littéralement, traduites en français et annotées par E. Taillefert. (Traductions juxtalinéaires des principaux auteurs classiques latins) 16. Paris 1906, Hachette et Cie. 263 S.

M. Schuster, De C. Sollii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis. Progr. Mähr.-Ostrau 1905. 20 S.

Br. Kruczkiewicz, Obvia III. Hor. Carm. I 6, 1. In Eos XII (1906) S. 108 ff.

Rösch, Übersetzungen aus Horaz: III 19. 21. 12. I 38. II 14. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs XIV (1907) S. 45 ff.

Horace, Satires and Epistles. In Latin and English. London 1906, Hutchinson. 326 S.

Ludwig, Über den Gebrauch der Präposition *a* (*ab*) bei Horaz. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs XIV (1907) S. 221 ff.

J. Elmore, Horace carm. I 34, 14. In Classical philology II S. 341.

G. D. Kellogg, *Simius iste* = Fannius? In Classical philology II S. 467.

Die Oden und Epoden des Horaz, in metrischen Übersetzungen. Ausgewählt von M. Gorges (Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Hrsg. von A. Funke und Schmitz-Mancy. 48. Bändchen). Paderborn, F. Schöningh. kl. 8. 110 S.

A. Kornitzer, Noch einmal zu Horat. carm. III 5, 27 f. In der Zeitschrift für die österr. Gymnasien LVIII S. 865 ff.

Halberstadt. H. Röhl.

4.

Vergil.

I. Allgemeines.

1) Die griechische und lateinische Literatur und Sprache von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, .. Fr. Leo usw. = Teil I Abt. 8 von P. Hinnebergs Kultur der Gegenwart. Berlin und Leipzig 1905, B. G. Teubner.

Leo behandelt kurz, aber tiefgreifend und liebevoll umfassend Vergils Leistungen (S. 346/49 der ersten Auflage; die 1907 erschienene zweite soll etwas erweitert sein). Namentlich betont er, wie die Idyllen die Friedenssehnsucht der letzten Sturmjahre spiegeln, die Georgika der behaglichen Stimmung der folgenden Zeit entsprechen und die Äneis zwar unverhohlen mit Ennius zusammenhängt, aber doch den Dichter wesentlich als Homeriden zeigt. 'Diese Zeichen der Abhängigkeit befremden uns; aber sie sind unzertrennlich von aller antiken Kunst'. — 'In Deutschland verblich sein Glanz mit der Entdeckung Homers im 18. Jahrhundert; nicht in England und Frankreich. Jetzt lebt er in der Schule fort, für die er zu schwer ist, wie leider alle großen Erzeugnisse der römischen Literatur, aber durch die Schönheit des Klanges, die vollkommene Sprache, die hohe Gesinnung unersetzlich'.

Dies besonnene Urteil eines Kenners bildet einen wohltuenden Gegensatz zu manchem andern. Auch zu dem Standpunkte von H. St. Chamberlain, der in seinem großzügigen, von staunenswerter Belesenheit zeugenden Werke 'Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts' mit Bewußtsein einseitig den Vergil wie überhaupt Roms Literatur und Kunst, die nur zum Verstande, nie zum Herzen rede, für die Kultur unserer Zeit wertlos findet. Er scheint sogar seine Sittenreinheit herabzusetzen. Aber er verwechselt ihn jedenfalls mit Ovid, wenn er die Ehebrecherin und die Hetäre von den namhaftesten Dichtern des verfallenen Rom (so I S. 179 Anm.), allen voran Catull und Virgil, hoch gefeiert werden läßt. Auch in der neuen sechsten (Volks-) Ausgabe steht's noch so.

2) E. Norden, De vitis Vergilianis. Rhein. Mus. 61 (1906) S. 166—177.

Den Text des Aelius Donatus (in Reifferscheids Sueton 1860 S. 54 f. oder noch besser bei Hagen, Schol. Bern. in Fleckeisens Jahrb. Suppl. IV, 1867, S. 734 f.) findet N. um den Anfang des 15. Jahrhunderts interpoliert, wenn z. B. Platos Ruhm S. 68 R. eingedrungen ist. Glatt auszuscheiden ist auch S. 63 der eine (erste) Bericht von der Verfügung über die Äneis, der sich auf die Verse des Sulpicius *iusserat haec* . . beruft: der Zusammenhang ist vorzüglich. wenn man bei der Angabe der Vermächtnisse hinter *L. Varium et Plotium Tuccam* gleich zu *egerat cum Vario* überspringt, wo die selbe Verfügung nochmals behandelt wird.

In der Vita des Servius (I S. 1 f. bei Thilo) steht jetzt nicht, was laut Proömium zu den Bukolika (III 1 S. 3, 29) dort erwähnt sein müßte. Daher glaubt N. mit Hagen und Thilo, daß wir nur noch einen Auszug aus einer volleren Vorlage besitzen, zumal auch der Tod des Dichters doch ursprünglich nicht gefehlt haben kann. Und wenn man (I 1, 12) von sieben oder (*sive*) acht Appendixgedichten redet, muß dieser Zweifel, mag er nun Aetna oder Copa angehn, ursprünglich näher besprochen und womöglich entschieden worden sein.

In der aus Bobbio stammenden Probusvita (Append. Serv. III 2 S. 323 f.) könnte nach Hagen S. 682, 1 u. a. vielleicht einiges auf den Berytier zurückgehen, was an sonst unbekannten Tatsachen hier beigebracht würde. Aber man findet nichts dergleichen. Denn neu ist weder der zweite Name der Mutter Magia Polla (s. Phocas bei Reiff. 69, 8) noch der Anfang der Schriftstellerei (s. Serv. III S. 3, 26) oder die Vorstellung bei Oktavian durch Mäcenas (s. Donat bei Hagen Suppl. S. 7) usw. So vermißt N. wie zuletzt Thilo (s. JB. 1895 S. 278 f.) echte Reste des alten Probus und setzt den Verfasser, jünger als Donat und Servius, etwa ins 5. bis 6. Jahrhundert. Er habe ein Exemplar der Bukolika und Georgika mit teils gelehrten, teils wertlosen Anmerkungen besessen, das er kürzte, verschlechterte und willkürlich mit dem Namen Probus bezeichnete.

Unrichtig findet N. auch die Angabe, daß Vergils Geburtsort dreißig Milien von Mantua ablag[1]). Doch will er deshalb nicht *triginta* in *tria* ändern wie Nissen (Ital. Landeskunde II, 1902, S. 204[1]), geschweige denn die sonstigen Angaben über die nahe Lage kraft der Autorität des Probus anfechten wie Hülsen bei Pauly-Wissowa unter 'Andes'. Nein, er schenkt dem sog. Probus eben keinen Glauben. Entsprechend lehnt er auch die Meinung

[1]) S. 176 veröffentlicht Norden eine Zuschrift von Gaetanus Quadri: Andes sei das sechs Kilometer entfernte Pietole, das schon Dante im Fegefeuer 18, 82 f. gleichsetzt. Ich finde dadurch den im JB. 1905 S. 106 vermißten Nachweis immer noch nicht erbracht, daß die Ortssage bodenständig und unzweifelhaft verläßlich sei.

ab, daß mit Andes der gallische Gau, nicht der besondere Geburtsort Vergils bezeichnet sei; s. u. die Fußnote zu Nr. 52.

3) Remigio Sabbadini, Le biografie di Vergilio antiche medievali umanistiche. Studi ital. di filol. class. XV (1907) S. 197—261. — Vgl. C. Hosius, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1358.

4) Remigio Sabbadini, Die Ciris in den vergilischen Biographien. Rhein. Mus. 62 (1907) S. 316—318.

In sachkundiger Sichtung und geschickter Anlage bietet S. zunächst zwei nach Muratoris Antiquitates medii aevi von neuem herausgegebene Bruchstücke: 25 lateinische Hexameter aus Donizones Vergilvita und einige vierzig italienische Terzinen von Aliprandos Mantuaner Chronik (1410—1414); ferner zum Vergleiche mit der alten Donatvita eine kritische Ausgabe der humanistischen nach den maßgebenden (6) Handschriften des 15. Jahrhunderts und endlich die von Sicco Polenton in der zweiten Ausgabe nach zwei Handschriften mit Auszügen wichtiger Abweichungen in einer Handschrift der ersten Bearbeitung. S. 234 folgen dann eingehende, bisweilen etwas kühne Betrachtungen, welche des Verfassers frühere Studien (s. JB. 1899 S. 212) über die ursprünglichen Bestandteile und allmählichen Veränderungen unserer Quellen dankenswert fortsetzen, ohne Nordens eben angezeigten Aufsatz schon zu berücksichtigen.

Für S. kommt Probus nicht in Betracht, weil er erst seit der zweiten römischen Ausgabe 1471 bekannt ist. Auch Donat spielt zunächst keine Rolle: er wird zuerst von Servius (bei Thilo III 1 S. 2, 8 und 3, 28) genannt, später selten erwähnt; eine Vita, bei Petrarca und Boccaccio schon benutzt, aber noch namenlos, wird ihm zugeschrieben seit den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts (S. 235 Anm. 8 ist wohl Florenz 1387 st. 1887 zu lesen). Weit verbreitet ist Servius. Schon dessen Text wird allmählich interpoliert, z. B. wenn seit 1340 Vergils Vater (I 1, 3 Th.) Figulus heißen soll: bei Donat ist er *figulus*, was auch Boccaccio weiß und berichtigend angibt. Noch viel stärker mit fremden Zutaten durchsetzt wird dann Donat. Eine von M. Petschenig veröffentlichte Bearbeitung eines Iren aus dem 8. Jahrhundert (s. JB. 1885 S. 233) nennt Vergils Mutter Maja eine Schwester des Lucretius (Mißverständnis, weil V. nach Donat am Todestage des Lucretius die Männertoga anlegte?) und seinen Vater Stimicho (Verwechselung mit Theokrits Vater bei DServ. zu B. 5, 55), behandelt die Namen des Dichters mit allerlei etymologischen Versuchen, wie Spätere besonders 'Virgilius' von *virga* herleiten, und macht aus dem berüchtigten Centurio einen Claudius Arion (DServ. 9, 1—2: Clodius oder Arrius). Die Berner Vita (bei Reifferscheid S. 59) aus dem 9. Jahrhundert läßt V. zum Ritter werden und seine Studien in einer vierten Stadt fortsetzen, nämlich mit Augustus unter Epidius

in Rom[1]). Eine jüngere Schicht endlich aus der Humanistenzeit zeigt in eine treffliche Donatvorlage noch viel mehr krauses Zeug einverleibt: V. als Tierarzt, Pollios Sohn Asinius Gallus mit dem Dichter Cornelius Gallus vermengt, der Schutz des literarischen Eigentums gegenüber dem Diebe, der bei Donizone noch nicht benannt ist, bei Aliprando Egeus und bei Polenton[2] Bacillus heißt[2]). Interessant ist hier S. 210, 10 namentlich *Paro quidam deridet.. 'Tityre.. loquuntur'*, wenn es auf παρῳδήσας zu B. 3, 1 zurückgeht. Bezeichnend für die Zeit findet S. auch den panegyrischen Ton, z. B. *Virgilius columen linguae latinae fuit*, sowie mancherlei Zitate aus damals neuentdeckten Klassikern (Cic. ad fam., Hesiod, Euripides, Plato) und selbständige Verwertung von Stellen aus Vergil (A. V 709), Horaz u. a. Wir übergehen hier den Nachweis, wie der Text von den Humanisten immer mehr verändert wird (die editio princeps, Venetiis 1471, bezeichnet eine dritte Stufe) und wie auch Sprachgebrauch (z. B. Reflexiva st. *eius*, *eum*..), Syntax und Stil zur Zeitbestimmung passen. Zum Schluß stellt S. fest, daß Polenton den dritten Teil seiner Vitae scriptorum illustrium latinae linguae, wo er V. behandelt, in der ersten Fassung 1425 beginnt, ohne den neuen Text zu kennen, während die zweite Bearbeitung 1436 ihn benutzt. Der eifrige Quellensucher mag ihn also bald nach 1425 aufgespürt haben. Und zwar scheint dieser interpolierte Donat damals als Donat, der ältere als Servius zu gehen, da zwei Dinge auf Servius zurückgeführt werden, die tatsächlich im alten Donat stehen. Eine gewisse Kritik zu üben sucht er namentlich in § 13—15 bei der Frage, ob Augusts Landanweisungen nach Mutina oder nach Philippi anzusetzen seien. Lehrreich ist auch, wie Pol.[2] den Dichter in Brundisium sterben läßt, während er vorher (Ricc. 29 v) schwankt: *vix Brondusium seu, ut malunt alii, Tarentum applicuit*. Zu diesen 'alii' gehört Petrarca, in dessen Handexemplar der Zusatz steht, V. sei in Tarent gestorben am Sonnenstich, den er erlitt, *dum Metapontum* (statt Megara!) *cupit videre*; s. Sabb. S. 236 f. So ist die letzte Fassung nach Donat gekürzt und gesäubert.

Im Rhein. Mus. behandelt S. einen kleinen Ausschnitt aus den Studi (S. 242 f. und 260), offenbar mit Rücksicht auf die jetzt auf der Tagesordnung stehende Cirisfrage. Probus nennt die pseudovergilischen Gedichte nicht, wohl aber Donat und Servius. Von überragendem Einfluß ist Servius, aus dem sich die sonder-

---

[1]) Diese zweite Angabe, die nach Sabbadini aus einem verlorenen Schol. zu B. 1, 6 geflossen sein könne, wie das folgende zeige, hält Norden S. 172[1] nicht für unannehmbar.

[2]) *Versus in surripientem sua octo sunt* bei Polenton[1] (im Riccard. 121, 26) beanstandet S. im Rh. Mus. 62 S. 317: lies *septem*. Aber wenigstens in der zweiten Ausgabe kommt zu dem ursprünglichen Distichon *nocte pluit*.., dem Hexameter *hos ego versiculos*.. und den vier Pentametern *sic vos*.. schließlich ein achter Vers *Iuppiter in coelis, Caesar regit omnia mundo.*

barsten Verderbnisse herleiten. Seine Angabe *scripsit libros hos: Cirim Aetnam* usw. ist nicht nur allmählich zu *Cirina Etnam* und *hoscirina* verlesen worden, sondern bei Aliprando weiter zu *Osiotim* und bei Boccaccio zu *lo Scirina* oder *lo Stirina*, woneben dann hinter *Cathalecthon* nochmals *la Ciri* erscheint, jedenfalls aus einer neuen Quelle, unserem Donat. Polenton aber kennt Ciris und Catalecton noch nicht, so wenig wie Culex und Dirae, von denen jener dem Petrarca, diese dem Boccaccio bereits vorlagen.

5) Franz Skutsch, Gallus und Vergil. Aus Vergils Frühzeit, zweiter Teil. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 202 S. 8. — Vgl. P. Jahn, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 37—43; C. W—n, Lit. Zentralbl. 1907 Sp. 95—97; F. Jacoby, DLZ. 1907 Sp. 223—229; A. Körte, WS. f. klass. Philol. 1907 Sp. 1336—1342.

6) Fr. Leo, Nochmals die Ciris und Vergil. Hermes XLII (1907) S. 35—77.

Über den ersten Gang des Gefechts um die Ciris berichtet mein JB. 1903 S. 140—148. Skutsch sieht sich nicht geschlagen, sondern durch den Beifall von Ehwald, Knaack, Kroll u. a.[1]) in seiner Stellung befestigt und durch weitere Forschung in der Überzeugung bestärkt: die nach ihrem Kunstwert bisher unterschätzte Ciris gehöre in die Jahre 54—40 v. Chr. zwischen die Io des Calvus und die Eklogen Vergils und stamme von Gallus, nicht etwa von V. selbst (DServ. zu B. 6, 3), was trotz Sillig bei Heyne-Wagner IV S. 138 f. jetzt A. B. Drachmann (Nord. Tidsskr. for filol. XIII 1905 S. 65 f.) ernsthaft vertritt, den Sk. bis zur Trennung ihrer Wege (S. 117 f.) als willkommenen Helfer benutzt. Das neue Buch mahnt zur erneuten, gründlichen und selbständigen Prüfung. Fehlte es daran bisher wirklich? Aus dem Chor der Widersacher hört Sk. nur zwei Stimmen heraus, denen er zu antworten geruht: Leo und P. Jahn. Dieser hält jetzt bei seiner neuen Anzeige behutsam zurück (s. auch u. Nr. 9), jener behauptet seinen Standpunkt (Hermes 1903) im ganzen unentwegt, wenn er auch in Einzelheiten sich bekehrt und (z. B. Hermes 1907 S. 43 dreimal) dem Gegner recht gibt. Daß man zu einem unbefangenen Urteil nur kommen kann, wenn man die Vorlage völlig versteht und Licht und Schatten gleich verteilt, das brauchte doch selbst den 'begeistertsten Vergilfreunden' nicht erst wiederholt gepredigt zu werden. Ich für meine Person fühle mich nachgerade sicher vor dem Verdachte, in Untersuchungen wie der vorliegenden einen unerlaubten Angriff auf Vergils Dichtergröße zu finden, und hätte an sich nichts dagegen, die Ciris dem Gallus zuzuweisen. Aber fest überzeugt will ich werden. Und das bin ich auch nach diesem zweiten Streiche noch nicht.

[1]) Laut S. 3 Anm. 1 folgt ihm auch Marco Galdis Buch 'Cornelio Gallo e la critica Virgiliana' (Padua 1905. 153 S. 8.), das ich nicht kenne, aber in der Anzeige J. Tolkiehns (Berl. phil. WS. 1907 Sp. 391 f.) flüchtig und seicht genannt finde.

Im Gegensatz zum ersten Teile 'Aus Vergils Frühzeit' mustert der zweite nicht zuletzt, sondern zielbewußt zuerst die Berührungen der Ciris mit Catull und Vergil. Und zwar wird 'Totalität angestrebt'. Von ungefähr 40 Stellen, die in Betracht kommen können, behandelt Sk. 27 eingehend, darunter Nr. 1—5 über die Frage Ciris und Catull, wo er Leos Folgerungen (1902 S. 33: vorbereitende Fragen) über die Unzulänglichkeit des Cirisdichters nicht alle berechtigt findet und anderseits zweifelt, ob Vergil, der selber so der Sünde bloß war, einen schlechten Nachahmer Catulls nicht nachgeahmt haben könne, zumal wenn er etwa befreundet oder einflußreich — oder gar beides war. Dann folgt S. 24—115 der Hauptteil: Ciris und Vergil, der vor allem Leos frühere Beweisführung anficht und von diesem jetzt wieder Schritt für Schritt, wenn auch manchmal nur in kurzen Anmerkungen, verfolgt und beobachtet wird. Über den Geschmack ist schwer zu streiten. Und so wird es uns gestattet bleiben, über treffende Ausdrücke, sachliche Darstellung, organischen Einwuchs und psychologische Feinheiten, die Sk. in der Ciris feinfühlig nachempfindet wie andere Leute 'überreichlich' im Vergil (S. 64), eine eigene Ansicht zu haben. Als 'halb schwachsinnigen Kleptomanen' will Sk. S. 52 seinen Schützling nicht hingestellt sehen; das soll er auch nicht. Doch auch nicht als 'Glückspilz', weil er Cir. 51 *caeruleis* [trotz *candida* 205 und der Buntheit 500 f.] st. des 'überflüssigen' [dagegen Leo S. 39] *infelix* bei Verg. B. 6, 81 aufzuweisen hat oder die Verse aus G. I 404—409 als Anfang und Schluß seines 'Machwerks'. Ich habe den Eindruck, daß dergleichen lebhafte Wendungen so wenig wie Wiederholungen (zu S. 30 über Norden vgl. 39[2], 47[1], 80[1]) die Beweiskraft der Gründe verstärken.

Es ist nicht meine Sache, die Erörterungen von Sk. und Leo alle zu begutachten, zumal bei manchen 'Imponderabilien' ein äußerst feines Stilgefühl in Frage kommt, das nicht jedem eigen ist. Ich greife nur einige Fälle heraus, die einen Zusatz oder Widerspruch zu verlangen scheinen. Den Satz Cir. 3 f. findet Sk. von Cat. 64, 87 f. abhängig, nicht aber den entsprechenden A. I 692; folglich sei die Reihe Catull-Ciris-Vergil. Leo meint, ebenso glaublich wäre, daß die Ciris den Ausdruck *suavis expirans* aus Catull und den andern *complectitur umbra* (vielleicht durch Catulls *complexu* angeregt) aus V. genommen hätte; 'daß bei V. eine Reminiszenz an Catull vorliege, wird niemand behaupten wollen'. Ich möchte nicht einmal dies ganz unmöglich nennen, falls Catulls duftender *lectulus* Anlaß sein könnte, daß Vergils Ascanius zwischen (nicht, wie Leo sagt, auf) Majoranstauden gebettet wird, nachdem ihn Venus *fotum gremio* (*complexu* Cat.) *in altos Idaliae lucos* (Cat. 96 *Idalium frondosum*) gebracht hat. Wie das benachbarte *cuncto concepit corpore flammam* 92 zu *toto percepit pectore flammam* A. VII 356 f. geworden ist, so scheint mir auch die Veränderung des *suavis exspirans odores* zu *floribus et dulci adspirans umbra*

A. I 694 denkbar zu sein. Doch wie dem auch sei, ein Mangel an klarer Anschauung, den Sk. rügt, liegt bei V. so wenig vor wie in Chaeremons Oeneus (Fragm. 14, 12) bei Ath. XIII 608 C, auf den Leo nach Pauly-Wissowa I 1728, 25 verweist. Der Knabe ruht im kniehohen Majoran (wie wir etwa im Heidekraut; vgl. G. I 436: *iacuisse per herbas*) und riecht den Duft von Blüten und Blättern (*umbra* wie öfter, bes. B. 9, 20).

Über die 'verzwickte' Ausdruckweise B. 4, 47 spricht Sk. jetzt deutlicher als 1901 S. 118, wo nicht nur ein Wörtchen ausgefallen ist, sondern auch die Angabe des Anstoßes fehlt, nämlich daß die Schicksalsgöttinnen etwas *stabili fatorum numine* sagen sollen. Zur Sache kann ich mich auf meine Anmerkung zu Ladewig I[8] beziehen, die zu Leos Erklärung stimmt; nur nenne ich die Ablative *stabili numine* neben *concordes* kausal, nicht instrumental wie Leo, der aber auch zur Umschreibung die Präposition *propter* wählt, und verweise wegen der Tautologie *f. n.* auf A. II 123 und VI 461 f. Die sonderbare Deutung 'lauft, ihr solchen Jahrhunderte' zieht Sk. auf der selben Seite (38 Anm. 2) wieder zurück, ohne eine natürliche Auffassung der Stelle zu finden, während er Catull 'ungeschickt abgeschrieben' sieht. Daß in der Cir. 124 f. alles 'vortrefflich' ist (trotz *firmarant* oder gar nach den Handschriften *firmarunt*), scheint er noch zu glauben. Und die Reihe Catull-Ciris-Vergil steht ihm durch 'einen der allersichersten Beweise' fest, trotzdem er annehmen muß, V. kontaminiere ein Stück Catull mit einem Verse der Ciris, 'der nun zufällig auch dem Catull nachgebildet war'. Zur Annahme eines Geschwister-Verhältnisses, wie Sk. S. 17 dergleichen Zusammenhänge nennt, sehe ich hier keinen Grund.

Gegen *auribus arrectis* Cir. 210 habe ich so wenig etwas einzuwenden wie Sk. und jetzt Leo; näher als *erectas virginis aures* bei Stat. Theb. XII 362 liegt außer A. I 152 und II 303 *arrectis auribus adstare* noch XII 618: *arrectas impulit aures .. sonus.* Auch Cir. 211 gefällt mir: trotz des Herzklopfens atmet das lauschende Mädchen möglichst leise, *pressis tenuem singultibus aëra captat.* Aber darum braucht uns nicht zu mißfallen, daß Palinurus A. III 514 *auribus aëra captat.* Was das bedeuten möge, haben Sk. und Leo je zwei Gewährsleute befragt, denen der Seewind um die Ohren gepfiffen hat, und eine Antwort erhalten, wie sie jedem von beiden paßt. Ich möchte einfach unsern Dichter selbst verhören, dem ich aber darum nicht etwa wie Segebade im Progr. Oldenburg 1895 S. 1 (S. 14 liest man's anders) und frühere Bewunderer besondere Kenntnis im Seewesen zuschreibe; woher sollte die Landratte sie auch haben? Also: Palinurus erhebt sich früh, sei es vom Gestade (510) oder aus einem Verschlag auf dem Hinterdeck (519), und sucht noch im Finstern (die Sterne sind sichtbar 515) festzustellen, ob gutes Wetter werden wird, um dann (518) zur Abfahrt zu pfeifen oder wenigstens zunächst zum Aufstehen. Dazu

vgl. III 70 und V 764 *vocat auster in altum* nebst III 356 *aurae vela vocant* gegen G. IV 262 *mare sollicitum stridit* und G. I 356 f. *ventis surgentibus*, wo Wellenschlag und Waldesrauschen das erste Anzeichen eines Sturmes bilden. Da kann doch wohl auch der erfahrene Seemann auf leisen Luftzug hören, zumal wenn G. I 375 f. vor einem Sturme (πάρος steht bei Arat 954) sogar eine unvernünftige Kuh *caelum suspiciens patulis captavit naribus auras* = *aërium decerpsit odorem* bei Varro Atac. (s. Serv. z. St.) in seiner Aratübersetzung. Auf jeden Fall ist unsere Stelle nicht geeignet, die Priorität der Ciris zu beweisen.

Cir. 229 f. und Georg. II 143 (nach S. 50 Anm. 2 vielleicht auch Ov. Met. VIII 292 und 294) sieht Sk. die Antithese eines gemeinsamen Vorbilds benutzt, dessen Form in der Ciris, dessen Sinn bei Vergil genauer wiedergegeben sei. Daß V.s Form flau sein soll, weil er zu *gravidae fruges* (∼ I 319 *gravida seges*) nicht *Cereris* hinzusetzt wie die Ciris zu *gravidos fetus*, folgt bloß daraus, daß Sk. 'ganz sicher' gemeinsame Benutzung eines verlorenen Originals diagnostiziert. Leos Anstoß an *gravidos Cereris contingere fetus* = 'essen' findet er berechtigt, aber den Lapsus (S. 50[1]) aus mechanischer Herübernahme erklärlich wie manches andere Formelhafte, auch bei V. Sollte man aber nicht *gravidos fetus* G. IV 231 und *contingere mensas* A. VI 606 zur Aufklärung heranziehen?

Daß die Flüsse Cir. 233 nachts ihren Lauf hemmen, verteidigt Sk. gegen Leo und Jahn richtig durch den Hinweis auf A. IV 523, Stat. Silv. V 4, 5: *nec trucibus fluviis idem sonus* u. a. Parallelen, zu denen ich noch G. I 479: *sistunt amnes* füge. Ähnlich bewirken Buk. 8, 4 die beiden Sänger, daß die Herden verwundert zu fressen aufhören, die wilden Tiere starr vor Staunen sind (vgl. des Orpheus Erfolg G. IV 510) und schließlich sogar die Flüsse ruhen. Neben *flumina* ist *mutata* = 'ganz gegen ihre Natur' kein müßiges Beiwort; vgl. die Steigerung von G. IV 471 f. zu 481—484, wo sogar Cerberus Maul und Nase aufsperrt (*inhiat*) und der Wind sich legt[1]). Den Anlaß der Spannung, nach Leo die große Kunst der Sänger, findet Sk. 'unverhältnismäßig geringfügig' — so steht wieder Ansicht gegen Ansicht, je nach dem verfolgten Ziele. Aber nun geht er seinerseits von der Defensive zum Angriff über. Der von Servius zu B. 8, 4 beigebrachte Vers aus der Io des Calvus

sol quoque perpetuos meminit requiescere cursus

stammt aus einem Zusammenhange, der dem der Ciris und des Statiusgedichts genauer entsprochen haben muß als dem der 8. Ekloge. Zuzugeben! 'Hier haben wir also die aktenmäßigen Beweise dafür, daß die Ciris zwischen Calvus und Vergils Bucolica

[1]) Ich möchte hier noch anmerken, wie A. Kopisch im Nöck noch weiter übertreibt, wenn bei dessen Harfenschall sogar 'der wilde Wasserfall' steht.

fällt'. Nein! Denn V. braucht nicht der letzte in der Reihe zu sein, wenn wir die Möglichkeit von Zwischengliedern in Betracht ziehen. Angenommen, daß Calvus seine Io der des Kallimachos nachbildete (s. Teuffel[6] S. 442), dieser aber auch vom Verfasser der griechischen Cirisvorlage gekannt und benutzt wurde, so bleibt der Ausweg, die 'Nebenlösung' übrig, daß unsere Ciris die Sache aus Kallimachos, die Form aus Vergil, also nur mittelbar aus Calvus haben könnte. Daß die Cir. 71 und 167 unter dem Einflusse des Calvus stehen, dagegen Vergil das wiederholte *a virgo infelix* B. 6, 47 nicht direkt aus Calvus, den DServius anführt (vgl. auch A. VII 789 und G. III 148), sondern durch Vermittelung des Gallus entnommen haben wird, hat Sk. 1901 S. 81 Anm. 1 'erschlossen', aber uns andern nicht bewiesen.

Zu einer griechischen Vorlage führt uns Sk. selber im folgenden Absatze. Und zwar sollen sich wieder Kallimachos und Ciris so eng zusammenschließen, daß dazwischen für Vergil kein Platz zu bleiben scheint. Leo, der hier dieselbe Erklärung bietet, wie ich eben vorher: die Sache vom Griechen, der Ausdruck vom Lateiner entlehnt, hält vor Cir. 303 eine Lücke, die Sk. annimmt, auch für wahrscheinlich. Dort klagt die alte Amme Carme über den Verlust ihres früheren Pfleglings, der auf der Flucht vor der Liebe des Minos verschwundenen Britomartis, mit anderen Namen *Ἀφαία* oder *Δίκτυννα*. Hierüber berichtet Kall. Hymn. auf Artemis (III) 195:

> *. . . μαρπτομένη καὶ δὴ σχεδὸν ἥλατο πόντον*
> *πρηόνος ἐξ ὑπάτοιο καὶ ἔνθορεν εἰς ἁλιήων*
> *δίκτυα, τά σφ' ἐσάωσαν· ὅθεν μετέπειτα Κύδωνες*
> *νύμφην μὲν Δίκτυνναν, ὄρος δ' ὅθεν ἥλατο νύμφη*
> *Δικταῖον καλέουσιν* und weiter dann in V. 204:
> *Οὖπι ἄνασσ' εὐῶπι, φαεσφόρε, καὶ δὲ σὲ κείνην* (so Wilam.)
> *Κρηταέες καλέουσιν ἐπωνυμίην ἀπὸ νύμφης.*

In den Metamorphosen von Antonin. Liberal. 40 wird Br. vor Minos in Fischernetze versteckt und flieht später in Ägina vor einem andern Verfolger in einen Hain *κἀνταῦθα ἐγένετο ἀφανὴς καὶ ὠνόμασαν αὐτὴν Ἀφαίαν.* Entsprechend ergänzt nun Sk. die Ciris, wo als Ende von V. 302 das unbrauchbare *montibus isses* überliefert ist, aus dem man das jetzt von Sk. u. a. beanstandete *montis iisses* gemacht hat, also: Ohne deine unselige Liebe zur Jagd, Britomartis, würdest du jetzt noch hier die Ziegen hüten,

> *numquam . . .*
> *praeceps aërii specula de monti⟨s⟩* hinabgesprungen
> und in die Fischnetze geraten sein, *⟨sub⟩isses,*
> *unde alii fugisse ferunt et nomen Aphaeae* (so Scaliger)
> *virginis assignant, alii quo notior esses*
> *Dictynnam dixere tuo de nomine Lunam.*

Sehr fein und zunächst bestechend, namentlich durch den Aufschluß über das sonst rätselhafte *unde* 303 = *ὅθεν* 197. Aber

stimmt denn alles? Aphaea heißt die Jungfrau nach jener Volksetymologie, weil sie in einen Hain geflüchtet (*fugisse*) verschwand, *ἀφανὴς ἐγένετο*, und von den rettenden Netzen rührt ihr Name Dictynna her. Das beides wird in der Ciris vermengt und auch mit der von Sk. vorgeschlagenen Ergänzung nicht genügend verdeutlicht[1]). Bei Vergil anderseits wünscht der verzweifelte Liebhaber B. 8, 59 in einer großen Flut unterzugehen (*praeceps aërii specula de montis in undas deferar*) und damit der Nysa den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sk. tadelt hier mit Drachmann u. a. das ungeschickte *morientis* hinter *extremum hoc munus* 60. Der Zusatz ist freilich überflüssig und A. IV 435 wie bei Theokr. 23, 30 nicht zu finden, aber doch erträglich. Leo nennt ihn epexegetisch und dabei steigernd. Ich möchte dazu auf einen entsprechenden Genitiv A. VII 317 verweisen: *hac gener atque socer coeant mercede* ***suorum***! Und der unlogische Sprung ins Meer, das es doch im arkadischen Binnenlande nicht gibt, wie Sk. betont? Nun, mir genügt gleich P. Jahn das Vorbild Theokrits 3, 25: *ἐς κύματα ἁλεῦμαι*. Warum ist aber dann der meisterhaft realistische Zug der Thunfischwarten nicht mit übernommen? Ja mir scheint es denkbar, daß diese dem jugendlichen Dichter, der höchstens ein paarmal nach Rom gereist war, nicht bekannt und verständlich waren. Dann konnte er doch wohl *specula montis* einsetzen, etwa nach Theokr. 1, 69 *Αἴτνας σκοπιά*. Jedenfalls ist an dieser Parallele nicht erwiesen, daß V. zeitlich oder an dichterischem Werte der Ciris nachsteht.

Nur kurz streifen wir noch *pietatis imago*, was Sk. in der Ciris 263 'Schein der Kindesliebe' übersetzt und ursprünglicher findet als A. VI 405, wo Äneas die *imago* seiner eigenen *pietas* sein müßte. Meines Erachtens bedeutet *imago* hier Anblick oder Eindruck; vgl. besonders A. XII 665: *varia confusus imagine rerum*. Und zum vollen Verständnis der Ciris ist V.s ***patria*** *pietas* vorauszusetzen, da doch die Tat einer Myrrha vorher ein Frevel gegen Vater und Mutter (*utrumque parentem* C. 240) genannt wird. Für *nulla* st. *non* (vor *movet* bei V. und Cir. 378) füge ich zu Leos Beispielen außer B. 1, 77 noch die Formel A. III 670, VII 591 und G. IV 443: *verum ubi nulla*, die doch etwas andres ist als das bloße *verum ubi* bei Lukrez, womit Sk. S. 78 Jahn zu widerlegen meint. Wegen Cir. 394 f. ∼ G. IV 388 f. erlaube ich mir, auf den Anhang zu Lad. I⁸ zu verweisen wie für *incrementa* Cir. 381 und *ros* 516 auf meine Anm. zu B. 4, 49 und zu G. IV 431 nebst Varro Atac. (∼ G. I 385) bei Serv. zu G. I 375. Zu den Fesseln der Kassandra A. II 406 vergleicht Heinze in Vergils Ep. Techn. S. 37[2]) bereits Eurip. Ion 1403: *δεῖτε δ' ὠλένας*, woraus hervorgeht, daß die Fesselung nicht von V. erfunden ist, was Sk.

---

[1]) Auch Sudhaus (s. die folg. Nr.) ist mit der Annahme einer Lücke nicht ohne weiteres einverstanden.

S. 85 wieder sagt. Widerspruch fordert er auch heraus, wenn er die beiden Schlüsse Cir. 437 und B. 10, 69 logisch gleich findet. Sie sind nicht nur in der Stellung des allgemeinen Satzes verschieden, sondern auch in der Form, da die Ciris in ihrer rhetorischen Frage an zweiter Stelle nur eine platte Tautologie bietet, V. dagegen einen persönlichen Entschluß im Konjunktiv: fügen auch wir uns also dem Amor, ohne uns weiter gegen ihn aufzulehnen!

Viele Parallelen meinerseits neu heranzuholen unterlasse ich, da sie Sk. doch schwerlich bekehren würden; Cir. 92—100 z. B. wimmelt nach meinem Gefühl von Vergilreminiszenzen: zu Ribb.[2] Anm. vgl. noch B. 1, 2. 10, 70 und 72. G. I 40. A. IX 525 und 529. Aber ich kann nicht umhin, zu Cir. 198 f. auf B. 6, 78 f. hinzuweisen. Vergils Ausdruck *mutatos Terei artus* ist schlicht, sein Anschluß der neuen Verwandlung sachgemäß, während in der Ciris die *puellae Dauliades* Philomele und Procne neben den allgemein bezeichneten Gattungen der Vögel überraschen und ihre gekünstelte Beschreibung *humani mutatae corporis artus* zwecklos ist, da der Leser ihre Geschichte kennen muß, wenn er den entlegenen Namen Dauliades versteht. Wo wird also die Nachahmung zu suchen sein? Auch bei Cir. 518 ~ A. XI 568 stimmt man hoffentlich ganz überzeugt mit Leo gegen Skutsch, wenn ich zu dem *incultum aevum* des Vogels (!) Ciris an die *inculta aviaria* G. II 430 und zu dem Hirtenleben (Sk. beargwöhnt den Plural *pastorum* bei V.) an G. III 342 und 462 erinnere.

Es bleibt nun noch eine Stelle zu betrachten, welche für Sk. allein schon die Sache entscheidet oder vielmehr schon entschieden hat (so S. 106), nämlich G. I 404—409. Von diesen Versen entsprechen die vier letzten wörtlich dem Schluß der Ciris, während die beiden ersten in deren Proposition 49 (*sublimis in aëre*) und 52 (*pro purpureo poenam . . capillo*) anklingen. An beiden Stellen passen sie (Sk. sagt wieder einmal 'vortrefflich'), während Herkunft und Zusammenhang der Verse bei V. bisher unerforscht war. Sie stehen hier in dem Abschnitt über die Wetterzeichen, welche V. (*pauca de multis* Serv. zu 354) aus Arat entnommen hat. Nur noch fünf Einzelheiten stammen aus andern Quellen: V. 383 f. die asische Wiese aus Homer, 398 f. die Eisvögel aus Theokrit, 415—423 die Betrachtungen über die Begabung tierischer Wetterpropheten aus irgend welcher Popularphilosophie, 436 f. die Rettung des Glaucus aus Parthenius und 447 Tithonus aus Homer und Furius Bibaculus (Näheres bei Lad. I[8]). Sk. folgert daraus, daß auch unsere Verse G. I 404 f. aus einer dichterischen Quelle stammen, und Leo gibt jetzt zu: aus literarischer Quelle. Uneins sind aber beide Forscher über die Einknüpfung. Sk. findet die Zutat nicht nur unnötig, sondern 'so malplacé wie nur möglich'. Und in der Prosaparaphrase der Ornithiaka des Dionysios II 14 S. 119 bei Dübner, auf welche Knaack bei Pauly-Wissowa V 925

und im Rhein. Mus. 57 (1902) S. 205 f. aufmerksam macht, ist ihm abermals ein urkundlicher Beweis geliefert, daß unsere Verse zuerst in der Ciris gestanden haben. Denn jene Parallelüberlieferung beginne entsprechend: *ἡ δὲ κίρρις ἀξίαν τῶν ἀσεβημάτων δίδωσι δίκην* ∼ Cir. 52 und endige mit der Feindschaft aller anderen Vögel ∼ C. 518 f. und der Anfechtung durch den Seeadler ∼ C. 538 f. Dem gegenüber entdeckt Leo vielmehr im Anfang und Schluß der Paraphrase eine Beziehung zu Vergil: während die Verwandlung der bösen Tochter in der Cir. 52 und 194 als Strafe ihrer Tat gelte, stelle die andere Fassung sie vielmehr als Rettung hin, und Strafe sei hier die Feindschaft aller Vögel; es heiße ja präsentisch *δίκην δίδωσι* (nicht *ἔδωκε*) wie im Schluß *μισεῖται παρὰ πάντων ὄρνεων* und *ἁλιάετος αὐτὴν* .. *ἐπιθέμενος διαφθείρει*. Das von Sk. beiseite gelassene Mittelstück kommt dem knappen Bericht der Sage, welchen die Scholien zu Dionys. Perieg. 420 (S. 295 hinter Eustathius ed. Müller) nach Parthenius liefern, im Wortlaut so nahe, daß Leo beide Erzählungen auf dieselbe Vorlage zurückführt, vermutlich ein mythologisches Handbuch. Wenn dem so ist, findet er keinen Grund, Anfang und Schluß der Paraphrase mit Parthenius zu verbinden, wie ihm denn sogar über dessen Verhältnis zu unserer Ciris (Sk. S. 8 f. und 139 [1]) Zweifel gekommen sind. Dagegen findet er sachlichen Zusammenhang zwischen Vergil und jenen Sätzen aus Dionysios und vermutet als beiderseitige Grundlage die Ornithogonie des Boios, die V. benutzte, sei es direkt oder auf dem Umwege über Aemilius Macer. Boios spricht nun wiederholt über das Verhältnis der Vögel zueinander und zu den Menschen, besonders ob sie diesen günstige Zeichen bringen; vgl. auch das Macerfragment bei Serv. A. I 393. Und so mag er auch die Cirisgeschichte behandelt haben, die dann nicht V. erst 'zu einem Wetterzeichen stempelt', was Kroll in Ilbergs N. Jahrb. 1903 S. 13 annimmt. Und vom Seeadler berichtet Dionys. Ornith. II 1 a. E., daß ihn die Seeleute als gutes Zeichen begrüßen, *αἴσιον ὄψιν*. Er also ist das Wetterzeichen, nicht die zoologisch unbestimmbare Ciris, die bei V. nur nebenher erwähnt wird. Von ihm sagt Antoninus Lib. 11, 9 ausdrücklich, daß er *αἴσιος φαίνεται* = *apparet* V. 404 (vgl. das prägnante *parere* A. X 176 und Suet. Oct. 95). Das *tum* = wenn gutes Wetter werden will (395 und 410) ist 404 zu ergänzen wie 401, wie denn überhaupt die benachbarten Wetterzeichen weder genauer ausgeführt noch deutlicher eingeführt sind als unseres.

'Hat Leo recht, so ist Sk. rettungslos verloren' meint Jakoby am Ende seiner Anzeige. Er erwartet allerdings noch Leo direkt widerlegt zu sehen. Das ist bisher nicht geschehen, auch nicht von Körte, der Sp. 1339 betont, daß Vergil Scylla und Nisus nicht mit ihrem Vogelnamen einführe [abgesehen von landläufigen Metonymien wie *Volcanus* 295, *Ceres* 297, *Bacchus* 344, *Luna* 396

und *Phoebe* 430 vgl. *Procne* G. IV 15 und *Philomela* G. IV 511, auch appellativ gebraucht]. Wohl aber kann Leo S. 70 f. einen Brief von Wilamowitz beigeben, der ihm beistimmt und besonders hervorhebt: V. hat unsere Verse nicht aus Arat, sondern anderswoher, aber eben als Wetterzeichen; diese seine Vorlage ist jedoch nicht das Gedicht Ciris, denn das kennt kein Wetterzeichen. Und zur Erledigung der Hauptfrage, wieso der Verfasser der Ciris zurückgebliebener Neoteriker (so Leo im Hermes 1902 S. 48) und zugleich ausgesprochener Vergilianer sein könne (Sk. S. 7), weiß sich Leo zwar nicht auf ein antikes Beispiel zu berufen, wohl aber auf einzelne spätere, besonders nach E. Schröder auf den Wigalois Wirnts von Gravenberg, der in seiner Erzählungskunst Hartmann von Aue treu bleibt, so viel auch in der zweiten Hälfte des Werks der Parzival Wolframs von Eschenbach stilistisch abfärbt und wörtlich anklingt.

Erst im letzten Drittel seines neuen Buches kommt Sk. auf den Anfang des älteren zurück, indem er Vergils Eklogen noch besonders behandelt. Seine Erklärung von B. 4 ist ihm die einzig denkbare; Widerspruch hat er nicht gehört und findet es kurios, daß man noch immer an einen Sohn Pollios statt an den Sprößling des Augustus und der Scribonia denke, als ob nichts geschehen wäre. Es ist aber auch nichts geschehen; wenigstens ist alles schon einmal dagewesen, was Sk. auf neu gearbeitet vorträgt, worüber ich Lad. I[3] S. 265 f. nachzulesen bitte. Auch für B. 6 und 10 verweise ich im allgemeinen auf meinen Kommentar und Anhang.

Ein geistiges Band in dem Kunterbunt von B. 6 fehlt noch immer, auch irgend welche Gemeinsamkeit des Ursprungs erklärt mir den Zusammenhang noch nicht ausreichend. Und der gemeinsame Ursprung ist auch hier nicht bewiesen, sondern 'ohne weiteres völlig gesichert' (S. 144). 'Nicht weniger als drei [!] von den epitomierten Dichtungen sind von Gallus, und nicht etwa drei aufeinanderfolgende, sondern die erste, die drittletzte und eine aus der Mitte' [die viertletzte!], nämlich V. 31—40 ∼ Cir. 1 f. und 36 f. (dieses epikureische Lehrgedicht nach Sk. S. 148 vielleicht nicht über den Entwurf hinausgekommen!), V. 64—73 (auf das *τέμενος Γρύνειον* führt Serv. zu 72) und die *Scylla Nisi* 74 f. Für eine vierte Dichtung, den Hylasraub V. 43, wird noch ein kühner Wahrscheinlichkeitsbeweis angetreten: Gallus bei Prop. I 5 u. ö. werde trotz Hertzberg doch der Elegiker sein; dessen heimlichstes Liebesleben schildert Prop. I 10, 6 f. und 13, 15 f. als Augenzeuge, was nur heißen könne: als Leser einer subjektiven Dichtung darüber; I 20, 11 ermahnt er Gallus, seinen schönen Knaben vor den begehrlichen Nymphen zu hüten, und knüpft daran als warnendes Beispiel 17—50 die Hylasgeschichte; und daß diesen Raub Gallus in einem objektiven Gedichte besungen

hat, 'hatten wir aus der sechsten Ekloge geschlossen'! Nein, auf den Nachweis für diesen vierten Fall warten wir gerade; bis jetzt haben wir nur geistvolle Vermutungen dazu vernommen.

Noch mehr versteigt sich Sk. für B. 10 zu gewagten Aufstellungen über die Entwickelung der römischen Elegie, bei denen ich ihm nicht folgen kann. Er findet nicht weniger als zehn (1901: acht) verschiedene Motive aus Gallus bei V. verwendet, und zwar unzureichend verbunden, während Leo 1902 S. 22 weder Naht noch Fuge entdeckte. Meines Erachtens liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte: die zehn Stücke gliedern sich organisch in drei Gruppen, aber die Übergänge zwischen den einzelnen Teilen sind, sei es nun Schuld des Dichters oder der Überlieferung, nicht überall glatt zu nennen. Zu der von Sk. mißbrauchten Bemerkung des Servius zu 10, 46: *hi omnes versus Galli sunt, de ipsius translati carminibus* verweise ich auf die entsprechende zu G. I 175: *totus hic locus de aratro Hesiodi est,* wo wir zum Glück Werke u. T. 420—435 noch besitzen, um durch Vergleichung festzustellen, wie frei V. sein Vorbild benutzt. Auf andere Einzelheiten kann ich hier nicht mehr eingehen, sondern bemerke nur, daß Ort, Zeit und Handlung nicht durcheinander laufen, sondern eine Art Wandelbild ergeben, das den Gallus ins Gesichtsfeld und Licht der Bukolik rückt (V. 14 f.) und dementsprechend gestimmt und betätigt zeigt, ohne daß er das gerühmte Glück im Winkel finden und genießen kann.

Schließlich sei noch angegeben, daß Sk. S. 186 Anm. noch einen (dritten!) Reflex der Erlebnisse oder vielmehr der Dichtungen des Gallus wittert, nämlich in dem ersten Liede von B. 8, wo V. 4 = Ciris 233, V. 19 f. = C. 405 f., V. 41 = C. 430 und V. 59 f. ∼ C. 302 und 267 ist, während das zweite Lied, nur in V. 73—75 ∼ C. 371—373 und metrisch verschieden (Sk. 1901 S. 130 [3]), einem andern römischen Dichter nachgebildet sein werde, wohl nicht wegen Plin. Nat. hist. 28, 19 dem Catull. O weh, du armer Corydon, *quae te dementia cepit,* welcher Mangel an Geist, an Erfindung und Abwechslung — wenn die Ciris von Gallus wäre!

Doch nun genug. So lebhaft und geistreich Skutsch auch seine Sache führt, so viel Belehrung er spendet, z. B. nebenher für A. VI 780 über die Verbindung *pater ipse superûm,* die auch von Leo S. 56 unterstützt und durch die Bemerkung erläutert wird, daß die Pronomina *ipse* und *suo* zueinander streben, seinen Hauptzweck scheint er mir doch wieder nicht erreicht zu haben.

Druck und Ausstattung sind gut. In dem Stellenverzeichnis stehen unter Vergils Ekl. 2 zwei Stellen aus Theokrits Id. 2 (auch S. 75 schon mißzuverstehen) und unter G. IV sechs Stellen von S. 106—108, die vielmehr zu G. I gehören.

7) S. Sudhaus, Die Ciris und das römische Epyllion. Hermes 42 (1907) S. 469—504.

Wußte Leo für den unzeitgemäßen Stilcharakter der Ciris nur einige Analoga aus neueren Sprachen anzugeben (s. o. S. 152), so bietet Sudhaus schließlich sogar ein lateinisches Beispiel: im Schol. Veron. zu B. 7, 22 (App. Serv. 399, 15 f.) zeige uns ein Rest der Elegien des Valgius, daß Codrus noch spät (die genaue Zeitbestimmung verstehe ich nicht recht) den epischen Stil Cinnas pflegte. Auch die Ciris erscheint von Cinna beeinflußt, nicht nur 46 und 254 durch Fr. 3, 1 *Arateis multum vigilata lucernis carmina* und Fr. 10 *tabis*, sondern auch die ganze, nur locker eingeknüpfte Ammenszene 250 f. und besonders 369 f. durch die Smyrna. Wenn Carme z. B. geheimen Zauber kenne, *sacra nec Idaeis anibus nec cognita Grais* 375, stamme sie doch offenbar nicht aus Kreta, sondern eher aus dem Orient wie — die Amme der Myrrha; vgl. Ovids Met. X 382 f. In andern Zusammenhang gehören auch eigentlich die Klagen der Ciris, welcher ihre Liebe schlimmer erscheint als jede andere: *nec genitor cordi est* 261 und *falsa pietatis imago* 263 sind m. E. 'Ursprungszeugnisse' von der Art, welche R. Ehwald im Phil. 1894 S. 729 f. bespricht. Auch anderwärts findet S. noch Spuren vom Einfluß uns nicht mehr erhaltener Gedichte, sei es auf Grund sachlicher Entgleisungen, die er der Ciris nachweist, ähnlich wie sie Skutsch oft bei Vergil annimmt, oder formaler Eigenheiten im Vers- und Satzbau. Viel häufiger noch als Sk. vermutet er Anklänge an die Io des Calvus (z. B. Cir. 150/5 ~ 297—302, 397 f. und 496—503), aus der er auch die gelehrte Bemerkung Georg. III 148 über *oestrum* herleiten möchte. Kurz: der Verfasser der Ciris gleitet von Muster zu Muster, ohne selbständig zu denken, und entlehnt im Durchschnitt jeden 6. oder 7. Vers. Von den uns noch kontrollierbaren Vorlagen benutzt er Catull 64 etwa 7—8 mal so stark wie Vergil. Den *mollis pes* Cir. 19 f. bezieht S. nicht auf die Elegie, sondern auf den weichen Epyllienstil. Er findet auch nirgends angegeben, daß der Verfasser ein epikureisches Lehrgedicht unter der Feder habe, wie Sk. meint; nicht einmal versprochen sei es, da Vers 46 f. sich auf ein Gedicht beziehe, das seit langem angefangen daliege: er könnte seine Studien für ein Lehrgedicht verwerten (Buechelers *sciret* C. 5 deutet S. hypothetisch wie die Konjunktive 14, 18, 36, 41), wagt es aber nicht.

Näher als alles dies geht uns hier an, was S. anfangs über das Verhältnis der Ciris zu V. sagt. Was er im Rhein. Mus. 61 (1906) S. 29—31 für Vergils Priorität in einem einzelnen Falle geltend macht, dem Sk. 1906 S. 191 Anm. kein Gewicht zugestehen will, hält er noch aufrecht: die Ciris 473 f. macht die Apolloinsel aus A. III 73 f. zur Neptuninsel, indem sie den Elativus *gratissima* zum Superlativ *ante alias longe gr.* steigert, ohne die folgenden Verse 75—77 zu beachten. 'Hier gibt es kein Ent-

rinnen, falls Skutsch nicht etwa *Tenos* oder *tellus* st. *Delos* korrigiert'. Selbst Körte (WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 1340) gibt zu, daß die Ciris hier gegen Vergil im Nachteil ist. Auch eines Widerspruchs mit sich selbst wird Sk. beschuldigt, wenn er S. 122 das Nachlassen der Cirisimitation von A. VIII an daraus erklärt, daß ein kaiserlicher Befehl im J. 26 den Gallus zur Vergessenheit verdammte, während sich doch 'Zitate aus Gallus' noch in der zweiten Fassung von G. IV finden:

348 f., 364, 388 f., 421, 430 f., 443 und 492
∼ Ciris 446, 196, 394, 61, 516, 378 „ 420.

Zur Orpheusepisode gehört allerdings genau genommen nur die letzte Stelle, die Aristäusepisode dagegen wohl schon zur ersten Ausgabe, obgleich man aus Serv. B. 10, 1: *a medio usque ad finem* und der Lesart seines Parisinus G. IV 1: *Aristei et Orfei fabula* samt dem auch im Vaticanus hier vorhandenen Rückblick *ut supra diximus* auf eine Umarbeitung des Ganzen schließen könnte und geschlossen hat. Aber wenn V. einmal änderte, konnte und mußte er doch auch diese Huldigungen für Gallus mit tilgen. Die von Sk. wiederholt dem V. nachgesagte Kontamination schreibt S. umgekehrt der Ciris zu; vgl. besonders 61 mit B. 6, 75 f. und der neu beigebrachten Parallele G. IV 421. Das wiederholt beanstandete *ante* B. 6, 80 verteidigt er mit Recht und Erfolg. Doch scheint mir der Hinweis auf *prius* Cir. 33 und *ante* 531 wenig zu beweisen, wie ich denn auch über *quo cursu* und *quibus alis* anders denke als er; s. meine Anm. z. St.

8) G. Némethy, Zur Cirisfrage. Rhein. Mus. 62 (1907) S. 482/85.

Was Ribbecks GRD. II S. 350 über den Culex sagt, das glaubt N. auch von der Ciris: sie sei eine absichtliche Fälschung, mit der Vergil dem Messalla Corvinus, Tibulls späterem Gönner, ein Jugendgedicht gewidmet haben solle wie im Culex 1 und 25 f. dem *puer Octavius*, seinem anderen Gönner Oktavian. Der Anfang Cir. 1—2 setze Hor. Epist. I 6, 7 voraus, Cir. 3—4 die Georg. IV 564, alle 4 Eingangsverse Catalept. 5 (7 Ribb.[2]), Cir. 18—20 den Cul. 1 f. und 35, Cir. 36/9 Georg. II 475. Die Zeit der Fälschung will N. dadurch bestimmen, daß Pseudo-Tibull, der mit dem echten T. vereinigt zuerst dem Tragiker Seneka vorlag, wie N. annimmt, in Culex und Ciris je 6 mal nachgeahmt sei, während Sudhaus S. 476 die Ciris bald nach der Äneis und dem ersten Buche von Ovids Metamorphosen verfaßt sein läßt.

9) Paul Jahn, Vergil und die Ciris. Rhein. Mus. 63 (1908) S. 79—106.

Alles fließt. Nachgerade dreht sich die Cirisfrage zum Anfangspunkte herum. Drachmanns dänisch geschriebenen Aufsatz (s. o. S. 144) kann ich leider nicht lesen und würdigen. Bei uns stellt Vollmer (s. u. Nr. 15) zur Erwägung, ob nicht Vergil, für den doch zunächst die Überlieferung spricht, zwischen den drei

Hauptwerken *ἀλλότρια* wie Catal. 11 (9) und die Ciris geschrieben oder, etwa im J. 26, ein in seiner Jugend angefangenes Epyllion wieder vorgesucht und zu Ehren des Messalla fertig gemacht haben könnte. Die auch von Vollmer verlangte breitere Grundlage zu gewinnen strebt schon lange P. Jahn, der die Sammlungen Ganzenmüllers (Suppl. XX der neuen Jahrb. f. Phil. 1894 S. 551—657) vervollständigt und seine eigenen Listen auf die verschiedensten Möglichkeiten hin geordnet und untersucht hat, ohne von Haus aus ein bestimmt vorschwebendes Ziel im Auge zu haben. Er will, allzu bescheiden, nicht etwa Skutsch widerlegen, auch nichts Bestimmtes behaupten, sondern nur seine Funde vorlegen und durch klare, an die festgestellten Tatsachen achtmal angeschlossene Fragen (S. 104 nicht weniger als 15 hintereinander) zu immer genauerer Prüfung anregen. Am Ende behielten sozusagen beide Parteien recht, nur daß sie die eine Möglichkeit nicht ernstlich genug in Betracht gezogen hätten.

Ausgegangen wird von Ovids Met. VIII 6—144. Eine doppelte Tabelle (Ovid und Ciris — Ciris und Ovid) lehrt nicht nur Benutzung des einen durch den andern, sondern auch weiter, daß Ovid die Ciris kennt und braucht, wie alles andre, was er über diesen Gegenstand finden konnte, z. B. auch bei Properz. Sonst müßte die Ciris den Ovid viel freier benutzt haben als erweislich den Catull, Lukrez und Vergil, denen umgekehrt wieder Ovid anders gegenübersteht als der Ciris. Die besonders beweiskräftigen Anklänge (Ov. 8—10 ~ C. 387, 499 f., 122, 380; Ov. 83 f. *quies* ~ C. 232 f. usw.) kann ich hier und weiterhin nicht alle ausziehen; dafür ist Jahns kunstvoll knappe Übersicht viel zu reichhaltig. Zweitens wird entsprechend Properz mit der Ciris verglichen. Er kommt in Betracht mit seiner Erzählung III 19, 21/8 (vgl. bes. *venumdata* 21 ~ *perii* C. 430 und *dos* 23 ~ *condicio* C. 187) und mit der (von der Cir. 59 f. abgelehnten) Variante IV 4, 39—42, wo sich zwar das erste Distichon allenfalls aus Verg. B. 6, 74 erklären ließe, nicht aber das zweite, das auf Vers 101, 111, 113 und 181 von Cat. 64 führt, dem Hauptmuster unserer Ciris, zu der auch der erste Hexameter stimmt; mit *in patrios saevisse capillos* vgl. Cir. 321, 382 und 386. Eine zweite Tabelle zeigt wieder, daß nicht etwa die Ciris entlehnt hat; sie schöpft z. B. in V. 438—442 gleichfalls aus Cat. 64, 139 f. und 153, also sicher nicht aus Properz. Auch Tib. I 4, 64 f. erklärt Jahn so, daß zwar der Pentameter auf Verg. G. III 7, der Anfang des Hexameters aber nicht lediglich auf G. I 404/9, sondern mit *carmine* auf ein selbständiges Gedicht jener Zeit anspiele, gerade wie Prop. IV. Das wäre eben unsere Ciris, die in allen kontrollierbaren Punkten stimme, wie sie auch sonst Parallelen zu den Elegikern biete.

Da nach Skutsch die zweite Hälfte der Äneis weniger oft und weit zur Ciris stimmen soll, stellt J. durch neue Tabellen auch für A. IV—XII wirkliche Parallelen fest (namentlich

A. VI 604/6 ~ C. 261/3 + 280, VI 760 ~ *vides* 268, VI 779—780 *viden* ~ C. 269 + 500 f. sowie VII 373—381 ~ C. 181 f. + 184 und XI 567/9 ~ C. 510, 513 und 518) und schließt auf V. als Verfasser der Ciris, weil dieser aus Lukrez, Catull usw. trotz des engen Anschlusses keinen ganzen Vers bringt, aus Vergil aber Verse und Verskomplexe — genau entsprechend den Parallelstellen im echten Vergil. Um das recht anschaulich zu machen, folgt eine Art indirekter Beweis in einer vierten Liste. Angenommen, G. IV wäre herrenlos überliefert, so entspräche das Verhältnis dieses Buches zu den drei vorhergehenden, zu der A. und den B. genau dem der Ciris zu unserem zweifellosen V. [dabei reiht J. Versanfänge u. a. Verbindungen wie *namque aliae, non aliter, nec vero, et omnes* wieder ein, auf die er S. 93 und 103 wegen geringer Beweiskraft vorsichtig verzichtet]. Eine letzte Liste verzeichnet die Berührungen der Ciris mit Catal. 11 (9) und 12 (3). Hier wird Cir. 175 die handschriftl. Lesart [auch *amorem*?] verteidigt durch Cat. 12, 2 und in jenem längeren, auch einem Messalla gewidmeten Gedichte die Wiederholung der selben Worte (*pauca mihi* 12, 1 und 2, *victor* 3 und 4, . . . *carmina quae* 15/6, *certatim* . . *divi* 21/2 ganz wie *o iterum* Cir. 286/7, *te Britomarti* 295/6, *tene ego* 428/9 u. o. ä.) nachgewiesen und außerdem die wichtigen Parallelen 12, 47—53 ~ Cir. 76 (459), 172/4, 358 und 362/4. Diese zwei Gedichte dem V. abzusprechen sieht J. keinen Grund. Ihnen ähnelt die Ciris, für deren Echtheit ihm außer der Überlieferung und gleichen Ausnutzung des echten Vergil sogar die Verwertung der gleichen Muster, ja Lieblingstellen aus älteren Dichtern zu sprechen scheint, während die sachlichen Angaben der zusammengestoppelten Einleitung nicht zwingen, nein eher widerraten, an einen älteren Politiker zu denken. Die Annahme eines unreifen Jugendwerks, etwa aus der Eklogenzeit, könnte wohl selbst die vorhandenen Ungeschicklichkeiten begreiflich machen.

II. Zu den ländlichen Gedichten.

10) R. Sabbadini, La Cultura 26 (1907) S. 368 f.

Nach seiner Weise (vgl. zuletzt JB. 1903 S. 172 über B. 4) will S. die Schwierigkeiten in B. 1 dadurch erklären, daß das Gedicht überarbeitet wurde, als es zum Vorwort der ganzen Sammlung gemacht dem Oktavian Dank und Huldigung aussprechen sollte. Zum ursprünglichen Kern gehöre V. 1—3, 6—18 und 46—83, während die Antwort auf die Frage von V. 18, die jetzt nicht 19—23 gegeben wird, sondern erst 42, nachdem 26 eine zweite Frage aufgeworfen und dann ausführlich beantwortet ist, von Haus aus anders gelautet haben müsse. Das Streben nach der Freilassung 27/9 und 40/1 diene jetzt dazu, den Ruhm der Weltstadt und der Verdienste Oktavians einzuknüpfen (42/3 ~ 7/8, aber

aus dem Futur ist das Präsens geworden), und sei durch die Wirtschaftlichkeit der Amaryllis 30/9 begründet. Diese neue Liebe wird aber doch schon 4/5 erwähnt (sachlich ∼ 1—3; aber nicht zur jüngeren Schicht gehörig?) und ergibt einen gewissen Widerspruch zu dem höheren Alter in V. 46 und 51, der durch *candidior barba* 28 etwas gemildert, aber nicht ganz behoben wird. S.s Lösung wird wohl ebensowenig allgemein befriedigen wie die Bethes im Rhein. Mus. 1892 S. 576f.

11) J. Luňák, Verisimilium decas. Sonderdruck aus den Schriften der Kaiserl. Neuruss. Universität (Odessa 1908?). 11 S. gr. 8.

Ein Universitätsprofessor a. D. in Odessa legt hier in kurzer Form seine Meinung über zehn bedenkliche Stellen alter Schriftsteller vor. Er empfiehlt z. B. für Cic. Tusc. V 61 *pueros delicatos* (vgl. Mil. 28) st. *delectos*, Ov. Met. II 871 st. *falsa* vielmehr nach Lucr. III 4 *ficta* (= *fixa*) *pedum* .. *vestigia*, Gell. N. A. II 3, 1 *sonus* .. *vividior vegetiorque* st. *viridior*. So will er S. 6f. auch Verg. B. 1, 61 *pererratis amborum finibus* heilen durch die Vermutung *Ambarrum* d. h. Ambarrorum. Graphisch läge das wohl nahe genug. Aber sachlich scheint mir doch das wenig bekannte Volk, das Cäsar im B. G. I 11, 4 und 14, 3 erwähnt, kaum hierher zu passen, zumal die absol. Abl. zu beiden Subjekten gehören. Und *amborum* ist m. E. zu halten: wenn die Parther zur Saone, die Deutschen zum Tigris kommen sollen, müssen sie von den Grenzen des Römerreiches aus zunächst ihr eigenes und dann das andere Land durchschwärmen.

12) Fr. Leo, Das Schlußgedicht des ersten Buches des Properz. Nachrichten von der Königl. Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1898 S. 469—478.

Aus diesem Aufsatz ist nachzuholen, was die letzten fünf Seiten enthalten. Leo verfolgt eine von Wilamowitz zu Eurip. Her. II² S. 199 festgestellte stilistische Besonderheit weiter, die sich auch bei Vergil findet, nämlich die Vertauschung zweier Attribute oder vielmehr, da der eine Satzteil erst durch die Ergänzung des andern zur vollen Wirkung kommt, ihre mit dem Zeugma oder der Figur ἀπὸ κοινοῦ verwandte Kreuzung. Ich möchte sagen: der zur Einheit gediehene Gedanke spaltet sich wieder, sprachlich ungenau, überquer, nicht nach der Faser. So sagt Prop. I 22, 5 *Romana suos egit discordia cives,* meint aber eigentlich *Romanos cives sua discordia egit*, wie 6f. *solum Etruscum nullo contegis pulvere* und II 1, 28 *Siculo bello classis fugit*. Ähnlich Lucr. VI 1127, Hor. I 18, 21f. (s. Kießling), Lygd. 3, 2 und 4, 42. Überall darf man hier den Sprachvorgang nur nachfühlen, nicht wägen oder messen, geschweige denn den Text ändern, was man vielfach versucht hat.

Aus solcher Wechselbeziehung erklärt Leo nicht nur A. IV 180 (s. schon Servius) und VIII 82 (durch die Bäume sieht man die Sau, wie sie mit ihrem ganzen Wurf am Ufer liegt), sondern auch die Crux Buc. 3, 109: *quisquis amores aut metuet dulces aut experietur amaros.* Die bittersüße Liebe kennt man aus Sappho 40 u. a. Und so will V. durch den antithetischen Ausdruck die Gesamtheit der Liebenden umfassen: *dulces* und *amaros* bilden vollkommene Gegensätze, *metuet* und *experietur* nicht vollkommene. Das erste Glied *metuet dulces* enthält einen Widersinn, der erst durch *experietur amaros* ausgeglichen wird. In dem prosaischen *aut metuet amaros aut experietur* (oder *sperabit*) *dulces* wäre keine Disharmonie, aber auch keine Auflösung zu finden.

13) Die neuere Literatur zu B. 4 verzeichnet mein Anhang zu Lad. I[8] in sachlicher Ordnung. Dazu kommt jetzt noch die neue Fassung der im JB. 1889 S. 360 angedeuteten Ansicht von O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte II 1906 S. 1491 f. Außerdem wiederholt seinen früheren Aufsatz über den Orphismus der vierten Ekloge (s. JB. 1903 S. 171) S. Reinach in seiner Sammlung Cultes, Mythes et Religions II S. 66—84; vgl. u. Nr. 46. Ohne wesentlich Neues vorzubringen, streift den Eingang unserer Ekloge auch Karl Stützle, Die Sibyllen und Sibyllinen (Erster Teil), Progr. des Gymn. in Ellwangen 1904 (Nr. 671) S. 41 f.

14) K. Hiemer, Die Römeroden des Horaz. Progr. des Gymna. in Ellwangen 1905 (Nr. 704). 69 S. 4. — Vgl. H. Röhl, JB. 1907 S. 65 f.

Durch die besondere Einkleidung der Verheißungen der Juno bei Hor. III 3, 37 f. wird Verf. nicht nur auf Epode 16, sondern auch S. 27 auf Vergils vierte Ekloge geführt. Die gemeinsamen Züge der drei Gedichte verraten ihm eine gemeinsame Grundlage, vielleicht einen Orakelspruch, dessen Grund und Inhalt er zu rekonstruieren sucht, und zwar hauptsächlich nach Jesaias. Die Zusammenstellung soll nur beweisen, sagt S. 33, daß einem Juden . . Vorstellungen, wie sie die in Frage stehenden Gedichte voraussetzen, ungezwungen in die Feder fließen mußten. Für die Zeit der Gedichte und die Priorität verweise ich jetzt auf meine Anm. zu B. 4, 21 nebst Einl. S. 5 und Anh. Auch über die Anklänge der Sibyllinen (S. 39) bin ich ungefähr derselben Ansicht wie H. Doch kann ich die Römerode nicht mit einschließen und an die weitgehende Ausbeutung des Alten Testaments schwer glauben, wenn nicht nur die Geburt eines Knaben zum Friedefürsten und Weltgebieter dort verglichen wird, sondern nach Jes. 13—14 auch die Verödung einer Weltstadt zum Tummelplatz wilder Tiere durch ein barbarisches Reitervolk nach dem Fall eines unbestattet gebliebenen Königs, wofür H. S. 36 auch Vergils Epilog für Priamus

(A. II 554/8) heranzieht, 'den wir mit R. Heinze gerne entbehren würden'.

15) Fr. Vollmer, Zu Vergils sechster Ekloge. Rhein. Mus. 61 (1906) S. 481—490.

Vollmer erhebt eine Reihe begründeter Einwände gegen den neuen Skutsch. *Prima* . . B. 6, 1 heiße doch: ich habe als erster es nicht unter meiner Würde gefunden, ein bukolisches Lied anzustimmen. Daran schließe sich glatt V. 3: als ich ein (annalistisches oder heroisches) Epos singen wollte, mahnte Apollo ab; vgl. Suet.-Don. § 19: *mox cum res Romanas inchoasset, offensus materia ad bucolica transiit.* Es stehe doch fest, daß V. die Bukolik in Rom eingeführt habe. Bei *pergite* 13 habe Skutsch recht, es bedeute 'fahret fort'; aber das könne auch heißen 'singt ein neues bukolisches Lied'.

Den bisher umsonst gesuchten Zusammenhang des Proömiums mit dem Hauptteile will V. darin finden, daß der Dichter durch die scheinbare Ungeschicklichkeit in der Vorführung seiner Gedichtstoffe sinnenfällig dartue, wie dem Silen die Gegenstände so zuströmen, daß kaum zu Atem kommt, wer ihm nachfolgen will. Ich kann diese Erklärung nicht ausreichend finden, da nicht nur Inhaltsangaben, was V. leugnet, sondern 47 f. und vollends 55 f. geradezu Zitate vorliegen — also keineswegs bloße Rohstoffe. Auch daß in V. 9 *in iussa* = 'deinen Weisungen nicht entsprechend' zu lesen sei, glaube ich nicht. Ich habe in meiner Ausgabe, die sonst mehrfach zu dem stimmt, was Vollmer sagt, einfach aus der Litotes ähnliches erschlossen.

16) P. H. D. in der Mnem. 35 (1907) S. 177 will B. 6, 21 *videnti* in *rubenti* ändern und vergleicht u. a. dazu B. 10, 27.

17) J. Vahlen behandelt im Index lectionum der Universität Berlin für das Sommersem. 1905 nochmals (wie 1888) B. 8. In einem kleinen Nachtrag S. 17/8 hält er, ohne den weitergehenden Vorschlag von Crusius und Cartault zu berücksichtigen, gegen Ribbeck daran fest, daß die Zwischenrede der Magd hinter, nicht vor *bonum sit* abzuschließen sei. Sonst erklärt er hauptsächlich das Mittelstück 47—50 und 58—60. Bis S. 11 mustert er ausführlich, was alles bisher beanstandet, umgestellt und verändert worden ist. Er selber hält die Überlieferung aufrecht, setzt *saevus* und *improbus* gleich, findet in *crudelis tu quoque, mater* keinen Ausruf, sondern die Fortsetzung der vorhergehenden Aussage, wie auch A. VII 685 die Apostrophe gebraucht ist, und in V. 50 die unentbehrliche Antwort auf die vorhergehende Frage 'wer ist grausamer, die Kindermörderin Medea (die nebenher verglichen wird, um Amors Schuld zu veranschaulichen) oder der Anstifter der Untat?' Wenn dieses Problem in V. 50 nicht klar

entschieden, sondern mit einer Art Gemeinplatz ein kräftiger Abschluß erzielt werde, will er dies mit Eurip. Herc. fur. 558—561 und Kallimachus II 82 f. vergleichen, ja mit einem Satze aus einer modernen französischen Zeitung. Ich möchte, ohne V. in allem zu folgen, auf den undeutlichen Spruch B. 3, 108 f. verweisen, wo auch eine klare Entscheidung des Preisrichters zu vermissen ist, und *crudelis tu quoque* als Zitat ansehen, zumal es A. I 407 wiederkehrt. Vgl. auch den hochtönenden Schluß B. 10, 69.

Kein Gewicht legt Vahlen auf genaue Entsprechungen. Die kleine Ungenauigkeit in den drei Teilen der letzten Strophe beider Lieder: 46—50. 51—56. 57—60, also 5 + 6 + 4 Verse (wie in der Mittelstrophe des ersten Liedes) gegen 93—98. 99—102. 103—107, also 6 + 4 + 5 Verse, so daß im zweiten Liede alle drei Strophen ihre drei Unterteile verschieden ordnen, bin ich geneigt, auf den Dichter selbst zurückzuführen, zumal wenn die strophische Gliederung der ersten Ballade erst nachträglich erfolgt sein sollte. In V. 58 endlich erklärt Vahlen *omnia vel medium fiant mare* ganz wörtlich (vgl. Prop. II 16, 46 gegen die Annahme, Theokrits ἔναλλα sei mißverstanden und als ἐνάλια wiedergegeben worden) und sammelt zu dem steigernden *medius* eine Menge von Beispielen, wie schon Plüß einige in der WS. f. klass. Phil. 1885 Sp. 1489.

18) O. Hense, Rhein. Mus. LXI (1906) S. 5 f.

In einer Anmerkung kommt H. auf G. I 56 f. Da gibt V. hinter *gramina* keine Nachweise mehr, *quid quaeque ferat regio, quid quaeque recuset*, sondern bespricht allgemein schätzbare Erzeugnisse verschiedener Länder, womit er eigentlich von seinem Thema abspringt, wie schon P. Jahn im Rh. Mus. 1903 S. 400 anmerkt. H. führt diesen Mangel an straffer Beziehung auf Abhängigkeit von einem Alexandriner zurück und findet das Ungenügende des Zusammenhangs durch die rhetorische Frage *nonne vides* geschickt verdeckt. Ich möchte hierzu noch auf G. I 111, III 103 und 205 verweisen, auch weiter auf *vidi* I 193 und 197 oder auf *vidi* 318 in Verbindung mit anaphorischem *saepe* 316 und 322, wie denn schließlich auch die bloße Anapher (II 298 f. fünf *neve*) einen notdürftigen Anschluß herstellt.

19) Paul Jahn, Aus Vergils Dichterwerkstätte: Georgica III 49—469. Rhein. Mus. f. Philol. (N. F. LX) 1905 S. 361—387.

20) Paul Jahn, Aus Vergils Dichterwerkstätte: Georgica IV 281—558. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Köllnischen Gymn. in Berlin 1905 (Progr. Nr. 63). 21 S. 4. — Vgl. J. Tolkien, Berl. phil. WS. 1906 Sp. 398 f.; L. Heitkamp, Neue philol. Rundschau 1907 S. 173/74.

Mit diesen beiden Aufsätzen hat J. seine verdienstlichen Studien über Vergils ländliche Gedichte wohl zunächst abgeschlossen. Allerdings hat er bisher B. 4 und 6 sowie einzelne Stücke der

Georgika, namentlich Einleitungen und Schlußteile, noch nicht ausdrücklich behandelt. Aber was er noch zu sagen hat, dürfen wir wohl nun in Bursians JB. erwarten, für welchen er den Bescheid über Vergil übernommen hat. Die Anlage und das Ziel seiner Arbeiten ist den Lesern aus meinen Berichten bekannt. Nachzutragen habe ich höchstens, daß V.s mit Bienenfleiß gemachte Stoffsammlungen mir nicht mehr so undenkbar vorkommen wie früher, wenn ich sie mit den umfangreichen Vorarbeiten vergleiche, die Schiller z. B. für den Demetrius hinterlassen hat[1]). Aber manches will mir noch immer nicht einleuchten. So bemerkt J. zu IV 308, daß I 477 Benutzung von Lucr. I 123 infolge Nachschlagens, hier Erinnerung infolge der früheren Verwertung vorliege: 'dort nämlich sind Studien über Wundererscheinungen zusammengetragen, hier lag kein Anlaß vor, diese sonst ganz unähnliche Stelle nachzuschlagen'. Ja kann denn etwas Entsprechendes nicht auch anderwärts unbewußt anklingen? Oder ganz von selber entstehen wie III 218 *cornibus inter se decernere*? Dazu ist m. E. nicht notwendig erst Varro II 3, 8 heranzuholen. Ebensowenig Cat. 64, 285 für *Peneia Tempe* IV 317 u. d. m. Daß man bisher die Benutzung der Vorgänger so wenig erkannt hat, führt J. darauf zurück, daß V. trotz aller Anlehnung etwas Neues geschaffen hat. Er will seinerseits in aller Kürze nicht die Verschiedenheit der Texte, sondern die Ähnlichkeit nachweisen. Die wichtigsten Ergebnisse seiner Quellenforschungen hat er im Rhein. Mus. am Anfang, im Programm am Ende übersichtlich zusammengestellt.

Für G. III ist Hauptquelle Varros R. r. II, aber die Reihenfolge ist verschieden. Vergils erster Teil (bis 283) ist Varros zweiter 'de pecore maiore', Vergils zweiter (wieder 283 Verse) ist Varros erster 'de minoribus pecudibus'; aber in Vers 403—413 sind ein paar Angaben über die Hunde eingeschaltet, die, Hesiods *Ἐκη*. 405 f. ersetzend, mehrfach zu Kapitel 2 von Varros drittem Teile stimmen 'in pecuaria quae parantur . . propter eam aut ex ea sunt' (s. II 1, 12). Wie aus diesem dritten 'Akte' Varros das Nebenerzeugnis Maulesel und das Betriebsmittel Sklave bei Vergil wegfällt, so aus dem ersten das Schwein, aus dem zweiten der Esel und ebenso manche von Varros Unterteilen (81 nach II 1, 28). Anderes wird zusammengefaßt, namentlich Rind und Pferd, Schaf und Ziege, einzelnes auch umgestellt. Vergil entlehnt also dem Varro nicht den ganzen Stoff, sondern nur das Gerüst für seine dichterische Abhandlung, welche dann, abgesehen von einigen Nebenquellen, die verschiedensten Muster benutzt. Feinen Takt verraten besonders seine zahlreichen Exkurse, die fast alle ohne Störung des Zusammenhangs ausgeschieden werden

[1]) Noch auffälliger erinnert mich an Jahns Verfahren und Ergebnis eine Studie, welche A. Leitzmann über die Quellen von Schillers 'Pompeji und Herkulanum' im Euphorion XII (1905) S. 557—561 veröffentlicht hat.

könnten; nur 118f. und 202f. erschien eine zurückgreifende Wiederholung erforderlich. Sie geben gern mythologische, geschichtliche, sachliche Beispiele und Lehren; so für stattliche Zuchthengste 89—94[1]), zum Teil nach Apoll. Rhod. II 1235 f., für ein Wettrennen 103—112, für die ersten Wettfahrer und Bereiter 113/7 nach Varros Admirabilia (s. Servius), über die von Bremsen gejagte Io 152/3, den ungestümen Boreas 195—201 (absichtlich abweichend von Hom. *Y* 219 f.), Pans Verwandlung 391/3 nach Nikanders *Ἑτεροιούμενα* (s. DServ. und Macr. Sat. V 22, 10) und die Abwehr schädlicher Schlangen 414/39 nach Nikanders *Θηριακά*. Zu diesen kleineren Exkursen möchte ich auch rechnen, was 258—263 über Leander steht; ebenso den Stierkampf 219/23 nach Apoll. Rhod. II 88 f. und den Vergleich für den erneuten Ansturm 237/41 aus Hom. *Δ* 422 f. Jahn bezeichnet diese beiden Stellen wie die dazwischenstehenden Verse als drei Exkurse in dem großen Exkurse, der von 209 an die erste Hälfte des Buches schließe wie der 470 f. die zweite. Ich finde, daß der Abschnitt 'de amore' zur Sache gehört, nicht abschweift; geht er doch anfangs auf Varro zurück und von 224 an, abgesehen von dem Bilde, auf Aristot. Hist. an. VI 18, die ja auch G. IV 1—280 neben Varro als Quelle dient, wie im Phil. 1904 S. 66 f. nachgewiesen ist. Den letzten Exkurs über die Viehseuche in Noricum hat Jahn nicht mehr behandelt, wohl nicht aus Mangel an Platz, sondern an Stoff; J. van Wageningen S. 166 meint, Vergil gehe hier seinen eigenen Weg, und führt nur einige Entsprechungen aus Lukrez an. Auch für den dritten langen Exkurs 349—383 über das Hirtenleben im Süden und im hohen Norden weiß J. keinen Anhalt als die Anregung durch Varro II 2, 9 und I 2, 4 nebst Homer *λ* 14 f. anzugeben. Hier darf man wohl auf eine Quelle schließen, aus welcher auch, wenngleich voraussichtlich nur mittelbar, die Germania des Tacitus gespeist wird, der 16, 10. 17, 2. 22, 5. 23, 1 dieselbe Sache und Reihenfolge hat wie unsere Verse 376—380; an Sallusts Hist. III denkt Th. Wiedemann in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV (1864) S. 173 f. wie Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV 21. Vgl. Serv. und Bern. Schol. zu G. III 383.

G. IV hängt im ersten Teile wesentlich von Varro III 16 ab. Hier fand Vergil in § 4 (wie schon II 5, 5 und III 2, 11) die künstliche Erzeugung der Bienen erwähnt, von der die Alten fabeln. Von da aus kam er für den zweiten Teil auf ein unter Demokrits Namen gehendes Buch, das auch als Quelle für die Geoponika XV 2 gedient haben wird, die genau die Reihe befolgen wie Vergil, aber etwas mehr enthalten; umgekehrt muß in der Urquelle noch gestanden haben 'in Ägypten' und 'im Frühling',

[1]) Aus V. 89 folgert E. Oder in seinen Anecdota Cantabrigiensia (Progr. des Friedrichs-Werderschen Gymn. Berlin 1896) S. 20, daß dem Vergil ein griechisches Pferd vorschwebe: nicht Varro sei seine Quelle, sondern ein schon von diesem benutztes griechisches Werk.

was unsere Verse 287—93 und 305/8 umschreiben, die Geoponika aber auslassen. Mit Vers 317 setzt dann Vergils Hauptquelle ein, die eine ganz kurze Prosaerzählung gewesen sein kann, etwa wie Hygins Fabeln. Diesen Bericht über Aristäus unterbrechen 321—386 ausschmückende Studien, 387—452 eine Einlage über die Fesselung des Proteus nach Homer δ 384—471 nebst kleineren Einzelstudien und 460—527 eine zweite Zutat aus einer vierten Quelle, wahrscheinlich auch nur einer kurzen Prosaerzählung über Orpheus und Eurydice, an die sich noch 528f. nach δ 570 anschließt. Dazu kommen wieder Studien über Studien, auch zu dem Schlußbericht der Hauptquelle. Diese Studien sind neben dem selbständigen Entwurfe der Anlage Vergils Hauptverdienst. In ihnen steckt eine großartige Sammelarbeit. So fußt die Klage des Sohnes vor einer Wassergottheit 320—328 auf Hom. Α 371f. und δ 529, die Erscheinung der Wassernymphen 333—344 auf Σ 35—48, die Plauderei beim Spinnen 345f. auf Theokr. 24, 74f. (vgl. besonders die Hindeutung auf Herkules V. 358 mit Th. 76), die Unterwelt des Meeres 363f. auf Hes. Theog. 336f. nebst Lucr. VI 536f. und die Aufnahme des Fremdlings 374f. auf δ 43—58 (dazu keine andre Quelle; 'denn nur hier kommt alles Entsprechende vor'). Bei der Proteus-Episode ist bemerkenswerter als die Einschaltung verwandter Züge aus anderem Zusammenhange (Α 70 = V. 393, ν 96f. ∼ V. 418f., Nikanders Ther. 367 ∼ V. 425 u. d. m.) das Bestreben, vom Vorbilde möglichst abzuweichen: Vergils Ankündigung dessen, was Proteus tun werde, entspricht der Homers δ 384—90, 400—408 und 414—22, benutzt aber zuletzt auch Homers Bericht vom wirklichen Hergange (454/6), während umgekehrt das Erlebnis bei Vergil nicht allein dem bei Homer (445f.) entspricht, sondern auch mehrfach mit Einzelheiten aus Homers Ankündigung durchsetzt ist.

Unter den von J. nachgewiesenen Mustern V.s entdeckt man manche willkommene Einzelheit. Den Geruch, *notas auras* III 251 (über 130 s. JB. 1903 S. 166), verdeutlicht Arist. Hist. an. VI 18, 7: *οἱ ἄρρενες ἵπποι διαγιγνώσκουσι τὰς θηλείας τὰς συννόμους ταῖς ὀσμαῖς*, das *umeros ad volnera durat* 257 der Ausdruck *θωρακίζοντες ἑαυτούς* eb. § 1. Zu Varro II 2, 10 *cum prima luce exeunt* stimmt III 324 *Luciferi primo cum lumine*. Lucr. I 921f. ist Vorbild für den Übergang G. III 284f., L. V 982f. mit 'wunderbarer' Umbiegung für G. III 230f. und L. VI 1111 nebst Umgebung für G. IV 287—294 und 297f. Doch genug damit. Nur noch ein paar Bedenken zum Schluß.

Warum Hom. Ο 193 *μακρὸς Ὄλυμπος* für *longus Olympus* III 223 und Ζ 458 *πόλλ' ἀεκαζομένῳ* für *multa reluctanti* IV 301 'durch Vermittelung' benutzt sein soll, verstehe ich nicht recht; wenn kein Zufall vorliegt, erklärt sich doch das Zusammentreffen leicht aus der Lektüre. Und warum V. *leaena* aus Theokrit oder Catull haben soll, wenn es in Varros und Ciceros Prosa schon

vorkommt, leuchtet selbst dadurch nicht ein, daß die Erklärung von III 245 fast wörtlich bei IV 408 wiederholt wird. Unklar ist mir, ob Vergil *cohortes* bei Varro II 2, 9 mißverstanden haben soll, wenn er III 346 römische Krieger mit libyschen Hirten vergleicht. Den Vers IV 338 nimmt Jahn für echt, obgleich er angibt, daß dort von Homers Namen 22 [vielmehr alle außer *Clymene*] sonst nicht verwendet sind. IV 509 liest er *gelidis sub astris* (wie Ribbeck), da bei Lucr. VI 720 *gelidis ab stellis* auch den Norden bedeute, während der Plural *antris*, zumal nach *rupe sub aëria*, auffällig sei: 'die Änderung in *antris* lag sehr nahe; *astris* könnte nur ein literarisch Hochgebildeter eingesetzt haben'. Verdruckt ist im Rh. Mus. S. 362 unter Vers 73—88 Apoll. Rh. II st. III 1258 f. und S. 365 unter V. 445—463 Varro II 11, 16 st. 6.

21) L. Havet, Rev. de philol. 30 (1906) S. 308.

Da G. III 257 die Handschriften außer *M* und γ^1 ein *que* hinter *umeros* haben und das doppelte *atque* zwei Worte, nicht wie sonst zwei Sätze verkoppele, will H. *aeque* für das erste *atque* schreiben.

22) G. Funaioli, Archiv f. lat. Lex. und Grammatik 13 (1904) S. 313.

F. deutet *tantum campi* G. III 343 wieder wie Ladewig u. a. lokativ: das Vieh liege (übernachte) auf dem bloßen Boden.

23) M. Manitius, Handschriftliches zu Vergil und Seneca Tragicus. Philol. 63 (N. F. 17), 1904 S. 311/5.

Ein Dresdener Codex A 118 (aus Herzogenbusch in Niederösterreich) ist in zwei Blätter einer Foliohandschrift von Vergil gebunden worden, die aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammt. Sie enthalten B. 3, 50—4, 39; 4, 44—5, 28; G. I 423—461, 476— 'Liber II incipit' und II 14—53, 67—105. Soviel M. gesehen und wiedergegeben hat, schließt sich der Text an γbc an. Darüber stehen schwer lesbare Bemerkungen, die nur teilweise zu den uns bekannten Scholien stimmen.

III. Ausgaben.

24) Picturae ornamenta complura scripturae specimina codicis Vaticani 3867 qui codex Vergilii Romanus audit phototypice expressa consilio et opera bibliothecae Vaticanae. Romae in officina Danesi 1902. 23 S. und 33 Tafeln in Folio.

Band I dieser erlesenen Phototypien enthält die Handschrift *F* ganz (s. JB. 1899 S. 206), der vorliegende zweite, den ich erst jetzt zu Gesicht bekomme, nur lehrreiche Proben aus *R*. Zunächst bieten Tafel 1—19 die noch vorhandenen Bilder alle, neben den ersten sieben den Text B. 1, 1—9. 1, 82/3 und 2, 1—4. 3, 1—9. 3, 99—111. 4, 54—63. 5, 90 und 6, 1—7.

6, 80—86, während die folgenden zwölf schon für sich allein die 332 Millimeter hohe und 323 breite Seite mehr oder weniger füllen. Dann folgen auf Tafel 20—24 allerlei Muster des Schmucks aus (in Wirklichkeit schwarzen und roten) Linien und Punkten, nämlich die Leisten vor und hinter dem vierzeiligen Argumentum zu G III, ferner G. III 560/6 samt Explicit und Incipit IV, A. I 1—18, A. I Explicit samt Incipit II und zu A. VIII das doppelte Argumentum, einzeilig und zehnzeilig. Endlich veranschaulichen Tafel 25—33 noch neun Textseiten von je 18 Zeilen, und zwar enthalten sie B. 2, 5—22. 5, 18—35. G. III 1—18. 416—433. A. I 289—306. VI 91—108. 109—126. VIII 19—36 und XII 921—938. Die ausgiebige Vorrede bespricht erst Ursprung, Alter und Geschichte der Handschrift, dann ihre äußere Form, Abkürzungen, Zusätze und Verbesserungen, Blätterverbindung und (S. XI—XV) Bilder. Der nicht genannte Herausgeber [P. Franz Ehrle nach L. Traube in den Strena Helbigiana 307[2]] nimmt als Entstehungszeit das fünfte Jahrhundert oder das Ende des vierten an: die von Traube (s. JB. 1901 S. 136) betonten Abkürzungen D̄S und D̄O finden sich nur dreimal (B. 1, 6. A. V 391 und I 303), während 39 mal *deus* und *deo* ausgeschrieben ist; gegen Norden (s. JB. 1903 S. 184) wird S. XVI in einem Nachtrage bemerkt, daß A. VI 242 eher unmittelbar auf Dionys. Perieg. 1151 als auf Priscian 1056 zurückgehen werde; endlich zu C. Dziatzkos Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens (Leipzig 1900) S. 29 wird hervorgehoben, daß *R* zwischen alter und neuer Art schwanke, wenn Seitenüberschriften von der Hand des Textschreibers zwar nicht ganz fehlen, aber nur auf den ersten, mittelsten und letzten Seiten der Quaternionen stehen. Bemerkenswert ist noch, daß bis Blatt 114a die Wörter des Textes, anscheinend vom ersten Schreiber, durch Punkte getrennt sind, dann nur noch für Argumente, Anfang und Schluß der Bücher.

Am wichtigsten ist uns die getreue Wiedergabe der Bilder, die freilich der sauberen Schrift wenig entsprechen und hinter den Leistungen in *F* erheblich zurückstehen. Nach S. XII mögen sie in der Provinz, nicht in Rom entstanden sein, höchstens zum Teil selbständig entworfen, sonst invita Minerva abgemalt oder früher gesehenen Vorlagen aus dem Kopfe nachgebildet. Ursprünglich waren es vielleicht 42, nämlich vor jeder Ekloge eins und bei jedem Buche der Georgika und Äneis zwei (so P. de Nolhac, s. JB. 1889 S. 323). Sie erscheinen auf der Photogravüre schwarz, daneben aber Blatt 1a und 13a auch bunt, d. h. schwarz, rot und golden ausgemalt, als Probe der meisten andern, während Bl. 10—12 und 17—19 nur Gold aufweisen, wie S. XIII sagt. Dargestellt ist vor Buk. 1 Tityrus unter einem Baume mit dreiteiligen Blättern sitzend [also nicht *recubans sub tegmine fagi*], rechts neben ihm steht Meliböus; vor B. 2 Vergil

sitzend, neben ihm (links) Schreibpult und (rechts) Rollenkapsel, ähnlich vor B. 4 (klein) und 6 (mittelgroß), nur ohne Fußschemel und mit Umstellung der zwei Nebensachen (vgl. JB. 1899 S. 201f. über das Bild von Hadrumetum u. a.); vor B. 3 Menalcas, Damötas, Palämon — alle drei sitzend [s. meine Anm. zu B. 3, 55]; vor B. 5 Menalcas und Mopsus stehend, auf den Stab gestützt, die Füße gekreuzt; vor B. 7 Corydon und Thyrsis [das Vorwort sagt Mopsus] stehend, auf den Stab gelehnt, der eine links wieder mit übergeschlagenem Fuße, während Daphnis [im Vorwort wieder irrtümlich: Meliboeo arbitro] zwischen ihnen sitzt. Auch auf Tafel 8 zu G. III bläst ein Hirt im Sitzen, während ein zweiter mit gekreuzten Füßen dasteht, wieder an seinem Stabe gebogen. Wunderbar genug haben die Hirten überall, selbst auf Tafel 9 der den Kämpfen von Pferden und Stieren G. III 210f. beigegebene, nur nicht die auf Bild 1, das auch größer ist und keine Rahmenleiste hat, Kränze (von Lorbeer?) auf dem Kopfe, eine Art Windhund mit Halsband bei sich und schmale, niedrige Hüttenzelte, die aussehen wie ein oben zugeschnürter, aber vorn geöffneter Frauenhandarbeitsbeutel, während nahe der Tür oben an einer Schnur ein Gefäß ohne Henkel hängt, ähnlich einer großen elektrischen Birne, das nur auf Bild 7 rechts einmal fehlt. Geschickt und auf Wechsel bedacht ist der Maler entschieden nicht, auch nicht gewissenhaft, wenn sogar auf dem angeblich besseren Bild 1 die Hinterkörper der Herdentiere fehlen, deren Köpfe man auf der einen Seite der dünnen Bäume übereinander hervorragen sieht.

Die Bilder zur Äneis stehen nicht alle am richtigen Orte. Nicht zu I, sondern zu IX 2f. gehört Tafel 10: Iris kommt zu Turnus, und zu V 72f. T. 11: Äneas, Acestes und Helymus sitzen neben dem eine Art schmales, hohes Kuppelgrab bildenden *tumulus*, vor welchem stehend Ascanius ein Tier schlachtet, dessen Blut zu trinken in rätselhafter Bewegung eine Schlange emporkommt. Tafel 12 zeigt nach I 81f. (zwei) Schiffe im Sturme, 13 nach I 697 Dido mit Äneas und einem unbestimmbaren Gaste bei Tische, 14 Sinon nach II 57f. vor Priamus, während Hekuba mit einer Begleiterin und mehreren Kriegern von der Mauer aus zuschaut, 15 Äneas und Dido in der Höhle IV 160f. sitzend und 16 Ascanius den Hirsch der Silvia VII 483f. erschießend. Einen Kampf auf Blatt 17 bezieht die Unterschrift auf Buch XII, der Index S. XXIII auf IX 483f. Beides stimmt nicht. Könnte vielleicht der allein nicht beschildete, sondern mit Panzer und Bogen bewaffnete Troerführer Ascanius IX 622f. sein, der auch auf Bild 16 schon ziemlich erwachsen erscheint? Der Götterrat von Bl. 18 gehört zu X 1f. Unter den fünf Gestalten (von links nach rechts Minerva, Merkur, Jupiter, Vulkan (?) und Juno) fehlt allerdings Venus, die X 16f. wesentlich ist; sie findet sich aber wohl im zweiten Götterrate auf dem letzten Bilde 19 (Diana,

Apoll, Neptun, Venus (?) und Mars), das im Epos schwer unterzubringen ist und von Nolhac S. 323 vielleicht richtig auf denselben Götterrat bezogen wird, zumal es in der Handschrift gleich hinter Bild 18 vor A. X steht. Die Hauptgestalt in der Mitte (Jupiter, Neptun) erscheint mächtig breitbrüstig, auffallend dickbäuchig auch der nackte Sinon auf Bl. 14, was neben dem zierlichen Holzpferde besonders auffällt. Auf Bl. 12 schwebt über dem Meere Juno [?], geflügelt und Feuer schleudernd [nach I 42?], zwischen Eurus und Notus, die mit vollen Backen in sonderbare, ein wenig gekrümmte Röhren blasen. Übereinander stehen die Gruppen auch anderwärts: auf Bl. 15 sitzen oben die Begleiter des Liebespaares, die sich gegen den in schwarzen Strichen senkrecht fallenden Regen schützen, der eine durch den übergehaltenen Schild, der andere durch das Laubdach eines Baumes; auf Bl. 16 sehen wir den Hirsch oben, daneben ein winziges Bäumchen wie unten noch zwei, die den Wald bezeichnen, gerade wie auf Bl. 10 ein Lorbeerbaum den *lucus* IX 3. Ob das Häuschen darüber die ferne Burg des Turnus bedeutet, wage ich nicht zu entscheiden. Im Gegensatz zu den mit Helm und Panzer bekleideten Latinern tragen die Troer die phrygische Mütze, Ärmelkleid, Hosen und Schuhe [vgl. A. IX 614/6]. Ebenso stereotyp ist die Teilnahme am Gespräch dadurch angedeutet, daß die Leute Zeige- und Mittelfinger nebst dem Daumen [der nicht, wie S. XIII sagt, gleich den beiden letzten Fingern eingebogen ist] geradeaus strecken, wie schon auf Tafel 3 alle drei Personen.

Daß nicht nur Götter, sondern auch Äneas, Priamus, Hekuba, Dido u. a. einen Nimbus ums Haupt haben, ist nach S. XII für die Zeitbestimmung der Bilder zu beachten. Ebenso die Ähnlichkeit des Götterrats auf den letzten beiden Tafeln mit entsprechenden Szenen im ambrosianischen Homer, der S. XV um das Jahr 410 angesetzt wird; vgl. A. Mai, Homeri Iliados picturae antiquae 1835 S. 12f.

25) Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig und C. Schaper. Erstes Bändchen: Bukolika und Georgika. Achte Auflage, bearbeitet von Paul Deuticke. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 292 S. 8. 3 ℳ. — Vgl. R. Sabbadini, La Cultura 1907 S. 368/9; O. Morgenstern, Zeitschr. f. d. GW. 1907 S. 813/6; H. Ziemer, Monatschrift f. höh. Schulen 1908 S. 50.

Nachdem das zweite Bändchen schon zweimal, das dritte einmal in neuer Bearbeitung von mir erschienen ist, kann ich endlich auch die vom ersten anzeigen. Wenn sie der siebenten Auflage erst nach 25 Jahren folgt, so wird das hauptsächlich an der Ungunst der Verhältnisse liegen: die ländlichen Gedichte werden fast nirgends mehr in der Schule gelesen; auch andere Kommentare dazu sind, wenigstens in Deutschland[1]), meines

[1]) In der Klassikersammlung von E. Loescher in Turin erscheinen Ettore Stampinis Ausgaben in neuer Auflage, aber merkwürdigerweise

Wissens nicht mehr neu aufgelegt worden. Etwas freilich mag daran auch Schuld sein, daß Schaper in die beiden letzten Auflagen seine kühnen Ansichten über die Abfassung und Überarbeitung der Bukolika und Georgika ohne Vorbehalt eingearbeitet hatte. Ich habe diesen Stein des Anstoßes weggeräumt und alles nach Kräften herangeholt, was in letzter Zeit zur richtigen Beurteilung von Vergils Eigenart, Entwicklung, Arbeitsweise und Wert beigebracht worden ist. Und das war nicht wenig. Das Bändchen ist um fünf Bogen gewachsen und hoffentlich nunmehr imstande, auch höheren Ansprüchen zu genügen, indem es nicht nur das unmittelbare Verstehen und Übersetzen fördert, sondern auch rückwärts schauen lehrt und vorwärts treiben will.

Der Text beruht auf den verständigen Entscheidungen Ladewigs, zu denen ich gern zurückgekehrt bin, wo unsere Quellen gegen Schapers Vermutungen sprachen. Auch sonst ziehe ich den Befund der Handschriften neueren Vermutungen, die Ladewig manchmal aufgenommen hatte, im allgemeinen vor. Meinerseits geändert habe ich, abgesehen von verschiedenen Lesezeichen, so gut wie nichts: so gern ich auch hier und da mich anders entschieden hätte, wenn ich nicht an den vorliegenden Grundstock gebunden war, habe ich doch stehen lassen, was irgendwie zu halten ist, selbst *gaudeat* G. III 188. Die Folge der Verse entspricht jetzt bis auf G. IV 369 f. der Überlieferung, auch B. 8, 47 f.

In der Einleitung sind manche Wiederholungen beseitigt, einige Stücke umgearbeitet und ein neuer Schluß zugefügt worden. Außerdem sind durch Fußnoten allerlei wichtige Tatsachen und Literaturangaben angemerkt, um das äußere Leben und das innere Werden und Wirken des Dichters ins rechte Licht zu setzen. Die Listen der Wörter, die zuerst bei Vergil vorzukommen scheinen, sind auch in diesem Bändchen vorläufig weggefallen: einiges wäre ja zu berichtigen, aber am besten tut man doch wohl, dafür den Abschluß des Thesaurus abzuwarten.

Die Anmerkungen sind gesichtet und im Ausdruck gekürzt, aber sachlich stark vermehrt worden. Mein Ziel war vor allem die Erklärung des vorliegenden Textes, während die Richtigkeit der in ihm besprochenen Tatsachen nur gelegentlich erörtert wird. Viel mehr als früher wird nachgewiesen, wo und wieweit Vergil von seinen Vordermännern abhängt und — abweicht. Außer anderen Vorarbeiten folge ich hier besonders den eindringlichen Studien Paul Jahns, welche S. 12 f. übersichtlich zusammengestellt sind. Doch habe ich mich bemüht, dem fleißigen Dichter das Verdienst seiner Arbeit möglichst unverkürzt zugute zu schreiben. Wo er später angeführt, benutzt und nachgebildet

---

von den Bukolika und den Georgika nur je die erste Hälfte. Ich kenne sie nicht weiter als aus den Verlagsanzeigen und einer kurzen Rezension von L. Heitkamp in der Neuen philol. Rundschau 1907 S. 362 f.

erscheint, wird seltener gezeigt, da das weniger zum Verständnis als zur Würdigung der Gedichte beiträgt. Doch sind verschiedene Proben besonders bezeichnender Anspielungen und Anklänge bei alten, mittelalterlichen und neueren Schriftstellern hoffentlich auch willkommen.

Der Anhang ist vollständig umgearbeitet. Der Kritik dienen nur noch einige Berichtigungen und Ergänzungen zu den jetzt ausreichend vorhandenen kritischen Ausgaben, während die Abweichungen von Wagner, Haupt, Ribbeck und die Vermutungen Madvigs, Peerlkamps u. a. in der Regel gestrichen sind. Dagegen sind reichliche Nachweise für die Erklärung eingesetzt, sei es um den Inhalt der Anmerkungen zu begründen und erweitern, sei es um auf abweichende Ansichten hinzuweisen. Hier ist z. B. auch der neue Skutsch, der mir erst während des Druckes zuging, durchweg berücksichtigt.

Zu verbessern ist noch S. 7 Anm. 1 Zeile 3 D. Servius st. Philargyrius, S. 18 Z. 16 Hinneberg st. Hindenberg, im Texte B. 1, 45 hinter *boves* Komma st. des Punktes, in der Anm. zu B. 5, 36—39 Z. 5 die Ziffer 8 st. 9, 52, zu G. I 466 *etiam* st. *quidem*, zu II 22—34 drittletzte Zeile 31 st. 32, zu II 496 Z. 2 Tirīdates, zu III 522 Hymn. auf Ceres (VI) 28: *ὥστ' ἀλέκτρινον ὕδωρ*, im Anh. S. 265 Z. 10 Anth. lat. 17, 460 st. 400, S. 269 Z. 23 v. u. 1900 st. 1903, S. 278 Z. 21 v. u. 419 st. 413 und S. 283 Z. 7 v. u. 46 st. 45. Zuzufügen bitte ich S. 17 unten einen Hinweis auf Comparetti[2] (s. JB. 1897 S. 281) und im Anh. zu B. 9, 47 gegen Sonntags Bedenken die Tatsache, daß auch Ov. Met. XV 841 dem Kometen (749) Cäsars dauernden Segen zuschreibt. Geändert sehen möchte ich noch die Deutung von *vaccinia* B. 2, 18 nach Morgensterns Vorschlag (die schwarzen Beeren liest man, während die weißen Ligusterblüten unbenutzt abfallen) und von *improbus* G. I 146, das wohl einfach = ⟨sonst⟩ verwünscht oder verflucht ist. Zu streichen ist die Parenthese zu B. 4, 10 S. 49 Sp. I Z. 15 über Hor. carm. saec. 9 (gemeint war von mir vielmehr der Panzer des Augustus von Prima Porta, wo außer Apollo ein besonderer Sonnengott dargestellt ist) und 'sich' zu G. IV 36.

26) **Vergils Äneis nebst ausgewählten Stücken der Bukolika und Georgika.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Klouček. Sechste Auflage. Wien (F. Tempsky), Leipzig (G. Freytag) 1907. XIII u. 406 S. 8. geb. 2,20 *M* = 2 *K* 60 *h*. — Vgl. L. Heitkamp, Neue phil. Rundsch. 1907 S. 438 f.

27) **Vergils Äneis.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Klouček. Dritte Auflage. Ebenda 1905. XVI u. 364 S. 8. geb. 2,50 *M* = 3 *K*. — Vgl. F. H(arder), WS. f. klass. Phil. 1906 Sp. 158 f.

Über den Text S. 1—294 vgl. JB. 1891 S. 348 f. und 1903 S. 156. Man findet noch immer A. V 97 *atque*, ja V 829 *attoli* und X 43 *vincat* wie im Namenverzeichnis *Ōrĭcius* trotz *Orĭcus* bei Horaz, Properz und Lukan. Die neugedruckten Beigaben zeigen

ein paar Änderungen, namentlich ist der Austriazismus 'über dessen Eingebung' u. dgl. verwandelt in 'auf' —. Auch die neue Orthographie Tal, personifiziert, Akkusativ u. ä. hat man eingeführt; ist aber 'Karrhae' nicht inkonsequent? Warum die reichhaltigere Ausgabe 30 Pfennige billiger ist, weiß ich nicht. Hier steht übrigens unter 'Palatinus' S. 383 noch *Evander*, obgleich dieser Name S. 360 richtig Euander lautet, wie schon in den älteren Auflagen, und S. 406 unter 'Volcanus' zu G. IV 346 'die vergeb'ne Sorge Vulkans' st. 'vergebliche'. Einige kleine Versehen kommen neu hinzu; so S. 377 *Me* vor der letzten Zeile des ersten 'Meliboeus' und S. 406 unter 'Volsci' ein kursives *G*.

28) **Vergils Aeneide**, Textausgabe für den Schulgebrauch, von **Otto Güthling**. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. VIII u. 330 S. 8. geb. 2 *M*.

Abgesehen von dem Vorzug 'denkbar bester Ausstattung', einer kurzen Einleitung und einem Verzeichnis der Eigennamen entspricht dieser Schultext der Bibliotheca Teubneriana dem Buche Güthlings vom J. 1886, welches ich im JB. XV (1889) S. 333 f. angezeigt habe. So findet man im Texte wieder Abweichungen von der Überlieferung wie II 37 *subiectisve*, 173 *caldus*, 322 *qua*, 579 *patris*, VI 211 *nutantem*, 534 *torpida*, VII 543 *caeli convecta per auras* [etwa wie bei Ovid Met. XIV 597 *perque leves auras iunctis invecta columbis*? Anders Th. Düring, s. u. Nr. 56], IX 449 *patrum*, XI 567 *ulli*, XII 617 *huc*. Dagegen ist jetzt eingesetzt I 2 *Lavinia*, III 460 *secundos*, 670 *dextra*, IV 288 *Serestum*, V 776 *proicit* (238 noch *porriciam*), VII 4 *signat* [nach Kvíčala 1892], 160 *Latinorum*, VIII 197 *pallida*, 223 *oculi*, IX 387 *atque locos* und XII 208 *imo*, aber nicht nach Nordens Ausführungen VI 255 *limina*, 484 *Polyboten*, 524 *emovet*, 664 *aliquos*, nicht nach Klouček und Heinze VII 427 *iacerem* oder nach Sabbadini XII 904 *saxumve*. Auch die Interpunktion ist im wesentlichen dieselbe geblieben, namentlich I 443, 572, II 433, IV 75, VI 822 [zu Jasper und dem Anhang bei Ladewig II[12] s. noch Nordens Anm.], IX 288 f. und 430; neu ist II 602 ein Gedankenstrich vor *divum*, manch neuer Absatz wie vor IX 80, 94, 104 und reichlicher Sperrdruck bei Eigennamen, Stichworten und Denkversen. Weggefallen ist das Lückenzeichen hinter IV 620, während es die Halbverse jetzt erhalten haben, und die Klammer um III 340/3, IV 244, VI 702, für welche vor VI 743 f., IX 529, XI 593 f. und XII 871 ein Sternchen eingetreten ist. Umgestellt ist nichts mehr als X 717 f. und XI 86 f.

Nach alledem ist dies neue Werk wohl zu empfehlen. Am Verzeichnis der Namen habe ich einiges auszustellen. Es fehlen zunächst Quantitätsangaben, welche, wenn auch nicht für kurze vorletzte Silben wie bei *Abaris*, so doch wenigstens für die Länge bei *Aenides*, *Camerina*, *Gryneus* usw. zu wünschen wären. Sonderbar

klingt, daß der Avernus-See mit schädlichen Dünsten angefüllt sein soll. Die Einwohner Etruriens heißen doch wohl *Etrusci*, nicht Etrurii. Daß Juturna = *Diuturna* ist, bestreitet L. Deubner; s. JB. 1903 S. 188. *Rumo* als Name des Tiberflusses kommt im Texte nicht vor; VIII 90 steht *rumore secundo*. Überflüssig erscheint auch die Angabe, daß der Name *Serranus* eigentlich wohl *Sar⟨r⟩anus* lautete, wenn vorher die Volksetymologie (von *sero*) nicht besprochen ist. Sachlich wichtige Ausdrücke, die Teubners Programm dieser neuen Sammlung auch aufgenommen sehen will, kommen sonst im vorliegenden Wörterverzeichnis nicht weiter vor.

29) **Vergilio, L'Eneide, commentata da Remigio Sabbadini. Libri I, II, III. Quarta edizione ritoccata. Torino 1905, Ermanno Loescher. XV u. 138 S. 8.**

Die kritischen Einleitungen über die Zusammensetzung der drei Bücher, die schon bei der vorigen Auflage als Sonderheft zu haben waren, sind jetzt aus dieser Schulausgabe ganz weggelassen; vielleicht mit auf Grund meiner Bemerkung im JB. 1901 S. 108. Im übrigen ist das Buch nun wohl zu einem festen Abschluß gediehen, da es Seite für Seite der vorigen Auflage entspricht und höchstens innerhalb dieses Rahmens einige winzige Veränderungen zeigt. Die Angabe der Vorrede über II 587 verstehe ich nicht, da die Interpunktion der dritten Auflage vorliegt, keine ältere; nur die Erklärung ist etwas geändert. Zu II 350 empfiehlt S. jetzt für das überlieferte *sequi* hinter *si vobis audendi extrema cupido certa* als Anfang der Parenthese nicht mehr *sed hui*, sondern *atqui*; aber auch dieser dritte Versuch wird kaum dauernd befriedigen.

30) **P. Vergili Maronis Aeneis. Für den Schulgebrauch erklärt von O. Brosin, neu bearbeitet von L. Heitkamp. II. Bändchen: Buch III—IV, sechste Auflage 1907. IV. Bändchen: Buch VII—IX, dritte Auflage 1905, und Anhang, fünfte Auflage 1907. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 194, 109 und XXII S. 8.**

Der Text ist im allgemeinen unverändert. Im zweiten Bändchen, das ich augenblicklich nur mit der vierten Auflage vergleichen kann, liest man jetzt III 340 *quem* st. *quae* und IV 434 in Parenthese, weil diese Worte für Anna bestimmt seien und nicht zu dem Auftrage gehören. Im vierten Bändchen sind einige Lesarten geändert, die das Vorwort verzeichnet. Außerdem die Endung *is* im Akkus. Plur. zu *es*, entsprechend den andern Bändchen.

Die Anmerkungen sind von neuem geprüft, sprachlich erleichtert und wesentlich gekürzt; daher einfach III 302 *falsi Simoentis* etwa: des neuen S. und 323 *iussa* 'gezwungen', der Satz wird sonst schleppend. Der gesparte Raum ist dem Druck zugute gekommen. Namentlich ersetzen jetzt in der Regel kurze Angaben den Hinweis auf die allgemeinen Bemerkungen des Anhangs.

Manches fehlt ganz; warum nicht auch das 'Zwillingsgespann' VII 280? Ebenso soll nicht mehr jede durch metrisches Bedürfnis veranlaßte Perfekt- und Pluralform besonders erklärt werden; doch geschieht das noch VIII 620 und wieder oft im Bändchen II, z. B. neu IV 245 und 687. Öfter als früher (vgl. III 73 *gratissima* lieb und wert) finden sich Übersetzungen durch zwei Synonyma wie VII 127 *tecta* = Dach und Fach, 371 *viscera* Herz und Niere. Doch ist hier vorsichtig Maß zu halten: IV 488 *curas* Not und Qual oder VIII 717 *viae* Straße und Gasse scheint mir schon über das wünschenswerte Ziel hinauszuschießen. Die Erklärung geändert hat H. gegen früher III 87: *reliquias* sei Apposition, 470 *duces* Reitknechte oder Lotsen, 685 f. *cursus* Subjekt, *viam* Objekt zu *teneant*, wie es mein Anh. zu Lad. II [12] mit erwägt. Auch IV 244 eröffnet jetzt Merkur die Augen, auf welche der Tod sein Siegel gedrückt hat. Ausdrücke aus der deutschen Schiffer- oder Jägersprache werden noch häufig dargeboten. Von neuen Vorschlägen zur Übersetzung gefällt mir mancher, wie III 24 *silva* Busch, 647 *domus* Bau, VII 275 *praesepia* Marstall; weniger VII 262 das Euter der Flur, 461 Begierde nach dem Stahl, 815 Marmor- oder Alabasterschultern, VIII 625 *non enarrabile* nicht auserzählbar und 632 *lambere* lutschen an —. Frei, aber hübsch klingt IV 278 und IX 658 *in tenuem auram* im zarten Blau. Für Alliterationen finden sich mehrfach ansprechende Gegenstücke; so zu VII 805 *colo calathisque* Kunkel und Körbchen oder IX 775 f. *carmina et citharae cordi* Lieder und Laute lieb (oder Lust). Aber zu breit erscheint mir schon VII 460 *toro tectisque* unter dem Kissen und in der Kammer, und gesucht IV 218 *famam fovemus inanem* wir nähren ein nichtiges Märchen. Da möchte man lieber ganz und gar auf Nachbildung verzichten wie H. selber IV 216 u. a. IV 17 vergleicht er *amór* und *mórte* mit der Verbindung 'liebe und leide' im Nibelungenliede — eine Neuerung zweifelhaften Wertes. Andere Nachträge Heitkamps (wie III 658. IV 165 und 637 über den Rhythmus oder IX 315: *castra* Beiwacht der feindlichen Vorposten, ähnlich 366) kann ich so wenig alle durchgehen wie seine neuen Bemühungen, den dichterischen Gehalt möglichst zur Geltung zu bringen und Vergils gedrungene Darstellung zu würdigen. So findet er III 231 der Abwechslung wegen Züge angeführt, die 224 fehlen, und umgekehrt, und 238 als selbstverständlich übergangen, daß zum dritten Male Anstalten zum Opfermahle getroffen werden. Gelegentlich klingt ein leiser Tadel herein: IV 276 erwarte man, daß Merkur Jupiters *naviget* (237) bestelle, und IX 284, daß das angegebene Verwandtschaftsverhältnis dem Askanius bekannt sei.

Zitate sind ausnahmsweise gestrichen IV 463 über den Schrei des Ubus, sonst aber noch mehrfach hinzugekommen, aus Luthers Bibelübersetzung III 7 und 24 (wenig angebracht zu IX 158 Römer 13, 14: wartet des Leibes, doch —), aus dem Freischütz IX 405,

aus Walther 'unsenfte briefe' IX 804 und besonders aus Schiller, und zwar gebrauchsfertig ausgeschrieben bis auf die Worte aus den Stanzen von A. IV. Eine Anzahl Hinweise auf Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte sind willkommen. Aber was soll der Pergameneraltar zu III 578 f. nützen? Ebensowenig lohnt es, für den Helden aus Tiryns VII 662 den Plan der Burg oder für eine Hasen- oder Schwanenjagd eines Adlers IX 564 das Bild des *armiger Iovis* auf einer Silbermünze von Ptolemäus I. aufzuschlagen. Auch sonst empfehle ich noch einige Kleinigkeiten der wiederholten Erwägung. So die angebliche Pause vor dem ersten *Italiam* III 522, die Deutung Milchbart für *Iulus* IV 262, die sechs Spondeen VII 634. Versteht der Schüler die Anmerkung VII 623: Die Zäsur ist durch die Synalöphe verschleiert? VIII 654 ist jetzt ausgelassen, wo die Hütte des Romulus stand; absichtlich? Endlich VIII 673 steht noch: *in orbem* zu *circum* = im ..., vgl. zu *in amicitiam* VII 546, während m. E. die Ortsbestimmung vom Ergebnis (daß das Wasser kreis- oder noch deutlicher glockenförmig aufspritzt) ganz zu sondern ist.

Der Anhang[5] weist gegenüber der vorigen Auflage (s. JB. 1896 S. 218 f.) nur leichte Veränderungen auf.

31) P. Vergili Maronis Aeneis commentata da Remigio Sabbadini. Libri VII, VIII, IX. Seconda edizione migliorata. Torino 1908, Ermanno Loescher. XXVII u. 154 S. 8.

Der Text entspricht den besten Quellen, so IX 369 mit *regis* dem Probus, dessen Zeugnis älter sei als unsere Handschriften; zu S. XV vgl. Ribb. Prol. 173 f. Ferner bietet er VII 543 *caeli convexa* (dazu sei das folgende *per* zu ergänzen), VIII 346 *testaturque* (Hysteron proteron, anders als früher in den Studi crit. S. 31), IX 403 *et* (= ecco wie 47) *sic voce precatur* und 486 *tua funera*, Epexegese zu *te* = tua ipsius funera. Eigene Verbesserungsvorschläge verstecken sich bescheiden, so in der Anm. zu VII 197: *egestas* für *egentes*, im Vorwort S. IV: *reserans* mit anakoluthischem *et* für *reseret* oder *reserat* VIII 244 [die Konstruktion nach dem Analogon IX 403 ist mir zu kühn, wenn auch die Entstehung des Fehlers einleuchten könnte] und in der Einleitung S. IX: Punkt hinter *haeret* VII 250, so daß *volvens* 251 nicht mehr zum vorigen Satze gehörte, sondern über *regem movet* hinweg, wozu es ja *volventem* heißen müßte, zum Subjekt von *moratur* 253 [dies im Nebensatze, während in Sabbadinis Musterbeispiel I 305 *volvens* und *constituit* den Hauptsatz ergibt]. Nur in der Interpunktion sind einzelne Änderungen angenommen, aber nicht IX 238 der Vorschlag Krolls; s. JB. 1901 S. 131 Anm.

Von den Erklärungen greifen manche tiefer, wie zu VII 25: das *cum* inversivum = Rest der alten Parataxe, 409: zwei Formen der relativisch angeschlossenen Apposition, je nachdem das Beziehungswort wiederholt oder ersetzt wird, 591: *potestas* u. ä. mit

Infin. st. Gen. Gerundii, VIII 322: *Latium* wohl eig. *Platium* (πλατύς), IX 446: Epiphonem rein lyrischen Charakters, hinter 614—620 wie schon S. XI: die ausnahmsweise abfällige Beurteilung der Phrygier gegenüber den abgehärteten Italern. In der Regel aber bleibt der Kommentar äußerst knapp, prettamente scolastico S. IV. Es berührt mich beinahe tröstlich, wenn in Italien noch mehr Nachhilfe nötig erscheint als bei uns, z. B. zu VII 189 *equum* Genitiv, 241 *repetit*: Subjekt Apollo, 263 *nostri* obj. Gen. (ähnlich VIII 396 *mei* und 472 *belli* = adversus bellum), 294 *num* von *nonne* unterschieden, 642 *quemque* Accus. von quisque, 759 *te* Apostrophe, deren Wesen und Zweck doch zu 49 ein für allemal erwiesen sein dürfte, VIII 288 *Herculeas* = Herculis usw. Recht umständlich ist auch die Verweisung betreffs der Wortstellung IX 730 über VIII 300 nach VII 362. Und was soll man dazu sagen, daß die Betonung des Schlußwortes im Verse VII 816 und VIII 433 ausdrücklich gelehrt wird? Unverständlich ist mir der Hinweis auf Quint. VIII 2, 7 für die richtige Schreibung *verticibus* VII 31 und die Frage zu *Orion* VII 719: la prima sillaba è ancipite: qui? Sonderbar klingt auch VII 225 *siquem* = quemcumque, 557 *super* hier = per [selbst 803 = praeter befriedigt nicht ganz], VIII 160 *vestibat* kontrahiert aus vestiebat, 630 *fetam*: die Wölfin hier Mutter der Zwillinge, in der landläufigen Sagenform nur Amme, und IX 639 *videbat*: non vedeva, ma guardava; cfr. I 223/4. Vermissen wird man nur selten ein Wort der Aufklärung, wie zu *votum immortale* VIII 715, das lediglich als voraufgenommene Apposition gedeutet wird.

Von dem nüchternen Schulkommentar auch im Druck angenehm abstechend wird im Gegensatz zu Band I[4] (s. o. Nr. 28) doch wieder eine gelehrte Einleitung über den Aufbau der drei Bücher VII—IX beigegeben. Darauf gehen wir etwas genauer ein, weil dieser dritte Teil mir zum ersten Male vorliegt. Die Ergebnisse der Studi critici (vgl. JB. 1891 S. 337f.) werden bestätigt und vervollständigt, in Einzelheiten auch geändert, indem namentlich die Berührungen mit Livius, der aber in den Anmerkungen bes. S. 68f. zu seinem Rechte kommt, und mit Properz nunmehr außer Betracht bleiben.

Buch VII nennt S. wieder eins der letzten, wenn nicht das allerletzte (V. 606 führt auf d. J. 20). Das ergab sich ihm schon aus allerlei noch nicht ausgeglichenen Widersprüchen mit andern Büchern. Cajeta VII 1f. ist in Italien mit eingewandert gegen V 715 und 750 und trotz *sola* IX 217. Die *Circaea terra* VII 10 heißt III 386 *insula*; das Sauprodigium VII 122f. paßt so ungenau zu III 250f. wie zu III 420—432 die Klage der Juno VII 302 [formelhaft wie bei Cat. 64, 156!], während in beiden Büchern die Beziehungen Trojas zu Italien, der Urheimat des Dardanus, zusammen stimmen, und zwar dank einer phantastischen Erfindung des Dichters, die für die Verwandtschaft des

Euander (VIII 142) nicht einmal erforderlich war, weil hier griechische Sage vorlag. Die VII 600 ausgesprochene Neutralität bricht Latinus nachher (vgl. X 65f. und XI 105 die Entzweiung und XI 113 die Anklage des Äneas), ohne daß wir den Grund und Zeitpunkt erfahren; in XI und XII beteiligt er sich aktiv (nach S. noch eher: IX 369 wegen *regis responsa*), zeiht sich aber schon XII 30 selbst des Treubruchs, der 582 zwiefach genannt und bereits VIII 540 von Äneas geahnt wird. Dazu kommt endlich, daß die VII 641—817 gemusterten Streitkräfte der Italer in den Kämpfen der folgenden Bücher lange nicht alle beteiligt sind. Daraus folgert S. XIII, wie schon die Studi cr. 110, die Heldenschau sei nach Buch VIII und IX während der Arbeit an X und XI entstanden. Verträgt sich damit die Angabe S. XVII, daß VII 'komponiert' sei, als V. an XI und XII (St. cr. 114: nur XII und VII gleichzeitig) gearbeitet habe? Noch mehr schließt S. jetzt aus allerlei Seltsamkeiten im B. VII selber. Notdürftig skizziert, also noch unfertig, erscheint es ihm wegen lästiger Wiederholungen (das Sitzen 169, 175, 176, 187, 193; *iubere* 430 und 432; *adsuetus* 487 und 490; *portae* 605, 617, 621; *aereus* 609 und 615; *limen* 610 und 613; *tenere* 735, 737, 739), mangelhafter Bezeichnung des Subjekts (71, 211, 221, 390, 394, 603, 632 und 664), verschobener Konstruktion (729, 741, 787), kühner Participia (117, 307; über *volvens* 251 s. S. 174) und zahlreicher Hyperbata (20 in den 177 Versen der Heldenschau, 57 im ganzen Buche, während das gleich lange B. IX nur 46 hat), um nicht zu reden von stilistischen Besonderheiten wie dem Relativum *quem* 680 an zehnter Stelle. Sachlich erträgt S. ohne weiteres solche Kleinigkeiten wie die Nennung der Lavinia 72 hinter der ersten Erwähnung 52, des Ilioneus 212 hinter 152f. oder die beiläufige Benutzung des Namens Tiber 30 vor 151, die nicht ausdrücklich begründete Kenntnis der Herkunft der *Dardanidae* 195 und des *genus Fauni* 213. Dagegen legt er Gewicht auf Wiederholungen wie 193 ∼ 168f. oder 619 ∼ 600 und 638—640 ∼ 624/8, um daraus die Umarbeitung der Verse 601 (S. XVIII: 572)—640 oder den späteren Einschub von 170—193 zu folgern, wie den von 666/9 aus dem Widerspruch gegen 655, wo Aventinus zu Wagen ins Feld zieht, nicht zu Fuß ins Königsschloß. Bedenken machen auch die Widersprüche der Zeitangaben 25 und 138, des langen Friedens 46 gegen die blutigen Kämpfe 421/4: der Anfang 1—36 soll daher unabhängig vom folgenden Kernstück entstanden sein, wie dies wieder ohne Beziehung zu der Heldenschau. Anderer Art sind die Widersprüche zwischen 113 und 134 nebst 146f. (kein Mangel mehr) oder von 331—340 gegen die Ruhe 427 und von *aequo Marte* 540 gegen 531/9, wo nur lauter Italer fallen: hier findet S. nur formelartige Gemeinplätze verwendet. Anstößig ist ihm endlich nach 331—340 das Traumgesicht von V. 427, wo er auch in Heinzes Ver-

mutung *iacerem* keine Hilfe zu sehen scheint. Doch finde ich nicht, ob und worauf er hier einen besonderen Schluß machen möchte.

Buch VIII zeigt in wirksamem Gegensatz zwei 'Kerne', die idyllische Urzeit und die stolze Gegenwart, mit vollem Verständnis des Zeitgeistes gemalt; nur die zwei mangelhaft ausgearbeiteten und eingeknüpften Einleitungen stören die organische Einheit des Ganzen. In der ersten befremden die verbündeten Völker 13, von denen VII nichts sagt, und des Turnus Unklarheit über die Pläne des Äneas 16f. In der zweiten Einleitung 18—101 streitet V. 55 gegen VII 46 und innerhalb des Abschnitts selbst V. 60 gegen 40, sowie die Zeitbestimmungen 86, 94, 97 gegen 59 und 68; auch gehörte V. 86 unmittelbar hinter 80. Daraus entnimmt S. wieder, daß das Sauprodigium 42 — *cano* 49 [nicht — 50?] und 81—85 später zugefügt sei, vielleicht nach der Abfassung von Buch III. Ähnlich sei auch 59 — *votis* 61 [—64?], 67—69[?] und 78 jung. Ferner sollen V. 271/2 später eingeschoben sein, die mit den vorhergehenden schlecht verbunden seien, und vielleicht das Unterweltbild 666f. mit dem auffällig von den Tempora der Umgebung abweichenden Präsens *addit*. Von dem Trost der Venus (534 *cecinit* auf ein Orakel gedeutet), welche die neue Rüstung verhieß (531 und 612), ist sonst nirgends die Rede. Doch scheint S. das als belanglose Unebenheit anzusehen, wie er denn auch in V. 385 wegen *clausis portis* keine Beziehung auf VII 629 geboten findet.

Buch IX endlich bietet drei Stücke, die voneinander unabhängig erscheinen, und steht trotz der zwei 'stupenden' Episoden von Nisus und Euryalus 176—449 und der Aristie des Turnus 525—818 an Abrundung hinter VIII, ja selbst hinter VII zurück. Im Anfang entdeckt S. in V. 10f. und 149f. Anklänge an VIII, in *Tyrrhidae* 28 gar an VII 484, wenn nicht 27/8 wegen des Widerspruchs zu 47 späte Zutat ist; außerdem aber Widersprüche gegen den zweiten Teil, wenn Äneas 9—11 in Corythus sein soll, 196 und 241 noch bei Euander [s. Heinze 380], 25 das ganze Heer marschiert trotz 368, eine Wache 166 im Dienst ist, dagegen 189, 236, 239, 316 nicht; auch der Kriegsrat 224f. vertrage sich wenig mit dem 168f. geschilderten Treiben. Ebenso widerspreche Teil I dem dritten, wenn 43 das Lager nur zu verteidigen sei, 675 aber ein Ausfall stattfinde. Da ferner hier Pandarus und Bitias *ducis imperio* Wache halten, stimme Teil III auch nicht zu II, wo Nisus und Euryalus 176f. das Tor hüten und 221f. von unbenannten Wächtern abgelöst werden. Dazu kommt, daß ein ausdrücklicher Schluß für Teil II in 446f. und ein besonderer Anruf für III in 525f. vorliegt, wogegen der entsprechende Anfang *Nisus erat* 176 und *Turris erat* 530 nichts beweisen kann. Und geradezu zusammengestoppelt ist das Zwischenstück 450—524. Hier fällt 454 ein Numa, den wir nicht kennen;

459—472 ist Abschluß der Nisusepisode, 503—524 Einleitung zur Aristie — sachlich aber eine Dublette. Die Volsker 505 und Messapus 523 weisen auf VII 803 und 691, also die spät entstandene Heldenschau, während die *moenia Acestae* 218 und 286 auf V 750 f. anspielen, wie denn auch die Einführung des Nisus und Euryalus 176 f. an V 294 f. erinnert: nach S. XXVII mögen die beiden Szenen zur selben Zeit geplant und ausgeführt sein (St. cr. 89: V später).

Das etwa wären, nur hier und da etwas anders geordnet, die jetzigen Ansichten des gründlichen Vergilforschers. Man wird sie wieder mit Interesse vernehmen, aber schwerlich allerseits mit fester Überzeugung annehmen. Es sind doch zu viel andere Einflüsse und Auswege denkbar, als daß man lediglich diese eine Seite der Betrachtung maßgebend finden möchte.

32) Adolf Lange, Auswahl aus Vergils Äneis. I. Teil: Einleitung, Text, Verzeichnis der Eigennamen. Vierte, durchgesehene Auflage. II. Teil: Anmerkungen. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 170 und 123 S. 8. 1,80 und 1,60 ℳ. — Vgl. L. Heitkamp, N. philol. Rundsch. 1907 S. 534 f.

Das aus R. Gärtners Verlag in den Weidmannschen übergegangene Buch ist jetzt um einen Kommentar für die Hand des Schülers bereichert und durch den Einband den 'griechischen und lateinischen Schulschriftstellern' zugesellt worden. Der Textband bedarf keiner näheren Besprechung, da er Seite für Seite zu der im JB. 1893 S. 95 f. angezeigten ersten Auflage stimmt. Nur gegen Ende des Vorworts ist die Zeitberechnung und Pensenverteilung der Vergillektüre weggefallen und ein kurzer Hinweis auf die neue Bearbeitung hinzugekommen. Außerdem findet man ein paar Kleinigkeiten geändert; so steht jetzt im Texte A. II 497 *exiit*, aber noch nicht IV 340 *quem*. Auch Buch VIII fehlt noch immer, dessen Schluß wenigstens für die Behandlung von Lessings Laokoon m. E. zur Verfügung stehen müßte.

Die Anmerkungen bieten kaum etwas Besonderes oder Neues, heimeln einen vielmehr manchmal wie alte Bekannte an. Sie erklären kurz, was der Schüler sachlich oder wegen des Ausdrucks nicht ohne weiteres verstehen könnte; noch nicht I 173 *tabentis*, II 15 *instar*, VI 60 *praetenta*. Zu steif klingt mir I 104: Infolge des Zerbrechens der Ruder kann das Vorderteil nicht mehr geradeaus die Wogen durchdringen und VI 317 *miratus enim* verwundert nämlich; ungenau II 26 *solvit se* fühlt sich erlöst, 530 *iam iamque* und fast packt er ihn schon; kaum verständlich I 146 *aperit syrtis* er läßt sie Bahn machen, II 51 *curvam compagibus* durch die Fugen gewölbt oder III 323 *pertulit* phraseolog. wie cerno II 286 st. durch ein phraseologisches Verb zu umschreiben. Bedenklich erscheint mir die anempfohlene Ordnung VI 86 *sed non et volent venisse*, wo *non* zum Infinitiv gehört, und die Übersetzung X 269: daß das ganze Heer mit Geschwadern herangleitet,

oder XII 904 *movere* schleudern (zur Antiklimax s. Sabbadinis Studi crit. S. 49 und das Seitenstück G. III 561 f.) und geradezu sonderbar I 167 *vivo saxo*: Das Gestein ist lebendig, solange es mit dem Mutterboden der Erde zusammenhängt, und XII 451 *abrupto sidere nimbus*: nachdem sie die Gestirne (= den Himmel) verdeckt (eigtl. abgebrochen) hat. Einen Widerspruch finde ich VI 474, wenn Sychäus den Kummer der Dido teilen und sie gleichermaßen lieben soll wie sie ihn. Außer auf Alliterationen und andere Tonmalerei wird gelegentlich auf die Inhaltsangaben in Teil I hingewiesen, zu VI 860—886 auch kurz eine nachgetragen: Huldigung für das Haus des Augustus. Noch zahlreicher als bei Brosin begegnen deutsche Zitate, die sich von Moses (I 11, 5 zu *labere* A. IV 223) bis auf die Neuzeit erstrecken und besonders Schiller verwerten. Die Ilias zu I 1 oder IV 149 wird ein Sekundaner schwerlich nachschlagen können, kurz angedeutete Beispiele zu I 85, IV 581 u. a. nur mit Aufwand vieler Zeit und Mühe finden. Schief ist zu *harundo* IV 73 'das lange Rohr' (= Flinte) aus Geibel angeführt, irrtümlich zu IX 185 Goethes Tasso st. Tassos Göttl. Komödie.

33) Schülerkommentar zu Vergils Äneis in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Sander. Erste Auflage (zweiter Abdruck). Leipzig (G. Freytag) und Wien (F. Tempsky) 1906. 171 S. 8. geb. 1,50 ℳ = 1 K 80 h. — Vgl. L. Heitkamp, N. philol. Rundschau 1907 S. 536.

Das Buch gleicht vollständig dem im JB. 1905 S. 130 unter Nr. 13 angezeigten, das auch als zweiter Abdruck der ersten Auflage bezeichnet war. Doch ist auf dem Titel jetzt die Jahreszahl anders angegeben, der österreichische Verleger und Preis zugefügt und S. 89 die Versziffer 689 richtig.

IV. Weiteres zur Äneis.

34) Günther Koch, Zur vergleichenden Behandlung von Äneis I 157—222 und Odyssee X 135—186. Jahresbericht des Großherzogl. Realgymnasiums in Eisenach 1904 (Progr. Nr. 788). 21 S. 4. — Vgl. P. Jahn, Burs. JB. 1906 II S. 72 f.

Sachverständig und feinfühlig, mehr im Geiste P. Cauers als im Tone Neermanns oder Krolls, beleuchtet der leider jetzt vor zwei Jahren verstorbene Verf. die große Kluft zwischen Vergils Hirschjagd, deren Darstellung auf Kunst und Studium beruht, und ihrem aus jugendfrischer Anschauung und innerem Drange geschaffenen Vorbilde. Homer weiß gleich dem Praktiker Xenophon, wie S. 14—18 ein Exkurs über Jagdszenen zeigt, der bis ins deutsche Mittelalter (Nibelungen, Parzival, Tristan) hineinführt, mit dem Weidwerk gut Bescheid, auch τ 429 f. Weniger die Römer, bei denen nach Kießling zu Hor. I 1, 28 dieser Sport erst spät aufkam. So ist an Ovids Jagd bei Kalydon viel auszusetzen; ähnlich bei Sulpicia, Tib. IV 3, 5—10, wo ich aber weniger römi-

schen als alexandrinischen Brauch erkennen möchte. Daß V. kein Fachmann war, habe ich schon zu I 189 angemerkt. Kochs Vergleichung weist ihm noch in andern Zügen Mängel nach. So befremdet ihn schon, daß Äneas I 180 f. nur über das Meer schauen will, ohne zugleich das Hinterland zu erforschen, wozu 307 f. ein zweiter Ausgang nötig wird. Drei Leittiere sind zu beanstanden. Selbst wenn in der Senkung (*vallis* 186), in die man vom Strandfelsen aus seitwärts blicken kann, drei Rudel äsen sollten, müßten zwei Leittiere so fern sein, daß ihr Erlegen märchenhaft erschiene. Hirsche schießt man sicherer mit Speeren als mit Pfeilen (188 *quae . . gerebat* eingeschoben, um die Möglichkeit raschen Schießens zu begründen?), wenn man nicht etwa auf dem Anstande ruhig auf Herz oder Lunge zielen kann. Ein geschickter Jäger könnte höchstens eine Dublette machen; das dritte Leittier bliebe nicht in Schußweite, so wenig wie die Hirsche gleich einer Schafherde zusammengedrängt (*turba* 191) im Walde, bis noch vier Stück niedergestreckt sind. Odysseus erlegt κ 158 kunstgerecht einen Hirsch und bringt ihn mühselig heim. Wenn Äneas für jedes der sieben Schiffe einen beschaffen soll, ist sein Vorbild ι 159 f. Seine Beute zu bergen müssen ihm die Gefährten helfen, was nicht ausdrücklich berichtet ist. Dann fällt aber ihre freudige Überraschung weg, das leidlösende Staunen, das zu sehen die Stimmung des vielgeprüften Dulders bei Homer hebt.

Vergils Episode trägt also nicht dazu bei, den Gang der Dinge umzugestalten oder zu beleben. Vielmehr wird 210 die Sorge für die Nahrung (177 f. das Alltägliche an falscher Stelle angebracht, also umsonst *honestate sermonis* gehoben, wie Servius sagt) einfach weitergeführt. 'Die Leute . . schmausen so gelassen, als ob sie wüßten, daß sie am andern Tage schon an Didos Tafel sitzen würden'. Sie heißen 173 *sale tabentes*, sind aber keineswegs *ἀκαχήμενοι ἦτορ*. Erst nach dem Schmause gedenken sie 217 der verlorenen Gefährten. Und wenn Äneas sie 199 anredet *passi graviora*, so entspringt das nur dem augenblicklichen Bedürfnis zu trösten, wird aber nachher in Buch III nicht glaubhaft begründet, da die Zwischenfälle dort die Mühsal vergrößern sollen, aber aktives Heldentum nicht wirklich auslösen. 'Die Bücher IV und VI mußten besser geraten, weil dort des Dichters psychologisches und metaphysisches Interesse Nahrung fand'. Lyrische Seelenerregung und tragische Verkettung sind eher seine Sache als epische Erfindungskraft. Der Knalleffekt des geschickt eingeführten Meeresaufruhrs verpufft ziemlich wirkungslos, da sich fast alle Genossen bald wieder zusammenfinden, trotz der Zerstreuung 512 ohne Verabredung in gleicher Richtung nach Karthago fahrend. Aber der Meister intimer Seelenvorgänge bewährt sich 209: durch Liebe zu den Seinen und Willensstärke tritt uns hier Äneas menschlich nahe. Freilich *pius* ist er eigentlich 384 f. nicht (eher Odysseus ι 142 und κ 157): er wird erst zu dem, was er

sein soll, in den späteren Büchern, während er II 314 blind wütet und IV 279 f. unentschlossen schwankt. Ob diese Charakterentwicklung (vgl. Heinze 269 f.) von vornherein beabsichtigt war oder erst später aus dem Gefühl entstand, es sei neben dem Schatten etwas mehr Licht zu schaffen, bleibt unentschieden.

35) W. H. Kirk, Studies in the first book of the Aeneid. Amer. journal of philol. 28 (1907) S. 311—323.

Eindringlich wie schon in einem ähnlichen Aufsatze (s. JB. 1905 S. 130) sucht K. eine neue Reihe schwieriger Stellen ins reine zu bringen. Die Öffnung des Berges A. I 81 f. bezeichnet er als ein göttliches Wunder, so daß wir uns über sie den Kopf so wenig zu zerbrechen brauchen wie über den nachher wieder nötigen Verschluß. Das formelhafte *dicto citius* 142 deute Servius zutreffend; vgl. besonders Eurip. Hippol. 1186: *θᾶσσον ἢ λέγοι τις*. Bei dem Feuermachen 174 f. unterscheidet K. richtig drei Stufen: *scintilla, ignis* und *flamma*; aber ich verstehe nicht, inwiefern *rapuit* (zu meiner Anm. vgl. noch G. II 153) auf die Person übertragen soll, was eigentlich von der Sache gelte. Ich kenne das Verfahren nicht nur aus Vossens Luise I 261 f., sondern auch aus eigener Übung in meiner Jugend. Daß *extrema pati* 219 heißen muß 'tot sein', scheint mir der Gegensatz *vivere* ohne weiteres klarzustellen, ohne daß die zahlreich angeknüpften Betrachtungen nötig sein dürften. Zu *latos populos* 225 = Gaue vergleicht K. *latas terras* bei Ovid Met. II 307 und Sil. V 399, auch das Gegenstück *gens* = terra A. I 533, Liv. 21, 58, 2 u. a. Endlich werden zu *manus* 455 = Arbeiten noch allerlei Beispiele nachgetragen, namentlich Cic. Off. II 13: *sine hominum labore et manu* und Lucr. I 209: *manibus melioris reddere fetus.*

36) R. Engelmann, Illustrationen zu Vergil. Berl. philol. WS. 26 (1906) Sp. 380/1.

Vergils Laokoonepisode ist nach E. dadurch veranlaßt, daß die Gruppe damals in Rom aufgestellt war. Sie möge in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. angefertigt sein; zwei der von Plinius genannten Bildhauer, Athanadoros, Sohn des Hagesandros, und seinen Bruder Hagesandros nennen Inschriften von Rhodos (s. WS. 1905 Sp. 1187). Das bekannte Wandgemälde aus Pompeji, von E. schon in der Jen. LZ. 1876 Sp. 814 als Illustration der Vergilstelle bezeichnet, habe die Frage eigentlich schon entschieden: der Angriff auf je einen Sohn, der entlaufende Stier, die entsetzt fliehenden Zuschauer stimmen genau zu V. und das *bis medium amplecti* sei zu erwarten, sobald sich auch die zweite Schlange gegen den Vater werfe. Den Einwand R. Försters (s. JB. 1891 S. 360), daß die Katastrophe im *τέμενος* eines Heiligtums stattfinde, widerlegt E. durch den Hinweis darauf, daß auch V. 202 ein Heiligtum voraussetze.

Eine Parallele bietet die Dido von Susa (s. JB. 1899 S. 203), wo die rätselhafte Mänade in der rechten Ecke auch aus A. IV 301f. stammt: *qualis . . Thyias.* In ein Temenos verlegt die Szene auch der Zeichner eines Stichs von Marco Dento (bei H. Thode, Die Antiken in den Stichen Marc Antons, Leipzig 1855, Tafel 6), wo ausdrücklich beigeschrieben ist *prout in II Aeneidos P. Maronis.*

Ich verweise noch auf Loewy (JB. 1897 S. 269) und Hiller von Gärtringen, Archäol. Jahrb. IX 33.

37) **Hermann Schickinger, Zur Erklärung von Vergils Äneis II 554—558.** Wiener Stud. 28 (1906) S. 165—167.

Sch. faßt *populis terrisque* A. II 556 als Dativ (vgl. Valerius Flaccus II 621: *occiduis regnator montibus Atlas,* während Sen. Troad. 147 und Manil. IV 63 schon auf einem Mißverständnis u. St. beruhe) und bezieht *regnator* 557 nicht auf Priamus, sondern auf *Pergama* und *truncus* auf das herrenlose und der Hauptstadt beraubte Reich. Die Deutung leuchtet nicht unbedingt ein und ist auch nicht völlig neu; vgl. Schillers Stanze 97[1]).

38) **Fr. Paetzolt, Adnotationes criticae ad Lucianum imprimis pertinentes.** Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Luisengymnasiums in Berlin 1905 (Progr. Nr. 67). 36 S. 8.

Die nach alter guter Art in gefälligem Latein geschriebene Abhandlung kommt S. 33f. auch auf Vergil. Und zwar empfiehlt sie A. II 557f. *limine* st. *litore* zu schreiben [so schon J. Maehly, Zeitschr. f. d. österreich. Gymn. 1887 S. 416, während Heinze S. 44 Anm. 1 sich mit der Überlieferung abzufinden sucht], die Schlußworte der beiden Verse zu vertauschen und A. VII 131 *regis* st. *gentis* zu lesen, wie es 153 stehe. Forbiger betrachtet hier als Parallele III 501, wohl nicht ganz unanfechtbar; aber genügen denn nicht *ἀνθρώπων ἄστεα* bei Homer, um *moenia gentis* verständlich zu machen? Für die Umstellung der Worte *corpus* und *truncus* II 557f. beruft sich P. irrtümlich auf die Schol.

[1]) S. **Max Rubensohn, Aus Schillers Übersetzungswerkstätte.** I. Das hölzerne Pferd und Sinons Trugerzählung. Euphorion XII (1905) S. 547—556 und 804f. Die Grundlage zu Schillers Übersetzung, welche schon R. Neuhöffer im GProgr. Warendorf 1893 zu benutzen wünschte, aber nicht fand, sucht R. vermittelst einer genauen Untersuchung zunächst von A. II 1—198 festzustellen: es ist die Schulausgabe von Jan Minell, die seit 1674 oft wiederholt ist (Heyne-Wagners Band IV S. 728 nennt nicht alle Neu- und Nachdrucke, auch nicht den von R. benutzten vom Jahre 1759) und von Schiller jedenfalls schon auf der Schule gebraucht wurde; dazu von A. II 176 an der Kommentar von Heyne[2] (1787/9), der sich nachweislich in Schillers Bibliothek befand. Aus Minellis unwissenschaftlichen Paraphrasen erklärt sich in der Tat manches Eigenartige, Seltsame und bisweilen Verfehlte. S. 804f. trägt R. noch nach, daß das letzte Gedicht der Anthologie 1782, Die Winternacht, in Str. 8 ausdrücklich 'Herrn Minellis Noten' erwähnt, allerdings zu Terenz, nicht zu Vergil, aber ausdrücklich in der Erinnerung an die Gymnasiallektüre.

Veron. 97, 19 K. (= 436, 18 H.), wohl indem er Ribbecks Lemma 557 sq. verkennt.

39) J. J. Hartmann, De Aeneidos loco, ubi Aeneas Helenae mortem minatur. Mnemos. 33 (1905) S. 441/4.

Nach H. ist die Stelle A. II 567—588 echt und in unsern maßgebenden Textquellen nur zufällig ausgefallen. 22 Zeilen auf der Seite der Urhandschrift habe J. van Leeuwen nachgewiesen; wo? wird nicht gesagt, wenn nicht etwa der Kommentar zu Soph. Aj. S. 140f. oder 194f. gemeint ist, der mehrere Beispiele bieten soll. Der kräftige Ton, der gegen Thilo, Heinze, Norden und Leo beliebt wird, verstärkt die Beweiskraft jener Vermutung so wenig wie die Vergleichung unserer lange verdächtigten Verse mit dem französischen Hauptmann Dreyfus.

40) Carlo Pascal, Bollet. di filol. class. XIV (1907) S. 133f.

P. vermutet geistreich, daß die *patriae arae* A. III 332, welche der Erklärung Schwierigkeiten machen, sich daraus erklären könnten, daß Vergil in seiner uns unbekannten Quelle den Ausdruck 'auf den Altären des Patrius' (vgl. *Πατρίου Ἀπόλλωνος* bei Serv. I 1 S. 401, 2) gefunden und mißverständlich wiedergegeben haben könnte. Der kurze Ausdruck *ἐπὶ βωμοὺς Πατρίους* entspräche dem *Θυμβραῖος βωμός* bei Eurip. Rhes. 504 und *Δήλιον ἱερόν* bei Parthen. Erot. 9, 1 = Tempel des Apollo Delios in Naxos.

41) W. Rudkowski, Gottfried August Bürger als Übersetzer Virgils. Programm des Gymnasiums zu St. Elisabet in Breslau 1907 (Nr. 220). 16 S. 4.

Obgleich Bürger 1769—76 in zwei Aufsätzen und drei Proben aus Homer für den jambischen Fünffuß eintrat und den Hexameter als unangenehmste Ohrenfolter verwarf, übertrug er doch schon damals, auch hierin unstet, A. IV 1—392 wie später 1783/4 sogar Ilias I—IV in deutsche Hexameter. Seine Vorzüge und Schwächen zeigen auch die 448 Verse, die er unter dem Titel 'Dido, ein episches Gedicht aus Virgils Äneis gezogen' im Deutschen Museum 1777 anonym veröffentlicht hat. Vers und Rhythmus klingt meist ganz gefällig, die Sprache rein und kräftig, die Empfindung schwungvoll und feurig. So rieten Klopstock u. a. sofort auf B. als Verfasser, und sein Briefwechsel gibt den Beweis; namentlich Boie wußte Bescheid. Rudkowski bespricht hier, was frei, schief, hart oder falsch übersetzt, eigenmächtig weggelassen oder zugetan und in Neuschöpfungen, Bildern und Zäsuren verfehlt ist. Das Nähere gehört ins Fach der deutschen Literatur. Aber ein bezeichnendes Stück sei herausgehoben. Wie wenig wurzelecht sind doch die üppigen Schößlinge A. IV 314/6:

Bei diesen Tränen, bei deiner
Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren ewiger Treue,
Bei dem ersten Genuß der unersättlichen Liebe,
Oh und bei allem, was ich im seligen Taumel dir hingab,
— Arme Verschwenderin! nichts behieltest du übrig! — bei allem,
Liebster, beschwör ich dich!

42) Th. Zielinski behandelt in seinen Marginalien, Philol. 64 (N. F. 18) 1905 S. 17, auch ganz kurz Dido bei Vergil und Ovid. Dieser hat aus der Heroine ein elegisch klagendes Weib gemacht. Der Unterschied zeigt sich namentlich an dem 'Motiv des Kindes': Her. 7, 133 f. ist das Kind ein Schrecknis mehr, dagegen für die verlassene Heroine, die seit Euripides Gegenstand der hohen Poesie wurde, wäre es ein Trost; 'es lese doch der Verkleinerer Vergils die herrlichen Verse A. IV 327 f.'.

43) Norman Wentworth de Witt, The Dido Episode in the Aeneid of Virgil. Dissertation. Universität Chicago. Toronto 1907, William Briggs. 78 S. gr. 8. — Vgl. V. Ussani, Boll. di fil. class. 1907 S. 61; L. Heitkamp, N. philol. Zeitschr. 1907 S. 537 f.

A. IV trägt nach Heinze S. 427 f. höchstens im ersten Teile, solange Dido den scheidenden Helden zu halten versucht, zur Haupthandlung etwas bei; alles weitere lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptperson ab. In solcher Sonderstellung eignet sich dieses Buch zur Einzelbetrachtung wie kaum ein andres. Die wird ihm denn auch hier reichlich zuteil.

Kap. I erörtert den Entwickelungsgang der erotischen Dichtung: Götterliebschaften bei Homer, keine romantische Liebe bei Äschylus und Sophokles, Tollheit bei Euripides (Phädra), Lyrik bei Sappho, Elegie in Kleinasien, in Alexandrien (Bukolik, Epigramme) und seit Parthenius in Rom. Liebesgeschichten, welche passender ein Weib erlebt als ein Held, sind wesentlich episch und enden mit Unglück und Tod. Auch bei Dido beobachtet der Verf. die im Griechischen herkömmliche Stufenleiter: Vorbetrachtung, plötzliches Verlieben, schämige Scheu, Zeichen der Glut, Hochzeit, Trennung, Flüche vor dem Untergang, ja Zauberei, die weit her ist [zu IV 483 vgl. B. 8, 94. Theokr. 2, 162. Ciris 375]. Über die Gefühle des Äneas schweigt unser Epos. Liebt er Dido? A. I sagt nichts davon, IV beschreibt Didos Leidenschaft: den Helden zu entflammen ist Juno nicht imstande. Wie Heinze S. 120 f. sagt, wird die tiefste Neigung 345 f. und 440 f. dem Götterwillen zu Liebe, der römischen Moral entsprechend, bezwungen. Gegen ihn, Nettleship (Essays in Lat. Lit. S. 104) und Glover (Studies in Virgil S. 172) sucht de Witt zu erweisen, daß Äneas kühl blieb und höchstens als *amores* 292 = 'liaison' ansah, was Dido 172 *coniugium* nennt. S. 31 stellt 10 Beweisstellen zusammen, mit Zählbuchstaben davor, deren Zweck ich nicht ver-

stehe, zumal sie in der Einzelbesprechung auf den folgenden Seiten teilweise nicht stimmen. Nichts für die Herzensstimmung beweise 307 *noster amor* = *meus*, von Dido gesagt. Auf sie beziehe sich auch *curas* 448 wie 394 und das 395 folgende *amore*. Ferner scheide aus V. 520 und VI 473, wo es sich um die Liebe anderer Leute handelt. Die süße Liebe VI 455 bedeute herzliche Teilnahme, und das folgende verrate keine Gewissensbisse (vgl. IV 335 wider VI 460f.), sondern treuen Gehorsam gegen die höhere Pflicht wie IV 361. Endlich *curam* 332 beziehe sich (s. schon Heinze) auf die Anstrengung des Äneas, sein Gefühl zu unterdrücken und nur die Vernunft sprechen zu lassen. Der Abschied sei ihm schmerzlich genug (360: spare uns beiden die brennende Pein deiner Vorwürfe), doch siege schließlich sein Pflichtgefühl, nicht sowohl über die Liebe als vielmehr über das Mitleid in seinem Herzen. Nach alle dem erscheint dem Verf. laut Kap. IV unsere Episode, namentlich in den letzten 400 Versen, als Tragödie: die Spannung werde durch den Umschlag zum Übeln erzeugt, Mitleid und Furcht erweckt, Ort, Zeit und Handlung zusammengedrängt, tragische Ironie erzielt (I 732 *hunc laetum diem!* und nach den Gebeten zu den segenspendenden Göttern IV 58 die Flüche 607f.) und ergreifende Charaktere gezeichnet, neben der treuen Schwester, einer ständigen Rolle des Dramas, in stolzer Höhe einsam die *dux femina*, vergleichbar einer Boudicca (Tac. Agr. 16 und 31 dies Wort wiederholt) und Zenobia, ausgezeichnet durch Adel, Schönheit, Würde und dabei so ganz Weib.

Von dem erhabenen, bisweilen etwas unsichern Boden solcher Erörterungen und Ergüsse steigen die letzten drei Kapitel des Buches etwas herab, wenn sie Vergils Beziehungen zu Apollonius und Catull, die gelegentlich schon vorher gestreift werden, und seinen Ausdruck nüchtern betrachten. Sie werden auch immer kürzer. Das letzte wird durch eine vier Seiten lange Liste erotischer Worte gedehnt, nachdem es kurz gezeigt hat, daß Vergil sentimentale und anstößige Darstellung meidet wie Diminutiva, niedrige Ausdrücke (sittig spricht selbst Fama 193f.) oder gar Schlüpfrigkeiten (vgl. den Euphemismus 169). Sein Ton sticht auffällig von dem des geist- und wortreichen Apollonius ab, der weit entfernt, ernst und sittlich zu wirken, sogar seine Gottheiten entsprechend dem leichten Wesen seiner Zeit, in der großen Stadt, am heitern Hofe schildert. Aus dem Leben gegriffen, den Frauen in Theokrits Id. 15 vergleichbar, erscheinen Γ 36f. Athene und Here bei Aphrodite; als unartiger Knabe 92 Eros, der bei V. größer, verständiger und ein wohlerzogener Sohn ist. Unausgesprochen wird sein Pfeil vorausgesetzt, wenn Dido IV 2 und 69f. wie Medea Γ 296 verwundet heißt, obgleich sie I 713 nur *ardescit tuendo*. Äneas vor Dido erinnert entfernt an Iason vor der Königin Hypsipyle Α 785f. (so Coningtons Einl.

S. 37) und die Imperfekta IV 485 erklären sich wohl daraus, daß gemeint ist: ehe Herakles den Drachen erschlug [s. Heinze S. 138[1] zu Δ 1398]. Die Wolke um Iason Γ 210—214 [nicht unmittelbar aus Homer?] ist das dürftige Vorbild für V. Meist aber kürzt er stark und hebt die Sache ins Edle; vgl. wie die Liebenden bei der Begegnung am einsamen Hekatetempel sich Γ 966 sprachlos anschauen (A. I 613 nur *obstipuit Dido*) und das Frauenherz dann 1015 dem Fremdling zufliegt; ferner zu A. IV Anfang die zurück schwärmenden Gedanken Γ 451 f. wie den unruhigen Schlaf und Traum der Medea 618, die Teilnahme der Schwester 667 f. und die Angst und Scheu 681 f. trotz des heftigen Schmerzes *ἀμφὶ δ' ἀραιὰς ἶνας καὶ κεφαλῆς ὑπὸ νείατον ἰνίον ἄχρις* 716 f. bis zu dem Entschluß *ἐρρέτω αἰδώς* 784 und dem Brautlied der Nymphen in der Höhle Δ 1158. An dem Vorbilde hat de Witt manches auszusetzen, z. B. auch, daß die Schilderung der Nacht Γ 743—750 mehr dem städtischen Leben, A. IV 522 f. dagegen der Natur abgelauscht sei. Ich kann ihm da nicht immer folgen und beistimmen.

Daß A. IV fast ganz nach Apollonius gestaltet ist, ist eine übertriebene Behauptung von Macrobius Sat. V 17, 4. Wenigstens gleich viel Züge entsprechen der Leidensgeschichte der [von Apoll. Γ 996 f. erwähnten] Ariadne bei Catull 64. Wie diese verlassen von einem Uferfelsen aus 57 und 126 ausschaut, so Dido auf ihrer Burgwarte IV 410 und 586. Ariadnes Monolog mit lebhaften Klagen, Fragen, Ängsten, Wünschen und Flüchen ist von V. dramatisch aufgelöst in Zwiegespräche, bis Dido 533 f. auch zu sich selber redet. Besonders entspricht der Vorwurf der Untreue V. 305 f. ∼ C. 132 f., der Zweifel am menschlichen Ursprung des Verräters V. 365 f. ∼ C. 154 f., der Entschluß zu sterben V. 547 ∼ C. 187. In der Form zeigt *quiane* bei V. 538 die Eigenart von C. 180 und 184, der mit *quemne* und *quine* die Antwort auf eine Frage durch eine neue Frage gibt. Den Vergleich 441 f. hat V. vielleicht aus C. 105—111 entnommen und nach seiner Gewohnheit umgebogen. Bei den Flüchen, zu denen noch auf Parthenius 27 und 31 verwiesen wird, klingt auch im Wortlaut entsprechend V. 612 *nostras audite preces* ∼ C. 195 *meas audite querelas*. Ähnlich der Versschluß V. 1 ∼ C. 250, V. 10 ∼ C. 176, V. 21 ∼ C. 181, V. 532 ∼ C, 62, vielleicht auch V. 697 ∼ C. 253; der ganze Vers V. 316 ∼ C. 141 und der noch längere Wunsch V. 656 f. *di . . carinae* ∼ C. 171 f. *utinam . . puppes* (vgl. Heinze S. 133[2]). Einen Zusammenhang zwischen V. 79 *pendet . . narrantis ab ore* und C. 69 f. *ex te . . pendebat* finde ich nicht möglich, zwei andere von den Parallelen S. 72 f. nicht sicher. Auch sonst habe ich noch einige Bedenken, z. B. wenn *more ferae* A. IV 551 wieder (wie von Heyne, Wagner, Conington) auf ein einsames Leben gedeutet und die *feritas* des Metabus XI 568, die Trauer des Orpheus G. IV 516 oder die Keuschheit des Hippo-

lytos verglichen, ja ein eigener Daphne-Typus angenommen wird. Daß die Beschreibung Karthagos I 419f. an Rom erinnern und daß römisches Vorurteil für univirae die Gedanken der Dido beeinflussen sollte, kann ich nicht glauben. Auch kaum, daß Vergils Liebe zu seinem Vater sich in dem guten Verhältnis des Cupido zu seiner Mutter Venus spiegele, wie auch sonst bei Pallas-Euander, Lausus-Mezentius und Camilla-Metabus. Aber trotz solcher Kühnheit und einer gewissen Breite (S. 66 und 73 wiederholt W. wörtlich 7 Verse, die S. 67f. einmal in größerem Zusammenhange stehend genügen dürften) ist die inhaltreiche Arbeit doch verdienstlich und lesenswert.

44) **Josef Lindenthal**, Ist das V. Buch der Äneis nach dem VI. geschrieben? Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Oberhollabrunn 1904. 30 S. 8.

Seit Conrads nimmt man meist an, A. V sei jünger als VI. Das Gegenteil sucht im Anschluß an eine beiläufige Frage in meinem JB. 1903 S. 204f. der vorliegende Aufsatz zu erweisen. Nach Donats Angaben hat V. die Äneis zuerst in Prosa entworfen, den Stoff auf 12 Bücher verteilt und bald hier und bald dort ein Stück bearbeitet, je nachdem er Lust hatte. An seiner Arbeit nahmen außer Augustus überhaupt Roms literarische Größen lebhaften Anteil, wie wir das aus Properz wissen. Jedenfalls wird sie im kleinen Kreise vorgelesen, besprochen und begutachtet worden sein. Von einer andern Einteilung des Stoffes wäre da gewiß eine Nachricht auf uns gekommen. Und die drei i. J. 23 (also ziemlich spät!) vorgelesenen Bücher brauchen nicht zuerst verfaßt oder gar damals allein fertig gewesen zu sein, sondern die erste Hälfte des Gedichts mußte man wenigstens dem Inhalt nach kennen. So war nach L. das fünfte Buch außer dem Trojaspiel fertig, als das sechste begonnen wurde, das wiederholt und genau das vorhergehende voraussetzt.

Wie die Heldenschau in VI mit einem Hinweis auf den toten Marcellus schloß, so vielleicht die Festspiele in V mit einer Anspielung auf den noch lebenden Marcellus, wenn er einmal wie Iulus V 545f. der Führer des Trojaspiels gewesen sein sollte. Dies Reiterkunststück ist 66f. nicht mit in Aussicht genommen, Ascanius bei der Vorbereitung des Festes 74 anwesend und als Enkel natürlich Zuschauer bei den Spielen samt der übrigen Jugend, welche beim Wettlauf womöglich beteiligt wurde. Außerdem mußte das Reiterspiel gut eingeübt sein, wenn ein Mißerfolg vermieden werden sollte. Endlich schlösse das Wunder mit dem Pfeile des Acestes 525f. entsprechend dem anfänglichen 84f. die Festspiele besser ab als die tendenziösen Verse 596f. Nach alledem hält L. das Trojaspiel gleich der Marcellusepisode in VI für eine spätere Einlage. Ich auch. Aber rechte Beweiskraft für das

Thema probandum kann ich diesem Teile der Erörterung L.s nicht zuerkennen. Mehr dem folgenden.

Die eine Stelle V 721—45 wird in VI dreimal berücksichtigt. Die Bitte um Aufklärung über das Ziel (dessen sonstige Schwierigkeiten meine Anm. zu I 205 erörtert) ist folgerichtig; sogar *Latio* ohne Präposition ist VI 67 aus V 731 wiederholt. Ebenso stimmen die *mandata* VI 116 und des Anchises Erwartung 687 zu V 730 f. Also stand der Plan in V fest; die längere Aussprache zwischen Vater und Sohn wird V 738 f. abgebrochen und für VI aufgespart. Wenn Ribb. Prol. 61 f. annimmt, in VI sei nachträglich einzelnes geändert, so macht L. dagegen geltend, daß dann doch auch die von Norden S. 44 anerkannte Dublette VI 83 f. und 880 f. ausgeglichen sein könnte und sollte. Ferner findet er auch keinen unerträglichen Widerspruch zwischen V 827 f. und VI 337—383. Das Wetter sei an sich günstig, stelle sich aber für Palinurus nicht so dar, der natürlich friere; ein Sturm werde durch *maria aspera* 351 und die Wogen 354 nicht erwiesen; der starke Süd, der 355 weht, könne sich erst nach der Landung in Cumä erhoben haben [die Berufung auf VII 23/7 ist wegen VII 8 nicht beweiskräftig]. Wie mit der Witterung, sucht sich L. auch mit der Zwischenzeit abzufinden, welche Palinurus auf dem Meere schwimmen soll; s. meine Anm. zu VI 338, wo L. übrigens an *Libycus cursus* gleich Heinze S. 141 Anm. nicht anstößt. Er meint, V. habe den Unterschied in den Zeitangaben entweder übersehen oder in V nachträglich durch ein paar Verse beseitigen wollen. Jedenfalls sei die Palinurusepisode in V notwendig, in VI eigentlich ein Hemmnis, aber eben eingefügt, weil durch V bedingt. Schließlich verwertet er auch Serv. zu V Schluß und VI Anfang anders als Conrads: die Worte *duo versus huic iuncti fuerunt* beweisen ihm, daß V fertig vorlag, als VI begonnen wurde, aber auf keinen Fall, daß V nach VI verfaßt sei.

45) Salomon Reinach, *Ἄωροι βιαιοθάνατοι*. Archiv für Religionswissenschaft IX (1906) S. 312—322.

R. findet es auffällig, daß A. VI 426 f. in der Vorhölle neben Verurteilten, Selbstmördern und Opfern des Krieges nur Säuglinge, aber keine an Krankheit oder durch Unfall verstorbenen Kinder [überhaupt Menschen?] bis zur Vollendung der ihnen eigentlich zukommenden Lebenszeit nachreifen (s. JB. 1895 S. 252 f. 257 und 260). Er erklärt sich das aus einem Mißverständnis, das vielleicht schon einem Vorgänger V.s zur Last zu legen sei. Ursprünglich würden, wie die Petrusapokalypse verrate, solche *ἄωροι* gemeint sein, denen ihre Mütter *ἄγαμοι συλλαβοῦσαι καὶ ἐκτρώσασαι* das Leben mißgönnt hätten. Dieser Sünde vergleicht R. zwei andere Verbrechen der Verneinung des Willens zum Leben, Selbstmord und Onanie, welche an und für sich weder im jüdischen Priestergesetz noch im literarischen

Griechentum verboten sind, wohl aber in der volkstümlichen Eschatologie der Orphiker, nach der sie dann auch im Christentum verpönt erscheinen.

S. 313 Anm. 1 verlangt R. für A. VI 539 *fando* st. *flendo,* weil weder Äneas weine noch Deiphobus oder Sibylla. Sachlich wohl denkbar, aber bei dem sentimentalen Dichter schwerlich nötig.

46) Salomon Reinach, Cultes, Mythes et Religions. Band II. Paris 1906, Ernest Leroux. 467 S. gr. 8.

Außer zwei schon nach ihrer ersten Veröffentlichung von mir berücksichtigten Aufsätzen über B. 4 (s. o. Nr. 13) und über Sisyphus und andere Sträflinge in der Unterwelt (S. 159—205; vgl. JB. 1903 S. 185) geht uns hier noch an, was S. 135—142 aus der Revue archéol. 1901 II S. 229—236 wiederholt wird: *suos Manes* A. VI 743 sei nicht direktes Objekt zu *patimur*, sondern ein Akkusativ der Beziehung zu dem intransitiv gemeinten Verb, zu verstehen als wenn dastünde *secundum s. M.* = wir leiden jeder nach dem Grade der Befleckung seiner Seele. Gegen diese mir bisher nicht bekannte Deutung verweise ich auf Ladewig II [12] und Norden S. 32 Anm. 1.

47) Walther Volkmann, Untersuchungen zu Vergil, Horaz und Cicero. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu St. Maria-Magdalena. Breslau 1906 (Progr. Nr. 223). 27 S. 8.

S. 1—11 behandelt Volkmann Vergils Schildbeschreibung. Unbefriedigt von den bisherigen Erklärungen sucht er umsonst einen einheitlichen Plan. Besonders stören ihn die Verse 671/4, die weder ein Bild der Walstatt geben noch die richtige Stimmung schaffen, ja mit 675 und der zweiten Hälfte von 677 sich schlecht vertragen. Er will nun aber nicht durch, sondern hinter die vier Verse einen Strich machen: es seien zwei Schildbeschreibungen, deren zweite die ältere ersetzen sollte. Die erste Fassung, 673 f. mit dem Schildzeichen der Delphine schließend, das Äneas als Sohn der Venus führe (s. Pauly-Wissowa I 2767), hätte die einwandsfreie Gliederung Erde, Luft und Meer. Luft? wird man erstaunt fragen. Ja; nach Vergils Vorstellung sei der Tartarus in der Luft zu denken, heißt es S. 8 unter Berufung auf Norden S. 17 f. Aber in der Luft befindet sich m. E. höchstens das Elysium, und zwar nach anderer Vorstellung, während Vergil hier durch *alta ostia Ditis* 667 doch zeigt, daß der Tartarus wie in Buch VI in der Unterwelt liegen soll. Die zweite, endgültige Fassung soll wie die erste begonnen und dann (hinter 629?) die Schlacht von Actium unmittelbar angeknüpft haben. Dagegen scheint mir schon die Proposition *genus omne . . pugnataque in ordine bella* zu sprechen, die ja beibehalten werden soll. Lieber nehmen wir doch kleine Mängel mit in Kauf, selbst wenn der

'Meister der Technik' in den letzten 15 Versen, die nach Rom führen, die Dreiteilung in Erde, Unterwelt und Meer hinfällig macht. Zu Volkmanns Urteil über Lessings Verurteilung Vergils stimmt ungefähr mein Nachwort zu Buch VIII; nur schreibt er dem Hesiod wesentlich mehr Einfluß zu, dessen Technik man schon in Alexandrien (Theokr. 1, 27—56. Mosch. 2, 37—62. Apoll. Rhod. I 721—67) zum Vorbild nahm, weil man Homer unnachahmlich finden mochte.

Auch aus den beiden Aufsätzen über Horaz und Ciceros Somnium Scipionis läßt sich etwas für Vergil gewinnen, ohne daß er angemerkt ist: die fünf Zonen G. I 231 f. werden S. 12 und 18 f. und das große Jahr B. 4, 5 S. 22—26 mit erklärt. Hier kommt wieder (s. JB. 1905 S. 137) Posidonius als Gewährsmann in Frage. Etwa auch für G. III 349—383? Zu dem, was oben S. 163 über diese Episode gesagt ist, vgl. Volkmann S. 13 f.

48) Th. Thibaut, Interprétation des Vers 25 à 32 du IXe Livre de l'Énéide. Le Musée Belge XI (1907) S. 267—297.

Das Gleichnis A. IX 30/2 malt nicht nur die Stärke des Italerheeres und seinen hitzigen Aufbruch und 'Afflux', sondern auch die großartige Zucht und Ruhe. Das beweist Thibaut, dem Ladewigs Deutung noch am meisten zusagt, aber doch nicht ganz genügt, in ungewöhnlich umständlicher Ausführung, indem er das Ziel des Dichters bei dem ganzen Werke, dann in der zweiten Hälfte und schließlich in Buch IX feststellt und die einzelnen Sätze, Verse (auch rhythmisch) und Worte genau betrachtet. Von Einzelheiten sei herausgehoben *surgens sedatis amnibus* = aus den Himalaya-Flüssen entstehend, qui sedati sunt, d. h. qui ont vite fait, très vite fait de se calmer, und *pingui flumine* = d'un cours lent, tranquille.

49) Wilhelm Schuhardt, Die Gleichnisse in Vergils Äneis. Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums in Halberstadt 1904 (Progr. Nr. 303). 59 S. 8.

93 Gleichnisse sind lateinisch und in deutscher Übersetzung nacheinander sauber abgedruckt und dazu die Formel der Einführung wie die Reihenfolge von Gegenstand und Bild hervorgehoben. Kurze Vergleiche mit *ceu, modo, more, ritu, instar* u. a. wie II 797 *par . . simillima*, V 242 *noto citius*, VIII 691 *credas innare Cycladas* oder XII 84 *candore nives anteire* . . und Übertreibungen wie V 144 f. *non tam . . nec sic* (vgl. meine Anm. zu A. II 496 und B. 6, 29) werden absichtlich übergangen sein, doch fehlen auch einzelne andere Fälle; vgl. Thilos Index. Von Vorarbeiten scheint Sch. nicht einmal Weidners dritten Exkurs zu kennen. Seine paar Betrachtungen am Ende entsprechen ungefähr

denen von Kopetsch (s. JB. VIII 1882 S. 180), der seitdem von Caspers, Baur, Thomson u. a. weit überholt ist; vgl. JB. XI 325, XIX 109, XXI 271. In der Übersetzung stört formell I 430 *aestate nova* 'anfangs Sommer' und sachlich II 516 *praecipites* 'dicht geschart — wie flatternde Tauben'. Dem vorgedruckten Texte nach Ribbecks erster kleiner Ausgabe widerspricht die Verdeutschung I 396: *capsos respectare* 'auf die blicken, die das Land bereits erreicht' und VIII 23: *sole repercusso* 'vom Widerschein der Sonne . . zurückgeworfen'.

50) Theodor Plüß, Das Gleichnis in erzählender Dichtung. Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Basel 1907. S. 40—64.

Das Wesen des Gleichnisses ist nach Pl. nicht, wie man bisher meist annahm, Anschauung und Anschaulichkeit — da wäre es oft zwecklos oder gar zweckwidrig, namentlich wenn es kurz, übertrieben oder gehäuft erscheint; auch nicht Stimmungsgehalt, Obertöne, Nebenbild oder äußeres Beiwerk, wie einzelne Neuere meinen; sondern empfindungsvolle Vorstellung, die durch Erinnerung an frühere Anschauungen und deren nachträgliche Verbindung entsteht. Zweckmäßig oder notwendig erscheint ihm die Vorstellungseinheit in Gleichnis und Hauptvorgang, z. B. wenn bei Homer ε 50—54 Vogel und Gott mit überlegener Sicherheit über das Meer jagen. Manchmal bewirkt der Kontrast die Ideenassoziation, wie in Dantes Hölle 21, 7—21, wo das klare, vielseitige, zweckvolle Treiben bei den Pechpfannen im Arsenal von Venedig dem wüsten, end- und ziellosen Pechbrodel des Höllenpfuhls zur Seite gestellt wird. Die Beispiele stammen vor allem aus Homer, aber auch die spätere Zeit bis auf Goethe und G. Keller findet Beachtung. Vergil wird S. 53 gestreift. Seinen Gleichnissen werde man nicht gerecht, wenn man übersieht, wie er das Entlehnte umbildet oder ihm 'die persönliche Note' gibt. Auch ihm müsse man unter diesem Vorbehalt das 'Recht aufs Nehmen' zuerkennen wie einem Rubens, Händel, Molière, Goethe u. a. Die gründliche und feinfühlige Betrachtung mündet in einen allgemeinen Ausblick auf den jetzigen Betrieb von Wissenschaft, Bildung und Kunst: Sehen, Anschauung, Wirklichkeit schätzen wir mit Recht; aber wenn diese Vorzüge nicht bloß das erste, sondern auch das letzte Ziel sein sollen, überschätze man sie gegenüber dem Empfinden und Vorstellen und einer allgemeinen höheren Wahrheit.

Der Anregung von Plüß folgt R. M. Meyer, der 'das Gleichnis' in den Neuen Jahrbüchern XI (1908) S. 63—72 behandelt. Er kommt, etwas abweichend, zu dem Schluß: bei der Metapher überwiegen Vorstellung und Stimmung, bei dem Gleichnis, das behufs verdeutlichender Analogie hinzutritt, die Anschauung.

V. Sprachliches.

51) **Monroe Nichols Weltmore, The plan and scope of a Vergil-lexicon with specimen articles.** New-Haven, Conn. 1904. 128 S. 8.

Mir nur bekannt aus der Anzeige von E. Kalinka, der in der Berl. philol. WS. 1907 Sp. 1610/3 mancherlei Wünsche vorträgt, welche noch zu berücksichtigen blieben.

52) **Johannes Zwicker, De vocabulis et rebus gallicis sive transpadanis apud Vergilium.** Diss. inaug. Leipzig 1905 (Emil Graefe). 94 S. 8. — Vgl. P. Jahn, DLZ. 1906 Sp. 2080.

Aus dem Keltenlande stammen, wie die Einleitung zeigt, nachweislich 25 römische Schriftsteller, vermutlich sogar noch mehr. Mundartliche Besonderheiten, die nach E. Windisch den späteren lombardischen Dialekt beeinflußt haben könnten, werden ihnen im Altertum selten nachgesagt: vom schlechten Latein der Provinzialen, auch der Gallier und besonders des Statius Cäcilius, spricht Cic. Epist. IX 15, 2. ad Att. VII 3, 10. Brutus 170/2 und 258, von Barbarismen der Aussprache Hor. Sat. I 10,36. Quint. I 5, 8 und 55/7 nebst Gell. XI 7, 4. Über Vergil verlautet nichts dergleichen als etwa bei Macr. Sat. VI 4, 23: *peregrina verba non respuit*; nicht einmal die obtrectatores wittern bei ihm Mantuanitas. Dennoch traut ihm Zwicker, jedenfalls von Fr. Marx angeregt, einen gewissen Erdgeruch zu und untersucht daraufhin seine Heimat und Familie, seine Sprache und allerlei sachliche Bemerkungen.

Als keltisch gilt zunächst *Andes*[1]), dessen wohl nicht lateinischer Stamm in einer größeren Zahl von Ableitungen wiederzukehren scheint, die sich namentlich in Band V des CIL. finden, also in Oberitalien. Auffallend oft erscheint auf gallischem Boden auch der Name *Magius* und *Magia* nebst Ableitungen (89 Fälle in Band V, 41 in III, 25 in XII); ähnlich *Polla* und *Silo* (so heißt die Mutter und ein Bruder unseres Dichters). Bei dem Namen Vergilius will die Statistik der Liste S. 19 nichts beweisen; doch hilft da die Linguistik, wenn ihn Zeuß, Fick u. a. auf eine keltische Wurzel zurückführen. Keltischen Baumkult entdeckt Zw. in Donats Bericht über Vergils Geburt, besonders wenn die Mutter more regionis einen Pappelzweig gepflanzt haben soll. Gallische Ausdrücke werden auch von alten Erklärern angeführt, z. B. zu *ulula* B. 8, 55 in den Berner Scholien: quam avem Galli cavannum

[1]) Schon O. Brugmann behauptet im Archiv f. lat. Lex. und Gramm. XIII (1904) S. 134, daß Andes keltisch sei; und zwar bezeichne es, wie der Artikel im Thesaurus II zeige, keine einzelne Ortschaft, sondern den Heimatgau: V. sei geboren *in Andibus* oder *vico Andico*. 'Sohn eines keltischen Dorfes' nennt ihn auch v. Wilamowitz, Reden und Vorträge 1901 S. 268, aber 'aus umbrischem Blute', wie er denn auch vorher S. 265 Maro umbrisch = Dorfschulze deutet.

nuncupant und zu *fermentum* G. III 380 bei Servius: potionis genus est quod cervesia nominatur — zwei keltische Namen nach Holder, die aber nicht bei V. vorkommen. Jene Scholiasten kannten also wohl die Landessprache, ganz sicher Iunius Philargyrius aus Mailand (Schol. Bern. S. 839 H.), und spürten gern keltische Züge auf; so Serv. G. IV 217. A. III 56 und IX 746 (749) — nach Zw. unrichtig, weil das dort Geschilderte nicht spezifisch gallischer Brauch ist. Ähnlich urteilt er über den Mistelzweig A. VI 136, den Plin. N. H. XVI 249 auf Druidenlehren beziehen möchte, wogegen Norden S. 162f. zitiert wird. Das Märchen von der Windempfängnis der Stuten G. III 273f. ist aus dem gleichen Grunde nicht beweiskräftig; s. S. 89 Anm. Sonst aber verwertet Kap. III eine Menge von Tatsachen, die Vergil erwähnt und alte Nachrichten mehr oder weniger deutlich als oberitalisch bezeichnen: die Hütten der Hirten, die Kähne G. I 262, den Bergbau II 165f. Dazu kommt die Bienenpflege, je fünf Besonderheiten über Viehzucht und Ackerbau (gallische Fachschriftsteller S. 59 zusammengesucht), unter denen aber Zw. die von Plin. XVIII 172 den Rätern zugeschriebene Erfindung des Pfluges (*ploum* Holder) selber abtut durch den Hinweis auf Cato und Varro, und 13 heimische Pflanzen. Hier wird die Rebe am reichlichsten bedacht und sogar angegeben, daß V. das Weingesenk aus Maßholder und die gallischen Holzfässer (Plin. XIV 12 und 132) nicht nennt. Endlich sollen persönliche Erfahrungen (*vidi* G. I 193. 197. 318) und Erinnerungen an oberitalische Orte (8 zuerst bei V. genannt) und das Heimatland im allgemeinen (sicher viermal in der Äneis, sonst noch viel öfter) das Bild vervollständigen. Freilich, gallische Hirtennamen fehlen ganz: selbst *Stimicho* B. 5, 55 [s. Wendel, De nom. buc. 50] und *Ballista* im Erstlingsgedicht (Philarg. I S. 5, 2: *qui erat in Calabria*) scheinen eher griechisch als keltisch zu sein.

Die sprachlichen Beweise behandelt Kap. II. Mit Unrecht als gallisch bezeichnet werden anderwärts drei Worte, die sich im Lateinischen zuerst bei V. finden: das hebräische Lehnwort *baccar* (schon im Griechischen) sowie *bufo* und *tofus* (das Keltische kennt kein f). Ohne Bedeutung für unsere Frage findet Zw. auch 15 Worte, die zwar keltisch sein könnten, aber schon vor V. üblich waren. Dazu gehört auch trotz D. Serv. G. II 88 *volaemum*, das nach Plin. XV 56 schon bei Cato stand und samt *vola* aus dem Oskischen stammen wird, und *vates*, das zwar keltisch ist, aber von V. weder aufgebracht noch, wie L. Müller meint, aufgefrischt ist. Stichhaltig sind zunächst die zwei Tiernamen *urus* (*gallica vox est* Macrob. VI 4, 23 und *βοῦς γερμανός* Corp. gloss. lat. II 211, 55) und *damma* (s. Holder und Plin. VIII 214, Mart. I 49, 23 u. a.) sowie von Pflanzen etwa *amellus* (G. IV 271f. von Landleuten am Mellaflusse benannt) und *saliunca* (außer Plin. XXI 43 s. Dioskorides I 7: *ἡ κελτικὴ νάρδος*). Weniger sicher erscheinen mir sieben andere Pflanzen, die Zw. hinzunimmt, ohne

einen bündigen Beweis anzutreten: in Ermangelung einer andern Ableitung werden sie meist dem Keltischen zugewiesen. Etwas günstiger steht es mit den Sachnamen *cateia* (zu *Teutonico ritu* A. VII 741 stimmt D. Servius: lingua Theotisca, aber Servius sagt tela Gallica und Zw. betont, daß die Teutonen vielleicht Kelten waren), *lancea* (Diod. V 30, 4 von den Galliern: λόγχας ἐκεῖνοι λαγκίας καλοῦσι) und *pilentum* (Porphyr. zu Hor. Ep. II 1, 192: Gallorum vehicula), während ich keinen Anlaß sehe, *pedum* hierherzuziehen. Ebenso bedenklich erscheint es mir, ungewöhnliche Ausdrücke wie *comminus* G. I 104 = παραχρῆμα, *mare* A. I 246, *volucrum raucarum* VII 705 oder gar das Masc. *lacertus* B. 2, 9 und das passivische *ante domandum* G. III 206 ohne weiteres als bodenständige Eigenheit anzusehen.

Dies ungefähr sind, nur etwas anders geordnet und aus dem rhetorischen Gerank gelöst, die Hauptergebnisse. Gewonnen sind sie durch sorgfältige und vielseitige Arbeit: nicht nur Vergil und die Scholien, sondern auch Glossen, Inschriften, Grammatiker und andere Quellen werden ausgenutzt, gelegentlich sogar Funde der Pfahlbauforschung herangezogen. Abweichende Meinungen versucht Zw. zu widerlegen (S. 21—24: V. kein Etrusker, was Gamurrini, und kein Umbrer, was Wilamowitz annimmt), wörtliche Entlehnungen aus Theokrit, Arat u. a. in Rechnung zu stellen (nur geht er damit noch nicht weit genug) und keltische Etyma nach Kräften festzusetzen. Ich weiß hierin nicht Bescheid, höre jedoch von kundiger Seite, daß man meist noch nicht vorsichtig genug deute, wie denn auch Windisch laut Anm. 1 S. 27 warnend darauf hingewiesen hat, daß außer den Kelten auch Veneter, Ligurer, Umbrer, Tusker und Räter auf die transpadanische Sprache eingewirkt haben. Auch anderwärts können Einzelheiten Bedenken machen, wie die Aufnahme der Namen Flaccus und Paulus in die Liste S. 19, da das doch wohl ursprünglich echt lateinische Adjektiva sein werden: mir scheint höchstens die Nebenform Polla etwas beweisen zu können. Kurz: der besonnene Vorsatz *ne nimis* (S. 65) wäre m. E. noch öfter zu betätigen gewesen.

53) G. B. Cottino, La flessione dei nomi Greci in Virgilio. Torino 1906, F. Casanova e C^ia^. 55 S. 8. — Vgl. G. Cupaivolo, Boll. di fil. class. 1907 S. 152; L. Heitkamp, Neue phil. Rundsch. 1907 S. 77; R. Helm, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1548.

In den Breslauer philol. Abhandlungen IX 2 (1903) handelt L. Sniehotta De vocum Graecarum apud poetas Latinos dactylicos ab Enni usque ad Ovidi tempora usu. An ihm hat C. einiges auszustellen und zu berichtigen, wie namentlich das Vorwort andeutet. Er selber faßt seine Aufgabe enger und verfährt dann ziemlich umständlich. Er zählt nämlich hinter einer allgemeinen Einleitung die einzelnen Erscheinungen nach den verschiedenen Deklinationen, Kasus und Endungen auf und begleitet sie mit

kritischen Angaben, sprachgeschichtlichen Rückblicken und statistischen Listen — ganz willkommen, wenn nur Vollständigkeit erreicht wäre! Noch weniger befriedigt im zweiten Teile die besondere Feststellung der Grundsätze und Grenzen, die der Dichter im Auge hatte, da sie mehr breit als scharf wird. In den Schlußfolgerungen finden wir u. a. folgendes: V. gehört zu der gräzisierenden neuen Schule, ohne jedoch ganz auf Archaismen zu verzichten. Er führt keine griechischen Endungen neu ein wie z. B. Ovid den Gen. auf *-es*, hält vielmehr die lateinischen fest, wo sie bereits geläufig waren wie bei *Cretam*, während er manche Wörter griechisch dekliniert, z. B. auf *-os* und *-on*, vielleicht weil diese Formen bei diesen Worten zu seiner Zeit üblicher waren (S. 53). Von Stämmen auf *-ant-* bildet er den Nominativ auf *-as* bis auf *Atlans*, das wohl schon durch den Gebrauch unantastbar geworden war. So sehr V. den griech. Akkus. *aëra, Gorgona* usw. liebt, zieht er umgekehrt den lat. auf *-im* vor, wenn nicht metrischer Zwang vorliegt, der auch anderswo, z. B. beim Plural *-ēs* oder *-ĕs*, mit hereinspielt. Er gibt sogar gegen die gute Überlieferung für *Daphnin* B. 5, 52 und *Tarcho* VIII 603 den Ausschlag.

Über Einzelheiten ist etwa noch folgendes zu sagen. Daß die Vokative *Menalca, Iolla, Amynta* am Versende lateinischen Ausgang, d. h. kurzes *a* haben könnten, ist doch schwerlich anzunehmen. Wunderlich klingt die Erwägung S. 46 [1], ob in *Nereus* A. II 419 das erste *e* vielleicht kurz sei. Die verschiedene Messung des doppelten *Hyla* B. 6, 44 wird S. 17 und 42 trotz vieler Worte nicht deutlich erklärt. Umgekehrt fehlt S. 23 eine genauere Besprechung von *Athōn* G. I 322, wo C. in der Anm. 2 (nicht 1) trotz A. XII 701 einfach die regelmäßige zweite Deklination annimmt. Auch *Diomedem* A. XI 243 kommt S. 35 [1] gar zu kurz weg. A. X 126 schreibt Ribbeck, dem C. sonst zu folgen angibt und wohl auch S. 27 die Anm. über Koestlinus entlehnt, nicht *Haemon*, sondern *Thaemon*, und zwar nach P, wie die erste Ausgabe sagte. Ein Versehen enthält die Liste S. 30 Z. 21: aus der folgenden Zeile gehört 7, 7 vor P (*Daphni*˜ M) und die hiervor stehende 8 vielmehr dahinter zu 68. Auch S. 31 ist wohl der Hinweis auf Anm. 4 ans Ende des ganzen Paragraphen zu rücken. Andre noch schlimmere Mängel bespricht schon Heitkamp, dem Nordens knappe, aber reichhaltige und zuverlässige Listen mehr zusagen.

54) Feodor Glöckner, Zum Gebrauch von *olli* bei Vergil. Arch. f. lat. Lexikogr. u. Gramm. XIV (1905) S. 185/8.

Nach Gl. ist *olli* A. I 254 nicht Adverb, wie Fr. Harder (Arch. II 1885 S. 317; s. JB. 1889 S. 422) mit Servius annahm, sondern Pronomen = τῇ, getrennt von dem Subst. *natae* = als der Tochter, wie V. oft 'homerischer als Homer' (vgl. Α 488 f. σ 158 f.)

grammatisch eng zusammengehörige Satzteile weit auseinanderrücke; vgl. A. II 146 f. 203 f. IV 60. 178 f. XII 901 u. ö.

55) R. Sabbadini, Riv. di filol. 33 (1905) S. 471/5.

In der Verbindung *urbem quam statuo, vestra est* A. I 573 sieht S. keine Attraktion, auch kein echtes Hyperbaton, sondern einen Archaismus, der nicht nur aus Plaut. Amph. 1009 zu belegen ist, sondern bereits aus umbrischen und oskischen Inschriften: das Relativpronomen sei noch nicht ganz vom indefiniten differenziert und bewahre deshalb seine enklitische Stellung; vgl. *τήν* Ilias I 72 im Übergange vom Demonstrativum zum Relativum.

Daß in alter Zeit vorschweben konnte *urbem aliquam statuo,* ⟨ea urbs⟩ *vestra est,* ist ja klar. Aber wie V. diese Parataxe unbewußt hervorgebracht haben soll, das kann ich nicht verstehen.

56) Theodor Düring, De Vergilii sermone epico capita selecta. Diss. inaug. Göttingen 1905. 80 S. 8.

Die aus Fr. Leos Schule hervorgegangene Abhandlung zeigt, nicht gerade in klassischem Latein, daß es nicht genügt, mit den alten Erklärern äußerlich rhetorische Figuren festzustellen wie *ἓν διὰ δυοῖν*, Epexegesis Serv. A. I 27, Tautologie II 627, Hysterologie IX 813 usw. Man hat vielmehr die Kunst des Dichters zu beachten, der durch solche Mittel eine besondere Deutlichkeit, Stimmung, Wirkung u. dgl. m. anstrebt. Das beweist D. namentlich, indem er V. mit Lukrez und späteren Dichtern oder auch die Äneis mit den früher verfaßten ländlichen Gedichten vergleicht, während er Einflüsse fester Floskeln aus Ennius weniger annimmt als Norden S. 372 u. ö. Im einzelnen behandeln Kapitel I und II die Begriffs- und Satz-Tautologie (beide nicht in den Bukolika, selten in den Georgika zu finden), III die Figur *ἀπὸ κοινοῦ*, IV das damit nahe verwandte Zeugma, V die Umbiegung der Konstruktion durch Vermengung zweier Gedanken oder infolge des Einschubs neuer Tatsachen, VI die genau genommen sinnwidrige Versetzung einzelner Worte, wobei nicht nur Adjektiva umspringen wie IX 455 *tepidaque recentem caede locum,* sondern auch Subjekt und Objekt I 237 *te sententia vertit,* Akkusativ und Ablativ IV 385 *mors anima seducit artus,* ja Objekts- und Verbalbegriff VIII 144 *temptamenta tui pepigi* = pangere tecum temptavi.

Dies letzte Kapitel ist das gehaltreichste. Es verwirft auch an der zuletzt genannten Stelle das meist angenommene Zeugma *legatos . . pepigi* und will aus *per artem* die Präposition zu *legatos* vorholen, wie G. II 63 *de* zweimal zu ergänzen ist. Wenig Neues bringt das kürzeste Kapitel IV, das außer dem bekannten Zeugma wie A. IV 375 eine zweite Art feststellt, wenn das selbe Verbum einmal im eigentlichen und dann gleich im übertragenen Sinne gebraucht wird wie II 654, V 508, auch II 688 *cum voce* = et

vocem. Am wenigsten erbaut das längste Kap. III, das in Selbstverständlichem zu breit und in Neuem zu kühn ist. Die schwierige Stelle VIII 57 deutet D. einfach ⟨*rectis*⟩ *ripis et recto flumine* und ebenso 143 ⟨*per*⟩ *caeli convexa, per auras*; ähnlich die leichtere IX 427 ⟨*in*⟩ *me, me* . ., was mir abgesehen von der so entstehenden Parenthese gar zu matt vorkommt. Bei *subit* XI 672 ist ein Dativ *labenti* kaum möglich, geschweige denn nötig. Und *premit* VIII 474 hat nicht *murum* aus der zweiten Hälfte des Verses zum Subjekt, sondern *nos* aus *claudimur*; das von D. verlangte Gegenstück zu *amni* ist vielmehr *Rutulus*. Nicht völlig überzeugend klingen auch die Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Figur und Versschluß. Dagegen ist mit Recht wiederholt hervorgehoben, wie die Anapher manche Figur stützt und erleichtert. Für die beiden ersten Kapitel, wo appositionelle oder epexegetische Satzteile mit vielfältiger Funktion besprochen werden (*et* oder *que* = nämlich, d. h., wo, wann, indem, weil, daher), möchte ich auf die Studien von E. Groß verweisen (s. JB. 1905 S. 131f.), auch für VI 282 und 734 'wie' vorschlagen und zu X 496 S. 11 Anm. noch VIII 731 nachtragen.

Eine Liste am Ende des Buches weist die 24 wichtigsten Neuerungen D.s nach. Bei II 204 spricht er gegen die Interpunktion von Plüß (Vergil und die ep. Kunst S. 61: hinter *angues* starker Einschnitt), da *per alta* trotz des dazwischentretenden *incumbunt pelago* dem schließenden *tendunt* zuschwebe; III 576 gegen die Deutung von Henry, da *sub auras* dem Sinne nach zu *exaestuat* gehöre wie *per silvam* VIII 82 zu *conspicitur* (s. o. S. 159 Leo); IV 399 gegen Segebade und Georgii: *robora* sei vielmehr = *remos*. V 512 bezieht er *rapidus* auf *figit*, da das Perf. *vocavit* einen Nebensatz vertrete, wie IX 17 *fugientem* über den Zwischensatz hinweg auf *agnovit iuvenis* [vgl. X 800]. Zu *egentes* VII 197 denkt er sich nicht *rates* hinzu, sondern homines. Und IX 773 gehört ihm *manu* zwar nicht grammatisch, aber logisch zu *felicior*: 'er hatte eine glückliche Hand'.

57) **Johann Endt**, Der Gebrauch der Apostrophe bei den lateinischen Epikern. Wiener Stud. XXVII (1905) S. 106—129.

Die römischen Epiker bedienen sich der Apostrophe viel öfter als Homer, der in der Ilias wenige Helden, in der Odyssee nur den Eumaios anredet. Sie wollen dadurch viele Kämpfer interessant machen, schließlich auch die belebte und unbelebte Natur. Nur bei den Römern findet sich dabei die Absicht, lyrisch zu wirken. Manchmal wirkt das Streben nach kurzen Silben mit. Schließlich ist die Apostrophe wohl gar bloße Manier. Bei Vergil ist bereits ein Ansatz zu sehen, sie durch drei oder vier Zeilen aufrechtzuerhalten; s. A. VII 1—4. X 324/7. XII 542/7.

Ich füge hinzu, daß die Verbreitung der Apostrophe wohl aus dem späteren Griechentum stammen wird: in den 63 Versen

der vierten Ekloge finden sich neun Anreden. Bemerkenswert ist auch noch, wie B. 7, 45f. der dritte Begriff als Nominativ in den Relativsatz gezogen und nicht an der Apostrophe beteiligt wird: *Muscosi fontes et . . herba et, quae vos . . tegit arbutus umbra, solstitium pecori defendite!*

VI. Anhang, alte Erläuterungen und spätere Sagen.

58) Fr. Vollmer, Die kleineren Gedichte Vergils. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der K. B. Akademie der Wissenschaften zu München 1907, Heft III (erschienen 1908) S. 335—374.

Ist die Appendix Vergiliana echt? Mit dieser Frage beginnt der Aufsatz, dessen Anzeige ich hier einschalten muß, weil bei seinem Erscheinen der Anfang meines Jahresberichts, wohin eigentlich diese 'breitere Grundlage für die Cirisforschung' (s. o. S. 155 f.) zunächst gehören würde, schon gedruckt vorliegt. Die Antwort ist ein entschiedenes Ja, wenigstens für die durch Donat und Servius überlieferte 'Liste Suetons', der sieben Gedichte als echt, die Ätna als zweifelhaft angesehen habe; vgl. o. S. 141. Ein Katalog des 727 gegründeten Klosters Murbach im Wasgau (s. H. Bloch, Straßburger Festschrift zur 46. Philologenversammlung, 1901 S. 257—285) verzeichnet außer den drei zweifellos anerkannten Werken Vergils einen vierten Band: Dire, Culex, Aetna, Copa, Maecenas, Ciris, Catalepion(so), Priapea und Moretum. Das wäre demnach die reine alte Liste und Ordnung des aus dem Altertum überkommenen Corpus der kleinen Gedichte, in der nur die Epigramme fehlen, vermutlich durch einen Zufall, während Maecenas und Moretum im ersten Jahrhundert eingedrungen sein mögen.

Durchschlagende Beweise gegen die Echtheit der vielleicht unmittelbar nach Vergils Tode herausgegebenen Gedichte vermißt Vollmer, während er das ganze Corpus durch Zitate hinlänglich verankert findet. Schon den Titel κατὰ λεπτόν, der auf Arat zurückgeht, und die wechselnden Metra darin möchte er eher dem Vergil selber als einem Späteren zutrauen. Die Copa brauche nicht jünger zu sein als die Äneis, und 'dies entzückende Gedicht' könne doch Vergils Dichterruhm nur erhöhen. Die Dirae, natürlich ohne die Lydia, seien als eine Ekloge zu betrachten, die das genaue Gegenstück zur ersten bildet (vgl. schon P. Jahn, Progr. des Kölln. Gymn. in Berlin 1899 S. 31 f.), an griechische ἀραί angelehnt: wegen des allzu heftigen Tons sei sie zunächst von der Ausgabe ausgeschlossen worden, da der Dichter entschädigt oder versöhnt worden war; nach seinem Tode blieb selbstverständlich kein Anstoß an der Veröffentlichung mehr zu befürchten. Wenn der Culex gegen den sonstigen Brauch keine älteren lateinischen Verse benutze, sondern nur griechische parodiere, so erkläre sich

das daraus, daß eben eine alexandrinische Vorlage ziemlich treu wiedergegeben sein werde.

Der zweite und wichtigste Teil des Vortrags betrachtet nun die Ciris für sich und stellt fest: a) sprachliche Unterschiede sind nicht so stark, daß Silligs Verurteilung aufrecht zu halten wäre; b) gleiche oder ähnliche Stellen in der Ciris und in V.s größeren Werken gestatten, ja empfehlen, beiderseits den selben Verfasser anzunehmen; c) auch der Adressat und die persönlichen Umstände des Dichters verwehren diese Annahme nicht, da Vergils Verkehr mit Messala zwar nicht bezeugt, aber keineswegs unwahrscheinlich ist und seine Anschauungen, besonders G. II 475 f., zu den Gedanken der Ciris ganz gut passen. Am ausführlichsten wird Teil b behandelt. Ähnlich wie die Berührungen der Äneis mit den ländlichen Gedichten (S. 363) stellt Vollmer die Parallelen zwischen der Ciris und dem echten Vergil zusammen (S. 365/9), und zwar in der Weise, daß er die Cirisstellen in einer Mittelreihe zwischen denen aus den ländlichen Gedichten und der Äneis aufzählt und in zahlreichen, zum Teil längeren Anmerkungen betrachtet. Die Ansichten von Skutsch und Leo wägt er dabei unbefangen ab und macht die einzige Stelle, welche die Ciris hinter die Äneis zu schieben droht (s. o. S. 154 f. über Sudhaus), dadurch unschädlich, daß er sie ruhig mit aus der hellenistischen Vorlage übernommen sein läßt. So stimmt denn sein Ergebnis im ganzen zu dem oben angezeigten P. Jahns.

Der Schluß greift wieder allgemeiner aus. Weil die Schule nur Bukolika, Georgika und Äneis las, wurden alle andern Werke auch in den Lebensbeschreibungen und Erklärungen beiseite geschoben und das Bild von Vergils Art und Kunst nachgerade nur durch Züge aus den drei größeren Gedichten gewonnen. Sein Schwanken zwischen Dichtkunst und Philosophie, der anfängliche Anschluß an Catull, selbst in der gelehrtesten Poesie, die rührende Fürsorge für die Seinen usw. — alles das fehlt in den üblichen Biographien. Man nahm sogar für wahrscheinlich hin, daß ein Dichter wie Vergil bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre nichts Erhaltenswertes geschaffen habe. Hier soll ihm wieder zu seinem Recht und Eigentum verholfen sein.

59) R. Ellis, Appendix Vergiliana. Oxford 1907, Clarendon press. XVI u. 88 S. 8.

Ich kenne das Buch bisher nur aus Anzeigen. Fr. Skutsch lobt in der DLZ. 1907 Sp. 2273/5 den reichen Apparat, ohne jedoch alles gleichmäßig ausgeschöpft zu sehen, und findet besonders mißlich, daß keine Interpretation näheren Aufschluß gibt. Ebenso ist Fr. Vollmer in der Berl. philol. WS. 1907 Sp. 1580/2 nicht ganz befriedigt. Vgl. auch R. Sabbadini, Boll. di fil. class. 1907 S. 127/9.

60) **Rudolf Neuhöfer, Básně Catalepton přičítané P. Vergiliov Maronovi.** V Kroměříži 1905. 62 S. 8.

Vier Gymnasialprogramme von Kremsier, aus den Jahren 1902—05 zusammengedruckt, behandeln vermutlich den Titel, Inhalt, Verfasser, Sprachgebrauch und Versbau der Catalepton genannten Appendixgedichte. Die Literatur scheint N. zu beherrschen. Aber weiter kann ich nichts berichten, da er seine Gedanken nicht für größere Kreise veröffentlicht, sondern in einer Sprache verheimlicht hat, die auch ihm, nach seinem Namen zu schließen, ursprünglich fremd sein dürfte.

61) Ettore Bignone liefert Note critiche all' Appendix Vergiliana in der Riv. di filol. 35 (1907) S. 588—600 wie ebenda S. 489—491 und 492—497 Oreste Nazari und Ettore de Marchi zu Epigramm 1 *Delia* und 11 (14) *Quis deus, Octavi* —.

---

62) **Paul Weßner, Aemilius Asper.** Ein Beitrag zur römischen Literaturgeschichte. Beilage zum Jahresbericht der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. 1905 (Progr. Nr. 281). 50 S. 4. — Vgl. R. Kauer, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1424/7.

Der Anhang stellt S. 46—50 über 40 Bruchstücke von Aspers Vergilkommentar zusammen. Teil I bestimmt dessen Lebenszeit. Sie liegt zwischen der Mitte des ersten und der des dritten Jahrhunderts, da Asper in den Schol. Veron. zu A. III 691 den Cornutus kennt und anderseits von Romanus bei Charisius zitiert ist. Wenn er im sog. Probus (Thilo-Hagen III 2 S. 337, 25 und 341, 18) bekämpft wird, so folgert W. daraus nicht mit O. Jahn, daß Asper älter sei als der Berytier; denn diesem gehöre weder die Vergilvita, die vielmehr auf Sueton zurückgehe, noch die Einleitung zu den Bukolika (S. 324, 8—329, 16), die aus verschiedenen Teilen von ungleicher Art und ungleichem Werte besteht, noch der dann folgende Kommentar, der ganz lückenhaft nur einen Auszug, kein einheitliches Werk bilde und zu B. 6, 31 und G. I 233 lange Einlagen andern Ursprungs biete, erst nach Aspers Zeit verfaßt. Da nun Sueton De grammaticis den A. nicht erwähnt, kommt W. für diesen auf die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts, was vielleicht noch dadurch bestätigt wird, daß er Fronto gekannt haben mag; s. Serv. zu A. VII 30 mit IX 416. Auf die selbe Zeit führt Aspers Neigung für das Altrömische (Varro) und seine griechisch-römische Doppelbildung (Homer, Apollodor, Menander bekannt), die er z. B. mit Gellius (bes. II 23 vergleichbar) gemein hat. Das lehrt nebenbei der zweite Teil, in welchem W. S. 12—43 Aspers Erklärertätigkeit für Terenz beobachtet und Ribbecks Charakteristik (Prol. 128 f.) zu ergänzen sucht.

63) In der Berl. philol. Wochenschrift 1906 Sp. 607 vervollständigt R. Sabbadini aus Petrarcas Ambrosianischer Vergilhandschrift das Scholion des D. Servius zu A. III 58: 'proceres' qui processerunt ante alios; unde et 'proceres' tigna, quae alia tigna porro excesserunt (vgl. Serv. I 740). Die Handschrift beginnt den Satz mit 'Varro ad Ciceronem dicit', also De lingua lat. XI—XXV.

64) **Tiberi Claudi Donati ad Tiberium Claudium Maximum Donatianum filium suum interpretationes Vergilianae. Primum ad vetustissimorum codicum fidem recognitas edidit Henricus Georgii. Volumen I: Aeneidos libri I—VI. Vol. II: Aen. l. VII—XII. Leipzig 1905 und 1906, B. G. Teubner. XLVI + 619 und 688 S. 8. 12 und 13 M. — Vgl. P. Weßner, Berl. philol. WS. 1906 Sp. 297—307; Em. Thomas, Rev. crit. 1906 S. 24 f.; E. Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. 1906 S. 62; S. E. Winbolt, Class. rev. 1907 S. 218.**

Claudius Donatus, von Aelius Donatus (s. o. Nr. 2) zu unterscheiden, was Petrus Crinitus 1496 (s. Th. Mommsen, Rhein. Mus. XVI 1860 S. 139) zuerst vermutet und M. van der Hoeven in seiner Epistola ad Suringarium 1846 endgültig erwiesen hat, gehört ins 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. Er ist noch Heide, in Rom wenn nicht geboren, so doch sicher eingewöhnt, mit der guten Gesellschaft und ihrer Lebensweise vertraut, von Haus aus Jurist, aber vielseitig gebildet und gleich dem Vater des Statius (s. Silv. V 3, 176 f.) geneigt und geeignet, sich lehrhaft zu betätigen. So erläutert er in höheren Jahren die Äneis, und zwar zunächst für seinen Sohn, den er nicht nur im Proömium anredet, sondern auch in einem leider nur unvollständig erhaltenen Briefe hinter Buch XII; vielleicht sind auch Betrachtungen über kindliche Pflichten und Wünsche (zu den Stellen des Index II unter liberi und pater vgl. noch I S. 130, 23. 136, 8 und II S. 597, 11 f.) auf ihn gemünzt wie auch die eingestreute Lebensweisheit und stilistische Belehrung (s. Vorwort S. VII). Der Kommentar vermeidet den sozusagen rein philologischen Betrieb derer, welche den Schülern nichts Gescheites (*quod sapiat* I 1, 5) beizubringen wissen, z. B. eines Servius, den er kennt und benutzt, aber öfter bekämpft (s. S. X—XV). Er setzt sich vielmehr rhetorische, patriotische, ethische Ziele (Hoevens Ausdruck ästhetisch greift mir etwas zu hoch), während *historiae* d. h. sachliche Aufklärungen wie z. B. über den *artificiose* d. h. für rednerische Technik unverwertbaren und deshalb kurz, ja mehrfach flach behandelten Katalog A. VII 647 f. für ein dreizehntes Buch (II 97, 19) aufgespart werden, das auch im Nachwort noch geplant erscheint. Wenn die Jugendbildung im Mittelalter nicht in erster Linie auf Wissen und Kenntnisse, sondern auf die Bildung des Willens und Gemüts gerichtet war, wie ich das eben von Fr. Paulsen (Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung, Leipzig 1906 S. 4)

treffend ausgedrückt finde, so begreift sich der Anklang, den Donat lange Zeit gefunden hat. Seine Vorzüge stellt Georgii S. IVf. in dreizehn Gruppen kurz zusammen[1]).

Die beste Überlieferung findet G. in drei Handschriften, die er selbst an Ort und Stelle verglichen hat. Das sind der Laurentianus XLV 15, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts in Frankreich geschrieben, für A. I—V; der Vaticanus 1512, auch aus dem 9. Jahrhundert und aus Frankreich stammend, für A. VI—XII (also die selbe Verteilung der Bücher wie in vielen Serviushandschriften) und der Reginensis 1484 aus dem Ende des 9. Jahrhunderts für A. I—V und X 1—585, der ursprünglich auch sicher Buch IX (S. 186 vor X ist noch 'explicitus est' erhalten), wahrscheinlich vorher VI—VIII und vielleicht am Ende XI—XII ebenfalls enthielt. Dieser von G. neu herangeholte Cod. R ist nicht auf L und V, sondern auf einen allen dreien gemeinsamen Archetypus zurückzuführen, aus welchem auch die andern Textquellen stammen, wie namentlich acht große Lücken beweisen (S. XVI). Außer verschiedenen Bruchstücken (s. S. XXXVI f.) gibt es noch vier Handschriften des Ganzen aus dem 15. Jahrhundert, von denen G. einen Harlemensis und Oxoniensis ganz und einen Urbinas teilweise verglichen hat und in zweiter Reihe benutzt. Dazu kommt endlich der Archetypus der Editio princeps von Landinus (nur im Auszug, Florenz 1487 u. ö.) und von Paul Flavius (vollständig zuerst 1535 in Neapel veröffentlicht) mit zahllosen Fehlern und manchen Interpolationen. Selbst G. Fabricius (Basel 1547—51 mit Vergil und Servius zusammen) wiederholt noch viele Fehler und verschuldet nicht wenige neue wie auch die bisher letzte Ausgabe von Lucius (Basel 1613). Es ist unheimlich, wie viel die varia lectio zu verbessern hat, wenn es auch meist Kleinigkeiten sind.

---

[1]) Sogar unsere Sachkenntnis scheint erweitert zu werden, wenn in Band I S. 81 Z. 20 f. über den Namen der Burg von Karthago A. I 367 angegeben ist *byrsa graeca appellatione corium est et bursalf punica elocutione corium significatur*. Georgii setzt hiernach den Ursprung der Sage schon ins Punische: der zweite Teil von b u r s a l f sei אֶלֶף = Rind, der erste בָּצְרָה Fem. zum Masc. בִּצָּר = Festung oder auch, was der Sage näher zu liegen scheine, בֶּצֶר = Geld. Unserer Vergilstelle noch näher käme, auch wieder mit Metathesis, die Ableitung von בָּשָׂר = Haut oder Fleisch, welche mein Amtsgenosse H. Bahr vorschlägt. Aber ich muß gestehen: so begreiflich ich die griechische Umdeutung *βύρσα* aus Bosra finde, so wenig Grund sehe ich für eine Volksetymologie der Punier, die doch den Namen 'Burg' ohne weiteres verstehen mußten, eher als *facti de nomine* 'Rindshaut'. Donat, der wunderlich genug Dido für eine Griechin hält und Karthago in einer urpunischen Gegend sucht, bietet uns hier doch nicht etwa eine Rückübersetzung ins Punische? Man möchte übrigens vielleicht an einen Zusammenhang mit dem Stierdienst des Moloch denken; aber diesen Ausweg scheint mir wieder Donats Deutung = corium zu verwehren.

Nach beinahe 300 Jahren folgt nun die kritische Ausgabe, die zwar nicht genau in der Form, aber doch im Ziel entsprechend den Servius Thilos samt Anhang neben Hagens Berner Scholien willkommen ergänzt. Der Herausgeber hat seine Sachkenntnis schon durch seine 'Antike Äneiskritik' 1891 bewährt, die er im Progr. des Stuttgarter Realgymn. 1893 durch einen Nachtrag über Donat ergänzte; s. auch JB. 1903 S. 165. Seine neue gleich gründliche und sorgfältige Arbeit verdient um so mehr Dank, je mehr Entsagung die jahrelange Beschäftigung mit dem flachen und breiten Werke des für uns ziemlich hausbackenen Schriftstellers erforderte. Schon die 1250 Seiten durchzulesen ist keine sehr leichte, lockende und lohnende Aufgabe. Da Donat nicht einzelne Scholien bietet wie Servius, sondern zusammenfassende Besprechungen, was schon öfters durch eingeschaltetes *ait* oder *inquit* angedeutet wird, geht der Text meist viele Seiten lang ohne Absatz weiter, lediglich durch die Verszahlen der Äneis 5, 10, 15 usw. am äußeren Rande gegliedert. So wird namentlich das Aufsuchen von einzelnen Stellen ziemlich unbequem, da von dem kursiv gedruckten Lemma aus das Dazwischenstehende alles nachzulesen ist. Man hat daher lieber alle Verszahlen Vergils am Rande bezeichnet zu sehen gewünscht. Das ging freilich nicht gut an, weil Donat öfter vorwärts- oder zurückgreift. Aber immerhin konnten wohl alle tatsächlich aus V. zitierten Wörter und Stellen kursiv gesetzt werden, um das Auffinden zu erleichtern. Auch zitiert wird nach den beigeschriebenen Vergilverszahlen. Das war nicht zu vermeiden, wo vorwärts zu blicken war auf Stellen, die noch nicht neu gedruckt vorlagen. Rückwärts, namentlich im Anhange, wäre bequemer auf Seite und Zeile zu verweisen gewesen. Sonst wüßte ich gegen Georgiis Behandlung des Äußerlichen nichts einzuwenden.

Was den Inhalt anlangt, so ist es nicht meine Aufgabe, Donats Gedankenkreis und Ausdruck ausführlich durchzugehen. Drei Proben mögen genügen. Zu A. I 12—14 schreibt er folgendes: *Urbs antiqua fuit*... antiquam debemus accipere non magnam, ut nonnullis videtur, sed prolixi temporis, ut annositate ipsa roborata sit ac firmata perindeque (dies Wort kommt überraschend häufig vor) potuerit Romanum imperium nascens longaevis viribus premere. *Tyrii tenuere coloni*: ut praeter incolas aucta sit etiam accessione Tyriorum. laudatur etiam a loco ac situ: *Italiam contra Tiberinaque longe ostia*; a fortuna: *dives opum*, hoc est cui substantia propria non deesset nec quaereret alienam; a natura et moribus: *studiisque asperrima belli*. hanc igitur parabat aemulam Iuno, cui omnis ad inferendum bellum Romano imperio patebat occasio, Iunonis favor, locorum proximitas, substantia rei familiaris, bellatorum numerus et fiducia naturalis et innatum studium dimicandi. Zu A. XII 513/5 heißt es: *ille* inquit (der Dichter) et incertum putatur reliquisse utrum de Aenea dictum videatur an

de Turno, sed non est vitium poetae; nam ex Cethegi nomine, quem constabat fuisse Troianum [nein!] quemque aliis nexuit, ostendit non Aenean se dixisse, sed ipsum Turnum (dieser ist vielmehr 509 genannt und mit *hic* 516 gemeint; vgl. Heinze 217). Und über das Sprachliche hören wir noch II 115, 11 zu VIII 10 f. *Edoceat* non semel accipiendum est, quod idcirco in medio posuit, ne turparetur ex continuatione narratio, si in capite vel in fine consisteret. ordinemus ergo omnia, ut intellectus fiat illustrior, et propter demonstrandam petitionis causam; edoceat *Latio consistere Teucros . . . se dicere posci.* per singula ergo quae dicta sunt subaudiendum est *edoceat*, item inferioribus aptandum, ut sit edoceat multas gentis viro Dardanio se adiungere, item edoceat *late . . nomen* (14). haec exempla loquendi debemus imitari, cum aliqua scribimus. Und nach alledem sagt der Schlußsatz nochmals: odiosa est enim in his continuatio, quae fit melior cum unum verbum in medio positum superioribus simul inferioribusque respondet.

Auch von Einzelheiten hebe ich nur ein paar zur Probe hervor, wie die Wiederholung I S. 74 Z. 8 ∼ 75, 28: niemand sündige heimlich, nisi qui sciat se inlicita perpetraturum, oder II 269, 10 f. nach 264, 19 und 26 über *indigna relatu* IX 595. Ferner die Erwägung einer doppelten Beziehung von *inanis* A. VI 740: nihil interest ventos inanes an animas dixerit, quia utrumque vel alterum rectum est; potest et sic, ut semel positum bis accipiamus, ut inanes animae inanes ad ventos suspensae penderent, oder endlich die Vorschrift über die Betonung A. III 319: cum pronuntiamus, Hectoris et Andromachae nomen debemus attollere, deicere tertium Pyrrhi, quoniam et ipse hostis fuerat et patris eius memoria esse debuit odiosa; Achilles enim Hectorem peremit. Den Vers XII 66 deutet D. durch Umkehrung von Subj. und Obj. nüchtern so: calor plurimus concitat ruborem in vultu et frigus facit e diverso pallorem! Von Lesarten ist beispielsweise anzugeben A. I 668 *iacteturque* (wie in den Handschriften außer F[1], in Georgiis Anmerkung verteidigt: das umgesprungene *que* gehöre zu *odiis*, das zu *pelago* parallel stehe), II 349 f. *audendi extrema cupido est certa sequi* (aber die Konstruktion wird von D. nicht annehmbar erklärt, sondern *certa sequi* einfach übergangen wie die Lücke III 340 und andere Schwierigkeiten der Vulgata, z. B. XII 451 *abrupto sidere*), VII 490 *manu patiens* (Abl. causae? Die Erklärung schließt: haec ille non faceret . ., nisi illius naturam multiformis hominum benignitas permutasset), IX 334 *Tamyrum*, X 402 *teutra* appellativ (ut veteribus placuit, velut scutum; das vorhergehende *optimĕ* scheint D. als Adverb zu fassen, die folgenden Worte *te . . Tyren* nicht zu verstehen, so daß sie ganz wegbleiben) und XII 412 *ipsa manu genetrix Dictaea* st. *dictamnum genetrix Cretea* (so lautet zwar auch das Lemma in V, aber Georgii hält jene aus der Erklärung erschlossene Lesart S. XV sogar für den

echten Text Vergils). Gewisse Eigenheiten Donats, namentlich 'Quaestiones', behandelt G. schon 1893; s. JB. 1895 S. 278 f. Noch anderes jetzt im Vorwort und in den beiden Registern. Von Kleinigkeiten fällt auf, daß Donat, auch im Vergiltexte gegen das Metrum, immer *dii*, *diis*, *conubiis*, *curruum* schreibt, aber im Gen. Sing. *Ascani*, *Capitoli*, *fili*.

Doch kommen wir endlich zu den neuen Leistungen des Herausgebers. Er gibt über einem knappgefaßten, aber klaren kritischen Apparat einen sauber lesbaren Text. Dieser zeigt freilich noch manche kleine Lücke (besonders gehäuft I S. 217/20) und viele Kreuze (nicht auch II 347, 2 nötig?), aber die Anm. bietet, wenn nicht sichere Hilfe möglich ist wie II 605, 28 *exciteris* st. *ex ceteris*, willkommenen Anhalt zum Verständnis, ja wahrscheinliche Verbesserungen, selbst wenn sie vorsichtig nur mit Fragezeichen vorgelegt werden. Unnötig finde ich die Vermutung *condicioni* zu I 69, 27 in Anbetracht des Acc. c. infin. bei *adsignare* S. 82, 9. Bedenklich ist mir auch *lactem* I 435, 10 (*ἅπαξ εἰρημένον*?) und *Troiae* II 264, 28 st. ⟨*in*⟩ *Troia* (so schon die alten Ausgaben; vgl. Donat I 33, 26 u. o. laut Register I unter *in*, wie er auch I 613, 13 *a Corintho* hat). Sollte wirklich im Lemma zu A. XI 766 wegen der folgenden Auslegung Donats von dem doppelten *aditus* eins in *abitus* zu ändern sein, so wäre vielleicht eher das zweite dafür in Betracht zu ziehen wie schon in mχ. Hunderte von Verbesserungsvorschlägen macht G. Sie hier aufzuzählen hätte keinen Zweck. Lieber will ich ein paar eigene Einfälle beisteuern, die hoffentlich nicht schon in den mir augenblicklich nicht zur Verfügung stehenden Rezensionen zu finden sind. I 31, 12 (ventos) in contrarium flantes; s. 65, 24. — 74, 24: occidit sororis virum, qui sororem eius numquam laesisset eique (st. et quae) esset amabilis; s. 75, 17: amabilem sorori. — 382, 16: mitra illi quippe est (gedruckt steht et) usque ad mentum. — 446, 16: ceterum prolixitas saxi cernebatur ex litore et e saxo apparebat soliditas litorum (überliefert ist fretum, nach G. = omnis ambitus fretorum). — II 43, 21: tyrannorum nomen posterioribus temporibus infamatum est; ante (st. nam) reges etiam hoc nomine dicebantur; nam et de Pygmalione sic dixit (I 361). — 145, 13: boves pastus et potus (st. fotus) causa herbosam tenuerant vallem et fluminis ripam. — 440, 17: hostem veterem non esse permotum ⟨auro oder ea re⟩, unde corrupti quam plurimi patrias suas cum civibus vendiderunt. — 442, 28: dixit duas causas quarum merito Latinus universis extrinsecus stantibus solus adsedisset (st. adesset) in medio; s. 456, 19: ut sedens loqueretur. — 503, 5 scheint mir hinter *pastorum* nur der Rest von A. XI 569 im Lemma zu fehlen; schreibt man ihn ganz aus, ist der folgende Satz in Ordnung. Einen Zusatz wünschte ich auch I 579, 24 zu *nox ruit* A. VI 539: ecce tempus fuit in causa, quod labi non debuit propter noctis incertum ⟨ohne daß der erwünschte Weg vollendet wäre⟩. Eine

Lücke finde ich II 230, 20, wo zwar die conparatio regis et regis, exercitus et exercitus erörtert wird, aber nicht die in Z. 15 dazwischen angekündigte conparatio ducum et ducum. Ferner 334, 10: propter descriptionum varietatem et fastidium legentis ⟨removendum, vgl. 366, 8 und im Index II fabulae und interruptio⟩ mittuntur fabulae non necessariae descriptioni belli. Ohne weiteres zu streichen ist wohl 72, 31 das unverständliche *ergo em*; vgl. den gleichen Anfang des nächsten Satzes *ergo* .. 73, 2. Andere störende Einschiebsel erklären sich mir am leichtesten aus Umstellung. So gehören 39, 25 die Worte *Iliadumque labor vestes* an den Schluß des vorhergehenden Lemmas Z. 13, wo sie G. schon so wie so zufügt, oder zu S. 40, 5 hinter *tiaras*. Ähnlich Lemma und Frage *auditique* .. venistis 30, 26 vor opinionem Z. 23. Auch der Satz 357, 5—8: interea si quaeramus causam descriptae fabulae .. moriturus paßt vielleicht besser S. 356 vor das Lemma Z. 8 oder 15. Der mir auch durch Georgiis Vermutung nescires nicht verständlich gewordene Satz 232, 4 'perindeque nesciens vivus faceret [etwa iaceret?] an moriturus' gehört vielleicht ebenfalls an einen andern Platz, aber ich weiß nicht wohin. In Band I läse sich S. 210 der Satz 'haec ergo Graeci faciebant, redit ad Troianos' sachlich besser in Z. 1 vor *Dardanidae* .. *convellunt* A. II 445 als in Z. 15. Aber da *Dardanidae contra* .. keiner Einführung bedarf, muß man wohl 'haec Graeci faciebant' auf die vorher nur nebenbei erwähnte Benutzung mehrerer Sturmleitern beziehen. Übrigens folgt fünf Zeilen weiter auf die Erklärung zu *auratasque trabes* .. *devolvunt* 448 f. schon wieder 'hoc extrinsecus et in superioribus agebatur, redit ad ea quae extra fores vel intrinsecus agebantur'. Die Anm. warnt davor, dies extra fores als verderbt anzusehen: es beziehe sich auf die Griechen [vgl. 209, 28: alii obsidebant ante fores, per quas fugere possent qui clausi tenebantur, wohl als Erklärung zu *postes sub ipsos nituntur* 442 f. aufzufassen]. Aber dann ist Donat selber unklar, der unmittelbar fortfahrend zu *alii* .. *imas obsedere fores, has servant agmine denso* 449 f. nur zwei Arten von Verteidigern erwähnt: qui in superioribus fuerant, iaciebant ponderosos ictus ..; qui autem fores interius obsederant, observabant .. si hostes aditum perforassent .., während wir doch die Angreifer extrinsecus vor dem Schloßtore in imo positos (S. 212, 31) denken müssen. So findet gewiß ein Ährenleser hinter dem rüstigen Schnitter noch mehrfach lohnende Arbeit.

Den Schluß machen ein sprachliches und ein sachliches Register. Der Index Latinitatis, dessen Benutzung nicht nur bei, sondern vielleicht schon vor der Lektüre zu empfehlen ist, belehrt über die beliebten Parenthesen Donats, seine oft fehlerhafte Consecutio temporum, Verwendung des Plusquamperfektums, der Coniugatio periphrastica (so A. I 753: brevis quidem propositio, sed quae non brevem narrationem fuisset habitura), Ablative ohne Präposition, Adjektiva substantiviert, Genitivgebrauch, griechische

Wörter, indirekte Fragen im Indikativ, freie Infinitive, *magis* pleonastisch [vgl. auch II 65, 29: senes ultra quam sat est timidiores], *quam* ohne *magis*, ähnlich *quanto-tanto*, *quia* oder *quod* st. des Acc. c. inf., *satis* mit Komparativ oder Superlativ, Substantiva st. eines Adjektivs (I 181, 7 zu A. ⟨II⟩ 245: factum est ut in sede religiosa crudelis fabricae latebrae conderentur), *tanti* st. *tot* (daraus erklärt sich I 81, 12: tanta ac tam magna), *tantum* = *tam* u. dgl. m. Für die Herkunft mancher Wörter wird auf Vergils Vorbild hingewiesen [das sich noch viel öfter anführen ließe], für technische Ausdrücke auf Halms Rhetores minores, Rechtsgelehrte, Quintilian, Servius, DServius und für einen eigenartigen Sprachgebrauch gelegentlich auf Livius und deutsche oder französische Analoga. Unter den Einzelnachweisen ließe sich wohl manches nachtragen wie *genitalis terra* schon I 13, 20, *baiulis* I 212, 18 wohl vom Fem. baiula, *instar* II 34, 5, *dementia possessus* I 531, 23 und *sinitur* mit Dativ II 296, 24 = *licet*. Bemerkenswert wäre auch *Tityonem* I 586, 33 für *Tityon*, wie Vergil VI 595 'monoptoton' dekliniere, und *Tago* IX 418 st. 'per Tagonis utrumque tempus'. Aber irgendwo muß ja selbst das reichhaltigste Register sich bescheiden und Halt machen.

Auch im Index nominum ac rerum, der den von Fabricius an Genauigkeit weit übertrifft, ist natürlich eine Nachlese möglich. Hier wäre unter *mortui*. . S. 674 II zu verbessern sepulturam exigunt st. exeunt, unter den Quantitätsfehlern S. 682 II nachzutragen *prŏdiere* A. VI 200 und unter Vergilius 'latus poeta' I 296, 25 über A. I 210 im Gegensatz zu seiner oft hervorgehobenen brevitas, auch zu S. 668, was II 408, 29 f. über *fama est* u. ä. Formeln gesagt ist: in huiusmodi incertis solet poeta non interponere auctoritatem suam [s. Norden zu A. VI 14]. Neben Donats Schreib- und Erinnerungsfehlern würde man auch die wichtigsten Irrtümer in der Erklärung ganz gern zusammengestellt sehen: der *limbus* IV 137 soll ein Schmuck für Könige und Götter sein, qui eorum caput candido orbe circumdat [*nimbus*? Das wäre dann wohl zur Zeitbestimmung nutzbar; s. o. S. 168 Ende 24], *animaeque umbraeque* V 81 = Genitiv, *nondum certamine misso* V 545 = antequam certamen equitum mitteretur, *ut*. . VII 510 = veniebat iuvenum manus, quae scindebat cuneis quercum, Io VII 789 *sublatis cornibus* = nondum armata cornibus, iam tamen saetis obsita; die *famulae* VIII 411 = Hände der Frau, quae ancillarum vice laborabant, usw. Zu der Betonung, einem unter distinctio nur gestreiften, nicht näher behandelten Begriff, ließ sich noch mehreres anmerken, z. B. der übertragene Ausdruck *corripere* und *producere* II 246, 24 f. Unter interpretes Vergilii sind gegen hundert Stellen aufgezählt (und unter obtrectatores kommen noch mehrere hinzu), an denen alii, aliqui, inperiti, inprudentes, multi, nonnulli, quidam, plerique, qui . . scrupulosius intuentur, sunt qui . . und veteres andere Deutungen vorgetragen haben. Es wäre angenehm, wenn

sich daraus noch etwas über Donats Vorlagen herausbringen ließe, namentlich über sein Verhältnis zu Servius, welcher urteilt wie nonnulli II 9 (s. S. XIV), alii IV 384 u. a. Von älteren auctores für Vergils Sprachgebrauch zitiert D. auffällig wenige mit Namen, nämlich nur Cicero, Sallust und Terenz. Der Cod. Oxoniensis erhebt noch gegen Donats Angabe zu VI 824: Decii et Drusi nobiles fuerunt in re publica Widerspruch durch den Zusatz: immo Decii plebei; nam 'plebeiae Deciorum animae', ut inquit Satyrus (lies: Satiricus, d. i. nach E. Thomas Juvenal 8, 254); s. I S. XXXV und II S. 687.

65) Ed. Wölfflin, Aus dem Latein des Vergilerklärers Donat. Archiv f. lat. Lexikogr. und Grammatik XV (1907) S. 383—390.

Der nun kritisch geklärte Donat darf unter den Quellen der historischen Grammatik nicht mehr fehlen, zumal er auf seinen Ausdruck alle Mühe verwendet hat. Georgiis erster Index kann und will nicht allen Anforderungen der weiteren Forschung gerecht werden. W. vergleicht die sprachlichen Erscheinungen mit Verwandtem und sucht die Gründe der Neubildungen und des Absterbens festzustellen. So betrachtet er Donats Etymologien, gewisse Lieblingsworte wie *ecce* [vgl. schon G. I 108], das häufige *ad plenum*, z. B. I 101, 16 neben *aequari* = ital. appieno [ob es dem späteren *adsatis* = sich dem *satis* nähernd, ital. assai, französ. assez, der Herkunft nach wirklich entspricht, ist mir zweifelhaft; vgl. schon G. II 244], die zunehmende Umschreibung der Adverbia u. a. m. An I 24, 18 *consiliorum intentio* soll man beobachten, wie einheitliche Begriffe differenziert werden: *consilium* bleibe = Rat, aber Plan werde nachgerade *intentio*, urspr. oculorum, französ. intention. Die Alliteration endlich 'ist bei D. nicht abgestorben, aber sie blüht auch nicht mehr'.

66) J. M. Stowasser veröffentlicht in den Wiener Studien 29 (1907) S. 150—163 Bemerkungen zu 57 Glossae Vergilianae, welche im Corpus glossariorum latinorum IV S. 427—470 nach dem Cod. Leidensis 67 F (8./9. Jahrhundert) und 7 jüngeren herausgegeben sind. Das bietet mir willkommene Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß 1899—1903 Band VI und VII dies wichtige Sammelwerk, das man auch dem Teubnerschen Verlage verdankt, glücklich abschließen, und zwar unter dem bezeichnenden Sondertitel: Thesaurus glossarum emendatarum confecit Georgius Goetz, wozu Wilh. Heraeus einen Index Graeco-latinus (VII 440—687) und anglosaxonico-latinus (689—714) beigesteuert hat. Goetz hat hier die Glossen, zu denen noch die in der Appendix Serv. III 2 S. 451—529 erschienenen kommen, sorgsam gesammelt und nach Kräften verbessert, auch die maßgebenden Autorenstellen angegeben, soweit das möglich und zweckmäßig war. So wird das Ganze erst recht nutzbar. Bei einigen Stichproben finde ich

allerdings manche von den angeblichen Vergilglossen unrichtig; so Babillonia confusio (was in Band V zweimal am Platze ist), Emnaticos plures (nach Bücheler Emathios Pierios), Enica adultera (ethnica nach Goetz oder εὐνική nach Schuchardt, während Stowasser herausliest *emicat* A. V 319 oder 337 = adsultat), Xystarcha substantiae princeps usw. Dafür finden sich aber anderwärts viele richtige, z. B. in Band IV aus dem cod. Vat. 3321 (7. Jhd.) S. 4 Abiur<at>ae furatae zu A. VIII 263, S. 29 Carecta loca carice plena zu B. 3, 20 und S. 133 Optutu[m] immobili bisu zu A. I 495 oder VII 250. Wieweit unmittelbarer Gewinn für V. herauskommt, ist freilich nicht ohne weiteres zu sehen.

---

67) K. Schambach, Vergil ein Faust des Mittelalters. Wissenschaftliche Beilagen zum Progr. des Kgl. Gymnasiums in Nordhausen 1904, 1905, 1906 (Nr. 290, 291, 302). 32, 45, 46 S. 4.

Auf Grund eingehender Studien über die vielseitige 'Sammelsage' vom Schwarzkünstler Faust erörtert Teil I, zunächst wohl für Primaner, wie der kritiklose Sinn des Mittelalters es fertig gebracht hat, Vergil nicht nur als Verkündiger Christi, sondern auch gleich andern großen Geistern als Zauberer aufzufassen. Was Faust und seinesgleichen leisteten, wo magische Kunst im V. erwähnt wird, in welcher Rolle und Verkleidung er nachmals auftaucht, namentlich auch in deutschen Volksbüchern und Gedichten, können wir hier nicht weiter verfolgen. Über seine Vorgänger (s. JB. 1897 S. 281) kommt Sch. namentlich hinaus, wenn er mit Norden auch die orphische und, noch weiter rückwärts, die babylonische κατάβασις für A. VI heranzieht. Selbständig nimmt er I S. 31 Stellung über den Ursprung der Vergilsage in dem wissenschaftlichen Streite zwischen Vietor und Comparetti [2] wie über ähnliche wichtige Fragen anderwärts.

Teil II und III greifen weiter und tiefer, führen aber naturgemäß immer mehr von V. ab. Hier und da kommt allerdings sein Zauberschiff, -wagen, -garten, -spiegel und -buch wieder in Sicht samt der Zauberbrücke und -höhle; aber hauptsächlich gilt es, Wesen und Ursprung des Dämonenglaubens aufzuweisen. Und so gelangen wir nach Babylonien, der Heimat der Magie (II S. 5 über Theokr. 2 tritt ergänzend zu I S. 16 über B. 8), zu dem sumerischen Ursprung der Eschatologie (zur Heldenschau A. VI 756—887 stellt Sch. II S. 23 die Könige aus Shak. Macbeth IV 1) und zu den indischen Märchen im fernen Osten; dann wieder nach West- und Mitteleuropa, um bei Arabern und Protestanten, zu verschiedenen Zeiten als Träger der Kultur maßgebend, des Virgil und Faustus (senior) Namen, Geburt und Schule zu be-

trachten (II S. 37f. wird der Magier Χείρων nach Λ 832 als Lehrmeister genannt, dessen Heimat Thessalien noch Schauplatz der klassischen Walpurgisnacht ist), und III S. 28f. sogar nach dem hohen Norden, woher Faust Odins Zaubermantel erbt. Bei dem Zauberbuche, ars notoria bei Comparetti[2] S. 64 = Buch Zabulons, was auf διάβολος zurückgeführt wird, spielt neujüdischer Einfluß herein wie uralter in den Gedankenkreis von Incubus und Incuba, wenn wirklich I. Moses 6, 2 vorschwebt, während nach III S. 42 der klassische Einschlag der Helenagestalt der Vergilsage unbekannt bleibt.

So findet Sch. die Grundidee der Faustsage schon in der Vergilsage enthalten, in unserem Dichter also einen (Vorläufer des) Faust. Beide bleiben im wesentlichen bei der satanischen Verneinung stehen; höchstens Keime zeigen sich zu der höheren Idee, die Marlowe faßt und Goethe verfolgt, dem freudigen Ja eines Prometheus auf jede Frage nach der Möglichkeit, den Menschen über sich hinauszubringen.

Berlin. Paul Deuticke.

5.
Ciceros Reden.

Die Behandlung des Textes der Reden Ciceros macht gegenwärtig eine Krisis durch. Die Engländer A. C. Clark und W. Peterson haben neue Textesquellen aufgefunden (vgl. JB. 1906 S. 214 f.), H (= Harleianus 2682, ehemals Coloniensis), C (= Cluniacensis in Holkham), B (= Excerpta Bartolomaei im Cod. Laur. LIV, 5), Σ (= Randkorrekturen im Cod. S. Victoris, = Paris. 14 749), und die Herausgeber sind sich über die Wertung dieser auch vielfach fehlerhaften und von Clark überschätzten Quellen gegenüber den bisher bevorzugten Handschriften noch nicht klar geworden. Sodann verlangt Zielinski Bevorzugung der Lesarten, die den von ihm eruierten Gesetzen über Periodenschlüsse und Rhythmus am meisten entsprechen. Ferner wollen F. Schöll (JB. 1901 S. 217), Reeder, Emlein den Cicerotext nach den Zitaten Quintilians und anderer Grammatiker berichtigen. Glücklicherweise hat der Text der Reden Ciceros durch die Ausgaben von Halm, C. F. W. Müller, Nohl, Laubmann, A. Eberhard, E. Thomas eine so gute Gestalt gewonnen, daß die Änderungen sich auf ein bescheidenes Maß beschränken können; die im Jahresbericht von 1906 angezeigte Ausgabe mehrerer Reden von Clark ging doch in den Neuerungen weiter als nötig war.

1) Th. Zielinski, Textkritik und Rhythmusgesetze in Ciceros Reden. Philologus LXV (1906) S. 605—629.

Im JB. 1905 S. 263 f. wurde Zielinskis Buch „Das Clauselgesetz" in Ciceros Reden besprochen. Seither hat er im Supplementband X des Philologus einen Aufsatz über „das Ausleben des Clauselgesetzes in der römischen Kunstprosa" veröffentlicht und sich dort S. 459—64 über die Ausstellungen ausgesprochen, die verschiedene Fachgenossen gegen seine Thesen erhoben hatten. Nun hat er auch den Rhythmus der ganzen Periode bei Cicero, den konstruktiven Rhythmus, einer genauen Untersuchung unterzogen, und „die für die Textkritik maßgebenden Grundsätze" haben sich ihm bereits mit hinreichender Klarheit ergeben. Er sagt: „Die Periode besteht aus Sätzen, deren Schlüsse sich zu

dem Satzganzen ähnlich verhalten, wie die Clauseln zu dem Periodenganzen; die Sätze wiederum aus Gliedern, deren jedes der kleinsten rhythmischen Einheit annähernd entspricht, dem Kolon". Er macht Kola von 5—11 Silben. A. du Mesnil stellte als Regel bei den Alten, auch bei Cicero, fest (Jubiläumsschrift des Kgl. Friedrichs-Gymn. in Frankfurt a. O. 1894 S. 119): Ein Komma umfaßt 1—7 Silben, ein Kolon 8—17, die Periode 17 oder mehr Silben. Für den Rhythmus der Kola nimmt Z. die gleichen fünf Wertklassen an wie für die Klauseln. Als Versuchsobjekte gebraucht er Perioden aus der Pompeiana und Cluentiana. Obwohl Cicero erklärt, der oratorische Rhythmus sei nicht *poetice vinctus* (Or. 227), gibt Z. den Kola metrische Schemata, Betonung und Aussprache.

Er stellt folgendes Komplosionsgesetz auf. Cicero vermeidet es, im selben Kolon auf ein trochäisch auslautendes Wort ein iambisch anlautendes (vgl. Or. 219 *ipse secutus*; Sest. 100 *sponte sua*; pro Deiot. 27 *ille quidem*, 29 *ista domus*) folgen zu lassen. Er sagt nicht *crede mihi*, sondern *mihi crede*. Man lese: Rosc. Am. 31 *ac* (nicht *atque*) *subibo*, Pomp. 28 *esse belli* (HE, nicht *belli esse*) *potest*, 53 *esse hoc* (E, nicht *hoc esse*) *videbatur*, 55 *non* (nicht *nonne* H) *pudebat*, 62 *homine vidimus*, Cluent. 17 *cuius modi cumque*, 148 *tamen ipsa lex* M (*Σ ipsa tamen lex*), 164 *reum volunt esse* M (*Σ esse reum volunt*), 262 *expletum* (ohne *esse*) *putemus* B, Mil. 16 *fuisse in hac urbe* BΣ, 41 *saepta irrupisset* (nicht *saepta ruisset*), 49 *quae causa* (*Σ fuit*). Nach einem trochäisch auf einen Vokal auslautenden Wort folgt deshalb niemals *minari*, sondern *minitari* (10 Belege).

Zweitens läßt Cicero auf ein daktylisch ausgehendes Wort kein anapästisch beginnendes folgen. Cluent. 80 ist richtig *hoc potius tempore* M, nicht *hoc tempore potius Σ*. Ebenso wird bei der Anwendung oder Auslassung des Pränomens auf den Rhythmus Rücksicht genommen.

Z. teilt z. B. die erste Periode der Pompeiana in 14 Kola: 1) quamquám mihi sémper 2) frequens cónspectús véster 3) multó iucúndissimús, 4) hic aútém locús 5) ád agend(um) ámplissimús, 6) ad dicénd(um) ornátissimús 7) est vísús, Quirites, 8) tamen hóc aditú laúdis, 9) qui semper óptimó cuíque 10) máximé pátuit, 11) non mea mé volúntás adhúc, 12) sed vitae meae rationes 13) ab ineunte aetáte súscéptae 14) prohibuerunt. Bei 5 und 6 ist das grammatische Glied mit dem Kolon identisch. Bei 1 ist das Glied um eine Anlaufssilbe größer als das Kolon V 1 – ⏑ – – ⏓; bei 4, 7, 15 ist das Glied kleiner, „so daß das Kolon sich auf eine oder ein paar letzte Silben des voraufgehenden Gliedes stützt". Das Wort *susceptae* wird sowohl beim 13. als beim 14. Kolon gerechnet, bei 4 und 7 wird die doppelzeitige Schlußsilbe *mus* von 3 und 6 als Länge mitgezählt. Die Formel des Kolons 12 verstehe ich nicht.

Die Beliebtheit der V-Kola ist im Periodenkörper nicht dieselbe wie in den Klauseln; doch ist sie bedeutend genug, daß der Textkritiker mit ihr zu rechnen hat. S 2 ist nur im Periodenschluß eine ganz seltene Klausel, im Satzschluß und im Kolon ist sie ganz gewöhnlich.

Die deutschen Verse bestehen aus schwerbetonten und leichtbetonten Silben, nicht aus einem Wechsel von Längen und Kürzen. Ebenso maß die kirchliche Poesie die Wörter nach der Betonung, z. B. quĕm in múndi prĕtiúm. Auch der lateinischen Sprache wurde dieser regelmäßige Wechsel langer und kurzer Silben von den Dichtern künstlich aufgezwängt. Es scheint mir kühn, ihn nun auch in Ciceros Reden durchzuführen und danach die Betonung und Aussprache zu bestimmen, z. B. Mil. 75 *utrique mórtémst minátus,* zumal bei der Abteilung nach Kola solche Kunstgriffe nötig sind. Cicero hatte ein feines Ohr und Gefühl für gefälligen Rhythmus, Ebenmaß und Wohlklang der Rede und erstrebte sie, durch sein Gefühl geleitet, nicht durch logisch-rhythmische Gesetze. Wenn man nun für diese seine Gefühlstätigkeit Gesetze aufstellen und jedes Kolon nach einer Formel bestimmen will, so muß ein Durcheinanderlaufen von Formeln herauskommen, für welches nur wenige ein Verständnis haben. Cicero hatte aber dieses Sprachgefühl nicht bloß als Redner, sondern überhaupt als Schriftsteller; seine rhetorischen und philosophischen Schriften dürfen bei dieser Untersuchung nicht ganz ignoriert werden.

2) **P. Faulmüller, Über die rednerische Verwendung des Witzes und der Satire bei Cicero.** Grünstadt 1906. 80 S. 8. (Dissertation von Erlangen.)

1886 handelte A. Haacke de Ciceronis in orationibus facetiis, indem er die einzelnen Witze nach rhetorischen Gesichtspunkten zu Gruppen ordnete (vgl. JB. 1887 S. 235). F. führt einleitungsweise die theoretischen Anweisungen über Witz und Satire in Ciceros rhetorischen Schriften vor; dann wählt er sich als eigentliches Thema die in Ciceros Reden geübte Praxis. Diese erörtert er ästhetisch an einer großen Zahl von Beispielen, indem er I. die Objekte des Ciceronischen Witzes, II. die in Anwendung gebrachten Witzformen betrachtet. Ob einzelne Begebenheiten und Personen durch Ciceros Witze in richtige oder falsche Beleuchtung gerückt werden, berührt er nur gelegentlich, wo es zum Verständnis des Witzes nötig ist.

I. Der Tummelplatz des Witzes ist das Häßliche in seinen verschiedensten Formen, das Gebiet der körperlichen, moralischen und intellektuellen Defekte und Besonderheiten, für die Cicero ein scharfes Auge hatte. So höhnt er den Vatinius wegen seines Kropfes, den Piso wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe, struppigen Haare und buschigen Augenbrauen. S. 19 spricht F. über p. Sest. 19 *ut illo supercilio annus ille niti tamquam vade videretur.* Er ver-

wirft mit Recht, daß Georges und Heinichen für *supercilium* die Bedeutung 'Hochmut' angeben; diese Übersetzung paßt bei Cicero nirgends. Er empfiehlt Madvigs Ergänzung *vade*. Ich verspüre in *vade vide* — eine lästige Spielerei und vermisse bei *vade* eine Bestimmung (Bürge wofür?). Ich würde setzen: *tamquam deo*. — Der gesamte Charakter eines Mannes wird öfters durch die höhnische Bezeichnung *vir bonus, vir optimus* bemängelt. In der Rede für Murena macht sich Cicero über Servius' und Catos kleinliche Lebensauffassung lustig, worüber Strenge vortrefflich gehandelt hat (vgl. JB. 1897 S. 76). Den Clodius verspottet er wegen seines unmännlichen Wesens, den Antonius wegen betrügerischer Aneignung von Erbschaften, Verschwendung und Trunksucht, den Quintius und Atilius wegen Käuflichkeit (p. Sest. 72 f.). Unsittlichkeit und Ausschweifung wird komisch geschildert bei Verres, Catilina, Clodius und Clodia, Dummheit und geistige Unfähigkeit bei Antonius, Verres, Caecilius. Der Scherz greift auch ganze Volksstämme an, die Ligurer als Betrüger, die Gallier wegen ihrer Unmäßigkeit, die Griechen wegen leichtfertigen Zeugnisses, ebenso einzelne Berufsklassen, wie die Ankläger, die Wortklauberei der Juristen, die Einseitigkeit der Stoiker.

II. Der Witz liegt entweder in den Worten oder in der Sache. Über das Wortspiel im Lateinischen handelte E. von Wölfflin 1887 (Sitzungsberichte der bayer. Akad. der Wiss. II S. 187—208), über das Wortspiel in Ciceros Reden Herwig 1889 (vgl. JB. 1891 S. 8). F. wiederholt die Einteilung der Wortspiele nach Herwig und gibt ausgewählte Beispiele, denen ich einzelne beifüge. Beim Wortspiel werden a) klangverwandte Wörter zusammengestellt: in Cat. 1, 7 *urbis . . . orbis*, p. Cael. 77 *artium . . . partium*, Phil. 1, 28 *morbi . . . mortis*. b) Dasselbe Wort steht in verschiedenen Zusammensetzungen (p. Quinct. 75 *retinere . . . obtinere*) oder Bedeutungen (wie *sectores collorum et bonorum*). c) Ein Wort ist zweideutig (Verr. 5, 132 *non Martem fuisse communem, sed Venerem*). d) Ein Personenname wird als Appellativum gedeutet, z. B. *Verres* als *verres*. — Außer dem Wortspiel betrachtet F. als Wortwitz auch den ironischen Gebrauch lobender Attribute, wie *vir optimus*. Er hätte den Fall anschließen können, daß eine einmalige Handlung durch eine Wortform als eine charakteristische verspottet wird, wie p. Sest. 74 *illi deliberatori* (statt *deliberanti*) *merces duplicata est*.

Der Sachwitz hat in Ciceros Reden hauptsächlich zwei Formen, die Ironie und die Satire. Ironisch gemeinte Sätze sind oft durch *scilicet, videlicet, credo, opinor, nisi vero, nisi forte, quasi vero, at enim, at vero* kenntlich gemacht. Die Ironie liegt in der verkleinernden oder übertreibenden Bestätigung der gegnerischen Behauptung oder Anschauung. Am vollkommensten ist sie durchgeführt in ironischen Schilderungen wie pro Q. Rosc. 48—49, pro Lig. 1. — Den höchsten Rang der witzigen Vorstellungsweise

bildet die Satire, welche moralische und intellektuelle Fehler komisch schildert, indem unter einer heiteren und würdevollen Form ein bitterer oder empörender Inhalt vorgeführt wird. Mit solchen satirischen Schilderungen und witzigen Karikaturen verhöhnt Cicero Personen, die anders scheinen möchten als sie wirklich sind, zumal Caecilius, Verres, Piso, Gabinius, Clodius, Clodia, Antonius. F. führt viele Beispiele vor und erläutert sie. Auch Schriftstücke werden persifliert, indem Cicero sie vorliest und durch ironische oder satirische Zwischenbemerkungen beleuchtet. Bei Ironie und Satire hat der Redner wohl oft den Hörern das Verständnis durch den Ton des Vortrages erleichtert. Uns entgeht beim Lesen manches Witzwort, das die Zuhörer mit Beifall aufnahmen.

Zum Schlusse untersucht F., wie der Gebrauch, den Cicero in seinen Reden von Witz und Satire macht, zu seinen eigenen Anweisungen in rhetorischen Schriften stimmt. Cicero gibt selbst zu, daß ihm manchmal *aliquid non perfacetum, at tamen fortasse non rusticum* entschlüpfe; dies bezieht sich auf die mündliche, nicht auf die geschriebene Rede. Er bedauert wiederholt, daß man ihm seiner unwürdige Witze anderer zuschreibe. Es gab eine Sammlung Ciceronischer Witzworte in drei Büchern, vielleicht von Tiro; nach Quintilian war der Verfasser bloß auf die Menge der *dicta* bedacht gewesen, statt eine Auswahl zu treffen. Nach seiner Angabe tadelten manche Cicero, weil er auch in den Gerichtsreden zuviel Lachen erregt habe. „Wir haben gesehen, daß Witz und Satire eine sehr große Rolle in Ciceros Reden spielen; dennoch könnten wir keineswegs sagen, daß dieser Reichtum an Komik irgend einer Rede einen possenhaften Anstrich verliehe". F. führt dann die einzelnen Anweisungen über die Verwendung des Witzes aus dem zweiten Buch de oratore vor und vergleicht die Praxis damit. „Cicero hat das Ideal des witzigen Redners klar erkannt und in seiner Person zu verwirklichen gestrebt; seinem übermäßigen Selbstgefühl und seinem lebhaften Temperament war es aber unmöglich, stets innerhalb der selbstgesteckten Grenzen zu bleiben". Zu weit scheint mir Stegmanns Satz zu gehen (Hilfsheft S. 12): „Die Eitelkeit war es, die es ihm unmöglich machte, beißende Witzworte zu unterdrücken, selbst wenn er annehmen oder wissen mußte, daß er sich dauernde Feinde dadurch schaffen würde".

3) **W. Oetling, Philologisch-juristischer Kommentar zu Ciceros Rede für P. Quinctius.** Festschrift zur Feier des 250 jährigen Bestehens des Kgl. Gymnasiums zu Hamm i. W. am 31. Mai 1907. S. 20—91. 8.

Der Römer C. Quinctius besaß in der gallischen Provinz, im Lande der Sebaginer bei Narbo, Güter, auf denen Viehzucht und Landbau betrieben wurde. Er nahm für ein größeres Gut den

wenig bemittelten Mann einer Base, den Herold Sextus Naevius, zum Genossen. Nachdem diese Genossenschaft einige Jahre bestanden und Quinctius sich oft über die Unredlichkeit des Naevius beklagt hatte, starb er 86 v. Chr. in Gallien, während Naevius bei ihm war. Durch ein Testament hatte er seinen Bruder P. Quinctius als Erben bestimmt. Dieser kam einige Zeit nach des Bruders Tod in Gallien an, sprach mit Naevius über die finanzielle und geschäftliche Lage der Genossenschaft und lebte dort ungefähr ein Jahr vertraut mit ihm, ohne daß er eine Forderung an den Verstorbenen oder die Gesellschaft geltend machte. Ob ein schriftlicher Gesellschaftsvertrag bestand und Geschäftsbücher geführt worden waren, wird mit keinem Worte angedeutet. Da C. Quinctius einige Schulden in Rom hinterlassen hatte, wollte der Erbe in Narbo einiges Privatgut versteigern, doch Naevius hielt ihn ab und bot ihm ein Darlehen in Rom an. So kehrten beide nach Rom zurück, zu Ende 85. Hier ordnete zunächst C. Aquilius eine Forderung der Kinder des Bankiers Scapula. Als nun aber P. Quinctius zu ihrer Bezahlung von Naevius ein Darlehen begehrte, erklärte dieser, zuerst müßten alle Sachen und Geschäfte ihrer Sozietät fest geordnet sein. In Wirklichkeit besaß er offenbar das dem Quinctius versprochene Geld gar nicht. Da schickte Quinctius einen Vertreter nach Narbo, ließ die früher geplante Steigerung halten und bezahlte die Scapulae. Dann wollte er die Genossenschaft mit Naevius aufheben. Der mit beiden verwandte Ritter Sex. Alfenus als Vertreter des Quinctius und M. Trebellius als Vertreter des Naevius verhandelten darüber; aber Naevius wollte für das wenige Geld, das er an die Genossenschaft beigetragen hatte, eine allzu große Beute machen. Nun wurde ein Vadimonium angesetzt, d. h. eine Zusammenkunft bei einem Argentarius (einem Bankier und Notar, nicht beim Prätor, wie Oetling S. 31 angibt), aber von Naevius oft verschoben. Schließlich kam dieser zum Termin und erklärte, er habe in Gallien gemeinsame Güter verkauft und sich bezahlt gemacht, *ne quid sibi societas deberet.* Da Quinctius nun in Gallien nachsehen wollte, was Naevius dort verkauft habe, reiste er einen Monat später von Rom ab, den 27. Jan. 83 (vgl. JB. 1906 S. 186; Oetling S. 62). Auf der Reede von Volaterrā begegnete ihm der aus Gallien kommende L. Publicius. Als dieser in Rom ankam und Naevius diese Begegnung erfuhr, bestellte er mehrere Freunde auf den folgenden Tag zum Bankier Sextius, errichtete dort eine Urkunde, daß Quinctius diesen Morgen nicht zum Termin erschienen sei, und erwirkte mit dieser Urkunde vom Prätor Burrienus, seinem Freunde, ein Dekret zur Beschlagnahme der Güter des Quinctius. Er hoffte, nach 30 tägigem Besitz zum Verkaufe der Güter des Quinctius schreiten zu können und sie so an sich zu reißen, ehe Quinctius aus Gallien zurückkäme (§ 76). Aber dieser verruchte Plan schlug fehl. Denn Sex. Alfenus verhinderte als Prokurator

des Quinctius die Vollziehung der Pfändung, und die Volkstribunen vermittelten ein Vadimonium auf den 19. Sept. 83. Bei diesem stellte Naevius keine Forderung; er zog die Verhandlungen anderthalb Jahre hin, tat sich als Anhänger Sullas hervor und kaufte mit Quinctius zusammen die Güter des geächteten Alfenus (§ 76). Als er ihm die Klarstellung ihres Genossenschaftsverhältnisses nicht länger verweigern konnte, erlangte er im März 81 durch seine aristokratischen Gönner vom Prätor Cn. Dolabella, einem gewissenlosen Aristokraten (vgl. Verr. I 73 f.), die Anordnung eines ungerechten Gerichtsverfahrens. Für Quinctius sprach zunächst mehrmals M. Iunius, dann der 26 jährige Cicero. Naevius hatte die Aristokraten Hortensius und L. Philippus zu Anwälten. C. Aquilius war Richter; L. Lucilius, P. Quinctilius, M. Marcellus bildeten sein Konsilium.

Über die Rede, welche Cicero bei der Schlußverhandlung in diesem Aufsehen erregenden Prozesse hielt und die er an die Spitze der Sammlung seiner Reden stellte, schrieb F. L. Keller das erste Buch seiner Semestria (Zürich 1842), ging aber sowohl in andern Punkten als namentlich in der juristischen Hauptfrage (über die Ungerechtigkeit des Dolabella) kläglich irre. Ebensowenig vermochten W. Oetling in seinem „Beitrag zum Verständnis und zur rhetorischen Würdigung von Ciceros Rede pro Quinctio“ (vgl. JB. 1883 S. 30), B. Kübler in dem Aufsatz über den Prozeß des Quinctius (vgl. JB. 1897 S. 71), E. Costa, H. J. Roby das Verständnis der Rede zu erschließen. Oetling meinte nun: Nachdem durch Kellers Semestria, B. Kübler, Costa „die in Ciceros Quinctiana behandelte Materie eine Klärung erfahren hat, welche die Arbeiten der älteren Kommentatoren völlig unzulänglich, ja großenteils unbrauchbar macht, dürfte es an der Zeit sein, diese für die Rechtsgeschichte und die Geschichte der römischen Beredsamkeit gleich wichtige Rede durch einen neuen Kommentar weiteren Kreisen, namentlich jüngeren Philologen und Juristen, zugänglich zu machen“. So hat er denn mit großem Fleiß das vorhandene Material zusammengetragen und einen Kommentar entworfen. Aber leider haben die verhängnisvollen Irrtümer Kellers ihn auch jetzt verhindert, in das Verständnis dieses ältesten Dokuments Ciceronischer Beredsamkeit so tief einzudringen, daß er andern ein zuverlässiger Führer sein könnte. Er hat die richtige Auffassung des 8. Kapitels, die allein ein sicheres Fundament für die Erklärung der Rede bietet, nicht gefunden, so daß ich selbst sie hier vorlegen muß.

Im März 81 stellt Naevius an den Prätor Dolabella die Forderung, *ut sibi Quinctius iudicatum solvi satis det ex formula: quod ab eo petat, quoius ex edicto praetoris bona dies XXX possessa sint* (§ 30). Der ediktmäßig während 30 Tagen Ausgepfändete erlitt eine capitis deminutio, „weil er als infamis von Ehrenämtern ausgeschlossen, an der Verehlichung mit Unbescholtenen verhindert und zur Postulation für Dritte bei Gericht

unfähig wurde. Eine solche Infamie war lebenslänglich" (S. 36). Quinctius konnte also die von Naevius verlangte Prozeßformel nicht annehmen, *ne videretur iudicasse bona sua ex edicto possessa esse.* Er bestritt die Durchführung der Pfändung und verlangte, daß das in solchen Fällen übliche Gerichtsverfahren mit gegenseitiger Satisdatio angeordnet werde. *Non recusabat Quinctius, quin ita satis dare iuberet: si bona possessa essent ex edicto*, d. h. er war zur Sicherheitsleistung bereit nach der Formel, ob seine Güter dem Edikt gemäß in Beschlag genommen gewesen seien. Nach dieser nicht infamierenden Rechtsformel hatte Naevius die Rolle des Klägers zu übernehmen und die Berechtigung und ediktmäßige Durchführung der Pfändung zu beweisen. Quinctius und seine Rechtsbeistände wollten auch auf die gegenseitige Satisdatio verzichten, wenn Naevius sich zu einer Untersuchung seiner Forderung ohne Berührung der Pfändungsfrage verstehe: *demonstrabant de re iudicium fieri oportere, ut aut uterque inter se aut neuter satis daret.* Daß sie „eine voluntaria stipulatio über gegenseitige Kautionsleistung" vorschlugen (S. 41, 43, 74), ist nicht annehmbar. Die Herausgeber haben dadurch gefehlt und die Juristen irregeführt, daß sie die Worte *si bona possessa essent ex edicto* nicht als Formel kennzeichneten. Keller, Kayser, C. F. W. Müller und Oetling S. 41 irren, indem sie die Lesung *iuberetur* empfehlen. Das Aktiv *iuberet* zeigt, daß der Prätor nach der von Quinctius gewünschten Formel beiden Parteien Satisdatio auferlegen soll. Sodann muß der Prätor hier Subjekt sein, weil er auch bei den folgenden Verben *decernit, iubet* Subjekt ist und *iuberetur* einen unerträglichen Subjektswechsel erzeugt.

Da Naevius den Beweis im Verfahren nach der Si-Formel nicht führen konnte, vielmehr den C. Quinctius durch Unterschlagungen (§ 13) und den P. Quinctius durch Verkauf gemeinsamer Güter in Gallien betrogen hatte (§ 23) und dies bei einer Verhandlung de re sich herausgestellt hätte, so erfand Dolabella zu seinen Gunsten eine ganz neue, aller Gewohnheit (der consuetudo omnium § 9) widerstreitende Si non-Formel: *iubet P. Quinctium (aut satis dare aut) sponsionem cum Sex. Naevio facere, si bona sua ex edicto P. Burrieni praetoris dies XXX possessa non essent.* Nahm nun Quinctius den Vorschlag des Naevius an, so mußte dieser wohl als Kläger auftreten, aber Quinctius erklärte sich als ausgepfändet und infamis. Nahm er dagegen die Si non-Formel an, so war er zwar nicht infamis, aber er stand unter dem *praeiudicium*, daß er ausgepfändet war, und mußte, um seinen guten Namen zu retten, als Kläger gegen Naevius auftreten und beweisen, daß die Pfändung nicht berechtigt und nicht ediktmäßig ausgeführt wurde, und sobald er dem Gegner das Wort ließ, durfte er auf dessen Behauptungen nicht replizieren (§ 8). Dolabella hätte den Naevius zur Sponsio anhalten sollen, damit er zuerst hätte sprechen müssen. Quinctius

war zu einer Sponsio bereit, aber nicht zu einer Sponsio mit dieser Formel: *clamabat, sponsionem si istius modi faceret, se de capite suo priore loco causam esse dicturum.* Dolabella beging eine doppelte Ungerechtigkeit: 1. er verweigerte das von Quinctius verlangte iudicium de re, 2. er richtete das iudicium de fama so ein, daß der wirkliche Ankläger Naevius erst nach dem wirklichen Angeklagten Quinctius sprechen konnte (§ 9). Aber alle Proteste halfen nichts; Quinctius wählte die Sponsio als das weniger infamierende Verfahren.

Oetling führt S. 42 die Meinungen von Keller, Frei, Mommsen, Hartmann an, die alle den Cicero nicht verstanden, und kommt zu der Ansicht, Cicero werfe dem Dolabella nirgends vor, „daß er die Rollen des petitor und reus bei der sponsio unbillig verteilt habe", und auf dieser grundfalschen Anschauung hat er die Erklärung der Quinctiana durchgeführt. Daher ist seine lange Erörterung zu § 9 verkehrt, ebenso die Note zu § 8: „Durch die Ordnung des römischen Formularprozesses war Quinctius gezwungen worden, als petitor aufzutreten"; denn Dolabella hatte diese Prozeßordnung umgestoßen. Was Cicero im Exordium darüber sagt, erscheint Oetling als Übertreibung; er findet das Exordium „in bezug auf die elocutio nicht ruhig und leidenschaftslos gehalten", da doch Cicero sich über die Ränke der Gönner des Naevius sehr maßvoll äußert.

Auf den Unterschied des Verfahrens nach der Si-Formel und nach der Si non-Formel macht Cicero Anspielungen, die Oetling nicht verstand, so namentlich § 44 in den Fragen: *hoc quo pertinet? Ut honestiore iudicio conflictere? Ut facilius iudicium sit?* Da er die Fragen unrichtig erklärte, blieben ihm auch die Antworten dazu sibyllinische Rätsel; sie erschienen ihm als rhetorische Phrasen in der Art, „wie sich Cicero oft über Schwierigkeiten hinweghilft".

M. Iunius, der Anwalt des Quinctius, füllte die Zeit mit seinen Vorträgen aus; er hörte Zeugen ab, verlas Briefe und Akten oder verlangte infolge von Zeugenaussagen Vervollständigung des Beweismaterials. Schließlich wurde er durch eine neue Aufgabe, eine Legatenstelle in einer Provinz oder beim Heere, von Rom entfernt, *nova legatione* (§ 3). Die legatio heißt neu gegenüber der causa Quinctiana. Oetling meint, diese Stelle zeige, daß der Mißbrauch, einem Senator für seine Privatgeschäfte Gesandtenrechte zu gewähren, 81 v. Chr. einschlich. Dem Schauspieler Q. Roscius, dem Schwager des Quinctius, gelang es nun, Cicero als Anwalt zu gewinnen (§ 77), der nach § 3 kaum Zeit hatte, sich über den verwickelten Handel zu orientieren. Oetling setzt zu § 3 *qui hanc causam, C. Aquili, aliquotiens apud te egit* die Bemerkung: „Die causa, welche Cicero im Auge hat, ist nicht die Sponsionsprozeßsache der Quinctiana, sondern die der sponsio praeiudicialis zugrunde liegende Forderungsklagesache, die schon früher dem Aquilius vorgelegen hatte, aber wegen der politischen

Wirrnisse oder wegen der Schwierigkeit und Verwicklung der juristischen Fragen mehrfach vertagt war. Ob damals Aquilius ein vom Prätor bestellter iudex gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden". Cicero erklärt § 34, daß die Vertagungen stattfanden, weil die Anwälte M. Iunius und Hortensius sich mit der zur Verhandlung angesetzten Zeit nicht begnügten und Verschiebung verlangten: *a me postulat, ne dicendo tempus absumam; queritur priore patrono causam defendente numquam perorari potuisse.* Hortensius schleppte deshalb den Aquilius zum Prätor Dolabella und verlangte, daß er dem Cicero die Zeit zum Reden beschränke, und Aquilius wandte dies mit Mühe ab (§ 33). Dieses Vorgehen des Hortensius setzt voraus, daß Cicero in gleicher Rolle sprach, wie vorher M. Iunius. Nun war aber die Rolle des Klägers dem Quinctius erst durch die eigens zur Umgehung einer Verhandlung de re erfundene Si non-Formel des Dolabella aufgebürdet worden. In einem vorhergehenden iudicium de re hätte aber M. Iunius erst nach Hortensius gesprochen, und Aquilius hätte urteilen können. Cicero erklärt ausdrücklich, daß die Sache vor Aquilius nur ex sponso verhandelt wurde (§ 32, 92) und daß Naevius dem Quinctius durchaus nicht gestattete, seine angebliche Forderung gerichtlich untersuchen zu lassen, *de re pecuniaria disceptare*, *contendere* (§ 42 *nunc denique*? 45, 71). Diese irrtümlich vermutete Verhandlung de re ist aus vielen Stellen des Oetlingschen Kommentars auszumerzen.

Ebenso unrichtig, wie die Annahme einer dem Sponsionsprozeß vorausgehenden Gerichtsverhandlung über eine Forderung des Naevius ist die Angabe (S. 52, 53, 56), daß durch den Sponsionsprozeß das iudicium de re pecuniaria nicht vermieden wurde. Obschon Dolabella dem Quinctius befahl *aut satis dare aut sponsionem facere* und seine Rechtsbeistände, welche gegen diese Willkür protestierten, durch die Liktoren fortjagte (§ 31), meint Oetling, daß der Sponsionsprozeß zunächst angesetzt wurde als ein „Vorgericht über die Frage, ob Quinctius als persona suspecta satisdatio iudicatum solvi zu leisten habe" und der Hauptprozeß de re erst nachfolgte (S. 43, 55, 88). Vielmehr hatte der Sponsionsprozeß eben den Zweck, das iudicium de pecunia zu umgehen, weil Naevius nichts zu fordern, wohl aber den Quinctius betrogen hatte. Gaius sagt bestimmt 4, 94: *sponsio praeiudicialis propter hoc solum fit, ut per eam de re iudicetur.* Naevius konnte also, wenn Aquilius die Pfändung als ediktmäßig geschehen erklärte, sich vom Prätor Dolabella die Ermächtigung zur Pfandverwertung erteilen lassen und die Güter des Quinctius in Besitz nehmen. Das meint Cicero § 6 *uno iudicio de fortunis omnibus decernit.* Deshalb wurde in diesem Prozeß „die ganze Streitsache zwischen Quinctius und Naevius aufgerollt" (S. 71) und von M. Iunius so ausführlich auseinandergesetzt, daß Cicero sich mit dieser zusammenfassenden Schlußrede begnügte.

So machte sich denn Oetling von der Aufgabe, die Cicero mit dieser Rede löste, keine richtige Vorstellung. P. Quinctius war von dem zur Sullanischen Partei übergelaufenen und durch Güterkäufe bei den Proskriptionen reich gewordenen Bösewicht Naevius, weil er ihm ihren gemeinsamen Grundbesitz in Gallien nicht ganz überlassen wollte (§ 90), durch erlogene Ansprüche, die nie genau formuliert und begründet wurden, in einer Zeit, da viele ähnliche Ruchlosigkeiten verübt wurden, bedrängt und mit Infamie bedroht worden, und jedes billige Rechtsverfahren wurde ihm verweigert. Durch die Niederträchtigkeit der mächtigen Gönner, die sich Naevius erschmeichelt hatte, und des Sullanischen Prätors Dolabella wurde er gezwungen, das Unrecht des Naevius vor Gericht zu beweisen, ohne daß dieser eine Forderung gegen ihn zu stellen brauchte, und auf die Worte der erst nach ihm sprechenden Ankläger durfte er nichts erwidern (§ 8). Auch sein Anwalt M. Iunius wurde ihm entzogen. Da ließ sich der junge Cicero durch die unverdiente Bedrängnis des Quinctius rühren, den Kampf mit seinen zahlreichen und verwegenen Gegnern (vgl. 42 *copiosa advocatio*; 72) aufzunehmen. Mit bewunderungswürdigem Mute und großer Klugheit enthüllte er den vielen vornehmen Freunden des schlauen Naevius dessen wahren Charakter, deckte sein schändliches Treiben und die Ungerechtigkeit des damaligen Stadtprätors Dolabella auf, und offenbar haben sich die Richter von der Wahrheit seiner Ausführungen überzeugt. So begründete denn diese ausgezeichnete Rede (*oratio illustrissima* Gell. 15, 28, 6) Ciceros Ruf als Anwalt, und man versteht, warum im folgenden Jahre die Patrone des ungerecht verfolgten Sex. Roscius den Cicero für seine Verteidigung gewannen. Das hat Oetling nicht erkannt; er ist geneigt, „dem Redner den Vorwurf eines facetus scurra, den er dem Naevius macht, zurückzugeben“, er sucht den Naevius fortwährend zu rechtfertigen, den Quinctius zu verdächtigen, wirft Cicero maßlose Schmeichelei gegen den Richter, leidenschaftliche Durchhechelung des Gegners, logische Schwächen, trügerische Begründungen, falsches Pathos vor. Der junge Philologe und Jurist ahnt nicht, daß dies eine Rede von hoher Bedeutsamkeit und eine edle Mannestat war. Er wird durch verkehrte Vermutungen im ruhigen Auffassen des Textes gestört und irregeführt; nachdem er sich mit Widerwillen durch die Rede durchgearbeitet hat, legt er sie unbefriedigt und verwirrt weg.

„Das die §§ 1—11 umfassende Exordium enthält einen durchaus passenden Gedankengang“. — „Die Narratio §§ 11—32 ist klar, deutlich und angemessen“. — Wäre es richtig, daß trotz § 30 *iste annum et sex menses nihil petit* damals *aliquotiens* vor Aquilius von den Parteien und Anwälten verhandelt wurde, dann wäre diese Narratio ganz schlecht. Mit Unrecht wird § 11 aus *sane* (durchaus) geschlossen, „daß dem C. Quinctius von Leuten, die ihn gekannt hatten, eine gewisse Nachlässigkeit und Leicht-

fertigkeit nachgesagt wurde". — S. 27 ist *semitam Galliae* falsch aufgefaßt (JB. 1901 S. 192). — § 14. Daß die in „*et moritur repentino* liegende leise Verdächtigung des Naevius besser unterblieben wäre", ist unzutreffend; der Satz *heredem testamento reliquit hunc* usw. zeigt, daß er auf dem Sterbelager noch testierte; also begründen die Worte, warum der Bruder beim Tode nicht zugegen war. Da dieser ohnehin Erbe war, so war es eine Ehre für ihn, daß der Bruder dies testamentarisch bestätigte; die Notiz zu *honos* übersieht dies. — § 17 *propter aerariam rationem*] Oetling bezieht diese Worte auf die Zustände, die sich aus dem Gesetz des Valerius Flaccus ergaben, *qua creditoribus quadrantem solvi iusserat* (Vell. 2, 23, 2). Es ist wohl an die „Geldverhältnisse" zu denken, wie sie de off. III 80 geschildert werden. — § 20. Den Satz *tum appellat* usw. legt Oetling S. 57 falsch aus. — § 24. Mit Recht verwirft Oetling das Einschiebsel *narratum . . . Naevius.* Statt *Naevius* kann *iste* eintreten, wie § 21. Setzen wir *ut iste* für *nisi*, so mangelt bloß ein Verb. Man kann lesen: *Quod ut iste comperit ex Publicio, pueros.* — § 25 scheint *stetisse* richtig (nach Roby). — § 29 *utebatur populo sane suo, propterea quod iste caput petere non desinebat*] Cicero hat den Naevius einen Gladiator genannt. Dieses Bild behält er in dem Ausdruck *caput petere* bei: N. bedrohte das *caput*, die bürgerliche Ehre, des Quinctius. Statt dem Alfenus einen Beweis für seine angebliche Forderung an Quinctius vorzulegen und Bezahlung oder Sicherstellung zu verlangen, wollte er den abwesenden Quinctius durch Pfändung seiner Güter beschimpfen. Dies mißfiel dem Volke; Alfenus hatte es auf seiner Seite. Oetling meint: Alfenus „bediente sich der Hilfe s e i n e r Leute, weil jener ihm unaufhörlich an den Kopf wollte".

Nach einem Übergange legt Cicero im ersten Hauptteil § 37—59 dar, daß ein Grund zur Pfändung nicht vorlag. Das Dekret des Prätors Burrienus, durch welches Naevius die missio in bona erhielt, erklärte: Da Quinctius Schuldner des Naevius sei und sich zum Vadimonium nicht eingefunden habe, so werde dem Naevius gestattet, gegen ihn das Edikt über die missio in bona anzuwenden. Deshalb mußte Cicero vor allem andern diese Behauptungen des Naevius erörtern. Der Richter mußte in erster Linie entscheiden, ob Naevius in gesetzlicher Weise ermächtigt worden sei, das Edikt über die Pfändung gegen Quinctius anzuwenden. Oetling findet diesen für die Charakteristik des Naevius und Quinctius wichtigen Teil logisch schwach, weil es gleichgültig sei, ob das Pfändungsdekret rechtmäßig oder auf betrügerische Weise erlangt sei; „weder beweist Cicero mit klaren Gründen, daß Quinctius dem Naevius nichts schuldig sei, noch macht er plausibel, daß er ein Vadimonium nicht versäumt habe". Ein direkter Beweis war unmöglich, da Naevius jede bestimmte Angabe und jeden Beweis über seine Forderung verweigerte. Cicero führt nun § 37—47 einen über-

zeugenden Indizienbeweis aus seinem Verhalten: Naevius hat zu jeder Zeit eine Untersuchung über seine Forderung hintertrieben und weigert sich auch jetzt hartnäckig, sie untersuchen zu lassen. Diese Logik ist klar; Aquilius hat jedenfalls dem Naevius erklärt, wenn er seine Forderung nicht vorlege und begründe, so werde sie ihm aberkannt. Der Prätor Burrienus war ein Vertrauter des Naevius und erteilte ihm das Pfändungsdekret leichtfertig (§ 69). Oetlings Logik ist verfehlt: Weil Naevius eine Forderung an Quinctius zu haben behauptete und Burrienus die Pfändung gestattete, so hat Cicero unrecht, „so wird klar, daß Naevius auch noch private Forderungen an C. Quinctius hatte. Diese Forderung wies Naevius also aus seinen Büchern nach“ beim Prätor (S. 35). Da Oetling eine vorausgehende Verhandlung de re pecuniaria annahm, faßte er den Gedankengang Ciceros nicht richtig auf; er erklärt sogar Ciceros Partitio wegen der Aufnahme dieses Teiles für fehlerhaft.

§ 38. Naevius ist so habgierig, *ut de suis commodis aliquam partem velit committere, ne quam partem huic propinquo suo ullius ornamenti relinquat.* Oetling meint: „Der Ausdruck ist ohne Zweifel eine Anspielung auf irgend einen Ausspruch des Naevius, der vermutlich einmal im Ärger vor Zeugen gesagt hatte, er wolle gern von dem, was ihm das Liebste sei, ein gut Stück preisgeben, wenn es ihm gelinge, den Quinctius gründlich zu schädigen“. Der Ärger hatte seinen Grund darin, *quia, quod debitum numquam est, id datum non est* (§ 39). Diese für Oetling unfaßbaren Worte werden als Glosse getilgt. Naevius hatte freilich dem Quinctius nach § 43 *saepe multis in locis* gedroht. Darauf wird aber hier nicht angespielt, sondern Cicero meint: Naevius hatte eine Base des Quinctius zur Frau; dieser beschwor ihn *per ipsius coniugem et liberos, quibus propior P. Quinctio nemo est*, sich mit ihm abzufinden, ohne seinen guten Namen zu schänden (§ 97). Wenn nun Quinctius den Prozeß verlor und als ehrloser Greis seine Base besuchte, so wurde dann Naevius dadurch in seiner Behaglichkeit gestört.

§ 39. Naevius will dem Quinctius Hab und Gut wegnehmen, ihn verschmachten und verhungern lassen: *interficere nefarie cupis, sanguinem vitamque eripere.* Daß dies rhetorische Übertreibungen seien, leuchtet mir nicht ein.

§ 40. War C. Quinctius dem Naevius etwas schuldig, warum verlangte er es nicht von dem Erben *statim . . . paulo post . . . sex quidem illis mensibus?* in den nächsten sechs Monaten. Oetling irrt: „Natürlich ist die Zeit gemeint, als Naevius und Quinctius nach dem einjährigen Aufenthalt in Gallien zusammen in Rom waren“.

§ 40. *biennio iam confecto fere appellas,* § 41 *post biennium denique appellas.* Oetling meint, hier sei der 5. Februar (jul. 22. Jan.) 83 gemeint. Cicero denkt an den Tag, da Quinctius

Geld haben sollte, um die Scapulae zu bezahlen (§ 19), etwa im Mai 84, da die § 20—24 erzählten Begebenheiten wohl acht Monate ausfüllten. C. Quinctius starb 86 (nicht 85), und einige Zeit nachher (nicht vor dem Tode des C. Quinctius S. 50) kam der Erbe in Gallien an.

§ 41. Bei der Habgier des Naevius wird man staunen (*mirabimur*), wenn er behauptet, er habe seine große Forderung aus Nachlässigkeit zwei Jahre lang nicht angemeldet. Nach Oetling war also „Naevius in Geldsachen peinlich genau".

§ 42 *pecuniam petit.* § 43 *de rationibus et controversiis societatis vult diiudicari*] Diese Sätze sind ironische Annahmen, wie das folgende *non id ago, non peto* deutlich zeigt. Ebenso läßt *nunc denique?* keinem Zweifel Raum, daß eine Verhandlung de pecunia niemals stattfand. Die lange Bemerkung Oetlings S. 51 beruht auf einem Mißverständnis, indem diese Sätze als ernstgemeinte behandelt werden.

§ 44 *ut quid praeterea?* Die lange Auseinandersetzung hierzu (47 Zeilen) ist unnütz, die Erklärung *potestne fieri, ut quid praeterea referatur?* nicht brauchbar. *Ut* ist konzessiv und *petat* zu ergänzen: Verlangt Naevius eine Geldsumme, so soll sofort eine Entscheidung gefällt werden. Sollte er etwas außerdem fordern (eine *res*, ein Haus, ein Stück Land usw.)! Wenn er fürchtet, daß die *res* nach der Urteilsfällung nicht zur Verfügung stehe, *iudicatum solvi satis accipiat,* nach der Si-Formel. — *non minore molestia*] Die Erklärung „weil Aquilius schon mehrfach . . . behelligt war" ist falsch; die Worte deuten zurück auf *neque Aquilius de capite alterius libenter iudicat.* — § 46 *non omnia iudicia fieri mallet quam unum illud, unde haec omnia iudicia nascuntur*] Die Ausstoßung des zweiten *iudicia* ist nicht nötig, die Erklärung Oetlings verfehlt. Hätte Naevius eine begründete Forderung gegen Quinctius, so würde er nicht die iudicia de probro anrufen (§ 8), sondern seine Forderung konstatieren lassen durch ein iudicium de re, auf das sonst erst, wenn es nicht befolgt wird, die iudicia de probro nachfolgen. — *male agere* (= *fraudare*) ist richtig (§ 52, 84). — *condicionem aequissimam,* das Verfahren nach der Si-Formel.

§ 48—59 wird dargetan, daß Quinctius kein Vadimonium versäumte. Naevius hatte dem Prätor Burrienus eine Urkunde vorgelegt, die wohl bei den Gerichtsakten lag, daß Quinctius nicht zu einem Vadimonium beim Notar Sextius erschienen sei. Darin bezeugte ein Adstipulator, daß dieses Vadimonium am 5. Febr. 83 verabredet wurde. Cicero stellt durch mehrere Zeugen und durch Papiere des Quinctius fest, daß dieser am 5. Febr. 83 in Gallien war und der Adstipulator lüge. M. Iunius hatte jedenfalls schon ausführlich hierüber gesprochen. Das soll nun eine juristisch wertlose Beweisführung sein. Der ehrlose Charakter des Naevius und das tadellose Verhalten des Quinctius werden doch überzeugend festgestellt.

§ 48 *decurrebas*] Dies ist keine Frage, sondern eine Behauptung. Das Fragezeichen ist zu tilgen. — § 49 *mors honesta saepe vitam quoque turpem exornat*] Cicero denkt wohl an Regulus, der in den Tod ging, um sein Wort zu halten, und dadurch die schimpfliche Gefangenschaft gut machte und einen Glanz auf sein verfehltes Leben warf. Nach Oetling sind die Worte interpoliert. — § 54 *Ego pro te nunc hos consulo post tempus*] Zu diesen klaren Worten bemerkt Oetling unrichtig: „Der Redner fingiert eine Beratung mit den Richtern in eigener, also der causa Naeviana fremder Angelegenheit".

Über § 60—85 macht er nach Keller unhaltbare Angaben: „Der zweite Teil der argumentatio, in dem Cicero das Ediktmäßige der possessio bestreitet, erstreckt sich von § 60 bis zur großen Lücke § 85". Der zweite Teil legt dar, daß Naevius nach dem Edikt des Prätors die Güter des Quinctius nicht pfänden durfte, der dritte, daß er sie nicht ediktmäßig gepfändet hatte; § 73 schließt mit klaren Worten den zweiten Teil ab und beginnt den dritten. Da ex edicto in der Sponsionsformel steht, so braucht ein nichtediktmäßiger Besitz nicht geleugnet zu werden.

§ 60. Als Naevius beim Prätor das Pfändungsbegehren stellte, war kein Freund des Quinctius zugegen; denn keiner ahnte etwas davon, und es wäre zwecklos gewesen, sich gegen das zu wehren, *quod praetor non fieri, sed ex edicto suo fieri iubebat.* Der Prätor befahl nie, eine Pfändung auszuführen, sondern nur, die Bestimmungen seines Edikts über die Pfändung zu befolgen. Oetling meint: „Wenn der Prätor einfach die Besitznahme der Güter des Quinctius befohlen hätte, so würden sich die Freunde des Quinctius veranlaßt gesehen haben, ihm zu Hilfe zu kommen. Aber da er befohlen hatte, die Besitznahme sollte ediktmäßig ausgeführt werden, so machte die ganze Sache auf niemanden einen sonderlichen Eindruck".

§ 63. Die Worte *ita videbare* sind fehlerhaft. Die von Oetling gebilligte Begründung Kellers, daß Cicero damit seine unwahre Behauptung *iniuria postulabas* mäßige, ist ein offenbarer Irrtum. Man schreibe: *Iniuria postulabas, ut satisdaret.*

§ 64 *ita tamen.* Oetlings Erklärung zu dieser fehlerhaften Stelle ist unbrauchbar. Einmal findet sich kein Verb, mit dem man *per eum magistratum* verbinden könnte; sodann gibt Hortensius kaum zu, daß Brutus *more et instituto* vorgegangen sei. — § 67 *ab usitata consuetudine,* von dem iudicium nach der Si-Formel; dies ist auch § 71 unter *iudicium usitatum* zu verstehen.

§ 73 *Haec est iniqua certatio, non illa, qua tu contra Alfenum equitabas.* Der Schluß muß nach § 71 *par tibi ius cum Alfeno fuisse non putas* bedeuten: nicht jener Streit, in dem du gegen Alfenus unterlagst. *Equitabas* ist unverständlich; Oetlings Erklärung mit *te iactabas* ergibt keinen richtigen Gedanken. Man schreibe etwa *pugnabas.*

§ 74 *cum ipse ultro deberet,* infolge der § 13 erwähnten Unterschlagungen und des eigenmächtigen Verkaufes gemeinsamer Güter § 23. — *Quis est, qui fraudationis causa latuisse dicat, quis, qui absentem defensum neget esse Quinctium?*] Das wiederholte *quis*, ebenso § 84 das wiederholte *eum ipsum qui* zeigen klar, daß Cicero zwei verschiedene Ediktsklauseln anführt. Dies geschieht unzweideutig auch § 87 (*quod neque fraudandi causa latitasset neque exilii causa solum vertisse diceretur. Reliquum est, ut eum nemo iudicio defenderit*). Die beiden Fälle werden auch im Edictum perpetuum des Stadtprätors (in Bruns Fontes) deutlich geschieden: IX 6 *cum absens non defenderetur inve vinculis esset secumve agendi potestatem non faceret*; XXXVII 2 *qui fraudationis causa latitabit . . . qui absens iudicio defensus non fuerit.* Wenn auch Gaius und Ulpian die *latitatio* und die *absentia sine defensione* zu einer einzigen Klausel zusammenziehen, so ist doch die Behauptung, auch Cicero tue dies in der Quinctiana, durchaus verkehrt (S. 65 und 74; vgl. JB. 1906 S. 185). — § 75. Die Bemerkung zu *haec* ist unrichtig; es deutet nach vorn. Die Entfernung der Worte *ita leves sint* ist ein Fehler; *ut omnes intellegant* kann doch nicht von *ita graves* abhängen. Also ist nur *sint* zu tilgen. — § 76 *socium tibi in his bonis edidisti Quinctium*] „Der Redner ist sich ohne Zweifel der Schwäche dieses Arguments nicht unbewußt“. Dadurch, daß Naevius den Quinctius zum Mitkäufer nahm, erkannte er ihn als zahlungsfähig und ehrenhaft an; er gab zu, daß seine Habe nicht gepfändet war. — § 78. Das überlieferte *et mehercule* ist richtig; man mag *ut* auffassen wie man will, so kommt ein Unsinn heraus. — § 82. „Statt *post dies XXX* ist sicherlich zu setzen: *post dies XII*“. Oetling meint: Publicius kam frühestens am 7. Febr. in Rom an. „Jetzt, nicht früher, beschließt Naevius gegen Quinctius mit der missio vorzugehen“. Er wußte schon vorher, daß Quinctius abreisen wolle, hatte seinen schurkischen Plan gefaßt und Leute nach Gallien gesandt. Als er dann sicher war, daß Quinctius nicht mehr zurückgeholt werden könne, schritt er zur Ausführung. — § 83 *dicere*, als *facetus scurra*.

Erstaunlich sind die juristischen Darlegungen auf S. 81. Naevius ließ den Quinctius mit Gewalt aus dem gemeinsamen Besitz verjagen, während das Edikt bestimmte, daß Pfändung nur gestattet sei, wenn Quinctius sich verborgen halte, und daß Quinctius am Mitbesitz nicht gehindert werde. *C. Flaccus eam rem vehementer vindicavit.* Wenn Cicero nun sagt, die Beschlagnahme sei nicht ediktmäßig erfolgt, worüber eben Aquilius zu entscheiden hatte, so soll das ein Sophisma und Rabulistik sein; denn Naevius sei bei der Besitzergreifung bloß nicht korrekt verfahren (nach Keller).

Mit dem Schluß des dritten Teiles der Argumentatio ist auch der Anfang der Conclusio verloren gegangen. — § 85 *omnia iudicia difficillima*] „Im Sinne hat der Redner natürlich nur das iudicium de sponsione“. Oetling vergißt hier, daß Naevius § 30 ein noch

schlimmeres Verfahren verlangte als das nach der Si non-Formel. — *condicionem*, das iudicium nach der Si-Formel. — § 86 *bona possideri postularentur*, § 64 *eius bona recte possideri posse*. Es heißt nicht *possidi*. Daß man da, wo von dem Eintritt der possessio gesprochen wird, possīdēre lesen müsse (§ 25, 60 u. oft), glaube ich nicht.

§ 88 *vivorum*. Vgl. Gaius 3, 153 *civili ratione capitis diminutio morti coaequatur*. — § 89 *Omnia autem bona possessa non esse constitui*] Aquilius hatte zu untersuchen, *si bona ex edicto possessa non essent*. Unter den *bona* waren aber *omnia bona* verstanden. Daher setzte Cicero in der Lücke von § 85 auseinander, daß die Beschlagnahme eines einzelnen *fundus* nicht den ediktmäßigen Besitz der *bona* begründe. Naevius hatte aber nur den *fundus communis* in Gallien in Besitz genommen; das gesamte Privatgut des Quinctius war nie gepfändet worden: sein Haus in Rom, seine Sklaven, seine Landgüter in Gallien. Sogar seine *servi privati* waren aus dem *fundus communis* ausgewiesen, nicht in die Pfändung mit eingeschlossen worden: *omnes eiectos esse*. Die Änderung *non esse* widerspricht dem nachfolgenden Satz. Es liegt kein vernünftiger Grund vor, *omnia* anzufechten. Die Änderung Hotmanns *omnino* entstammt der falschen Meinung, daß hier die Rekapitulation des dritten Teiles der Argumentatio beginne, während sie schon bei § 88 *quaesivi* begann, und ergibt einen unlogischen Gedanken: weil nur ein Teil der Güter gepfändet war, so waren sie gar nicht gepfändet. — Die Urteile der Juristen Keller und Hartmann hierüber werden S. 86 nicht richtig erledigt. Aus § 98 *cum illum in suis paternis bonis dominari videret, ipse filiae nubili dotem conficere non posset* schließt Keller unrichtig, daß Naevius *maiorem partem* der Güter des Quinctius gepfändet hatte. Hier ist nicht von den 30 Tagen der ediktmäßigen Beschlagnahme die Rede, sondern von der Zeit des Sponsionsprozesses. Naevius meinte, er werde diesen bald gewonnen haben und zum Verkaufe der Güter des Quinctius schreiten können. Er lief zu ihm, befahl als Herr und hielt ihm die Einkünfte zurück. Quinctius konnte sich gegen diese Vergewaltigung nicht wehren, da der Prätor und die Aristokratie dem Naevius halfen. — Wenn ferner Naevius behauptete, doch einen fundus in Gallien in Beschlag gehabt zu haben, so vergißt man, daß Cicero wiederholt sagt, dieses Gut habe nicht dem Quinctius allein gehört, sondern er sei *de saltu agroque communi a servis communibus* verjagt worden (§ 28, 90). Valerius Flaccus setzte aber den Quinctius in den Mitbesitz wieder ein. Oetling meint S. 38: „Allein entscheidend scheint Flaccus nicht eingegriffen zu haben, im Besitz eines fundus wenigstens hat Naevius sich behauptet". Flaccus konnte natürlich dem Naevius den Mitbesitz des ager communis nicht nehmen; aber dieser Mitbesitz war kein Beweis einer von Flaccus geduldeten Pfändung, da er dem Naevius auch ohne Pfändung gehörte.

§ 89 *prohibitum fuisse, quievisse.* Oetling will das von Madvig getilgte *fuisse* beibehalten, „da eine starke Hervorhebung der hier berührten Tatsachen gerade gut in den Zusammenhang paßt". An *prohibitum esse* hätte niemand Anstoß genommen; aber *prohibitum fuisse* ist spätlateinisch (z. B. bei Orosius), kaum Ciceronisch. — § 96 *ius impetraret,* daß Naevius mit seinem § 30 gestellten Begehren abgewiesen wurde und ein neues Pfändungsbegehren stellen mußte. — *arbitratu suo,* mittelst eines Verfahrens nach der Si-Formel. — *iure,* durch Beginn des Handels von vorne mittelst eines Vadimoniums. — *iniuriam sine ignominia,* Verurteilung nach der Si-Formel.

Eine arge Verwirrung zeigt S. 90. Nach Val. Max. 8, 2, 2 geriet C. Visellius Varro mit seiner Maitresse Octacilia in Streit wegen einer Stipulation infolge einer angeblichen Schuld. *De qua re C. Aquilius iudex adductus, adhibitis in consilium principibus civitatis, prudentia et religione sua mulierem reppulit.* Oetling sagt: Der Nachweis, „daß Quinctius abwesend richtig verteidigt sei, enthält eine so klare und beweiskräftige Begründung, daß wir schon auf Grund dieser Ausführung den Sieg des Quinctius annehmen müssen und kein Bedenken tragen, die Bemerkung des Val. Max. 8, 2, 2, daß C. Aquilius *adhibitis in consilium principibus civitatis* einmal über eine interessante Stipulation entschieden habe, gerade auf unseren Sponsionsprozeß des Quinctius zu beziehen".

Die irrige Meinung Oetlings, es sei für den Richter gleichgültig, ob Naevius das Pfändungsdekret mit Recht oder auf betrügerische Weise vom Prätor erlangt habe, und Ciceros Nachweis, daß Quinctius dem Naevius nichts schulde, sei „geradezu lächerlich schwach" (S. 50), hinderte ihn, das Verfahren des Prokurators Alfenus zu verstehen. Was er hierüber zu § 27 und 29 nach oberflächlichen Behauptungen von Juristen sagt, ist unhaltbar. Aus Verr. 2, 60 *debebat Epicrates nummum nemini; amici, si quis quid peteret, iudicio se passuros, iudicatum solvi satis daturos esse dicebant* ergibt sich doch nicht, daß der Prokurator in jedem Falle Kaution zu leisten hatte. Denn Verres verfuhr, wie es dort heißt, gegen die Gesetze, und die Freunde des Epikrates boten freiwillig und vergeblich Kaution an, ohne daß ein Pfändungsdekret erlassen war. Alfenus dagegen bestreitet, daß das Pfändungsdekret gegen Quinctius anwendbar sei, weil dieser dem Naevius gar nichts schuldig sei (§ 61 *negat*; 66 *quod petat, non deberi*). Dies erklärte er in einer von *viri boni complures* unterzeichneten Urkunde, indem er mit vollem Recht eine gerichtliche Untersuchung hierüber verlangte (§ 67). Die Bürgschaftsforderung des Naevius hatte nun den Zweck, eine Untersuchung über seine unberechtigte Forderung zu hintertreiben. Denn hätte Alfenus sich für Quinctius verbürgt, so hätte er zugegeben, daß eine Schuld bestehe und die Anrufung der Pfändung berechtigt sei; statt einen Schimpf von Quinctius abzuwehren, hätte er ihm einen

angetan. Hätte dagegen Naevius das Pfändungsdekret auf ehrliche und unanfechtbare Weise erlangt, so hätte Alfenus natürlich Kaution leisten müssen, um die Durchführung der Pfändung abzuwehren, und er hätte nicht den Schutz der Volkstribunen erlangt. Die Angabe über das Verhalten der Tribunen S. 39 ist nicht richtig: „Sie interzedieren nicht direkt zuungunsten des Naevius, wagen also nicht ohne weiteres das Verhalten des Alfenus zu billigen". Sie gaben ihm vielmehr vollständig recht, indem *M. Brutus intercessurum se dixit palam, nisi quid inter ipsum Alfenum et Naevium conveniret* (§ 65). Sobald Naevius gegen den Widerspruch des Alfenus die Pfändung hätte durchführen wollen, würde Brutus ihn gehindert haben, und Naevius unterließ die Pfändung notgedrungen (§ 67, 89), nicht aus „Nonchalance" (S. 86). Mehr konnten die Volkstribune für Alfenus und Quinctius gar nicht tun. Wenn B. Kübler ihr Einschreiten für kein iustum auxilium zugunsten des Quinctius hält, „weil das Dekret des Prätors nicht aufgehoben oder durch irgend eine Tatsache ungültig gemacht sei" (S. 70), so ist bekannt, daß die Tribunen nur den einzelnen Bürger schützen konnten, aber nicht befugt waren, ein prätorisches Dekret für ungültig zu erklären. Demnach erweist sich Küblers Meinung, daß Cicero die dreißigtägige Possessio nicht leugne und das ius strictum auf seiten des Naevius sei, als unrichtig. Cicero erklärt ja § 67: *Fit rebus omnibus integris, neque proscriptis neque possessis bonis, ut Alfenus promittat Naevio sisti Quinctium.* Sowohl Alfenus als Brutus gingen davon aus, daß Naevius das Pfändungsdekret durch Betrug oder Bestechung erwirkt habe. Dies war bei der Verteidigung der angegriffenen Ehre des Quinctius entscheidend und mußte daher von Cicero als erstes Argument erörtert werden. Alfenus war im Hause des Naevius aufgewachsen (§ 69); er war mehrmals sein Prokurator gewesen (§ 62); er hatte bei Beginn des Streites mit M. Trebellius über die Sache verhandelt und sich überzeugt, daß des Naevius Forderung an Quinctius auf Lug und Trug beruhe. Seine von zuverlässigen Zeugen urkundlich bestätigte Erklärung hierüber fiel für den Richter schwer ins Gewicht.

Alfenus nahm das von Naevius bezeichnete Gerichtsverfahren an: § 61 *iudicium postulas, non recusat*; § 64 *iudicium quin acciperet in ea ipsa verba, quae Naevius edebat, non recusasse*; § 66 *se iudicium id, quod edat, accipere.* Naevius wollte aber dieses iudicium in Wirklichkeit nicht und hintertrieb es durch eine unberechtigte Kautionsforderung. Deshalb bemerkt Keller zu § 62 *cum is iudicium acceperit pro Quinctio ... conaris hoc dicere*: „accepisse iudicium cum Naevio Alfenum, ne mendacii quidem loco Tullius dicere potuit. Eam igitur ob causam imperfecto opus est, perfectum ferri nequit". Das soll lateinisch sein: *cum acciperet, conaris,* und Oetling stimmt bei und erklärt sogar *acciperet* als imperfectum de conatu. Was ist denn für ein Unterschied zwischen

„er nahm an“ und „er wollte annehmen?“ Höchstens der, daß es ihm nicht gegeben wurde.

§ 64 *cuius procurator non omnia iudicia acceperit, quae quisque in verba postularit.* Oetling vermißt „hinter den Worten *in verba* den Genitiv praetoris“, versteht also unter *quae* die *iudicia.* Der Sinn ist aber: *in quae verba quisque creditorum iudicium postularit.*

Oetlings Kommentar zur Quinctiana enthält einen schönen Stock trefflicher Bemerkungen, bedarf aber einer gründlichen Umgestaltung, damit er zur Einführung in das Verständnis dieser Rede geeignet werde. Von dem Material, das Oetling aus Juristen genommen hat, ist nur wenig brauchbar.

4—7) M. Tullio Cicerone. Orazioni scelte con note italiane del Prof. R. Marchesi. Quinta edizione. Prato, Ditta Editrice Alberghetti. 8.
Vol. I. Orazioni in difesa di Quinzio, di S. Roscio, di Archia. Edizione curata dal C. Cecconi. 1905. 139 S. 75 *Cent.*
Vol. II—IV. Edizione riveduta e corretta da F. Ramorino:
Orazione in difesa di Cn. Plancio. 1907. 60 S. 75 *Cent.*
Orazione in difesa di T. Annio Milone. 1907. 71 S. 75 *Cent.*
Orazioni in difesa di M. Marcello, di Q. Ligario, del re Deiotaro. 1907. 64 S. 75 *Cent.*

In dieser Ausgabe ist jeder Rede eine kurze Einleitung, in den Bändchen II—IV auch eine eingehende Analyse des Inhalts vorgesetzt. Der Text zeigt eine veraltete und inkonsequente Orthographie und viele Druckfehler. Bei der Worttrennung werden ct, pt, ps in griechischer Weise zur zweiten Silbe gezogen. Arg ist die Trennung der Zusammensetzungen: *fortuni-sque* Quinct. 59, *armi-sque* Rosc. 16, *su-stulisse* Mil. 33, *di-strahor* Mil. 103, *di-stulit* Deiot. 21, *co-niungo* Planc. 27 und 37, Mil. 21, wo *i* doch ein Konsonant ist. — Cecconi folgt dem Text von C. F. W. Müller, mit wenigen Änderungen. Doch hat er die Zahlen der Paragraphen entfernt und die der Kapitel oft versetzt.

Pro Quinctio. 63 *iniuria postulabas; ita videbare.* C. setzt *iubebare,* nicht verständlicher. — P. Quinctius hatte ein Gut bei Narbo (§ 15), *in provincia* (§ 28, 41). Im Februar 83 ging er dorthin, *in Sebaginos* (§ 80). C. setzt *in Sebusianos.* Dies ist falsche Schreibung statt *in Segusiavos* (wie Baiter las; vgl. Mommsen R. G. III[8] 243). Diese wohnten aber *extra provinciam* (Caes. B. G. 1, 11) und können hier nicht gemeint sein (JB. 1901 S. 192). Die Notiz „La loro città principale era Lione“ ist unrichtig, da Lugudunum erst 40 Jahre später von L. Munatius Plancus gegründet wurde. — § 94 ist *te defendente* festgehalten; Madvig und Müller korrigieren mit Recht *me defendente,* da von § 93 an die Rede an Naevius gerichtet ist.

Pro Sex. Roscio. § 57. Die Richter werden die falschen Ankläger brandmarken: litteram illam, cui vos usque eo inimici estis, ut etiam *Kalendas* omnes oderitis . . . ad caput adfigent.

Hier ist *Kalendas* durch *eas* (die Buchstaben?) ersetzt; es wird richtig erklärt: sarete marcati della nota di calunniatori. — § 66 ut summus furor atque amentia *consequatur*] Da *furor* und *amentia* verwandte Begriffe sind, so empfiehlt sich Cecconis Lesung *consequantur* nicht. — § 77. *administer* ist ein unselbständiger Helfer (Quinct. 80; Verr. 2, 136). Cecconi liest mit Lg 26 *minister* (ein ziemlich frei verkehrender Diener), kaum richtig. — § 118 multa perfidiose facta videbitis] *facta* fehlt wohl aus Versehen. So steht auch 139 ohne Grund *si has caedes* (Hss. *sin*).

Pro Archia. Der Text dieser Rede ist durch schlechte Lesungen (5 sed etiam, 11 quibus, 18 et doctrina) und Fehler (1, 5, 10, 18, 21, 26) entstellt.

Der Kommentar von Cecconi ist sehr knapp; er bietet wenige sprachliche Bemerkungen. Zur Quinctiana werden einige feine Erklärungen gegeben; manches aber verstanden Marchesi und Cecconi ebensowenig wie Oetling. Dazu waren sie ungenau. Z. B. L. Lucilius (§ 54) heißt § 4 Lucio *Lucullo*, und die Rede für Plancius (Kap. 14) figuriert § 11 als difesa di Planco. — § 13 *propter aerariam rationem*] Bei einer Schuld, die in Rom gemacht und in Rom zurückbezahlt wurde, kann es sich kaum um eine Umrechnung gallischen Geldes in römisches handeln, wie hier angenommen wird. — § 30 wird die Sponsionssumme mit dem Sacramentum zusammengeworfen: Questa somma, detta sponsio, chiancavasi anche sacramentum, perchè doveva essere l' ammenda pecuniaria dello spergiuro. Das sacramentum des Unterliegenden fließt in die Staatskasse, die Sponsionssumme *lucro cedit adversario* (Gaius IV 13). — § 69. Alfenus haßte die Nobilität so, *ut nobili ne gladiatori quidem faveret*. Hier wird aufmerksam gemacht auf das Wortspiel in *nobili* (berühmt). Sonderbar ist die Meinung, unter *gladiatori* sei der Prätor Burrienus gemeint, uomo assai grande e robusto. Es ist der *gladiator vetulus* Naevius (§ 29). Unter *omnium illorum* versteht Cecconi die Marianer, die 83 v. Chr. in Rom schalteten, wie P. Laenas und Damasippus (Vell. 2, 24—26). — § 83 *haec perinde loquor*] Naevius fehlte, weil er den Quinctius *de saltu agroque communi* verjagen ließ (§ 28). Nach Cecconi fehlte er insofern, als er erst durch ein zweites Edikt possessor iuris geworden wäre. Cicero denkt jedoch an die Worte des ersten Edikts: *dominum invitum detrudere non placet* (§ 84).

In der Einleitung zur Rosciana steht der Satz: Una sera, tornando da cena, presso i bagni che erano sul monte palatino fu assalito e ucciso. Die *balneae Pallacinae* (§ 18), der vicus Pallacinae (Schol. zu § 132) beim Circus Flaminius (Kloster in Pallacinis), sind auf den Palatin verlegt. — § 39 bietet der Text *annos natus maior quadraginta*; im Kommentar wird dagegen Naugers Konjektur *a. n. magis q.* als richtig angenommen und bemerkt, dies sei vielleicht das einzige Beispiel, wo *magis* für *amplius*

gebraucht sei. — § 50 *sua manu spargentem semen*] Man versteht diese Worte allgemein von C. Atilius Regulus, der als Konsul 257 einen triumphus navalis feierte. Dazu stimmt Val. Max. 4, 4, 5. Cecconi sagt: „Fu dittatore nella prima guerra punica, e ne riportò il trionfo". Das wäre A. Atilius Calatinus, Diktator 249. Den Triumph hatte er jedoch wegen seiner Taten als Konsul 258/7 gefeiert. Es ist nicht glaublich, daß C. Atilius oder A. Atilius sich um den Staat so wenig bekümmerte, und Zurückhaltung infolge einer Kränkung, wie bei Cincinnatus, ist nicht wahrscheinlich. Der Name Serranus scheint die Sage hervorgerufen zu haben.

Grattius, der Ankläger des Archias, heißt S. 119 un tal Gracco, Plautius oder Plotius, Volkstribun 89 v. Chr., S. 124 M. Planzio Silvano. Heraclea, am Golf von Tarent, wird S. 124 sui confini della Campania gesetzt (mit Oros. 4, 1, 8, wo man korrigieren sollte: *apud Heracleam, Lucaniae urbem, fluviumque Acirim*).

Ramorino hat seinem Texte leider keine neuere Ausgabe zugrunde gelegt. An vielen Stellen ist der Text der Planciana besser als der von C. F. W. Müller, an manchen weniger gut; der Text der andern Reden ist veraltet. Störend sind die vielen, oft unlogisch gesetzten Kommata, z. B. Lig. 13 *Hoc vero multo acerbius, multoque est durius . . . et nos iacentes ad pedes, supplicum voce prohibebis*; Mil. 8 *qui cum, a C. Carbone interrogaretur.*

Pro Plancio. Plancius war 54 v. Chr. Ädil (vgl. JB. 1903 S. 114), nicht 53 (S. 1). — § 7 liest R.: *tu comitiis dignitatis iudicem putas esse populum*, wie ich JB. 1887 S. 230 vorschlug. — 16. *Hic, quam ille, dignior; perquam grave est dictu.* Dafür sollte stehen: „*Hic quam ille dignior*" *perquam* usw. — § 31 *atque haec nec ulla alia sunt coniecta maledicta in eius vitam*] R. tilgt *maledicta* mit Weidner: dies ist gegen seinen Wandel zusammengestellt worden. In § 30 stehen drei Schmähungen. R. meint wohl, § 31 *emissus aliquis e carcere* sei kein *maledictum*; aber Laterensis hatte dieser Handlung wohl ein unredliches Motiv untergelegt, das Cicero überging. Der Satz entspricht § 30 *hunc tu vitae splendorem maculis adspergis istis*, und *maledicta* ist hier synonym mit *maculae*. § 57 werden überhaupt die Anschuldigungen des Laterensis als *maledicta* hingestellt. — § 40 schreibt R.: *in sinu* (Hss. *inscio*) *notes et tuos, et tuorum necessarios*, tu designi in cuor tuo a giudici i tuoi amici e i loro famigliari. Die Hss. bieten besser: *tuorum amicorum.* — § 45 *noster ordo* ist der Senat, nicht l'ordine equestre. — § 49 *quasi non comitiis iam superioribus sit Plancius designatus aedilis.* R. sagt von diesen Komitien: in essi fu Plancio creato edile. Zu *renuntiatae* bemerkt er: fatta la proclamazione del eletto. Diese Worte können jedoch nur bedeuten, daß Plancius beim ersten Wahlakt beinahe eine genügende Stimmenzahl erhielt und seinen Mitbewerbern weit voraus war: *longe plurimum valuit Plancius.* — § 50 *quin omnis ad te conversura fuerit multitudo*] Der intransitive Gebrauch des Partizips *conversura* ist nicht an-

nehmbar; nach *omnis* oder *te* konnte *se* leicht ausfallen. — § 74. Nach *sempiterno* deutet R. durch Punkte an, daß Cicero hier eine Stelle aus der Rede post red. in sen. (§ 35) vorlesen ließ. Statt der Punkte hätte er das Wort *Recita* einfügen können, wie es in den Verrinen oft steht. — § 79 *laus aedilitatis* hat R. ersetzt durch *laus, aedilitas,* was mir gefällt.

Pro Milone. Ramorinos Text dieser Rede steht hinter der zweiten Auflage von Orelli (1856) zurück. — § 6 *multa propter* ist umzustellen. — § 6 steht *obtestator* statt *obtestabor*, 12 *contra amentia* statt *contra amentiam*, 17 *infirmorum* statt *infimorum*, 20 *aeque animo ferre* statt *aequo a. f.* — § 15 *at patet* hat eine Parallele an 76 *quae patent*, stützt sich aber hier nur auf die Salzburger Handschrift. — § 33 setzt R. nach *posses* eine Lücke an und erneuert seinen alten Vorschlag zu ihrer Ausfüllung (vgl. JB. 1901 S. 215) mit geringen Änderungen. — § 34 *quantum Clodio profuerit occidi Milonem* könnte nur richtig sein, wenn Milo getötet worden wäre; da er aber lebt, muß es heißen: *Clodii interfuerit.* Denn *profuerit* bedeutet doch nicht: „genützt haben würde". *Quod erat, cur* ist falsch statt *Quid erat, cur.* — § 46 *Cassinius* (Hss. zu Asconius) ist zu ersetzen durch *Causinius*, § 74 *T. Furio Fanio* (Palimpsest) durch *T. Furfanio* (später Statthalter von Sizilien). — § 47 *Videte, quantae res confectae sunt* beruht der Indikativ im abhängigen Fragesatz auf einem Schreibfehler in S (TEH *sint confectae*). — § 50 *receptator* ist eine unnütze Konjektur Orellis für *receptor.* — § 65 *Quin etiam fuerit audiendus popa*] R. hält den konzessiven Konj. *fuerit* (TES) für besser als den allgemein rezipierten Indikativ *fuit.* Der Satz beweist und steigert den vorhergehenden; *fuerit* ist mir nicht verständlich. — § 104 *hiccine* ES ist falsch statt *hicine* oder *hicne.* — Der Kommentar zu dieser Rede enthält viele treffliche Bemerkungen.

Pro Marcello. Kaum haltbar sind die Lesungen § 8 *victoriam temperare* und § 12 *hoc . . . intellegi auditu possit.*

Pro Ligario. R. hat drei schlechte Lesungen behalten: § 14 *de repente* statt *repente*, *misereatur* (nach Priscian, in dessen Cicerohandschrift hier ein Fehler war) statt *misereat*, 33 *tecum fuisse* statt *qui tecum fuerunt.* 25 *vos prohibitos* ist zu ersetzen durch *prohibitos esse vos*, 38 *proprius* durch *propius.* § 6 *prodo meam* ist unangenehm, aber *cum prodo meam* (nach S) ist kaum richtig. § 35 *cogitantem* (hinter *officio*, nach E²SB) stört die Satzkonstruktion; *aliquid de huius illo quaestorio officio* muß mit *recordari* verbunden werden.

Pro Deiotaro. Dreimal steht *tum . . . tum* statt *cum . . . tum* (7, 26, 41), § 25 ist die Wortstellung zweimal unrichtig. Aus der ersten Ausgabe von Orelli sind beibehalten: 7 *causae maxime*, 23 *necatos fuisse*, 24 *addidit*, 25 *circumsideri*, 36 *posteaquam a Scipione devictus* (statt *p. a L. Sc. d. est*), aus der zweiten: 2 *et scelere* (ohne *ab*), 13 *venit ut ad fugientem, non ut ad insequentem,*

17 und 21 *Luceium* statt *Peium*, *Blucium*. 24 ist das schon von Garatoni verworfene *veteres* beibehalten. Auf Druckfehlern scheinen zu beruhen: 8 *te amicum ei* (Hss. *et*) *placatum Deiotari regis arae focique viderunt*, 10 *dixisset* st. *duxisset*, 41 *tradituros confidunt* (ohne *se esse*), *praeditas* (für *praeditus*).

8) Ciceros Rede für Sex. Roscius aus Ameria. Ausgabe für den Schulgebrauch von G. Landgraf. Vierte Auflage. Gotha 1903, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft). Text VI u. 39 S., Kommentar 60 S. 8. 1 *M*.

Der Text ist gut; nur die verzweifelte Stelle in § 11 ist kaum sinngemäß hergestellt (vgl. JB. 1902 S. 100). § 63, 65 (*quies-cere*), 84 blieben Fehler stehen. § 141 empfehle ich die Lesung: *bona fortunas vitasque nostras* (JB. 1906 S. 223).

Der Kommentar ist wenig verändert; er erhielt „in ausgeprägterer Weise den Charakter eines Schülerkommentars". § 2 „*causam recipere* und *suscipere* gebraucht Cicero ohne Unterschied". *reciperem* deutet an, daß er von andern dazu gedrängt wurde (vgl. div. in Caec. § 26; § 33 *telum rec.*). — § 26. Die Notiz zu *lentius agere* ist zu lang. Sehr gut ist § 28 die neue Erklärung zu *loqui*. — § 42 *praedia urbana* ist durch *p. suburbana* zu ersetzen (vgl. § 133). — § 55. Der starke Tadel der vita accusatoria bei Quintilian bezieht sich mehr auf die Kaiserzeit. — 74 nicht *quodam*! — 122 nicht Ericio! — § 146 „verfügte Sulla ausdrücklich, Söhne und Enkel der Geächteten, sollten vom väterlichen Erbe ausgeschlossen werden". Die Hauptsache war, daß die Söhne (*liberi*) von den Ämtern ausgeschlossen waren, somit auch nicht in den Senat gelangen und keine Möglichkeit haben sollten, eine Änderung der Verfassung anzuregen.

9) M. Tulli Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio. Edited by J. C. Nicol. Cambridge 1905, at the University Press. XXI u. 150 S. 8. geb. 2,30 *M*.

In der Einleitung handelt Nicol in vortrefflicher Weise über Sullas Proskriptionen und seine Neugestaltung der Staatsordnung, über den Vater Sextus Roscius und die Anklage des Sohnes wegen Vatermord, über die ihm drohende Strafe und seine Rettung durch Cicero, schließlich über den rhetorischen Charakter dieser Rede.

Über den Text gibt ein Anhang S. 141—143 Auskunft. § 11 *hanc quaestionem* ... *remedium esse sperant futuram* stände besser *futurum* (JB. 1883 S. 16). — § 27 Nepotis *sororem, Balearici* filiam habe ich JB. 1882 S. 75 begründet. — § 68 bietet Nicol mit den besseren Hss. *prorupta audacia* (Lg. 26 *praerupta*; vgl. § 12 *prorumpere audaciam*). — § 106 ist überliefert: *hic nihil est, quod suspicionem hoc putetis* hier liegt kein Grund vor, daß ihr dies für einen bloßen Verdacht haltet. Dies ist ein passender Gedanke und richtiges Latein, wie Dräger Hist. Synt. I² § 111 und Kühner II S. 23 nachweisen. Nicol liest mit Halm: *Hic nihil*

est, quod suspiciosum hoc esse putetis; für *suspiciosus* „nur auf Vermutung beruhend“ kann § 18 verglichen werden. — § 107 *indicii partem*] Nicol schreibt mit Eberhard und Landgraf *pretium*. Die Begründung Eberhards, daß *indicium* nie die *res indicata* bezeichne, beweist nichts. Bei *pars* kann auch ein Gen. possess. stehen (vgl. 110 *partem suam depecisci*) wie bei *pretium*. Für die Anzeige eines solchen, *qui apud adversarios occisus esset* (§ 127), wurde ein Anteil an seiner Habe angewiesen, wie später die Lex Iulia de maiestate den siegreichen Anklägern eines Hochverräters die quarta pars seines Vermögens zuteilte. — § 112 *minime grave*] Nicol schreibt mit den meisten Ausgaben *leve*. Der Sinn ist: Capito läßt sich einen Auftrag erteilen, eine Last, die ihm erträglich scheint und die in Wirklichkeit nicht s c h w e r ist. Also ist es eine turpis culpa, daß er den Auftrag verletzt hat. *Leve* stört den Zusammenhang und erregt den Anschein, als ob Cicero es tadle, daß Capito den Auftrag übernahm. Dies hält er aber für recht und tadelt vielmehr, daß er nicht Wort hielt.

§ 20 *ne diutius teneam*] N. vermutet S. 72, daß nach *diutius* ein *vos* ausgefallen sei (ebenso Verr. 1, 34).

Zur Erklärung des Inhaltes und der sprachlichen Eigentümlichkeiten ist das vorhandene Material sorgfältig verwendet worden. Einer Ergänzung bedarf § 46 *tibi fortuna non dedit, ut patre certo nascerere*. Landgraf bemerkt: „boshafte Anspielung auf den üblen Ruf der Mutter des Erucius“. Cecconi meint: „Rinfaccia ad Eruzio l' infamia materna“. Nicol sagt: „Cicero implies that Erucius does not know who his father was“. Ein echter Römer pflegte seinem Namen den des Vaters beizufügen, z. B. M. Tullius M. f. Cicero. Freigelassene konnten dies nicht tun; denn eine Sklavin konnte nicht eine gesetzliche Ehe schließen, und ihr Sohn hatte keinen gesetzlich anerkannten Vater. Cicero erinnert also den Erucius daran, daß er ein Freigelassener sei, wie Chrysogonus. Der Name scheint mit den Venerii des Heiligtums der Venus Erucina auf dem Berge Eryx zusammenzuhängen. — § 114 *honestatem omnem amitteret* wird erklärt durch *infamis fieret*. Der richtige Ausdruck ist *ignominiosus* (nach Gaius IV 182). Diese *ignominia* traf z. B. den Sex. Aebutius wegen seines Handels mit Caecina. Er durfte keinen andern in einem Rechtsgeschäft vertreten noch sich vertreten lassen: prohibetur pro alio postulare et cognitorem dare procuratoremve habere, item procuratorio aut cognitorio nomine iudicio intervenire.

10) Ciceros Rede für Sex. Roscius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter und A. Fleckeisen. Vierte Auflage, bearbeitet von Georg Ammon. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. VI u. 106 S. 8. 1 *M*.

In der Einleitung finden sich einige Zusätze und Berichtigungen. Es ist schade, daß nicht mehr geändert wurde. Dem Angeklagten

wird vorgeworfen, daß er „— man sollte es kaum glauben — die beiden Sklaven, die den Vater begleitet hatten, sogleich nach ihrer Rückkehr genau auszufragen versäumte“. Das ist eine haltlose Verdächtigung des jungen Roscius. Wir wissen weder, ob die zwei Sklaven zu ihm zurückkehrten, noch ob sie zu bewegen waren, ihm Auskunft zu geben. Ehe Roscius die Leiche des Vaters von Rom geholt und bestattet und sich bei seinen Patronen in Rom Rat verschafft hatte, wie ein peinliches Verhör der Sklaven vorzunehmen sei, wurde er selbst zur Flucht genötigt, „von seinen Vettern verraten“ (13). Nach § 87 waren Capito und Magnus seine *cognati*, aber nicht Vettern. — Eine zweite Verdächtigung findet sich im Kommentar § 18, 74, 79, dahingehend, daß „das Alibi des Angeklagten nur behauptet, nirgends erwiesen wird“, ebenso die Anwesenheit des Magnus in Rom. Der Ankläger erklärte (§ 79), Roscius habe den Mord nicht selbst begangen. Wäre Sex. Roscius am Tage der Ermordung seines Vaters ausnahmsweise von seinen Sklaven fortgewesen, so hätte der Ankläger dies ausgebeutet, da er über diese Zeugen verfügte. Der Verteidiger hatte keinen Grund, unbestrittene Dinge zu beweisen; auch konnte er niemand zum Zeugnis zwingen (§ 110), und freiwillig gab sich niemand zum Zeugnis gegen eine gefürchtete Räuberbande her. — Cicero erklärt (§ 27 f.), daß Roscius angeklagt wurde, weil seine Verfolger nicht Gelegenheit fanden, ihn zu ermorden, und die Anklage auf Vatermord wählten, damit er getötet werde (§ 30), wie Publicius Malleolus, der 102 v. Chr. mit Hilfe von Sklaven seine Mutter umbrachte, in einen Ledersack genäht und ins Meer geworfen wurde (Oros. 5, 16). Das soll nach S. 14 „ein rhetorischer Kunstgriff“ sein. Dies wird bekräftigt durch Cic. de inv. 2, 149: *Quidam iudicatus est parentem occidisse; ei statim, quod effugiendi potestas non fuit, ligneae soleae in pedes inductae sunt; deinde est in carcerem ductus.* Der Ausdruck *iudicatus est* (Oros. *damnatus parricidii*) zeigt, daß Malleolus leugnete. Gleichwohl wird behauptet: „Malleolus war als confessus oder manifestus parricida verhaftet. Aber Roscius war nicht verhaftet — wie ganz anders würde Cicero dann gesprochen haben! —, konnte, wenn er seine Verurteilung voraussah, noch vor der Abstimmung ins Exil gehen, und mehr verlangten auch seine Gegner nicht“. Malleolus wurde erst nach dem Urteil in den Kerker geführt. Wir wissen aus dem Verfahren gegen die geständigen Catilinarier, daß die Römer nur Privathaft kannten; Roscius war im Hause der Caecilia verhaftet. Lege Pompeia parricidae vivi exuruntur vel ad bestias dantur Paul. V 24. — S. 15 liest man: „In dem Prozeß des P. Clodius wurden Sklavinnen der Gemahlin Cäsars zur Folterung gefordert; ob sie gegeben, wird nicht mitgeteilt“. Da das Scholion vorher berichtet, Clodius habe fünf Sklaven, um sie der Folterung zu entziehen, nach Griechenland oder Gallien entfernt, über eine Fortschaffung der Mägde der Pompeja aber nichts gesagt wird,

so ist selbstverständlich, daß sie wirklich verhört wurden. — Unbegründet ist auch der Satz S. 8: „Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn scheint nicht ganz freundlich gewesen zu sein". Der Sohn war nämlich nicht allein, sondern die Mutter war mit ihm in Ameria, § 96 *cum Ameriae Sex. Roscii domus, uxor liberique essent*. Die Angabe zu dieser Stelle, daß nach § 42 der Angeklagte das einzige Kind des Ermordeten war, ist abzuweisen; wahrscheinlich waren auch Töchter vorhanden. Ich verwerfe auch den Satz: „den Sohn mochte vielleicht das kostspielige Leben des Vaters verdrießen". Ihre Güter lagen nach § 20 am Tiber. Sie schafften also die Erträge auf Schiffen nach Rom, und der Vater verkaufte sie dort, im vollen Einverständnis mit dem Sohne. Einen großen Teil des Jahres lebte der Vater in Ameria bei seiner Familie.

Den Text hat Ammon unter Benutzung der Ausgaben von Clark und Berücksichtigung der Klausellehre von Zielinski revidiert. Er hat manche Lesung beibehalten, die ihm zweifelhaft scheint; über viele Stellen spricht er sich im Anhang aus. § 19, 93, 110, 117, 118, 141 blieben Fehler des Setzers stehen. Warum § 136 *me pro mea tenui* usw. das *me* wieder fehlt, ist nicht ersichtlich. — § 22 schreibt Ammon: ea quae praeterita sunt *recreet* „das Durchgemachte heilt". Man kann etwas noch Vorhandenes wiederbeleben, umschaffen, aber Vergangenes kaum. — § 80 liest er mit Gustavson: nos iudicio *pertundere*. Dieses Verb (durchlöchern, durchbohren) scheint hier nicht passend und Cicero fremd zu sein.

Der Kommentar macht häufig auf den Rhythmus aufmerksam. — § 5 *accusatoribus*] „Der Plural umfaßt zugleich diejenigen, welche den Ankläger angestiftet haben". Dieses ist nach § 6 und 13 hier offenbar richtig. Aber § 30 heißt es von diesen Anstiftern: testes in hunc et accusatores comparant; hier und § 87 ist eine andere Erklärung des Plurals nötig. Erucius hat nicht bloß einen *puer* bei sich (§ 59), sondern noch Hilfspersonen, nach § 60 homines cursare ultro et citro non destiterunt, vielleicht subscriptores. — § 6 *sese hoc incolumi non arbitratur huius innocentis patrimonium posse obtinere*] „durch diese Sonderung des abl. absol. vom Hauptsatze tritt der Inhalt des ersten selbständiger und darum bedeutender hervor". Das ist nicht verständlich; der Abl. absol. ist allein möglich statt *quamdiu hic incolumis sit*, aber nicht *huius innocentis incolumis*. — § 6 *eiecto*] sc. *e civitate in exsilium*. Das ist unrichtig; es heißt „aus dem Wege geräumt". — § 8. „Mit *iste* weist der Redner auf die Bank der Gegenpartei hin, mit *ille* wendet er sich von ihr ab zu den Richtern". Ich finde nirgends ein *iste* bis § 17 *duo isti sunt Titi Roscii*, und hier steht *isti*, weil die beiden schon im vorhergehenden Satze als gefährliche Leute bezeichnet sind. — § 31 *licet hercules*] Eigentlich ist *licet* ein Hauptsatz; wir übersetzen es freilich mit „wenn auch". Aber die lange Anmerkung über die Stellung der Versicherungsformel *hercules* ist verfehlt; das Wort steht an der richtigen

Stelle. — § 33 *quos ... volebat*] Ammon meint: „Vielleicht ein späterer Zusatz, der Ciceros Bestrebungen bei dem drohenden Konflikt zwischen Pompejus und Cäsar andeuten sollte". Das ist nicht glaublich. — § 42 *illum alterum secum omni tempore volebat esse*] Cicero scheint die Behauptung des Anklägers zu übertreiben, wie § 76 qui, ut tute dicis, numquam inter homines fuerit. Er rechtfertigt den Angeklagten, ohne etwas Ungünstiges über dessen verstorbenen Bruder zu sagen. Es ist kritiklos, den Anklägern zu folgen und von einer „Spannung zwischen Vater und Sohn" zu reden (S. 40). Der Angeklagte kam selten in die Stadt Ameria (§ 52); dagegen ging der Vater wohl oft zu ihm auf die Güter hinaus. Der Satz „Da es notorisch war, daß Vater und Sohn wenig miteinander verkehrten, so sucht Cic. die Bedeutsamkeit dieser Tatsache wenigstens abzuschwächen" scheint mir nicht richtig (S. 42). — § 59. „Mittels der Sinnfigur der demonstratio macht der Redner den Übermut des graeculus sinnfällig". Ammon neigt auch § 46 zu der Annahme hin, daß Erucius ein Freigelassener sei. — § 70 „die Strafe der Säckung scheint überhaupt nicht durch ein bestimmtes Gesetz, sondern *moribus* eingeführt zu sein". Ist dies richtig, dann erscheint die Berufung auf die singularis sapientia maiorum und die Erwähnung des Solon als Prahlerei. Bei Modestinus heißt es übrigens *more* (nicht *moribus*) *maiorum*. Cicero denkt wohl an ein Gesetz der Zwölf Tafeln. — Unpassend ist die Notiz zu § 97 *incredibilis cursus* „Beachte, wie Cicero in den kurzen Vokalen die Eile malt" (vgl. p. Mil. 67 incredibilis animus et).

11) M. Tulli Ciceronis pro Sex. Roscio Amerino oratio. Scholarum in usum tertium edidit Al. Kornitzer. Vindobonae MCMVI. Sumptibus Caroli Gerold Filii. 72 S. kl. 8. 0,70 *M*.

Diese Textausgabe ist schön gedruckt, bequem und gut. Ich fand folgende Versehen (von der ersten Auflage her): § 74 *nunquam* (sonst *numquam*); 106 *disputabo: Veri* statt *disputabo: 'Veri*; 112 *ne-glecturus*; 117 *aliqo*, 154 *misercordiam*, S. 64 *C.* (st. *L.*) *Quinctio*.

§ 3. Es stört mich, daß die Ausgaben vor *ego autem*, *ego si* ein Semikolon (Clark einen Punkt) setzen, da diese Sätze doch von *quia* und *quod* abhängen. Ein Gedankenstrich scheint mir erträglicher. — § 8 *Qui ex*] Die Majuskel erschwert die Erkenntnis, daß dieser Satz mit *indignissimum est* zu verbinden ist. § 21 *Haec bona, sexagiens H S, emuntur duobus milibus nummum*] Dieser Satz ist mit Kayser zu tilgen. Er wiederholt nur, was in § 6 gesagt ist. Überliefert ist: *Haec bona emuntur sestertiorum duobus milibus nummum*. Was bei Kornitzer steht, kann nur bedeuten: Haec bona, sexagiens centena milia sestertium, emuntur, während Cicero gesagt hätte: *Haec bona, quae sunt sexagiens (centenorum milium sestertium), emuntur*.

12) R. Preiswerk, Griechische Gemeinplätze in Ciceros Reden. Aufsätze von Mitgliedern des Basler klassisch-philologischen Seminars. Basel 1907. 8. 3,20 *M*. S. 27—38.

Der Satz über die Furien pro Sex. Rosc. § 67 findet sich fast wörtlich bei Äschines (Timarch. 77). Bei diesem ist er eingeschoben in die Behauptung, daß die Menschen nicht von den Göttern, sondern von ihrer eigenen Zügellosigkeit zu Raub, Mord und andern Verbrechen und dadurch ins Unglück getrieben werden. Cicero bezeichnet die Furien speziell als Verfolgerinnen der Elternmörder. P. glaubt, „daß die Äschinesstelle diese Weiterbildung in den Rhetorenschulen erhalten habe". Dies ist nicht annehmbar; Cicero folgt den Dichtern (Äschylus, Ennius), bei denen die Furien eben die Muttermörder Orestes und Alkmäon verfolgten; vgl. in Pis. 46. Von dieser gewöhnlicheren Anschauung weicht Äschines auffallend ab, indem er jedem eine *Ποινή* gibt, seine Sinnenlust oder Habgier, die ihn zu Freveltaten antreibt.

Gemeinplätze der Rhetorenschulen sind wohl: Pomp. 32 *fuit hoc quondam, fuit proprium populi Romani,* in Cat. 1, 3 *fuit, fuit ista quondam in re publica virtus* (vgl. Dem. Phil. 3, 36), p. Flacco 53 *non est ita, iudices, non est,* Cluent. 36 *non fuit ... non fuit* (vgl. Dem. Aristog. A. 73), Verr. 1, 32 *nihil a me de pueritiae suae flagitiis audiet* (vgl. Aeschin. Timarch. 39). Verr. 3, 2 *qui sibi hoc sumpsit, ut corrigat mores aliorum ac peccata reprehendat, quis huic ignoscat, si qua in re ipse ab religione officii declinarit* entspricht einem Satze bei Dem. Aristog. A. 39. Cael. 6 *aliud est male dicere, aliud accusare* usw. erinnert an Dem. de cor. 123 und Androt. 22. — Cicero erklärt öfter, daß er eine seinem Klienten feindliche Person nur notgedrungen angreife; ähnliche Stellen finden sich bei Griechen. Pr. führt noch mehrere Anklänge an griechische Autoren an. „Die Zahl und der Umfang der nachgeahmten loci ist verhältnismäßig gering. Gerade das spricht übrigens für ihre mittelbare Entlehnung" (aus rhetorischen Handbüchern).

13) Theophil Hübner, De Ciceronis oratione pro Q. Roscio comoedo quaestiones rhetoricae. Dissertation. Regimonti 1906. 53 S. 8.

Einleitungsweise stellt Hübner die verschiedenen Meinungen über die Zeit dieses Prozesses zusammen. Er schließt sich der Ansicht Sternkopfs an, daß Cicero diese Rede 76 v. Chr. gehalten habe, in dem Jahre zwischen der Rückkehr von der asiatischen Reise und der Quästur (Brut. 318 *unum igitur annum, cum redissemus ex Asia, causas nobiles egimus*).

Kap. I (de orationis genere dicendi prolegomena) sucht darzutun, daß Cicero, wenn er es auch verbarg, in jüngeren Jahren der asianischen Beredsamkeit folgte. Nach Brut. 307 hörte er 87 v. Chr. neben Philo von Larissa auch den Molo zu Rom: *eodem anno etiam Moloni Rhodio Romae dedimus operam, et actori summo causarum et magistro.* Hübner verwirft diese Angabe, *cum hominibus*

externis Romae causas agere non liceret. Wenn aber auch Molo in Rom keinen Prozeß führte, so blieb er doch eben ein Rechtsanwalt. 86—84 *primas in causis agebat Hortensius* (§ 308). Diesem folgte Cicero in zwei Dingen, in den *partitiones, quibus de rebus dicturus esset*, und den Rekapitulationen (§ 302). Hübner meint, da Hortensius der asianischen Beredsamkeit folgte und Cicero seinem Ruhme nacheiferte, so habe auch er die Asianer nachgeahmt. Die Stellen aus Quint. XII 10, 12 und Tac. dial. 18, mit denen er diesen Schluß stützt, beziehen sich auf spätere Reden Ciceros.

Nachdem Sulla die *iudicia* (§ 311) wiederhergestellt hatte, begann Cicero seine Tätigkeit als Anwalt; so trat er für Quinctius auf. Er sagt Brut. 312: *eodem tempore Moloni dedimus operam; dictatore enim Sulla legatus ad senatum de Rhodiorum praemiis venerat.* Der Satz mit *enim* bestimmt die Zeit und begründet, warum Molo zum zweiten Male nach Rom kam. Daß er im Anfang des Mithridatischen Krieges ebenso, wie Philo und die optimates Atheniensium, dorthin kam, bedurfte keiner Begründung. Die Meinung, § 312 spreche Cicero von Molo so, daß er ihn vorher noch nicht erwähnt haben könne, der H. sich anschließt, teile ich nicht.

80 v. Chr. hielt Cicero die Rede für Sex. Roscius. Darauf übte er sich in Athen ein halbes Jahr beim Rhetor Demetrius Syrus. Hierauf wollte er die asianische Beredsamkeit in ihrer Heimat kennen lernen. Von dieser gab es zwei genera. Das eine, das sententiosum et argutum genus, war in Ciceros Knabenalter durch Hierokles und Menekles von Alabanda vertreten gewesen (§ 325). Jetzt herrschte bereits das andere genus, verbis volucre atque incitatum. Cicero besuchte alle namhaften Rhetoren in Kleinasien. Quibus non contentus, genoß er noch einmal den Unterricht Molos auf Rhodus. So kehrte er als ein anderer Mensch, prope mutatus (§ 316), heim. *Quasi deferverat oratio*; seine Rede hatte einen Gärungs- und Klärungsprozeß durchgemacht. Seine jetzige klare Rede verhielt sich zur früheren durch Bilder, Übertreibungen, Sentenzen getrübten wie Wein zu Most. Hübner gibt dies nicht zu: „oratio tantum temperatior facta esse dicitur". So hielt Cicero die Rede für den Schauspieler Roscius. Nach Norden ist sie „noch ganz in der Manier der Asianer geschrieben, wie die beiden ersten, nur viel weniger sorgfältig als diese". Nach Hübner secutus est Hortensium in oratione hac componenda. Was Cicero durch lange und eifrige Arbeit im Verkehr mit vielen Rhetoren, zumal mit Molo, erreicht hatte, kann freilich nicht bloße Nachahmung des Hortensius sein. Den Unterschied gegen die früheren Reden bestimmt Hübner so: primum Cicero data opera ab abundantia se avertit, deinde oratio multo minus grandis est verbis; neque enim hic agebatur de vita aut de fama fortunaque sive de accusati capite.

S. 17—53 behandeln das eigentliche Thema. Cicero hat die Rede sorgfältig ausgearbeitet. Dies zeigt besonders der konzinne Bau vieler Perioden, der auch auf die Wahl und Verbindung der Ausdrücke einwirkte. Sowohl diese ebenmäßig gebauten als viele andere, ganz kurze Sätze schließen abundante Satzteile und übermäßig lange Satzgebilde, wie sie in den ersten Reden vorkommen, aus. Eine Abundanz kann man in den synonyma copulata finden, in der sehr häufigen Verbindung zweier bedeutungsverwandter Ausdrücke, wie fraudis ac furti 26, fidem et religionem 45, levi et tenui spe 43, periurum et mendacem 46, consistere et commorari 48, resistere et repugnare 51. Landgraf hält dies für asiatisch; Hübner bestreitet es; er sieht darin nur höheren Stil der Rede. — Unter den Figuren ist die Frage häufiger als in jeder anderen Rede, und zwar folgt oft eine Antwort (subiectio). Hübner zählte in dieser Rede 155 Fragen. Doch kann man an einigen Stellen zweifeln, ob in den Ausgaben das Zeichen der Frage richtig gesetzt sei, z. B. § 16 nach debeatur, 17 nach Q. Roscius, 19 nach arguebas, 21 nach avidum. Dazu kommt zunächst die häufige Apostrophe, die Anrede einer andern Person als des Richters. Ein großer Teil der Rede ist Zwiegespräch mit dem Kläger und seinem Anwalt. Dies ist eine wenig schwungvolle Apostrophe; höher erhebt sich § 20 oro atque obsecro vos, qui nostis. Selten zeigt sich der Affekt in Ausrufen des Erstaunens (pro deum hominumque fidem) und Unwillens (29 o societatem captiosam). Das Ebenmaß des Satzbaues führte zu Isocola (wie 9 magnum est quod conor, difficile est quod polliceor), zur Anaphora, Antistrophe (55), Paronomasie, zu Antitheta, Reim und Asyndeta. H. hat die Beispiele für diese Figuren zusammengestellt. Die Ironie in § 45, 48, 49 erwähnt er nicht. Er hält dieses Übermaß rhetorischen Schmuckes für ein Zeichen der Anlehnung an Hortensius und die Asianer, von der Cicero nach dem Eintritt ins Staatsleben durch Bekleidung der Quästur sich freigemacht habe.

14) Wilhelm Sternkopf, Gedankengang und Gliederung der Divinatio in Q. Caecilium. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Dortmund. 1905. 20 S. 4.

St. führt zunächst aus, daß diese Rede, durch welche sich Cicero das Recht der Anklage gegen C. Verres erstritt, wie nur irgend eine andere, ja wie kaum eine zweite zur ersten Einführung in die Cicerolektüre geeignet ist. Sie hat einen mäßigen Umfang und setzt wenige historische Kenntnisse voraus; der Inhalt ist leicht verständlich; Sprache und Satzbau bieten geringe Schwierigkeiten. Überdies ist sie ein Muster der Ciceronischen Beredsamkeit und in Rücksicht auf Anlage und Disposition der Pompeiana gleichwertig. Die Disposition tritt hier allerdings nicht so deutlich zutage wie in der an das Volk gerichteten Pompeiana;

die Übergänge sind nicht so offen. Die Dispositionen der Ausgaben sind in manchen Punkten verbesserungsbedürftig. Auch ist unsere Rede das einzige Muster dieser Gattung, so daß man die Art der Komposition und Durchführung einer contentio de accusando im wesentlichen aus ihr allein erschließen kann.

Der erste Satz von § 10 hebt das Exordium deutlich von der Beweisführung ab. Das Mißverständnis des Pseudo-Asconius, welcher die Argumentatio schon mit § 2 beginnen ließ, wird von St. aufgeklärt. § 1 wirft die Frage auf, wie Cicero, der langjährige Verteidiger aller Bedrängten, dazu gekommen sei, die gehässige Rolle eines Anklägers zu übernehmen. Cicero hatte besondere Gründe, die Rede mit dieser persönlichen Angelegenheit zu beginnen. Er konnte den Angriff nicht durch eine ihm widerfahrene Kränkung begründen, und war nicht mehr ein Jüngling, der durch eine solche Anklage die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken brauchte; sein Gegner Q. Caecilius war in diesen Beziehungen im Vorteil. Dazu fühlte sich die ganze Nobilität in ihrem Mitgliede Verres bedroht, und der eifrige Ankläger, der sich auf Kosten der Nobilität dem Volke empfehlen wollte, war den senatorischen Richtern unbequem. Deshalb werden sofort die edlen Beweggründe vorgeführt, die Cicero zur Anklage veranlaßten. Diese liegen a) in Ciceros Freundschaftsverhältnis zu den um ihre Vertretung in dem Prozesse gegen den Vernichter ihres Wohlstandes bittenden, die Vertretung durch Q. Caecilius ablehnenden Sikulern (§ 2—5), b) in Ciceros Liebe zum römischen Staate und Volke, deren Interessen durch den Ruin der Provinzen und die Leichtfertigkeit der senatorischen Gerichte geschädigt wird (§ 6—9). Weder ist § 5 ein selbständiges Glied noch gehört seine zweite Hälfte (nach Hachtmann) zum zweiten Teil der Einleitung.

Nach dieser persönlichen Rechtfertigung geht Cicero § 10 zu seinem Thema über, der contentio de constituendo accusatore, und gibt die Partitio des ersten Hauptteiles (§ 11—26): wem wünschen die ihr Recht Suchenden am liebsten, wem der Beschuldigte am wenigsten die Anklage übertragen zu sehen?

Gliederung des ersten Hauptteiles: 1. de voluntate eorum, quibus iniuriae factae sunt. a) Wenn Caecilius bestreiten will, daß Cicero der von den Sikulern erkorene Sachwalter ist, so harmoniert er zu sehr mit den Wünschen des Verres; Cicero aber hat angesehene Römer und sizilische Gesandtschaften zu Zeugen; die bedeutenderen Patrone Siziliens wurden aus verschiedenen Gründen mit dieser Aufgabe nicht behelligt. b) 17—22. Diesem Wunsche der Sikuler muß von den Richtern Rechnung getragen werden. Denn Sizilien hat ein Recht auf den Schutz des Repetundengesetzes und auf einen der Provinz genehmen Verfechter des Gesetzes; Caecilius aber erscheint den Sikulern nicht als ein geeigneter Anwalt, um dem Gesetze Geltung

zu verschaffen. — 2. a quo Verres minime se accusari velit. Verres und seine Freunde, zumal sein Verteidiger Hortensius, geben sich die größte Mühe, Cicero die Klage zu entreißen und sie dem Caecilius zu verschaffen, weil Verres den Cicero fürchtet, den Caecilius verachtet, und Hortensius sein System der Beeinflussung und Einschüchterung der Richter durch Cicero gefährdet sieht.

Zweiter Hauptteil der Argumentatio, 27—51: Welcher der zwei Bewerber ist seinen inneren Qualitäten nach befähigter zur Durchführung der Anklage? Logischerweise sollte dieser Teil in zwei Abschnitte zerfallen: Besitzt Caecilius die erforderlichen Eigenschaften? besitzt sie Cicero? Im zweiten Abschnitt würde aber Cicero mit seinem Eigenlob den Zuhörern allzu anmaßend erschienen sein. Deshalb spricht er bloß von Caecilius. Daher der sonderbare Schluß des ersten Hauptteils: *In quo quid eniti aut quid efficere possim, malo in aliorum spe relinquere quam in oratione mea ponere* und der unvermittelte Übergang: *Tu vero, Caecili, quid potes?* Diese Worte modifizieren die Ankündigung in § 22 *quae cuius modi in utroque nostrum sint, paulo post commemorabo.* Noch einmal weist Cicero auf die Schwierigkeit hin, die er hier zu überwinden hat, in § 36. Er spricht von sich nur nebenbei. Also handelt der zweite Hauptteil von den Eigenschaften, welche ein Ankläger haben soll. Dies ist die Hauptsache der ganzen Argumentation und mit Absicht in die Mitte gerückt.

a) 27—28. Das erste Requisit eines Anklägers ist *integritas atque innocentia singularis.* Klugerweise spricht Cicero seinem Gegner diese Eigenschaft nicht selbst ab, sondern er beruft sich auf das Urteil der Sikuler, welche den Caecilius als Quästor kennen lernten. Wenn dieser ihnen als Anwalt gegeben wird, wollen sie auf den Prozeß verzichten; denn sie fürchten, Caecilius wolle die für die Anklage nötigen Akten nicht zur Stelle, sondern beiseite schaffen, *non deportare, sed asportare.*

b) 29—35. Der Ankläger muß entschieden und offen sein, *firmus verusque.* Nur in der Form der Praeteritio deutet Cicero Zeichen eines *falsi accusatoris* an, die er bei Caecilius findet. Da dieser sein näheres Recht auf die Anklage damit begründete, daß er Quästor des Verres gewesen sei, so führt Cicero, dem dritten Teil vorbauend, drei bestimmte Tatsachen an, die zur Verurteilung des Verres führen müssen, die aber Caecilius verschweigen würde, weil er als Quästor mitschuldig geworden sei, und spielt dann den Trumpf aus, er werde Verres auch das zur Last legen, was der Quästor Caecilius auf eigene Faust gesündigt habe.

c) 35—47. Der Ankläger muß endlich ein theoretisch gebildeter und praktisch geübter Redner sein. Cicero lehnt es ab, hier von seiner Befähigung, seinem ingenium, zu reden, und begnügt sich mit der Meinung, die über ihn herrsche (36). Er leitet den Caecilius zur Selbstprüfung an, ob er den Anforderungen

an die Aufgabe der Anklage intellektuell und physisch gewachsen sei, 37—39. Er spricht von seinem unablässigen Fleiße in seinen Anwaltsgeschäften und seiner Besorgnis, auch jetzt noch den Erwartungen der Zuhörer bei dieser Anklage kaum zu entsprechen, und dem gänzlichen Mangel an Vorbereitung bei Caecilius, 40—43. Dann legt er dar, daß Caecilius nicht ebenso wie Cicero imstande sei, dem redegewandten Gegenanwalt Hortensius entgegenzutreten, 44—47.

d) 48—51. Die Mitankläger vermögen nicht, für die Mängel des Caecilius Ersatz zu bieten. Cicero muß es ablehnen, daß das Gericht ihm einen von diesen zum Subskriptor gebe.

Dritter Hauptteil der Argumentatio: 52—72. Wie verhält es sich mit der Begründung des Anspruches auf die Anklage? Cicero vermeidet es geflissentlich, die Zuhörer aufmerksam zu machen, daß er von sich rede. Nachdem er die Begründung des Caecilius zurückgewiesen hat, geht er § 63 mit *atque* unvermerkt auf sich über. Er führt aus:

1. Die Gründe des Caecilius sind nicht stichhaltig. a) Er ist unfähig, das ihm angeblich von Verres zugefügte Unrecht zu rächen; dieses muß zudem zurückstehen hinter den Unbilden der Provinz; auch ist es kein wirkliches Unrecht, und das gute Einvernehmen zwischen beiden ist längst wiederhergestellt (bis 58). b) Der Umstand, daß Caecilius des Verres Quästor war, ist ein Grund ihrer Freundschaft, nicht der Feindschaft, und macht die Ausschließung des Caecilius von dem Rechte der Anklage unbedingt nötig.

2. Cicero hat folgende Umstände für sich: a) Er greift den Verres an aus Unwillen über die Mißhandlung einer Provinz, deren Quästor er war und die seinen Schutz verlangt, nicht um eine persönliche Kränkung zu vergelten. b) 66—70. Die unbescholtensten Römer der besten Zeiten sind für die Untertanen gegen schlechte Beamte aufgetreten. c) Es ist für den Staat heilsam, wenn der Ankläger seine Ehre aufs Spiel setzt, wie Cicero hier seinen guten Ruf und seine Aussicht auf Ehrenämter, während Caecilius nichts zu verlieren hat.

Im Epilog werden die Richter ermahnt, so zu entscheiden, daß das römische Volk nicht mißgestimmt werde.

Es scheint mir, daß die scharfsinnigen und überzeugenden Erörterungen Sternkopfs das Verständnis dieser Rede bedeutend fördern, und daß sie wirklich verdient, öfter gelesen zu werden. Zur Sacherklärung in § 63 hat er schon früher einen Beitrag geliefert (vgl. JB. 1898 S. 221). Auch jetzt werden in einem Anhang einige Stellen besprochen.

§ 1 *in causis iudiciisque publicis*] Halm und Hachtmann verstehen unter *causis* Privatprozesse; St. sieht in den Worten ein Hendiadyoin. Nach meinem Dafürhalten ist *causa* der Prozeß, die Sammlung des Materials, Herbeischaffung der Zeugen, Aus-

arbeitung der Klageschrift, Konstituierung des Gerichts, Festsetzung der Gerichtstage, *iudicium* der Hauptakt des Prozesses, die Gerichtsverhandlung. Eine *causa* kann auch ohne ein *iudicium* durch einen Vergleich unter den Parteien erledigt werden. *publicis* gehört auch zu *causis*, da Cicero in Zivilhändeln ohne Zweifel schon öfters die klagende Partei vertreten hatte (z. B. den Tullius). — 3. *eorum*] Vgl. JB. 1897 S. 59. — 8. *poscitur*] Die Censoren sind erst nach der Divinatio gewählt worden. — 25. *rationem illi defendendi totam esse mutandam, et ita tamen mutandam*] Die Ausgaben entfernen *tamen*. St. findet es passend: „Cicero beginnt in drohendem Tone: H. muß seine Verteidigungsweise ändern; er fährt aber nun nicht in demselben Tone, die Sache näher erläuternd oder gar noch verschärfend, fort, sondern gibt ihr mit schalkhafter Ironie eine solche Wendung, daß H. wohl gar noch für die Nötigung dankbar zu sein hat“. Mir scheint *et* neben *tamen* kaum erträglich. — 60. *quare cum incertum sit de iniuria* „da die Behauptung eines erlittenen Unrechts unsicher ist“. Kayser, Eberhard, Hachtmann haben *incertum* geändert. St. schlägt vor: *ut* (gesetzt auch daß) *incertum sit*. Es geht das Dilemma voraus: *si summam iniuriam ab illa accepisti* (nicht *accepisses*) . . . *si vero non ulla tibi facta est iniuria*. Cicero begnügt sich also damit, die Behauptung des Caecilius als zweifelhaft hinzustellen; die Überlieferung *cum incertum* scheint richtig.

15) M. Tulli Ciceronis orationes. Divinatio in Q. Caecilium. In C. Verrem. Recognovit brevique adnotatione critica instruxit Gulielmus Peterson. Oxonii e typographeo Clarendoniano 1907. XX u. 462 S. 8. 3,50 *M*. — Vgl. E. Thomas, Revue Critique 1908, 164—169.

In Caecilium. Für diese Rede und die zwei folgenden gibt Peterson dem Cod. D (= Parisinus 7283) den ersten Rang. Nach diesem liest er § 12 *dicis* (falsch statt *dices*), 35 meam *tuamque*, 38 *putasne posse* (ohne *te*), *eius* modi, 48 *a* subselliis, *ac* ne is quidem, 53 *alterutrum* (wie 58), 59 *dicturum te, a tuo praetore*. § 4 stellt er her: quaestor in *eadem* provincia *post me quaestorem* fuisset, 25 qua ipse vult *uti*, 31 criminis non modo *sponsionem*, verum etiam mentionem. Überliefert ist *suspicionem*; man erwartet etwa *expositionem* (Schilderung, Erzählung). — Den Cod. p (Parisinus 7776) hat Peterson von neuem verglichen und manche Angaben früherer Herausgeber berichtigt.

Actio prima. Gegenüber dem Text von C. F. W. Müller (1880) bietet Peterson 19 mal andere Lesungen. Er schrieb nach eigener Vermutung: 32 *hac* (Hss. *ex*) accusatione, 38 in nullo, *iudices*, equite Romano iudicante, 39 *Quid?* quod . . . factum *est*. Zweifelhaft sind die Wortstellungen (nach D): 13 nulla res tam patria cuiusquam, 22 mihi res, 30 toto commutato consilio, 37 haec huius modi res est. Gut sind die Lesungen: 12 depopulatio, 23 *tamen* non nullos, 24 *propter iudicium* non licebat.

Actionis secundae liber I. § 23 steht: ab iudicium. Für § 90—111 ist ein Stück aus S (= Cod. Paris. 7775) die beste Überlieferung. D wurde aus S vor dessen Verstümmelung abgeschrieben. Aus p hat Peterson die Lücke in § 130 ergänzt: qua potestate iste permissa *sic abusus* est. Bei § 105 beginnen die Fragmente des Cod. Vaticanus. Peterson folgt V in der Wortstellung: 111, 128, 151, 158. Gegen V liest er 105 *possit*, 125 *coeperit*. Von eigenen Konjekturen finden sich: 5 *perperam* si esset hoc iudicatum, 75 quid facere *oporteret* (Hss. *potuerit*), 149 ut uno minus teste *ageret* (Hss. *haberet*). Neue Lesungen sind: 4 pernicies *ulla*, 14 cum *eum* Syracusis, 57 in tabula publica, 60 eius*ce*, 91 facil*lime* SD. Falsch ist 51 subsortitus *es* (Zumpt *esses*) und 80 quae fuit (nicht *est*) causa, cur ... concurrer*it*. Außerdem habe ich 35 Abweichungen von C. F. W. Müllers Text gezählt.

Liber II. § 161 ist *putarent* fehlerhaft statt *putarunt*. — Die älteste Hs. ist hier C, der von Peterson zu Holkham aufgefundene Cod. Cluniacensis aus dem 9. Jahrhundert. Auf Grund dieser Hs. weicht P. 33 mal vom Texte C. F. W. Müllers ab. Ihre Lücken können zum Teil nach c, den Angaben über den Cod. Nannianus, Fabricianus, Metellianus, ergänzt werden. Nach c wurde 31 *accedit*, 40 *servassent*, 135 *accuratissime*, 191 *liber explicetur* aufgenommen. Auffallend ist, daß 182, 184, 188 *mensum* abgelehnt wurde (statt *mensuum*). Ebenso wurde 26 *obtinebant causas* C verschmäht und mit Zielinski *causas obtinebant* gelesen.

Aus dem noch nicht verstümmelten C wurde O, Cod. Lagomarsinianus 42, abgeschrieben. Er bietet ebenfalls 26 *obtinebant causas*, aber 28 *comites nostros* gegen Cp *nostros comites*, 52 *istum tecum* gegen *tecum istum* c, 144 *festi dies* gegen *dies festi* C, 177 *mihi ista* gegen *ista mihi* Cp. Daraus schließt Peterson: videtur mihi quidem librarius cod. O, summa alioqui religione et fide transcribens, verborum ordinem aliquotiens suo Marte immutasse. O weicht an 36 Stellen, an denen C und c fehlen, in der Wortfolge von den übrigen Hss. ab; C. F. W. Müller ist hier konsequent O gefolgt, Peterson den anderen Hss. 32 Lesarten, die Müller aus O aufnahm, wurden von P. aufgegeben. Aus O sind angenommen: 44 *dicis* (besser *dices*), 62 *cum* (Mai *quoad* mit veränderter Interpunktion), 86 *et se* (V *ii se*). Von eigenen Emendationen finden sich: 31 qui cives Romani erant *iudicabant*, 34 *sicubi* (Hss. *sicuti*), 39 se [*iudices*] e lege, 40 *quo senatus* (Hss. *cuius*) consulto, 52 quo accessisti, *quaeso*, 54 *quo* quid praesens esset, 57 *eodem* (Hss. *eadem*), 101 se, *iudices*, umquam expediet, 129 *is* (cO *in*) eo die, 137 aut, si homines, generatim, 153 *eam iam* intellegetis, 183 *non* erat haec. Außerdem habe ich noch 25 Abweichungen von C. F. W. Müller gezählt. § 56 Verres refert *illam* suam Syracusanam ist *illam* wohl durch *fabulam* zu ersetzen. — 111 ist *nil* statt *nihil* eingesetzt nach Zielinski. —

114 dies festi *agitantur* Vp ist gestützt durch § 154 (CO *aguntur*). — 130. intercalarium XXXV dies longum ist zu ändern; nach § 129 waren anderthalb Monate, *XXXXV dies*, einzuschalten.

Liber III. § 114 concedes, opinor, ut, cum decumo fructus arationis perceptus sit, neminem minus tribus decumis dedisse] Die Interpunktion *ut, cum* ist fehlerhaft: wenn auch die Saat des Ackerfeldes mit dem zehnten Korn, zehnfachen Ertrag geerntet wurde. — 134 eum in tanto tuo dedecore profecto *ne* verbo quidem graviore appellasses] Das überlieferte *ne* ist sinnwidrig und muß getilgt werden. — 136 nemo *est* quin hoc se audisse liquido diceret] *est* ist unbrauchbare Schreibung in O; die übrigen Hss. bieten richtig *esset*, wie nachher *testis esset*. — 92 mal wurde die Wortfolge in O, die C. F. W. Müller angenommen hatte, von Peterson aufgegeben, an einigen Stellen jedoch beibehalten (z. B. 79 pecunias publice, 81 totam se). 53 mal wurde eine von Müller aus O aufgenommene Lesart verworfen, so 95 *haberent* statt *habitarent*, 109 *haec* statt *hae*, 183 *patribus familias* (ersetzt durch das unverständliche *patribus familiis*). — § 1—10 finden sich im Harleianus 2682. Aus HcO wurde aufgenommen: 4 *ut his* (statt *ut ab his se*) abstineant . . . *re*prehenditur (besser *de*prehenditur), aus O: 75 *eo vocari*, 105 in *eius* (Ml. *eis*) conviviis, 121 *dis*cessissent, 123 af*fli*cta, aus den deteriores 124 *recita de epistula reliqua*, aus p 162 *recita reliqua*. — Emendationen von Peterson sind: § 3 *atque eo magis* quo minus etiam percipitur (cO) eorum virtus . . . *quantum iudicare* (cO *quantulum dicere*), 62 *ludo* (cO *lucro*), 66 pulsari alios, *alios* autem verberari . . . *praetoriae* leges, 206 fecerunt alii quidem *aliquam* multa. — Außerdem habe ich 38 Abweichungen von C. F. W. Müller gezählt. § 66 quicum *vivere* nemo umquam nisi turpis impurusque voluisset ist vielleicht *bibere* zu lesen (Madvig *convivari*).

Libri IV et V. Für diese ist die beste Quelle der Codex Regius Parisinus 7774, dessen Lesungen aus der größeren Ausgabe von Émile Thomas (1894) ersichtlich sind. Einige Exzerpte finden sich auch in H. IV 39 steht aur*a* statt aur*o*; 144 *non desineret* fehlt *non*. Dagegen 127 quod iste . . . certe non sustulisset ist *non* unerträglich. V 177 iniquissimis *meis* steht *mei*. Die Stelle zeigt, daß Verr. II 167 *iniquorum tuorum* CO die richtige Lesung, *inimicorum* V (so Peterson) eine Korrektur ist. Emendationen des Herausgebers sind: IV 26 ex Italia *cives*, 90 eius religione te *his iudicibus* vinctum adstrictumque dedamus, 123 *quia, cum illi*, V 16 nescio quid verdoppelt, 57 primum *enim* (Hss. *ut*), 100 *omnium* hominum, 113 *testimonium* exstinguere, 116 sed secum *cum* ipse certat. Außerdem erwähne ich die Lesungen: IV 6 hospes esset (R esset hospes), 25 locupletissima *et amplissima*, 68 percrebruerit, 94 percrebruit, 108 tanta enim erat (R tanta erat enim), V 23 cognoscite Hss. (Ausgaben *re*cognoscite), 59 praebuer*unt* (R praebuere), 82 solutiore animo tamen V (besser R

solutiore tamen animo), 115 superabit, 128 dom*o* (R dom*u*), 155 *T.* Herennius, 156 *T.* Herennio.

In der Einleitung stellt Peterson die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen über die Hss. zu den Reden gegen Verres zusammen. Der kritische Apparat ist jeder Seite des Textes am Fuße beigegeben, in solcher Reichhaltigkeit, daß die bisherigen Texte der Verrinischen Reden gegenüber dieser trefflichen Ausgabe als antiquiert erscheinen.

16) Ciceros Rede gegen Q. Caecilius und das vierte Buch der Anklageschrift gegen C. Verres. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 36 Abbildungen. Leipzig 1907, G. Freytag. 160 S. 8. geb. 1,50 *M.*

IV 54 ist *illigabant* ... *includebant* nach Eberhard aufgenommen statt des überlieferten Singulars. 71 ist der früher entfernte Satz *Quod privati* ... *passus est* eingefügt mit einem wenig passenden Ausrufungszeichen. 101 ist *ornandi* nach den besten Hss. hergestellt. 128 wurde *aprinum caput* bevorzugt. § 125 fehlt nach *concupisti* das Fragezeichen. 144 ist getrennt admini-strasset. Dagegen 76 steht magis-tratus. Auch § 14, 49, 74, 100, 148 finden sich ungebräuchliche Silbentrennungen.

Die Einleitung und die Erklärung der Eigennamen ist wenig verändert. Hat *Centuripae* wirklich ein langes *i*? (§ 17). — Der Überblick über die Entwicklung der griechischen Plastik (S. 106—141) ist nach den neueren Forschungen umgearbeitet und beträchtlich erweitert worden, mit vielen Verweisungen auf die Abbildungen zur alten Geschichte von H. Luckenbach. Neun Abbildungen wurden entfernt und sechs neue aufgenommen. Jüngere Studenten finden hier eine sehr bequeme Einführung in dieses Kunstgebiet.

17) Ciceros V. Buch der zweiten Rede gegen Verres. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Konrad Roßberg. a) Text (vgl. JB. 1903 S. 129), b) Kommentar. Münster i. W. 1903, Aschendorffsche Buchhandlung. 98 S. 8. kart. 0,80 *M.*

Roßberg hat den Text Wort für Wort gründlich erwogen. Seine Erklärungen sind größtenteils bloße Übersetzungen. Diese sind meistens treffend und geschmackvoll; doch scheint es mir, daß sie für Schüler auf dieser Stufe zu reichlich seien.

§ 2 *tempora* „Rom führte damals Krieg mit Sertorius, Mithridates und den Seeräubern". Cicero meint die Zeit der Gerichtsverhandlung über Verres, 70 v. Chr.; Sertorius war tot. — 5 *ratibus coniunctis* „auf einer Floßbrücke". Es ist nicht an eine Brücke über die Meerenge zu denken, sondern bloß an Flöße, welche durch Zusammenfügen von Baumstämmen hergestellt werden. — 14 *dominos* „rhetor. Plural". Es sind Leonidas, Aristodamus, Leon, Apollonius. — 28 auferri *inter manus* „zwischen den Händen des vorderen und des hinteren Trägers". Der Ausdruck *inter*

manus kommt doch wohl vom Kinde her, das man auf den Händen, in oder zwischen den Armen trägt oder hält. — 37. „Das Komma nach aedilitas ist im Text zu tilgen"; es steht unrichtig in allen Ausgaben. — 47. „Inwiefern Verres zu einem solchen amtlichen Befehl an die Gemeinde Regium berechtigt war, wissen wir nicht". Er war entschieden nicht berechtigt, da die Reginer römische Bürger waren. — 94 *de Hadriano transf. Syr.* „gehört zusammen". Nein! Man hat zu verbinden: *illud Uticense exemplum de Hadriano.* — 101 *haec istius vituperatio atque infamia* „diese tadelnden Reden gegen Verres und sein übler Leumund". Das scheint richtig. Laubmann und Hachtmann betrachten *istius* als Gen. subiect. („tadelnswertes Benehmen", „schnöde Handlungsweise"). — 106 *hoc quinto decimo die* „erst jetzt am 15. Tag. hoc ist Ablativ". Ich verbinde *hoc* mit *crimen.* — 108 „*decumis*] nämlich bei ihrer Verpachtung, um für Bevorzugung bestimmter Pächter von den Begünstigten Bestechungssummen zu erlangen". E. Thomas verweist mit Recht auf Verr. III 90. Naevius pachtete von Verres den Zehnten von Petra für 45 000 Sesterze (3000 Medimnen zu 15 Sest.). Dann stellte er an die Petriner so hohe Forderungen, daß Verres als Statthalter entscheiden mußte. Dieser verurteilte sie, dem Naevius 97 000 Sesterze zu bezahlen, und teilte die so erbeuteten 52 000 Sesterze mit Naevius. — 126 *qua spe, ut vivere velint, tenebuntur*] Hachtmann verbindet den Konsekutivsatz wohl richtig mit *tenebuntur*, Roßberg mit *spe.* Dies ist sinnwidrig; es handelt sich doch nicht um eine Hoffnung „leben zu wollen", sondern um eine derartige Hoffnung für die Zukunft, daß sie noch leben mögen (*qua* im Sinne von *num tali*??). — 142 *affluens*] Besser scheint *adfluens*; vgl. JB. 1905 S. 35.

18) Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Ausgabe für den Schulgebrauch von A. Deuerling. Siebente, berichtigte Auflage. Gotha 1906, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft). Textheft VI u. 21 S., Kommentar 38 S. 8. 0,80 *M*.

Einleitung S. 6. Hier werden Hortensius und Catulus in einem stilistisch unschönen Satz als warnende Propheten bezeichnet. Dagegen zu § 63 *improbari* wird im Widerspruch dazu bemerkt: Der Widerstand der Senatspartei gegen Pompejus stammte weniger aus Besorgnis für die Freiheit der Republik als aus Ärger über die volksfreundliche Haltung des Pompejus.

§ 13 *ceteros in provinciam eius modi homines cum imperio mittimus*] *ceteros* ist richtiger Gegensatz zu *hunc*, wie § 40; ich billige *ceteras in provincias* (Clark) nicht. Aber *in provinciam* ist kaum haltbar. Nach § 38 und 65 muß die Bedeutung *ad exteras nationes* hergestellt werden. Die Provinz Asien allein kann nicht gemeint sein, da *civitates omnes cuncta Asia atque Graecia* bitten. H bietet wohl richtig *provincias.*

§ 15 *pecuaria res linquitur* ist doch wohl das gleiche wie das überlieferte *pecora relinquuntur*; dazu ist das Simplex *linquitur*

nicht annehmbar. — § 21. *Sinopen atque Amisum, quibus in oppidis erant domicilia regis, omnibus rebus ornatas ac refertas.* Nicht bloß die königlichen Schlösser, auch die Städte waren mit Magazinen und Vorräten für die Truppen ausgestattet. Gleichwohl scheint mir die Lesung *domicilia regis omnibus rebus ornata ac referta* (Clark) schöner.

Im ganzen gefällt mir Deuerlings Text gut, und er ist fehlerfrei und schön gedruckt. Der Kommentar wurde an einigen Stellen verbessert.

Ornamenta Graecorum oppidorum, quae ceteri tollenda esse arbitrantur] Daß Cicero hier auf Lucullus anspiele, ist nicht wahrscheinlich; er hatte vor vier Jahren die Kunsträubereien des Verres geschildert und deutet mit *ceteri* an, daß außer Pompejus eigentlich alle Feldherrn solche verübten. — § 42 *bellum transmittendum*] „nicht *deferendum*, weil der Oberbefehl Glabrio abgenommen und auf Pompejus übertragen werden sollte". *transmittere* heißt einfach „überlassen", wie § 1. — § 46 *legatum*] Dieser Gesandte kann nur wegen der Beziehungen zwischen Mithridates und Rom verhandelt haben. Metellus Pius konnte nicht erwarten, daß er als Vermittler angerufen werde, wohl aber die damaligen Konsuln. — § 54. Die Hegemonie zur See ging im J. 477 (nicht 474) an die Athener über. — § 57. Die Volkstribunen traten am 10. Dezember ins Amt (nicht am 15. Dez.). — § 62 *magistratum*] Vgl. JB. 1905 S. 252.

19) M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Cn. Pompei. Scholarum in usum quartum edidit Al. Kornitzer. Vindobonae MCMVI, sumptibus Caroli Gerold filii. 54 S. kl. 8. kart. 0,60 *M.*

Der Text ist fehlerfrei. § 11 *lumen, exstinctum* würde das Komma besser entfernt. S. 42 Pompejus überstieg die Alpen novo itinere circa Rhodani et Padi fontes. Die Quellen der Rhone und des Po liegen so weit voneinander, daß diese Bestimmung unverständlich ist. — S. 43. Hispania Ibero flumine dividitur in citeriorem et ulteriorem ist Ibero flumine als unrichtig zu entfernen. — S. 50 aetas legitima quaesturae erat annus aetatis XXXVII. Dies ist ein falscher Schluß aus § 62. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Cicero und Cäsar im 31. Jahr die Quästur in gesetzlicher Weise bekleideten und Pompejus das gleiche Recht hatte.

20) H. Nohl, Die Überlieferung der Pompeiana. Berl. philol. WS. 1906 Sp. 1129—1135.

Als beste Hs. dieser Rede ist der Cod. Erfurtensis E in Berlin anerkannt. Neben ihn tritt der Tegernseensis T, der nur den Schluß von 46 *vestris* an enthält. Für §§ 1—46 betrachtet man als einen Ersatz dafür die Hildesheimer Hs. t, die aus T vor seiner Verstümmelung abgeschrieben wurde. Et und ET bilden eine Klasse. Daneben treten als andere Klasse der Harleianus 2682 H

und für § 41—43 ein Blatt eines Turiner Palimpsestes P, als dritte Klasse die deteriores (δ).

Clark, der H überschätzt, erklärt: Equidem reor cod. E ex eodem fonte quo T emanavisse, sed ex H saepe correctum. Nohl meint: „Diese Annahme ist sicher falsch; denn es wäre ein Wunder, wenn der Korrektor gerade nur diese etwa 40 Stellen aus den unzähligen Varianten ausgewählt hätte“. Clarks Behauptung bezieht sich auch auf die Miloniana, die in HE stehenden Exzerpte der Verrinen, die Caesarianae, die vierte Catilinaria und sollte einmal in diesem ganzen Umfang nachgeprüft werden.

„Mit Recht weist dagegen Clark die Behauptung Laubmanns zurück, daß H zur Klasse der deteriores gehöre“. Nohl glaubt, wenn wir methodisch zu einem Urteil über den Wert der Hs. kommen wollten, müßten wir von § 41—43 ausgehen, wo in P eine unabhängige Überlieferung vorliege. „Hier stimmt H mit P dreimal im Richtigen überein gegen Etδ (ea statt hac, cognostis statt cognovistis oder cognoscitis, fama statt famae)“. Das auf Grund von PH in die Ausgaben gesetzte *ea* ist falsch; wie es vorher heißt *hac quondam continentia*, muß auch hier stehen *hac temperantia*; es ist diese *temperantia*, die wir jetzt an Pompejus sehen. Ebenso halte ich *cognovistis* E für richtig. Statt obigem *quondam* bietet P *quandam* (*a* statt *o*), H *quadam*, indem *hac continentia* auf einen Ablativ zu deuten schien. Nohl sieht hierin einen deutlichen Beweis für gemeinsamen Ursprung von H und P. Nun hat aber H abweichend von PEtδ *nostri* statt *vestri*, *quoque* statt *Quirites*, *permittendum* statt *transmittendum*, *imperio* für *in imperio*. Nohl schließt daraus: H geht auf eine von Etδ unabhängige Hs. zurück. Mir scheint, daß H mit P nicht mehr übereinstimme als E, daß aber der Schreiber von H, wo seine Vorlage schwer lesbar war, die lesbaren Buchstaben zu passend scheinenden Wörtern ergänzte. So kann er auch die richtige Lesart *fama*, die ja auf der Hand liegt, selbst gefunden haben.

Nohl kommt zu dem Resultat: „Unter diesen Umständen scheint es mir richtig, die bessere Klasse der Rezension zugrunde zu legen und nur dann davon abzuweichen, wenn nachgewiesen werden kann, daß sie fehlerhaft ist oder daß aus andern Gründen die Lesart von H den Vorzug verdient“.

§ 1 cum antea propter aetatem nondum huius auctoritatem loci attingere auderem] Wegen seiner Jugend wagte Cicero nicht ein solches Ansehen zu beanspruchen, daß sein Wort beim Volke maßgebend wäre; jetzt hat es ihn ter praetorem primum cunctis centuriis gewählt und ihm dieses Ansehen gegeben. Die Weglassung der Begründung *per aetatem* in H läßt Cicero als mutlos erscheinen, da er erst durch die Prätur *audacia* erhalten habe. Nohl meint: „es ist kaum glaublich, daß Cicero in seinem 41. Jahre sagt, er sei bisher durch seine Jugend gehindert worden, die Rostra zu betreten“. 33 *ex Miseno ... antea ibi*] Nohl tilgt

ibi mit H; „denn man kann wohl kaum sagen *apud Misenum bellum gesserat* statt *pugnaverat*". Deshalb steht *ibi*, in jener Gegend. Wie man das ohne *ibi* nicht verständliche *ipsius* erklären soll, gibt Nohl nicht an. Im übrigen erörtert er die von Clark in dieser Rede aus H aufgenommenen Lesarten eingehend und sorgfältig.

21) F. Faßbänder, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Zweite Auflage von E. Niesert. Münster i. W. 1907, Aschendorffsche Buchhandlung. 223 S. 8. 2,10 *M*.

Dieses zweckmäßig eingerichtete und empfehlenswerte Übungsbuch ist S. 117—136 durch Übungsstücke im Anschluß an Livius XXI, Cicero de imperio Cn. Pompei und in Catil. I erweitert worden. Nach S. 124 erwartete Scipio in einem Lager auf dem linken Ufer der Trebia das Heer des Sempronius. Es ist nicht klar gesagt, daß Scipio über den Po und die Trebia zurückgewichen war; er stand am östlichen oder rechten Ufer. — S. 128 wird Sertorius unpassend als Sklavenführer bezeichnet. — Nach S. 134 hatte C. Manlius die Absicht, „am 27. Oktober mit bewaffneter Macht in Rom zu erscheinen und am folgenden Tage eine große Anzahl leitender Staatsmänner zu töten". Am 27. Okt. sollte Manlius in Fäsulä zu den Waffen greifen, am 28. die Verschworenen in Rom losschlagen (in Cat. 1, 7). — Cic. § 24 *constitutam cum Manlio diem? a quo etiam aquilam . . . praemissam?* Unter *a quo* ist Catilina zu verstehen, nicht Manlius, wie S. 136 geschieht („zu Manlius, der ihm ja schon einen silbernen Adler entgegengesandt habe").

22) Ciceros Reden gegen L. Catilina und seine Genossen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. Dritter, unveränderter Abdruck der dritten Auflage. Leipzig 1906, G. Freytag. XVIII u. 69 S. kl. 8. geb. 1 *M*.

S. 69 heißt der Sieger von Pydna noch *P.* Aemilius. Beim nächsten Neudruck könnten doch die im JB. 1898 S. 229 gewünschten Berichtigungen und einige Änderungen im Texte leicht vorgenommen werden.

23) Carl Stegmann, Hilfsheft zu Ciceros Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius und den Katilinarischen Reden. Dritte Auflage. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 122 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Über die Einrichtung dieses Büchleins habe ich JB. 1897 S. 62 berichtet; beim Lesen desselben sind die dem Textheft beigegebenen Kärtchen zu benutzen. Der Verfasser hat in bezug auf Stil und Inhalt viele Verbesserungen, auch kleine Ergänzungen angebracht. Neu ist namentlich die Disposition der ersten Rede gegen Catilina (S. 62). Der Stoff ist auf Dinge beschränkt, die der Gymnasiast wirklich wissen sollte. S. 6 heißt es: „nach den

bestehenden Gesetzen konnte ein römischer Bürger nur von der Volksversammlung zum Tode verurteilt werden, während Cicero darauf bei der Hinrichtung der Katilinarier keine Rücksicht genommen hatte". Damit sollte die Angabe verbunden werden, daß der Senat durch das senatus consultum ultimum „den Konsuln außerordentliche Vollmacht mit Gewalt über Leben und Tod" erteilt hatte (S. 71), daß Cicero also verfassungsmäßig zu verfahren glaubte. — Nach S. 27 sollten „L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus am 31. Dez. 66 (nach Sallust am 1. Jan. 65)" ermordet werden. Auch nach Sueton (Caes. 9) sollte *principio anni* losgeschlagen werden. Am 31. Dez. wollte Catilina bloß die Vorbereitungen für den folgenden Tag treffen, nach Cic. in Cat. 1, 15: *te pridie Kal. Ian. Lepido et Tullo consulibus stetisse in comitio cum telo, manum consulum et principum civitatis interficiendorum causa paravisse.* Wenn Stegmann nach diesen Worten annimmt, der Mord hätte am 31. Dez. stattfinden sollen, dann sollte er auch unter *consulum* die eben das Amt niederlegenden Konsuln Lepidus und Tullus verstehen. — In der Nacht vom 6. zum 7. Nov. wurden zwei Männer bestimmt, die Cicero *illa ipsa nocte paulo ante lucem* töten sollten. Nach der Erzählung bei Cicero in Cat. 1, 9—10, und Sallust (Cat. 28, 1) fand der Mordversuch am 7. Nov. statt. Die Ansetzung auf den 8. Nov. S. 31 ist nicht annehmbar. In Cat. 2, 12 *hesterno die, cum domi meae paene interfectus essem senatum ... convocavi* gehört die Zeitbestimmung bloß zum Hauptsatz. Vgl. JB. 1884 S. 162 und 1886 S. 84.

24) Ciceros Reden gegen L. Sergius Catilina. Ausgabe für den Schulgebrauch von Karl Hachtmann. Achte, sorgfältig durchgesehene Auflage. Gotha 1906, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft). 40 S. Text und 42 S. Kommentar. 8. 1 *M.*

Der Text blieb unverändert. Man setze in Cat. 1, 29 *impenderet*; 2, 5 *adule-scentes*; 3, 16 *Cassii*. 3, 21 beginnt zu früh. Die Abhandlung von Peterson über den Codex C und die Ausgabe von Clark machen für die nächste Auflage mehrere Änderungen nötig (vgl. JB. 1906 S. 217 f.). 1, 22 muß es mit C heißen: *tu ut umquam te colligas.* Die Phrase *se colligere* findet sich bei Cicero oft (pro Quinct. 53; in Caec. 37; Verr. 2, 48; pro Caec. 6; Phil. 13, 45) und wird Tuscul. 4, 78 erklärt: den verwirrten Sinn sammeln, sich besinnen, zusammennehmen. 2, 4 vermute ich: *nequaquam vobis omnibus etiam tum re probata* (S. 219). 3, 25 *lex haec fuit a Lentulo, Catilina, Cethego, Cassio constituta* ist *Catilina* offenbar durch *Gabinio* zu ersetzen. Dieser war *omnium scelerum improbissimus machinator* (§ 6) und übernahm *cives interficiendos* (4, 13). Außerdem empfehle ich, mit Clark zu lesen: I 2 *vitamus,* 4 *uti L., ... eius modi,* 5 *videtis,* 14 *nuptiis locum,* 16 *tot ex tuis,* 17 *ratione ulla,* 20 *placere sibi ... Quid est? ecquid,* 22 *tua ista,* 27 *profeci, cum,* 30 *sese eiecerit*; II 10 *humanae et ...*

ebrios, 11 *Nulla enim est*, 14 *confert*, 17 *si iam me*, 24 *urbes*, 27 *nati sunt*, 29 *florentissimam potentissimamque*; III 17 *manifesto comprehensa*, 18 *possimus . . . hoc certe, Quirites*, 21 *esse tam aversus*, 26 *postulabo . . . alter huius*; IV 8 *hominem*, 12 *praebebo*, 13 *fundamenta rei publicae*.

Der Kommentar wurde an einigen Stellen verbessert. Ich wünsche eine Notiz zu I 1 *Palatii*. In diesem vornehmen Stadtteil besaß Catilina ein Haus; daß er „von seinem Vater in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen“ war, ist doch zweifelhaft. — I 4 *cum liberis*] mit zwei Söhnen (Oros. V 12). — I 8 *coloniam* JB. 1905 S. 253. — I 20 *abhorret* JB. 1905 S. 280. — I 33 *Iuppiter, qui iisdem, quibus haec urbs, auspiciis a Romulo es constitutus, quem Statorem . . . vere nominamus*. Weil der Tempel des Iuppiter Stator erst 294 v. Chr. gebaut wurde, soll dies historisch ungenau sein. Iuppiter entschied durch seine Vögel, daß Romulus eine neue Stadt gründen solle (Liv. 1, 12, 4 „Iuppiter, tuis“ inquit „iussus avibus hic in Palatio prima urbi fundamenta ieci“). Romulus *Palatium primum muniit; sacra dis aliis Albano ritu, Graeco Herculi facit* (Liv. 1, 7, 3). Unter den *di alii* ist vorab Iuppiter gemeint. Wenn auch nicht gerade einen Tempel, erhielt er doch sofort bei der Gründung der Stadt einen Altar; er wurde als Schutzgott eingesetzt, *constitutus*. — II 4. Q. Publicius war Prätor gewesen (pro Cluent. 126). — III 9. Es sollte beigefügt werden, daß der angebliche Sibyllenspruch von Wahrsagern (IV 2) gefälscht war, nicht aus den Sibyllinischen Büchern auf dem Kapitol stammte. — III 15. „Die Darstellung Ciceros ist ungenau“; nein! Glaucia war nicht in der Kurie; *extractus e domo Claudii trucidatus est* (Oros. V 17, 9). — IV 3. Ciceros Frau ist *exanimata*. Nach Hachtmann bedeutet dieses Wort 1. entseelt, 2. betäubt, halbtot. Es ist bei Plautus und Terenz häufig in abgeschwächter Bedeutung: entmutigt, erschreckt; vgl. Verr. 5, 16 *exanimatus accurrit*. Ich habe es auch Liv. 21, 52, 2 hergestellt (*Scipio vulnere suo exanimatus*). — § 5. „Sonst war es einem Verhafteten bei der libera custodia gestattet, sich denjenigen auszuwählen, in dessen Gewahrsam er sich begab“. Dies war wohl auch hier geschehen. — S. 42. Daß Nero vorschlug, „man solle, ehe man eine definitive Entscheidung treffe, erst die Besiegung des Catilina und die Rückkehr der Truppen nach Rom abwarten“ (App. b. c. 2, 5), ist nicht glaublich, ebensowenig die Lesung *de ea re praesidiis abductis referundum* bei Sall. 50, 4. Nach in Cat. IV 14 *vereri videntur, ut habeam satis praesidii* ist eher *praesidiis additis* zu billigen.

25) M. Tulli Ciceronis in L. Catilinam orationes quattuor. Scholarum in usum sextum edidit Al. Kornitzer. Vindobonae MCMVI, sumptibus Caroli Gerold filii. XVIII u. 78 S. kl. 8. kart. 0,70 *M.*

Der Text ist gut; doch sind Petersons Forschungen dafür noch nicht verwendet. 3, 12 ist mir *vide, ecquid tibi iam sit*

necesse nicht verständlich. Catilina soll bedenken, was er nötig habe, nicht ob er etwas nötig habe (*quid tuae rationes postulent* Sall. 44).

Ciceros Leben und die Einleitung sind in gefälligem Latein abgefaßt. Der Index nominum enthält manchen guten Artikel, z. B. über municipium, praefectura, Sibyllina fata, triumphus. M. Metellus ist nicht ein homo ignotus; er war ein Patron des Sex. Roscius (§ 77), 69 Prätor.

26) **Marco Tullio Cicerone, Le orazioni contro Catilina** commentate da P. Fossataro e T. Tentori. Milano 1907, Fr. Vallardi. VIII u. 142 S. 8. 1,20 *M*.

Den beiden Herausgebern war die Auffindung des verstümmelten Codex Cluniacensis in Holkham durch Peterson und die im JB. 1906 S. 222 besprochene Ausgabe von neun Reden Ciceros von A. C. Clark noch unbekannt. Das übrige Material haben sie tüchtig verarbeitet.

Der Text ist schön gedruckt und zeigt wenig Besonderheiten. I 20 heißt es *non referam id, quod abhorret a meis moribus*, ich werde nicht das beantragen, was meinem Charakter zuwider ist. Es wird bemerkt, daß der Senat nicht berechtigt war, einen Bürger zu verbannen, und Cicero nicht einen ungesetzlichen Gewaltakt beantragen wollte. Gleichwohl ist zu interpungieren: *non referam, id quod* usw. Der Inhalt des Antrages ergibt sich aus dem Vorhergehenden. Vgl. § 32 [*id*] *quod saepe iam dixi*. — II 20 *qui se in insperatis ac repentinis pecuniis sumptuosius iactarunt*. Das von Ernesti zugesetzte *in* wurde von Tentori als unnütz weggelassen; er faßt *pecuniis* als Abl. instrum. — III 4 *facultatem mihi oblatam putavi, ut, quod ... semper optabam ab dis immortalibus, ut tota res ... deprehenderetur*. In dem zweiten *ut* sehe ich nicht eine nachdrückliche Wiederholung (efficace ripresa), sondern einen Fehler, als ob das Folgende von *optabam* abhange. — IV 7 *quietem esse*] Das nur in der Hs. von Tegernsee stehende *esse* ist unnütz.

Die Einleitungen zu den vier Reden sind angemessen. S. 12 wird M. Metellus (Prätor 69 v. Chr.) ohne Grund als forse congiurato bezeichnet. Jeder Rede ist eine sorgfältige Inhaltsangabe und eine rhetorische Würdigung (Nota) vorgesetzt.

Kommentar. Die Herausgeber haben den Text sorgfältig durchdacht und den Kommentar von Laubmann wohl studiert. I 4 *dissolutum* „che eserciti il potere in modo arbitrario". Das wäre willkürlich, tyrannisch. Richtiger scheint „fahrlässig, gleichgültig". — I 23 *mihi inimico*] weil Catilina Ciceros Schwägerin, die Vestalin Fabia, verführt und seinen Verwandten Marius Gratidianus ermordet hatte. — II 8 *collegerat*] Das Plusquamperfekt steht, weil Catilina mit vielen Anhängern aus Rom fortgegangen ist. Tentori bezieht den Satz auf Catilinas Bewerbung um das Konsulat

für 62, da die Wahlen erst vor kurzer Zeit gewesen waren. — II 10 *hunc si secuti erunt sui comites*] Das vorangestellte Objekt *hunc* wird durch *suus* vertreten (vgl. *Hannibalem sui cives ex civitate eiecerunt*), nach einer Präpos. durch *eius* (*deum agnoscimus ex operibus eius*). Tentori meint: *sui* invece di *eius*, forse per indicare che sono compagni suoi naturali. — II 10 *ebriosos*] Die besten Hs. bieten *ebrios*, die Betrunkenen. Cicero gebraucht sonst in den Reden *ebriosus*, trunksüchtig, nicht. — II 17 *sibi ipsos* „per il loro bene". — II 19 *fugitivo*] „Allude alla rivoluzione servile ed a Spartaco". Ich glaube nicht, daß Nohl und Hachtmann zu *maximam multitudinem* richtig *adesse* hinzusetzen, da eben vorausging *me adesse*. Vielleicht ist *concurrisse* ausgefallen (vgl. 1, 1 *concursus bonorum omnium*). — II 26 *iam antea*] Tentori tilgt *dixi* und ergänzt *fecistis*. Ich sehe in *dixi* eine Erinnerung an § 5 *mementote* usw. — II 27 *quia* [*nati*] *sunt cives*] Einzig Clark behielt *nati*: sie sind als Bürger geboren worden, sind aber jetzt ihrer Gesinnung nach mehr *hostes* als *cives*. — III 10 *avi*] Er war 162 Konsul, nicht 102 (Pauly-Wissowa IV 1374). — III 27 *dignitas*] „Era contro il decoro nazionale nuocere a chi aveva salvata la patria". — IV 11 *hanc urbem, lucem orbis terrarum*] Hachtmann übersetzt *lucem* mit „Freude", Laubmann mit „Leuchte", Klotz mit „Zierde, Schmuck". Fossataro stimmt Laubmann bei: effetto per la causa, „sole", in quanto diffondeva la luce, cioè la civiltà.

27) Ciceros Reden für P. Sulla und für den Dichter A. Licinius Archias. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Heinrich Reumont. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung. Text, 1905. XXI u. 66 S. 8. geb. 0,75 *M*. Kommentar, 1906. 52 S. 8. kart. 0,60 *M*.

Die „Vorgeschichte" zu Sullas Prozeß gefällt mir nicht. Es ist unwahrscheinlich, daß Sulla und Autronius „einstimmig" zu Konsuln gewählt wurden (trotz § 91). Gegen eine solche Wahl wäre die Anklage wegen Bestechung nicht durchgedrungen. Dann wurde das Konsulat ihren Gegnern „zugesprochen". Nein! Es wurde eine neue Wahl angeordnet. „Catilina suchte die beiden Verurteilten gewaltsam in ihre Würde wieder einzusetzen". Nach Sall. Cat. 18 wollten Catilina und Autronius fasces corripere; Sulla war nicht beteiligt. Nach Tanusius dagegen (bei Suet. Caes. 9) war Catilina nicht beteiligt, Cäsar und Crassus wollten dem Sulla und Autronius das Konsulat zurückgeben. Es ist unstatthaft, den Sallust nach der Fabel des Tanusius zu berichtigen. Cicero gedachte Catilina zu verteidigen, „in der Hoffnung, mit Catilinas Hilfe zum Konsulat gelangen zu können". Cicero sagt: *Spero, si absolutus erit, coniunctiorem illum nobis fore in ratione petitionis* (ad Att. 1, 2); er wollte nur die Feindseligkeit seines Mitbewerbers besänftigen. Cäsar „ging nicht nur frei aus, sondern setzte sogar die Verurteilung seines Anklägers und des Prätors durch". Den

Ankläger schlug er und sperrte er eigenmächtig ein; den Quäsitor (nicht Prätor) kerkerte er ein, weil er eine Anklage gegen ihn als höheren Beamten angenommen habe. Er verurteilte sie selber, ein schmählicher Gewaltakt (Suet. Caes. 17). Aus § 5 *in hanc excelsissimam sedem dignitatis* schließt R. S. IX, daß die Konsuln Murena und Silanus zugegen waren (auf ihren Amtssesseln?). Ich sehe in diesen Worten nur eine Hindeutung auf den Sitz des Prätors, welcher die Gerichtsverhandlung leitete. Die Einleitung zur Rede für Archias ist gut; der Gedankengang beider Reden ist sorgfältig skizziert. Der musterhaft schön gedruckte Kommentar besteht aus allzu reichlichen Übersetzungshilfen, die mir bisweilen gesucht vorkommen (wie Sull. 36 aliquid suspicari sich in etwa einer Selbsttäuschung hingeben), und grammatischen Winken, die großenteils unnötig sind (wie z. B. Sull. 6 quis iis horum adfuit jeder Schüler einsieht, daß quis horum zu verbinden ist). Auffallend ist *unquam*, *nunquam* für *umquam*, *numquam*.

Pro Sulla 19 liest R. *neque enim me arbitrabar* nach einer Vermutung von C. F. W. Müller. Dieses *enim* scheint mir störend, weil dem Satz *tum denique . . . obtinebat* bereits eine lange Begründung (wenn auch in Form einer Zeitbestimmung) vorausgeht; *neque* scheint mir eher eine Fortsetzung des Hauptsatzes einzuleiten, eine weitere Folgerung aus *cum mihi . . . coeperat*, als eine neue Begründung. — 22 cum [Tarquinium et Numam et] me tertium peregrinum regem esse dixisti. Man hat hier zu *Tarquinium et Numam* zu ergänzen *peregrinos reges fuisse*; man vergleiche z. B. Sall. Iug. 81 *tum sese, paulo ante Carthaginiensis, item regem Persen, post uti quisque opulentissimus videatur, ita Romanis hostem fore.* R. hat die eingeklammerten Worte nach einer Vermutung von C. F. W. Müller getilgt; nun scheint mir aber *tertium* kaum verständlich. — 38 non purgat] Dazu ist Cassius Subjekt; er hält Sulla nicht für rein von Verdacht. Man würde eigentlich *purgavit* erwarten. R. übersetzt: Das rechtfertigt ihn nicht. — 44 non mecum aut cum familiari meo questus es scheint nicht richtig. R. schreibt sinngemäß: *aut familiariter questus es.* — 50 Honos ad patrem, insignia honoris ad te delata sunt] R. bemerkt: „da sein Vater Konsul gewesen, so durfte er ein Ahnenbild mehr aufstellen. delata übergegangen". Da schon der Kuruládil und Prätor ihr Ahnenbild hinterließen, so scheint mir diese Bemerkung nicht richtig. *delata* bezieht sich auf eine Entscheidung des Gerichts, welches den Autronius und Sulla verurteilte. Es verlieh nach der Lex Acilia Calpurnia de ambitu vom J. 67 dem Sohne Torquatus nach siegreich durchgeführter Anklage die *exuviae* der Verurteilten als *praemia*, die Insignien der Konsularen, das Recht, im Senat consulari loco zu sprechen, an Festtagen die purpurverbrämte Toga zu tragen und bei den Konsularen Platz zu nehmen. — 54 Nec opinante Fausto] R. erklärt: „Und dazu gegen die Vermutung". Für „und dazu" bietet der Text keinen Anhalt;

man vergleiche die Anmerkung Laubmanns. — 68 metum nobis seditionesque adferebant] Hier scheint *seditiones* nicht in den Zusammenhang zu passen. Madvig und Nohl schrieben *caedis seditionisque*; R. liest auffallenderweise: *metum nobis caedis seditionesque afferebant*. — 68 interfecto patre tuo consul descendere „vom Kapitol auf das Forum, um dort zu opfern". Die Konsuln sollten auf dem Kapitol bei dem zum Beginn der Amtstätigkeit üblichen Opfer erschlagen werden und Autronius und Catilina (oder Sulla?) von dort als Konsuln in die Stadt herabsteigen (nicht zu einem Opfer). — 73 *quae domus, quae celebratio*. Das Haus war exornata (§ 88), zumal durch die *imagines maiorum*; es fanden sich täglich viele Leute zum Morgengruß. Sämtliche Herausgeber haben den richtig überlieferten Text verschlechtert. — 88. Der Dativ *huic puero* gehört nicht zu *metuit*, sondern zu *relinquat*. — 90 destitutus, sc. ab omnibus: „aller Dinge entblößt". Man muß doch mit Halm verbinden: in h. fort. mis. destitutus, in diese elende Lage verstoßen.

Pro Archia 11. census nostros „in denen wir stehen; der Verteidiger macht die Sache des Angeklagten zu der seinigen, daher der Plural". Ich denke, *nostros* beziehe sich auf die römischen Bürger; census meus „meine Schätzungsliste" kommt mir zu sonderbar vor. Der Ankläger verlangte, es sollte in den Listen der Schatzungen, die seit 89 stattgefunden, der Name des Archias nachgewiesen werden. — suo iudicio „durch Handlungen, die man zu seinen Ungunsten deuten könnte". Richtiger wäre: durch Unterlassung aller Handlungen, zu denen nur ein Bürger berechtigt war. — 25. Gallos, einzelne Gallier, nicht „die keltischen Stämme Norditaliens".

28) W. Sternkopf, Die Ökonomie der Rede Ciceros für den Dichter Archias. Hermes XLII (1907) S. 337—373.

Die Rede für Archias gehört zwar ihrem Gegenstande nach nicht zu den bedeutsamsten Mustern der Beredsamkeit Ciceros (nach Tac. dial. 37), doch ist sie immerhin ein hervorragendes Denkmal seines Geistes. Auch erregt sie ein besonderes Interesse, weil Cicero hier in öffentlicher Gerichtsverhandlung die Poesie und griechische Bildung verherrlicht und der nationalen Geringschätzung der Kunst und Wissenschaft entgegentritt. Die Echtheit der Rede wird heute nicht mehr bezweifelt. Dagegen hält Halm (Einleitung § 6) es für möglich, „daß Cicero die in der Meditation nicht ausgearbeitete Beweisführung und Widerlegung des Gegners beim freien Vortrag weiter ausgesponnen, aber bei der späteren Herausgabe in nur flüchtiger Skizze hingeworfen hat"; nach Teuffel enthält die Rede viel Deklamation, und Schmalz vermißt in ihr eine genau durchgeführte Einteilung. Diesen Bemängelungen gegenüber sucht St. durch eine Darlegung des Gedankenganges zu erweisen, daß Cicero in dieser Rede „eine sorg-

fältige Disposition befolgt und überall wohl überlegt und zum Zwecke spricht".

Im Exordium erklärt Cicero, warum er den Archias verteidige (§ 1—2), und wie er ihn verteidigen wolle (§ 3). Der erste Satz von § 4 enthält die Partitio.

Im 1. Hauptteil wird ausgeführt, daß Archias die Zivität rechtmäßig erlangte. Was Cicero hier de causa vorbringt, zerfällt in die Narratio (§ 4—7) und die Confirmatio, mit der die Refutatio verbunden ist (§ 8—11). Die eigentliche Rechtsfrage ist deshalb so kurz abgetan, „weil in der Tat das Bürgerrecht des Archias unanfechtbar war". Die Verherrlichung der Kunst sollte das eigentliche Thema der Rede bilden; „alles spricht dafür, daß die Beschränkung dieses Abschnittes ursprünglich geplant war: der Gedanke an eine hinterher vorgenommene Kürzung ist abzuweisen".

Nicht einleuchtend ist mir, daß § 10 unzweckmäßig und widerspruchsvoll sei. Archias hatte sich 89 als römischer Bürger angemeldet, weil er ein Gemeindegenosse von Heraklea war. St. meint: „Damit hatte er sich, nachdem die Meldefrist abgelaufen war, des Rechtes begeben, seinen Anspruch auf die civitas Romana mit der in den andern Gemeinden erlangten Zivität zu begründen". Aber nach dem Wortlaut des Gesetzes *si qui foederatis civitatibus adscripti fuissent* genügte der Nachweis, daß er zur Zeit der Meldung bei irgend einer verbündeten Gemeinde als Bürger aufgenommen war. Wenn also einer der Richter noch Zweifel hegen mochte, ob Archias Bürger von Heraklea sei, da die Bürgerliste dieser Stadt gleich nach der Meldefrist vernichtet worden war, so war es doch nicht unzweckmäßig, daran zu erinnern, daß Archias auch als Gemeindegenosse von Neapel, Regium, Lokri, Tarent die Zivität beanspruchen konnte. „Cicero versucht gar nicht einmal, einen tatsächlichen Beweis für die Erlangung des Bürgerrechts in jenen vier Gemeinden zu erbringen", weil der Beweis für das Gemeindebürgerrecht in Heraklea genügte und weil die Erlangung des Bürgerrechts in den vier andern Gemeinden als sehr leicht galt. *irrepserunt* ist nicht ein Einschmuggeln, sondern eine unentgeltliche Aufnahme; es ist daher nicht daran zu denken, daß Cicero sich widerspreche, als ob Archias auf unredliche Weise in diese Listen eingetragen sein könnte. Es liegt kein Grund zu der Meinung vor, „daß der betreffende Passus zu erklären ist aus einer Beziehung auf eine nicht ausdrücklich angeführte hämische Bemerkung des Gegners".

Im 2. Hauptteil will Cicero nach § 4 die Richter überzeugen, *A. Licinium, si civis non esset, adsciscendum fuisse.* Zunächst setzt er in § 12—16 den veredelnden Einfluß wissenschaftlicher und literarischer Bildung auf den Redner und Staatsmann ins rechte Licht und sucht den Richtern den Standpunkt klarzumachen, von dem aus sie die Verdienste des verfolgten Dichters richtig würdigen könnten. „Für Cicero ist dieser Abschnitt die Hauptsache, in ihm

gipfelt die Rede". § 17 führt von dem Preise der studia humanitatis ac literarum zu Archias und damit zum Thema der Rede zurück. In § 18—30 zeigt Cicero, daß Archias wegen seines Dichtertalentes es durchaus verdient, römischer Bürger zu sein, d. h. daß man einen Mann von solchen Verdiensten, nachdem er rechtmäßig Bürger geworden sei, nicht aus dem Bürgerrecht ausstoßen dürfe. Zunächst preist er ihn allgemein als einen Dichter von eminenter Begabung und erinnert an die Verehrung, die den Dichtern entgegengebracht werde (§ 18—19); dann feiert er ihn als nationalen Dichter. Er erwähnt seine Verdienste um das römische Volk durch Verherrlichung seiner Kriege gegen die Cimbern und Mithridates (§ 19—23). Er deutet an, wie die Feldherren durch die Aussicht, in den Werken der Geschichtschreiber und Dichter fortzuleben, angefeuert und gerade die edelsten Naturen durch die Hoffnung auf Nachruhm erregt würden (§ 24—27). Er hofft, daß auch die Tugend im Friedensgewand, nämlich sein eigenes Konsulat, durch den Griffel des Dichters, eben des Archias, verewigt werde (§ 28—30). Im Epilog empfiehlt Cicero den Angeklagten dem Wohlwollen der Richter (§ 31) und spricht die Hoffnung aus, daß seine eigenartige Behandlung dieses Falles ihren Beifall gefunden habe.

Wenn auch St. in diesem sehr lesenswerten Aufsatz den Gedankengang des Redners wohl nicht ganz erraten hat, so ist er ihm doch viel näher gekommen als irgend jemand bisher.

§ 1 *earum rerum omnium vel in primis hic A. Licinius fructum a me repetere prope suo iure debet.* Archias hat beinahe ein Eigentumsrecht auf die Beredsamkeit Ciceros. St. empfiehlt die Lesung *pro suo iure*, indem Cicero den Mund absichtlich voll nehme. — § 5 *et erat hoc.* Dieses *hoc* deutet unzweifelhaft auf den folgenden ut-Satz. St. meint: „Die richtige Lesart muß sein: *sed erat hoc*; das *sed* markiert den Gegensatz zu *statim*". Ein Gegensatz ist nicht vorhanden; die Erzählung wird einfach fortgesetzt.

29) M. Tullii Ciceronis oratio pro Archia. Texte Latin publié avec une introduction, des notes, un appendice critique, historique, littéraire et grammatical et des gravures d'après les monuments par Emile Thomas. Neuvième tirage revue. Paris 1908, Hachette et Cie. 54 S. 16. kart. 60 *cent.*

Der Text dieser Rede ist in den Hss. stark verderbt; Thomas scheint mir dem Cod. G zu strikte zu folgen und doch unnötig davon abzuweichen.

§ 1 *alios servare possemus* die Ausgaben. *possumus* GE ist nach den Worten *haec vox . . . nonnullis aliquando saluti fuit* offenbar richtig, der finale Konjunktiv hier unpassend.

§ 4 *affluenti.* Thomas nimmt mit Recht in G *afluenti* einen Fehler an. — § 5 *Sed etiam hoc non solum ingenii ac litterarum, verum etiam naturae atque virtutis, ut*] Thomas schreibt: *Sed iam,*

sc. *fuit*. Nach meiner Überzeugung ist *sed etiam* verdorben aus *pretium* Belohnung, und vor *ut* ist *fuit* ausgefallen.

§ 9 *nullam lituram in* nomen *A. Licinii videtis*] Madvig schrieb *nomine*, auch nicht bei einem Buchstaben ist eine Rasur bemerkbar. Thomas liest mit Mommsen *nulla in litura nomen*. Diese Wortstellung kommt mir unnatürlich vor.

§ 10 cum *ceteri . . . irrepserunt*. Das *cum* und der Indikativ vertragen sich nicht; *cum* ist wohl mit Eberhard zu tilgen.

§ 10 *reicietur*? Dagegen bei der ersten Person setzt Thomas den Konjunktiv: 19 *repudiemus* nach M. Tournier, 22 *eiciamus* G (E *eiciemus*). Das Futur ist wohl richtiger (§ 19 *repudiabimus* Baiter).

30) Ciceros Rede für Cn. Plancius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Konrad Roßberg. a) Text (vgl. JB. 1903 S. 134), b) Kommentar. Münster i. W. 1903, Aschendorffsche Buchhandlung. 75 S. 8. kart. 0,75 *M*.

Diese Rede bietet der Erklärung viele sachliche Schwierigkeiten; Roßberg hat sich im ganzen in geschickter Weise mit ihnen abgefunden. — § 31 „aliqui bisweilen für aliquis". Das sieht der Schüler selber; dagegen denkt er nicht daran, daß Cicero *emissus aliquis ex carcere* wegen der Zischlaute mied. — 38 *sequestrem* „die Mittelsperson, bei welcher später zu zahlende Gelder vorläufig hinterlegt wurden. Hier also wohl für die Gelder, die Laterensis der Teretina für ihre Mitwirkung zu seiner Wahl in Aussicht stellte". Der Ankläger bekannte doch nicht, sich des gleichen Vergehens schuldig gemacht zu haben, wegen dessen Plancius verurteilt werden sollte. Es ist also an einen Handel zwischen den beiden Gewählten zu denken. — 44 *neque ego nunc consilium reprehendo tuum, quod eas tribus . . . non edideris* „Der Konjunktiv, weil die begründende Erklärung nicht als einfache Tatsache, sondern als Gedanke Ciceros hingestellt ist". Der Indikativ wäre unklassisch. Der Sinn ist: *et ego nunc consilium reprehendo tuum, non quod . . . sed*; nach *non quod* ist aber der Konjunktiv Regel. — 54 *Teretinam a Plancio tibi esse concessam* „weil er auch ohne sie genügende Stimmen zu erhalten hoffte". Das ist verkehrt; die Teretina sollte für den Plancius und den Laterensis stimmen, und ebenso die Heimattribus des Laterensis, die Papiria. Nachdem dies geschehen war, rechnete Plancius (nach der Angabe des Laterensis) bei der zweiten Verhandlung darauf, daß für ihn nun die Papiria ohnehin wieder stimme, und trat die Teretina an Plotius ab, um auch noch die Stimmen der Aniensis zu bekommen und diese Stimmen dem Pedius zu entziehen. Die Worte *ne in angustum venirent* bedeuten nicht *ne suffragiis necessariis ipsi privarentur*, wie bei Köpke-Landgraf steht, sondern „damit ihre Mitbewerber nicht gleichviel Stimmen erhielten". — 85 „Cicero hatte an Pompejus nach Kleinasien einen

Bericht über sein Auftreten gegen die Catilinarische Verschwörung geschickt, den dieser unbeantwortet ließ". Er schrieb an Cicero eine Antwort, aber so kühl, daß dieser erkennen konnte, daß Pompejus sich gekränkt fühle (Ep. V 7). — § 88. Vgl. JB. 1903 S. 135. — 100 *qui fratri meo legatus fuisset*] „Es heißt legatus alicuius und leg. alicui. In letzterer Konstruktion ist legatus noch als Verbalform gefühlt". Der Dativ *fratri* ist nicht mit *legatus* zu verbinden, sondern mit *fuisset*, „welchen mein Bruder zum L. gehabt hatte". Über den Dativ des Besitzes bei esse wissen die Schüler Bescheid aus der Grammatik. Bei *qui legatus fratris mei fuisset* würde der Bruder weniger hervorgehoben. — 101 *vis aliqua maior reditum peremisset*] „höhere Gewalt ist eine solche, gegen die siegreich anzukämpfen einem Menschen in einem bestimmten Falle unmöglich ist, z. B. Naturgewalten. Hier mag man an Fälle denken, wie Gefangenschaft, Sklaverei, körperliche Schwäche". Im Gegensatz zu *si essem in patriam restitutus* meint Cicero die Gewalt der Gegner, der Triumvirn, die seine Restitution hindern könnten.

31) Ciceros Rede für T. Annius Milo. Für den Schulgebrauch erklärt von R. Bouterwek. Dritte, verbesserte Auflage von Franz Luterbacher. Gotha 1907, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft). IV u. 85 S. 8. 1,20 ℳ.

Im Texte habe ich manche Änderungen vorgenommen, meistens auf Grund der Überlieferung, und einzelne Abschnitte sorgfältiger in Perioden zerlegt. § 17 blieb aus Versehen *necaverit* stehen statt *necarit*, § 34 *semoto* st. *remoto*, 82 *cum* st. *quod*.

§ 15 is causam interitus quaerendam, non interitum putavit] Um die *causa* zu erkennen, muß der *interitus* nach Ort, Zeit und Umständen untersucht werden. Ich halte es für unstatthaft, zu verstehen: *non interitum quaerendum putavit*. Die Ergänzung des Wortes *puniendum* (nach Lehmann) gefällt mir auch nicht; man kann einen Menschen (33 *inimicum*), eine Tat (18 *facinus*) strafen, aber kaum Clodius' Untergang. Diesen kann man vergelten, rächen. Ich habe geschrieben: *vindicandum putavit*. Man mag noch ein *utique* hinzusetzen.

Die dem Lateiner naheliegende, z. B. bei Gaius häufige Klausel – ◡ ◡ – – (Schluß des Hexameters) habe ich § 16 und 41 nach Hss. entfernt; dagegen § 77 schien für *in civitate maneret* ein besserer Satzschluß nicht erreichbar.

§ 27 *quod erat dictator Lanuvii Milo*] Bouterwek wollte diese Worte mit Bake tilgen, wahrscheinlich weil er *quod est* erwartete. Diese Worte sind aber notwendig. Clodius wußte: 1. am 19. Januar muß der Diktator von Lanuvium dort einen Flamen wählen, 2. Milo ist dieser Diktator, also 3. muß Milo am 18. Januar nach Lanuvium gehen. Es kommt also darauf an, daß Milo damals Diktator war.

§ 51. H bietet *ad se in Albanum*, Σ *ad sua in Albanum*. Daraus stelle ich her *ad suum Albanum*.

§ 52. B. las mit Gruter: *mortem ab illo . . . praedictam*. Milo lebt noch; „voraussagen“ paßt nur für das, was wirklich geschah. Dem Milo war die *mors* angekündigt, *praedicata*; das scheint mir der zutreffendere Ausdruck.

§ 56 *semper ille*] Das überflüssige *ille* scheint entstanden zu sein durch Erinnerung an 55 *semper ille antea*; die Richter würden darunter zuerst Clodius verstehen und dann erkennen, daß Milo gemeint sei. Ich habe es durch *enim* ersetzt.

§ 64 *frenorum* ist sicher falsch; bei einem Aufstande in Rom lag der Gedanke an Reiterei fern. Ich schreibe *signorum* Feldzeichen, die zur Bildung von Manipeln, Zenturien und Kohorten nötig wären.

§ 69 *salutaribus . . . rebus tuis, sed . . . immutatis* B. Die beiden Teile scheinen sich zu widersprechen; ich setze *incertis*, wenn Pompejus' Stellung noch dieselbe, aber doch für die Zukunft unsicher wäre. Die Einsetzung eines Wortes scheint mir durchaus nötig.

Die Einleitung habe ich von 9 auf 13 Seiten erweitert, indem mancherlei historische Notizen aus dem Kommentar hierher gesetzt wurden, so daß sich ein übersichtlicheres Bild der Zerrüttung des Staates unter den Triumvirn ergab. Im Kommentar habe ich die Inhaltsangaben vielfach gekürzt, sonst nicht viel geändert. § 22 setze ich das Auftreten des L. Domitius gegen den Volkstribun C. Manilius ins Jahr 66 (mit Ramorino und Pauly-Wissowa V Sp. 1334). — § 46. C. Causinius stammt aus Interamna am Liris, da Interamna in Umbrien nur 60, nicht 90 Meilen von Rom entfernt ist. Vielleicht hängt sein Name mit *Casinum* zusammen. — 89 *lege nova*] Wenn ich auch die Notiz stehen ließ, dies sei die lex de suffragiis libertinorum (87), so denke ich doch anders. Vielleicht sollten kräftige Sklaven berechtigt sein, ohne Einwilligung des Herrn in den Dienst auf der Flotte und im Heer einzutreten, sich den Loskauf durch den Staat und die Freiheit zu verdienen (76 *servorum exercitus illum in urbe conscripturum fuisse*).

32) Ciceros Rede für T. Annius Milo. Erklärt von Fr. Richter und Alfred Eberhard. In fünfter Auflage bearbeitet von H. Nohl. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. 118 S. 8. 1 *M*.

Die Einleitung wurde vielfach umgearbeitet. Daß im Inzestprozeß des Clodius die Richter durch schändliche Mittel gewonnen wurden, berichtet auch Val. Max. 9, 1, 7. — Daß Clodius 56 die Klage gegen Milo nach der Verhandlung vom 6. Februar fallen ließ (§ 8), scheint nicht richtig; *Clodius in Quirinalia prodixit diem*; noch am 11. April schreibt Cicero an seinen Bruder (2, 5, 4): *in Nonas Maias Miloni dies prodicta est*. — § 10 wird der 18. Jan. 52 auf Ende Dez. 53 gesetzt. Ich habe ihn nach Unger und Schöttle

auf den 8. Dez. berechnet. — „mit seinem Spieße“, Ascon. *umerum eius Birria rumpia traiecit.* Dieses Wort wird auch vom Schwerte gebraucht (Liv. 41, 11, 6). Ich nehme an, daß *rumpia* hier und Liv. 31, 39, 11 das lange Krummschwert der Thraker bezeichne. Ein *gladiator notus* hatte doch wohl ein Schwert. — S. 13. In § 14 *veteribus legibus tantummodo extra ordinem* ist *tantummodo* sicher nicht mit *veteribus legibus*, wie Mommsen will, zu verbinden. Es mußte erst ein Kläger auftreten; auch wenn andere ihm mit Anklagen *de vi* zuvorkommen würden, sollte seine Klage zuerst behandelt werden; sodann sollte nach § 13 dies auch für eine Klage de caede nach der Lex Cornelia de sicariis gelten.

Ascon. argum. § 26 *quarta die adesse omnes in diem posterum iuberentur* verstehe ich nun so, daß der 4. April, an welchem dem Appius die Folterung seiner Sklaven gestattet wurde und dieses Verhör stattfand, als erster Tag mitgezählt ist. Die *quarta dies* ist also der 7. April, an dem das Zeugenverhör beendet wurde, und nicht identisch mit dem *dies posterus*, wie man bisher meinte (vgl. Laubmanns Anmerkung S. 10).

Ibidem: *dein rursus postera die sortitio iudicum fieret.* Laubmann bemerkt: „*rursus* 'ferner', weil Weiteres geschildert wird, was *postera die* vorgehen sollte. — *sortitio.* Da diese erst nach dem Zeugenverhör stattfand, so hat man wohl anzunehmen, daß aus der Gesamtzahl der 360 Richter nur eine kleine Anzahl vom Quäsitor bezeichneter beim Verhör zugegen war“. Vgl. Nohl Note 68.

Hierüber urteile ich nun so: Pompejus hatte die Richter so sorgfältig ausgewählt, daß dem Domitius keine Auswahl mehr gestattet war, sondern eine durch die Lex Pompeia bestimmte Zahl Richter ausgelost wurde, um Vorfragen (wie Folterung der Sklaven) zu entscheiden und dem Zeugenverhör beizuwohnen. Am fünften Tage wurde also wiederum, *rursus*, eine Auslosung vorgenommen. Cäsars Tadel: *quae iudicia aliis audientibus iudicibus, aliis sententiam ferentibus singulis diebus erant perfecta* (B. C. 3, 1, 3) scheint mir so besser begründet, da die nicht ausgelosten Richter einfach als beim Zeugenverhör nicht anwesend gelten, auch wenn sie unter den Zuhörern standen.

Den Text hat Nohl an 57 Stellen geändert. § 1 war *veterem* BH aufzunehmen, weil es Konzinnität des Satzbaus bewirkt. — § 14 *aut quo arma*] Die Tilgung des *quo* in Σ ist mir nicht verständlich. — 15 *apparet* ETH scheint richtig; eine juristische Formel liegt hier nicht vor. — 37 *intentata* ist der kräftigere Ausdruck, *intenta* nur durch Σ bezeugt. Dagegen 38 halte ich das nur in Σ stehende *illo die quo* für richtig. Verwechslung mit *quom* war leicht. Der *cum*-Satz ist Bestimmung zu *illo die quo est lata lex de me.* — § 45 *causa solum, sed*] Bei dieser Wortfolge scheint mir der Zischlaut unangenehmer als bei *solum causa, sed.* — § 46 sind die Worte *cuius iam pridem testimonio Clodius*

eadem hora Interamnae fuerat et Romae entfernt, weil Cicero in diesem Zusammenhange die Unglaubwürdigkeit des Zeugen nicht hervorheben dürfe. Cicero erweist jedoch auch hier sein Zeugnis als unwahr. — § 49 *causa fuit* Σ verstößt gegen das Komplosionsgesetz Zielinskis (Nr. 1).

§ 67 bietet Nohl folgenden Satz: *Omnia falsa atque insidiose ficta comperta sunt, cum tamen, si metuitur etiam nunc Miloni, non iam hoc Clodianum crimen timemus, sed tuas, Cn. Pompei . . . suspiciones perhorrescimus.* Aus der Widerlegung der Gerüchte, daß Milo neue Verbrechen vorbereite, ergibt sich doch nicht, daß Milo wegen der Ermordung des Clodius nichts mehr zu fürchten habe, sondern nur, daß er selber nicht zu fürchten sei. Es ist denn auch überliefert: *si metuitur etiam nunc Milo*, und dazu stimmt die Weiterführung *si Milonem times.* G. Wolffs Änderung *Miloni* ist mir nicht verständlich. Es ist aber auch unlogisch, den Satz: „Alle diese Gerüchte erwiesen sich als falsch, während wir dennoch uns fürchten müssen" durch einen Bedingungssatz einzuschränken. Mit *sunt* ist ein Satz zu schließen; *cum* (= *quom*) ist verderbt. Cicero sagt: Wenn du, Pompejus, dennoch den Milo fürchtest, dann ist dein Argwohn uns gefährlicher als die vorliegende Anklage. Vielleicht ist zu lesen: *Quodsi tamen metuitur etiam nunc Milo.* — § 70 *legem tulit, qua, ut ego sentio, Milonem absolvi a vobis oporteret*] Dies soll ein konsekutiver Relativsatz sein. Das ist unmöglich; *qua oporteat* wäre konsekutiv, *qua oporteret* könnte nur final gedeutet werden. In Σ steht offenbar richtig *oportet . . . licet.* — § 71 *posset*, unabhängig *poterat.* Neben *condemnetis* kann nur *possit* Σ stehen. — § 74 *harenam*] Sand war zum Kalk nötig für das Pflaster. — *arma* „Waffen zur Abwehr eines Angriffs" hätte man nicht in Kähnen herbeigeführt und liegen lassen; M. Paconius schaute wohl zu, dachte aber nicht an einen Angriff. — § 89 *lege nova* [quae est inventa apud eum cum reliquis legibus Clodianis] *servos nostros libertos suos fecisset.* Die Entfernung des Relativsatzes schwächt die Glaubwürdigkeit der Behauptung. Nohls Meinung: „Der Zusatz stimmt nicht zu § 33" scheint mir nicht begründet. Es war ja ein *pervagatus civitatis sermo,* welche Gesetze in dem Kästchen des Sex. Clodius steckten, und gerade dieses Gesetz meint wohl Cicero § 33 unter *pestes rei publicae.*

§ 91 *vir et in re publica fortissimus* [*et*] *in suscepta causa firmissimus et bonorum voluntati* [*et*] *auctoritati senatus deditus, et in hac Milonis sive invidia sive fortuna singulari divina* [*et*] *incredibili fide.* Die Auslassung der drei *et* (bei Clark und Nohl) ergibt ein unangenehmes Durcheinander von Polysyndeton und Asyndeton.

Der Kommentar wurde an einigen Stellen verbessert. § 75 *mihi coniunctum*] „Cicero denkt nicht mehr daran, daß die Worte dem Milo in den Mund gelegt sind". Schon § 74 *iudicem nostrum*

ist in Milos Mund auffallend. Ich habe daher seine Rede schon bei 74 *termini* geschlossen. Ebenso habe ich § 98 den Satz *omitto . . . peragravit* Cicero selbst zugeteilt, da mir die Worte *centesima lux est haec ab interitu P. Clodii et, opinor, altera* in Milos Mund einen komischen Eindruck machten. — § 76 *imperium ille si nactus esset* kann ohne Schwierigkeit an den vorhergehenden Satz angeschlossen werden, so daß das Anakoluth wegfällt.

Der kritische Anhang ist von zwei auf zehn Seiten erweitert worden, aber immer noch lückenhaft. Nohl hat sich bemüht, auf Grund des neuen Materials ein Urteil über den Wert der Hss. zu gewinnen, ohne ein festes Resultat zu erreichen. Sicher ist, daß H nicht ein Vorzug vor ET gebührt, wie er ihm von Clark eingeräumt wird. — § 59 *quaeritur*] Es ist mir nicht verständlich, daß Cicero jetzt noch meine, daß „Milos Sklaven gegen ihren Herrn gefoltert werden sollen". Das Verhör der Sklaven des Clodius gegen ihren toten Herrn (*Clodius insidias fecit Miloni?*) sollte dessen Schuldlosigkeit erweisen und eine Vergünstigung, eine Ehre für ihn sein. Ich beziehe also *quaeritur* mit Clark auf dieses Verhör.

33) **M. Tullii Ciceronis pro M. Marcello oratio con introduzione e note del Prof. D. Rodari.** Milano 1903, Fr. Vallardi. 31 S. 8. 0,40 *M.*

Die Einleitung, das kritische Urteil über die Echtheit der Rede und die Analyse des Inhalts sind gut. Der Text ist für Schulen brauchbar; an etwa 15 Stellen bietet die Ausgabe von Eberhard eine bessere Lesung. Die Erklärung ist eine gründliche. § 1 *paene divinam*] Rodari hält mit Recht an der eigentlichen Bedeutung des Wortes *divinam* fest. — § 4 *flumen ingenii*] R. erinnert daran, daß die Metapher von der strömenden Rede schon in der Ilias vorkommt (1, 249). — § 13 *reddidit; quorum*] Diese Interpunktion macht das Verständnis der Periode unmöglich; *cum . . . videtis* ist Vordersatz, und mit *non ille* beginnt der Hauptsatz.

34) **Carl Stegmann, Auswahl aus den Reden des M. Tullius Cicero. III. Die Reden für Q. Ligarius und für den König Deiotarus.** Leipzig, B. G. Teubner. Text 1906. 36 S. 8. geb. 0,60 *M.*; Kommentar, 1907. 46 S. 8. steif geh. 0,60 *M.*

Nach den Darlegungen Petersons sind der Cluniacensis, Ambrosianus und Harleianus der Rezension dieser Reden hauptsächlich zugrunde zu legen. Nach diesem Prinzip hat Eberhard seinen Text gestaltet (1904), der freilich im einzelnen verbesserungsfähig ist. Z. B. Lig. 33 muß es heißen *approbata* nach C statt *probata*, wie Deiot. 30 zeigt. Stegmanns Text ist kein Fortschritt; er weicht unnötig häufig von Eberhard ab. Im ganzen ist er für Schüler brauchbar. Lig. 24 steht *inuiria* statt *iniuria*. Ebenso ist Deiot. 24 *servum indicatum* wohl bloß ein Irrtum für *servum*

iudicatum. Nicht gut ist Deiot. 10 *ille eo odio tui progressus*; wenn St. die Einfügung eines *eo* für nötig hielt, hätte er es doch hinter *tui* setzen sollen. Kaum verständlich ist in allen Ausgaben der Schluß von Lig. 26. C bietet *posset*; vorher ist also *erat* oder *fuit* einzufügen: dieses *redire* war nur bei einem hochgesinnten Manne möglich. — Was S. 30 über Antigonus und Blesamius gesagt wird, ist gegenüber § 41 *corpora sua hi legati tibi tradunt* erstaunlich, ebenso „Antiochus Magnus, König von Spanien".

Die Einleitung (S. 1—15) handelt über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus, über Cicero und Cäsar von 51—44 und über die beiden Prozesse. Die Urteile über einzelne Männer und Ereignisse sind besonnen und maßvoll, so daß ich nichts auszusetzen wüßte. An zwei Stellen ist der Ausdruck nicht ganz zutreffend. Nach S. 1 bemühte sich Cicero in diesen beiden Reden, Cäsars „Gnade für zwei in der Verbannung lebende Aristokraten anzuflehen", was auf Deiotarus nicht paßt. S. 4 erregen die Worte „das alles vermochte die erbitterten Gemüter seiner Feinde nicht zu versöhnen" den Anschein, daß die Mörder Cäsars lauter rachsüchtige Pompejaner gewesen seien.

Der Kommentar bietet manche gute Bemerkungen, die man bei Laubmann oder Eberhard nicht findet. Pro Lig. 8 *de Ligari non audeam confiteri* ist kaum „mit spöttischer Ironie" gesprochen; Cicero gibt eine feindselige Gesinnung des Ligarius gegen Cäsar wirklich nicht zu (§ 6). Pro Deiot. 24 *servum indicatum* „man hinterbrachte Cäsar, daß einer von den Reitern Sklave war". Dazu scheint die Erklärung *non arbitror, non audivi* nicht zu passen. Ib. 28 *cum ... sustulissent*] Der Konj. scheint durch *admirari* veranlaßt, wie *posset* statt *poterat*. Nach *cum* sollte bei wiederholter Handlung der Indikativ stehen, nicht „Konjunktiv der Wiederholung"; der Konjunktiv, wie bei einmaliger Handlung, steht Verr. 4, 48; Brut. 143; de or. 1, 232; div. 1, 102.

35) Cicero. Orationes Caesarianae, pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro. With introduction and notes by W. Y. Fausset. Second edition. Oxford at the Clarendon Press. 1906. Text IV u. 47 S., Noten 64 S. 8. geb. 2,30 *M*.

Fausset bietet den Text der drei Reden im Anschluß an die Ausgabe von Clark und erklärt ihn sorgfältig unter Benutzung des Kommentars von Richter-Eberhard. Jeder Rede ist eine historische Einleitung beigegeben. Bei der Marcelliana wird auch der Streit über ihre Echtheit geschildert. Fausset neigt zu der Ansicht hin, Cicero habe diese Rede nicht selbst für die Veröffentlichung ausgearbeitet; sie sei erst nach seinem Tode durch einen andern, etwa Tiro, endgültig redigiert und herausgegeben worden.

Pro Marcello. § 4 *quod quidem [ei] merito atque optimo iure contigit*. Die Entfernung des Pron. *ei* erzeugt Unklarheit,

wessen *meritum* und *ius* gemeint sei. — § 10 *cuius mentem sensusque et os cernimus, ut, quicquid belli fortuna reliquum rei publicae fecerit, id esse salvum velis.* F. hielt die Änderung des Faërnus *sensusque eos* für unnötig. Den Satz mit *ut* scheint er als eine von *cernimus* abhängige Frage aufzufassen; Thümen hält ihn für einen Konsekutivsatz. — *C. Marcelli*] Fausset verwirft die Meinung, daß dies der Vetter, nicht der Bruder des M. Marcellus sei (vgl. JB. 1905 S. 259); aus Phil. 13, 29 *ex Italia eiectos* ergebe sich nicht, daß der Bruder im J. 46 tot war, und ad Attic. 15, 3 werde er 44 v. Chr. als noch lebend erwähnt. — *Marcellorum meum pectus memoria obfudit.* Die Erklärung, daß *memoria* Nominativ sei, ist nach F. nicht zulässig, da *obfudit* nicht synonym mit *perfudit* sei; Subjekt sei C. Marcellus. — § 22 *incertos eventus valetudinis.* Diese von andern eingeklammerten Worte schützt F. durch Hinweis auf Sueton Caes. 45 *repente animo linqui* (Ohnmacht) und 86 *quod valetudine minus prospera uteretur.* Vgl. § 25 *satis te tibi vixisse.*

Pro Ligario. Bei dieser Rede gehen die Hss. weit auseinander, was man bei Fausset schon an den vielen Klammern erkennen kann. Im ganzen gefällt mir sein Text weniger gut als der von Eberhard. § 13 *in qua adhuc Ligarius sit* verwirft er mit Nohl die Korrektur Wesenbergs *est.* § 30 liest er mit Nohl *erravit, temere fecit,* da *erravi, feci* zu dem vorhergehenden *iam est totus tuus* nicht paßt.

Pro Deiotaro. In dieser Rede weicht Fausset zwölfmal in der Wortstellung von Eberhard ab, mit Recht § 22 *semper in speculis* und § 37 *sola bona.* § 8 *adfectum* ist offenbar richtig; *adflictum* (Eberhard) ist ein zu starker Ausdruck (vgl. § 33). § 41 legati [tibi] regii tradunt scheint mir ein Dativ notwendig. Die übrigen Abweichungen der beiden Texte sind unbedeutend. — § 13 *evocatus* bezeichnet bloß die Freiwilligkeit des Dienstes; eine Anspielung auf die Veteranen, wie F. sie annimmt, scheint mir hier nicht passend. — § 19 *rex Attalus*] Ich glaube nicht, daß dies a historical error sei; vgl. JB. 1903 S. 137. — § 21. C bietet hier, § 17 und 42 die Form *balineum*, die Eberhard aufgenommen hat.

36) M. Tulli Ciceronis Pro Ligario e Pro rege Deiotaro con introduzioni storiche e commenti del Prof. A. De Marchi. Milano 1906, Fr. Vallardi. 81 S. 8. 0,80 *M.*

De Marchi hat schon früher im gleichen Verlage eine brauchbare Ausgabe der Rede de imperio Cn. Pompei erscheinen lassen. Die Schilderung von Ciceros Leben nach der Begnadigung durch Cäsar (S. 5—15) enthält manche vortreffliche Bemerkungen. Die Einleitungen zu beiden Reden sind gut; im Texte dagegen finden sich mehrere Fehler: pro Lig. 4 *legatum* st. *legatus*, 5 *maluisset* (st. *concordissimis*) *fratribus*, 17 *quidquam* st. *quidnam*, pro Deiot. 19

convivium st. *convivio.* Versehen des Setzers blieben pro Lig. 27, 32, pro Deiot. 12, 15, 21, 29 *iisdem* st. *in iisdem*, 37.

Pro Lig. 1 *non liberationem culpae, sed errati veniam*] Eberhard erklärt: du sahst ihr Verhalten nicht als *culpa*, sondern nur als *erratum* an. De Marchi verwirft dies und versteht: nicht Befreiung von ihrer Schuld, aber doch Verzeihung für ihren Irrtum. — § 5 *hic aequo animo esse potuit*] Abweichend von Eberhard und Laubmann nimmt De Marchi an, *hic* sei Pronomen. § 8 sagt er mit ihnen übereinstimmend, Cicero mache aus der *affinitas* eine *cognatio*. Ich denke, der Vater Tubero sei mit Cicero durch Heirat verwandt gewesen, der Sohn Tubero jedoch von der Mutter her durch Gemeinsamkeit des Blutes. — 17 *de nullo alio quisquam*] De Marchi verteidigt das von mehreren Herausgebern getilgte *quisquam*: es bezeichnet Tuberos Verfahren als ein ganz vereinzeltes, und Cäsar konnte nicht erwarten, daß Tubero einen andern anklage. — § 28 *an, ut fit in civilibus bellis, nec in vobis magis quam in reliquis*? De Marchi bildet sich ein, diese Worte ohne Annahme einer Lücke zu verstehen. Er faßt *nec* im Sinne von *ne ... quidem* und ergänzt: *animi a causa abhorrebant.* Er übersetzt: ovvero, come avviene nelle guerre civili, nemmeno in voi l'animo era più riluttante che negli altri? Auf den Nebensatz „wie es in den Bürgerkriegen geht" muß etwas folgen, das auf alle Bürgerkriege paßt. Der Gedanke „war auch bei euch der Sinn nicht mehr abgeneigt als bei den andern" paßt aber wohl nur auf jenen Fall. Auch schließt die Begründung *omnes enim vincendi studio tenebamur* nicht richtig an statt *vos enim non minus quam reliqui omnes vincendi studio tenebamini.* — 30 *Ad iudicem sic agi solet; sed ego apud parentem loquor.* De Marchi verteidigt die bei Eberhard und Laubmann fehlenden Worte *agi solet.* Die Anknüpfung *sed ego* deutet doch an, daß bei *ad iudicem sic* nicht *ego* als Subjekt zu denken ist.

Pro Deiotaro. De Marchi hat diese Rede sehr eingehend erklärt und bietet manche gute Ergänzung zu den Kommentaren von Eberhard und Laubmann. Bei § 2 *crudelem Castorem, ne dicam sceleratum* meint er falsch, *crudelem Castorem* sei nicht ein Ausruf, sondern von einem zu ergänzenden *dicam* abhängig. In Wirklichkeit ist auch *sceleratum et impium* Ausruf, nicht von *ne dicam* abhängig. — § 8. Eberhard liest *insidēret*, De Marchi *insidĕret*, Laubmann und Fausset deuten nichts an. — § 11 *nobis imperatoribus*] il plurale *nobis* attenua in apparenza questo ricordo personale, senza togliergli la sua efficacia. Der Singular war nicht möglich. Im Senatsbeschluß (Caes. B. C. 1, 5, 3) steht: *qui pro consulibus sint ad urbem*, und damit war vorab Pompejus gemeint. — § 15 *cum regno ... distractus esset*, er wäre mit seinen Untertanen in Hader zerfallen. De Marchi versteht: er wäre samt seinem Reiche in Fetzen gerissen, vernichtet worden. — § 33 *male dicebat*] Subjekt ist der Ankläger Castor. De Marchi meint, Deiotarus sei Subjekt, und gibt eine falsche Erklärung.

37) **Friedr. Emlein, De locis quos ex Ciceronis orationibus in Institutionis Oratoriae duodecim libris laudavit Quintilianus.** Karlsruhe 1907, Hofbuchdruckerei Friedr. Gutsch. 88 S. 8. (Dissertation von Heidelberg).

Quintilian hat aus Cicero mehr Beispiele genommen als irgend ein Grammatiker nach ihm. Seine Zitate weichen oft von der Überlieferung der Handschriften Ciceros ab, sind aber bisher von den Herausgebern Ciceros wenig berücksichtigt worden. Diese scheinen gedacht zu haben, daß Ciceros Worte in seinen Handschriften vor Veränderungen mehr geschützt waren als im Texte des Quintilian, wo ihr ursprünglicher Zusammenhang nicht ersichtlich ist, daß auch Q. sie oft ungenau wiedergab. Emlein stellte sich nun die Aufgabe, diese Zitate zu ordnen und für den Text der Reden Ciceros zu verwerten. Er tut dies in zwei Kapiteln.

I. Consentiunt libri Q. cum omnibus vel quibusdam codicibus C.

Zunächst werden 124 Cicerostellen verzeichnet, aus denen Quintilian ganze Sätze anführt, und die Abweichungen untersucht. Z. B. in Cat. 1, 3 Catilinam orbem terrae caede atque *incendiis* vastare cupientem bietet Hs. d *incendio*, ebenso Quint. 8, 4, 13. Emlein empfiehlt den Sing.; dieser (= uno ingenti incendio) scheine kräftiger als der Plural (= singulis atque disiectis incendiis). Aber den Erdkreis mit einem großen Brande zu verwüsten, ist unmöglich; *caede atque incendio* ist kollektiver Singular, = ferro ignique, mit Mord und Brand, und konnte bei Quintilian, nachdem er die Stelle bei Cicero eingesehen hatte, beim Niederschreiben leicht sich einschleichen. — In Cat. 1, 1 nihil timor populi, nihil *concursus* bonorum omnium bietet Hs. q *consensus*, ebenso Quint. 9, 3, 30. Emlein weist nach, daß Cicero sonst von *consensio*, *conspiratio bonorum* spreche und entscheidet sich für *consensus*. Auf die Nachricht von dem Anschlag gegen Ciceros Leben und von dem Aufgebote bewaffneter Mannschaft eilten die Bürger in Menge zu Cicero, um ihn zu seiner Rettung zu beglückwünschen und ihm ihre Dienste anzubieten. Durch diesen *concursus* wurde der *consensus* konstatiert; sonst könnte Catilina ihn ableugnen. — Pro Arch. 19 *saxa et solitudines*] Quintilian zitiert diese Worte fünfmal mit *atque*; dieses ist daher bei Cicero aufzunehmen. — In Cat. 4, 3 neque turpis mors forti viro potest accidere *neque* immatura consulari. Emlein empfiehlt: *nec immatura*, nach Quint. 6, 3, 109. Dort sind jedoch die Worte umgestellt und *turpis* ist durch *gravis* ersetzt: neque gravem mortem accidere viro forti posse nec. Es ist ein Zitat aus dem Gedächtnis und erregt gerechtes Mißtrauen. — Pro Mil. 8 non solum divina, sed *etiam* sapientissimae deae sententia] Quintilian 5, 11, 18 läßt *etiam* weg, wodurch der Ausdruck zutreffender wird. — Pro Mil. 94 O frustra, inquit, *mihi* suscepti labores! o spes fallaces et

cogitationes inanes meae!] *mihi* bietet nur der Palimpsest, die übrigen Hss. *mei*, ebenso Quint. 6, 1, 27. Clark hat *mei* aufgenommen, Emlein stimmt ihm bei. Aber *mei* müßte vor *frustra* oder hinter *labores* stehen, und Quintilian zitiert hier schlecht. Er läßt *o* vor dem Nominativ weg, ersetzt *et* durch *o* und *meae* durch *meas*, welches nicht mit Emlein in *meae* zu korrigieren ist, wie auch *o* im Anfang falsch zugesetzt wird. — Mil. 85 imploro atque *ob*testor] In H und Quint. fehlt *ob*. E. meint „ich nehme zu Zeugen" sei hier besser als „ich rufe bittend an". — Mil. 72 cum patriam periculo *suo* liberasset] Bei Quint. 5, 11, 12 fehlt *suo*; E. stimmt bei. Aber patriam liberat und patriam periculo liberat sind ziemlich dasselbe; es fehlt dann wieder die Angabe, worin die Gefahr bestand. — In Cat. 1, 27 si mecum patria *mea* ... *sic loquatur*] *mea* und *sic* fehlen in den Hss. Ciceros; Quint. 9, 2, 32, der aus dem Gedächtnis zitiert, setzt sie bei. E. empfiehlt *mea*; es scheint mir bei mecum patria unschön zu klingen. — Pro Caec. 34 si qui me exire domo *mea* coegisset armis] *mea* fehlt bei Quint., und Emlein verlangt seine Tilgung. Dann liegt das Mißverständnis domo *sua* nahe. — Mur. 21 tot annos forum non attigeris; afueris tam diu, ut, cum longo intervallo veneris, cum his, qui in foro habitarint, de dignitate contendas] Quint. 5, 13, 27 bietet *annis* (so Halm), *et* statt *ut* (was allgemein aufgenommen wird), *tam* longo (was niemand aufgenommen hat), *habitarunt* mit einigen Hss. Ciceros. Emlein empfiehlt *habitarunt* mit unklaren Gründen. Halm faßt *attigeris* als Konjunktiv der unwilligen Frage. Wäre es Fut. ex., so mußte natürlich auch Fut. ex. *habitarint* stehen; *his* scheint gegen das Fut. ex. zu sprechen. Daß es eine Frage sei, bezweifle ich: wenn man nach langer Zwischenzeit heimkehrt, streitet man mit diesen ... um die Würde. In diesem Zusammenhang ist wohl der Indikativ *habitarunt* richtig, zumal wegen *his* (nicht iis!) — Verr. 4, 57 quam multis istum putatis ... de digitis anulos abstulisse? Quint. 9, 2, 61 zitiert ungenau: anulos *aureos*. Emlein findet dies „aptissimum, cum toto hoc loco aureos anulos commemoret orator". Cicero ließ *aureos* absichtlich weg; das Wort erregt nämlich die falsche Vorstellung, Verres habe diese Ringe begehrt, weil sie von Gold waren. Er raubte sie aber wegen ihres künstlerischen Wertes, wegen der Gemmen, Siegel, schönen Formen. — 4, 57 ut *hic* modo me commonuit Pisonis anulus quod totum effluxerat] Die Hss. Quintilians bieten *hoc* statt *hic*. Emlein empfiehlt *hoc*. Sinn und Wortstellung sind entschieden gegen *hoc*. Vor *quod* ist zu ergänzen: *generis*, eine Gattung von Kunsträubereien. — Darauf werden Stellen besprochen, wo Quintilian unvollständig zitiert.

II. Consentiunt libri Q. cum nullo codice C.

Hier führt Emlein viele Zitate an, wo Quintilian eine andere Wortstellung hat als die Hss. Ciceros. Ich erwähne drei Fälle, in

denen Emlein die Wortfolge bei Quintilian für die ursprüngliche erklärt. Verr. 5, 4 non agam summo iure tecum lautet Quint. 9, 2, 47 non agam tecum iure summo. „Nach strengem Recht“ heißt bei Cicero *summo iure*, nicht *iure summo* (p. Quinct. 38). — Statt respiravi, liberatus sum Mil. 47 bietet Quint. 9, 2, 26 liberatus sum, respiravi. Er führt aber noch sechs andere Beispiele der simulatio an, und es ist unzweifelhaft, daß er aus dem Gedächtnis zitiert. — Mil. 5 procellas in illis dumtaxat fluctibus contionum semper *putavi Miloni* esse subeundas ist bei Quint. 8, 6, 48 verderbt durch die Stellung *Miloni putavi*. Bei Cicero ist verbunden *semper putavi*, im Gegensatz zu *numquam existimavi*, bei Quintilian steht der Unsinn: *semper Miloni ... esse subeundas*. — Sodann werden Stellen erwähnt, wo Quintilian Worte bietet, die bei Cicero fehlen, wie Cat. 1, 22 pudor *umquam*. Verr. 4, 3 schildert Cicero das sacrarium des Heius. Darin stand ein Cupido von Praxiteles, ein Herkules von Myron und zwei signa virginali habitu. Canephoroe ipsae vocabantur; sed *earum* artificem quem? ... Polyclitum esse dicebant. Messanam ut quisque nostrum venerat, *haec* visere solebat (das sacrarium mit den vier Statuen). Quintilian hat 9, 2, 61 die Worte: cum aliqua velut ignoramus: sed earum *rerum* artificem quem? quemnam? recte admones, Polyclitum esse dicebant. Er sagt kein Wort von den Kanephoren; um dies zu können, fügt er nachher *rerum* hinzu. Dies soll nun nach Emlein in den Hss. zu Cicero ausgefallen sein: Cicero zeige durch *earum rerum* seine Verachtung der Kanephoren, ebenso durch *haec* (non 'has'). — Oft hat Quintilian Wörter ausgelassen. Pro Mil. 8 neque enim posset *aut* Ahala ille Servilius aut P. Nasica aut L. Opimius *aut C. Marius* aut me consule senatus non nefarius haberi, si sceleratos *cives* interfici nefas esset ist bei Quint. 5, 11, 16 ohne die kursiven Wörter angeführt. Emlein will *aut* bei Cicero tilgen; neque enim distinguitur inter singulos, sed cumulantur exempla. Der Gedanke ist: sowohl Ahala als Nasica ... müßten für ruchlos gehalten werden. — Mil. 9 aliquando gladium nobis *ad hominem occidendum* ab ipsis porrigi legibus tilgt Emlein *ad hominem occidendum* nach Quint. 5, 14, 18 und 35. — Verr. 5, 10 praedam *exspectatis* aliquam entfernt er *exspectatis* nach Quint. 9, 2, 22. — Zuweilen hat Quintilian andere Wörter als Cicero. Verr. 5, 44 cum *ipsa quoque* esset ex praeda heißt bei Quint. 9, 3, 34 cum *et ipsa* esset ex praeda. Hier hat Quintilian geändert; denn Cicero gebraucht *et ipse* nicht. Mil. 30 Haec, *sicut* exposui, *ita* gesta sunt lautet bei Quint. 4, 4, 2 Haec *si, ut* exposui, gesta sunt, was Emlein besser findet. — Verr. 5, 116 ne multa, ipsum dicere adulescentem audistis wird von Quintilian 9, 2, 57 neben einem andern Beispiel so aus dem Gedächtnis zitiert: *quid plura?* ipsum *adulescentem dicere* audistis. Emlein hält den Wortlaut und die Wortfolge in den Hss. Ciceros für verderbt. — Verr. 5, 117. Phylarchus von Haluntium, den die Piraten gefangen hatten (§ 122),

bezahlte Geld, damit er nicht in die Anklage der übrigen Nauarchen eingeschlossen werde: *ne condemnaretur,* pecuniam dedit. Quintilian 8, 4, 19 sagt ungenau: *ne securi feriretur.* Dies wäre die Folge der Verurteilung gewesen. Danach erklärt Emlein den Cicerotext für gefälscht. — In der Wiedergabe von Verr. 5, 145 non Charybdim tam infestam neque Scyllam *nautis* (vgl. Iul. Vict. 6, 3) setzt Quintilian 8, 6, 72 *navibus.* Die Scylla verschlang einzelne Schiffer, nicht ganze Schiffe. Emlein hält *navibus* für die zutreffendere Lesung.

Seine Meinung, daß Quintilian seine haufenweisen Zitate mit peinlicher Genauigkeit aus den besten Exemplaren ausschrieb, ist unhaltbar; deshalb ergibt seine tüchtige Abhandlung, die jeder Herausgeber einer Rede Ciceros studieren muß, nur einen mäßigen Gewinn für die Feststellung des Cicerotextes. Der Abschnitt aus de oratore (9, 1, 26—45) wird von E. nicht erwähnt.

38) Hermann Reeder, De codicibus in Ciceronis orationibus Caesarianis recte aestimandis. Jena 1906. 46 S. 8. (Dissertation.)

Die besten Hss. für diese Reden sind nach Clark: Cod. Ambrosianus, Harleianus und Vossianus; sie bilden die Klasse *α*. Es folgen BDEL als Klasse *β*; die übrigen Hss. bilden die Klasse *γ*. Leider ist Reeder das Mißgeschick begegnet, daß ihm die Auffindung einer Cluniacenser Handschrift aus dem 9. Jahrhundert in Holkham durch Peterson und dessen Abhandlung hierüber (vgl. JB. 1906 S. 217) nicht bekannt war. Für Lig. 18—28 und Deiot. 1—6, 15—43 geht sie allen andern Hss. vor als Führerin von *α*.

In den Klassen *α* und *β* weicht die Wortfolge häufig ab; an manchen dieser Stellen scheint die Wortfolge in *α* dem Sprachgebrauch Ciceros und den Klauselgesetzen besser zu entsprechen. *β* bietet zuweilen notwendige Wörter, die in *α* fehlen, und an 12 Stellen hat *β* richtige, *α* fehlerhafte Wörter. *α* hat mehrere Glosseme im Text, die in *β* fehlen. *γ* stimmt nach Reeders Zählung in den drei Reden an 150 Stellen mit *α* gegen *β*, an 93 mit *β* gegen *α*. Cum res ita sese habeat, vehementer cavendum est, ne *γ* familiae scripturis magis confidamus quam quae in *α* vel in *β* exstent. — Clark hat recht, wenn er die völlige Wertlosigkeit der Familie *γ* nicht zugibt und folgende Lesungen aus *γ* aufnimmt: Marc. 12 invictus *es,* Lig. 15 per te, *per te,* inquam, Deiot. 13 *e*vocatus.

Um das Verhältnis der Familien *α* und *β* zu bestimmen, zieht Reeder die Zitate alter Autoren bei, vor allem Quintilians Zitate aus der Rede für Ligarius (vgl. JB. 1901 S. 217). 14 Zitate bei diesem stimmen mit allen Hss. Ciceros überein, nützen also nichts für diese Frage. In Betracht fallen folgende Stellen:

§ 11 ante *hunc* diem *in*auditum E*γ*. Quintilian zitiert: *hanc* ... *non auditum,* was Reeder und Emlein empfehlen; aber *inauditum* ist durch Deiot. 9 cui sunt *inauditae* cum Deiotaro querellae tuae und Aquila Romanus, *hunc* durch letzteren geschützt.

§ 2 *itaque* prius de vestro *delicto confi*teamini ... ullam culpam Cic.; *quare* prius de vestro *facto fa*teamini ... culpam ullam Quint. 8, 5, 13, von Reeder verworfen (vgl. § 4 omni culpa), von Emlein gebilligt. — legatus in Africam *cum* C. Considio profectus est *βγ*. *α* und Quintilian lassen *cum* weg. Reeder sagt: Accedit testimonium scholiastae Gronoviani: *Q. Ligarius legatus cum Considio fuisset profectus Africam.* Hic tertius testis omnem dubitationem contra *α* codicum et rhetoris fidem tollit. Der Scholiast, der *profectus Africam* schreibt statt *in Africam*, ist hier ein schlechter Zeuge für das Latein Ciceros.

§ 4 adhuc, *C.* Caesar, Q. Ligarius omni culpa *vacat* ... suspicionem belli. Bei Quint. 4, 2, 51 fehlt *C.*, was Reeder durch haplographia litterae C erklärt; *vacat* ist ersetzt durch *caret* mit lästiger Alliteration (*culpa caret* 6, 3, 28), wie Cicero nachher sagt: haec duo tempora carent crimine. Emlein S. 72 billigt *caret*. Sodann hat Quintilian die unschöne Klausel *belli suspicionem*.

§ 6 ut *hoc populus* Romanus exaudiat: suscepto bello, Caesar, *gesto etiam* ex parte magna nulla vi coactus *iudicio* ac voluntate mea ad ea arma profectus sum. Quint. 11, 3, 166 stellt um: *populus hoc*, was Reeder verwirft, Emlein S. 34 billigt. Er ersetzt 9, 2, 28 *iudicio* durch *consilio* und bietet an beiden Stellen *gesto iam etiam* (*gesto etiam* Rufin.).

§ 8 vide, quaeso, Tubero, ut, qui de meo facto non dubitem *dicere*, de Ligari audeam confiteri *γ*, non dubitem, de Ligari *non* audeam confiteri *β*, non dubitem, de Ligari audeam dicere *α* Quint. 5, 10, 93 (zum Folgenden nicht passend). Man lese: non dubitem dicere, de Ligarii non audeam confiteri. Auch § 29 erklärt Cicero, daß er n i c h t de facto Ligarii dicere wolle. Er gibt zu, dem Cäsar feindliche Absichten gehabt zu haben, behauptet aber § 6 Ligarium in ea voluntate non fuisse. Die Meinung Reeders, daß *β* nicht eine comparatio ex difficiliore biete, ist mir nicht verständlich.

Quintilian fährt fort: et ibi: an sperandi Ligario causa non sit, cum mihi apud te locus sit etiam pro altero deprecandi? Hier stimmt er nun mit *βγ* überein, während *α* § 31 bietet: an sperandi *de* Ligario causa non *erit*. Reeder S. 23 verteidigt die Lesung von *α*, Emlein S. 39 die andere.

§ 9 Tubero, tuus ille Cic., tuus ille, Tubero Quint. fünfmal.

§ 10 eorum ipsorum ad crudelitatem *te acuit* oratio *β* und Diomedes; *te acuet αγ*, Quint. 8, 5, 10 eorum *te* i. ad cr. *acuet* oratio, was Reeder empfiehlt. Darauf weist Cicero nach, daß die Rede Tuberos auf die Tötung des Ligarius abzielte, daß sie Cäsar zur Grausamkeit gereizt hat. Mir scheint *acuit* besser als *acuet*.

§ 15 si in *hac* tanta *tua* fortuna *le*nitas tanta non esset *βγ*, von Reeder S. 26 und 31 gut verteidigt; *si in tanta* (ohne *hac*) *α* und mehrere Ausgaben; *quodsi* in tanta fortuna *bo*nitas tanta non esset Quint. 8, 3, 85. Emlein S. 36 gibt zu, daß *quodsi* hier un-

möglich ist; damit ist seine Behauptung S. 20, daß Quintilian diese Worte *accurate* anführe, hinfällig.

§ 35 oblivisci nihil soles Cic., Lactanz. Quintilian (6, 3, 108) fühlte richtig, daß *nihil* besser vor *oblivisci* stände, und schrieb: *nihil soles oblivisci* (Emlein S. 57).

§ 38 Nihil habet nec fortuna tua maius] Quintilian zitiert: vertit ad personam Cicero: nihil habet, *Caesar*, nec usw. Hierüber urteilt Reeder S. 28 durchaus richtig. Emleins Einrede S. 62 ist verfehlt. Cicero hat den Schluß schon § 37 *noli, obsecro, dubitare, C. Caesar*, begonnen. Da aber Quintilian nur diesen Satz anführt, so fügte er die Anrede *Caesar* ein, damit man wisse, an wen die Worte gerichtet sind.

Da also Quintilian nach Reeders Zählung an 14 Stellen der Rede für Ligarius mit allen Hss. Ciceros übereinstimmt, an 18 von allen abweicht, an drei Stellen mit α, an einer mit β übereinstimmt, so meint Reeder, daß das Zusammentreffen mit β ein zufälliges sei, daß die β-Rezension damals noch nicht existiert habe: prima classis auctoritate Quintiliani confirmatur ita, ut eam optimum esse textus fontem luce sit clarius. Dann müßte die β-Rezension aus der von Quintilian benutzten Quelle stammen, die noch von manchen Fehlern frei war, quibus libri α classis postea infecti sunt.

Priscian hat 20 Angaben aus diesen drei Reden. Ich erwähne: Marc. 2 *vetere* mit V, rell. *veteri*. — 7 ut fundamenta, *quae cogitas, nondum* ieceris (Cic. nondum, quae cogitas). — 21 *ut, si* mit H, rell. *quodsi*. — malim timidus quam parum prudens videri (Cic. malim videri *nimis* timidus quam parum prudens).

Lig. 2 habes igitur, quod (Cic. Quint. habes igitur, *Tubero*, quod). — 11 Romae ne sit mit β, α *ut* Romae ne sit. — 13 iacentes *ante* (Cic. *ad*) pedes. — 14 precantium misereatur, Cic. obsecrantium misereat. — 25 cum mendacio, si *vis*, Cic. *vel* cum mendacio, si *vultis*. — glori*ari* per me licet mit β, α glo*riemini* per me licet.

Deiot. 1 ita me multa mit α, β ita multa me. — 8 *neque* in mit α, β *nec* in. — quam *in* promissis mit α, β quam promissis. — 31 comparo mit β, α confero. — 33 eius enim nomine mit H, CAV eius enim *hominis* nomine.

Reeder schließt: Priscianus in emendandis his orationibus certus fons non est habendus, quod magis rationem rerum ad grammaticam spectantium habuit quam ut verba Ciceronis integra redderet. Ich denke, mit den Zitaten Quintilians steht es ziemlich ebenso.

Plotius Sacerdos (um 250) zitiert Lig. 21 *domi* mit β (α falsch *domo*), Marc. 10 *videntur* mit HV (besser *videtur*), Deiot. 41 *Antiochus* (von einem Abschreiber verderbt aus β Antigonus, α Artignus). Daraus schließt Reeder: etiam β classis satis vetusta est; videntur enim fundamenta certe ante Sacerdotem exstitisse.

Der richtige Schluß war, daß die Verderbnisse *domo* und *Artignus* späteren Ursprungs sind.

39) **Paul Lutz, Quaestiones criticae in Ciceronis orationes Philippicas. Schlettstadt 1905. 83 S. 8. (Dissertation von Straßburg.)**

Für diese Reden ist V, Cod. Vaticanus H 25, die beste Quelle. Clark hat an einigen Stellen die Lesarten der Cod. deteriores, D, aufgenommen, wo man sie bisher verschmähte, und mehrere noch nicht benutzte Hss. beigezogen. Lutz glaubt, daß man die D noch mehr berücksichtigen dürfte. In Kap. I sucht er an Beispielen den Wert der D-Klasse zu zeigen.

1, 14 empfiehlt L. *consularis* D mit Nobl; ich halte *consulari* V für richtig. — 1, 31 liberata est, *cum*] Die meisten D bieten *tu*, und L. möchte mit A. W. Zumpt so lesen. Mir scheint *tu* hier unpassend und eine Erklärung mit *cum* angemessen. — 2, 25 liest L. mit D und Orelli: qui me non solum meis laudibus ornaret, sed etiam *oneraret* alienis. — 2, 52 dem prohibuisti neque semel V zieht L. neque *id* semel D vor. — 2, 64 liest Lutz mit D (Orelli und Clark): qui rei publicae sit *infelix*, felix esse nemo potest. Wäre *infelix* richtig, so würde auch bei *felix* ein Dativ *sibi* stehen (wie 5, 11). V bietet *hostis*. — 2, 110 sive quod *Caesaris* sacerdos es sive quod mortui V. Lutz entscheidet sich mit Clark für *tyranni* D. — 3, 25. Statt periculo carere V empfiehlt L. carere metu et periculo D. — 3, 32 a tergo, fronte, lateribus *tenebitur*, si in Galliam venerit V] Lutz billigt: a tergo, a fronte, a lateribus *tenetur*. Das Präsens ist nicht „des Redners würdiger", sondern vulgär. — 4, 1 alacritatem mihi summam defendendae rei publicae adfert et spem recuperandae V. In D folgt *libertatis*. Dies ist, wie L. zeigt, aufzunehmen. — 5, 30 unde est adhuc bellum *tractum* nisi ex retardatione et mora V. Lutz streicht *tractum* nach D. Aber Cicero behauptet nicht, daß Antonius infolge der Zögerung Krieg begonnen habe, sondern daß er infolge der Verschiebung eines entscheidenden Senatsbeschlusses den Krieg so lange habe hinziehen können. — 7, 19 si pace frui volumus, bellum gerendum est; si bellum omittimus, pace numquam fruemur] Das velle und omittere geschehen jetzt schon. Dagegen 8, 4 si enim belli nomen *tolletur*, municipiorum studia tollentur wehrt sich Cicero dagegen, daß in seinem Antrag *bellum* durch *tumultus* ersetzt werde. Das von Lutz gebilligte *tollitur* D ist ebenso unpassend wie das auch von ihm verworfene *tolluntur* D. — 8, 7 vermutet er gut: utrum hoc bellum non est *an est iam* tantum bellum, quantum numquam fuit. In D steht *an etiam*, in V *etiam*.

C. F. W. Müller sagt: Librarium archetypi codicum D multa in locum eorum, quae vel legere vel intellegere non potuerit, sua

inventa substituisse, quae displicuerint, correxisse, alia suo arbitrio addidisse, alia dempsisse innumerabilia exempla docent, sed non desunt, quibus ostendatur communem omnium archetypum a V vel neglegentius vel inscitius lectum aut descriptum esse quam a ceteris. Dieser Satz ist unklar. Zuerst versteht man, aus einer Hs. X seien V und X[1], aus X[1] dann D abgeschrieben worden. Der Schluß aber scheint zu sagen, die D seien, ebenso wie V, direkt aus X abgeschrieben. Das erstere ist wohl richtig, wie Lutz im 2. Kap. dartut. Er stellt die gemeinsamen Lücken, Fehler und Glossen zusammen, dann Verschiedenheiten, namentlich Dittographien und Lücken in V, und kommt zu dem Schlusse: Et V et D ad unum exemplar, haud ita antiquum redeunt, quod varias iam exhibuit scripturas, quas pro arbitrio aut receperunt aut omiserunt utriusque familiae parentes. Utraque deinde recensionem aut interpolationem potius passa est. Ein Anhang zu diesem Kapitel stellt zusammen, quae ex Ciceronis orationibus Philippicis apud alios scriptores excerpta leguntur; Lutz schließt daraus, plures harum orationum recensiones olim virorum doctorum in manibus fuisse.

In einem dritten Kapitel werden einzelne Stellen kritisch behandelt. 1, 35 sanktioniert Lutz die Lesung: *sine quo nec beatus nec carus nec tutus esse quisquam potest.* 1, 37 liest er: cum popularibus civibus *a plebe* tribuerentur . . . ante *con*sequi. 2, 19 quia tantam rerum repugnantiam non videas nihil profecto sapis ersetzt Lutz *quia* durch *cum*; ich würde eher *videns* aufnehmen. — 2, 106 incredibile dictu, sed *cum vinus* V. Zu den vielen Konjekturen für diese Korruptel fügt Lutz hinzu: *simillimum istius.* Man lese: *sum verus* ich bleibe bei der Wahrheit (Ter. Andr. 423; Verr. 4, 165). — 3, 39 uti e re publica fideque sua videretur] Lutz glaubt, *sua* beziehe sich auf ein hinter *uti* ausgefallenes *eis.* — 5, 12 si hoc genus pene in unum redigatur] Lutz stellt her: *si hoc ingens pondus in publicum redigatur.* — 5, 19 tilgt er *etiam* vor *fabros* mit Recht. — 6, 7 horam *exhibere nullam* in tali cive liberando sine scelere non possumus] Von Budäus übernimmt Lutz *eximere* und ersetzt *nullam* durch *unam,* womit die Stelle ebensogut geheilt scheint, wie durch Clarks Lesung: *moram exhibere ullam.* — 7, 5 quo nomine dignus est nemo, nisi qui tanti honoris *nomen* potest sustinere] Das wiederholte *nomen* ist unpassend. Cobet und Clark ersetzten es durch *onus.* Aber nach Lutz gebraucht Cicero *onus sustinere* nicht in übertragenem Sinne. Lutz empfiehlt *munia* (nach Sest. 138 und Tac. Ann. 2, 35), Reitzenstein *molem* (vgl. in Cat. 1, 23 molem invidiae; 3, 17 molem mali). — 10, 19 vermutet Lutz: ecquodnam principium *datum* putatis libertatis capessendae, während Stangl vorschlug: ecquodnam *fore* principium putatis l. c. — 11, 13 empfiehlt Lutz die Emendation von C. F. W. Müller: qui se *emergere ex* aere alieno putet posse.

40) **Ciceros erste, zweite und siebente Rede gegen Marcus Antonius.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Julius Strenge.** Zweite, verbesserte Auflage. Gotha 1905, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft). Textheft VI u. 52 S. Kommentar 56 S. 1,20 *M.*

Die Einleitung wurde an einigen Stellen sprachlich verbessert. Im Texte wurde II 2 *mihi quam* statt *quam mihi* aufgenommen, II 97 *pro consule.*

Phil. I. Während früher § 1—10 als Exordium bezeichnet wurden, umfaßt dies jetzt bloß den ersten Satz. § 1 blieb der Fehler „auf Veranlassung der Thrasybul", § 5 „vor (st. von) der ... erregten Menge" stehen. § 3 wird Sextus Clodius irrtümlich als ein Bruder des P. Clodius betrachtet.

Phil. II. Hier finden sich manche Verbesserungen. Schlimm ist § 18 Pronominum relativum. § 22 wurde *vicariis* nicht korrigiert. — § 24. Die Notiz zu *absentis* ist unrichtig. Es handelte sich um das Konsulat für 48 v. Chr. Auf Cäsars Wunsch und den Antrag der Tribunen gestattete ihm das Volk 52 v. Chr., *ut absenti sibi, quandocumque imperii tempus expleri coepisset, petitio secundi consulatus daretur* (Suet. Caes. 26). — 99 *Caesennius*, nicht *Caesenninus* (XII 23).

41) H. Nohl, **Über Ciceros ausgewählte Reden, erklärt von Halm-Laubmann. 6. Band: Die erste und zweite Philippische Rede.** Achte Auflage 1905. WS. f. klass. Philol. 1906 Nr. 45.

Zu meinem Bericht über dieses Cicero-Bändchen JB. 1905 S. 211 füge ich, veranlaßt durch Nohls Rezension, einige Ergänzungen hinzu.

I 6 *veterani qui appellabantur.* Nohl hält die bei Arusianus Messius fehlenden Worte *qui appellabantur* für interpoliert. Gegen Laubmanns Meinung, dieser Zusatz stehe, „weil die Bezeichnung veterani damals noch neu war", spricht nach Nohl „1. das Imperfektum, 2. daß Cicero das Wort veterani schon in früherer Zeit ganz geläufig ist". Mir scheint nun, dieser Zusatz deute an, daß das Wort veterani mißbraucht wurde, daß die vom Senat den veterani gewährten Vergünstigungen auch solchen zugeteilt wurden, die eigentlich nicht veterani waren.

I 14. „Sicher falsch ist mit Clark aus V aufgenommen: *non modo voce nemo L. Pisoni consulari, sed ne vultu quidem adsensus est.* Nicht darauf kam es an, daß Piso ein Konsular war, sondern daß keiner der Konsulare ihm zugestimmt hat; vgl. gleich darauf *neque ego hoc ab omnibus iis desidero, qui sententiam consulari loco dicunt*". Da Nohl diese Worte zugunsten der Lesung *consularis* anführt, so denkt er sich wohl als Konsularen nicht nur die gewesenen Konsuln, sondern auch die Senatoren, die bloß die Rechte der gewesenen Konsuln erhalten hatten, wie Sallust nie Konsul war, aber als Prokonsul Africa nova verwaltet hatte und nun sententiam consulari loco dicebat. Ich halte die Lesung *consulari*

für richtig; es war unerhört, daß der Antrag eines Altkonsuls von keinem einzigen Senator unterstützt wurde.

I 27 *sin consuetudinem meam, quam in re publica semper habui, tenuero.* Der von Laubmann aus $V^3 \delta$ aufgenommene Relativsatz bestimmt und verstärkt den Begriff *consuetudinem meam* so passend, daß ich ihn für echt halte.

I 29 *te enim intuens, Dolabella, qui es mihi carissimus, non possum utriusque vestrum errorem reticere.* Der in V^1 fehlende Relativsatz mildert den Vorwurf so glücklich, daß ich diese Worte nicht für einen Einfall eines Interpolators halten kann.

I 30 *cum expiato foro, dissipato concursu impiorum, principibus sceleris poena adfectis* [, *urbe incendio et caedis metu liberata*] *te domum recepisti.* Die eingeklammerten Worte stehen nur in V^2. Nohl meint: „hier ist *incendio* besonders anstößig, man erwartet wenigstens *incendii*". Mir scheint, daß die Worte *urbs incendio et caede liberata est* so ziemlich dasselbe sagen wie *urbs metu incendii et caedis liberata est*; haben Brand und Mord begonnen, so ist die Stadt nicht davon befreit worden. Ich finde *incendio* nicht anstößig; Cicero zog wohl *caedis metu* vor, um *caede liberata* zu vermeiden. Durch die Entfernung der Worte *urbe . . . liberata* verlieren die vorhergehenden Glieder ihre Erklärung. „Man fuhr fort an dem Altar zu opfern, Gelübde darzubringen und Streitigkeiten unter Schwüren bei Cäsars Namen zu schlichten" (Laubmann S. 30). War das eine *impietas*, ein *scelus*? „Aber die fanatische Abgötterei war nur der Deckmantel der gefährlichsten Absichten". V^2 scheint mir hier Richtiges zu überliefern.

I 33 *ne . . . gloriosum putes plus te unum posse quam omnes et metui a civibus tuis* [*quam diligi malis*]. *Quod si ita putas* usw. Die eingeklammerten Worte fehlen in V und sind in unlogischer Weise eingefügt. Sie werden daher besser mit Nohl u. a. weggelassen.

II 40. Die Wiederholung der Worte *fecit heredem* dünkt uns unschön; das ist jedoch kein genügender Grund zu ihrer Tilgung.

II 87 *quod fas non est.* Dieses Kolon ist unpassend in die Frage eingeschoben und die Form *est* (statt *esset* oder *erat*) unerträglich.

42) M. Tulli Ciceronis in M. Antonium oratio Philippica tertia decima. Con introduzione e note (per le scuole) del D. Fava. Milano 1906, Fr. Vallardi. 85 S. 8. 0,80 *M*. — Vgl. H. Nohl, WS. f. klass. Philol. 1907 Sp. 972—975.

Die 13. Philippika, die Cicero am 20. März 43 im Senate hielt, erwähnt viele Anhänger des Pompejus, Cäsar, Antonius, und Cicero verliest und erörtert in ihr ein Schreiben des Antonius. Manche Stellen dieser interessanten Rede sind aber schwer verständlich, so daß eine erklärende Ausgabe erwünscht ist.

Fava führt zunächst S. 1—15 den Lebenslauf des M. Antonius vor; Q. Cassius Longinus, sein Kollege im Volkstribunat 49, heißt

Crasso (ebenso bei De Marchi, pro Deiot. § 11); Cäsar wird am 14. März ermordet. Darauf werden die politischen Begebenheiten vom Tode Cäsars bis zur Gründung des zweiten Triumvirats und die Veranlassungen der 14 Philippischen Reden erzählt, durch die Cicero heldenmütig den Antonius an der Vernichtung der Republik zu verhindern suchte.

Fava hat sich viel Mühe gegeben, einen guten Text herzustellen. Ein Anhang gibt darüber Aufschluß; er ist jedoch unvollständig und enthält manche ungenaue oder unrichtige Angabe. Der Kommentar ist umfangreich und gibt viele Erklärungen, die für einen Leser auf dieser Stufe nicht nötig sein sollten. Einige Stellen sind falsch aufgefaßt worden; zu manchen schwierigen Stellen wurde keine Erklärung versucht. Nohl hat einzelne Irrtümer des Textes und Kommentars berichtigt und mehrere Stellen überzeugend erklärt (§ 6, 23, 27, 31, 35, 47, 49). — § 12 *quasi* [*thesaurum*] *draco*. Ich glaube, daß zu schreiben sei: *quasi thesaurum Draco*. — § 13. L. Paulus war 50 Konsul (nicht 56). — § 16. Fava hält den D. Brutus irrtümlich für einen Bruder des M. Brutus. — § 29. Die Notiz über Ciceros Rede für Marcellus ist unrichtig: Cicero dankt Cäsar für die Begnadigung des Marcellus, die also nicht erst auf diese difesa folgte. — § 27 ist nach Nohls Vorschlag *similibus* in den Text aufzunehmen (Hss. *dissimilibus*, Ausgaben *simillimis*).

43) M. Tulli Ciceronis orationes in M. Antonium Philippicae XIV. Luoghi scelti collegati dall' esposizione storica degli avvenimenti e commentati dal Felice Vismara. Milano 1906, Casa editrice Dr. Franc. Vallardi. XXIV u. 172 S. 8. 1,60 *M*.

Die Einleitung zu dieser Chrestomathie handelt über Ciceros Leben bis zum 2. Sept. 44, an dem er im Senat die erste Rede gegen Antonius hielt. Der Tod des Clodius wird auf den 20. (statt 18.) Jan. 52 gesetzt. Vom Texte der Reden wird eine Auswahl geboten nach der Ausgabe von C. F. W. Müller; nur die Reden IV, V und XIV sind vollständig. Jeder Rede geht eine besondere Einleitung voran; der Inhalt der weggelassenen Teile wird in Kürze angegeben.

Phil. I. § 1 *exemplum*] Aristot. de rep. Athen. 39, 6. — § 3 Sesto Clodio, bandito dal senato] Der Senat konnte keinen Bürger verbannen. Sex. Clodius wurde, wie Milo, nach der lex Pompeia mit 46 gegen 5 Stimmen verurteilt (Ascon. in or. p. Mil. 35). *Multa praeterea* ist wohl Fehler für *M. praetereo*. — § 36 *gladiatoribus clamores*] „Si comprende da quanto afferma l' Autore, che molte volte Antonio e Dolabella erano stati nel primo periodo del loro potere acclamati dal popolo durante gli spettacoli“. Die Acclamatio wurde vielmehr nach dem Folgenden den *liberatores*, den Mördern Cäsars, zuteil. — § 36 *Bruto*] Es ist M. Brutus, nicht Decimo Bruto (vgl. II 31).

Phil. II. Bei § 17 steht die falsche Angabe, Cicero habe die Verschwörung bewiesen durch „lettere, che Catilina e i suoi complici avevano tentato di recapitare a Manlio nell' Etruria“. — § 21 (Einl. S. XV). Die Zurückberufung Ciceros aus dem Exil erfolgte durch einen Volksbeschluß, nicht per decreto del senato. — § 22. Pompejus wurde 52 Konsul „il 26 di febbraio“. Jener Februar hatte nur 23 Tage; Pompejus wurde am 25. Tag des Schaltmonats gewählt. — § 31 *Tu homo sapiens et considerat*] Man setze: *considerate*. Arg ist § 100 verstümmelt. Da steht im Text: *At sic placuerat, ut Kalendis Iuniis expectasti*? Es sollte heißen: *ut Kalendis Iuniis de Caesaris actis cum consilio cognosceretis. Quod fuit consilium? Quem umquam convocasti? Quas Kalendas Iunias exspectasti?* Ebenso sind § 103 *quo in heredum L.* [Rubri, quo in heredum L.] *Turseli* die eingeklammerten Worte aus Versehen ausgefallen. Dieser Satz zeigt, daß § 40 kein Grund vorlag, den L. Rubrius nicht für den pompejanischen Senator zu halten, da Antonius dessen Erbschaft mittels eines gefälschten Testaments an sich riß. — § 107 *quod in C. Cassium et Brutos patronos adoptassent* ist *in* vom Setzer zugefügt. — § 111 steht *se* statt *te*. Auch die folgenden Reden weisen viele ärgerliche Druckfehler auf.

Phil. IV. Vismaras Erklärungen zu dieser Rede bieten manche Ergänzungen zu dem Kommentar von E. R. Gast (bei Teubner, 1891).

Phil. V. § 6 *tu ... instrues*] Dieser Satz ist nicht an Q. Fufius gerichtet, wie Vismara angibt, sondern er bezieht sich auf § 5 *decreturum aliquem*. — § 7. Die Worte *Hoc ne Cotyla quidem dicere auderet* beginnen die Widerlegung des Einwurfes *At non cadunt haec in Antonium*. Vismara behandelt sie als einen Teil der obiezione. — § 7 *hic omnem Italiam moderato homini, L. Antonio, dividendam dedit*] Es muß offenbar heißen: *immoderato*. — § 11 *quos M. Antoni tota exhausit domus*] Man ersetze *tota* durch *sola* (nach Klotz). — § 32 *exercitatum* ist fehlerhaft, für *excitatum*.

Phil. VII 14 *quam turpe legiones ad senatum legatos mittere, senatum ad Antonium!* Strenge setzt zu legiones die Notiz: sc. *Antonii*. Das ist nicht verständlich. Vismara vermutet wohl mit Recht, daß die legio *Martia* und die *quarta* dem Senat durch Abgeordnete ihren Abfall von Antonius anzeigten und dem Senat Treue gelobten (vgl. Phil. V 5—6); er verhieß ihnen *honores et praemia* (V 28). Cicero findet es nun schimpflich, daß der Senat noch mit Antonius verhandeln will, statt ihn für einen Landesfeind zu erklären (V 31). Vismara meint, Cicero halte es für schimpflich, daß Legionen an den Senat Gesandte zu schicken wagen, wie fremde Völker, und der Senat durch Gesandte mit Beamten verhandle wie mit fremden Fürsten. — § 21 *frequentissimi*. In der Note hierzu sind die Senatssitzungen vom 19. Sept. und 20. Dez. 44 verwechselt.

Phil. XIV. Druckfehler: § 6 *hac*, 22 *victoris*, 23 *ad ... num*,

38 *sempiternam*. Die Erklärung dieser Rede ist gründlicher als in der Ausgabe von Gast, zumal in § 5 und 10. — § 1 *id, quod*] Diese Interpunktion ist nicht richtig; *id quod . . . arbitramur* ist Attribut zum folgenden. — § 17 *dixerim* ist fehlerhaft statt *dicerem* (Nauger). — § 32 *Brevis a natura vita vobis data est* ist unpassend; die Natur hatte den in der Schlacht Gefallenen ein längeres Leben bestimmt. Der folgende Satz schließt sich besser an, wenn man liest: *nobis* (d. h. uns Menschen) *data est*.

Zum Schlusse werden die Begebenheiten vom Tage dieser Rede bis zu Ciceros Tod (21. April bis 7. Dez. 43) vorgeführt.

44) Q. Asconii Pediani orationum Ciceronis quinque enarratio. Recognovit brevique adnotatione critica instruxit Alb. Curtis Clark. Oxonii 1907, e typographeo Clarendoniano. XXXVI u. 104 S. 8. geb. 3,30 *M*.

In der Praefatio handelt Clark zunächst in Übereinstimmung mit der Ausgabe von A. Kießling und R. Schöll (= KS) über Asconius' Leben und Schriften. Er nimmt an, daß Asconius 9 v. Chr. zu Padua geboren wurde, 64 erblindete, 76 starb.

Ausführlich erörtert er dann die Geschichte der Überlieferung, der Hss. und den Wert dieser. Von KS wurde erwiesen, daß die Hss. des Sozomenus (Cod. Forteguerrianus in Pistoja) und des Bartholomaeus de Montepolitiano in Florenz aus Σ, einer verloren gegangenen St. Galler Hs., abgeschrieben sind. Dagegen blieb ihnen unbekannt, daß P, eine Hs. in Madrid (X 81), von Poggio selber aus Σ abgeschrieben wurde, M aber nicht von Politian selber, sondern von einem unwissenden Kalligraphen geschrieben und an mehr als 30 Stellen nach P korrigiert wurde. Der Konsensus von SPM gibt uns also den Wortlaut von Σ. Clark hat eine Menge Codices selbst verglichen, namentlich P und die aus P stammenden Hss. Er hat ferner eine Kollation des P von Skutsch benutzt, dazu Arbeiten von P. Schmiedeberg (Dissertation de Asconii codicibus, Breslau 1905) und Giarratano, der ebenfalls eine Ausgabe des Asconius vorbereitet.

Clarks Text weist gegenüber KS viele Verbesserungen auf. Verkehrt ist, daß die Reden für Cornelius (65 v. Chr.) und in toga candida am Schluß stehen, da doch die Kommentare dazu von Asconius früher verfaßt wurden als der zur Rede gegen Piso (55 v. Chr.). Denn 9, 17 Catilinam lege repetundarum absolutum esse accusante P. Clodio iam supra dictum est verweist auf 66, 7; 85, 10; 87, 13; 92, 8. „Quod autem ad Asconii emendationem attinet, nemo profecto, ne ipse quidem Madvigius, Manutio anteponendus est".

In Pisonianam § 42 *Mutinae*] Dieser Name ist mit tt zu schreiben, wie bei Livius konsequent *Muttines* steht.

In Scaurianam. Im Argument 18, 7 *Nonas Quint*. fehlt *s*. — 19, 2 *in Asia legatus Pontoque L. Luculli fuerat* ist *legatus* offenbar

nur durch einen Irrtum in den Hss. vor *Pontoque* gestellt worden. — I 1 sacra *multa* populi Romani] Clark tilgt *multa*; man ersetze es durch *publica*.

In Milonianam. Am 4. April 52 (39, 7) wurden in der Halle der Freiheit Sklaven gefoltert; am 5., 6., 7. war das Zeugenverhör, am 8. (am 102. Tage nach Clodius' Tod) sprach Cicero in der Hauptverhandlung (Cic. § 98): a. d. VI. Id. April. Σ 30, 2. Es ist mir nicht verständlich, daß Clark korrigiert: a. d. VII., wenn schon 40, 25 PM *ad III*, S *ad II* bieten. Der Senator, der Clodius' Leiche nach Rom tragen ließ, heißt nach C. I. R. I 1090 *Sex. Teidius* (in Σ *Sex. Tedius*). — compluresque noti homines *elisi* sunt, *inter quos C. Vibienus senator*. Dieser Satz ist unglaublich. Clark schreibt mit Rinkes *visi* und tilgt die Erwähnung des Vibienus, weil er nach § 37 der Rede schon früher starb. Vielleicht hat Asconius selbst sich geirrt. — corpus nudum *caldatum* (Σ), sicut in lecto erat positum, ut vulnera videri possent, in forum detulit] Clark schreibt nach Daniel *ac calcatum* „mit Füßen getreten". Dies ist so wenig brauchbar als *ac lutatum* KS. Vielmehr war die Leiche gewaschen worden, *ut vulnera videri possent*. Also setze man: *ac lavatum*. — Contionem ei post aliquot dies dedit M. Caelius tr. pl. *ac ci* (P, *acci* S, *aci* M) ipse etiam causam egit ad populum] Caelius berief eine Contio, damit Milo zum Volke sprechen konnte, und sprach auch selber für ihn. Man kann *atque* (Madvig) oder *qui* lesen; aber Clarks Lesung *ac Cicero* ist sicher verfehlt; *ipse etiam* erinnert doch an einen bereits genannten Mann, während es von Cicero heißen müßte: *atque etiam Cicero*.

In Cornelianam. 62, 11 an quod Cornelius fecit *ne ca* maiestatis teneatur. Ich würde lesen: *actione*, ob das, was C. getan hat, Gegenstand einer Majestätsklage sein könne. — 71, 10 *Alia* populus confusus ut semper alias, ita et in contione. *Id peractis.* Vielleicht ist zu lesen: *Audit ... Ea peracta.*

Über die Rede in toga candida gibt es eine gute Dissertation von Paul Kötschau, Leipzig 1880. — 84, 11 cum Lucullus id quod Graeci postulabant decrevisset, appellavit tribunos Antonius iuravitque *se ideo iurare* quod aequo iure uti non posset. Durch *se ideo eiurare* (Baiter), *se id forum eiurare* (Mommsen) scheint mir die Stelle weniger verständlich gemacht als durch *se id recusare*: er verweigerte das den Griechen Zugesprochene und hatte den Tribunen einen Grund hierfür anzugeben. — Hunc Antonium Gellius et Lentulus ... senatu moverunt *catulisque* (S, *causasque* PM) subscripserunt] Clark liest: *titulosque*. Nach meinem Dafürhalten ist zu lesen: *tabulisque*, in den Zensorenlisten, unter die Erklärung über die Ausstoßung des A. aus dem Senat. — 86, 4 hestern*a* die me esse dignum consulatu negabas] *dies* ist Feminin bei einem vorausbestimmten Tag, wie *die dicta*. Es war also auf diesen Tag eine Verhandlung im Senat oder vor dem Volk angesetzt gewesen. Clark schreibt mit Aldus *hestern*o. — 90, 20 tu

tibi ne infitiandi quidem *impudentiae* locum reliquisti] Kötschau schreibt: *impudenter.*

45) Scholia in Ciceronis orationes Bobiensia. Edidit Paulus Hildebrandt. Adiectae sunt duae tabulae photographicae. Leipzig 1907, B. G. Teubner. XLVII u. 308 S. 8. geh. 8 M.

Das im 7. Jahrhundert von Kolumban gegründete Kloster Bobbio besaß einen im 5. Jahrh. geschriebenen Pergamentkodex C mit Scholien zu mehreren Reden Ciceros. Der Schreiber des C hatte eine Vorlage aus dem 3. oder 4. Jahrh. ungenau abgeschrieben und einzelne Abkürzungen unrichtig aufgelöst. Er hat selber nach einem Manuskript nachgebessert C_1, ebenso in der Miloniana ein anderer Korrektor C_2; nach Hildebrandts Meinung freilich hätte C_2 nur Konjekturen beigesetzt. Um 700 wurde C abgewaschen und mit einem kirchlichen Text über das Konzil von Chalcedon beschrieben; später wurde er zerstückelt, so daß von den 73 Bogen, die er enthielt, nur fünf ganz erhalten sind. Teile der Bogen 52—68 kamen 1618 in den Vatikan (Cod. Vat. lat. 5750); Teile der Bogen 48, 66—73 und von zwei Bogen vor 48 finden sich im Cod. Ambrosianus E 147 sup. zu Mailand. Im ganzen sind 204 Seiten erhalten, kaum der fünfte Teil der Scholien. Viele Männer haben sich seit Angelo Mai um die Lesung der erhaltenen Stücke und die Herstellung eines gesicherten Textes bemüht, wie H. schildert; er selbst hat auf diese Ausgabe langjährige Studien, zum Teil in Rom und Mailand, verwendet. Während des Druckes war er mehrmals krank, so daß leider manche Versehen seiner Beachtung entgingen; eine Anzahl ist S. XLV und XLVI berichtigt, einige werde ich noch erwähnen. S. 1—165 findet man den Text mit kritischem Apparat, nachher einen Index verborum, I. rhetoricus, I. nominum, I. grammaticus. So ist für die Textkritik ein vortreffliches Material geboten. Die Emendation durch Konjekturen ist aber die schwache Seite des Buches, obwohl sich H. auch hierfür viel Mühe gab. Die Herausgeber haben nämlich irrtümlicherweise die Lücken hauptsächlich mit griechischen Kunstformeln ausfüllen wollen und dabei auf den Wortlaut des Erhaltenen und die Satzkonstruktion nicht gebührend Rücksicht genommen.

S. 1—6 bieten Scholia Gronoviana zu Verr. I § 45—63, aus Cod. Voss. Quart. 138 zu Leyden. Gaumitz (1884) und Hildebrandt (1894) haben nachgewiesen, daß sie aus den Scholia Bobiensia exzerpiert sind. Man setze S. 1, 12 *ingenuum, domi nobilem*; 4, 6 dixisset (näml. de signis), *plostris* ait; 6, 20 nimirum ut, quaeque. § 48 vermute ich: ne levius fieret hoc *numen* (näml. des Apollo), *si Latona* induceretur. — Zu § 54 cum in villa Luculli *bellum* esset omni apparatu venustatis ornatum wird keine annehmbare Emendation geboten. Wahrscheinlich hatte der Speisesaal eine getäfelte Decke, ein laqueatum *tectum* (Cic. leg. 2, 1; Hor. Od. 2, 16, 11).

S. 7—19, pro Sulla § 9—42, 91—92. § 9 kann man beginnen mit: *ne partiendae invidiae causa comites sibi* videatur adsciscere. — § 10 Acutissimum torquet (Lücke von acht Buchstaben). Im folgenden sehe ich weniger einen *συλλογισμόν* (Halm) als ein *dilemma*. — valde, ne odium . . . incurrat. Mit *εὐλαβῶς* valde (Ziegler) ist nichts gewonnen. Vielmehr fehlt ein Verb, etwa *praecavet* (vgl. S. 19, 14). — § 21 Itaque (10 B.) statim (16 B.) consulatum suum talia edidisse . . . exempla. Die Lücken sind sicher nicht mit *ἐξ ἐναντίου* und *παρασκευάζεται* auszufüllen, sondern etwa so: Itaque, *ut se purget* (vgl. 77, 14), statim *Torquato respondet*. — § 28 (11 B.) quidem in orationibus plurimis frequentata Ciceroni. Lieber als *μαντεία* (Halm) oder *χρησμολογία* (Hild.) ergänze ich *vaticinatio* (vgl. 113, 24). — quam localiter intulit (7 B. *παρασκευήν*?). Wahrscheinlich fehlt *speciem* (Bild, Vorstellung). — § 31 Post quod exemplum (10 B. *ἐπιφώνημα*?) in fine sententiam posuit. Ich ergänze *invidiosum*. Die Vergleichung mit dem Tribun ist für Torquatus kränkend. — § 36 (8 B.) facta ab indicio Allobrogum et (10 B. *γυμνῶς*?) inlata propositione. Da *facta* Ablativ ist, fällt die Vermutung *ἀφορμή* dahin. Man setze: *Quaestione* (Streitpunkt) facta . . . et *continuo* (vgl. 76, 12). — 17, 8 Quae (12 B. *προκατάληψις*?) multum proficiet. Gemeint ist die *argumentatio* in konzessiver Form. — § 39 (8 B. *δυνατῶς*?) et perquam exercitata respondendi facultate. Wahrscheinlich fehlt *oratorie*.

S. 9—29, in Clodium et Curionem. Der Anfang hat dem Sinn nach ungefähr so gelautet: *Haec oratio generis demonstrativi est, qualia scripta* aput Graecos ⟨*γράμματα ἐπιδεικτικὰ*⟩ nominantur continentia ferme laudes et vituperationes. — I. Facere videtur hoc (7 B. *προοίμιον*?) gravitatis et modestiae suae] Hier kann man ebensogut *indicium* ergänzen. — sine dubio (5 B. *δεινῶς*?) confirmat veritatem sui testimonii, ut. Entsprechend dem ut consecutivum kann *satis* gestanden haben, wie bei Frg. IV. Vielleicht hieß es auch XXIII id describitur *satis multis verbis*, ut. — XX. (19 B. *ἀμφιβολία ἀπ' ὀνόματος*?); de Appi enim Caeci familia genus trahebat. Et praecipitem volens significare usw. Bei der von Hild. vorgeschlagenen Ergänzung müßte *trahebat* von Cicero ausgesagt sein, wie *volens*. Damit man es auf Clodius beziehen kann, muß sein Name in der Ergänzung vorkommen: *Haec in Clodium iactat* (vgl. 135, 26). — XXIV. (5 B. *κόσμον*?) genus, quo feminae capita velabant. Ich ergänze *vestis*. Nach Gaumitz ist der größere Teil dieses Scholions (von *Atque ita* an) ein Zusatz von einem späteren Erklärer. — XXVI. (11 B. *παραπροσδοκία*?) victoriam quoque iudicii orator convertit in dedecus. Es fehlt ein Adverb, etwa *sollertissime*, wie XXV mit *festivissime* beginnt. — XXVII. Et hic subest (11 B. *παραπροσδοκία*?) postulasse iudices ab senatu praesidium. Vielleicht ist *significatio*, die Andeutung, ausgefallen.

S. 29—32, de rege Alexandrino. Anfang, Mitte, und Schluß des Kommentars zu dieser Rede sind verloren. Bei III lese man: in ipsa propositione ⟨praeparatio⟩ insigniter facta est (nach IX congestis praeparationibus). Hild. vermutet *προπαρασκευή*, Ziegler *μικτὴ διαίρεσις*. Nach Fortunatian II 22 war die partitio dieser Rede communis, quae *μικτή* potest dici. Der Scholiast redet aber nicht von der partitio, sondern von den Worten: debent esse modestissima . . . iudicare. 32, 10 setze man: revocaret.

S. 33—55, pro Flacco. Der Kommentar zu dieser Rede umfaßte mindestens 50 Seiten des Kodex. Es fehlt der Anfang und 18 Seiten in § 5, 9—12, 21—32, 53—77. — § 3 hoc, hoc, inquam, tempore] Die Notiz (Lücke von 16 Buchstaben) vehementer congeminat ist nicht mit einem griechischen Wort (*κατὰ συναθροισμόν*) auszufüllen, das neben *congeminat* überflüssig ist, sondern mit einem Objekt, etwa: *Demonstrativum hoc*. — Est ergo (Lücke von 36 B.) invigilari oportere, ne. Daß die Lücke auszufüllen sei *προτροπὴ παθητικὴ εἰς δικαστάς*, ist unglaublich. Der Scholiast meint: Est ergo *prudens consilium oratoris, praecaveri et* invigilari oportere (nach 19, 14). — § 4 (13 B.) oratoriae interiacit addubitationem. Dem Vorschlag *κατὰ διαπόρησιν* oratorie stelle ich entgegen: Calliditate oratoria, mit rednerischer Schlauheit (vgl. 35, 5). — Fragm. X. laudativa (5 B.) orator exornat. Der Vorschlag Mais laudativa *γνώμῃ* mißfällt wegen der Sprachmischung. Ich vermute: laudativa nota. — § 6 prima conflictatione (7 B.) opponit praecedentium magistratuum. Die Lücke ist nicht mit *ἔπαινον* (Orelli) auszufüllen, sondern wohl mit *iudicia*. — § 9. Bevor Cicero die Verlogenheit der Griechen schildert, erwähnt er ihre guten Eigenschaften und seine Sympathie für dieses Volk: Localiter (9 B. *ἀπὸ γένους*?) impleturus Graecis testibus non esse credendum, quo sibi contra invidiam mederetur, praemisit hoc (5 B. *σχῆμα*?), quod apud Graecos (9 B. *πρόληψις*?) dicitur. In der ersten Lücke stand ein Substantiv, von dem der Acc. c. inf. abhängt, etwa *opinionem*, in der zweiten *suave* oder *dulce* oder Ähnliches, in der dritten ein Neutrum (*ἀντίθετον*, Gegensatz?) — § 14 quo ibidem Laelius] Sallusts Worte *receptis plerisque signis militaribus cum Laeli corpore* zeigen, daß Laelius einen höheren Rang bekleidete. Aus *ibidem* ist vielleicht *trib. mil.* herzustellen, oder *trib. Decimus*. — § 17 Ad quod destruendum (10 B. *ἀνασκευή*?) ab oratore praemissa est. Hier kann mit Sicherheit das Wort *insimulatio* eingesetzt werden (vgl. 43, 13). — § 35 Festivissime (15 B. *χαριεντισμὸν*?) subiecit. Der Zusammenhang führt auf die Ergänzung: *fratres non dedisse*. — § 36 *qui ab* eorundem maxime testimonio nititur. Hier ist *ab* unerträglich; vgl. 8, 11 *testimonio niti*. Man setze: *quia eorundem*. — § 41 (12 B. *διατύπωσις*?) interposita est avididatis et intemperantiae barbari hominis. Dem Zusammenhang entspricht:

nam suspicio usw. — § 43 qui aput arbitrum infideliter in societate gessisse vincuntur] Mais Korrektur *con*vincuntur genügt nicht; zu *gessisse* muß noch ein Objekt (*rem*; vgl. 111, 11) gesetzt werden. — § 91 (5 B.) O (2 B.) TO (6 B.) fidem Falcidio. Man lese: Abrogat omnino f. F. (Thesaurus I 137). — § 106 (14 B. *ἐμπαθῆ ἐπίλογον*?) intulit. Ich lese: *Filii mentionem* intulit.

S. 55—58, cum senatui gratias egit. Der Kommentar hierzu umfaßte in C 20 Seiten und zwei Kolumnen; davon sind 18 Seiten verloren. § 17 *εἰρημένον εἰς εἰπόντα* ist wohl *τετραμμένον* (gekehrt, retortum) zu setzen.

S. 58—60, cum populo gratias egit. Dieser Kommentar enthielt 10 Seiten und eine Kolumne; die sieben letzten Seiten fehlen. Der Anfang (Lücke von 54 B.) lautete etwa: *Huic orationi ad populum principium et argumentum prorsus cum* superiore commune est. Auffallend ist 58, 17 *dissenserit*. Wahrscheinlich ist dieses Wort zu ändern, ohne Einschiebung von *pars*; vielleicht hieß es: *ulla . . . dissensio fuisse.*

S. 60—82, pro Milone. Von diesem Kommentar sind 25 Seiten und eine Kolumne erhalten; mindestens 55 Seiten fehlen. — Aus den von Hild. verworfenen Notizen von C_2 ziehe ich folgenden Gewinn: § 7. Beim ersten Lemma veranlaßte doppeltes *inimicis* einen Ausfall in C. Man lese: ab inimicis *saepe iactata sunt. Nam quod ab inimicis* dixit, iam detraxit illi decreto auctoritatem, *cui potest propter simultates inesse studium* malevolentiae. Et quod addidit . . . usus est . . . *gravabatur*. Hier ist *gravatur* entschieden unrichtig. 63, 17 lese man: aput Tullum *Hostilium* regem. — § 8. Das *μυθῶδες* exemplum vom Muttermord des Orestes wird zwischen historische Beispiele erlaubter Tötung hineingestellt: noluit *id* in primo constituere nec in postremo. Die Weglassung des *id* in C war fehlerhaft. — § 13 ut remota faciendi causa *faciens* displicuerit *faciendi* senatui, aliquid per vim inter cives esse commissum. Das zweite *faciendi* wird mit Recht ausgelassen. Aber *faciens* ist nicht auch zu tilgen, sondern in *facinus* zu korrigieren. Hierzu ist dann *aliquid . . . commissum* Erklärung. C_2 fand in seiner Vorlage *facienus* mit fehlerhaftem *e* und las *factenus*, indem er über *ns* ein *tenus* gesetzt hat. Nicht verständlich ist mir, was Hild. S. XVI über § 15 *alterum praeiudicium discutit* vorbringt. Die Behauptung der Ankläger *non intueri lucem esse fas ei, qui a se hominem occisum esse fateatur* § 7 ist ebenso ein *praeiudicium* gegen Milo als ihre Auslegung des Senatsdekrets und ihre Behauptung, Pompejus habe durch sein Gesetz die Tat Milos verurteilt. C_2 hat mit Recht *terum* gestrichen und *iud* darübergesetzt. Richtiger wäre allerdings *tertium*. — S. 61, 13 *dinsenatu* weist darauf, daß C_2 in seiner Vorlage fand: *convocato dein senatu.*

S. 62, 19 ist *adiceret* falsch statt *diceret*. Die Worte „*ab inprobis* maluit" zeigen deutlich, daß Cicero *ab inprobis* setzt statt

a populo, nicht statt *ab inprobis et a populo*. — S. 63, 2 antequam argumentationis impleat. Man korrigiere *argumentationes*. Nach S. 305 setzt der Scholiast den Akk. auf *is* nur bei i-Stämmen. S. 172 ist *argumentationis* irrtümlich als Genitiv aufgeführt. Dagegen 65, 17 *interemendi* ist *e* aus *i* verschrieben. Man setze *interimendi* (vgl. 78, 13). — § 7 Cui responsioni adhibet firmamentum (Lücke von 33 B.). Hild. ergänzt: *ἐκ τοῦ ὁμοίου παραδείγματι κεκριμένῳ*. Ich glaube auf der Tafel lateinische Buchstaben zu erkennen: *olim a consentienti populo aliter iudicatum esse* (?). — § 12 Et plane (14 B. *μεταφορικῶς*?) quod sequitur. Ich ergänze: *idem significat* (ganz das gleiche bedeutet). — § 13 (12 B. *κεκριμένῳ*?) utebatur accusator ex eo videlicet adseverantes] Es fehlt ein Substantiv, auf das sich *ex eo* bezieht. Da drei Ankläger waren, so lese man: *Hoc decreto ab*utebantur accusatores. — Die Ankläger reden unsinnig: hanc a senatu caedem praedamnatam, cum decreverit contra rem p. commissum videri, quod (C *quo*) exarsisset curia. In den Worten *quod exarsisset curia* liegt doch keine Verurteilung der *caedes*. Es fehlt etwas: videri *proelium in via Appia factum et incendium*, quo. — Ungeschickt ist die Ergänzung 69, 1 is, *qui primus interrex esset*. Man lese: ut non *primus interrex comitia haberet, sed* is, qui loco secundo crearetur. — Nimium (6 B. *ἰσχνῶς*?) adversus propositionem partis adversae facta responsio est tenuiter et anguste. In der Lücke stand ein Adjektiv, welches die *responsio* als eine listige, kühne bezeichnete (*astuta*?). — § 16. Ich stelle her: *quod* (C *cum*) *ea* (C *eo*) *hora mortem* (C *morborumtem*) obiit. — § 29 (8 B.) *ον* fecit ipsa addubitatione. Das erste Wort war sicher nicht *ἀμφίβολον*, sondern wohl *Πιστότερον* (glaublicher). — § 47 facta (12 B. *παρεκβάσει*?). Warum soll nicht *digressione* hier gestanden haben?

S. 82—113, pro Sestio. Von diesem Kommentar sind 36 Seiten und eine Kolumne erhalten, wahrscheinlich 14 Seiten verloren. — S. 82, 10 amicissimus erat Ciceronis (17 B.) in collegio tribunorum pl. Man ergänze *in exilium relegati* (nach 41, 21) oder *eiecti* (nach 94, 9); denn zum Verständnis der folgenden Sätze muß dieser Gedanke hier gestanden haben. — 83, 13 Quamvis enim sciamus (12 B. *ἐν παρεκβάσει*?) multa Ciceronem usw. Es fehlt in dem Satze die Bestimmung: *in orationibus*. — § 6 quod meruit. Vielleicht schrieb der Scholiast: *gloriam* (Halm *laudem*) *meruerit*. — § 10 *καὶ μετὰ ἀπιδείας*. Die Worte beziehen sich auf *cum se corroborarit* (durch Unterricht) und sind mit *inesse* zu verbinden, nicht mit *denuntiat*. Man setze: *καὶ μετὰ παιδείας*. — § 12. Ich vermute: quaestorem. Quasi eius incitamento factum sit, ut Antonius *pugnaret* (C *parceret*), subdidit usw. — § 17 O (4 B.) MOC. Da der Raum für *ὀνειδισμός* nicht ausreicht, so vermute ich *Ὁρισμός*. — § 24 (21 B. *ἐνθύμημα ἐκ παραβολῆς*?) inperitos. Der Satz erfordert die Ergänzung: *Dicit*

Gabinium et Pisonem (vgl. 86, 13 und 87, 1). — § 31. Die eingeschobene Rechtfertigung seines Zurückgreifens auf frühere Ereignisse beschwichtigt die Mißgunst, so daß sie, die *correctio*, der ganze § 31, mehr als ein Mittel der Verteidigung denn als Schwätzerei erscheint, ut ratio magis defensionis quam loquacitas existimetur. Die Änderungen *oratio* Stangl, *defensio* Ziegler, *inesse verbis Ciceronis existimetur* H. sind nicht begründet. — § 40 (11 B. σχηματίζει?), quid . . . sentiat. Ich vermute: *Significat*. — § 51 (11 B.) Excedit in cohortationem. Ich ergänze: *Παραίνεσις*. — Et hic est aculeus non mediocris (20 B.) Caesarem. Man kann setzen: aculeus non mediocris *asperitatis emissus in* Caesarem (vgl. 23, 12). — § 57 (14 B.) hunc. Der Vorschlag *ἀπὸ τοῦ ὁμοίου* ist erstaunlich; denn es fehlt ein Ausdruck, von dem der Acc. c. inf. abhängt, vielleicht *Veri simile erat* (Imperfekt wegen *videretur*). Ebenso kann § 59 *processerunt* nicht mit Ziegler durch *processurum* ersetzt werden; es muß *processurum ait* heißen, damit eine erträgliche Satzkonstruktion vorliege. — § 61 (14 B. ὑποφορὰν?) discutere voluit. Dem Stil der Scholien entspricht die Ergänzung: *Responsionem*. — § 71 congruentissima hac (10 B.) volturios nominavit. Statt *μεταφορᾷ* (Mai) würde ich eher *notatione* ergänzen. — § 122 versus omnes tragici ad ipsum Ciceronem (7 B. πλαγίως) convertuntur. Man vermißt: *ab Aesopo*. — § 124 nam multiplex ista (10 B.) numerationem habet iudicii publici de sua restitutione. In der Lücke stand der Name Ciceros, auf den sich *sua* bezieht. Also lese ich: *nota Tullio*, diese vielfache Brandmarkung (des Clodius) hat für C. den Wert eines öffentlichen Urteils über seine Wiedereinsetzung.

S. 113—125, in Vatinium. Es fehlt der Anfang (wohl 12 Seiten); erhalten ist ein Bogen. — § 10 (59 B.) congeminatum ex contrario. Der Vorschlag zur Ausfüllung der Lücke (στιχασμὸν usw.) ist verfehlt; vielmehr stand ungefähr folgendes da: *Quid populus Romanus de Tullio et Vatinio sentiat, de eo dicit iudicium* congeminatum. — § 11 Haec (16 B. κατὰ παρασιώπησιν?) oratorie perstringere maluit. Ich ergänze: *vitia adulescentiae*. — § 13 Hac (4 B.) temperat acerbitatem insectationis. Offenbar fehlt *arte*. — Etiam simul decor (10 B.) locutioni ornamenta quaesita sunt. Es fehlt *convicio et*: auch erhielt zugleich die Schmähung ein anständiges Gewand und der Ausdruck Schmuck. — § 29 non sine quadam (9 B. ὑπονοίᾳ?) in C. Caesarem. Es ist sicher ein lateinisches Wort zu ergänzen, vielleicht *acerbitate* (vgl. 90, 9). — § 30 ne Vatinio hoc prodesset, idcirco se atratum fuisse. Der Acc. c. inf. ist von *hoc* (diese Behauptung) abhängig, wie nachher von *occurrit*; die Annahme einer Lücke ist nicht begründet. — § 33 Argumentum conscientiae invenit . . . quam iudicio probare usw. Es fehlt der Gedanke: *quod Vatinius tribunos appellare maluerit*. — § 41 Labeculam. Notabile (10 B. ὑποκόρισμα?). Ich ergänze: *deminutivum*.

S. 125—150, pro Plancio. Der Kommentar hierzu füllte

in C 63 Seiten und eine Kolumne aus; davon fehlen 28 Seiten. In dem Gesetz des Crassus de sodaliciis steckt ein Fehler, den die Herausgeber nicht bemerkten: ut severissime quaereretur in eos candidatos, qui sibi conciliassent ... ut per *illos* pecuniam tribulibus dispertirent. Es fehlt ein Substantiv, auf das *illos* zurückweist, das Wort, nach dem das Gesetz benannt wurde. Es muß heißen: qui sibi *sodales* conciliassent. — § 21 Miscuit (10 B.), non tantum quo doceretur iudex, verum etiam quo moveretur. Die Lücke ist sicher nicht mit *ὑποτύπωσιν* auszufüllen, sondern mit einem lateinischen Wort (vielleicht *orationem*). — § 22 Fucosa. Verbum et hoc notabile inter alia ... referendum est (10 B.) adversus Tusculanos. Die Lücke kann unmöglich durch *ἔγκλησις* ausgefüllt werden. Der Sinn verlangt: referendum est *ad querelam* (?) adversus Tusculanos. — § 25 De quibus, tam se quam Pompeio (18 B.) sic vult accipi. Die Ergänzung Zieglers *κατὰ σύγκρισιν* ist verfehlt; man kann etwa einsetzen: *populum rogantibus.* Da *suffragatorem* vorausgeht, stand hier wohl nicht *suffragatoribus.* — 131, 4 Quoniam (11 B.) verbum est. Nicht *ἀμφίβολον* fehlt, sondern etwa: *ambiguum hoc.* — § 33 las der Scholiast: nunc usque eo est oppressa *nostra* adrogantia civitas mit TE (C. F. W. Müller *vestra*). Er setzt dazu eine Notiz: (8 B.) factum est ita pronuntiando: nostra adrogantia. Die Lücke ist nicht durch *εὐλαβῶς* zu füllen, sondern es fehlt ein Komparativ (*mitius*?) und *hoc* (vgl. 132, 28). — § 36 specta diligentius omnem contextum huius (14 B. *συλλογισμοῦ*?), ut intellegas oratorem movere speciem quandam (15 B. *μεταλήψεως*?) in modum praescriptivum. Cicero gibt eine Auslegung des Gesetzes; die zweite Lücke ist wohl mit *interpretationis*, die erste mit *controversiae* auszufüllen. — § 50. Hild. schlägt vor: supplex ⟨repudiata est. Hac in parte Tullius videtur Torquato⟩ exprobare identidem. Mit dem letzten Wort stimmen *hac in parte* und *videtur* nicht recht; *Torquato* ist ein Irrtum. Man setze: *Vides Tullium Laterensi exprobare identidem.* — § 51 Totum hoc (9 B. *ἐνθύμημα*?) sufficienter implevit (19 B. *παραδειγμάτων καταριθμήσει*?), quoniam fecerat ille quaestiunculam. Ich ziehe vor: totum hoc *argumentum.* In der zweiten Lücke wurde Laterensis genannt, auf den *ille* zurückweist; vielleicht hieß es: *per maiores Laterensis.* — § 52 (6—9 B.) exsecutus congestis nominibus plurimorum. Das vorgeschlagene *συναθροισμὸν* ist neben *congestis ... plurimorum* überflüssig. Dagegen fehlt der Begriff *repulsas.* — (9 B. *εὐλαβῶς*) tamen M. Tullius non expressit ipsam legis Iuliae mentionem. Man setze: *Prudenter* tamen. — § 53 Et magis (12 B.) id confirmat paratum. Ich ergänze: Et magis *etiam a maioribus* id c. p.: noch mehr als er auf die Möglichkeit der gleichen Stimmenzahl abstellt, versichert er. — § 56 (10 B. *ἀποστροφῇ*?) igitur in eundem Cassium facta. Wahrscheinlich fehlt *invectione* (vgl. 116, 6). — § 68 Nam (13 B. *στοχασμὸς*?) valebit gratia ipsius Ciceronis. In der Lücke stand

wohl: *apud iudices.* — § 75 (10 B.) valde. Hier ist *valde* allein unerträglich. Die Ergänzung Zieglers *πρόληψις* ist unmöglich; passender vermutet Hild. *παθητικῶς*. Offenbar aber stand hier: *Oratorie* valde, wie 158, 9. — § 33 elevare (10 B. *σαρκασμοῖς?*) perseveraret. Vermutlich fehlt *contumeliose.* — ut haec inmodica *creber fuisti.* Ich stelle her: ut haec inmodica *credas fuisse.* — § 99. Ich ergänze: Nunc autem *aedificia* omnia.

S. 151—158, de aere alieno Milonis. Der Anfang des Argumentums kann nicht gelautet haben: *In eundem annum consulatum petierunt T. Annius Milo et Q.* Metellus Scipio et Hypsaeus; quo anno etiam P. Clodius Pulcher, inimicus eius, in praeturae candidam venerat. So ist *eius* nicht verständlich. Vielmehr muß es etwa geheißen haben: *Consulatum petebat T. Annius Milo; competitores eius erant Q. Metellus* Scipio et Hypsaeus. — 151, 27 non ab re existimans futurum [non] lectoribus. Die Entfernung des *non* ist kaum richtig; es muß wohl zu *nonnullis* ergänzt werden, wodurch das Urteil des Verfassers über die Kenntnisse der Leser seine Schroffheit verliert. — V. *easdemu . tabulas*] *easdem* ist unpassend. Vielleicht hieß es ursprünglich eas *tum demum* tabulas, weil diese Anklagetafeln erst nach Ciceros Entfernung angefertigt wurden. — VI. facto supra (8 B. *μερισμῷ?*). Vermutlich fehlt *congestu.* — VII. Ita enim (10 B.) excurrent. Ich ergänze: *argumenta.* — X. Hoc enim ita (15 B. *κατὰ τὴν αὔξησιν?*) superiectum est, ut et Pompeio blandiretur et Clodium quasi hostem publicum denotaret. In der Lücke muß Cicero bezeichnet worden sein, damit er bei *blandiretur* Subjekt sein konnte. Vielleicht hieß es: *ab oratore verbis*, dies ist vom Redner so in den Ausdrücken übertrieben worden. — XV. *existimarentur* ist unrichtig, die Korrektur S. XLVI *extimarentur* C fehlerhaft; es muß heißen: *existimentur.* — XVIII. Die Vermutung von Gaumitz (quae habita est pro Milone atque per *ταχυγράφους* excepta) ist hinfällig. In C steht nicht *atque per*, sondern *An tui.* Leo emendiert: Opinio erat legem *laturum* in praetura *Clodium de servis liberandis* (vgl. S. 263). — XIX. (11 B. *παρέκβασις?*) asperitatis invidiaeque plenissima. Das fehlende Wort ist wohl *percontatio.*

Es folgt noch der Kommentar zur Rede pro Archia. Die von Orelli V S. 373—376 aufgeführten „Scholia Bobiensia ad orationem pro Scauro" stammen nicht aus C. — P. Ehrle, der Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, hat den Vat. 5750 phototypisch herausgegeben, Mailand 1906 (Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi. Vol. VII).

46) Th. Stangl, Erklärung gegen Dr. Paul Hildebrandts Teubneriana der Bobienser Ciceroscholien. Berl. philol. WS. 1907 Sp. 1501—1504.

47) Th. Stangl, Scholia in Ciceronis orationes Bobiensia edidit Paulus Hildebrandt. Berl. philol. WS. 1908 Sp. 39—50.

Ernst Knoll (nicht Kroll, wie bei H. zu 23, 23 steht) fertigte

für Stangl eine Abschrift von Leo Zieglers Kollation der Mailänder Handschrift der Bobienser Ciceroscholien an. In diese trug Stangl 1884 in der Ambrosiana Neulesungen und Angaben über Lücken, Zeilenschlüsse, Abkürzungen ein. Darüber schrieb er 1884 im Rheinischen Museum, 1894 in einem Münchener Programm; auch stellte er den Text der Bobiensia für den Thesaurus her. Im Februar 1895 schloß er mit Hildebrandt einen (jetzt gelösten) Kontrakt über eine gemeinsame Ausgabe und übergab ihm zur Mitarbeit an dieser Ausgabe sein gesammeltes Material, erteilte ihm auch bis 1898 viele briefliche und mündliche Aufschlüsse. Jetzt beklagt er sich, daß sein geistiges Eigentum ohne seine Erlaubnis von H. für eine Konkurrenzausgabe verwertet wurde. B. Schilling erklärt (WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 240): „Von dieser Streitsache und ihren Belegen habe ich persönlich genaue Kenntnis genommen und dabei mich überzeugt, daß der erhobene Vorwurf vollauf begründet ist". Ebenso ist Brakman (nicht Brakmann, H. S. VIII) der Ansicht: „ce nouvel éditeur ne peut nous persuader que c'est son œuvre qu'il nous présente" (Revue de l'instruction publ. en Belgique 1908 S. 35).

Stangl gedenkt den Text Hildebrandts im Rhein. Museum 1909 einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Er behauptet: „Von Hildebrandts Neulesungen dürfen wir nicht einen einzigen Buchstaben, den er richtiger als Ziegler und Brakman gelesen haben will, gläubig hinnehmen". S. 88, 2 ist zu berichtigen: Inveniuntur *autem* aput. S. 24, 15 ist *timerent* falsch (statt *timeant*) und nach einer alten Vermutung zu lesen: *stulte temereque*. 38, 8 accusatoribus contubernalibus ist *accusatoris* herzustellen nach den Hss. zu Cicero; 156, 20 scheint die Emendation von Gaumitz atque per *ταχυγράφους* excepta richtig gegenüber H.s Neulesung. Ich verwerfe 67, 21 ad ulciscendum mortem. Hier hat sich *u* für *a* eingeschlichen und wurde nicht korrigiert, wie 67, 15 bei *operatum* geschah. „Eine Anzahl von Lesarten der Hs., die H. ändert, läßt sich ohne weiteres aus dem Thesaurus belegen".

Ich habe es als einen Fehler bezeichnet, daß H. die Nachträge des Korrektors C_2 nicht genügend würdigte; Stangl gedenkt sich hierüber in einem Aufsatz im Philologus auszusprechen. Er findet ferner im Index viele Mängel und mißbilligt es, daß H. den Rhythmus der Klauseln vernachlässigt und sich mit den Kunstausdrücken der griechischen Rhetoren nicht gründlich vertraut gemacht habe. Eine Anzahl geschichtlicher Notizen der Scholien, für die H. direkte Benutzung des Livius anzunehmen scheint, führt Stangl wohl mit größerem Recht auf die von Mommsen entdeckte Epitome Livii zurück (vgl. JB. 1905 S. 26).

Burgdorf bei Bern. Franz Luterbacher.

6.

Archäologie.

I. Topographie.

1) M. Roeder, Die Akropolis von Athen und das Forum Romanum, nach der Natur gemalt. Phototypische Reproduktion auf Kupferdruck mit Plattenrand und unterlegtem Chinaton. M.-Gladbach, B. Kühlens Kunstverlag. Imperialformate: Papiergröße 60 × 82 cm, Bildgröße 29 × 44 cm. Preis pro Blatt 6 *M.*

Die beiden Bilder, welche die Gymnasialaula in M.-Gladbach schmücken, verdienen wohl, auch in weiteren Kreisen verbreitet zu werden; ob als Bild ständig aufgehängt oder als wechselnde Vorlage benutzt, sie werden überall willkommen sein und dem Betrachter dazu verhelfen, sich von der so eigentümlichen Stimmung der Landschaft eine Vorstellung zu machen, die fest im Gedächtnis haften bleibt. Die athenische Akropolis ist von der Pnyx aus aufgenommen, so daß sich der Weg abzeichnet, der südlich am Rande der Pnyx und des Areopags hin nach der Westseite der Akropolis führt, und diese selbst mit ihrer Aufgangsseite, die oben durch die Propyläen und den Niketempel abgeschlossen wird, und dem darüber thronenden Parthenon deutlich hervortritt. Ich habe das in Farben ausgeführte Original nicht gesehen, aber auch nach der phototypischen Reproduktion gewinnt man den Eindruck, daß die angestrebte Naturtreue im Ton auf das beste erreicht ist. — Auch vom Bilde des Forum Romanum gilt ungefähr dasselbe; man sieht vom Saturntempel zwei Säulen, in der Mitte des Bildes zieht sich die Basilica Julia mit ihren Pfeilerspuren hin, dahinter erheben sich die drei Säulen auf dem Unterbau des Castortempels, weiter hinten bildet, zwischen den Säulen des Saturntempels hindurch gesehen, die der Außenmauer entkleidete Seite des Colosseums, der Titusbogen auf der Höhe der Velia und rechts dahinter der Constantinsbogen die äußersten Grenzen des Forums; der sich schroff vom Forum aus erhebende Palatin mit seinen prachtvollen Bäumen dient als Gegengewicht gegen den Saturntempel; der auf dem Caelius an der Stelle des Claudiustempels sich erhebende Wald und am äußersten Horizont die Albanerberge mit dem Monte Cavo bilden den Abschluß des Bildes. Wie bei der Akropolis von Athen, kann man auch hier

dem Maler zugestehen, daß er ein charakteristisches Bild geschaffen hat, das sich dem Betrachter unwillkürlich einprägt; er hat vielleicht von dem Rechte der Maler, sich die einzelnen Dinge so zurechtzurücken, daß sie die ihrer Bedeutung nach ihnen zustehende Stelle im Bilde einnehmen, etwas Gebrauch gemacht, mit andern Worten, er hat keine photographische Ansicht des von ihm zur Darstellung gebrachten Forumteiles gegeben, die Abweichungen sind aber so gering, daß man beim Betrachten des Bildes sie kaum gewahr wird.

Der mäßige Preis, den Kühlens Kunstverlag für die schön ausgestatteten Nachbildungen festgesetzt hat, wird hoffentlich dazu führen, daß die beiden Tafeln recht zahlreich als Wandschmuck für die Prima oder für die Aula angeschafft werden.

Als Erläuterung zu diesen Bildern Roeders bietet sich

2) **Akropolis und Forum Romanum**, Wandgemälde in der Aula des Gymnasiums zu M.-Gladbach von Max Roeder in Rom. Erläutert und gewürdigt von M. Siebourg. M.-Gladbach 1908, Fritz Karlé.

Das kleine Schriftchen enthält die bei der Enthüllung und Einweihung der Bilder gesprochenen Worte; sie können zugleich als Erläuterung für die Darstellung dienen, so daß ihre Anschaffung als Begleitung für die beiden Bildtafeln sehr erwünscht ist.

3) O. **Dingeldein, Eine Ferienreise nach dem Goldenen Horn.** Beilage zum Jahresbericht des Großherzgl. Wolfgang Ernst-Gymnasiums zu Büdingen. Ostern 1907. (Progr. Nr. 792.)

Der Verfasser hat seine Ferien zu einer Reise von Genua über Neapel, Messina nach dem Piräus, von da nach Smyrna und Konstantinopel benutzt; auf dem Rückwege hat er einige Zeit auf Athen verwendet und in Neapel dann das Schiff verlassen, um von da aus den Landweg zur Rückfahrt zu nehmen. Er hat ja keine neuen Entdeckungen gemacht (dazu war er auch nicht ausgezogen), er hat sich aber offenbar ganz gut zu Hause auf die Reise vorbereitet, und was er gesehen hat, weiß er schmucklos, aber verständlich und interessant wiederzugeben. Er erzählt aber, weil er mit Recht voraussetzt, daß es für manchen, der auch zu solcher Reise die Lust und die Mittel hat, von Interesse sein könnte, den Verlauf einer solchen Reise kennen zu lernen. „Der Versuchung, dem anspruchslosen Aufsatz ein Mäntelchen von Wissenschaftlichkeit umzuhängen, habe ich erfolgreich widerstanden, — weiß doch jeder, wo er sich über solche Fragen besser und gründlicher unterrichten kann. — Ein wenn auch kurzer Besuch von Rom, Pompeji und Athen wäre allen Lehrern der alten Sprachen und Geschichte zu wünschen; nur rufe nicht gleich jeder nach staatlicher Subvention: die 600—800 *M*, die hierzu erforderlich sind, wird bei gutem Willen schließlich jeder einmal aufzuwenden in der Lage sein“. Bravo!

4) E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten. Mit 22 Abbildungen im Text und auf einer Tafel. (A. u. d. T.: Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 131. Bändchen.) Leipzig 1907, B. G. Teubner. 120 S. 8. geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Das Büchlein ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser im Auftrage der Oberschulbehörde in Hamburg gehalten hat. Es werden auf Grund der neuesten Forschungen eine Reihe von Kulturbildern entworfen, die nicht verfehlen werden, auch in weiteren Kreisen allgemeines Interesse zu erregen. Da wird zunächst über antike Archive gesprochen und gezeigt, was für Arten von Urkunden in den antiken Städten, besonders in Ägypten, vorhanden waren, und wie diese oft bis auf unsere Zeit sich erhalten haben, wie man auf Papyrus, aber auch auf den Pfosten und Mauern der Tempel und sonstiger architektonischer Denkmäler aufgeschrieben hat, was man für die Zukunft erhalten wissen wollte. Andere Kulturbilder werden von den neu ausgegrabenen Stätten (Thera, Pergamon, Priene, Milet, dem Apollotempel von Didyma) mit großer Sachkenntnis und so, daß das Interesse des Lesenden immer wach gehalten wird, entworfen; den Schluß bildet ein Kapitel, betitelt „Aus griechischen Städten in Ägypten", in dem die zahlreichen Papyrusfunde der Neuzeit, die Orte, denen sie entstammen, und der Inhalt, den wir aus ihnen kennen lernen, eingehend geschildert werden. Aus den darin enthaltenen Sachen werden interessante Proben, Rechtsfälle, Dokumente für die Kulturgeschichte und andere Dinge mitgeteilt, Urkunden, die nicht verfehlen werden, das Interesse der Zuhörer und nun in weiteren Kreisen das Interesse der Leser zu erwecken und zu fesseln.

S. 3 heißt es, „man habe auch in Dodona ein sehr merkwürdiges Tempelarchiv aufgefunden, da jeder Besucher, dem das Orakel in seinen Privatangelegenheiten einen guten Spruch gegeben hatte, sich dem Gott dadurch dankbar zeigte, daß er seine Anfrage und die Antwort des Zeus auf einem Bronzeplättchen stiftete". Das sieht so aus, als ob der Verfasser meine, nach Erteilung der Antwort habe der Anfragende Frage und Antwort auf ein Bronzeplättchen aufgeschrieben und diese Bronzetafel dem Zeus geweiht. Das wäre aber wohl nicht richtig; die Beschaffenheit der betreffenden Bronzeplättchen läßt meiner Meinung nach keinen Zweifel daran, daß uns hier die Originalanfragen und Antworten der Priester vorliegen, nicht etwa nachträgliche Weihungen. Daß man auf solchen dünnen Bronzeplatten die Fragen niederschrieb und auf ihnen auch die Antworten erhielt, wird nicht nur durch die von Abonoteichos Ähnliches berichtende Erzählung Lukians im Ἀλέξανδρος ἢ ψευδόμαντις bestätigt (dort müssen die Besucher des Orakels ihre Frage in ein verschlossen abzugebendes Diptychon schreiben, sie finden dann die Antwort in dem mit scheinbar unverletzten Siegeln zurückgegebenen Täfelchen vor; Lukian berichtet, wie man die Tafeln öffnen kann, ohne die

Siegel zu verletzen), sondern wird auch durch eine Notiz Ciceros wahrscheinlich, der berichtet, daß ein Affe die urna mit den sortes gestohlen habe. Es ist also wahrscheinlich, daß in Dodona die Anfragen gesammelt und in eine Urne gelegt wurden, die vor aller Augen verschlossen wurde. Wenn man diese dann öffnete, um die Täfelchen den Orakelsuchenden zurückzugeben, da fand man unter der Anfrage die Antwort eingesetzt. Daß auf den dünnen Bronzeplatten das Einpunzen der Antwort keine großen Schwierigkeiten machte, liegt auf der Hand.

Ich wünsche dem Ziebarthschen Buche recht viele Leser.

5) R. Thiele, Das Forum Romanum mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen geschildert. Zweite, verbesserte Auflage. Erfurt 1906, C. Villaret. 58 S. 8. 1,20 *M.*

Wie die Vorrede meldet, hat die 1904 erschienene, vom Verfasser zunächst als Schulprogramm veröffentlichte Schilderung des Forum Romanum (die auch hier im JB. 1905, XXXI, besprochen worden ist) so viele Freunde, namentlich in Kollegenkreisen, gefunden, daß der Verleger des Separatabdrucks um Herausgabe einer zweiten Auflage gebeten hat. So fand der Verfasser Gelegenheit, Versehen, die ihm inzwischen nachgewiesen waren, zu verbessern und zugleich die Angaben zu vervollständigen, d. h. bis zu der neuesten Zeit durchzuführen, auf Grund der Hülsenschen Veröffentlichungen sowohl in den Römischen Mitteilungen als in der Sonderschrift „Das Forum Romanum". Die italienischen Veröffentlichungen hat er leider nicht benutzen können. Daß das Büchlein so viele Freunde gefunden hat, ist recht erfreulich, für mich aber insofern eigentlich merkwürdig, weil der Stil die Lektüre des Buches nicht wenig erschwert; der Verfasser baut allzu lange Perioden, deren Anfang man nur schwer festhalten kann, wie man es doch tun müßte, wenn man den Schluß verstehen will. Ich kann dabei immer nur wieder an den Scherz von Marc Twain denken, der da behauptet, man brauche zum Bau einer guten deutschen Periode eine recht lange Brücke, an deren Geländer man die verschiedenen Satzglieder aufhängt, um sie ohne Hindernis bis zu Ende durchzuführen. Die Versehen, die in der ersten Auflage nachgewiesen werden, sind wohl alle in der zweiten Auflage korrigiert. S. 7 ist die Behauptung, Quirinal und Kapitol seien durch einen hohen Bergrücken verbunden gewesen, stehen geblieben, wenn sie auch durch einen Satz in Parenthese etwas eingeschränkt worden ist. Der Etymologie forum = ϑόλος = Tal vermag ich mich nicht anzuschließen. Daß das Tabularium (S. 16) „jetzt ein mächtiger Ruinenbau mit offenen Hallen gegen das Forum" sein soll, verstehe ich nicht. Man hat, um die alte Konstruktion des Hauses zu zeigen, an einer Stelle eine Arkade freigelegt, schon vor langer Zeit, aber damit sind dem Bau doch nicht „mächtige Hallen gegen das Forum" gegeben. S. 21 wird

von den Zapfenlöchern in der Vorderfront der Rednerbühne gesprochen, in denen die bronzenen vergoldeten Schiffsschnäbel befestigt werden sollten. Es wäre vorsichtig gewesen, zu bemerken, daß die Vorderfront fast ganz neu aufgemauert ist. S. 43: daß die drei noch vorhandenen gewaltigen Backsteinmauern hinter dem Castortempel dem Unterbau des von Caligula zum Jupitertempel geführten Übergangs angehörten, ist doch so nicht richtig. Gemeint sind jedenfalls die Seitenmauern des Augustustempels.

II. Altertümer.

6) Fustel de Coulanges, Der antike Staat. Studie über Kultus, Recht und Einrichtungen Griechenlands und Roms. Autorisierte Übersetzung von P. Weiß. Mit einem Begleitwort von H. Schenkl. Berlin und Leipzig 1907, Dr. Walther Rothschild. XI u. 476 S. 8. 12 *M*.

Daß das französische Werk La Cité antique eine Übersetzung verdient, wird von jedem wohl zugegeben werden, der erfährt, daß es seit 1864 achtzehn Auflagen erlebt hat und daß es in seinem Vaterlande als eine literarische Tat ersten Ranges, als ein wirkliches Kleinod der französischen Nationalliteratur betrachtet wird, un petit chef d'œuvre, qui durera autant que la langue française. Das Buch hat unzweifelhaft große Verdienste; es ist eine wahre Freude, zu erkennen, wie der Verfasser sich von alten unbegründeten Ansichten freimacht und, unbeirrt durch Warnungsrufe seiner Mitforscher, seinen Weg geht. Ich kann es nicht besser sagen als Heinrich Schenkl in seinem Begleitwort: „Schon daß der Verfasser zu einer Zeit, wo Vorarbeiten über diesen Gegenstand noch nicht vorlagen oder ihm noch nicht bekannt sein konnten, den Grundgedanken von der Wichtigkeit des Toten- und Ahnenkultus selbständig schuf und klar erfaßt hat, verdient unumschränkte Anerkennung. Noch mehr aber die seltene Energie des Denkens, mit der er die angeschlagene Erzader bis in ihre letzten Ausläufer verfolgt, und die fast antike Kraft der Überzeugung, die ihn Schwierigkeiten, vor denen alle andern haltmachten, kühn überspringen ließ. Er selbst dachte freilich über seine Stellung zur Wissenschaft anders; er sah sich in der bescheidenen Rolle eines Bahnräumers: ‚j'ai dérangé les cailloux et ils m'ont lancé leurs malédictions; mais vous passez, et la science historique avec vous'. Das war, wenigstens hinsichtlich der Cité antique, eine Selbsttäuschung; auf dem schwindelnden Pfad, den er geht, wird ihm nicht leicht jemand folgen, aber unser Auge wird immer mit Teilnahme an der Gestalt des einsamen Wanderers haften. Die Cité antique ist aber durchaus nicht ein unfruchtbares Spiel der Phantasie, sie enthält fast auf jeder Seite treffende und anregende Bemerkungen, die sich auf alle Gebiete des antiken Lebens beziehen. Das hat auch Rhode anerkannt, der das Buch ein „geist- und gedankenreiches“ nennt, ein Urteil, das im Munde

des mit Lob nicht eben verschwenderischen Gelehrten doppelt schwer wiegt und schon für sich allein hinreichen müßte, um den Anspruch des Buches auf eine Übersetzung zu begründen".

Es fehlt ja auch nicht an Schwächen; namentlich wird die Art der Quellenbenutzung auffallen. Der Verfasser unterläßt es, die einzelnen Zeugnisse nach ihrer Herkunft und Tendenz zu bewerten und danach ihre Bedeutung abzumessen; er zählt die Stellen, könnte man sagen, statt sie abzuwägen, „es beherrscht den Verfasser ersichtlich das Bestreben, den ganzen großen Vorrat von Belegstellen in seiner Bearbeitung ohne Rest aufgehen zu lassen; er ruht nicht eher, als bis er auch das kleinste Steinchen seinem Mosaikgemälde eingearbeitet hat". Wie soll man sich einem solchen Buche gegenüber bei der Kritik verhalten? Seit der siebenten Auflage von 1879 ist nichts mehr daran geändert worden; es ist einleuchtend, daß infolgedessen der in dem Buche vertretene Standpunkt nicht mehr ganz der ist, den die Wissenschaft heute einnimmt. Hätte der Übersetzer wissenschaftliche Anmerkungen beifügen wollen, um dadurch auf die Ergebnisse der neueren Forschung seit 1879 hinzuweisen, so würde dadurch ein großer Ballast geschaffen sein, der das Buch unnütz beschwert hätte, ohne es doch damit zu einem ganz modernen zu machen. Hier heißt es also: sint ut sunt, aut non sint. Dagegen war es Aufgabe des Übersetzers, Stilcharakter und Ausdrucksfärbung des Originals nach Möglichkeit zu wahren, und Sache der Kritik ist es, zu prüfen, wieweit ihm dies gelungen ist.

Man kann ohne weiteres zugeben, daß der Übersetzer sein Ziel wohl erreicht hat. Er hat sich in den Gedankengang des französischen Originals eingelebt und es so wiedergegeben, daß man es nicht als etwas Fremdes empfindet; und dabei hat er es doch wohl verstanden, sozusagen die Klangfarbe des Originals, den besonderen eigentümlichen Geschmack zu wahren. Selten ist dem Übersetzer etwas Menschliches zugestoßen, d. h. hat er die Bedeutung des französischen Satzes nicht ganz verstanden und auch nicht richtig wiedergegeben. So z. B. S. 26: „Die Religion des heiligen Feuers rührt zuerst aus der längst vergangenen und dunkeln Epoche, in der es weder Griechen, noch Italer, noch Hindu gab, sondern nur Arier. Als die Römer sich voneinander getrennt, hatten sie diesen Kultus verpflanzt, die einen an die Ufer des Ganges, die andern an die Gestade des Mittelländischen Meeres". Mir liegt das französische Original nicht vor, aber es leuchtet ohne weiteres ein, daß es so nicht richtig sein kann. Die Römer haben sich nicht voneinander getrennt, sondern die arischen Völker haben sich voneinander getrennt, oder die Römer haben sich von ihnen, den andern arischen Völkern, losgerissen. Wiederholt wird von Blumenmehl gesprochen, z. B. S. 43—47, wo von dem aus far gemachten puls die Rede ist, bei der confarreatio und diffareatio: „man setzte den Gatten, sowie

am Hochzeitstage, einen aus Blumenmehl verfertigten Kuchen vor (panis farreus)". Wahrscheinlich steht hier im französischen Text fleur de farine = Kernmehl, und daraus hat der Übersetzer farine de fleurs mißverstanden. Oder S. 195: Der Konsul läßt ein Opfertier bringen und trifft es mit der Hacke. Das ist zwar dasselbe Wort wie hache, das jedenfalls im Text steht, aber dies durfte hier nicht mit Hacke, sondern mußte mit Axt oder Beil übersetzt werden. Und solcher Mißverständnisse ließen sich wohl noch einige aufweisen, aber sie sind immerhin selten, im allgemeinen kann man ihm nur gutes Verständnis, nicht bloß der Worte, sondern auch des Sachlichen, nachrühmen. Zu bedauern ist nur, daß er bei der Korrektur nicht einen sprachkundigen Helfer mit zu Rate gezogen hat; die griechischen Worte sind mit vielen Fehlern gedruckt, so daß ein langes Druckfehlerverzeichnis am Schluß hinzugefügt werden mußte, und die dort angegebenen Korrekturen bedürfen vielfach einer neuen Verbesserung. Hier sollte bei einer zweiten Auflage des Buches für gründliche Besserung gesorgt werden.

Ich habe oben gesagt, daß es nicht angezeigt ist, bei der Kritik solche Dinge hervorzuheben, die heute von der Wissenschaft anders aufgestellt werden. Nur für ein paar Dinge, die leicht richtig gestellt werden können, möchte ich im Interesse derjenigen Leser eine Ausnahme machen, die aus dem Buche sachliche Belehrung schöpfen wollen. S. 65 heißt es: „Jedenfalls durften sich zwei Häuser nicht berühren, denn Gemeinschaftlichkeit war etwas, das als unmöglich angesehen wurde. Dieselbe Mauer kann nicht zwei Häusern gemeinsam sein, denn sonst wäre die heilige Umfriedung der häuslichen Götter verschwunden". Dabei ist aber übersehen, daß in Griechenland, auch in Pompeji, vielfach die Häuser so zusammenstoßen, daß sie gemeinsame Brandmauern haben. Darauf beruht die Geschichte von Pyramus und Thisbe; vgl. auch was Thukydides II 3 von den Platäern erzählt: *ξυνελέγοντο διορύσσοντες τοὺς κοινοὺς τοίχους παρ' ἀλλήλους* und dgl. mehr. Hervorzuheben ist auch der Grundirrtum des Verfassers, die religiöse Übung vor die Äußerungen des praktischen Lebens zu setzen. Es liegt auf der Hand, daß die selbstverständlichen Forderungen des Körpers erst befriedigt sein mußten, bevor die Menschen dazu übergingen, ihren religiösen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Erst wohnten und aßen und tranken die Leute, bevor sie die Gottheit verehrten. Daher ist auch die Theorie vom römischen Hause falsch, wie sie S. 66 aufgestellt wird: „der Herd blieb in der Mitte der Umfriedung aufgestellt, aber die Bauten erhoben sich von den vier Seiten rings um ihn herum, so daß sie ihn mit einem kleinen Hofe einschlossen". Nicht der Hof ist das Ursprüngliche, sondern das Haus, aus einem Raume bestehend, mit der Dachöffnung über der Mitte; indem an den Seitenmauern besondere Räume abgeteilt werden, entsteht das Atrium

mit seinen auf den Mittelraum sich öffnenden Nebenräumen. S. 169 „Wenn aber andererseits eine Vestalin das Feuer (im Vestatempel) ausgehen ließ oder den Kultus, durch Verletzung ihrer Pflicht der Keuschheit, befleckte, so rächte sich die Stadt, die ihre Götter zu verlieren fürchtete, indem sie die Schuldige lebendig begrub". Hier sind zwei Dinge zusammengeworfen, indem für beide dieselbe Strafe festgesetzt wird. Die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens trat nur für Verletzung der Keuschheit ein. Diejenige Vestalin, die durch Unachtsamkeit das Feuer ausgehen ließ, wurde mit Rutenschlägen bestraft; vgl. die in der Anm. 69 angeführte Stelle aus Festus: *Ignis Vestae si quando interstinctus esset, virgines verberibus afficiebantur a pontifice.*

Doch das sind verschwindende Kleinigkeiten gegenüber der großen Menge von Vorzügen. Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie der Verfasser die schwierigsten Verhältnisse in ihre einzelnen Formen auflöst und das einfach ihnen zugrunde liegende Prinzip erkennt und heraushebt. Gerade deshalb ist das Buch vom antiken Staat auch sehr zur Lektüre für diejenigen geeignet, die nicht selbständige Forschungen machen können oder wollen und trotzdem das Interesse haben, eine klare Einsicht in die antiken Verhältnisse und ein deutliches Verständnis der einschlagenden Formen zu gewinnen. Ich wünsche dem „Antiken Staat", sei es im Original, sei es in der vorliegenden Übersetzung, eine recht weite Verbreitung.

7) E. Wagner und G. von Kobilinski, **Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer** für den Schulgebrauch zusammengestellt. Dritte, verbesserte Auflage, besorgt von E. Wagner. Mit 14 Grundrißzeichnungen im Text und einem Sonderheft, enthaltend 24 Bildertafeln und Pläne von Athen und Rom. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 191 S. 8. 3,20 ℳ.

Das Buch, dessen frühere Auflagen in den früheren Jahresberichten besprochen sind, hat sich gut eingeführt, so daß jetzt nun schon eine dritte Auflage nötig geworden ist. Diese ist nach dem frühen Tode des einen Verfassers jetzt von E. Wagner allein besorgt worden; die hauptsächlichste Änderung ist die, daß die Tafeln zu einem besonderen Hefte vereinigt worden sind, also neben den Text gelegt ohne die Mühe des Umblätterns benutzt werden können. Ein paar Kleinigkeiten, die mir bei der Durchsicht aufgefallen sind, notiere ich zur gelegentlichen Benutzung. S. 29 heißt es: an dem Joch sind beide Pferde durch Bauch- und Brustgurte festgespannt, ein drittes geht als Beipferd (ὁ παρήορος), ohne zu ziehen, als Reserve nebenher. Das klingt so, als ob jedesmal ein Beipferd zugefügt sei; aber die beiden Male, wo es bei Homer erscheint, ist es ausdrücklich hinzugefügt, damit ein Pferd getötet werden kann, ohne daß dadurch der Wagen verloren geht; denn bei nur zwei Pferden würde der Tod des einen unmittelbar auch den Verlust des Wagens herbeiführen. S. 77. Daß

die *κόθορνοι* hohe Stelzschuhe seien, ist nach den neuesten Untersuchungen nicht richtig. Hohe Schuhe, d. h. hochreichende, ja, aber nicht Stelzschuhe. S. 87. Daß der Faustkampf von den freigeborenen Griechen verschmäht wurde, kann man doch eigentlich nicht sagen. Er bildete ja einen beständigen Lehrgegenstand im Gymnasion; die Zahl der Bilder, auf denen Jünglinge entweder im Faustkampf begriffen sind oder Riemen anlegen, um sich zum Faustkampf fertig zu machen, sind zahlreich; das würden sie doch nicht sein können, wenn man den Faustkampf als eine für freigeborene Griechen sich nicht schickende Übung angesehen hätte. S. 90. Das was über die Bestattung gesagt wird, ist nicht klar: man verwahrte die Asche in einem Behälter, daneben wurde ein Hügel geschüttet. Man wird doch stets geneigt sein, das daneben lokal aufzufassen, und dann hätte man den Aschenbehälter und getrennt davon den Hügel. So sollen die Worte doch wohl kaum gemeint sein. S. 91. „Die Särge, in denen die Toten beigesetzt wurden, waren aus Holz oder Ton, selten aus Stein, die Gruft war in Stein gehauen oder ausgemauert". Das ist ein bischen sehr kurz gesagt; daß es viele andere Formen gibt, und gerade in Attika besonders, das uns doch immer in erster Linie interessiert, läßt sich aus den Worten nicht erkennen. Die zahlreichen Gruben, die nicht ausgemauert sind, haben doch auch ein Recht, erwähnt zu werden.

8) C. Schnabel, Die altklassischen Realien im Realgymnasium. Im Anschluß an M. Wohlrab „Die altklassischen Realien im Gymnasium" bearbeitet. Mit drei Kärtchen und einer Abbildung im Text, acht Tafeln mit Abbildungen und einem Plane des alten Rom. Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner. VIII u. 104 S. 1,50 ℳ.

Das Buch ist nach der Vorrede eine Umarbeitung des für die Gymnasien bestimmten Wohlrabschen Buches „Die altklassischen Realien im Gymnasium". Es durfte aber nicht einfach „der erste, die Griechen behandelnde Teil des Wohlrabschen Buches weggelassen werden, denn nicht nur die Literatur der Römer, sondern auch mannigfache Einrichtungen ihres öffentlichen und privaten Lebens stehen so stark unter griechischem Einfluß, daß ohne eine wenigstens oberflächliche Kenntnis der entsprechenden Erscheinungsformen bei den Griechen ein Verständnis für die römischen Realien nicht wohl erzielt werden kann" usw. Aus diesem Grunde sind den römischen Realien die griechischen an den entsprechenden Stellen eingefügt worden. So enthält der erste Teil einen Abriß der römischen Literaturgeschichte unter Berücksichtigung der griechischen Vorbilder, im zweiten Teile sind die römischen Altertümer, und zwar eingehender als in den „Altklassischen Realien im Gymnasium" behandelt; einige im Text zugefügte Kärtchen und hinten angehängte Bildertafeln sollen die Brauchbarkeit des Buches erhöhen.

Leider mangelt es nicht an Versehen. So heißt es S. 38 von Hissarlik-Troja: „Es ist auch noch deutlich erkennbar, daß eine der ältesten dortigen Stadtanlagen durch Feuer vollständig vernichtet ist. Dies mag die Stadt des Priamos gewesen sein". Das sieht ganz so aus, als ob der Verfasser noch auf dem von Schliemann in seinem „Ilios" vertretenen Standpunkt steht, nach dem die zweite Schicht (von unten) dem homerischen Troja entspricht. Er könnte aber wissen, daß nach Dörpfeld die sechste Schicht das homerische Troja ist oder, wenn er eine andere Ansicht für richtig hält, müßte er dafür den Beweis erbringen. Auf derselben Seite heißt es weiter: „Der Dichter selbst aber scheint sich sein Ilios an einer andern Stelle gedacht zu haben, wenigstens passen seine Angaben über die Lage der Stadt und ihre nächste Umgebung weit eher für die Gegend des jetzigen Bunarbaschi als für Hissarlik". Aber darüber sind wir ja längst hinaus. S. 47. „Die Periakten sind drehbare Wände, die auf einem gleichseitigen Dreieck aufgerichtet waren". Wer soll das verstehen? Sind die Wände auf dem gleichseitigen Dreieck jede für sich drehbar, oder ist das ganze Prisma drehbar? S. 88. Das Tablinum soll auch Durchgang zum hinteren Teil des Hauses sein. Aber es ist fast regelmäßig durch eine, wenn auch niedrige Mauer nach dem Peristyl hin abgeschlossen. S. 89. „Die Heizung geschah durch Kamine, tragbare Öfen oder Kohlenbecken". Wie denkt sich der Verfasser diese Kamine? S. 91. „Um die Mittagszeit wurde dann ein zweites Frühstück (prandium) von warmen oder kalten Speisen eingenommen. Danach folgte Mittagsruhe, Bad und Körperübungen. Zwischen 2 und 3 Uhr fand die Hauptmahlzeit (cena) statt, an die sich dann häufig noch ein Trinkgelage (comissatio) bis tief in die Nacht anschloß". Die Stunden von 12—2 Uhr sind etwas stark in Anspruch genommen, Frühstück, Mittagsruhe, Bad und Körperübungen. Jedenfalls kommt von daher das vielbekannte: Nur ein Viertelstündchen! Und daß man um 2 Uhr schon wieder Hunger und Appetit zur cena gehabt hat! Und wenn der nicht so groß war, so diente die lange Dauer der cena mit anschließender comissatio jedenfalls dazu, den Appetit zu erzeugen, nach der Regel l'appétit vient en mangeant. Das muß also ursprünglich ein römisches Sprichwort gewesen sein.

Diese Versehen lassen sich leicht verbessern.

9) T. G. Tucker, Life in ancient Athens. The social and public life of a classical Athenian from day to day. London 1907, Macmillan and Co. XIII u. 212 S. 8.

Der Verfasser ist Professor of Classical Philology in the University of Melbourne. Daß ein derartiges Buch aus Australien kommen kann, ist an sich ein erfreuliches Zeichen: man sieht, wie der Einfluß des klassischen Altertums über die ganze Welt sich ausbreitet. Wer weiß, ob nicht einer der nächsten Beiträge

für die Kenntnis des griechischen oder römischen Altertums uns von Tokio oder einem ähnlichen Orte kommt. Daß Amerika schon längst sich der klassischen Studien angenommen hat, ist eine allen bekannte Tatsache; daß nun auch Australien mit in Reihe und Glied tritt, war mir neu und wird es auch wohl für viele andere sein.

Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, in lebendiger und klarer Weise das athenische Leben in einem bestimmten Zeitraum zu schildern; er beabsichtigt nicht, durch neugefundene Resultate die Altertumswissenschaft zu überraschen, nimmt aber doch für sich in Anspruch, daß er durch jahrelanges Studium der athenischen Altertümer in der Lage ist, die bis zur neuesten Zeit erreichten Resultate seinen Lesern vorführen zu können. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Verfasser sein Ziel erreicht hat; er schildert frisch und lebendig und weiß dadurch, daß er vielfach an moderne Begriffe anknüpft, das, was er sagen will, allgemein verständlich hinzustellen. Vielleicht geht er im Modernismus zu weit. Es gab schon einmal eine Zeit, wo man die römischen Altertümer durch Anknüpfung an moderne Zustände dem Zuhörer leichter faßlich zu machen versuchte, wo der Bürgermeister Erbsner an Stelle des Konsuls Cicero trat usw. Diese Zeiten wird im allgemeinen niemand zurückersehnen; es liegt Gefahr vor, daß, wenn man auf dem Wege weiter geht, den Tucker einschlägt, man dazu kommt, die nicht überbrückbaren Abstände des Altertums von der Neuzeit überhaupt nicht mehr erkennen zu können. Es ist doch einmal Tatsache, daß das antike Leben in vielen Dingen von dem unsrigen von Grund aus verschieden ist, und daß die Griechen in ihrem Fühlen und Denken weit von den Modernen entfernt waren. Hier durch Wahl moderner Begriffe, die sich nur scheinbar mit den antiken decken, den Anschein der Übereinstimmung wecken zu wollen, würde geradezu verderblich sein; man würde dadurch das wirkliche Verständnis nicht erschließen, sondern jemand nur in den Glauben versetzen, die Antike verstanden zu haben, während er in Wirklichkeit weit davon entfernt ist.

Die Bilder sind leider nicht immer gut gelungen; man merkt öfter, daß er sich an veraltete Vorlagen hält, so kennt er z. B. nicht die neue, sechste Auflage von Guhl und Koner, trotzdem diese schon 1892 erschienen ist, sondern hält sich an die alte, die längst überwunden ist. Auch daß er überall mit den neuesten Ergebnissen bekannt sei, kann ich dem Verfasser nicht zugeben. So hat er für das Erechtheion (Fig. 11 auf S. 27) aus dem alten Guhl und Koner eine Abbildung gewählt, die entschieden unrichtig ist; auch daß er die Treppe zur Akropolis mit dem sog. Beuléschen Tor als alt auffast, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. S. 21 (the Parthenon) was lighted by opening in the roof läßt erkennen, daß der Verfasser noch an Hypäthraltempel im Bötticherschen Sinn glaubt. S. 23. Die Schilderung der Skulpturen am

Tempel ist nicht richtig. S. 28. Worauf beruht die Notiz, daß die Säulenhallen durch Anzünden von Feuern zu Wärmehallen für die Armen umgewandelt wurden? S. 66. Daß die alten Athener keine wirklichen Teppiche gehabt haben, ist doch nicht so ohne weiteres sicher. Ganz abgesehen davon, ob die Deutung von Curtius, der in der Mitte des Ostfrieses beim Parthenon die Übergabe eines Teppiches sehen will, richtig ist oder nicht, läßt doch die Tatsache, daß auch in Athen wie im Orient der Fußboden aus Stein hergestellt war, ohne weiteres voraussetzen, daß man in der kalten Jahreszeit den kühlen Steinfußboden durch Matten bedeckte, und dann ergibt sich das Vorhandensein der Teppiche fast ohne weiteres. S. 69. Rising from his bed, our citizen washes his face and hands and dresses for the street. Ist dies so sicher? Daß die Athener sich mitunter gewaschen haben, besonders vor Tisch oder nach der Übung in der Palästra, ist sicher, aber daß sie das jeden Morgen ohne weiteres getan haben, darf man doch nicht als so sicher hinstellen, — wenn nicht etwa das Leben der Athener unserer Jugend als nachahmenswertes Muster vorgeführt werden soll. Ich erinnere an Sokrates, der, ohne irgend welche Toilette zu machen, vom Lager sich erhebt, mit seinem Besucher kurze Zeit im Hofe auf und abgeht und dann mit ihm zusammen den Protagoras im Hause des Kallias aufsucht (Plat. Protag.). Dort wird auch weiter geschildert, wie Prodikos, ohne sich erst einer Waschung zu unterziehen, zur Teilnahme an der Unterredung herbeigezogen wird, und damit man nicht etwa meint, daß das Waschen als etwas Selbstverständliches nicht erwähnt wird, weise ich auf Plat. Sympos. 223 hin, wo ausdrücklich angegeben wird, daß Sokrates — *ἀναστάντα ἀπιέναι, καὶ ἐλθόντα εἰς Λύκειον, ἀπονιψάμενον, ὥσπερ ἄλλοτε τὴν ἄλλην ἡμέραν διατρίβειν, καὶ οὕτω διατρίψαντα εἰς ἑσπέραν οἴκοι ἀναπαύεσθαι.* In diesem Falle, wo er die ganze Nacht zechend zugebracht hatte, war das *ἀπονίπτεσθαι* wohl eine gebotene Maßregel, aber es war doch eine Ausnahme, deren besondere Erwähnung uns das Recht gibt, die Nichterwähnung des Waschens in dem Dialog Protagoras als ein Zeichen dafür zu betrachten, daß er wirklich vom Waschen keinen Gebrauch gemacht hatte. Auch heute hält man im Innern Griechenlands das für einen Luxus; ja die Hände, das versteht sich, dazu gibt es die *πρόχοι* und *λέβητες* noch heute wie bei Homer: ein Mädchen kommt herein und gießt Wasser über die Hände; aber ein Waschbecken zum Waschen des Gesichtes und des Oberkörpers ist im wahren Griechenland, soweit es nicht etwa schon durch die Fremden verdorben ist, ein unbekanntes Ding. S. 91 Fig. 37. Die rechtsstehende Figur soll ein descendant sein, trotzdem der Mann ebenso bärtig ist wie der auf der Kline liegende Heros. Das Bild ist entschieden schlecht. S. 103 Fig. 41. Das arme, unglückliche Wesen, das auf dem schwingenden Stuhle sitzt, ist von dem Zeichner in einen Hunchback

verwandelt worden. Bei der Schilderung der Hochzeit S. 107 hätte wohl das ebenso wie in Schottland auch in Athen übliche Nachwerfen eines Schuhes erwähnt werden können. Gerade eine solche Übereinstimmung hätte hervorgehoben werden sollen. Wie das Mädchen in Fig. 41 ist auch Penelope in Fig. 44 vom Zeichner mißhandelt worden, sie hat ihre Nase eingebüßt. Wie wunderbar, daß sie trotzdem von so vielen Freiern unablässig umlagert wurde. Oder sollte, wie in modernen Zeiten, nicht die Gestalt, sondern der Reichtum der scheinbaren Witwe das Anlockende gewesen sein? S. 118. Daß man die auszusetzenden Kinder regelmäßig in einen Topf gepackt habe, ist wohl kaum richtig, wenn auch die Scholien zu Aristoph. Vesp. 289, Hesych. s. v. *χυτρίζειν*, Moeris S. 195, 25 Bekker *ἐγχυτρισμός ἡ τοῦ βρέφους ἔκθεσις ἐπεὶ ἐν χύτραις ἐξέθεντο* eine derartige Sitte zunächst erschließen lassen. Wir haben doch eine ganze Reihe von Beispielen auf Vasen und in der literarischen Überlieferung, wo es sich um Aussetzungen handelt, bei denen der Topf ausgeschlossen ist. Die Aussetzung in Töpfen hängt mit der Sitte zusammen, die Kinder in Töpfen zu begraben; vgl. Dragendorf, Theräische Gräber S. 91, 33. Wollte man ihnen das Leben lassen, dann wickelte man sie in Windeln ein und gab ihnen Dinge mit, die ein Wiedererkennen ermöglichten. Der Schuh als Wiege S. 118 ist doch sicherlich Ausnahme, nicht Regel, sonst könnte auch die *σκάφη* als Wiege bezeichnet werden, in der Pelias und Neleus, die Vorläufer von Romulus und Remus, von ihrer Mutter Tyro ausgesetzt sind. S. 120. Die Astragalen konnten wohl als beliebtes Spielzeug mit genannt werden. S. 123, Fig. 53. Daß der Knabe zur Flöte singen soll, ist kaum anzunehmen. Wir haben ja öfter Sänger auf Vasenbildern dargestellt, die werfen den Kopf etwas zurück, und vor ihrem Munde sind Perlen gebildet. Der Knabe soll das Flötenblasen erlernen, der Hilfslehrer bläst ihm jetzt vor.

Das sind ja alles keine großen Dinge, die dem Werte des ohne Zweifel nützlichen Buches keinen großen Abbruch tun werden, aber schade ist es, daß nicht gleich bei der ersten Abfassung etwas größere Kontrolle stattgefunden hat.

10) **Jos. Zehetmaier, Leichenverbrennung und Leichenbestattung im alten Hellas nebst den verschiedenen Formen der Gräber.** (A. u. d. T.: Beiträge zur Kunstgeschichte, Neue Folge XXXV.) Leipzig 1907, E. A. Seemann. 196 S. 8. 5 *M.*

Die Frage, ob und zu welchen Zeiten Leichenverbrennung oder Leichenbestattung im alten Griechenland stattgefunden hat, ist eine gerade in den letzten Jahren vielfach behandelte. Sie hat noch an Interesse gewonnen, seitdem auf dem Archäologischen Kongreß in Athen Dörpfeld seine These von der Brennung, nicht Verbrennung aufgestellt hat. Da infolgedessen das Interesse allgemein der Frage zugewandt ist, wird das Erscheinen des vor-

liegenden Buches allseitig freudig begrüßt werden; hat der Verfasser sich doch als Ziel gesteckt, alle Nachrichten, die über das Auffinden von Gräbern aus den verschiedenen Epochen veröffentlicht sind, zusammenzustellen und auf diese Weise die Hauptfrage, ob die Toten verbrannt oder bestattet worden sind, möglichst zu beantworten, ohne daß ein Rest bleibt. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im ersten werden die Arten der Leichenbergung in der prähistorischen Zeit Griechenlands behandelt: 1. Die vormykenische Zeit in drei Kapiteln: A. Totenbestattung auf dem griechischen Festland, B. Totenbestattung auf den (kykladischen) Inseln, C. Totenbestattung durch Verbrennung. Man kann sich über diese Einteilung wundern, insofern für die beiden ersten die geographische Lage, bei der dritten die Art und Weise der Totenbeseitigung in Betracht kommt. Auch die zweite Unterabteilung, die mykenische Zeit, weist eine merkwürdige Einteilung auf, bei der unterschieden werden: A. Schachtgräber, B. Kuppelgräber, C. Kammergräber, D. Feuerbestattung (= Verbrennung). Als ob in den Schacht-, Kuppel- und Kammergräbern nicht auch Feuerbestattung hätte stattfinden können. In der zweiten Abteilung „Die Arten der Leichenbergung im geschichtlichen Griechenland" werden in vier Kapiteln 1. Die Leichenbergung in den Homerischen Epen, 2. Die Leichenbestattung im griechischen Mittelalter (900—600 v. Chr.), 3. Die Leichenbestattung während der klassischen Zeit und 4. Die Bergung der Leichen im hellenistischen Zeitalter behandelt. Mancher wird fragen, ob die mykenische Zeit von der Leichenbergung in den Homerischen Epen so sehr getrennt werden darf, allein für die Berechtigung dieser Trennung lassen sich ja genügende Gründe vorbringen.

Als Resultat dieser Untersuchung findet der Verfasser, daß das Verbrennen weit hinter dem Bestatten zurücktritt, daß zwar manche vornehme Familien nach dem Vorbilde Homers berühmte Mitglieder nach ihrem Tode dem Feuer übergaben, daß aber die allgemein in der griechischen Welt geübte Bergungsart die einfache Beisetzung der Leichen gewesen ist und das Verbrennen der Toten nur in vier Fällen erfolgt ist: 1. Bei reichen vornehmen Leuten, welche einem hervorragenden Familienangehörigen eine besondere Ehrung angedeihen lassen wollten, 2. die auf Feldzügen umgekommenen Krieger wurden verbrannt und ihre Asche nach der Heimat gesandt zur Beisetzung in väterlicher Erde, 3. die bei Seuchen und Epidemien Verstorbenen wurden dem Feuer übergeben, weil man glaubte, der Krankheit durch die Verbrennung der von ihr Dahingerafften die Ansteckungsgefahr zu benehmen oder diese zu vermindern (zum Beweise wird auf die bekannte Stelle des Thukydides II 52 verwiesen), 4. die Leichen der in der Fremde gestorbenen Griechen wurden verbrannt und ihre Asche in die Heimat gebracht.

Der Verfasser hat seine Notizen mit großem Fleiße zusammen-

getragen, aber die erwünschte Vollständigkeit, die allein ein endgültiges Urteil zu fällen gestattet, ist nicht erreicht. So wird z. B. kein Wort gesagt von den Gräbern in Neapolis und Suessula (Cancello), die doch durchaus in diese Reihe gehören, ebenso wie die Gräber von Cumae u. a. m. Auch ist der Aufsatz, den ich 1905 in den Österreichischen Jahresheften über die Vase Vagnonville veröffentlicht habe (Österr. Jahreshefte VIII S. 145; vgl. den Nachtrag ebd. 1907 S. 117), nicht beachtet worden, zum großen Nachteil für die Sache. Auf Grund der im Museo Nazionale zu Florenz befindlichen sog. Vase Vagnonville und mehrerer Lekythen, die sich in Athen und London befinden, habe ich nachgewiesen, und zwar, denke ich, unwiderlegbar nachgewiesen, daß zu einer bestimmten Zeit die Toten in den Schachtgräbern verbrannt wurden, und daß der Tymbos schon auf den Gräbern errichtet wurde, bevor noch das Feuer im Grabe ganz erloschen war. Ich habe dort auch darauf aufmerksam gemacht, daß die auch von Zebetmaier angeführte Thukydidesstelle (II 52) ohne Zweifel von einem solchen im Grabe angeordneten Scheiterhaufen zu verstehen ist, denn die Worte *οἱ δὲ καιομένου ἄλλου ἄνωθεν ἐπιβαλόντες ὃν φέροιεν ἀπῇσαν* „sie warfen den Toten, den sie herzubrachten, von oben auf den brennenden Scheiterhaufen und entfernten sich schleunigst", lassen sich nicht anders verstehen. Man braucht sich nur die Sachlage klar zu machen, um zu erkennen, daß es sich hier nur um solche Scheiterhaufen handeln kann, die innerhalb eines Grabes angezündet waren. Bei einem über der Erde errichteten und schon brennenden Scheiterhaufen ist die Glut so groß, daß man nicht dicht herankommen kann, und wie sollen es die Leidtragenden machen, um den von ihnen herzugeführten Leichnam *ἄνωθεν*, von oben her, zu dem schon brennenden Leichnam zu schleudern? Ganz leicht dagegen ließ sich das tun, wenn der Scheiterhaufen in der Grube angelegt war, dann ging die durch die Wände des Grabes zusammengehaltene Hitze nach oben, nicht seitwärts, so daß man ziemlich dicht an den Herd des Feuers herankommen konnte; dann ließ sich auch leicht von oben der neu herbeigetragene Leichnam zu dem unten schon brennenden hinabschleudern oder hinabstoßen. Um die Verbrennung in diesen Gräbern vollständig erfolgen zu lassen, hat man an den Wänden und am Boden Kanäle gezogen, durch welche die zur vollständigen Einäscherung nötige Luft hinzugeführt wird. Eine aus dieser Tatsache sich mit Notwendigkeit ergebende Schlußfolgerung ist die, daß in den früheren Gräbern zwar auch Einäscherung beabsichtigt war, aber wegen der unvollkommenen, nicht genügenden Luftzufuhr nicht völlig erreicht wurde. Oder mit andern Worten, es ergibt sich, daß die von Dörpfeld angenommene Brennung in Wirklichkeit eine zwar beabsichtigte, aber nicht völlig erreichte Verbrennung war. Daraus ist dann weiter zu schließen, daß auch in den Kuppelgräbern und Schlie-

mannschen Schachtgräbern, wo die Spuren der Einwirkung des Feuers auf die Toten trotz der Einwände von Helbig und G. Perrot unleugbar vorhanden sind, ursprünglich nicht Brennung, im Sinne von Dörpfeld, sondern Verbrennung beabsichtigt, wenn auch nicht erreicht war, und dadurch wird das Verhältnis der Verbrennung zum Begraben natürlich ein ganz anderes. Es wird, da die bisher angestellten Beobachtungen zum großen Teile unvollständig sind (es läßt sich nicht leugnen, daß viele Berichterstatter infolge einer vorgefaßten Meinung aus Brandspuren oft auf Opfer geschlossen haben, wo vielleicht nur infolge mangelhafter Luftzufuhr ungenügend ausgeführte Verbrennung vorlag; es liegt auch auf der Hand, daß selbst das Vorkommen nicht kalzinierter Knochen noch nicht den Gedanken an beabsichtigte Verbrennung ausschließt), demnach als notwendig erscheinen, neue Beobachtungen anzustellen, d. h. bei Ausgrabungen die zutage kommenden Verhältnisse mit größter Unbefangenheit und Unparteilichkeit zu prüfen; ich bin überzeugt, daß dann das Verhältnis der Begrabenen zu den Verbrannten als ein durchaus anderes sich ergibt, als jetzt der Verfasser des vorliegenden Buches erschlossen hat. Nebenbei sei bemerkt, daß die dritte Rubrik der nach Annahme des Verfassers durch Feuer Vernichteten (S. 185. Die bei Seuchen und Epidemien Verstorbenen wurden dem Feuer übergeben, weil man glaubte, der Krankheit durch die Verbrennung der von ihr Dahingerafften die Ansteckungsgefahr zu benehmen oder sie zu vermindern) in Fortfall zu kommen hat. Die zur Begründung angeführte Stelle des Thukydides sagt ja durchaus nicht, daß das Verbrennen erst wegen der Pest eingeführt sei, sondern bestätigt im Gegenteil, daß das Verbrennen eine altgeübte Gewohnheit sei, deren Gebräuche nur durch die infolge der Krankheit zerrütteten Zustände der Stadt nicht in alter Weise beobachtet werden konnten, so daß an Stelle der ruhigen, feierlichen Gewohnheiten früherer Zeit ein wildes ungeregeltes Verfahren trat. Hätte man der Pest wegen, also aus Gesundheitsrücksichten, das Verbrennen eingeführt, dann hätte man das von seiten des Staates tun müssen, dann hätte man auch nicht dulden dürfen, daß nur reiche Leute verbrannt, arme dagegen verscharrt wurden, sondern man hätte für alle Toten gleiches Verfahren einführen müssen. Ein Blick auf Thukydides' Schilderung zeigt, daß die Zustände Athens damals auf das vollständigste verfahren und über den Haufen geworfen waren, so daß an solche vom Staat oder von einzelnen zu treffende vorbeugende Maßregeln durchaus nicht zu denken war.

So weit hatte ich im Sommer 1907 geschrieben; seitdem liegt die Besprechung von Pfuhl in den Gött. gel. Anz. 1907 S. 667—671 vor; da in der Anm. 1 zu S. 671 E. Pfuhl auch mich ganz unberechtigterweise in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht („In diesem Zusammenhange sei auch auf eine andere wunderliche Blüte der neuesten Literatur über Leichenverbrennung hin-

gewiesen: die Engelmannschen Ofengräber, die unter dem fertigen Grabmal lustig weiter brennen, Österreichische Jahreshefte 1905 S. 145 ff. Angesichts der Bedeutung dieser Zeitschrift seien hier ein paar Worte der Entgegnung gesagt, wenn damit auch offene Türen eingerannt werden. Engelmanns feuerspeiende Ofenrohre sind natürlich flüchtig gemalte Granatäpfel, wie wir sie ja von wirklichen Gräbern kennen; das habe ich vor Jahren am Original festgestellt. Die Röhren an der Krepis des Tumulus White Vases T. 13 sind Scheiben wie die am Gebälk der Korenhalle"), muß ich noch ein paar Worte dem, was ich oben geschrieben habe, hinzufügen. Alle andern Gelehrten, die sich mit der Vase Vagnonville beschäftigt haben, haben nicht bloß vor Jahren, sondern auch neuerdings wieder am Original festgestellt, daß es sich nicht um Granaten, sondern um Feuer handelt, das aus den Löchern herausschlägt. Da noch eine ganze Reihe solcher Vasen vorhanden sind, bei denen an der Basis des Tymbos nicht Scheiben, sondern runde Löcher angebracht sind, bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß durch diese Löcher ein Zugang zu dem unterhalb des Tymbos vorhandenen leeren Grabraum vorhanden ist. Man mag diese Löcher vielleicht ursprünglich angebracht haben, um den Besuchern des Grabes die Möglichkeit zu bieten, Spenden aller Art direkt in das Grab der Asche des Verstorbenen zuzuführen; so sind bei Pompeji Gräber vorhanden, bei denen oben eine Röhre endet, die etwaige Spenden direkt auf die Aschenreste leitet; etwas Ähnliches ist in Karthago und anderswo erhalten; aber daß unter Umständen auch die noch nicht vollständig erloschenen Flammen aus diesen Löchern herausschlagen konnten, wird durch die Vase Vagnonville bewiesen, bei der das Verhalten der beiden Satyrn das Unerwartete und Plötzliche des dargestellten Vorganges deutlich beweist. Ich zweifle nicht daran, daß man bei genauer Beobachtung der bei Ausgrabungen zutage kommenden Erscheinungen auch hierüber noch völlig genügenden Aufschluß erhalten wird; gerade dadurch, daß man an die Ausgrabungen mit vorgefaßten Meinungen herangeht und alle Erscheinungen in schon vorher bestimmte Rubriken einordnen zu müssen glaubt, trägt es sich zu, daß ganz leicht zu deutende Umstände in ganz falscher Weise erklärt werden. So wird, um dies durch ein Beispiel zu erläutern, in den Not. degli Scavi 1907 von Terni die Auffindung eines Grabes mit Leichenbrand berichtet; der Berichterstatter wundert sich aber, daß die Aschenreste nicht in ein Gefäß gesammelt und so beigesetzt sind, sondern daß man sich die Mühe gemacht hat, die einzelnen Knochenreste über das ganze Grab hin zu verteilen, so daß ein jeder Knochen dahin gelegt wurde, wo er hätte hinkommen müssen, wenn der Leichnam einfach bestattet wäre. Statt aus dem Befund zu schließen, daß der Scheiterhaufen innerhalb des Grabes angeordnet war, und daß natürlich dadurch die Knochenreste in ihrer Lage den einstigen Zusammenhang im Körper zu erkennen

gaben, nimmt er ohne weiteres an, daß, wenn der Leichnam verbrannt wurde, dies natürlich nur außerhalb des Grabes in einem offenen Scheiterhaufen geschehen konnte, und daß deshalb die getrennte Lage der Knochen auf ein besonderes Vorgehen bei der Beisetzung zurückzuführen ist. Deshalb ist Aufmerksamkeit und genaue Beobachtung bei Ausgrabungen dringend zu empfehlen.

11) K. Dissel, Der Opferzug der Ara Paris Augustae. Nebst 3 Tafeln. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Wilhelms-Gymnasiums in Hamburg. Ostern 1907. (Progr. Nr. 914.)

Die Abhandlung ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den der Verfasser im Sommer 1905 in der Klassisch-philologischen Gesellschaft in Hamburg gehalten hat. Sie bietet die Geschichte des Baues, sowohl seine Einrichtung als auch die weiteren Schicksale bis in die Neuzeit betreffend, seine oftmals begonnene und auch heute leider noch nicht vollendete Ausgrabung. Die durch Petersen veranlaßte, im Juli 1903 begonnene, aber schon im Dezember desselben Jahres vorläufig eingestellte Ausgrabung hat erkennen lassen, daß die durch Petersen aufgestellte „Wiederherstellung des Bauwerks in seiner Form und seinen äußeren Umrissen sich glänzend bestätigt, während seine Anordnung der Figuren des Frieses durch die davon neu gefundenen Stücke allerdings eine nicht unwesentliche Korrektur erleidet, wodurch auch die Berechtigung seiner Meinung über die Bedeutung der in den Reliefs dargestellten Opferhandlung in Frage gestellt wird". Das vorliegende Programm soll eine von Petersen abweichende Auffassung begründen.

Auf Grund der Münzbilder und der durch die Ausgrabungen erwiesenen Tatsachen haben wir uns das Bauwerk zu denken als einen fast quadratischen, nach oben offenen Hof, der rings von Marmorschranken eingeschlossen war; an der Front wie an der Hinterseite waren diese durch Türen durchbrochen; für die von Petersen angenommene, den Altarbau umschließende Säulenhalle hat sich kein Anhalt ergeben. Die Seitenfriese der Außenseite enthalten die Darstellung einer feierlichen Opferprozession, die ihre Richtung auf die Westfront zunimmt; als Hauptfront ist aber trotzdem die zur via Ämilia gerichtete Ostseite zu betrachten. Durch die verschiedenen neuen Funde hat sich nun die Szene ganz anders herausgestellt, als Petersen in seiner Rekonstruktion des Altars angenommen hatte. Die Knaben mit den Laren an der Spitze des Zuges deuten auf die Reform des Larenkultus, die Augustus vornahm, die Verschmelzung der Lares des kaiserlichen Hauses mit den Lares publici; die vier Männer neben ihnen sind die vier magistri vici des Compitums, denen die Aufsicht und Besorgung des Larenheiligtums obliegt, und die dann an Ort und Stelle den Opferzug erwarten. Von den dann folgenden Figuren des Zuges benennt der Verfasser Nr. 9 als Augustus und 24 als

Livia, in dem „Verhüllten“ Nr. 20 möchte er nicht mit Petersen den Agrippa, sondern mit v. Duhn, Friedlaender und Benndorf den Julius Cäsar sehen. Ich halte diese Deutung für unmöglich, nicht nur wegen der mangelnden Ähnlichkeit, sondern weil mir das Hineinmischen des „Divus“ unter die lebenden Personen seines Hauses als ausgeschlossen erscheint. Man braucht nur zu sehen, wie der Knabe (22) sich an dem Zipfel seiner Toga festhält, mit dem wieder Nr. 23 in der engsten Verbindung steht, um die Überzeugung zu gewinnen, daß Nr. 20 nicht anders aufgefaßt werden darf als die andern Personen des Zuges, die doch Lebende darstellen. Gegen die Deutung auf Cäsar spricht wohl auch die Größe der Figur, welche die Umstehenden um ein Erkleckliches überragt; auch die Stellung unter den andern, an einer gar nicht hervorragenden Stelle, spricht gegen Cäsar, den der Künstler, falls er ihn wirklich darstellen wollte, sicher in anderer Weise hätte hervorheben müssen. Einige andere Schwierigkeiten werden von Sieveking in den Österreichischen Jahresheften 1907 S. 175 hervorgehoben; es zeigt sich, daß einige Platten, die wegen großer Ähnlichkeit in der Skulptur als zur Ara gehörig betrachtet waren, in Wirklichkeit nicht dazu genommen werden dürfen, und es liegt auf der Hand, daß dadurch die Resultate der Rekonstruktion mannigfach beeinflußt werden.

Dissels Programm vermag vielleicht denen, die auf kurzem Wege eine Vorstellung von der Ara Pacis gewinnen wollen, eine Belehrung zuteil werden zu lassen; auch die hinzugefügten Tafeln werden dazu helfen. Wenn es der neuen Anregung gelänge, in den römischen Kreisen Stimmung für die Wiederaufnahme und Beendigung der Ausgrabung unter Palazzo Fiano zu machen, so würde der Herausgeber mit seinem Büchlein sich ein großes Verdienst um die Wissenschaft erworben haben.

12) Jac. van Wageningen, Scaenica Romana. Groningae, in aedibus heredum P. Noordhoff. Anno MCMVII. 67 S. 8.

Album Terentianum, picturas continens ex imagine phototypa Lugdunensi Terentii codd. Ambrosiani H 75 et Parisini 7899 sumptas et lithographice expressas. Praefatus et picturas Latine interpretatus est Jac. van Wageningen. Groningae, in aedibus heredum G. Noordhoff. Anno MCMVII. LXXXVIII S. fol.

In den „Scaenica Romana“ ist alles zusammengetragen, was sich auf das römische Theater und die Schauspieler bezieht, so daß das Buch für die Lektüre des Plautus und Terenz von großem Nutzen sein wird. Namentlich ist die Frage nach den Masken, wann sie in Rom eingeführt und wann sie wieder beiseite gelassen sind, mit Sorgfalt untersucht, und die Gebärdensprache der römischen Schauspieler genauer behandelt worden. Dazu bietet das Album Terentianum, eine mit einfacheren Mitteln hergestellte und daher billiger abzugebende Wiederholung der Sythoffschen Veröffentlichung des Codex Ambrosianus Terentii zusammen mit

einigen aus dem Parisinus genommenen Bildern, klare und deutliche Belege. Mit der Zeitbestimmung der Vorlage zum Codex Terentianus wird der Verf., der mit Bethe auf das 3. Jahrhundert schließt, wohl Recht haben, trotzdem der eine Grund, den er anführt (auf dem einen Bilde des Phormio hält der Advocatus Cratinus ein Buch in der Hand, das entschieden als Pergamentkodex bezeichnet werden muß: „Domitiano autem imperatore codices pugillares multiplici membrana compactos in usu fuisse docent Martialis epigrammata. Ergo post hanc aetatem pictura illa delineata esse videtur, cum ante volumina tantum chartacea adhiberentur“) nach den neueren Funden in Ägypten nicht stichhaltig ist. Es gibt schon vorher codices aus charta, und auch die Pergamentcodices dürften auf spätere Zeiten zurückgehen; vgl. Schubart, Das Buch S. 102. Aber die anderen Gründe sind ja auch ohne diesen genügend, um den Ansatz der Vorlage als richtig erscheinen zu lassen. S. IX Nr. 5 wird zu dem Bilde mit Simo und Davus (Andria v. 175) notiert: „Sed in hac pictura servus domum versus digito monstrare videtur, quasi erus intus sit“. Aber dann mußte er auch den Kopf dorthin wenden; die Bewegung der rechten Hand begleitet nur seine Rede an die Zuschauer und entspricht durchaus der Bemerkung Donats: hoc et gestu et vultu servili et cum agitatione capitis dicit. Bei der Fig. 6 derselben Seite ist im Text unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der links stehenden Frau (an der Tür) mit Unrecht der Name Mysis zugeschrieben ist; sie sollte Archylis heißen. Derjenige, welcher die Namen übergeschrieben hat, ist durch die Beischrift Mysis ancilla getäuscht worden; statt beide Wörter auf die rechts stehende Frau zu beziehen, hat er das erste Wort Mysis für die links stehende, das andere ancilla für die rechts stehende Frau verwandt.

Man darf wohl hoffen, daß beide Werke vielen Anklang finden.

13) Th. Steinwender, Die Marschordnung des römischen Heeres zur Zeit der Manipularstellung. Danzig 1907, A. W. Kafemann. 42 S. 8.

Der Verfasser, der genauere Kenntnisse im heutigen Militärwesen besitzt, sucht mit Hilfe seiner modernen Erfahrungen auch dem antiken Kriegswesen, speziell dem der Römer, Verständnis abzugewinnen und einige bis jetzt weniger sicher erkannte Teile klarer zu ergründen und die so gewonnenen Resultate auch andern begreiflich zu machen. Vor allem ist die Erkenntnis, daß auch im antiken Kriegswesen notwendigerweise eine feste Marschordnung, sagen wir Gleichtritt, bestehen mußte, sollten anders große Heeresmassen vorwärts bewegt werden, von grundlegender Bedeutung. Dem modernen Menschen, der das heutige Exerzieren wegen der modernen Waffen als ein Produkt der Neuzeit anzusehen pflegt, kommt sehr häufig nicht der Gedanke, daß selbst auch bei Barbaren-

völkern immer eine gewisse Ordnung und Regel beim Vorwärts- und Rückwärtsbewegen vorhanden sein mußte, wenn die Massen sich nicht selbst untereinander hindern und dadurch sich zur Niederlage von vornherein verurteilen wollten. In diesem Sinne schildert der Verfasser den Aufbruch aus dem Lager, den Heereszug, sucht die Breite und Länge der Marschkolonne zu bestimmen, ergründet die Frage, in welcher Weise das Gepäck auf dem Marsche untergebracht wurde, schildert den Auszug in die Schlacht und gewinnt eine neue Erklärung für das agmen quadratum. Ein sehr wichtiges Kapitel ist das über den Gleichschritt; es hebt hervor, wie aus dem Stillschweigen der Römer über solche Dinge kein Schluß gezogen werden darf: „erfahrungsmäßig wird gerade vom Allbekannten und Selbstverständlichen in der Regel am wenigsten gesprochen". Zum Schluß wird Länge und Zeitdauer des Marsches bestimmt und darauf aufmerksam gemacht, daß der bekannte Ausspruch eines deutschen Heerführers: „Der Sieg ruht in den Beinen des Soldaten" in gewisser Weise auch für das Altertum seine Geltung gehabt hat; unter den Mitteln, die im Kriege die Entscheidung herbeiführen, gibt es kaum ein wirksameres als den Marsch. So lag es nahe, die Regeln der Truppenbewegung zu erforschen und eingehend darzustellen, welche bei den Römern in Kraft waren, als sie nach dem berufenen Urteil des Polybius die Weltherrschaft gewannen.

14) Th. Birt, Die Buchrolle in der Kunst. Archäologisch-antiquarische Untersuchungen zum antiken Buchwesen. Mit 190 Abbildungen. Leipzig 1907, B. G. Teubner. X u. 352 S. 8.

Das Aug. Mau in Rom gewidmete Buch soll als Ergänzung zu dem früheren Werke des Verfassers „Das antike Buchwesen" dienen. „Besprach ich", heißt es in dem Vorwort, „dereinst die Buchrolle in ihrem Verhältnis zur Literatur, so soll hier die Darstellung der Buchrolle in der alten Kunst zusammenhängend erörtert werden. Wie verhielt man sich beim Lesen und Schreiben, solange das Buch in der Form der Rolle auftrat? Vielfach sind darüber ganz irrige Ansichten verbreitet, wie schon daraus zu ersehen ist, daß die Künstler, wenn sie irgend einmal gezwungen sind, bei ihren Darstellungen eine Rolle anzubringen, häufig ganz starke Mißgriffe unterlaufen lassen. Wollen wir uns klar machen, in welcher Weise die Rolle gehalten werden mußte, so können wir das nur, indem wir möglichst zahlreiche Darstellungen aus dem Altertum, in denen es sich um Rollen handelt, zusammenstellen; dadurch gewinnen wir zugleich ein lebendiges Bild vom antiken Literaturbetrieb selbst".

Birt beginnt mit der Buchrolle bei den Ägyptern, die ja ganz sicher mit der griechischen identisch ist, da die Griechen die Papyrusrolle direkt von den Ägyptern übernommen haben; darauf folgt die Rolle und Membrane bei den Griechen und Römern.

Unterscheiden muß man allerdings zwischen den ägyptischen und den griechisch-römischen Rollen. Bei den letzteren wird nämlich von links nach rechts geschrieben, der Anfang der Rolle ist also links zu suchen, und dadurch wird natürlich auch die Art und Weise beeinflußt, wie die Rolle gehalten wird. Dadurch daß der Anfang der Rolle links zu suchen ist, ergibt sich auch als natürliches Motiv, daß die Rolle in der Rechten gehalten wird, bevor man anfängt zu lesen; dann zieht die Linke den Anfang der Rolle, das Protokoll, zu sich herüber und rollt ab, rollt zu gleicher Zeit das Gelesene aber wieder zusammen. Die geschlossene Rolle in der Rechten bedeutet demnach: ich werde lesen, das gibt ein Momentbild, kein Dauerbild; die Rolle in der Linken dagegen sagt: ich habe gelesen, und nur diese Haltung ist für ein Dauerbild geeignet. Nach dieser verschiedenen Art, die Rolle zu halten, bestimmt Birt verschiedene Motive: A. die geschlossene Rolle in der Linken, Motiv I; B. die geschlossene Rolle in der Rechten, Motiv I; C. die geschlossene Rolle in der Linken, Motiv II, wo die Rechte der Rolle genähert, leicht an sie angelegt wird. Dadurch daß die Rolle nur locker gehalten, nicht mit den Fingern umschlossen wird, entsteht Motiv III, das eigentlich nur bei sitzenden oder liegenden Figuren anwendbar ist, weil die Rolle sonst Gefahr läuft, den lose haltenden Fingern zu entgleiten und sich aufzurollen. Und so wird die Rolle durch alle möglichen Haltungen hindurch begleitet und jede besondere Form durch möglichst zahlreiche Beispiele aus dem Denkmälerschatz erläutert. Vollständigkeit der angeführten Beispiele wird niemand verlangen, wie sollte das auch erreichbar sein; man wird also gegen den Verfasser nicht vorbringen dürfen, daß er das eine oder andere Beispiel übersehen hat. Ganz besonderen Wert legt Birt aber darauf, daß er die Trajans- und Marcussäule damit erklärt, daß man um den Säulenschaft eine Bilderrolle herumgelegt habe. Er schreibt diesem Gedanken solche Wichtigkeit zu, daß er ihn nach dem Erscheinen des Buches noch durch einen besonderen Aufsatz im Rhein. Mus. LXIII S. 39 weiter auszuführen und zu begründen versucht hat. Ich halte dies für ungerechtfertigt. Ein Rollenbilderbuch hat zu Anfang wie in der Mitte und am Ende immer dieselbe Höhe; das ist bei den Reliefstreifen der Säulen nicht der Fall, sie beginnen mit einem ganz schmalen Anfang, wachsen dann bis zur Höhe des ganzen Streifens und nehmen am Ende in umgekehrter Weise wie am Anfang wieder ab. Es kommt dazu, daß Säulen mit schräg ansteigender Dekoration, ob plastisch durchgeführte Kannelüren oder aufgemalte Streifen, bleibt sich gleich, schon zu einer Zeit vorkommen, wo von Bilderrollen noch nicht geredet werden kann. Ich habe in der Berl. philol. Wochenschrift auf Säulen, die in Pompeji gefunden sind, hingewiesen, aber noch viel älter ist der Schmuck, der an einer aus der Themistokleischen Mauer stammenden Grabstele den Seitenpfeilern zuteil geworden ist. Auch

die Vergleichung der Schlangensäule mit der spartanischen Skytale (Rhein. Mus. LXIII S. 53) ist meines Erachtens nicht gerechtfertigt. Bei der Skytale wurde quer über die Windungen des Riemens geschrieben, so daß nach dem Herunternehmen des Riemens vom Stabe immer nur wenige Buchstaben zusammenstanden und deshalb unverständlich waren. Bei den Schlangen hat man dagegen in der Richtung der Windungen geschrieben, so daß sie auch nach dem Abwickeln vom inneren Stab völlig verständlich ist. Man muß auch an die Säulen in Athen erinnern, in deren Kannelüren die Inschrift angebracht ist. Wenn Birt überall die Rolle sucht, warum hat er gar nicht an die Kleidung der Menschen der Vorzeit gedacht? Sie machten sich, wie noch heute einige Völkerschaften, ihre Kleider aus Rinde oder Bast, das ist ja eine direkte Hinweisung auf das Schreibmaterial; vgl. liber, und die Geschichte von dem Manne, dem beim Baden die Kleider gestohlen waren und der nun in die Times eingehüllt nach Hause gehen mußte, ist ja bekannt genug und kann hier als Beweis dienen. Auch die deltos soll mit dalet, der Tür, zusammenhängen, 1. weil beide die Form des Rechtecks haben, 2. weil man auch die Tür zum Schreiben benutzte, und 3. weil die Tür wie die deltos transportabel war. Aber ich glaube, daß hier ein großer Irrtum mit unterläuft. Die Tür war ursprünglich doch gar nicht vorhanden, sondern nur das Loch, das durch die Türgewände begrenzt war; man begnügte sich, dies mit einem Stück Zeug zu verhängen, und dieser Vorhang war natürlich transportabel, diente aber nicht zum Schreiben. Wenn dalet und deltos sprachlich zusammenhängen, und das ist ja sehr möglich, so erkennt man, daß der Rand, die Einfassung, dabei die Hauptsache ist. Die deltos, der hölzerne Rahmen, mit dem schwarzen, tieferliegenden Hintergrunde, kann sehr wohl mit dem Türrahmen und dem schwarzen Hintergrund verglichen werden, aber mit dem Schreiben ist es dann vorbei. Auch die Hinweisung auf das Kapitäl der ionischen Säule finde ich nicht glücklich. Um dies zu verstehen, kann man nicht auf ein zusammengerolltes Papierblatt, sondern muß man auf eine dünne Matratze oder Decke hinweisen, deren über den Echinos vorstehende Teile zusammengerollt sind. Um die zusammengerollte Masse in ihrer Lage festzuhalten, dienen die seitlichen Riemen, entweder ein breiter in der Mitte, und dann ist natürlich die Einziehung dort am stärksten, oder mehrere dünne, die gleichmäßig über die ganze Seitenfläche verteilt sind. Bei den Säulen des Erechtheion sind sogar zwei Polster aufgelegt und an den Seiten zusammengerollt worden. Man sieht, daß unter diesen Umständen die Ausdrücke *voluta* und *pulvinar* trefflich miteinander laufen.

Man kann das Buch als ein recht verdienstliches bezeichnen, insofern darin die Rolle durch alle ihre Stadien begleitet und dem Leser vorgeführt wird; aber das, worin der Verfasser sein Haupt-

verdienst findet, die Hinweisung auf die um den Säulenkern herumgelegte Bildrolle scheint mir nicht richtig zu sein. Ja es ist auch nicht einmal ganz neu, denn schon Strygowsky hat eine ganz ähnliche Vermutung aufgestellt.

15) W. Schubart, Das Buch bei den Griechen und Römern. Eine Studie aus der Berliner Papyrussammlung. Mit 14 Abbildungen im Text. (A. u. d. T.: Handbücher der Königlichen Museen zu Berlin. Mit Abbildungen.) Berlin 1907, G. Reimer. 159 S. 8. geh. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.

Ein gutes Werk, das bei aller Kürze doch das Wesentliche über das antike Buch bietet. Man nimmt bald wahr, daß der Verfasser aus reicher Praxis schöpft, daß er also von dem mitteilt, was er bei dem Durcharbeiten der reichen Papyrussammlung des Berliner Museums selbst wahrgenommen hat. Zunächst wird das Schreibmaterial behandelt; Beachtung verdient darin, neben anderem, die Vermutung, daß der Unterschied in der Erhaltung von Papyrusresten, der sich im Abendland im Vergleich mit Ägypten zeigt, wesentlich darauf zurückzuführen ist, daß die griechisch-römische Kultur eine ununterbrochene Dauer gehabt hat, während in Ägypten die arabische Eroberung einen tiefen Einschnitt gemacht hat. „Der Papyrus ist dort noch eine Zeitlang benutzt, aber allmählich durch das arabische Papier verdrängt worden; die griechische Literatur ist hier unter dem Schwerte des Eroberers untergegangen, während sie im Abendlande ihre Stätte behielt und sich in immer neuen Abschriften fortpflanzte, so daß die alten Papyrusrollen neuen Pergamenten weichen mußten, ohne wie in Ägypten einen günstigen Boden zu finden, der sie auf die Nachwelt gebracht hätte. Weder Schutthügel noch Beigaben für die Toten wirkten zu ihrer Erhaltung; dauernde Kultur und christliche Sitten ließen keines von ihnen bestehen". Was Schubart von dem besonders zerstörenden Einfluß der Feuchtigkeit sagt (S. 11), wird übrigens auch durch die Herkulanensischen Rollen bestätigt; unter ihnen sind einige, bei denen durch den Einfluß der Nässe die Rollen so vollständig vernichtet sind, daß jede Spur von Schrift vertilgt ist. Es könnte übrigens nach den dort gebrauchten Worten („wären in Herkulanum, l. Herculaneum, die wertvollen Rollen der Pisonischen Bibliothek nicht bei dem Untergange der Stadt durch den Vesuv im Jahre 79 n. Chr. vollständig verkohlt und nachher durch die Verschüttung vor zerstörenden Einflüssen bewahrt worden, so hätte man schwerlich auch nur einen Fetzen von ihnen gefunden") so scheinen, als ob der Verfasser das Verkohlen der Rollen mit der Hitze des Vulkans in Zusammenhang bringe; das wäre ja ein Irrtum, Herculaneum ist von einem Schlammstrom (Vesuvasche und Regen) überflutet worden, der im Laufe der Jahrhunderte zu Stein sich verhärtet hat; er hat aber nie durch Hitze wirken können, sondern die

Papyrusrollen sind ebenso verkohlt wie die Holzteile in Pompeji, d. h. durch die Entziehung des Sauerstoffs.

III. Kunstgeschichte.

16) Bruckmanns Wandbilder antiker Plastik. Photographische Originalaufnahmen im Format von etwa 93×60 cm Bildgröße. Als Schulwandtafeln aufgezogen mit Rand etwa 125×84 cm groß.

Der Versuch, diese Tafeln herzustellen, wurde bekanntlich zunächst auf Veranlassung und mit Unterstützung des Kaiserlichen Archäologischen Instituts in Berlin unternommen. Man hat damals die Grabstele der Hegeso, den sog. Alexandersarkophag aus Sidon im Museum zu Konstantinopel und ferner die Augustusstatue von Prima Porta im Braccio Nuovo des Vatikan in diesem großen Formate in einer bis dahin ungekannten Güte der Ausführung hergestellt. Die Bruckmannsche Verlagsanstalt hat darauf beschlossen, die Reihe dieser Tafeln fortzusetzen, und so liegen bis jetzt neun Tafeln in dieser Größe vor, außer den drei oben genannten die Statue des Praxitelischen Hermes von Olympia (4), die des heiligen Georg von Donatello im Museum zu Florenz (5), ferner die des ruhenden Ares im Thermenmuseum zu Rom (6), das Relief des Orpheus mit Eurydike in Neapel (7), die Statue des Demosthenes im Braccio Nuovo des Vatikan (8) und der Moses des Michelangelo in S. Pietro in Vincolis zu Rom (9). Mir liegen augenblicklich davon Nr. 6, 7 und 8 vor, und ich kann nicht umhin einzugestehen, daß diese Tafeln durch ihre Ausführung einen vorzüglichen Eindruck machen. Dabei ist der Preis ein so geringer (10 *M*, wenn die Bilder, auf Leinwand aufgezogen, als Wandtafeln hergerichtet sind; das unaufgezogene Exemplar, zum Einrahmen geeignet, oder auch ungerahmt als Wandschmuck verwendbar, zum Preise von 7 *M*), daß man erwarten kann, daß die Anschaffung auch bei beschränkteren Mitteln möglich ist. Die Tafeln können sehr gut als immerwährender Klassenschmuck dienen; einige aber, namentlich der Alexandersarkophag, die Augustusstatue, der Demosthenes, sind auch im Unterricht, bei der Lektüre des Horaz, des Demosthenes, in dem Geschichtsunterricht, unmittelbar als Vorlagen zu gebrauchen. Wir wünschen den Tafeln eine recht weite allgemeine Verbreitung.

17) Marg. Bieber, Das Dresdner Schauspielerrelief. Ein Beitrag zur Geschichte des tragischen Kostüms und der griechischen Kunst. Bonn 1907, Fr. Cohen. 91 S. 8. 4 *M*.

Ein kleines Relief, das Relief Pourtalès, das neuerdings in das Dresdner Albertinum gelangt ist, gibt der Verfasserin Veranlassung, das tragische Kostüm, namentlich das Schuhwerk, einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Sie kommt zu dem Resultat, daß der *κόθορνος* nicht erst von der Tragödie eingeführt ist,

sondern daß darunter der auch schon vor Äschylus in Griechenland, speziell in Athen übliche ganz geschlossene, aus weichem Leder gefertigte und bis zur Wade reichende Stiefel zu verstehen ist. Wenn gesagt wird, Äschylus habe die Schauspieler durch größere Kothurne emporgehoben, um sie vor den Leuten des Chors sichtbar zu machen, so verträgt sich das mit der vorgetragenen Ansicht ganz gut: Äschylus legte eben unter die Stiefel eine etwas verstärkte Sohle, durch die er vollständig den Zweck erreichte, „den Schauspieler unauffällig über den Chor zu erheben, solange beide den niedrigen Standpunkt in der Orchestra hatten“. Später wurde vorn eine Verschnürung angebracht, wodurch die *ἐνδρομίδες* entstehen. Auch diese Form wird dann von der Bühne übernommen. Das Anwachsen der Sohle hängt vielleicht mit der Entstehung der hohen Bühne zusammen, da „je höher der Schauspieler stand, um so höhere Untersätze nötig wurden, um zu verhüten, daß dem tiefer sitzenden Zuschauer die Füße des Schauspielers von dem Bühnenrand verdeckt wurden“. Im zweiten Jahrhundert wird an Stelle der Sohlen aus Leder eine Holzsohle gelegt, von ursprünglich mäßiger Höhe; allmählich wurden diese Stelzen aber immer höher und deshalb vom Chiton vollständig verdeckt; unter diese wird im zweiten nachchristlichen Jahrhundert noch ein besonderer Holzblock gesetzt, dem wohl der Name *ὀκρίβας* zukommt. Nach dieser Entwicklung fällt das Dresdner Relief, auf dem der Schauspieler einen reich verzierten Schnürstiefel trägt, dessen Sohle aus mehreren dünnen Lederschichten besteht, in das 3. Jahrhundert, in die frühhellenistische Epoche. Vgl. Berl. philol. WS. 1908 Sp. 240.

IV. Mythologie.

18) H. W. Stoll, Die Sagen des klassischen Altertums. Sechste, umgearbeitete Auflage von H. Lamer. Leipzig 1907, B. G. Teubner. 1. Band VIII u. 246 S., 2. Band VIII u. 313 S. 8. geb. 6 ℳ.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der früheren durch größeren Druck, weshalb Kürzungen nötig waren; vor allem aber durch die hinzugefügten Abbildungen, bei deren Auswahl Prof. Studniczka seine Unterstützung geboten hat. Es wird auf S. VIII des ersten Teils ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß alle Abbildungen nach antiken Kunstwerken gefertigt sind, besonders nach Vasenbildern, und daß die Künstler, die diese Bilder im Altertum schufen, oft einer andern Form der Sage gefolgt sind als die Schriftsteller, deren Erzählungen hier benutzt sind. So kommt es, daß der Text oft vom Inhalte der Abbildungen etwas abweicht. Daraus kann natürlich niemand dem Herausgeber einen Vorwurf machen. Die Hinzufügung von Abbildungen ist etwas so Willkommenes, daß jeder auch die kleinen Verschieden-

heiten, die in den ausgewählten Abbildungen zutage treten, mit in den Kauf nehmen wird; im Gegenteil, bei sorgsamer Anleitung kann der Unterschied zwischen Text und Abbildung geradezu benutzt werden, um die Auffassungs- und Beobachtungsgabe des Schülers zu stärken und zu üben. Daß so manche Geschichten, wie die von Phaethon, Io, Europa u. a. aus den „Sagen des klassischen Altertums" verschwunden sind, um in den Band „Die Götter des klassischen Altertums" aufgenommen zu werden, kann man bedauern; es ist ja sicher richtig, daß sie dort gut untergebracht sind, aber der Leser, der gewohnt war, sie in den „Sagen" zu finden, wird sie jetzt dort vermissen und ist unter Umständen zur Anschaffung zweier Bücher genötigt, wo er sich früher mit einem begnügen konnte. Im übrigen läßt sich anerkennen, daß die Geschichten gut erzählt sind und daß die Illustrationen gut ausgewählt sind. Ich zweifle nicht daran, daß auch die neue Auflage sich viele Freunde erwerben wird.

19) H. W. Stoll und H. Lamer, Die Götter des klassischen Altertums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Achte, umgearbeitete Auflage. Mit 92 Abbildungen. Leipzig 1907, B. G. Teubner. X u. 336 S. 8.

Bei der Besprechung der „Sagen" mußte darauf hingewiesen werden, daß manche Partien dort nicht behandelt, sondern für die „Götter des klassischen Altertums" aufgespart sind. Dieses damals in Aussicht gestellte Buch liegt jetzt vollendet vor. Daß hier stärkere Abweichungen von der früheren Auflage nötig geworden sind, ist natürlich; galt es doch, den inzwischen vorgetragenen neueren mythologischen Anschauungen gerecht zu werden. Der neue Herausgeber hat sich nicht gescheut, hier und da in stärkerem Maße von Stoll abzuweichen, und er hat recht daran getan; es ist ihm auf diese Weise gelungen, ein lesbares Werk zu schaffen, das sicherlich viel Beifall finden wird. Auch die eingefügten Abbildungen, bei denen der Herausgeber von Studniczka beraten ist, werden sehr willkommen geheißen werden. In der Einleitung wird gezeigt (mit Hinweisung auf Religionsübungen, die uns noch heute bei Naturvölkern entgegentreten), wie sich die Mythologie allmählich bei den Griechen entwickelt hat; darauf wird über Kosmogonie und Theogonie gesprochen; dann werden die einzelnen Gottheiten behandelt, zuerst die Gottheiten des Olympos, darauf die Götter der Gewässer und drittens die Gottheiten der Erde und der Unterwelt. Ein letzter Abschnitt vereinigt die besonderen Gottheiten der Römer. — Ein am Schlusse zugefügtes, mit Sorgfalt angefertigtes Register ermöglicht es, leicht jede Gottheit aufzufinden, so daß das Buch auch als Nachschlagebuch gute Dienste leisten kann.

Nachtrag.

20) **A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen. Zweite Auflage. Mit einem Bilde C. T. Newtons. Leipzig 1908, E. A. Seemann. XI u. 365 S. 8.**

Der ersten Auflage, die 1906 erschienen und im JB. XXXIII S. 90 besprochen ist, hat der Herausgeber nach kurzer Zeit schon eine zweite Auflage folgen lassen müssen, ein Beweis dafür, wie erwünscht das Buch gekommen war, um eine vorhandene Lücke auszufüllen. Die jetzt vorliegende Auflage, deren Abschluß im wesentlichen schon im Mai 1907 abgeschlossen war, und deren Ausgabe nur durch eine langwierige Erkrankung des Verfassers verzögert worden ist, zeigt vielfache Erweiterungen und Vervollständigungen, die das Buch noch mehr als die erste Auflage als geeignet erscheinen lassen, über die archäologischen Bestrebungen des vergangenen Jahrhunderts Belehrung zu verbreiten. Besonderes Interesse wird die ausführliche Nachricht über die Sammlung Campana erwecken; aber auch an anderen Stellen wird man willkommene Zusätze finden und die bessernde Hand nirgends vermissen.

Rom. R. Engelmann.

7.

Herodot.

---

1) **K. Abicht, Herodotos für den Schulgebrauch erklärt. Dritter Band: Buch V und VI. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 233 S. 8. 2 *M*.**

Die dritte Auflage dieses Bandes ist 1883 erschienen. Dementsprechend schreibt der Hsgb. in den Teubnerschen Mitteilungen 1907 Nr. 1: „Die vierte Auflage meiner Schulausgabe des Herodot ist gegen die dritte nicht unerheblich verändert, da zwischen beiden Ausgaben ein längerer Zwischenraum liegt, während dessen manch wertvoller Beitrag zur Kritik und Erklärung des Schriftstellers erschienen ist, welcher Berücksichtigung verdiente“. In B. V habe ich, abgesehen vom Dialekt, folgende Änderungen gefunden: C. 16 [*καὶ Δόβηρας καὶ Ἀγριᾶνας καὶ Ὀδομάντους*] nach Stein, 27 [*τὸν*] *ἀπὸ Σκυθέων ὀπίσω ἀποκομιζόμενον* nach ABC, 45 *ταῦτα δ' αὖ* nach Bekker für *ταῦτα δέ* (so Wesseling, die Hss. *ταῦτα δὲ οὐχ* oder *οὐκ*), 117 *ἐπ' ἡμέρῃ ἑκάστῃ* nach AB¹C statt *ἐπ ἡμέρης ἑκάστης*, Änderungen, die nur zu billigen sind. C. 68 ist Sauppes Zusatz *ὄνου ⟨καὶ χοίρου⟩* wenigstens sehr wahrscheinlich; fraglich bleibt, ob man c. 17 mit ABC *πρῶτον* (so jetzt der Hsgb.) oder, wie er früher schrieb, *πρῶτα* aufnehmen soll. C. 30 steht jetzt *ὑπίσχεσθαι* st. *ὑπισχέσθαι*, was in A. 3 wohl nur ein Druckfehler für *ὑποσχέσθαι* war. C. 34 endlich ist die Konjektur von Dietsch *κατὰ τάχος* aufgegeben, dafür aber nicht die Lesart der Hss. *καὶ τὸ τεῖχος* angenommen, sondern *ἐς τὸ τεῖχος* geschrieben, indem *ἐσάξαντο* wie früher von *ἐσάγειν* abgeleitet wird. Es ist eine alte Streitfrage, ob diese Form und *προεσάξαντο* I 190 und VIII 20 (bei Abicht VIII 30 fälschlich aus A. 3 beibehalten) von *ἄγειν* oder *σάσσειν* abzuleiten sind, doch dürfte man sich jetzt wohl mehr für *σάσσειν* entschieden haben. Das sind nicht allzu viele Änderungen, und mancher dürfte mehr erwartet haben. Erwähnen will ich nur, daß c. 64 immer noch *ἐν τῷ Πελασγικῷ τείχεϊ* beibehalten ist, obwohl doch die richtige, durch die attischen Inschriften bestätigte Form *Πελαργικῷ* in der Hs. r erhalten und auch in den Texten des Thukydides II 17 (hier auch im Laurentianus erhalten) längst wiederhergestellt ist.

Im Dialekt sind vor allem, wie der Hsgb. in den Teubnerschen Mitteilungen selbst angibt, die Formen der Verba auf *αω* und *οω* geändert, die, wie schon in A. 5 von B. I, die attischen Formen erhalten haben. Dagegen erklärt er sich mit Entschiedenheit gegen die Einführung des *ν ἐφελκυστικόν* und die Durchführung der Psilose. Auch sonst verhält er sich ablehnend gegen die Ergebnisse der neueren Dialektforschung, wie namentlich gegen die Kontraktion von *εε* und *εει* zu *ει*, von *εη* zu *η* mit einer Ausnahme. Beim Verb *ποιεῖν* ist die Kontraktion in allen Formen durchgeführt; er schreibt nicht nur *ποιεῖν*, *ποιεῖ*, *ἐποίει* usw., wie das die Inschriften haben, sondern auch, was bisher nicht aus ihnen erwiesen ist, *ποιῶν* und *ποιῶνται*, und auch zweimal *ἐπινοῶ* (c. 24 und 30). Richtig ist ferner jetzt nach den Hss. *χρεόν* für *χρεών* und *βοηθέειν* für das früher in falscher Analogie gebildete *βωθέειν* und *Ἀλκμεωνίδης* für *Ἀλκμαιωνίδης* geschrieben. Ebenso ist jetzt richtig nach Cobet *εἰρέσθαι* statt *εἴρεσθαι* akzentuiert. Ob c. 16 *καταπηκτῆς* beabsichtigt ist, bleibt zweifelhaft; im Text steht wie früher *καταπακτῆς*, in der Anmerkung aber *καταπηκτῆς*. Aber manches ist noch stehen geblieben, was schon aus den Hss. als falsch erkannt ist; ich erwähne nur *οἰκηιωτάτου* (c. 5) und das Präsens *τράπειν*. C. 37 steht *Ἰβανώλιος*, aber c. 121 *Ἰβανώλλιος*; die richtige Schreibung ist die mit *λλ*, wie AB an beiden Stellen haben und wie entsprechende Namensformen auf karischen Inschriften beweisen. Nach meiner Ansicht muß man auch c. 118 uach den Inschriften *Μαυσσώλλου* schreiben. Erwähnt sei hierbei, daß der Hsgb. auch die sonst jetzt allgemein üblich gewordene Schreibung mit *ι* in *σῴζειν*, *ἀποθνῄσκειν*, *μιμνῄσκειν*, mit *ει* in *τείσασθαι*, *Τείσανδρος*, *προσέμειξε* und umgekehrt mit *ι* statt *ει* in *οἰκτίρειν* nicht eingeführt hat.

Die Anmerkungen sind um eine Reihe kleiner Zusätze sprachlichen Inhalts bereichert worden; doch enthalten sie nichts Neues. Zusätze historischen Inhalts habe ich in B. V an drei Stellen gefunden, c. 11 über den Skythenzug des Dareios, c. 56 über Harmodios und Aristogeiton und c. 77 über die beiden auf der Akropolis gefundenen Marmorstücke mit Resten von Inschriften, die zu der von Herodot mitgeteilten Weihinschrift gehören. Hier hätte wohl auch erwähnt werden können, welche Folgerungen Kirchhoff hieraus für die Geschichte des Denkmals gezogen hat.

2) August Scheindler, Herodot. Auswahl für den Schulgebrauch. I. Teil: Text. Mit 1 Titelbilde und 5 Karten. Zweite, durchgesehene Auflage in neuer Rechtschreibung. Leipzig und Wien 1906, G. Freytag und F. Tempsky. 262 S. 8. geb. 1,60 *M*.

Der Text hat, wie ich beim Durchblättern bemerkt habe, zwei kleine Zusätze erhalten, VII 36 und von VII 57 die erste Hälfte. Sonst scheint er unverändert geblieben zu sein, d. h. er ist wie in der ersten Auflage ein Abdruck aus der Holderschen

Ausgabe. Auch in der Einleitung und in den Inhaltsangaben der ausgelassenen Stücke habe ich bis auf die Orthographie keine nennenswerten Änderungen gefunden. Erwähnt sei, daß die sonderbare Schreibung Thermä in Therme geändert ist, aber das ebenso wunderliche Panopä statt Panopeus oder Panope stehengeblieben ist. Im übrigen verweise ich auf meine Anzeige der ersten Auflage JB. 1897 S. 181.

3) J. M. Stahl, Kritisch-historische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit. Heidelberg 1907, Winters Verlag. 838 S. 8. geb. 23 *M*.

Folgende Herodotstellen sind kritisch behandelt: I 137 (677. 6) „ist ohne jede Buchstabenveränderung *πᾶσαν ἀνάγκην φασὶ* (*εἶναι*) *ἀναζητεόμενα ταῦτα ἀνευρεθῆναι* (statt *ἂν εὑρεθῆναι*) *ἤτοι ὑποβολιμαῖα ἐόντα ἢ μοιχίδια* zu schreiben“. Die ursprüngliche Schreibung ist *ἀνευρεθῆναι*; nach Schäfers Vorgang haben Bekker und Krüger, denen dann die Neueren meist gefolgt sind, *ἂν εὑρ.* geschrieben. Doch ist Stein 1884 zu *ἀνευρ.* zurückgekehrt. Nur kann ich die Gültigkeit der Regel, daß der Infinitiv mit *ἄν* nur bei einem Verbum dicendi oder putandi zulässig sei, nicht anerkennen. So steht er doch nicht selten im potentialen und irrealen Sinne nach *ὥστε*; vgl. Goodwin, Syntax of the Moods and Tenses 211. An unserer Stelle ist er natürlich irreal. — Zu I 187 (439) *τῶν τις ἐμεῦ ὕστερον γινομένων βασιλέων ἢν σπανίσῃ χρημάτων, . . λαβέτω ὁκόσα βούλεται* bemerkt St. „Man muß entweder formelhaften Gebrauch annehmen (= quantalibet), der aber sonst bei Herodot kaum nachzuweisen ist, oder *ὁκόσ' ἂν βούληται* herstellen“. Der Logik nach freilich. — 196 (309. 1) glaubt St. in *ὡς ἂν αἱ παρθένοι γενοίατο γάμων ὡραῖαι* sei das falsche generelle *ἄν* aus *αἱ* entstanden. In der revidierten Teubnerschen Ausgabe habe ich nach Steins Vorschlag (B. I 6. Aufl. Anm. zur Stelle) *ὅσαι αἰεί* geschrieben. — III 61 (759) *οἱ δὲ πολλοὶ ⟨ὡς⟩ περιεόντα νιν εἰδείησαν*; „denn sie wußten nicht, daß er noch lebte, sondern glaubten fest, daß er noch lebe“. — II 93 (482) *ἵνα δὴ μὴ ἁμάρτοιεν* nach einem Präsens „ist auch deshalb sehr anstößig, weil damit den Fischen ein Wunsch zugeschrieben wird. Man wird kein Bedenken tragen dürfen, *ἁμάρτωσι* zu schreiben“. Die Änderung entfernt sich zu sehr von der Überlieferung. Warum sollte man übrigens den Fischen nicht einen Wunsch zuschreiben? Man vgl. auch Stein zur Stelle. — III 127 (300) *τίς μοι Ὀροίτεα ἢ ζώοντα ⟨ἂν⟩ ἀγάγοι*. So oder *τίς ⟨ἂν⟩ μοι* schreibt man wohl nach Schäfers Vorgang jetzt allgemein. — IV 135 (180. 2) Billigung von Krügers *ῥυ⟨σ⟩οίατο*, das dann dem vorhergehenden *ἐπιθήσεσθαι μέλλοι* entspricht. — IV 147 (205) *οὐκ ἔφη μενεῖν* (st. *μένειν*). So hat schon H. Stephanus; von den Neueren hat wohl nur Holder noch das Präsens bewahrt. — V 49 (201) *ἀναβάλλομαι ὑποκρίνεσθαι*

(st. *ὑποκρινέεσθαι*) und VI 86 *ἀναβάλλομαι κυρῶσαι* (st. *κυρώσειν*); ebenso Dem. III 9 *ἀναβάλλεται ποιῆσαι* (st. *ποιήσειν*). Denn es ist „nicht wahrscheinlich, daß *ἀναβάλλεσθαι* = aufschieben (noch nicht tun) mit dem Inf. Fut. verbunden worden sei, da das verwandte *μέλλειν* = zögern nirgendwo so erscheint und außerdem Her. VI 88. IX 8. X. Hell. I 6, 10. Dkw. III 6, 6 die Konstruktion der Verba faciendi (Inf. Präs. oder Aor.) zeigen". Das Verhältnis von 4 : 3, das sich so herausstellt, gibt doch nicht die Berechtigung, die eine sprachliche Erscheinung ganz zu beseitigen. Außerdem ist Her. IX 8 neben *ὑποκρίνασθαι* auch *ὑποκρίνεσθαι* (AB) und VI 88 neben *μηχανήσασθαι* auch *μηχανᾶσθαι* (B²Rsv) überliefert, d. h. die Überlieferung ist an beiden Stellen keine sichere. Wenn sich bei *μέλλειν* (= zögern) kein Beispiel mit dem Inf. Fut. findet, was übrigens nicht so ganz sicher ist, so ist das vielleicht Zufall; ein zwingender Beweis gegen die Möglichkeit dieses Infinitives nach *ἀναβάλλομαι* ist es jedenfalls nicht. Endlich ist doch der Inf. Fut. nach *διανοεῖσθαι* und ähnlichen Verben, der nicht beanstandet wird, ebenso auffällig. — V 106 (205) *θεοὺς ἐπόμνυμι . . μὴ . . ἐκδύσεσθαι* (st. *ἐκδύσασθαι*) . . *κιθῶνα* in Übereinstimmung mit Krüger, Naber und Cobet und mit den meisten neueren Texten. — VI 99 *οὐκ ἔφασαν στρατεύ⟨σ⟩εσθαι* wie Dobree, dem van Herwerden und Stein (1894) mit Recht gefolgt sind. — Zu VII 168 (123) *καὶ γὰρ τούτους* (*τοὺς Κερκυραίους*) *παρελάμβανον οἱ αὐτοὶ οἵπερ ἐς Σικελίαν ἀπίκοντο* (*ἀπίκατο* Rsv) wird bemerkt: „Falsch ist die Lesart *ἀπίκατο*, da die Abgesandten nicht mehr in Sizilien sein konnten, als sie mit den Kerkyräern verhandelten (vgl. *ἀπίκατο* VIII 6. 36)". — VIII 111 (205) *οὐδέκοτε γὰρ ⟨ἂν⟩ . . τὴν Ἀθηναίων δύναμιν εἶναι κρέσσω*, indem das *ἂν* futural sein soll, entsprechend dem vorhergehenden *δώσειν*. Wohl richtig; man vgl. den ähnlichen Satz VII 172 *οὐδαμὰ γὰρ ἀδυνασίης ἀνάγκη κρέσσων ἔφυ*, wo nicht das Futurum steht, aber auch nicht *οὐδέκοτε*, sondern *οὐδαμά*. — VIII 133 (759) in dem Satz *ἐντειλάμενος πανταχῆ μιν χρησάμενον ἐλθεῖν* „ist mit R *χρησόμενον* zu lesen, dem folgenden *βουλόμενος ἐκμαθεῖν* entsprechend". So schreibt man wohl jetzt allgemein.

4) J. P. Mahaffy, On the numerical Symbols used by the Greecs Historians. Transactions of the Royal Society of Literature. Second Series Vol. XXVII S. 159—169. London 1907.

M. verlangt, wie schon früher, Her. I 72 bei der Bestimmung der Breite Kleinasiens *μῆκος ὁδοῦ εὐζώνῳ ἀνδρὶ ⟨δέκα⟩ πέντε ἡμέραι ἀναισιμοῦνται*, d. h. *IE* statt *E*. Das vorangehende *ἀνδρί* hat das Schwinden des *ι* veranlaßt.

5) C. Hude, In Herodotum. Nordisk Tidskrift for Filologi 1907 S. 185.

H. liest Her. II 22 *ἀπὸ τῶν θερμοτάτων* [*τόπων* nur in ABC] *ῥέων ἐς τῶν* [*τὰ*] *ψυχρότερα τὰ πολλά ἐστι.* Neu ist

hierbei die Ausscheidung von τά und die Umstellung des von Stein getilgten τῶν, das in den Hss. vor τὰ πολλά steht, vor ψυχρότερα.

6) Justin V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung. I. Band: Geschichte der Meder und des Reichs der Länder (Handbücher der alten Geschichte. I. Serie, 5. Abteilung). Gotha 1906, F. A. Perthes. 282 S. brosch. 7 ℳ.

Das vornehmste Verdienst des Verf.s besteht darin, die gesamten Ergebnisse der Forschungen keilinschriftlichen Inhalts mit den sonstigen Nachrichten über die medisch-persische Geschichte in Verbindung gesetzt und so vor dem weiteren Kreise der Gelehrten ein ganz neues Bild dieser weitentlegenen Zeit entrollt zu haben. Ganz neue Reiche tauchen vor unsern Blicken auf, einzelne, längst bekannte Ereignisse bekommen in Verbindung mit Nachrichten aus den assyrischen Archiven ein ganz anderes Aussehen. An der Hand der Siegesnachrichten Tiglat-Pilesars I (im XI. oder XII. Jahrhundert) lernen wir in Armenien ein Land Nairi kennen, das aber schon zur Zeit Salmanassars II (IX. Jahrhundert) verschwunden ist und dem Reich der Urartäer Platz gemacht hat. Aber es bleibt alles im Fluß. Schon in der Mitte desselben Jahrhunderts erscheinen in derselben Gegend die Chalder, ein Volk von ungewisser Nationalität, und unter ihrer Oberhoheit die Mannäer, die für Arier erklärt werden. Trotz wiederholter Kriegszüge gelang es den Assyrern nicht, diese Völker dauernd zu unterwerfen. Von den späteren arischen Medern, die ihren Namen von dem Lande (Madai) erhalten haben, werden die nicht-arischen Protomeder unterschieden, die um 800 unter einem Fürsten Chanasiruka sich gegen die Assyrer vereinigen, ihnen aber nicht widerstehen können. Tiglat-Pilesar III fand Medien wieder geteilt vor, aber bereits von Ariern durchsetzt. Sargon war dann siegreich in Armenien und zwang die Mannäer nach Osten zu entfliehen, wo sie die Arier in Medien verstärkten. Ein mannäischer Häuptling Daiukku (Deiokes) kam dabei in seine Gewalt. Einer seiner Nachkommen, nicht er selbst, ist der Gründer des Medischen Reiches. Ktesias' Bericht über die medischen Könige wird als künstlich zurechtgemacht verworfen, aber auch Herodots 150 Jahre der Dauer des medischen Reiches werden für unmöglich erklärt, weil diese von dem Jahre des Sturzes des Astyages an gerechnet auf 700 als Gründungsjahr führen, d. h. zu einem Zeitpunkt, in dem die assyrische Macht auf der Höhe stand. Dagegen erscheint Verf. die andere bei Herodot (I 130) überlieferte Zahl 128, die uns auf 678 als Gründungsjahr führt, für recht annehmbar. Eng verbunden mit der Reichsgründung ist die der Stadt Agbatana (d. i. Versammlungsort), durch die das neue Reich seinen Mittelpunkt erhielt. Als erster König von Medien wird nach Keilinschriften Mamitiaršu betrachtet. Ihm folgt Tukdammi, der im

Kampfe gegen die Assyrer fällt (bei Herodot Phraortes). Sein Nachfolger ist Astyages I (dies ist der Königsname, während Phraortes sein Personenname ist), der bereits mit Babylon ein Bündnis zum Kriege gegen Assyrien schloß, an diesem aber durch den Tod verhindert wurde. Um 626 erschienen die Skythen an den Grenzen des Assyrischen Reiches. Hierbei mag bemerkt werden, daß der Einfall der Skythen wie der der Kimmerier nur als besonders stark hervortretende Glieder einer langen Reihe von Einfällen oder Einwanderungen arischer Stämme von Norden her aufgefaßt werden. Die Meder und Babylonier benutzten die durch den Skytheneinfall eingetretene Bedrängnis Assyriens zum Angriff auf dieses Land; der Assyrerkönig aber schloß mit den Skythen ein Bündnis, die sich nun gegen den Mederkönig Kyaxares wandten und ihn schlugen. In langjährigen Kämpfen, in deren Verlauf Armenien und Kappadokien medisch wurden, waren die Skythen aus Medien und seinen Nachbarländern vertrieben. Noch vor Beendigung dieser Kämpfe war Ninive gefallen. Kyaxares' Nachfolger Astyages II begann bereits den Angriffskrieg gegen Babylon.

Aus dem zweiten Teil, der den wunderlichen, aber Kyros' Regierungsweise ganz treffend bezeichnenden Titel „Das Reich der Länder“ führt, hebe ich nur noch einige Punkte hervor. Die schwierige Frage nach dem Königreich Anšan glaubt Verf. in folgender Weise beantworten zu können. Der älteste Staat der Achämeniden umfaßte nur die Pasargaden, deren erster selbständiger König Teispes I (um 675) ist. Anšan ist das Land der beiden anderen von Herodot genannten Perserstämme, der Maraphier und Maspier, nach deren Vereinigung mit den Pasargaden Teispes II den Titel eines Königs von Anšam annahm. Die Vereinigung aller zehn persischen Stämme, unter denen auch protoiranische waren, erfolgte durch Kyros vor seinem Angriff auf Medien. Auf diese Vereinigung werden auch die Vorrechte der edlen Perser, die nach Herodot aus der Zeit nach dem Sturz des Pseudo-Smerdis stammen, zurückgeführt. Kyros begann seinen Angriff auf Astyages, als dieser im Kampfe gegen Babylon Charran belagerte. Aus der späteren Stellung des Syennesis von Kilikien schließt Verf. auf eine wohlwollende Neutralität des damaligen Fürsten zur Zeit des Lydischen Krieges, durch die die Feinde des Kyros auseinandergehalten wurden. Die Darstellung der Geschichte des Kambyses ist im wesentlichen eine Rettung dieses tatkräftigen, viel verkannten Monarchen.

Sehr vieles in dieser Darstellung beruht nur auf Vermutungen, und gar manche von diesen werden wahrscheinlich bald andern Platz machen müssen. In den meisten Fällen bin ich als vollständiger Laie der keilinschriftlichen Forschung gegenüber nicht in der Lage, ein Urteil abgeben zu können. Doch scheint mir manches Verf.s Behauptungen gegenüber zur Vorsicht zu mahnen. So heißt es S. 280 „Herodot bestätigt, daß Dareios sogleich nach

dem Tode des Kambyses an Oroites einen Boten sendete, er stellte sich somit unverzüglich an die Spitze des heimwärts marschierenden Heeres und zog gegen Gaumâta los". Das heißt doch übereilt gefolgert; denn die von Herodot (III 126) angegebene Zeitbestimmung lautet *μετὰ τὸν Καμβύσεω θάνατον καὶ τῶν Μάγων τὴν βασιληίην*, d. h. nach dem Sturz der Mager. Recht befremdlich ist noch die Ausdrucksweise S. 5 „Nun hat sich aber herausgestellt, daß der im ersten Buch des Herodot enthaltene ausführliche und zusammenhängende Bericht über den medischen Nationalstaat auf Hekataios zurückgeht". In einer Anmerkung dazu wird auf Prášek „Hekataios als Quelle zur Geschichte Vorderasiens" verwiesen. Wer dies liest, muß zu der Ansicht kommen, daß Verf. in der angeführten Schrift den sicheren Beweis für die aufgestellte Behauptung geführt hat; und doch ist das Ganze nur eine Vermutung des Verf.s, und zwar eine Vermutung, die auf recht schwachen Füßen steht. Oder ist sich Verf. der Tragweite des deutschen Ausdrucks „es hat sich ergeben" nicht ganz bewußt? Damit kommen wir zu einem Punkt, der vielleicht nebensächlich ist, aber doch nicht ganz übergangen werden darf, zu der deutschen Ausdrucksweise des Verf.s. Satzungetüme wie „Zu unserer Zeit wurde von einigen Forschern das nach der in einiger Entfernung auf den Trümmern eines antiken Palastes befindlichen und bis jetzt erhaltenen altpersischen Inschrift einem König Kyros aus dem Hause der Achämeniden, dem aber der sonst übliche Titel eines chšâjacija vazraka chšâjacija dahjunâm vorenthalten wird, angehörige Grabmal oder vielmehr bloß Kenotaphium von Murghab für das von den Begleitern Alexanders beschriebene Grab des Kyros erklärt" stehen nicht vereinzelt da. Manches kann ja auf Rechnung des Setzers kommen, wie S. 216 „die Richtung der späteren Königsstraße . . anschlagen" oder S. 196 Z. 10 „enthalten" statt „erhalten", nicht jedoch S. 279 „wichtige Länder zur Treue zu verhalten" und noch weniger die wunderliche Verwechselung von „gleichsam" mit „in gleicher Weise" S. 223 in dem Satze „von ionischen und äolischen Schiffen gleichsam bedroht". Recht unsicher ist der Verf. im Gebrauch des Artikels; er fehlt S. 207 „die Rivalität übriger Großen", 214 „wenig in Gewicht fallen" und „an berühmtesten Orakelstätten", 219 „die Naturbeschaffenheit . . war . . größtes Hindernis", er steht ungewöhnlich „vom Süden her". Seltsam, wie es scheint, nach falscher Analogie gebildet ist die Konstruktion S. 207 „seiner eigenen Gefahr bedacht zu sein", seltsam auch S. 223 „der den Widerstand der einzelnen Städte durch regelrechte Belagerung einer nach den anderen lahm legte". Recht häßlich sind auch einige wiederholt vorkommende Fremdwörter, wie Differentiation, Patronanz und das Adjektivum pur. „Pure Erdichtung" (S. 281) mag man wohl sagen, wenn man sich gehen läßt, aber schreiben sollte es doch niemand. Kein verständiger Deutscher wird etwas dagegen haben, wenn ein Angehöriger eines kleinen

Volkes, dessen Sprache nicht den Anspruch erheben kann, außerhalb der Grenzen seines Sprachgebietes verstanden zu werden, die deutsche Sprache gebraucht, um einen größeren Leserkreis für seine wissenschaftlichen Arbeiten zu gewinnen. Aber dann soll er auch diese Sprache beherrschen oder von einem guten Freunde sich das Manuskript durchkorrigieren lassen.

S. 268 in der Anmerkung ist ἐπὶ κεφαλήν (Her. III 35) falsch mit „bis an den Kopf" übersetzt; das ist um so wunderlicher, als auf der folgenden Seite dafür richtig „den Kopf voran" steht.

7) C. F. Lehmann-Haupt, Zu Herodot I 183. Klio VII 3, S. 447—448.
8) E. Herzfeld, Pasargadae. Klio VIII 1, S. 1—68.

Herodots Nachricht, daß schon Darius die Belstatue, auf deren Anwesenheit in Babylon das Scheinkönigtum daselbst beruhte, von Babylon wegbringen wollte, Xerxes aber sie wirklich weggeführt hat, sucht L.-H. chronologisch in die inschriftlichen Daten einzureihen. Berliner Kontrakttafeln aus den letzten Jahren der Regierung des Darius weisen einen babylonischen König Belsi-man auf; gegen diesen soll Darius' Absicht gerichtet gewesen sein. Die Wegführung der Statue erfolgte 479/478 nach Niederwerfung eines Aufstandes, der während Xerxes' Feldzuges gegen Griechenland ausgebrochen war. Danach erfolgte auch die Zerstörung des babylonischen Haupttempels und die Niederreißung der äußeren Mauern der Stadt.

H. bemerkt, daß Ktesias, auf den er Nicol. Dam. VII S. 66, Polyän VII 6. 1 und 45. 2, Plutarch. de virt. mul. 5 zurückführt, während er Justins Darstellung (I 6, 10) als eine Mischung aus Herodot und Ktesias erklärt, über die Kämpfe des Kyrus gegen Astyages bessere Quellen zu Gebote gestanden haben als Herodot. Namentlich Nikolaus' Schlachtschilderung passe vorzüglich zu den örtlichen Verhältnissen von Pasargadä, in denen man die zwei Defensivstellungen der Perser leicht erkennen könne.

9) J. Wells, The Persian Friends of Herodotus. The Journal of Hellenic Studies XXVII (1907) S. 37—47.

Es handelt sich im wesentlichen um die Nachrichten, die Herodot von Zopyrus dem Jüngeren erhalten konnte. Dieser gehörte als Enkel der Amestris zu dem engeren Hofkreise und war so wohl imstande, Herodot die Haremsgeschichten am Ende von Buch IX mit ihren genauen Details zu erzählen. Auch die Geschichte von Sataspes (IV 43), der sich gegen eine Tochter des älteren Zopyrus vergangen hatte, wird Herodot ihm verdankt haben. Als Sohn des Megabyzus, eines der sechs Generale des Xerxes in Griechenland, konnte er Aufschluß geben über die Details der Heerlisten und der Königlichen Straße, und als Enkel des Zopyrus, des Statthalters von Babylon, über die Hilfsquellen dieser Satrapie.

Auch die Geschichte von der Einnahme Babylons und der Verschwörung der sieben Perser gegen Pseudo-Smerdis führt Verf. auf ihn zurück, obwohl er sich die sich dagegen erhebenden schweren Bedenken nicht verhehlt. Daß Zopyrus, der doch die berechtigten Ansprüche des Darius auf den persischen Thron kennen mußte, trotzdem Herodot die alberne Geschichte vom Stallmeister des Darius erzählte, hält Verf. gerade für charakteristisch für einen Mann, der ebenso wie sein Vater viel von dem Königshause zu erleiden gehabt habe. Die Verhandlungen über die beste Staatsform (III 80—83) soll auch von Zopyrus stammen; daraus gerade erklärt sich Verf. die Hartnäckigkeit, mit der Herodot an dieser Geschichte festhält. — Zopyrus' Flucht nach Athen wird 440 oder 441, sein Tod 440 oder 439 angesetzt, so daß Herodot mit ihm in Athen verkehren konnte, aber, da er 440 nach dem Westen abreiste, von seinem Tode nichts wußte.

10) B. Niese, Herodot-Studien besonders zur spartanischen Geschichte. Hermes 1907 S. 429—468.

Ausgehend von Her. V 44—45, wo Sybariten und Krotoniaten mit ihren Zeugnissen über die Teilnahme des Dorieus an der Zerstörung von Sybaris einander gegenübergestellt werden, sucht Verf. die wahre Bedeutung solcher örtlicher Gewährsmänner und ihr Verhältnis zur Erzählung klar zu legen. Die Sybariten behaupten die Teilnahme des Dorieus an jener Zerstörung, die Krotoniaten leugnen sie; also, folgert Verf., ist die Behauptung der Sybariten die ältere, diese aber wieder setzt die vorangehende Erzählung über Dorieus voraus. Damit erscheint der ganze Streit als eine Einlage, wir würden sagen eine Anmerkung zur Erzählung. Wer recht hat, zeigt Verf. an dem Schicksal des Krotoniaten Philippus. Dieser ist aus Kroton wegen seiner Verlobung mit der Tochter des Tyrannen von Sybaris verbannt, also doch wohl wegen des Ausbruchs der Feindschaft zwischen den beiden Nachbarstädten. Er hat aber seine Braut nicht heimgeführt, offenbar weil Sybaris zerstört war. Wenn er sich also nach Kyrene begab und sich dort dem Dorieus anschloß, muß Sybaris schon zerstört gewesen sein, bevor der spartanische Heerführer in die Nähe Italiens kam. Doch dies ist Nebensache, die Hauptsache ist, solche einheimische Gewährsmänner ins rechte Licht zu stellen. Ihre Zeugnisse bedeuten in der Regel „Varianten oder Zusätze oder Anmerkungen verschiedener Art, die den Wert einer Vermutung haben und sich an eine Erzählung nachträglich angesetzt haben“. Abgesehen von einigen wenigen Fällen hat Herodot diese Gewährsmänner selbst befragt, wenn nicht in ihrer Heimat, so doch in Delphi, Olympia, Athen, kurz wo Leute von überallher zusammenströmten. Es sind aber nicht beliebige Leute, sondern einzelne gelehrte Männer, die Sinn für die Vergangenheit hatten, die Herodot zuweilen als *λόγιοι* bezeichnet. Ihre Aussagen tragen oft ganz das Gepräge der Zeit

Herodots, sie sind also seine Zeitgenossen. Diesen Zusätzen stellt Verf. den Stamm der Erzählung gegenüber, der von Herodot zuweilen als die gemeine hellenische Überlieferung bezeichnet wird. „Ihre Träger sind die hellenischen *λόγιοι*, schrift- und redekundige Leute, die man sich nach Art der Dichter oder Sophisten denken muß, die aus der Kunde der Vergangenheit wie der Gegenwart einen Beruf machen, die wichtigsten Stätten Griechenlands kennen und besuchen, geschichtliche Erinnerungen sammeln und mündlich oder schriftlich überliefern, zugleich Forscher und Erzähler“. Dieser Stamm der Erzählung hat in der orientalischen Geschichte schon vor Herodot schriftliche Darstellung empfangen, nicht aber bei den hellenischen Dingen, die „durchaus die Farbe der unmittelbaren Gegenwart tragen und ihre jetzige Gestalt erst im Zeitalters Herodots erhalten haben“. Das ist alles sehr hübsch gesagt, aber eine klare Vorstellung von diesem Stamm der Erzählung, den Herodot gewissermaßen in der Tasche bei sich trägt, um allerorts Ergänzungen zuzusetzen, wie er ja das wahrscheinlich mit dem Hekatäus in Ägypten gemacht hat, kann ich mir nicht machen. Doch meine Aufgabe ist zu berichten, was ich gelesen habe, die Leser mögen davon annehmen, was sie für wahr halten. — Hierauf wird in betreff des Lykurg die lakedämonische Tradition der hellenischen gegenübergestellt. Die Lakedämonier leugnen die Herleitung der Gesetze des Lykurg von Delphi und fügen die Person des Gesetzgebers, der in dem Stamm der Erzählung nur ein *Σπαρτιητέων δόκιμος ἀνήρ* (I 65) genannt wird, in die Königsfamilie ein. Auf dieser Einreihung in die Königsfamilie beruht aber die übliche Bestimmung seiner Lebenszeit, die nach dem Zusammenhang der Erzählung in der hellenischen Tradition wesentlich jünger angesetzt werden muß, etwa um 700. Letzteres hält Verf. für das Richtige. Hierbei erklärt er sich auch von der Geschichtlichkeit des Lykurg überzeugt, vornehmlich durch das Zeugnis des Aristoteles (Plut. Lyc. 1), nach dem auf dem alten Diskus in Olympia, der die Ekecheiria enthielt, der Name des Lykurg stand. — Nachträglich wird dann zur Geschichte des Dorieus bemerkt, daß diese ein gutes Stück Dichtung enthalte. Der unglückliche Ausgang des Dorieus hat auf die hellenische Welt bedeutenden Eindruck gemacht, und seine Geschichte ist dadurch tragisch zugespitzt worden. Als unrichtig wird erkannt, daß Dorieus der älteste Bruder des Kleomenes gewesen sei, da sonst sein Sohn Euryanax (Her. IX 10) nach Kleomenes' Tode hätte folgen müssen. — Die Besiedelung der triphylischen Städte wird von Herodot zusammen mit der Gründung von Thera erzählt. Von diesem Zusammenhang löst sie Verf. los und stellt als geschichtlich hin, daß diese Besiedelung von Lakonien ausgegangen ist, wahrscheinlich zur Zeit der Messenischen Kriege. Die Städte, die im Verlauf der Geschichte sich Sparta immer treu erwiesen haben, sollten ein Stütz-

punkt der spartanischen Macht gegen Messenien sein und eine Verbindung mit Elis ermöglichen. — In betreff der Alkmeoniden als Befreier Athens wird bemerkt, daß die Behauptung der Athener, die Alkmeoniden hätten die Pythia dazu bestimmt, den Lakedämoniern den Befehl zur Befreiung Athens zu geben, die Ansicht der Athener zu Herodots Zeit, die sich nicht gern mehr der Tatsache erinnerten, daß sie ihre Befreiung ihren Feinden verdankten, wiedergibt, aber schwerlich wahr sei. — Der letzte Abschnitt handelt von Pisistratus. Verf. wendet sich gegen Beloch und E. Meyer, die die zweite Vertreibung des Tyrannen streichen wollen, indem er darauf hinweist, daß die näheren Umstände bei den beiden Vertreibungen sich nicht so ähnlich sehen, wie jene behaupten.

Schwerlich richtig ist die Übersetzung Her. I 65: „Lieber noch hoff' ich dereinst dich Gott zu benennen, Lykurge".

11) W. Goodwin, The Battle of Salamis. Harward Studies in classical Philology XVII (1906). S. 75—101.

Hauptsächlich wohl durch die Angriffe Wheelers in seinem Aufsatze „Herodotus's Account of the Battle of Salamis" (Transactions of the American Philological Association 1902; vgl. JB. 1905 S. 353) veranlaßt, entwickelt G. nochmals seine Ansicht über die bereits 1885 (The Battle of Salamis, Papers of the American School of classical Studies at Athens I 239—262) von ihm behandelte Streitfrage, wann die Perser in die Bucht von Salamis eindrangen. Wie früher macht er gegen die Ansicht, daß die Perser in der Nacht vor der Schlacht in die Bucht von Salamis eingefahren sind und in ihr längs der Küste Attikas den Griechen gegenüber Stellung genommen und damit die Umzingelung dieser in der Bucht vollzogen haben, geltend: 1. die Enge der Bucht, die infolge der Sandbank bei der Insel St. Georg nur 1800 Fuß breit ist. Bei solcher Stellung hätten die Perser den Griechen am Morgen des Schlachttages ein Ägospotami bereiten können. 2. Die Möglichkeit, eine solche Stellung einzunehmen, setzt eine unglaubliche Sorglosigkeit der Griechen voraus. Auch weist die Meldung des Aristides und die Antwort des Themistokles bei Herodot darauf hin, daß letzterer in seiner Stellung bei der Stadt Salamis von den Bewegungen der Perser, die er doch erst durch seine Botschaft veranlaßt hatte, nichts bemerken konnte. Wären diese in die Bucht hineingefahren, so wäre das seiner Wachsamkeit nicht entgangen. 3. Die Besetzung von Psyttaleia durch die Perser zeigt, daß sie den Hauptkampf bei den Eingängen zur Bucht, nicht in derselben erwarteten. Dann führt G. die beiden wichtigsten Berichte über die Schlacht, die von Äschylus und Herodot, vor. Er bemerkt, daß die Erzählung des ersteren, eines Augenzeugen, die Perser hätten zuerst „held its

own"[1]), seien aber dann, als sie in die Enge kamen, in Unordnung geraten, keinen Sinn hat, wenn die Perser bei Beginn des Kampfes längs der Küste Attikas den Griechen gegenüberstanden. Andrerseits findet er in Herodots Erzählung nichts, was auf eine solche Stellung der Perser hinweisen könnte.

Gegen Busolt (Gr. Gesch. II 702—704), der zugibt, daß ein Eindringen der Perser in die Bucht von Salamis in mondheller Nacht (Plut. de gloria Athen. 7 *τοῖς Ἕλλησι περὶ Σαλαμῖνα νικῶσιν ἐπέλαμψεν ἡ θεὸς πανσέληνος*) nicht unbemerkt bleiben konnte, aber das Datum der Schlacht später als gewöhnlich auf den 27. oder 28. September ansetzt, indem er die Her. VIII 113 erwähnten *ὀλίγας ἡμέρας*, d. h. die Zeit von der Schlacht bis zum Aufbruch des Xerxes nach Böotien, der um die Zeit der Her. IX 10 erwähnten Sonnenfinsternis, d. h. des 2. Oktober, stattgefunden haben muß, mit 4 bis 5 Tagen berechnet, wendet G. ein, die von Herodot erwähnten Ereignisse verlangten mehr Zeit, etwa 10 Tage. Damit bestimmt G. als Datum der Schlacht den 21. oder 22. September, also etwa den dritten Tag nach dem von Plutarch erwähnten Vollmond. Ich halte diese Frage für wenig wichtig; denn auch in dunkler Nacht hätten die Perser nicht ohne Gefahr in die engen Gewässer einlaufen können, und wenn sie es doch getan hätten, hätten die griechischen Wachen doch das Rauschen der Ruder hören müssen. Übrigens bemerkt G. auch ausdrücklich, die Überlieferung von dem Vollmond von Salamis sei für ihn nur ein „additional argument, confirming one which seems to me perfectly conclusive without this help".

Wie früher ist G. der Ansicht, daß die Perser in der Nacht ihren westlichen Flügel zur Umgehung um Salamis herum zur Meerenge bei Megaris abschickten, während ihre Hauptmacht südlich von Psyttaleia von Salamis bis zur attischen Küste das ganze Meer besetzte und dadurch jedes Entweichen der Griechen unmöglich machte. Aus dem Verhalten der Griechen am Morgen des Schlachttages folgert er ganz richtig, daß sie keinen Feind sich gegenüber sahen, und aus Aesch. P. 398 schließt er, daß die

---

[1]) S. 85, „Vv. 412—414, in which the poet speaks of the stream (*ῥεῦμα*) of Persian ships at first holding its own, but afterwards being crowded in the narrows (*ἐν στενῷ*) and falling into hopeless confusion, could never refer to a fleet sailing across from the Attic shore to attack a fleet advancing from the opposite shore of Salamis". — Aus einer andern Stelle, S. 97 „a stream, which at first held its own (*ἀντεῖχε*), that is, in the open sea before it entered the narrows between Psyttaleia and Attica", geht hervor, daß er mit held its own (*ἀντεῖχε*) meint „seine Ordnung bewahrte". Das geht aber nicht an; nicht auf die Fahrt zur Enge hier vor Beginn des Kampfes kann *ἀντεῖχε* bezogen werden, sondern es geht auf den Widerstand, den die Perser nach Beginn des Kampfes zuerst leisteten. Denn der Beginn des Kampfes ist bereits in den vorhergehenden Versen geschildert. Wohl aber schließt V. 398 die Stellung der Perser der Stadt Salamis gegenüber aus, wie G. auch selbst an einer andern Stelle bemerkt.

Perser zuerst die vorrückenden Griechen nicht sahen. Bei Beginn der Schlacht sollen nun die Griechen eine Linie eingenommen haben, die sich von der Spitze der Kynosura in ONO-Richtung zur attischen Küste hinüberzieht. Zu dieser Ansicht bestimmt ihn das Diod. XI 18 erwähnte Herakleion, dessen Lage südlich vom Ostende des Aigaleos und nicht weit vom Thron des Xerxes angenommen wird. In diese Linie waren sie aus ihrer Stellung in den Buchten südlich und nördlich von der Stadt Salamis eingerückt, und zwar in der Weise, daß zuerst der rechte Flügel (Aesch. P. 399), auf dem die Lakedämonier standen, die Spitze der Kynosura erreichte und dort wartete, bis der andere Flügel, der einen weiteren Weg hatte, herumkam.

Auf die schwierige Frage, wie Herodots Bemerkung (VIII 85) über den westlichen und östlichen Flügel der Perser zu verstehen ist, geht er ganz zuletzt ein. Er ist geneigt, der Ansicht von Rhediades (*ἡ ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχία ἀπὸ ναυτικῆς καὶ ἱστορικῆς ἀπόψεως ὑπὸ Περικλέους Δ. Ῥεδιάδου, ἀνθυποπλοιαρχοῦ τοῦ Βασιλείου Ναυτικοῦ. Ἐν Ἀθήναις* (1902), der *ουτοι γάρ* und *οὗτοι δέ* nicht wie gewöhnlich auf die Phönizier und Ionier bezieht, sondern auf die Athener und Lakedämonier) zu folgen, obwohl er nicht verkennt, daß das folgende *αὐτῶν* hinter *ἐθελοκάκεον μέντοι* sich schwer damit vereinigen läßt. Das wäre dann die Stellung der Athener und Lakedämonier in den beiden Buchten nördlich und südlich von der Stadt Salamis vor der Schlacht, und alle Schwierigkeiten wären beseitigt. Nimmt man diese Erklärung nicht an, so sollen nach G. die Ausdrücke westlich und östlich von einer Stellung der Perser am Tage vor der Schlacht verstanden werden, in der die Phönizier gleich nach der Ausfahrt aus der Bucht von Phaleron im Westen oder Nordwesten standen. Dies halte ich für unmöglich, wie ich auch Rhediades' Erklärung für sehr unwahrscheinlich halte. Die Sache völlig klarzustellen, scheint mir fast unmöglich, aber näher der Lösung kommt man wohl mit G.s früherer Ansicht, nach der die Stellung der Perser in der Schlacht eine Linie von NNW. nach SSO. (Eleusis-Piräus) bildete, also vielleicht von der Fähre, wo die bis dahin ziemlich genau westlich verlaufende Küste Attikas nach Norden umbiegt, nach der Spitze der Kynosura zu. Hierdurch erklärt sich auch, wie die Ägineten im Verlauf der Schlacht vom rechten Flügel aus in die Enge hineinfahren und sich den nach Phaleron fliehenden persischen Schiffen entgegenstellen konnten.

12) Fr. Rühl, Herakleides von Mylasa. Rhein. Museum LXI. S. 352—359.

13) U. Wilcken, Zu Sosylos. Hermes XLII. S. 510—512.

Bei dem vollständigen Schweigen der übrigen Literatur über die Rolle des Herakleides in der Schlacht von Artemision und

der Unvereinbarkeit der Erzählung des Sosylus mit Herodots Darstellung nimmt R. im Gegensatz zu Wilcken (vgl. JB 1906 S. 323) ein anderes Artemision an. In Karien westlich vom Glaukosbusen (Strabo XIV p. 651) gab es ein Artemision, wo eine Seeschlacht zwischen Herakleides und den Phöniziern stattgefunden haben kann. Die Massalioten konnten das Buch von Skylax über Herakleides gelesen haben, aber auch ihre Kenntnis aus einer militärischen Beispielsammlung nach Art des Aeneas oder auch aus Aeneas selbst geschöpft haben.

W. bleibt bei seiner Ansicht stehen und bemerkt dabei, daß Herodot nach Rühls Ansicht nicht besser wegkommen würde. Denn in seine Darstellung des ionischen Aufstandes würde sich diese Erzählung auch nicht einfügen lassen; er hätte also diesen Sieg des Herakleides verschwiegen, obwohl er, wie Rühl annimmt, Skylax gekannt hat. Dagegen halte ich es für einen größeren Fehler, eine bedeutende Schlacht falsch darzustellen als einen vielleicht unbedeutenden Sieg zu verschweigen.

14) A. B. Cook, Hippokleides' Dance. The Classical Review XXI. S. 169—170.

Auf einem Vasenfragment, das beim thebanischen Kabeirion gefunden ist und das aus dem Ende des fünften oder aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts stammt, ist eine Figur in einer Stellung dargestellt, die etwa der des Hippokleides Her. VI 129 entspricht. Verf. hält die Vorstellung für einen burlesken Tanz zu Ehren des Kabeiros, den eine sitzende Figur vor dem Tänzer darstellen soll. Hippokleides hat nach Herodot zuerst lakonische und dann attische Tanzweisen zum besten gegeben. Es folgte nun ganz naturgemäß eine thebanische, ein Tanz zu Ehren des Kabeiros. Dies hat nach der Darstellung auf der Vase viel Wahrscheinlichkeit. Aber auch den Ausruf *οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ* erklärt Verf. ganz anders. Ausgesprochen beim Ende seiner Vorstellung bedeutet er „Hippokleides hat keine Sorgen", nicht aber „H. macht sich nichts daraus"; denn das würde *οὐδὲν μέλει μοι* heißen. Man hat, schließt Verf., einen Ausruf der Fröhlichkeit falsch verstanden und als starke Unverschämtheit aufgefaßt.

Hiergegen wendet Lawrence Salomon in derselben Zeitschrift XXI S. 232 ein, daß die Stellung der Figur auf dem Vasenbilde sich wenig eigne für eine gewissermaßen rituale Handlung, sondern einen Mann darstellt, der sich überschlägt. In Cooks Erklärung der Worte *οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ* endlich sieht er, sicher mit Recht, ein Abbrechen der Pointe der Wendung.

15) L. Weniger, Ferialis. Archiv für Religionswissenschaften X 2. S. 229.

Verf. handelt von den Her. VIII 37 und Paus. X 23 erzählten Unfällen feindlicher Heere bei Delphi. Die von Pausanias er-

wähnten Gespenster Hyperochos, Laodokos und Pyrrhos werden als Sturm- oder Reifriesen erklärt, an die man namentlich in der Parnassoslandschaft glaubte.

16) A. von Meß, Untersuchungen über Ephoros. Rhein. Mus. LXI. S. 360—407.

Verf. handelt im ersten Teil über Ktesias als Quelle des Ephorus neben Herodot und zeigt, daß die von Herodot abweichenden Berichte Diodors, wie vornehmlich in den Zahlenangaben, auf Ktesias zurückgehen. Das Weitere gehört nicht hierher.

17) Herodotus, erklärt von Heinrich Stein. Vierter Band. Buch VII Mit drei Kärtchen von H. Kiepert. Sechste Auflage. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 231 S. 8. 3 *M*.

Im Text ist an mehreren Stellen die Überlieferung wiederhergestellt: C. 50. 4 *ἐπεσφερομένῳ*, früher *προσφερομένῳ*. Dazu die Erklärung „Bei allem, was dir in die Quere kommt". — 104, 20 *ὑποδειμαίνουσι*, früher *ὑπερδειμαίνουσι*. — 142, 6 *σφι*, früher *σφίσι*, indem er *σφι* auf die Athener bezieht und von *χρῆσαι* abhängen läßt. — 142, 13 *τὰ δύο*, früher *ἔπεα δύο*. — 150, 5 *λέγεται εἰπεῖν*, früher nach Cobet [*λέγεται*] *εἰπεῖν*. — 214, 10 *φεύγοντα Ἐπιάλτην ταύτην τὴν αἰτίην* „unter dieser Anschuldigung stand"; früher *φυγόντα E.* ⟨*διὰ*⟩ *ταύτην τὴν αἰτίην*. — 216, 3 *τῷ ὄρει*, früher *τῷ* ⟨*τε*⟩ *ὄρει*. — 217, 10 *ὑπὸ τῶν εἴρηται* „= *ὑπ' ὧν* (*φυλάσσεσθαι*) *εἴρηται* (falls nicht *ὑπ' ὅτεων* zu lesen)"; früher *ὑπὸ τῶν εἰρημένων*.

Außerdem sind folgende Änderungen zu verzeichnen: c. 1 *πέμπων ἀγγέλους* [*κατὰ πόλις*]. Schon früher hieß es in der Anm. „H. schrieb wohl *κατὰ πόλις τε καὶ ἔθνεα*", jetzt „zulässig wäre nur *κ. π. τ. κ. ἔ.*" — 13, 4 *συναλίσας τοὺς καὶ πρότερον* [*συνέλεξε*] *ἔλεξε τάδε* (Cobet). Die Überlieferung wird erträglicher, wenn man nach PRsv *ἔλεγε* für *ἔλεξε* aufnimmt. Dieses ist doch sichtlich unter dem Einfluß des vorhergehenden *συνέλεξε* entstanden. — 34, 3 *τὴν δ' ἑτέρην τήν*, früher war das zweite *τήν* nach RSV gestrichen. Aber diese Hss. haben auch *ἑτέρην* nicht, und beides hat doch wohl Gomperz mit Recht für überflüssig erklärt. — 37, 4 *πιμπλῆται* ⟨*ψάμμον*⟩. — 39, 13 [*ἐλάσσω δὲ τῆς ἀξίης*]. — 40, 8 *ἐκ πάντων* ⟨*Περσέων*⟩. — 40, 15 *ὄπισθε δὲ αὐτῶν* [*ἵππων*]. So Kallenberg JB. 1891 S. 192; Stein früher *αὐτοῦ* [*ἵππων*]. — 41, 14 *διελείπετο* (Schäfer) st. *διέλειπε*. — 96, 4 *τούτοισι πᾶσι* ⟨*ὡς*⟩ *καὶ τοῖσι ἐς τὸν πεζὸν τεταγμένοισι*. — 111, 9 *πρόμαντις δὲ γυνὴ* (st. *ἡ*) *χρέωσα*. Die Überlieferung paßt doch zum Vorhergehenden viel besser. — 115, 5 *κόλπον τὸν ἐπὶ Ποσιδηίου* ⟨*φέροντα*⟩, dazu die Stellen II 11, 13 und VII 193, 7. Die Ergänzung wird auf Krüger zurückgeführt; dieser hat aber nur die Vermutung

Ποσιδηίῳ oder vielmehr *Ποσειδηίῳ*. — 145, 16 *τὠυτὸ φρονήσειαν* st. *τὠυτὸ πτήσσοιεν*; recht ansprechend, aber doch wohl unnötig. — 149,8 *τὸν* (nach ABC) *λοιπὸν* ⟨*χρόνον*⟩ st. *τὸ λοιπόν*. Herodot hat *τὸ λοιπόν* noch I 159, IV 3, V 88, VII 104, 120, *τὸν λοιπὸν χρόνον* aber nur I 47 (*ἡμερολογέοντας τὸν λοιπὸν χρόνον*), und hier sieht es mehr wie ein Objektsakkusativ aus. — 169, 7 *Μενέλεῳ* (Wesseling; *Μενέλεω* Rsv) st. *Μενελάου*. — 176, 5 [*τὸ Ἀρτεμίσιον*] „*τὸ Ἀρτ.* war eine Randnote zu *Ἀρτέμιδος ἱρόν*“. Wohl richtig. Gleich darauf *ἔνι δὲ* st. *ἐν δέ*. — 186, 3 *τοῖσι σιταγωγοῖσι* [*ἀκάτοισι*]. Dazu war früher schon bemerkt: „Eine sehr kleine zum Transport schwerlich brauchbare Schiffsgattung“. Dazu jetzt: „wohl eine Randbemerkung“. Dagegen spricht der Artikel *τῇσι* in A, den früher Stein aufgenommen hatte. — 196, 3 *ἀπίκετο* (Rsv) st. *ἀπίκοντο*, was ja nach *ὁ στρατός* erklärbar, aber doch ungewöhnlich ist. Gleich darauf *Θεσσαλικῆς* (Bekker) st. *Θεσσαλίης*. — 212, 2 *τῇσι προσόδοισι* [*τῆς μάχης*] (van Herwerden). — 224, 5 ist *πολλοὶ δὲ καὶ οὐκ ὀνομαστοί* nach *Σπαρτιητέων* eingefügt, angeblich nach ABC. Das kann nur ein Versehen sein; denn die Worte stehen nach Steins Angabe etwas weiter unten hinter *ὀνομαστοί*. — 225, 15 *βάλλοντες* ⟨*τοξεύμασι*⟩.

In den Anmerkungen sind noch folgende Vermutungen ausgesprochen: C. 50, 17 *ἢ μὴ χρεώμενοι* ⟨*αὐτοί*⟩. — 65, 1 *εἵματα* . . ⟨*εἰρίων* oder *εἰρίνεα*⟩ *ἀπὸ ξύλων*. — 122, 5 ⟨*νέας τε καὶ*⟩ *στρατιήν* nach VII 115, 11; 122, 7; 123, 4. — 144, 5 wird zu *λάξεσθαι ὀρχηδόν* bemerkt: „Dabei fehlt wohl *διαιρεύμενοι*, worauf *διαιρέσιος* hinweist, oder *διανεμόμενοι*“. Am Schluß des Kapitels wird zu der Erklärung von *μετὰ τὸ χρηστήριον* „nach der Beratung über den Spruch“ noch hinzugefügt: „Falls nicht *κατά* zu lesen oder *ἐλθὸν* hinter *χρηστήριον* ausgefallen ist“. *Κατά* hat Stein 1884 vermutet. Gestrichen dagegen ist die kritische Note 121, 14 „*μετ' ἧς* — *Ξέρξης* ständen richtiger Z. 11 hinter *ναυτικῷ*“.

Sonst ist über den Kommentar wenig zu bemerken. C. 61 wird die Benutzung des Chörilus auch aus chronologischen Gründen ausgeschlossen. In 98, 99 und 137 zeigt sich die Benutzung von Bechtels Ionischen Inschriften. 117 wird über die Körpergröße des Artachaies Alcäus (fr. 33, Strabo S. 617) verglichen. „Hat eine Entlehnung stattgefunden, so fällt sie den Akanthiern zur Last, deren Lokalsage Herodot gutgläubig übernommen hat“.

Wie schon früher, wird c. 220 zu der Wendung *τὴν γνώμην πλεῖστος* bemerkt, daß sie nur bei Herodot vorkomme. Aber ganz ähnlich steht in dem unter Lukians Namen laufenden Encomium Demosthenis 4 *πλείων εἰμὶ τὴν γνώμην*.

18) Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von J. Sitzler. Buch IX. Zweite, verbesserte Auflage. Gotha 1908, F. A. Perthes. 122 S. 8. 1,30 *M*.

Wie schon in der zweiten Auflage von B. VII (1903) schreibt Hsgb. jetzt der Überlieferung gemäß *ὄρος*, *νόσος*, *ὀνομάζειν*, *ὀνομαστός*, *δόρατα* mit Aufgabe des nach falscher Analogie eingeführten *ου*. Das ebenso falsch gebildete *βωθέω* ist dem richtigen *βοηθέω* gewichen, *εἵνεκα* hat neben dem früher allein herrschenden *εἵνεκεν* den Hss. gemäß seinen Platz erhalten. *Τεισαμενός*, *Φλειάσιοι* und *Ποτειδαιῆται* haben den ihnen gebührenden Diphthong *ει* erhalten, aber noch heißt es *συμμῖξαι* (48. 68) und *ἀναμεμιγμένους* (32). Wie in der zweiten Auflage von B. VII hat *σῴζειν* sein *ι*, *ἀποθνήσκειν* aber nicht. Die falschen Formen *πλώειν*, *ἔπλωον*, *ἀποπλώσεαι* (91) haben den überlieferten *πλέειν*, *ἔπλεον* und *ἀποπλεύσεαι* Platz gemacht. Neu eingeführt sind die Genitive *ὀλιγέων* (45), *σφετερέων* (106), *τουτέων* (114), *ἀλλέων* (115), überall gegen die Überlieferung. Wer möchte hier mit Sicherheit behaupten, was das Richtige ist. Nach den Hss. ist jetzt richtig c. 31 *ηὖξον* st. *αὖξον* und c. 91 *ὥρμηντο* st. *ὅρμηντο* geschrieben; zweimal endlich (33, 34) ist die Form *ὁρῶν* nach AB st. *ὁρέων* gewählt. Aufgefallen ist mir noch *κεκτημένα* (122); hier wie meist heißt die Perfektform *ἔκτημαι*.

Außerdem sind eine Reihe von Änderungen eingetreten, z. T. durch Aufnahme anderer Lesarten, mehr noch durch Annahme von Vermutungen, die mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit haben, alle aber dazu dienen, den Text lesbar zu machen. C. 2 *χαλεποὺς εἶναι* st. *χαλεπὰ εἶναι* (Stein.) — 7 *τεῖχός σφι* ⟨*ἤνετο*⟩ (Stein); gleich darauf kehrt Hsgb. von Schäfers Vermutung *καὶ δή* zur Überlieferung *καὶ ἤδη* zurück. Endlich schreibt er *οὐ μὲν οὐδαμά* st. *οὐ μὲν οὐδέ*. Über diese Stelle habe ich JB. 1896 S. 285 ausführlich gehandelt; das dort vorgeschlagene *οὐ μὲν οὐδὲ* ⟨*νῦν*⟩ halte ich aufrecht. — 11 *ἐπ' ἣν ἂν* für das an sich gute, aber nur in s überlieferte *τῇ ἄν*. — 13 *ἐπαναχωρήσας* [*ἐς τὰς Θήβας*], wie es scheint, wegen der zweifelhaften Überlieferung (*Ἀθήνας* Rsv). — 17 [*ἱππέας*] *ἐκέλευε* (Kallenberg). — 20 *Νησαῖοι* für das nur in d überlieferte *Νισαῖοι*. — 21 *Μεγαρέες* ⟨*ὧδε*⟩ nach einer Bemerkung Steins z. St. und am Schluß richtig nach Rsv *τόν γε* (om. cet.) *νεκρόν*. — 26 am Ende ⟨*μᾶλλον*⟩ *ἤπερ Ἀθηναίους* (Stein). — 27 *ἐν* ⟨*τῷ*⟩ *Ἰσθμῷ* (Kallenberg, Praefatio). — 42 am Ende *ἐσήμαινε* (ABCP) st. *ἐσήμηνε*. — 44 nach der Überlieferung *στρατηγοὺς δέ*, früher ⟨*τοὺς*⟩ *στρατηγοὺς δέ*. Diesen Zusatz habe ich in der Anzeige der ersten Auflage gebilligt, aber am Anfang eines Satzteils bei einem scharfen Gegensatz fehlt bei Herodot der Artikel wiederholt. — 48 *διαμαχεσώμεθα* (ABC) st. *διαμαχεσόμεθα*. — 51 [*ὁ*] *ποταμός* (Stein). — 53 *τῷ προτέρῳ λόγῳ* nach den Hss., früher unnötig *τῷ πρ. συλλόγῳ*. — 55 *μαινόμενόν* ⟨*τε*⟩ *καὶ οὐ φρενήρεα*

(van Herwerden). — 57 ἀρχήν γε st. ἀρχήν τε (Schweighäuser). — 66 κατηρτισμένους st. κατηρτισμένως. Die Stelle ist sehr mißlich, da AB κατηρτημένως, CP κατηρτημένος (von καταρτεῖσθαι) haben. — 69 οἱ [τῶν, om. Rsv] Θηβαίων ἱππόται. — 71 ἄλλῳ μέν⟨τοι⟩? Im selben Kapitel Ἀμομφάρετος [Σπαρτιήτης], wo früher nach Krüger Ἀμ. Σπαρτιῆται geschrieben war. — 77 [σφέας] ζημιῶσαι. Die Konstruktion erscheint uns wunderlich, ist aber doch wohl zu ertragen; van Herwerden verlangt σφέες oder vorher ἀξίους st. ἄξιοι. — 81 [τάλαντα] κάμηλοι; früher πρόβατα st. τάλαντα. Auch sonst hat τάλαντα Anstoß erregt. — 84. Angeregt durch Stein, der zu Anfang des Kapitels eine Lücke vermutet, ergänzt Hsgb. καὶ πενταπήχεος ἀνδρὸς ἐφάνη, ⟨τὰ Μαρδονίου λέγουσι εἶναι, οὐ πιστὰ λέγοντες⟩ ἐπεὶ τοῦ γε Μαρδονίου. — 90 καὶ ⟨τὸ⟩ ἐν Μυκάλῃ (Krüger). — 91 [ὁ ξεῖνος] ὁ Σάμιος (Stein). — 95 ἐὼν παῖς [τοῦ Εὐηνίου] nach einer Bemerkung van Herwerdens z. St. — 96 Τιγράνης ⟨ἀνήρ⟩ nach einer Bemerkung Steins z. St. — 98 ἐπείτε ⟨ἂν⟩ ἀνενειχθῇ. Der Zusatz von ἄν ist bei dem Konjunktiv in einem Temporalsatz nicht notwendig; überdies ist ἀνενειχθῇ nur Konjektur von Koen st. ἀνενειχθέντα, — 99 τοὺς δορυφόρους τοὺς (st. τοῦ) Ξέρξεω (Krüger). — 115 διαβαλόντες (Rsv) sicher richtig st. διαβάντες. — 122 σχῶμεν (Rsv) auch gut für ἔχωμεν.

Als schlecht bezeugt möchte ich noch einige im Texte beibehaltene Lesarten bezeichnen. C. 27 πάντων τῶν Ἑλλήνων. Der nur in C überlieferte Artikel ist ganz überflüssig; vgl. JB. 1897 S. 205. — 49 ἐρυκόμενοι δὲ ἀπὸ τοῦ Ἀσωποῦ. Die Präposition ἀπό erscheint hier besser als der einfache Genitiv, fehlt aber in ABRsv. — 102 ἐπείτε δέ (s) st. ἐπεὶ δέ und vorher χαράδρην (nur in P) st. χαράδραν. Das schon in der ersten Auflage c. 57 hinter τῇσι προτέρῃσι fehlende, aber in allen Hss. stehende ἡμέρῃσι, das, wie es scheint, aus der Vorlage (Dietsch) stammt, hier aber nur aus Versehen ausgefallen sein kann, hat auch jetzt noch nicht Aufnahme gefunden.

Im Kommentar sieht man überall die nachbessernde Hand. Eine Reihe kleiner, das Verständnis noch mehr fördernder Zusätze sind hinzugekommen, hier und da haben auch fehlerhafte Erklärungen richtigen Platz gemacht. So war früher c. 19 zu Anfang ἐν τούτῳ mit „da" erklärt, jetzt heißt es richtig „unterdessen"; c. 25, 5 war früher τῶν δὴ εἵνεκα mit „attisch τούτων" erklärt, jetzt richtig relativ mit „weshalb sie auch". 26, 5 war früher ἐκ vor τῶν συμμάχων πάντων nur als = ὑπό c. gen. stehend aufgefaßt. Jetzt ist die zweite mögliche und doch viel wahrscheinlichere Erklärung „aus der Zahl" zugefügt. Beiläufig sei hier bemerkt, daß in demselben Kapitel weiter unten Hsgb. wie früher nach PRsv ἐκ πάντων συμμάχων schreibt. Ich habe das früher auch getan, habe aber längst eingesehen, daß hier ABC richtig den Artikel vor συμμάχων haben; vgl. JB. 1897 S. 206.

Richtig ferner ist jetzt τοὺς χιλίους c. 31, 21 „die erwähnten Tausend“ erklärt; früher hieß es „ist als runde Zahlangabe mit dem Artikel versehen“. Über den summarischen Gebrauch des Artikels bei Kardinalzahlen in der griechischen Sprache herrschen vielfach irrige Ansichten. Krüger (Sp. 50. 2. 9) bemerkt schon richtig, daß sich dieser bei Thukydides nicht findet. Ich kann dem zusetzen, auch nicht bei Herodot, auch nicht bei den Rednern und wohl auch nicht bei Plato. Nur Xenophon macht von ihm in ganz bestimmten Fällen Gebrauch. Anders steht es Her. IX 28. Hier heißt wie früher die Erklärung zu τοὺς πενταχισχιλίους „mit dem Artikel, weil bestimmter Teil eines genannten und bekannten Ganzen, der μύριοι“. Das ist ganz richtig, aber vor allem weist doch der Artikel auf c. 10 zurück.

Zum Schluß führe ich noch eine neue, treffende Erklärung des Hsgb.s zu c. 18 an. Hier hatte er früher wie Stein und Abicht τὰ βέλεα mit „Bogen“ erklärt. Jetzt erklärt er es dagegen sicherlich richtig mit „τὰ ἀκόντια“ und διατείνεσθαι mit „ausstrecken, schußfertig machen“. Es ist doch nicht von berittenen Bogenschützen die Rede.

19) Schülerkommentar zu der Auswahl aus Herodot von Franz Harder. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Wien 1908, G. Freytag und F. Tempsky. 110 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

Der Kommentar hat in der neuen Auflage seinen Charakter nicht geändert; vgl. JB. 1893 S. 290. Kleine Zusätze, die hier nicht aufgezählt werden können, haben das Büchlein um zehn Seiten größer werden lassen. Zuweilen ist auch die Fassung der Anmerkungen geändert, gewöhnlich zum Vorteil der Erklärung. Eine Berichtigung sei hier angeführt. Früher hieß es zu ἄχρι οὗ (I 117) „auffallenderweise fehlt ἄν beim Konjunktiv“, jetzt beurteilt H. diese Konstruktion zu I 32 besser in folgender Weise: „die Auslassung des ἄν beim Konjunktiv ist bei Her. (wie auch bei den Tragikern) nicht selten“.

20) Herodoti historiae recognovit brevique adnotatione critica instruxit Carolus Hude. Tomus prior. (Bibliotheca Oxoniensis.) Oxonii 1908. 8. 4 ℳ.

Man mag über diese Ausgabe urteilen wie man will, sie ist bei Herodoteischer Textkritik ein unentbehrliches Hilfsmittel, weil ihr umfangreiche Kollationen zugrunde liegen. Neu verglichen sind vollständig R (Vaticanus), V (Vindobonensis), die Excerpta Parisina (E, bei Schweighäuser und Gaisford f); ferner von C (Laurentianus) die von Stein nicht verglichenen Bücher III—IX. B (Romanus) ist nur hin und wieder eingesehen, S (Sancroftianus) dagegen an recht vielen Stellen, wie auch von P (Parisinus) ein beträchtlicher Teil. Von letzterem bemerkt Hude „haud exiguis partibus ipse collatis testimonio meo sicubi a Steiniano discrepat, credi velim“.

Über die Excerpta Parisina bemerkt Stein (Praef. XIX) „revisi et ipse nec tamen adhibui nisi rarissime (ABC)“. Hude hält sie dagegen für sehr wichtig, weil die aus dem XIII. Jahrhundert stammende Hs. nach Lambros (Novi Hellenomn. II, 1905, S. 3) auf eine ältere aus dem X. Jahrhundert zurückgeht. Darum hat er sie von neuem verglichen, aber meiner Meinung nach ohne wesentlichen Nutzen. Er gibt zwar mehr als bei Schweighäuser und Gaisford steht — nur einmal, soweit ich bemerkt habe, weniger; III 34 führen beide aus f zu *πλεόνως* die Variante *μεγάλως* an —, aber doch nur wenig von Belang. Dafür hat er den Codex d (Florentinus LXX 6) nicht beachtet. Die Exzerpte gehören, wie schon Stein kurz angedeutet hat, zur Klasse ABC, nur an wenigen Stellen stimmen sie mit RSV überein. Die Lesarten, die sie allein haben, sind fast durchweg Fehler. Hude freilich urteilt anders; er hat an mehreren Stellen Lesarten aus E in den Text gesetzt. III 14 schreibt er *ἀντεβόων* (so nach E statt *ἀνεβόων*) *τε καὶ ἀντέκλαιον* und weiter unten *οὔτε ἀνέβωσαν οὔτε ἀνέκλαυσαν* (so nach E statt *ἀπέκλαυσαν*). An beiden Stellen hat Hude van Herwerden auf seiner Seite, der an der ersten Stelle *ἀντ-* nach Cobets Konjektur schrieb und an der zweiten *ἀν-* aus der Aldina annahm. Die Konjektur *ἀντ-* ist aber noch älter, sie ist schon von Dobree gemacht und von Stein auch schon 1884 aufgenommen. Und doch scheint sie mir überflüssig. Geben beide Präpositionen einen verständigen Sinn und handelt es sich bloß darum, zu untersuchen, auf welcher Seite man mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Versehen annehmen kann, so wird man unbedingt dies bei E suchen, dessen Schreiber durch das folgende *ἀντέκλαιον* beeinflußt die Präposition *ἀντί* irrtümlich schon beim ersten Verb gesetzt hat. Den umgekehrten Fehler machen CP, die beidemal *ἀν-* haben. So bleibt für die, welche *ἀντεβόων* schreiben, zu beweisen, daß *ἀνεβόων* keinen Sinn gibt. Und das dürfte ihnen doch schwer fallen. Man kann doch wohl bei einem solchen traurigen Anblick zuerst „aufschreien“ und dann den Vorübergehenden „zugewendet weinen“. Endlich steht doch auch an der zweiten Stelle *ἀν-* in allen Hss. Ebenso halte ich *ἀνέκλαυσας* in E und in der Aldina an der zweiten Stelle nur für ein Versehen. Von mehr Bedeutung könnte sein, daß III 34 in dem Satze *κοῖός τις δοκέοι ἀνὴρ εἶναι πρὸς τὸν πατέρα* [*τελέσαι*] *Κῦρον* das unverständliche, von Negris getilgte und in den Ausgaben meistens gestrichene *τελέσαι* in E gar nicht steht. Aber wenn man etwas Unverständliches streicht, so ist das die ultima ratio; man kann eben mit der Überlieferung nichts anfangen. Dasselbe hat auch der Exzerptor getan. Sicherlich hat aber etwas anderes dagestanden; C hat *καλέσαι* (-*εῦσαι*?), Stein vermutet *εἰκάσαι*. III 78 schreibt Hude *ὤθεε* nach E statt *ὤθει*; doch solche dialektische Kleinigkeiten spielen bei der Frage über den Wert einer Hs. keine Rolle. Es ist nur zu verwundern,

warum hier *εε* bevorzugt wird, während doch sonst im Imperativ nicht selten *ει* nach den Hss. gesetzt wird, wie z. B. I 8 *ποίει*. Doch hierüber später. Richtig ist II 173 der Optativ *θέλοι* in E, wo die übrigen Hss. *ἐθέλει* haben; Stein und Hude schreiben nach der Aldina *ἐθέλοι*. Was sonst E allein hat, ist nichts wert. So wäre nur noch III 140 *ἀνασωσάμενός μοι* [*δός*] *τὴν πατρίδα Σάμον* zu erwähnen, wo E *δός* in Übereinstimmung mit SV ausläßt. Vor dem folgenden *δός* am Ende des Satzes ist es in der Tat überflüssig, und so könnte Hude, der nach dem Vorgange van Herwerdens das Wort streicht, vielleicht recht haben. Aber doch nur vielleicht. Denn da Herodot nach dem langen Zwischensatze mit *ταύτην* das Objekt erneuert und auch *μοι* wiederholt, kann er auch das Verb wiederholt haben. Noch deutlicher wird dies, wenn man mit Stein vor *ταύτην* ein Semikolon setzt. Jedenfalls gehört das doppelte *δός* der Überlieferung an, da es AB und R haben. In demselben Kapitel merkt Hude zu *ἔχω δὲ χρέος ὡς εἰπεῖν οὐδὲν ἀνδρὸς Ἕλληνος* an „*ὡς* om. ABCE“, während nach Schweighäuser und Gaisford *ὡς* in f (= E) steht. Wer hier recht hat, bleibe dahingestellt; wichtiger ist die Frage, wie Herodot geschrieben hat. Die Wendung *ὡς εἰπεῖν* kommt sonst bei ihm nur VIII 115 vor; das spricht nicht gerade für die Echtheit des *ὡς* an unserer Stelle. Ich bin daher mehr geneigt zu glauben, daß *ὡς* nach *χρέος* in RSV einer Dittographie seinen Ursprung verdankt.

Die neue Vergleichung von III—IX in C liefert Ergänzungen zu Steins Adnotatio critica, z. T. auch Verbesserungen; letztere gewöhnlich in die Form „C quoque“ gekleidet. Z. B. III 43 wird zu *μέλλοι* von Stein angemerkt „*μέλλει* Cdz“; Hude schreibt dagegen „*μέλλοι* C quoque“. Übrigens muß die Entzifferung dieser Hs. kein Vergnügen sein. Ich habe in meinem Exemplar von Steins kritischer Ausgabe Lesarten aus C als Korrekturen zu Steins Angaben vor geraumer Zeit angemerkt, weiß aber nicht mehr, von wem sie herrühren. An einer Stelle, III 77, habe ich nun über eine Lesart drei Angaben nebeneinander; Stein merkt an „CRdz *τοιοῦτον*“, mein Unbekannter „C *τοιούτων*“, Hude endlich „*τοιούτωι* C“. Hier ist also durch Hudes Arbeit ein höherer Grad von Genauigkeit in der Adnotatio critica erreicht, ein Nutzen für den Text Herodots ist aber auch aus ihr nicht erwachsen. Überhaupt möchte ich bei der Feststellung des Textes C allein nicht leicht folgen, wie das Hude z. B. IV 43 tut, indem er *αὐτοῦ* nach *ἔπειτα μέλλοντος* ausschließt. Richtig dagegen scheint er nach C I 186 *ἵνα μὴ διαφοιτέοντες* [*τὰς νύκτας*] *κλέπτοιεν παρ' ἀλλήλων* geschrieben zu haben. Auf eine Stelle muß ich hier noch eingehen. III 83 merkt Stein zu *ἐκ τοῦ μέσου* „*τοῦ μέσου* CR, *μέσου* cet.“ an, mein Unbekannter bemerkt dagegen, daß C den Artikel nicht hat, und Hude endlich sagt kurz „*ἐκ μέσου* L omnes“ und schreibt auch so, was übrigens Stein seit

1884 auch tut. Wo stammt aber der Artikel her, der bei Wesseling und Schweighäuser ohne beigefügte Note steht, und den Gaisford nur in der Aldina fehlen läßt? Ebenso haben alle Ausgaben bis auf Stein (1884) den Artikel, der übrigens in den Parallelstellen IV 118, VIII 22 und 73 in allen Hss. steht.

Am wichtigsten ist die neue Vergleichung von R und V. Es ist ein Übelstand bei Stein, daß man nie ohne weiteres weiß, ob sein Zeichen R nur die Lesart dieser einen Hs. oder zugleich auch die von SV mit angibt. Ebenso ist auch bei Holder die Bezeichnung β (= RSV) nicht selten ungenau. Hude hält nun diese drei Hss. genau auseinander; er hat auch nicht selten Lesarten aus ihnen, die sich weder bei Stein noch bei Holder finden. Z. B. IV 9 führen beide zu *ἀπικομένας ἐνθάδε* nichts an, Hude bemerkt „*ἐνθαῦτα* RSV" in Übereinstimmung mit Gaisford, der natürlich nur SV anführen kann, weil er R noch nicht kennt. Ähnlich führt Hude IV 10 zu *συμβολῆς* aus RSV *συμβουλῆς* an, während Gaisford diese Lesart nur aus S anführt, Stein und Holder aber wieder nichts haben. IV 8 wird Holder korrigiert, der aus β (= RSV) *Γηρυόναο βόας ἀπικέσθαι* (statt *Γηρυόνεω βοῦς ἀπικέσθαι*) anführt. Hude bemerkt dagegen „*Γηρυόναο βόας* RSV, *ἐπικέσθαι* SV, non R".

Über die Benutzung der Hss. zur Herstellung des Textes spricht sich Hude folgendermaßen aus „utriusque stirpis eodem fere ratio habenda est, ita ut neque Florentinae nimia fides habeatur neque vero Romana semper in suspicionem vocetur". Das drückt, wenn auch in etwas gewundener Weise, die Absicht aus, ohne Voreingenommenheit an die Überlieferung beider Handschriftenklassen heranzutreten. Demselben Grundsatz bin ich in der Teubnerschen Ausgabe auch gefolgt, und doch unterscheidet sich Hudes Text ganz gewaltig von dem Teubnerschen. Der Grund ist leicht zu erkennen. Von der großen Anzahl von Stellen, an denen die beiden Handschriftenklassen voneinander abweichen, ist die größere Hälfte derartig, daß die sich gegenüberstehenden Lesarten gleichwertig sind, d. h. daß man weder aus sprachlichen noch sachlichen Gründen der einen von beiden den Vorzug geben kann. Ich nenne nur die Wortstellung, die gar oft in den Hss. recht verschieden ist. An solchen Stellen neigt Hude mehr zu RSV hin, während ich mehr der anderen Klasse den Vorzug gegeben habe, weil doch im allgemeinen die Überlieferung in dieser sorgfältiger ist. An manchen Stellen freilich habe ich mich auf den ersten Blick überzeugt, daß ich eine falsche Lesart bevorzugt habe. So hat Hude gewiß recht, wenn er II 87 in den Worten *ἐπεὰν τοὺς κλυστῆρας* den Artikel nach PRSV streicht, da die *κλυστῆρες* vorher noch nicht erwähnt sind. Ebenso dürfte er III 31 nach *εἰρομένου ὢν τοῦ Καμβύσεω ὑπεκρίνοντο* mit Recht das überflüssige, in RSV fehlende *αὐτῷ* für unecht erklärt haben. Auch dagegen, daß er III 129 *θηρίων* dem in ABCP überlieferten,

sonst aber bei Herodot nicht vorkommenden und in Prosa überhaupt nicht üblichen *θηρῶν* vorzieht, dürfte sich kaum etwas einwenden lassen. Ich erwähne noch als richtig IV 184 *τοῦτον* [*τὸν*] *κίονα*, vermisse aber hier die Adnotatio critica. Nach Stein fehlt der Artikel nur in der Aldina und in q (Parisinus 1635). Umgekehrt hat Hude II 75 mit Recht aus ABC vor *ἀκανθέων* den Artikel zugesetzt, da sich dieser auf das vorhergehende *ἀκάνθας* bezieht. Daß ich das nicht gesehen habe, ist eigentlich ein starkes Stück. Der einzige, aber schwache Trost für mich ist der, daß andere ebenso blind gewesen sind. Soviel ich sehe, ist Stein der erste gewesen, der *τῶν* aufgenommen hat, aber erst 1902 in der kommentierten Ausgabe. Eine Vorliebe für RSV zeigt sich I 72 in der Schreibung *μῆκος ὁδοῦ εὐζώνῳ* [*ἀνδρί*, om. RSV]. Denn I 103 steht *εὐζώνῳ* auch ohne *ἀνδρί*, doch bemerkt hier der sprachkundige Krüger „*ἀνήρ* pflegt so vor *εὐζώνῳ* nicht zu fehlen". Und es haben es auch II 34 alle Hss., wie auch Thuc. II 97 *ἀνὴρ εὔζωνος* steht. Man kann also hier nicht mit Bestimmtheit behaupten, ob *ἀνδρί* in RSV aus Versehen ausgefallen oder in ABCP überflüssigerweise ergänzt ist, aber die von Hude getroffene Wahl ist charakteristisch für ihn. Zum Unrichtigen aber hat diese Vorliebe für die Klasse RSV I 119 geführt, wo er *ἕτοιμα* nach den Worten *εὔτυκα δὲ ποιησάμενος* SV folgend beseitigt. Neben *εὔτυκα* ist in RSV *εὔτυκτα* überliefert. Ist es nun richtig, daß *εὔτυκος* = *ἕτοιμος* ist, *εὔτυκτος* aber „gut zubereitet" (*εὔτυκτα ποιεῖσθαι* also „gut zubereiten lassen") bedeutet, so können doch SV, die mit R *εὔτυκτα* haben, *ἕτοιμα* nur aus Versehen ausgelassen haben. Da nun zugleich bei *ἕτοιμα* R auf seiten von ABC steht, ist dies gesichert, und vorausgesetzt, daß der angegebene Unterschied richtig ist, ist es sinngemäß *εὔτυκτα* aufzunehmen („er ließ es gut zubereiten und bereithalten"). Unrichtig ist meiner Ansicht nach auch III 53 *ἡ* (RSV, Stob.: om. rell.) *φιλοτιμίη κτῆμα σκαιόν* trotz Stobäus' Zeugnis. In sprichwörtlichen Wendungen, wie hier, fehlt gern der Artikel; man vergleiche das folgende *τυραννὶς χρῆμα σφαλερόν*. Mit Unrecht ist dagegen der Artikel nach RSV IV 136 in den Worten *οὐ τετμημένων* [*τῶν*] *ὁδῶν* für falsch erklärt; denn der Artikel weist auf das vorhergehende *τὰς ὁδούς*, die Wege im skythischen Lande, zurück. Daß III 75 die Lesart *τὸν πάντα χρόνον* größere Wahrscheinlichkeit hat als *πάντα χρόνον* in RSV, zeigt meine Zusammenstellung JB. 1897 S. 208. Ohne Grund schreibt Hude II 152 *Ἴωνάς τε καὶ Κᾶρας* [*ἄνδρας*], weil *ἄνδρας* nur in R, nicht auch in SV fehlt und an sich gar keinen Anstoß bietet, und umgekehrt ist II 6 (*παρ' ἣν τὸ Κάσιον ὄρος τείνει*) *τείνει* in RSV ein übler Zusatz, weil er, wie Stein (1901 zur Stelle) gezeigt hat, eine falsche geographische Vorstellung erweckt.

Konjekturalkritik ist nicht nach dem Geschmacke Hudes; er ist selbst darin sehr mäßig und verhält sich auch fremden Vor-

schlägen gegenüber sehr zurückhaltend. Seine eigenen Vermutungen beschränken sich auf folgende: I 91 [ῷ] καὶ τὸ τελευταῖον, wobei er übersehen hat, daß Krüger ihm schon zuvorgekommen ist. — I 117 φάς σέ γε st. φάς σέ τε, was wohl der künstlichen Erklärung Steins vorzuziehen ist. Aber auch das ist nicht neu, wie Krügers Anmerkung zeigt. — I 189 ἐν Ματιηνοῖσι εἰσί (st. ὄρεσι), wo Stein ὄρεσι streicht. — II 103 σταθεῖσαι [αἱ] στῆλαι, und doch bezieht sich der Artikel auf die in c. 102 beschriebenen στῆλαι. — II 108 ὅκως [τε] ἄπιοι. Auch das hat Krüger schon, der außerdem γε oder δή vermutet, während Stein eine Lücke annimmt. — II 166 ὅτε ἐπὶ πλείστους γενοίατο (die Hss. die unmögliche Form ἐγενέατο). Das ist ein logischer Fehler, da hier von einer Wiederholung keine Rede sein kann. — IV 5 καὶ [τὸν] ἰδόντα, wo RSV τῶν haben. Hude nahm wohl an dem demonstrativen τῶν Anstoß.

Im Dialekt glaubt Hude im allgemeinen nicht über die Zeugnisse der Hss. hinausgehen zu dürfen (in universum apud Herodotum non magis quam apud Homerum ultra testimonium codicum progredi licere); damit erklärt er sich gegen diejenigen, welche Herodots Dialekt in Übereinstimmung mit der Sprache der ionischen Inschriften umgestaltet wissen wollen. Das hält ihn aber nicht ab, in einigen wenigen Punkten die Überlieferung gänzlich zu verlassen. So schreibt er beständig κεῖται, während die Hss. meist κέεται haben, doch wohl, weil er mit W. Schulze (Quaest. epic. S. 436) die Formen mit εε für eine Erfindung der Grammatiker hält. Rührt aber κέεται in der Überlieferung von den Grammatikern her, so werden wohl auch die andern unkontrahierten, mit den Inschriften in Widerspruch stehenden Formen in εε und εει auch von ihnen herstammen. Hier werden aber die unkontrahierten Formen beibehalten, ja er schreibt sie, wie die meisten Herausgeber, selbst da, wo die kontrahierten Formen überliefert sind. So die Infinitive εὐφημέειν III 38, θέειν III 105, ἐνεμέειν II 172, μενέειν IV 147, πολυπρηγμονέειν IV 15 gegen die Hss. und nur ἀγνοεῖν II 162 (aber II 93 κατανοέειν, wo κατανοεῖν in PRSV vorliegt) mit den Hss. Recht inkonsequent ist er bei der Lautverbindung εη. Er schreibt βορῆς neben βορέης je nach den Hss., läßt ἐπιζητῇ und andere Konjunktivformen neben δοκέῃ u. a. zu, schreibt aber beständig Ἡρακλέης und andere Namen auf -έης auch gegen die Hss. Die Schreibung ὑποργημάτων I 137, κρεοργηδόν III 13, ξυλοργέειν III 113, ἀντυποργημάτων III 133 und δημιοργούς IV 194 sind wohl nach Meisters Vorgang (Herodas S. 822) eingeführt, finden aber doch wenigstens zum geringen Teil Unterstützung in den Hss. Anders liegt die Sache bei οὕτως. Hier ist in vielen Ausgaben das σ überall gestrichen infolge der früher herrschenden falschen Ansicht, daß das Ionische gar keine Scheu vor dem Hiatus habe, infolge der auch die wenigen überlieferten ν eph. getilgt sind. Hude hat nun überall οὕτως ge-

schrieben, wo alle Hss. oder doch die Hss. der einen Klasse das *σ* haben, selbst wie IV 44, vor folgendem Konsonanten. Ich möchte mich hier auf die Seite von Fritsch stellen, der in seiner Ausgabe *οὕτως* nur vor Vokalen setzt. Wenn aber Hude *οὕτως* wieder in den Text einführt, hätte er auch *μέχρις* und *ἄχρις*, wo das *σ* in den Hss. steht, schreiben sollen. Ja auch das *ν* eph. hätte er streng genommen da, wo es die Hss. noch haben (z. B. I 5 *ἔμαθεν ἔγκνος*), wieder einführen müssen. Letzteres hat aber nicht einmal in der Adnotatio critica Erwähnung gefunden. Ich übergehe eine Menge Einzelheiten und wende mich zu den Formen *ἀκινάκεας* III 128 (*-άκας* ABCP) und *ἀκινάκεος* IV 62. Letztere Form ist zwar in allen Hss. überliefert, wird aber so wenig wie die andere von Herodot herrühren, sondern falscher Analogie ihr Dasein verdanken. Denn nur im Akkusativ Singularis der ersten Deklination finden sich sonst im Ionischen Nebenformen aus der dritten Deklination. Übrigens hat Hude III 71 und 84 *Ὀτάνεος*, obwohl es in ABCRSV überliefert ist, nicht angenommen. — Zu den Wörtern, die man jetzt mit *ι* statt *ει* schreibt, ist bei Hude noch *προάστιον* gekommen. Diese Schreibung stützt sich wohl auf Meisterhans[3] S. 54, wo sie freilich nur mit einer Inschrift aus dem Jahre 321 v. Chr. belegt ist.

Zu loben ist endlich die beneidenswerte Korrektheit des Druckes. Abgesehen von ein paar abgesprungenen Akzenten habe ich nur einen Fehler bemerkt, III 14 (Z. 16) ist *μέν* zwischen *τήν* und *θυγατέρα* ausgefallen.

Berlin. H. Kallenberg.

8.
Tacitus
(mit Ausschluß der Germania).
Über das Jahr 1907/08.

I. Ausgaben.

1) **Codices Graeci et Latini** photographice depicti duce **Scatone de Vries**. Supplementum IV: **Taciti Dialogus de oratoribus et Germania, Suetonii de viris illustribus fragmentum. Codex Leidensis Perizonianus** phototypice editus. Praefatus est **Georgius Wissowa**. Lugduni Batavorum 1907, A. W. Sijthoff. 42 ℳ.

Über diese höchst dankenswerte Publikation habe ich bereits in der WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 735 berichtet und den wesentlichen Inhalt der gelehrten praefatio Wissowas angegeben. Der Leidensis verdiente es gleich den beiden Medicei der großen Werke des Tacitus in die Sijthoffsche Sammlung von Reproduktionen hervorragender Handschriften aufgenommen zu werden, nicht bloß weil er sorgfältig geschrieben, ein Hauptzeuge der Überlieferung und für die Rekonstruktion von X, einem der beiden Deszendenten des codex Hersfeldensis, unentbehrlich ist, sondern auch weil er, wie Wissowa am Schluß seiner praefatio sagt, ein lehrreiches Beispiel der Studien bietet, welche italienische Gelehrte in der Zeit der Renaissance den alten Schriftstellern gewidmet haben. Wie die Schrift, so ist auch die Orthographie sorgfältig. Was die letztere betrifft, so erwähne ich die richtigen Schreibungen *obliteratis* Dial. 8, 3 und *obliterata* 22, 23 sowie *coturnum* 10, 15, welche freilich auch durch andere Handschriften des Dial. bezeugt sind.

Für die Textgestaltung des Dial. ist aus der neuen Publikation kaum ein Gewinn zu erhoffen, obgleich sie einige Nachträge und Berichtigungen zu dem kritischen Apparat bei Michaelis bringt. Nachzutragen ist nämlich, daß 12, 8 der Korrektor des Leidensis nicht bloß *illa* über *ista*, sondern auch *in* über *et* geschrieben hat, daß *incipit* 16, 32 aus *incipere* korrigiert ist, daß 21, 28 *mirantur* in der Handschrift steht (was an sich wohl nicht zu verwerfen wäre), daß 23, 2 *illud* (vor *tertio*), wie so oft in ähnlichen Fällen, aus *istud* korrigiert ist und daß 26, 6 und 36, 25,

wie auch sonst, *imo* statt *immo* und 29, 3 *accomodatus* (wie in D) in der Handschrift steht. Ferner fehlt *in* vor *antiquorum* (*antiquariorum*) 37, 6; vor *Pompeium* 37, 10 steht *Gn.* (nicht *Cn.*) wie in A; 37, 12 hat der Korrektor, wie Michaelis richtig angibt, das am Rande stehende *Sed et* getilgt, im Texte aber, wo ebenfalls *sed et* steht, nur *sed* gestrichen und damit das Richtige getroffen. Zu berichtigen sind Michaelis' Angaben nur insofern als der Korrektor 25, 16 *Iure* in der Weise über die beiden Wörter *si vere* gestellt hat, daß es nicht *vere,* sondern *si vere* ersetzt (und damit ist, wie man längst erkannt hat, die Korruptel geheilt) und daß 34, 34 *Dolabellam,* nicht *Dolobellam* in der Handschrift steht.

Wissowas Publikation wird als vortrefflich anerkannt von R. Wünsch, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 139.

2) P. Cornelius Tacitus erklärt von Karl Nipperdey. Zweiter Band. Ab excessu Divi Augusti XI—XVI. Mit der Rede des Claudius über das ius honorum der Gallier. Sechste, verbesserte Auflage, besorgt von Georg Andresen. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 347 S. 2,80 *M*.

Der neuen Auflage des zweiten Bandes von Nipperdeys Annalen habe ich, einem von mehreren Seiten ausgesprochenen Wunsche folgend, unter Zustimmung des Verlegers einen Index zum Kommentar beider Bände angehängt. Er beschränkt sich jedoch auf die sprachlichen Teile des Kommentars. Diese Beschränkung hielt ich für angemessen nicht etwa bloß der Raumersparnis wegen, sondern weil einerseits die Noten historisch-antiquarischen Inhalts leichter auffindbar sind, andererseits eine Arbeit, die bereits in mustergültiger Weise geleistet worden ist, nicht noch einmal gemacht zu werden braucht. Denn für die sachliche Erklärung haben wir, soweit es sich in ihr um Eigennamen handelt, das Onomasticon Taciteum von Fabia. Bei der Ausarbeitung des Registers habe ich zugleich nach Vollständigkeit und Kürze gestrebt und mich bemüht, die Anordnung nach zutreffenden Gesichtspunkten so zu gestalten, daß jede Auskunft unter dem Kennworte, unter dem man sie sucht, auch gefunden wird. Daß dabei in manchen Fällen Verweisungen notwendig waren, ist leicht begreiflich.

Gern hätte ich gerade dieser Auflage, die so viele Textesneuerungen enthält, noch einen kritischen Anhang angefügt; aber die Rücksicht auf den Raum verbot es. Als eine Art Ersatz gebe ich hier ein Verzeichnis der beinahe 100 Stellen, wo der Text dieser Auflage von dem der vorhergehenden abweicht. Es zeigt, daß der Fortschritt in der großen Mehrzahl der Fälle in der Rückkehr zu der handschriftlichen Autorität besteht, der ich, wo kein besonderer Grund zum Mißtrauen besteht, mich mehr und mehr zu fügen gelernt habe. Am wenigsten Widerspruch, hoffe ich, wird dieses Verfahren an den 28 Stellen finden, wo die Lesart der Handschrift erst in den letzten Jahren erkannt worden ist.

Es sind folgende dem Leser dieser Jahresberichte bereits bekannte, aber in der Nipperdeyschen Ausgabe jetzt zum ersten Mal auftretende Lesungen: XI 8 *properaverat*, 27 *trado*, 33 *Caesari* und *posthac*, XII 38 *e castellis*, 53 *in aere publico*, 64 *et sus fetum edidit*, 68 *quae res forent*, XIII 5 *occurrere*, 14 *debilis Burrus*, 20 *unius et ex inimica domo*, 25 *autem* st. *tamen*, 40 *productior*, 46 *imparem cupidini et*, XIV 1 *incusare* . . . *vocare*, 6. 7. 8. 10 *Agermum* (*Agermus*), 10 *poenam*, 26 *e nobilitate*, 39 *quod paucas naves*, XV 19 *pravus mos*, 28 *ibi* st. *sibi*, 45 *et Secundo*, 48 *praeseverum*, 66 *ac maxime*, endlich XII 24 *Larum*; *forumque Romanum et Capitolium*; denn das *de* hinter *larum* ist in der Hdschr. von erster Hand getilgt. Es folgen 48 Stellen, wo ich die längst bekannte Lesung der Hdschr. wieder in ihr Recht eingesetzt habe. An 26 dieser Stellen ist mir Halm vorangegangen: XI 33 *a Caesare*, 37 *aderat*, XII 24 *interiecti*, 36 *tunc* st. *tum*, 37 *absoluti*, 39 *proviso*, 47 *mox quia*, 48 *adeptus* st. *depulsus*, 65 *pares iterum accusandi* . . . *metum*, XIII 18 *quae Antoniae fuerat*, 20 *consensum auctorum*, 21 *nunc per concubinum* etc. ohne Umstellung, XIV 16 *utque contraria*, 23 *offerre*, 31 *quasi* . . . *accepissent* ohne Klammern, 33 *ac praerepta*, 63 *primum* st. *primus*, XV 4. 5 *Tigranocertam*, 21 *aestimatione*, XVI 1 *occulta*, 2 *metallis aurum*, 13 *Lugdunensem* ohne Annahme einer Lücke (nach Fabia), 23 *evehere*, 30 *pro claritate*, 34 *neu* st. *nec*. Etwas weniger zuversichtlich verzeichne ich die übrigen 22 Fälle der Rückkehr zur Hdschr., obgleich mehrere von ihnen, z. B. gleich der zuerst genannte, jeden Zweifel m. E. ausschließen: XI 9 *excidenda*, 32 *dissimulando metum*, XII 36 *Cartimandus*, 40 *Cartimandum* und *Cartimandus*, 68 *victa*, XIII 7 *Vologaeso*, 17 *id a maioribus*, 18 *digredi*, 32 *nuntiavit*, 45 *consularis*, 46 *seque ire*, 54 *bona aemulatione*, 55 *quotam partem campi iacere* (nach Joh. Müller), XIV 8 *deiecti sunt*, 31 *Trinovantibus*, 51 *Ofonium Tigellinum*, 61 *in urbem ipsam*, XV 50 *Vulcacium*, 71 *Cadicia* (auf Heraeus' Rat), XVI 8 *Volcacius*, 34 *coetus frequentes*.

Ferner findet man im Texte meine schon früher publizierten Vermutungen *structis* XI 10, *oraculum* XII 22, *si imperium everterint* XVI 22, von denen ich die zuletzt genannte für völlig sicher halte, und die neuen Konjekturen XI 38 *et tristia multis* (wo ich an eine Interpolation nicht glaube: vielleicht ist *tristitiis multis* nach Verlust des *et* durch Assimilation der Endung aus *et tristitia multis* entstanden; die Korruptel *tristitia* aus *tristia* findet sich in derselben Hdschr. zweimal: H. I 3, 9. 27, 2) und XIII 6 *multa* st. *multarum*, wo ebenfalls eine fehlerhafte Assimilation der Endung vorzuliegen scheint.

Die Zahl der Stellen, wo ich die Lesart des Med. II mit einer Konjektur vertauscht habe, beträgt, von XII 22 und XIII 6 (worüber oben) abgesehen, nur 5: XII 55 *Cietarum* nach dem Med. I VI 41, XIII 6 *pecuniosum* st. *si pecuniosum* nach Acidalius und Joh. Müller, XIV 22 *celebrabatur* nach Muret, XVI 4 *quo* st. *qua* und

21 *dieque, quo* nach Stangl. Unter dem Text habe ich drei neue Vermutungen vorgelegt: XII 2 *novercalibus oculis,* XIV 24 *eadem pluraque cum gregario milite tolerantis,* 63 *eaque sibi ⟨confessione praefecti⟩ conperta edicto memorat,* und zwei ältere: XI 4 *cognomentum erat. Causa necis* etc., XV 34 *a Vatinio Celere edebatur*; auch habe ich die Vorschläge von K. Heraeus und Bradley XII 31 *cunctaque cis Trisantonam et Sabrinam fluvios* und von C. John XII 51 *vibrabantur* verzeichnet. Hierzu kommen 11 Stellen, wo ich die bisher rezipierte Änderung des überlieferten Textes mit einer, wie mir scheint, leichteren oder besseren vertauscht habe: XI 7 *praeparari,* 28 *cubiculum per principis exultaverit* (nach Becher und einer Spur im Med.), 32 *Lucullanos* und 37 *Lucullanis* (auf Heraeus' Rat, der mich darauf hinwies, daß auch die Schreibung des Med. an beiden Stellen auf die Form ohne *i* deutet), XII 37 *foedere et pace* (nach Becher und einer Spur im Med.), XIII 25 *vim temptantem* (nach Heraeus, welcher richtig bemerkt, daß zu *vi attemptantem* Dial. 22 *locos laetiores attemptavit* keine Parallele bildet), 35 [*Romanorum*] st. *castrorum,* 44 *ea quasi incensus* nach Novák, 56 *ubi vivamus* nach Sillig (wie auch Ed. Wolff zu schreiben geraten hat), XIV 13 *Cunctari tamen,* weil der Sprachgebrauch des Tacitus die Stellung von *tamen* an der Spitze des Satzes verbietet, 54 *tu . . . ego* statt *et tu . . . et ego* nach Weidner, XVI 2 *oratoribusque* nach Bekker.

Die Kapitelanfänge sind berichtigt XII 13. XIV 45; der kursive Druck der durch Konjektur eingeschobenen Wörter ist durchgeführt. In der Orthographie habe ich mich strenger als bisher an die überlieferte Schreibung gehalten. Durch Änderungen dieser Art sind getroffen worden die Wörter *balneum, benivolentia, coturnus* (nach Heraeus), *exin, extruere, exurgere, heiulatus* (nach Heraeus), *illustris, inritus, irrumpere, luntres, obliterare* (nach Heraeus), *oppugnatio, quartadecimani, quicquid, percunctari, plebei* (als nom. plur. des Adjektivs), *Pompei* (Name der Stadt), *promiscuus, recuperare, transmittere, urguere, vinulentia, Volcanus, volgus* (*volgare, volgaris*), *volnus* (*volnerare*), *voltus.*

Im Kommentar sind neuerdings entdeckte Inschriften, die sich auf Personen beziehen, welche Tacitus nennt, an etwa 20 Stellen nachgetragen, ebenso oft schon früher bekannte Inschriften auf das CIL. als das maßgebende Inschriftenwerk reduziert worden. Bei einer Reihe von Personen habe ich, meist nach dem Vorgange der Prosopogr. Imp. R., die Noten des Kommentars, welche deren Identität, Abkunft oder Verwandtschaft, Namensform oder Amtslaufbahn betreffen, geändert oder durch einen Zusatz als zweifelhaft bezeichnet. Solche Personen sind Iunia Silana XI 12, Q. Veranius XII 5, C. Antistius XII 25, M'. Acilius XII 64, Arrius Varus XIII 9 (nach Mommsen), Iturius XIII 19, Pompeius Paulinus XIII 53, vgl. XV 60, Caesennius Paetus XIV 29 (ebd. über das Konsulat des Ruso, vgl. XIV 39), verglichen mit XV 28,

Trebellius Maximus XIV 46, Crispinus, Sohn des Vettius Bolanus XV 3, die Vestalin Cornelia XV 22, Laecanius Bassus XV 33, Licinius Nerva XV 48, Cornelius Martialis XV 71.

Bemerkungen, die mir jetzt gegenstandslos erscheinen, habe ich gestrichen, z. B. die textkritischen Noten zu XI 31 *sive coeperat ea species*, XIII 32 *quem ovasse* (*qui ovans se*) *de Britannis rettuli* (*rettulit*), XVI 9 *non remittere* (*permittere*) (wogegen ich an anderen Orten genauere Mitteilungen über handschriftliche Lesarten gegeben habe), oder die grammatischen über *simul* XIII 2 und *ne cuius alterius* XV 25. Nur selten habe ich durch Streichung des Wortlauts eines Zitats Raum für Zusätze geschaffen. Diejenigen Zusätze, welche der sachlichen Erklärung dienen, sind zum größten Teil der neueren Literatur, über die in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift berichtet worden ist, entnommen. Die Leser dieser Berichte werden wissen, wem ich z. B. die neuen Bemerkungen zu XI 25, über Iulius Paelignus XII 49, über *amore incautus* XIII 45, über den *tumulus* der Agrippina XIV 10, über die Bestrafung des Romanus XIV 65, über die Frage des Annalenschlusses XV 72, ferner über die Art, wie die Persönlichkeiten der Locusta XIII 15, des Rufrius Crispinus XIII 45, des C. Piso XV 48 eingeführt werden, über das Lebensalter der beiden Iuliae zu XIV 63 und über das Jahr des Erdbebens von Pompeii XV 22 zu verdanken habe. Noch reichlicher sind die der sprachlichen Erklärung dienenden Zusätze. Eine große Hilfe auf diesem Gebiete waren mir briefliche Mitteilungen von Ig. Prammer und W. Heraeus. Jenem verdanke ich manche Notiz über Taciteische Neuerungen im Sprachgebrauch, z. B. *ferro vique*, *non usitatis*, *crine fluxo*, *tremor terrae*, *postera luce*, diesem Nachweise über das Vorkommen seltenerer Wörter, wie *ambedere*, *immunire*, *insistere* = 'auftreten', *ovare de*, *praecolere*, *praeiacere*, *perornare*, *rebellatio*, auch Bemerkungen über Doppelformen wie *Cilo* und *Chilo*, *Locusta* (*locusta*) und *Lucusta*. Andere Zusätze gehen auf Gerber-Greef-John, noch andere auf Furneaux zurück; die Anreden *Nero* XVI 22 und *patres* (statt *p. c.*) XVI 31 hat Macke mit Recht als bemerkenswert hervorgehoben. Parallelstellen habe ich in beträchtlicher Anzahl eingefügt. Sie stammen der Mehrzahl nach aus Tacitus selbst, einige aus Sallust, Livius, Curtius, Valerius Maximus, Seneca, aus letzterem, wo es sich nicht um den Ausdruck, sondern um allgemeine Gedanken handelt, wenige aus den Dichtern. Ein paarmal habe ich die früher gegebenen Parallelstellen durch passendere ersetzt, so XI 9 zu *iaciunt* (nach Opitz), XV 28 zu *pro legato* (nach Fabia).

Zu Berichtigungen der sachlichen wie der sprachlichen Erklärung habe ich mehrfach Anlaß gehabt. So habe ich XI 23 das Bürgerrecht der *primores Galliae* als unbeschränkt bezeichnet, XII 14 und 44 die Chronologie der Partherkönige Vonones und Vologaeses berichtigt (nach Täubler), Neros Heirat mit Statilia

(XII 64. XV 68) in das Jahr 66 gesetzt (nach Fabia), XIV 4 den *sinus Baianus* von dem *lacus Lucrinus* geschieden, XV 10. 15 den Fluß *Arsanias* als den heutigen Murad-See gedeutet, XV 50. 71 die Notiz über die Vermehrung der prätorischen Kohorten berichtigt, XV 71. XVI 8 die Wahl zwischen den Namen Caesennius und Caesonius, Tertullinus und Tullinus entschieden (nach Heraeus) und die Senatssitzung XVI 27 vom Tempel der Venus nach der curia Iulia verlegt. — Was die sprachliche Erklärung betrifft, so habe ich die Worte *duo* XII 54 (nach Joh. Müller), *oppidana* XIV 17, *amittere* XIV 26, *ratio* XV 62, *officiis* XVI 18, *superesse* XVI 26 (nach Heraeus), *altaria* XVI 31 (nach Ed. Wolff) anders gedeutet, den Worten *is terror* XI 19 und *non frustra* XVI 14 eine andere Beziehung gegeben, gegen die bisherige Deutung von *et* vor *Titium* XI 35 ein sachliches Bedenken erhoben und das gegenseitige Verhältnis der Worte *hospites egeni hostes* XIII 56 in anderer Weise bestimmt (nach Furneaux).

Den Text der Rede des Claudius habe ich an mehreren Stellen nach dem CIL. ergänzt und richtiggestellt und in den Kommentar ein paar Bemerkungen über Berührungen der Rede in Gedanken und Ausdruck mit Livius und Tacitus (nach Hirschfeld) eingefügt.

3) Anzeigen älterer Ausgaben: Nottola, Agricola (Milano 1905): Riv. di filol. 35 S. 622 von S. Consoli (Kritik der Textgestaltung; aus den Ausführungen Consolis scheint hervorzugehen, daß er weder die Lesarten des Aesinus noch die des Toletanus kennt); Ussani, Ann. XV. XVI (JB. XXXII 274): Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1454 von Ed. Wolff (die Textgestaltung biete wenig Anlaß zu Einwendungen, der Kommentar lasse an manchen schwierigen Stellen eine erläuternde Notiz vermissen. Im Einklang mit der neuen Auflage von Nipperdeys Annalen II steht die von Wolff gebilligte Erklärung Holbrookes von XVI 30 *pro claritate*: 'he charges Soranus with having regarded the proconsulate of Asia as merely a tribute due to his preeminence', und die Bemerkung, daß Stellen wie Quint. decl. 12, 26 *aris altaria imponere* als Maßstab für die Erklärung von XVI 31 *altaria et aram complexa* zu gelten haben); Kunze, Die Germanen in der antiken Literatur I (JB. XXXII 274): Württ. Korr. 1907 S. 322 von P. Goeßler, Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1524 von F. Haug, Class. philol. III S. 113 von B. Terry; Annibaldi, L'Agricola e la Germania di Cornelio Tacito (JB. XXXIII 228): Lit. Zentralbl. 1907 Sp. 1578 von -tz, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1908 S. 418 von L. Pschor, Boll. di fil. class. X S. 377 von F. Ramorino, WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 1145 von M. Ihm ('gründliche und überaus dankenswerte Behandlung'; gegen die Annahme, daß im cod. Aesinus auch die Germania direkt aus dem Hersfeldensis kopiert sei, erhebt Ihm in ähnlicher Weise Bedenken wie Wünsch Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1025); Joh. Müller, P. Cornelii Taciti opera. Vol. II. Ed. altera (JB. XXXIII 231):

Württ. Korr. XIV S. 439 von Dürr, N. phil. Rundsch. 1908 S. 271 von W. Renz, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 100 von Ed. Wolff (W. beanstandet einen Teil der Lesarten Müllers im Dial., während er andere gutheißt); Draeger-Heraeus, Annalen I. II. 7. Auflage (JB. XXXIII 234): WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 300 von Th. Opitz (besonnene Textgestaltung; doch vermute Heraeus an einigen Stellen den Ausfall eines Wortes, das wohl entbehrt werden könne; ferner sei zu wünschen, daß er in den folgenden Heften mit den wenigstens für die Schüler völlig überflüssigen lexikalischen Noten des Draegerschen Kommentars gründlich aufräume); Fisher, Annalen (JB. XXXIII 236): N. phil. Rundsch. 1907 S. 440 von O. Wackermann, Lit. Zentralbl. 1907 Sp. 1472 von -tz, Class. philol. III S. 121 von John C. Rolfe, Riv. di fil. 36 S. 171 von C. Marchesi, der die Emendation Fishers zu XI 23 *perissent satis* veramente felice nennt; Furneaux, Annalen Vol. II. Second edition (JB. XXXIII 238): Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1197 von E. Wolff (sehr befriedigende Bearbeitung; W. billigt u. a. die Streichung von *victa* nach *cuncta* XIII 57, tadelt aber das Festhalten an dem überlieferten *eripiuntur* XI 32 und die Nichtaufnahme der Ernestischen Emendation *quaeque deceret principem* XIII 3), Athenaeum 4167 S. 265 (nicht alle neue Erscheinungen seien gebührend berücksichtigt; der Index erstrecke sich leider nur auf den zweiten Band), Class. Rev. 22 S. 22 von E. Harrison (die neuen Bearbeiter hätten die erste Auflage nicht eben übertroffen).

II. Literarische und historische Untersuchungen.

4) R. Helm, Zwei Probleme des Taciteischen Dialogs. Neue Jahrb. f. d. klass. Alt. 1908 S. 474—497.

Das erste der beiden Probleme, die Helm zu lösen unternimmt, ist die Frage der Abfassungszeit des Dialogs. Als Zeit des Gespräches, sagt er, ist durch die zweimal genau fixierte Zahl von 120 Jahren, die seit Ciceros Tode verflossen sind, das Jahr 77 sichergestellt. Mucianus kann am Anfang dieses Jahres noch am Leben gewesen sein; möglich ist auch, daß Tacitus sich in bezug auf sein Todesjahr geirrt hat. In der bekannten Stelle c. 17 ist *sexta statio* 'die sechste Etappe', d. i. die Regierung des Vespasian: die Angabe einer bestimmten Zahl von Jahren, die seit dem Regierungsantritt dieses Kaisers verflossen sind, ist nicht erforderlich; denn jeder wußte im J. 77, wie lange Vespasian regierte. Ist demnach das Gespräch in das J. 77 und nicht in das J. 74/75 zu setzen, so wird man den konstruierten Gegensatz zwischen dem *iuvenis admodum* des J. 77 und dem Schriftsteller des J. 81 erst recht nicht zugeben können. Also ist der Dialog nach Domitian verfaßt. Gegen diese Ansetzung läßt sich auch aus der Fiktion, daß das Gespräch wiedergegeben wird, wie es damals

gehalten worden sei, ein Argument nicht gewinnen. Denn erstens behauptet Tacitus nicht, daß er das Gespräch wörtlich wiedergebe; zweitens ist jene Fiktion nur ein altbewährtes Kunstmittel, bestimmt, das Interesse an dem Gespräch zu erwecken. Die Annahme, daß der Dialog erst 98 und zwar nach dem Agricola geschrieben ist, hat keine Bedenken; denn 'stärker als in der modernen Zeit sind die Stilunterschiede im Altertum, viel stärker die Zusammengehörigkeit eines bestimmten Stiles mit einer bestimmten Literaturgattung, und weit stärker endlich der bewußte Anschluß an ein bestimmtes Stilmuster'. Für den Dialog war Cicero jedenfalls auch nach Seneca das Stilmuster; für den Agricola ist es Sallust, für die Germania Seneca gewesen. Man muß sich zu dem Zugeständnis entschließen, daß Tacitus die gleiche Fähigkeit hatte, in verschiedenen Stilgattungen zu schreiben, und der Historiker Tacitus ist nicht eine vereinzelte Erscheinung, er steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Dazu kommt, daß die Historien nicht unmittelbar auf den Dialog gefolgt sind; denn das *interim* Agr. 3 darf man nicht pressen. Nur den Agricola darf man heranziehen, und dessen Stil erklärt sich zur Genüge aus der Nachahmung des Sallust. — Der Dialog ist der Absagebrief, den Tacitus seinem viele Jahre lang geübten bisherigen Berufe gibt, der Schlußstein seiner Rednerperiode. Das Urteil, das Plinius über seine Rede im Mariusprozeß fällt, darf man nicht auf seine spätere Schriftstellerei übertragen; denn es bezieht sich mehr auf die Gedanken und den Standpunkt des Redners, als auf den Ausdruck. Hätte endlich Tacitus die Erkenntnis, daß der Preis, der der Redekunst winkt, der Anstrengung nicht wert ist, schon im J. 80 gewonnen, so wäre es schwer sich vorzustellen, daß er nach dieser Absage an die Rhetorik ihr noch Jahre lang treu blieb.

Somit stellt sich Helm in seinen Urteilen und Ergebnissen durchweg auf die Seite Leos, der vor zehn Jahren in den Gött. gel. Anz. 1898 S. 169 ff. (s. JB. XXIV 286) folgende Sätze vertreten hat: der Ausdruck *iuvenis admodum* gestattet nicht die Annahme einer Zwischenzeit von wenigen Jahren, der Agricola ist die Erstlingsschrift des Tacitus, alle drei kleinen Schriften aber sind so gut wie gleichzeitig, und jede von ihnen hat ihr besonderes Stilmuster (Sallust, Cicero, Seneca), in den Äußerungen des Maternus, dessen Anschauungen der innersten Natur des Tacitus nahekamen, ist ein Programm des Verfassers des Dialogs enthalten, der historische Stil des Tacitus ist aus dem Stil seiner Zeit erwachsen, die rhetorische Schulung befähigte ihn, sich als Nachahmender in den verschiedensten Stilformen zu bewegen. Diese Gesichtspunkte und Urteile hat Helm sich zu eigen gemacht und weiter ausgebaut.

Das zweite Problem geht von der alten Beobachtung aus, daß die Frage, ob Poesie oder Rhetorik den Vorzug verdient, mit dem schon in der Einleitung bestimmten Thema absolut nichts zu tun hat. Keiner der erhaltenen Dialoge Ciceros, auch nicht der über

den Staat, liefert in seiner Einleitung das Vorbild zu einer derartig umfangreichen Vergleichung, wohl aber der Hortensius, auf den schon Gudeman und John hingewiesen haben. Dieser Dialog, den Tacitus c. 16 zitiert, ist ein protrepticus zur Philosophie, aus dessen Wesen sich von selber die Synkrisis ergibt. Catulus sprach über die Dichter, Lucullus lobte die Geschichte, Hortensius pries die Beredsamkeit und verunglimpfte dabei die Philosophie, während Cicero in längerem Vortrag den Wert und Nutzen der Philosophie begründete: Tacitus' Dialog ist kein protrepticus, aber das Gegenstück hierzu; er mahnt ab von der Pflege der Eloquenz. Bei Cicero wie bei Tacitus folgt jedoch auf eine lebhafte Unterhaltung eine längere Darlegung, nur mit dem Unterschiede, daß bei Tacitus die Ausführungen Messallas von Secundus und Maternus ergänzt werden. Das Zusammentreffen der Männer ist beidemal in der Weise an ein Ereignis geknüpft, daß der nächste Tag zur Unterredung gewählt ist, und wie bei Cicero das Gespräch im Hause des Lucullus stattfindet, so bei Tacitus in dem des Maternus. Man darf glauben, daß aus Hortensius' Lobrede auf die Beredsamkeit von Tacitus manche Farben auf die Rede Apers, aus der des Catulus auf die Poesie in die des Maternus übertragen worden sind. In c. 16 ist nicht bloß jenes Zitat, wodurch Tacitus im stillen seinen Dank für Anregungen aller Art abstattet, sondern auch was vorher über die Armseligkeit des menschlichen Körpers und seine kurze Lebensdauer im Verhältnis zu den Jahrhunderten der Geschichte gesagt wird, aus Cicero geschöpft. Im Hortensius war darauf hingewiesen, daß die Philosophie noch nicht sehr alt sei; Maternus erklärt, die Poesie sei uralt, die Beredsamkeit aber jüngeren Datums. Der Gedanke, daß die Beredsamkeit erst mit der Schlechtigkeit der Menschen aufgeblüht sei, findet sich in beiden Schriften. Hortensius hatte die Philosophie geschmäht: der Reflex dieser Partie zeigt sich in Maternus' Entgegnung: ich dachte, Aper werde vom Lobe des Redners zur Schmähung der Dichter fortschreiten. Wie im Dialogus die älteren Redner einzeln charakterisiert werden, so im Hortensius die griechischen Historiker. Der Kunstgriff, einen Redner innehalten und erst auf Bitten eines andern seine Rede fortsetzen zu lassen, findet sich bei beiden Autoren, bei Cicero freilich nicht im Hortensius allein. Endlich berühren sich beide Dialoge im Gebrauch gewisser Bilder und Gleichnisse.

Somit werde, meint Helm, die auffällige Synkrisis im ersten Teil des Dialogus begreiflich, wenn man an das Vorbild des Hortensius denke. Ist aber damit das an die Spitze gestellte Problem wirklich gelöst? Helm selber gesteht: 'Bei Cicero hatte die Synkrisis ihre logische Berechtigung, da es darauf ankam, die Philosophie als allen andern Bestrebungen überlegen hinzustellen. Tacitus hat bei der ganz veränderten Tendenz seines Werkes wenigstens die eine Vergleichung beibehalten, indem er die Bered-

samkeit mit der Poesie um den Vorzug streiten läßt'. Er verzichtet somit darauf — und darin tut er recht — nachzuweisen, daß bei Tacitus zwischen dem Thema der Schrift und der Synkrisis ein innerer Zusammenhang, wie bei Cicero, bestehe. Dies bestätigen die Schlußworte: 'Tacitus hat um der Lebendigkeit willen auch die Synkrisis beibehalten, die nun dem Ganzen den Schein einer natürlichen, hierhin und dorthin schweifenden Unterhaltung verleiht'. Damit sagt er dasselbe wie Leo, bei dem es heißt, ein Thema löse im Dialogus, wie im Leben, das andere ab; der Dialog aber sei *μίμησις τοῦ βίου*, und Tacitus habe nichts weiter beabsichtigt, als eine lebenswahre Durchführung des Gesprächs.

Einen inneren Zusammenhang des Dialogus zu konstruieren bemüht man sich, wie Leo mit Recht sagt, ohne Erfolg. Die Monographie über Agricola entbehrt ebenfalls der künstlerischen Einheit; sie ist, wie auch Helm sagt, eine Mischung von Biographie und Geschichtsdarstellung. Tacitus hat im Dialogus die Erörterung des an die Spitze gestellten Themas mit einem anderen Thema, das ihm persönlich nahegelegen haben muß, verknüpft, ohne beide zu einem organischen Ganzen zu verschmelzen. Wohl mag er bei der Durchführung dieses zweiten im Eingange nicht genannten Themas, dem er die Form der Synkrisis gab, dem Ciceronischen Hortensius manches entlehnt haben; aber daß diese Synkrisis im ersten Teil des Dialogus begreiflich werde, wenn man an das Vorbild des Hortensius denke, kann ich Helm nicht zugeben, wenigstens nicht in dem Sinne, daß dadurch das Problem der Komposition des Dialogs gelöst, seine Ökonomie aufgeklärt werde. Begreiflich wird jene Synkrisis vielmehr erst durch die Annahme, daß ihr ein persönliches Motiv zugrunde liegt, das aus der Rede des Maternus c. 11—13 und nicht minder aus der Schlußrede desselben Maternus hervorklingt. Dieser 'persönliche Einschlag' ist auch Helm nicht entgangen, und wenn man ihm und Leo darin zustimmt, daß der Dialog ein Programm enthalte oder, wie Helm sagt, von der Tendenz getragen werde, der Redekunst Valet zu sagen, so darf man ihnen auch darin beitreten, daß Tacitus gerade die Poesie als Gegnerin der Beredsamkeit gewählt habe, weil, wie Leo sagt, seine innerste Natur nach der idealeren Kunst (d. h. nach der Poesie im Gegensatz zu der Historie) strebte, oder, wie Helm sagt, weil eine Saite in seinem Innern klang bei dem Lobe der Dichtkunst; und wenn Leo hinzufügt, daß dadurch, daß er die Poesie wählte, die Beziehung das unmittelbar Zeigende verlor, so ist diese Motivierung ansprechender, als die von Helm vermutete, daß die Wahl der Poesie ihren Grund in der Person des Maternus gehabt habe. Endlich scheint mir die Behauptung Helms, daß der Wettkampf zwischen der Beredsamkeit und der Poesie unentschieden bleibe, ebensowenig zutreffend wie die Auffassung, daß die Ausführungen Messallas durch die Schlußrede des Maternus ergänzt werden. Mit dem Ende des

Kapitels 13 ist Maternus, wenn dies auch nicht ausdrücklich festgestellt wird, der Sieger, und dieses Ergebnis wird durch die Schlußrede des Maternus, die zu seiner ersten Rede, nicht zu dem Vortrag des Messalla, in naher Beziehung steht, lediglich bestätigt.

5) Th. Grigull, De auctoribus a Tacito in enarranda Divi Claudii vita adhibitis. MCMVII, typis A. Liesecke Osnabruggensis. 63 S.

Die Fr. Knoke gewidmete Abhandlung Grigulls, die in einem eben noch verständlichen, aber mit vielen Druckfehlern beschwerten Latein geschrieben ist, zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. In jenem geht er von der Annahme aus, daß das Werk des Aufidius Bassus mit dem Tode der Messalina schloß und demnach die Bücher des Plinius a fine Aufidi Bassi XXXI, von denen Tacitus, Dio und Sueton abhängig seien, mit der Heirat des Claudius und der Agrippina (48 n. Chr.) begonnen haben, so daß dieses Werk des Plinius zugleich als eine Fortsetzung des älteren Werkes desselben Plinius de bellis Germaniae gelten konnte, welches bis 47 reichte. Die Denkwürdigkeiten der jüngeren Agrippina, die Tacitus ebenfalls vor sich hatte, machten, wie G. annimmt, bei ihrer Verheiratung mit Claudius halt, während die des Corbulo für die Bücher XI und XII des Tacitus nicht in Betracht kommen. XII 24 seien in den Worten *publicis actis perscriptum* die *acta diurna populi Romani* gemeint; denn daß hier nicht inschriftliche Denkmäler verstanden werden dürfen, gehe aus dem gegensätzlichen Ausdruck *quae vos, patres conscripti, et in publica acta mittenda et incidenda in aere censuistis* Plin. pan. 75 hervor[1]). Die Sprache der acta diurna erkenne man deutlich II 41 *fine anni* etc. Die acta senatus zitiere Tacitus nicht bloß XV 74, sondern auch — und zwar vermittelst desselben Verbs *reperio* — II 88, wo zu schreiben sei *reperio apud scriptores senatoriisque eorum temporum actis Gandestrii* etc.[2]). Diese acta habe Tacitus, da er leichten Zutritt zu ihnen hatte, in ausgiebigstem Maße benutzt.

In dem besonderen Teil seiner Schrift sucht G., von Kapitel zu Kapitel schreitend, die Quellen der Bücher XI und XII zu erforschen. Das Gesamtergebnis lautet, wie man nach dem vorher Ausgeführten bereits errät: Wo Tacitus von Senatsverhandlungen berichtet, hat er sich der acta senatus bedient, im 12. Buche aber hauptsächlich das Werk des Plinius a fine Aufidii Bassi zugrunde gelegt. Demnach sind auf die acta senatus zurückzuführen die

---

[1]) Das gegen diese Interpretation erhobene Bedenken, daß die Verweisung auf ein so umfängliches Schriftwerk für die Leser des Tacitus übel angebracht wäre, läßt Verf. unerledigt.

[2]) Die Änderung ist unnötig und gewaltsam. Auch sind die acta senatus schwerlich jemals *acta senatoria* genannt worden; denn *senatus* und *senatores* sind nicht identische Begriffe.

Kapitel XI 5—7, deren Inhalt sich bei Sueton und Dio nicht wiederfindet, die edicta Claudii XI 13, die jedoch auch den acta publica entnommen sein können, seine acta censoria XI 25, die Verhandlung über das Kollegium der haruspices XI 15, die Angaben über die Geschichte der Quästur XI 22 wie die über das ius procuratorum XII 60 — denn diese Dinge müssen in den betreffenden Senatsverhandlungen zur Sprache gekommen sein —, die Rede des Claudius über das ius honorum der Gallier XI 24 und der darauf folgende Beschluß (wobei Tacitus den Ind. praes. *usurpant* — denn man erwartet, wie G. meint, *usurparent* — unverändert übernommen hat), während die Rede der Gegner des Antrags (23) von Tacitus aus der Antwort des Claudius herauskonstruiert ist, weiter die von Dio und Sueton nicht erwähnten Ehrenbeschlüsse des Senats zugunsten gewisser Personen (Crispinus XI 4, Curtius Rufus XI 20, Cilo und Aquila XII 21, Ostorius XII 38), das Auftreten des Vitellius im Senat XII 5. 6, wie das des Pollio XII 9, und die Verhandlung mit den Gesandten der Parther XII 10. 11 — denn Tacitus sagt c. 11, Claudius habe absichtlich Tiberius nicht genannt, woraus zu schließen ist, daß er die Rede des Claudius selber vor sich gehabt hat; derselbe Fall XII 22 *consulto reticebat* —, ferner XII 12—18, deren Inhalt Tacitus den in die acta senatus aufgenommenen Berichten des Statthalters von Syrien entnommen hat, vgl. die Berichte des Ostorius XII 38—40 und des Felix XII 54; desgl. XII 19. 20. 23. 24 (am Schluß die Verweisung auf die acta diurna), 25 (Adoption des Nero), 52. 53, und 58 (denn was Tacitus hier über Apamea berichtet, konnte er nur in den acta senatus finden; daneben mag er hier den Plinius benutzt haben, worauf die Übereinstimmung mit Sueton deutet), endlich XII 61—63, wo die Genauigkeit der Angaben über Cos und Byzanz auf den offiziellen Ursprung des Berichtes deutet.

Die Spuren des Plinius und zwar seines Werkes über die germanischen Kriege findet G. in dem Abschnitt XI 16—20, der, wo Corbulo erwähnt wird, mit dem entsprechenden Bericht des Dio übereinstimmt, die der Bücher a fine Aufidii Bassi in dem Bericht über die Heirat des Claudius und der Agrippina am Anfang von XII, ausgenommen die Erzählung vom Auftreten des Vitellius im Senat, s. oben (Übereinstimmung mit Dio und Sueton). Hier tritt der Haß des Plinius gegen Agrippina hervor; ebenso XII 26. 41. 42 (Übereinstimmung mit Sueton), und 59, weshalb auch diese Kapitel auf Plinius zurückzuführen sind. Demselben Gewährsmann folgte Tacitus, wo er von Schauspielen und Schaustellungen berichtet: Ankunft des Mithridates in Rom XII 21 (ähnlich Dio; auch weist *ferebatur* auf einen weniger sicheren Gewährsmann hin, als derjenige war, dem Tacitus in den vorhergehenden Kapiteln folgte), die Naumachie XII 56. 57 (ähnlich Dio, Sueton und Plinius in der n. h.), die Vorführung des Caratacus XII 36. 37 (ähnlich Dio),

wie überhaupt der ganze Kriegsbericht 27—37. Ferner verrät sich Plinius durch sein Interesse an Merkwürdigkeiten (XII 25 *adnotabant periti,* 27 *ac forte acciderat ut* etc.) und an Prodigien (XII 43. 64).

Verschiedene Quellen liegen der Erzählung XI 4 zugrunde (*quidam tradidere*), ebenso XI 21 (*quidam prodidere*). Auch für die Darstellung des Untergangs der Messalina am Ende von XI hatte Tacitus mehrere Gewährsmänner, unter denen vielleicht Aufidius Bassus in erster Reihe stand, ebenso für den Bericht über das Ende des Claudius XII 64—68, während 69, wie der Vergleich mit Dio und Sueton zeigt, auf Plinius allein zurückgeht; dem Abschnitt XI 8—10, in dem die annalistische Anordnung zurücktritt, scheint ein Werk zugrunde zu liegen, welches die res Parthicae unter Claudius und Nero umfaßte[1]); XI 11 und 12 gehen vielleicht auf die Memoiren der Agrippina zurück, welche durch Vermittlung des Plinius auch die Quelle des Dio und Sueton in den entsprechenden Partien waren, XI 14 auf das von Sueton Claud. 41 erwähnte Werk des Claudius über die neuen Buchstaben, aus dem auch Plinius in der n. h. schöpfte.

So wäre denn der Ursprung aller Partien der Bücher XI und XII mit alleiniger Ausnahme der Kapitel XI 1—3 (Prozeß des Asiaticus), XII 44—51 (parthische Angelegenheiten), deren Herkunft G. im dunkeln läßt, und XII 55, worüber er sich nicht äußert, aufgeklärt. In Wahrheit freilich läßt sich der Beweis dafür, daß Tacitus weder aus den acta senatus in ausgedehnterem Maße geschöpft, noch den Plinius in der zweiten Hälfte der Annalen zu seiner Hauptquelle erkoren hat, leichter führen, als für die Richtigkeit der Annahmen Grigulls. Die viel erörterte Frage der Quellen des Tacitus soll hier nicht aufgerollt werden; aber wer das Geständnis Ann. VI 7 *Seius Quadratus: originem non repperi* liest, wird zugeben, daß die acta senatus hier nicht unter seinen Quellen gewesen sein können; denn in ihnen stand ohne Zweifel die Herkunft des Quadratus, nach der Tacitus geforscht hat, verzeichnet; und wenn dies für die früheren Bücher der Annalen gilt, darf es auch für die späteren angenommen werden. Was aber Plinius betrifft, so ist es unwahrscheinlich, daß Tacitus in den späteren Büchern der Annalen einen Historiker als Hauptquelle gewählt hat, über den er sich in denselben Büchern (XIII 31, ohne ihn bei Namen zu nennen, und XV 53 *quamvis absurdum videretur*) geringschätzig äußert.

6) A. Romizi, Scorrendo Tacito. Classici e neolatini 1907 S. 159.

Romizi hebt aus den Werken des Tacitus die lesenswertesten Abschnitte hervor, deren Lektüre geeignet sei, ein Bild von der Eigenart des Historikers zu geben.

[1]) S. 25 führt G. auch den Abschnitt XII 10—21 auf dieses Werk zurück, während er ihn S. 43f. aus den acta senatus ableitet (s. oben).

7) N. Feliciani, L' anno dei quattro imperatori. Riv. di storia antica XI S. 378 ff.

Fortsetzung und Schluß des JB. XXXIII 245 erwähnten Aufsatzes: in der Quellenfrage stellt sich Verf. im ganzen auf Groags Standpunkt. Abgesehen davon, daß Tacitus, der im J. 69 in Rom anwesend war, vieles aus eigener Anschauung wußte, seien seine Quellen sehr zahlreich gewesen. Dem entsprechend polemisiert F. am eifrigsten gegen Fabia: die Lehre von der gemeinsamen Quelle des Tacitus und Plutarch reduziere sich heute auf das Zugeständnis, daß dem Tacitus eine sekundäre Quelle vorgelegen hat, die auch Plutarch, und zwar vielleicht als Hauptquelle, benutzte.

8) Heinrich Nöthe, Die Drususfeste Aliso nach den römischen Quellen und den Lokalforschungen. Hildesheim 1907, A. Lax. 30 S. 1,20 ℳ.

Nöthe ist bereits früher als eifriger Verfechter der Preinschen Hypothese Aliso = Oberaden hervorgetreten; s. JB. XXXII 297. XXXIII 250. In der vorliegenden Schrift, welche die Angaben der Quellen mit den Ergebnissen der Ausgrabungen kombiniert, ohne wesentlich Neues zu bringen, sind folgende Gesichtspunkte die wichtigsten: was Drusus anlegte, muß ein Standlager gewesen sein, belegen an dem alten Heerweg, der von der mittleren Weser und der Diemel über Lünen an den Rhein bei Xanten führte; dies paßt auf die 'Burg' bei Oberaden. Von der Belagerung Alisos im J. 9 n. Chr. stammen die zahlreichen pila muralia, die man an der Nordwestecke des Oberadener Lagers gefunden hat. Asprenas führte damals seine zwei Legionen von Haltern, wo er stand, glücklich an den Rhein. Aliso ist seit dem J. 10 n. Chr. nicht wieder in den Besitz der Römer zurückgekehrt; auch Germanicus hat es im J. 16 nicht wieder besetzt, als er das von den Deutschen belagerte Lippekastell, d. i. Haltern, entsetzte. Der Name Aliso, ein germanischer Bauerschaftsname, ist von Drusus im J. 11 n. Chr. für sein Kastell übernommen worden und bis heute in dem Namen Elsey erhalten. Zwischen Seseke und Elison, wie der Zufluß der Lippe bei Dio heißt, ist freilich ein Namensgleichklang nicht mehr vorhanden, seitdem der Fluß umgenannt worden ist. Aber manche geographische Bezeichnungen der Gegend erinnern noch an den alten Namen des Baches; z. B. scheint in dem Namen des im Quellgebiet der Seseke gelegenen Dorfes (H)il-beck ein Anklang an Al-iso erhalten zu sein.

Angezeigt von A. R. im Lit. Zentralbl. 1908 Sp. 593: Nur der Name Elseie falle gegenüber Haltern zugunsten Oberadens in die Wagschale; da aber dieser Name häufig vorkomme, bleibe der Streit noch unentschieden.

9) Em. Seyler, Der Römerforschung Irrtümer in der Alisofrage. Nürnberg 1907, im Selbstverlage des Verfassers, Spittlertorgraben 17/1. 18 S. 0,50 ℳ.

Dieser kleinen Broschüre sind bereits andere ebenfalls in das

Gebiet des römischen Heerwesens fallende Schriften desselben Verfassers vorausgegangen: Die Drususverschanzungen bei Deisenhofen (1900), Terrae limitaneae (1901), Agrarien und Exkubien (gänzlich umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe 1902), Der Römerforschung Leistungen und Irrtümer (1907, angezeigt von A. R. im Lit. Zentralbl. 1907 Sp. 1606).

Seyler zieht eine scharfe Grenzlinie zwischen den Ausdrücken *castra* und *castellum*. Ein Lager mit seinen nach allen vier Himmelsrichtungen hinausführenden Toren dient der 'aktiven Verteidigung', ein Kastell vermöge der Widerstandsfähigkeit seiner Mauern der 'passiven'. Es sei daher falsch, die Befestigung von Oberaden für ein römisches Standlager und gleichzeitig für das Kastell Aliso zu erklären. Das letztere sei sie sicher nicht, das erstere wahrscheinlich auch nicht. Haltern könne schon deshalb nicht mit Aliso identisch sein, weil Aliso die am weitesten nach Osten vorgeschobene Befestigung sein müsse. Vielmehr seien die Erdwerke sowohl von Haltern als von Oberaden als Feldmagazine zu deuten. Das Erdwerk auf dem Annaberg bei Haltern sei eine für die passive Verteidigung eingerichtete Befestigung, also ein Kastell, freilich, da es kein Mauerwerk hat, nur für vorübergehenden Gebrauch bestimmt, das sog. große Lager ein Staffelmagazin zur Versorgung der im Herzen Germaniens Krieg führenden römischen Armee. Nur bis hierher, wie es scheint, war die Lippe schiffbar. Der nächste Stapelplatz war das 35 km entfernte Erdwerk von Oberaden. Über Oberaden hinaus müssen sich, wie S. an Hölzermann anknüpfend ausführt, die Staffelmagazine in annähernd gleichen Distanzen bis zum Kastell Aliso fortgesetzt haben, welches mit dem von Tac. Ann. II 7 genannten *castellum Lupiae flumini adpositum* identisch sei und in Elsen-Neuhaus oder noch näher dem Ursprunge der Lippe gelegen haben müsse. Nach Dio war Aliso ein Mauerbau; es bildete mit den ebenfalls von Drusus errichteten Befestigungen auf dem heutigen Teutoburger Walde, die sich von Bielefeld bis nach Stadtberge erstrecken und u. a. die Grotenburg und den Tönsberg bei Wistinghausen einschließen, ein geschlossenes Ganze. Nur in einer derartig gesicherten Stellung konnte Tiberius im J. 4 v. Chr. *ad caput Lupiae* überwintern. Das erste Lager des Varus, nach dessen Untergang die Höhen des Osning nicht mehr besetzt waren, befand sich östlich vom heutigen Teutoburger Walde, vielleicht bei Nieheim.

10) E. Bartels, Zur Varusschlacht. Korrespondenzblatt der Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst XXVI (1907) Nr. 43 und 56.

Von Bartels' Ausführungen gebe ich nur den Schluß wieder: Die beste Quelle für die Schlacht bleibe Velleius, der Zeitgenosse des Varus. Seine Worte *inclusus silvis, paludibus*, die sich vielleicht in dem Ausdruck *στενοχωρία* bei Dio wiederspiegeln, weisen nach dem Rande der großen nordwestdeutschen Moore, zwar nicht

ohne weiteres nach Barenau, aber doch weit ab von Detmold und der Teutoburg Schuchhardts.

11) Dragendorff, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Gesch.- und Altertumsvereine 1907 S. 347. — G. Kropatschek, Korrespondenzblatt der Westd. Ztschr. f. Gesch. und Kunst 1907 S. 133. — F. Koepp, ebd. S. 161. — F. Knoke, Eine wichtige Auffindung, Osnabrücker Zeitung, 29. Febr. 1908, vgl. WS. f. klass. Phil. 1908 S. 477. — H. Lehner, Korresp. der Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst 1907 S. 169.

Dragendorff berichtet im Anschluß an die dritte Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Bremen und Geestemünde am 4. und 5. April 1907 über die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen bei Oberaden; an der Diskussion beteiligten sich Knoke und Schuchhardt. Hierzu vgl. die Anzeigen der Schrift O. Preins, Aliso bei Oberaden (JB. XXXII 296) von O. Wackermann, N. phil. Rundsch. 1907 S. 447, und seines 'Nachtrags' (JB. XXXIII 249) von H. Eickhoff, Ztschr. f. d. GW. 1907 S. 691 (zustimmend). — Auch Kropatschek berichtet über die 'Ausgrabungen im Römerlager zu Oberaden 1906/7'. — Koepp gibt Mitteilungen über 'die Ausgrabungen bei Haltern im Winter 1907'. — Knoke berichtet über einen wichtigen Münzfund im Feldlager zu Haltern: Unter dem großen Lager befindet sich ein älteres Feldlager, dessen Gruben bei der Anlage des großen Lagers zugeworfen wurden. In einer dieser zugeschütteten Gruben hat man nun eine Münze vom J. 2 n. Chr. gefunden. Danach kann das Feldlager nicht vor dieser Zeit angelegt sein, und da das obere Lager sicher jünger ist, kann es nicht das 11 v. Chr. angelegte Aliso sein. — Lehner berichtet über 'die Ausgrabungen in Vetera 1907'.

12) A. v. Domaszewski, Kleine Beiträge zur Kaisergeschichte. Philologus 67 S. 5.

1. Zu Corbulos Armenischem Kriege. Hier handelt es sich um eine im Journ. of Hell. studies XXVII (1907) 64 n. 5 veröffentlichte verstümmelte Inschrift aus Bithynien, die v. D. als eine von der dem Tigranes beigegebenen vexillatio der legio VI Ferrata während ihrer Winterquartiere in Großarmenien ihrem Kommandanten, dem *primipilus* (*Sulpicius*) *Asper*, gesetzte Ehreninschrift ergänzt und interpretiert. Die Inschrift liefert somit einen Kommentar zu Tac. Ann. XIV 26 *additum et praesidium, mille legionarii, tres sociorum cohortes duaeque equitum alae* und zugleich zu XV 4 *inerantque* (in Tigranocerta zum Schutze des Tigranes) *milites*; denn diese *milites* sind eben jene XIV 26 genannten Truppenabteilungen. Der Kommandant ist aber jener *Sulpicius Asper*, den wir als einen der Urheber der Pisonischen Verschwörung aus Ann. XV 49. 50. 68 kennen, von Tacitus als Centurio bezeichnet, d. i. soviel als Primipilar. — 2. Die Verwaltung Judäas unter

Claudius und Nero. Über Ann. XII 23 *Ituraeique et Iudaei defunctis regibus Sohaemo atque Agrippa provinciae Syriae additi* in Verbindung mit der H. V 9 gegebenen Notiz urteilt er ebenso wie Nipperdey; desgl. über die Verwaltungsgebiete des Felix und Cumanus XII 54: vielleicht bestand das Gebiet des Cumanus aus Ituräa (dem Reiche des Sohaemus) und Galiläa, während Felix Samaria und die Landschaft Judäa regierte. Nach dem Sturze des Cumanus wurde Galiläa mit den beiden andern jüdischen Sprengeln unter der Verwaltung des Felix wieder vereinigt. Tacitus aber hat von den Verwaltungsgebieten der beiden Prokuratoren nur die aneinandergrenzenden Landschaften genannt, die der Schauplatz der berichteten Vorgänge waren.

13) E. Harrison, The classical Quarterly I S. 305

vergleicht Tac. H. III 45 mit Ann. XII 40 und entscheidet sich (sicherlich mit Recht) dafür, daß es sich an diesen beiden Stellen nicht um einen und denselben Krieg handelt, Venutius vielmehr zwei Versuche gemacht hat, sich des Thrones der Briganten zu bemächtigen.

14) H. L. Wilson, Mitteil. d. K. D. arch. Inst. XXI S. 394 (vgl. WS. f. klass. Phil. 1908 S. 692)

veröffentlicht eine nach dem Schriftcharakter aus der früheren Kaiserzeit stammende Grabschrift aus Terracina, welche die *leg*(*io*) *VI Vic*(*trix*) und ein *bellum Mit*(*hridaticum*) erwähnt. Gemeint ist der Krieg des A. Didius Gallus, legatus pro pr. von Mösien, gegen Mithridates Bosporanus: Tac. Ann. XII 15. Vgl. A. v. Domaszewski in denselben Mitt. XXII S. 333, der die Inschrift zu ergänzen unternimmt.

15) N. Vulić, Petilius Cerialis. Klio VII 457.

Verf. weist darauf hin, daß der Einfall der Sarmaten in Mösien (Tac. H. IV 54), der Tod des Vitellius, die Ermordung des Hordeonius Flaccus und der sich unmittelbar daran anschließende Ausbruch des germanischen Aufstandes in dieselben Dezembertage des J. 69 n. Chr. fielen, und setzt danach den Aufbruch des Petilius Cerialis Ende Dez. 69 oder Jan. 70.

16) E. Theodor Klette, Die Christenkatastrophe unter Nero nach ihren Quellen, insbesondere nach Tac. ann. XV 44 von neuem untersucht. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr. 148 S. 3,60 ℳ.

Tacitus ist bekanntlich unter unsern Quellen für die Neronische Christenkatastrophe die einzige, die dieses Ereignis mit dem Brande der Stadt in Zusammenhang bringt. Dazu wird der Wert seines Berichtes, wie viele und so auch der Verfasser dieser Untersuchung urteilen, beeinträchtigt durch die tendenziöse, Nero feindliche Be-

leuchtung, welche die ganze Darstellung von c. 38 an beherrscht und den Verdacht nahelegt, daß manche Tatsachen in ein anderes Licht gerückt, die psychologischen Motivierungen den Vorstellungen und der Tendenz des Schriftstellers entsprungen seien. Darum bedarf, fährt Kl. fort, das von ihm entworfene Bild einer kritischen Prüfung, der eine Feststellung dessen voranzugehen hat, was sich aus den übrigen Quellen mit Sicherheit gewinnen läßt. Diese sind außer Sueton die christlichen Zeugen: Melito, Clemens Romanus, Tertullian, und von den Schriften des N. T. besonders der erste Petrusbrief. Auf die Frage, wie Nero dazu gekommen ist, einen solchen Schlag gegen die Christen zu führen, gibt Melito Antwort, der von üblen Ratgebern Neros spricht. Dieses Zeugnis deutet Kl., einer alten Vermutung folgend, auf jüdische Kreise, zu denen Poppaea in Beziehung stand, und dieselben meine auch Clemens, wenn er von ζῆλος spricht, d. h. von der Eifersucht Zusammengehöriger, solcher, die nach dem Ursprung ihrer Religion mit den Christen eigentlich hätten zusammenhalten sollen. Nach sämtlichen christlichen Quellen, wie auch nach Sueton, waren die Opfer der Katastrophe nur Christen, und der Schuldtitel, unter dem die Massenbestrafung erfolgte, war ausschließlich der Christenname (ὡς χριστιανός im Petrusbrief). Als solcher aber kann der Name *Christianus* nicht in einem kriminalrechtlichen, sondern nur in einem koerzitorischen Verfahren verwendet worden sein. Die Nachwirkungen der christenfeindlichen Entscheidung Neros zeigen sich in den Christenverfolgungen der späteren Zeit.

Bei Tacitus verfolgt die Schilderung des Brandunglücks und der sich daran anschließenden Christenbestrafung eine einheitliche schriftstellerische Tendenz. Die Unsicherheit, die in den Eingangsworten *forte an dolo principis* steckt, tritt hernach völlig in den Hintergrund vor der Nero verdächtigenden Darstellungsweise, die ihren Gipfel erreicht einerseits in der Behauptung, daß Nero lediglich durch das Bestreben, dem ihn als Brandstifter belastenden Gerüchte entgegenzutreten, zu der Verfolgung der Christen getrieben worden sei, andererseits in den ihn endgültig brandmarkenden Worten des Subrius Flavus c. 67. Wir finden in den Kapiteln 38—45 eine ansteigende Flut von Verdächtigungen, zu denen die angeführten Tatsachen einschließlich des Umstandes, daß der zweite Brand in den Besitzungen des Tigellinus ausbrach, nicht ausreichen.

Das durch *abolendo rumori* gegebene Motiv hat Tacitus seiner Tendenz folgend sich selbst zurechtgelegt. Denn die übrigen Quellen wissen nichts davon, daß die Christen als Brandstifter bestraft worden seien, und unsere durch jene Worte geweckte Erwartung, die untergeschobenen Opfer wegen Brandstiftung wirklich verurteilt zu sehen, wird durch Tacitus' Bericht selber getäuscht. Dazu scheint das Nero belastende Gerücht weder stark noch weit verbreitet gewesen zu sein: von den Kreisen der Ver-

schwornen ausgegangen, scheint es im Volke, das Nero ergeben war, wenig Glauben gefunden zu haben, so daß die Beschuldigung des Subrius Flavus den Kaiser nicht sonderlich erregte, wie daraus hervorgeht, daß er sie in das Verhörprotokoll aufnehmen ließ; denn aus welcher andern Quelle als aus diesem Protokoll hätte Tacitus seine Kenntnis von jener Äußerung schöpfen können?

Hat also Tacitus durch die Worte *abolendo rumori* die treibende Absicht Neros bei der Christenverfolgung nicht getroffen, so scheint doch ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Brande und der Christenkatastrophe vorhanden gewesen zu sein: der Schlag gegen die Christen sollte wie ein Sicherheitsventil wirken, damit das Volk über den circensischen Veranstaltungen seine Not und deren Ursache, das Brandunglück, vergesse. *Subdidit reos* ist in demselben allgemeinen Sinne gesagt wie Ann. I 39: die ausgesuchten Strafen sollten eine schwere Verschuldung der Opfer anzeigen; die Art der Verschuldung auszumalen blieb den Zuschauern überlassen, und diese dachten wohl weniger an wirkliche Brandstiftung als an ein Verhalten, durch das die übel beleumundeten Christen den Zorn der Götter herausgefordert und so das Unglück herbeigeführt hätten. Also höchstens mittelbar können die Christen als schuldig an dem Unglück von Nero untergeschoben worden sein, und auch die Vorstellung, daß eschatologische Gedanken die Christen zur Verleumdung als Mordbrenner empfohlen hätten, ist abzulehnen.

Die zuerst Ergriffenen (*correpti*) wurden dem kaiserlichen Hofgericht vorgeführt, wo sie einem verwaltungsrechtlichen, koerzitorischen Verfahren unter Neros persönlicher Initiative unterworfen wurden. Zu *fatebantur* ist zu ergänzen *urbem a se incensam esse*: denn die Ergänzung *Christianos se esse* würde die Schilderung des Christentums, die Tacitus doch nur parenthetisch einflicht, aus der Peripherie sozusagen in den Mittelpunkt der Erzählung rücken. Ergreifung, Vorführung, Eingeständnis — dieses ohne Anwendung der Folter — sind einander unmittelbar gefolgt. Indem Tacitus dem Leser als Ergänzung zu *fatebantur* 'wir sind Mordbrenner' durch den Zusammenhang nahelegt, stellt er etwas als geschehen dar, was er nach seinen Vorurteilen über die Christen für möglich gehalten haben mag, was aber nicht wirklich geschehen sein kann. Schon in der Quelle des Tacitus stand ein objektloses *fatebantur*, als dessen Ergänzung gedacht war 'wir sind Christen', eine Antwort, die sehr wohl als das Geständnis eines Verbrechens genommen werden konnte. Erst durch die Herausnahme dieser Antwort aus dem Zusammenhange, in dem sie bei dem Gewährsmann stand, und durch ihre Einfügung in den tendenziösen Kontext bei Tacitus entsteht die Vorstellung, als hätten die zuerst Ergriffenen die Brandstiftung eingestanden.

Indicio eorum: also Christen sollen nach Tacitus' Meinung eine große Zahl von Mitchristen angegeben haben, was nach dem

Zusammenhange nur heißen kann: der Mordbrennerei beschuldigt haben. Dies kann nicht richtig sein. Vielmehr gaben die zuerst Ergriffenen, ohne das, warum es sich handelte, sogleich völlig zu überschauen, Anhaltspunkte zur Herbeischaffung der großen Menge. Auch diese wird demselben formlosen Verfahren unterworfen. Da plötzlich tritt eine schwere Disharmonie ein: Tacitus lenkt von dem *crimen incendii* zum *odium humani generis* ein, indem er, um über diesen für seine Darstellung mißlichen Punkt hinwegzukommen, den unbestimmt dehnbaren Ausdruck *haud proinde quam* gebraucht. Da nun im koerzitorischen ebenso wie im kriminalrechtlichen Verfahren die Untersuchung stets nur auf einen Prozeßgegenstand gerichtet ist, so ist der Schluß unabweisbar, daß die Überführung der *ingens multitudo* und damit der ganze Prozeß sich allein auf Grund des Vorwurfes vollzogen hat, den Tacitus mit dem Ausdruck *odium humani generis* umschreibt. Jetzt sieht man, warum Tacitus in seinem Bericht über die Schritte Neros sich vielfach so dunkel ausgedrückt hat, warum er zu *fatebantur* keinen Inhalt angibt, sondern die Ergänzung von *incendium* nur nahelegt, und warum er hernach das *crimen incendii* erwähnt, obwohl es nicht in Frage gekommen ist: er verschleiert die Kluft zwischen seiner Tendenz und der Wirklichkeit, ohne die letztere zu fälschen. Daher auch der von ihm gebrauchte Ausdruck 'Haß gegen das Menschengeschlecht', womit der feindliche Gegensatz gegen die den Bewohnern des römischen Weltreiches gemeinsame Kultur, die hartnäckige, bewußte Isolierung der Christen gemeint ist, d. i. das 'Christentum'. Aber er vermeidet diese Bezeichnung und wählt eine andere, deren Bedeutung die Möglichkeit offen läßt, sich eine dem Verbrechen der Brandstiftung nahekommende Gesinnung vorzustellen. Auch meldet er nicht den abschließenden Urteilsspruch, der als Schuldtitel den Christennamen bezeichnet hat. So ist der auf Brandstiftung hinleitende Hauptgedanke seiner Darstellung trotz des durch *haud proinde in crimine incendii* selbst gemachten Abstriches unangetastet geblieben.

Der Grundfehler, der den im vorstehenden skizzierten Ausführungen Klettes eine verkehrte Richtung gegeben hat, ist die falsche Deutung von *qui fatebantur*. Die relativische Satzfügung sowohl wie die Natur des Imperfekts verbieten es, in dem *fateri* einen Fortschritt der Handlung zu sehen; daher ist Klettes Satz: 'Ergreifung, Vorführung, Eingeständnis sind einander unmittelbar gefolgt' unrichtig. Vielmehr lag das Bekenntnis bereits vor, als die Ergreifung erfolgte. Da aber als Objekt eines Eingeständnisses seitens solcher, die noch nicht ergriffen waren, die Brandstiftung nicht gedacht werden kann, so ergibt sich für jeden achtsamen Leser als Inhalt des Geständnisses mit Notwendigkeit die Zugehörigkeit zu der eben geschilderten *exitiabilis superstitio*, d. h. das Christsein, und *qui fatebantur* ist = 'die aus ihrer religiösen Überzeugung kein Hehl machten'. Dabei ist keine Verschleierung,

keine Geheimnistuerei. Und wenn es nicht Tacitus' Absicht ist zu sagen, daß die zuerst Ergriffenen eingestanden, die Stadt angezündet zu haben, so ist es ebenfalls unrichtig, die folgenden Worte dahin zu deuten, daß sie die auf ihre Angaben hin Herbeigeschafften ebenfalls der Brandstiftung beschuldigt hätten. Die Disharmonie also, die nach Klettes vermeintlicher Entdeckung der Darstellung des Tacitus in dem Verhältnis der Worte *haud proinde in crimine incendii quam odio humani generis* zu den vorhergehenden anhaftet, ist nicht vorhanden. Tacitus sagt: weder die zuerst noch die nachträglich Ergriffenen wurden der Brandstiftung überführt; man mußte sich damit begnügen, ihr Christsein nachgewiesen zu haben; denn allerdings wird mit *odium humani generis* das Wesen des Christentums, wie Tacitus es auffaßte, bezeichnet. Die Worte *in crimine incendii*, die mit *subdidit reos* in Einklang stehen, machen es unzweifelhaft, daß das eigentliche Ziel des gegen die Christen gerichteten Verfahrens der Nachweis der Brandstiftung war, aber da diese nicht erwiesen wurde, nahm man, wie Klette selber S. 118 sagt, die bejahende Antwort auf die Frage *estisne Christiani?* für das Geständnis eines Verbrechens. Der Schuldtitel, unter welchem nach dem Taciteischen Bericht die Christen verurteilt wurden, ist derselbe, den die übrigen Quellen angeben: sie sind verurteilt worden *ὡς χριστιανοί*.

Aber nicht nur das sprachlich-grammatische Argument, welches wir der Form des von Tacitus gewählten Ausdrucks *qui fatebantur* entnommen haben, spricht gegen Klettes Interpretation, auch sachliche Erwägungen machen sie unmöglich. Welchem Historiker darf man zumuten, daß er in einem Atem sage 'sie gestanden die Brandstiftung' und 'sie wurden der Brandstiftung nicht überführt'? Oder wie kann man glauben, daß Tacitus die Christen als geständig der Brandstiftung hingestellt habe, nachdem er uns vorher nur zwischen zwei Versionen über die Entstehung des Brandes — *forte an dolo principis, incertum* — die Wahl gelassen hat? Eine dritte Möglichkeit ist durch diesen Eingangssatz von vornherein ausgeschlossen. Dazu kommt noch folgende Erwägung. Klette bemerkt richtig, daß Tacitus, nachdem er in jenem Eingangssatz die zwiefache Überlieferung seiner Gewährsmänner über die Entstehung des Brandes angegeben hat — das *forte* wird wohl mit Recht auf Cluvius zurückgeführt —, im Verlauf der Darstellung des Ereignisses selber mehrfach andeutet, daß er seinerseits der den Nero belastenden Version Glauben zu schenken geneigt sei. Dieses Zurücktreten der vorher verzeichneten Unsicherheit ist für Tacitus nicht auffallend, der auch sonst mehrfach, wo er eine Divergenz seiner Quellen vorgefunden hat, durch leise Andeutungen verrät, welche Version er für die richtigere hält oder zu halten geneigt ist. Es genügt in bezug auf diesen Punkt auf Nipperdeys Anmerkung zu XVI 3 zu verweisen. Ist aber eine dem Nero feindliche Tendenz in der Darstellung, die Tacitus von dem Brande

gibt, unverkennbar, so würde man in einen unlösbaren Widerspruch mit dieser Tendenz geraten, wenn man seine Darstellung des Verhörs der Christen dahin interpretieren wollte, daß es ihm durch deren Geständnis gelungen sei sich zu entlasten.

Warum das durch *abolendo rumori* bezeichnete Motiv Neros zum Einschreiten gegen die Christen dem Verf. so sehr mißfällt, daß er behauptet, Tacitus habe es nicht in seinen Quellen gefunden, sondern sich selber zurechtgelegt, ist nicht klar zu erkennen. Daß die übrigen Zeugen davon schweigen, nötigt nicht es zu verwerfen; wird doch auch die von Tacitus allein behauptete Verknüpfung der Christenkatastrophe mit dem Brandunglück von Klette nicht verworfen und ein ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen von ihm zugestanden. Auch das öfters genannte *forte* finden wir bei Tacitus allein; aber es aus dem Wege zu räumen und Neros Schuld über allen Zweifel zu erheben ist bisher noch niemandem gelungen, auch Profumo nicht. Und wenn Kl. ferner sagt, daß Tacitus selber unsere Erwartung, die untergeschobenen Opfer wegen Brandstiftung wirklich verurteilt zu sehen, täuscht, so darf man erwidern, daß der Ausdruck *subdidit reos* eine solche Erwartung des Lesers nicht nur nicht begründet, sondern geradezu ausschließt. Wenn Kl. endlich vermutet, daß das Nero belastende Gerücht weder stark noch weit verbreitet gewesen sei, und diese Vermutung damit begründet, daß die Äußerung des Subrius Flavus den Kaiser nicht sonderlich erregt haben könne, wie daraus hervorgehe, daß er sie in das Verhörsprotokoll, die Quelle des Tacitus, aufnehmen ließ, so widerlegt sich diese Kombination dadurch, daß die Worte des Subrius Flavus, wenn sie amtlich fixiert worden wären, auch den Historikern, die für die Neronische Zeit dem Tacitus als Quellen dienten, bekannt, d. h. Gemeingut (*vulgata*) geworden wären. Dies aber gerade leugnet Tacitus. Er hat sie somit aus der mündlichen Tradition. Für die Stärke und Verbreitung jenes Geredes spricht außerdem der Umstand, daß es für unsere gesamte Überlieferung, wenn man von jenem *forte* bei Tacitus absieht, den gewichtigsten aller Zeugen, Plinius, eingeschlossen, maßgebend geworden ist; s. die von Profumo zusammengestellte Liste.

Ob es endlich jüdische Kreise gewesen sind, aus denen dem Kaiser die Anregung zu dem Schlage gegen die Christen gekommen ist, bleibt durchaus ungewiß; s. Coen, JB. XXVII 323. Namentlich ist zu bezweifeln, ob Klette den Ausdruck ζῆλος in der Clemensquelle richtig interpretiert hat.

Das historische Ergebnis der Kletteschen Untersuchung, daß die Christen als Christen und nicht als Brandstifter bestraft worden sind, ist richtig; aber das Bild, das Tacitus von diesem Vorgange entwirft, hat er verzerrt.

Angezeigt von H. Holtzmann, Theol. LZ. 8 S. 236: das Buch zeuge von 'Scharfsinn und großer Sachkenntnis'. Auch Eberh.

Vischer, DLZ. 1908 Sp. 1648, und K. Löschhorn, Mitt. aus der hist. Lit. 36, 270, erheben keinen ernsten Widerspruch.

17) Philippe Fabia, Claude et Lyon. Revue d'histoire de Lyon VII (1908) 1 S. 5—20.

Gegenstand des Aufsatzes ist das Verhältnis des gallophilen Kaisers Claudius zu seiner Geburtsstadt Lyon, der *Colonia Copia Claudia Augusta Lugudunum*, welche die Beinamen *Claudia Augusta* vielleicht diesem Kaiser zu verdanken und, als er sie nach dem Siege über Britannien besuchte, sicherlich besondere Veranlassung hatte, ihn zu feiern. Denn ohne Zweifel war er der Wohltäter von Lyon, obgleich über die Art der Wohltaten nur wenig Sicheres zu ermitteln ist. Von den Straßennamen der modernen Stadt erinnert keine an ihn, ebensowenig an Munatius Plancus, Augustus, Agrippa, Drusus, die ebenfalls in der Geschichte der Stadt eine Rolle gespielt haben.

Vier Jahre nach seinem Aufenthalt in Lyon bewies Claudius der ganzen Gallia comata sein Wohlwollen durch sein Eintreten zugunsten ihrer Bitte um das ius honorum in der Senatsverhandlung, von der Tacitus Ann. XI 23—25 berichtet. Auf die Lugdunenser erstreckte sich dieses Geschenk des Claudius nicht; denn diese besaßen schon die Wählbarkeit für die Ämter in Rom. Aber da die Stadt die Metropole von Gallia comata war und, wenn man den Ausdruck des Juvenal, Dio und Sueton zugrunde legt, den von Drusus an dem Tage, wo Claudius geboren wurde, am Zusammenfluß von Rhone und Saône der Roma und dem Augustus geweihten Altar mitumfaßte, an welchem sich alljährlich die Abgeordneten der drei Provinzen versammelten, so wurde auch die Stadt selbst durch jene Neuerung berührt. Fabia schließt daher die erwähnte Senatsverhandlung in seine Darstellung ein und berichtet zugleich über die Auffindung der tabula Lugdunensis, auf welcher laut Beschluß der Deputiertenversammlung der offizielle Text der Rede des Claudius verzeichnet worden war. Von der Rede, die wir statt dessen bei Tacitus finden, sagt Fabia, sie sei 'une copie très infidèle et très embellie, moins chargée d'érudition historique, mieux composée et surtout mieux écrite'.

18) Max Kaufmann, Das Sexualleben des Kaisers Nero. Leipzig 1907, Max Spohr. 44 S. 1 *M.*

Die Zweiseelennatur Neros, meint Verf., sei durch das Schlagwort 'Cäsarenwahnsinn' nicht erklärt. Wie seine Vorgänger auf dem Thron psychopathisch veranlagt waren, und zwar schon ehe sie den Thron bestiegen, so auch der von väterlicher wie mütterlicher Seite erblich stark belastete Nero selbst. Die Spaltung seiner Persönlichkeit erklärt sich aus seiner doppelgeschlechtlichen, mit stark sadistischen Einsätzen gemischten Natur; der eitle Künstler Nero ist der Typ des genialen perversen Dekadenten;

dieser Zug seines Wesens zeigt am deutlichsten den urnisch veranlagten Menschen.

Der Aufsatz schließt mit einer Betrachtung über die verschiedenen Auffassungen der Persönlichkeit Neros in der Dichtung von der Octavia an bis auf Sienkiewicz.

19) Anzeigen älterer Schriften: Stein, Die Protokolle des römischen Senats (JB. XXX 326): Rev. histor. 96 S. 156 von Ch. Lécrivain ('si en cette matière si obscure des sources de Tacite on ne peut arriver qu'à des probabilités, la thèse de M. Stein les a certainement toutes pour elle'); Bacha, Le génie de Tacite (JB. XXXII 281): Boll. di fil. cl. XIV S. 68 von L. Valmaggi, Atene e Roma 1907 Luglio-Agosto S. 235 von V. Brugnola unter dem Titel: Gli Annali di Tacito sono storia o romanzo?, The class. Rev. 1907 S. 203 von E. Harrison, Bull. crit. 1907 S. 524 von Fr. Plessis ('une thèse si paradoxale aurait besoin d'être soutenue par des arguments plus convaincants'); Gustafsson, Tacitus als Denker (JB. XXXIII 240): N. phil. Rundsch. 1907 S. 459 von E. Wolff; Knoke, Neue Beiträge zu einer Geschichte der Römerkriege in Deutschland (JB. XXXIII 247): Hist. Ztschr. III S. 662, N. phil. Rundsch. 1907 S. 548 von O. Wackermann, Lit. Zentralblatt 1907 Sp. 1565 von A. R., Rev. crit. 1907, 40, S. 278 von J. T., WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 1092 von Ed. Wolff, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 209 von F. Haug, der die sachlichen Ausführungen Knokes als begründet anerkennt; Ritterling, Die fossa Drusiana (JB. XXXIII 252): Korr. der Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst 1907 S. 146 von W. Vollgraff, der zu zeigen sucht, daß Ritterlings Behauptung, der von Drusus angelegte Kanal habe sich bei Vechten aus dem Bett des Krummen Rheins abgezweigt, nicht genügend begründet sei.

III. Sprachgebrauch.

20) Ferdinand Degel, Archaistische Bestandteile der Sprache des Tacitus. Dissert. Erlangen. Nürnberg 1907, Druck von U. E. Sebald. 46 S.

Über die Archaismen des Tacitus gab es bisher nur eine Monographie von Valmaggi (s. JB. XVIII 280); viel Material zu dem Thema hat Nipperdey in seinem Kommentar zu den Annalen gesammelt. Die vorliegende Arbeit Degels ist eine fleißige lexikalische Studie, welche zeigt, daß Tacitus in den Historien und Annalen, in denen seine Eigenart am meisten ausgebildet ist, veraltete und eben darum feierlich klingende Wörter und Wendungen in größerer Zahl gebraucht hat, als man bisher glaubte. Die Annahme, daß diese Erscheinung auf direkte Nachahmung griechischer Vorbilder zurückzuführen sei, weist Verf. mit Recht zurück; auch die Ansicht, daß Tacitus seine Archaismen dem Sallust und Vergil ent-

nommen habe, will er nicht gelten lassen. Vielmehr habe er sie aus den Werken eines Cato und Ennius direkt geschöpft, sei aber bei diesem Verfahren vielfach mit dem der Dichter und Geschichtschreiber, namentlich des Vergil und Sallust, ja auch mit dem der Vertreter der Vulgärsprache zusammengetroffen, insofern manche Ausdrücke zugleich altertümlich und vulgär seien.

Die Entscheidung der Frage, welche von den ungewöhnlichen Ausdrücken des Tacitus als archaisch zu gelten haben, ist schwierig, weil das uns zur Vergleichung vorliegende Material in vielen Fällen nicht ausreicht, um ein sicheres Urteil zu erzielen. Deshalb hat der Verf. recht daran getan, von den Ausdrücken auszugehen, die als veraltet ausdrücklich beglaubigt sind (wie *nuncupare*, *patrare*, *perduellis*), um darauf die weit größere Zahl von Wörtern und Wendungen folgen zu lassen, deren archaischen Ursprung er wahrscheinlich machen zu können glaubt. Auf diesem letzteren Gebiet mag er hier und da zu weit gegangen sein. Wenn er z. B. S. 37 den bei Tacitus in Verbindung mit einem Substantiv häufig auftretenden Dativ der Bestimmung (s. Nipperdey zu IV 60. VI 36. XII 4. 22. XIII 56) für altertümlich und zugleich als dem Amtsstil oder auch (?) dem Konversationsstil angehörig erklärt, so hätten ihm die von ihm selbst aus den verschiedensten Schriftstellern angeführten Beispiele zeigen können, daß wir es hier weder mit einem Archaismus noch mit einer Eigentümlichkeit einer besonderen Stilgattung, sondern mit einer Nuanzierung des Begriffs der Bestimmung, d. h. mit einem Bedeutungsunterschied zu tun haben, der den Dativ vom Genitiv trennt[1]). Wenn er ferner S. 21 das überall seltene *fugitare*, das bei Tacitus nur im Dialog einmal vorkommt, für veraltet erklärt, weil in Taciteischer Zeit *fugere* das gebräuchliche Wort sei, so läßt er auch hier wieder den Unterschied der Bedeutung der beiden Verben unberücksichtigt und beschwichtigt das Bedenken, das ihm selber aus dem Umstande erwächst, daß der Dialog nicht archaisiert, durch den hier völlig unangebrachten Hinweis auf die 'leidenschaftliche Sprache des Aper'.

Wie in dem eben besprochenen Falle dem Verf. *fugere* als ein in Taciteischer Zeit gebräuchlicher Ersatz für das (angeblich) veraltete *fugitare* erscheint, so folgt er auch sonst der der Wölfflinschen Schule geläufigen Auffassung, daß im Laufe der Zeit ein Wort durch ein anderes ersetzt worden sei. Diese Lehre trifft allerdings in dem größten Teil der von D. besprochenen Fälle zu (z. B. für das Verhältnis von *senecta* und *senectus* oder *satias* und *satietas* [abgesehen davon, daß *satias* ausschließlich im Nominativ auftritt]: D. S. 22), aber nicht in allen. Z. B. darf *iuventus* nicht als Ersatz für *iuventa* bezeichnet werden, weil Tacitus jenes nur

---

[1]) Ann. XVI 26, 14 liegt in *plebi tribunus*, mag man nun *plebi* bewahren oder in *plebei* ändern, sicherlich kein Dativ vor, wie D. zu glauben scheint.

in konkreter, dieses nur in abstrakter Bedeutung gebraucht, ebensowenig *interrogare* als Ersatz für *rogitare* (D. S. 22), weil, wo Tacitus *rogitare* gebraucht, die frequentative oder intensive Kraft des Verbs unverkennbar ist; auch könnte *aspectare* wenigstens Ann. I 4 nicht durch *aspicere* ersetzt werden, wie auch *orator* Ann. I 19, 14 nicht durch *legatus*, da es mit *publicae causae* verbunden ist (D. S. 30). Auch *tempus* und *tempestas*, *secus* und *sexus* (D. S. 4. 17) stehen nicht in einem absoluten Ersatzverhältnis (s. Nipperdey zu II 60. IV 62), auch nicht *deridiculus* und *ridiculus* (D. S. 19); denn von *deridiculus* kennt Tacitus nur das substantivische Neutrum. *Frustra* aber erscheint in der von D. S. 32 besprochenen Bedeutung nur in Verbindung mit *haberi*, und zwar nicht an vier, sondern nur an zwei Stellen, im Sinne von *decipi*, nicht von *errare* oder gar *frustrari*. *Piaculum* Ann. I 30 ist nicht 'Verbrechen', sondern 'Schuld' (D. S. 30).

An ein paar Stellen endlich folgt D. einem veralteten Texte. H. I 52, 10 hält heute wohl niemand *aviditate imperandi* für richtig überliefert. Ist dies aber der Fall, so kann der Vergleich von Cic. ad fam. IX 25, 2 *nunc ades ad imperandum vel ad parendum potius, sic enim antiqui loquebantur* und Sall. Iug. 62, 8 *cum ad imperandum vocaretur* nicht helfen. Die beiden Stellen zeigen, daß *ad imperandum* ein alter militärischer terminus ist und so viel bedeutet als *ad imperium accipiendum*; sie können aber die Auffassung, daß in jener Tacitusstelle *imperandi* gleich *parendi* sei, nicht stützen, ganz abgesehen davon, daß es absurd wäre, den Anhängern des Vitellius eine *aviditas parendi* zuzuschreiben. Die Konjektur *derepente* H. I 63, 3, von der D. sagt, sie werde durch das ebenfalls bei Tacitus vorkommende *deridiculus* für *ridiculus* gestützt, beruht auf einer falschen Lesung, die ich 1899 berichtigt habe; der Artikel *derepente* ist also bei Degel S. 18 ganz zu streichen. *Insultare* mit dem acc. (D. S. 35) hat bei Tacitus nur ein Beispiel (Ann. IV 59, 20); das zweite (XI 28, 4) beruht auf schlechter Konjektur.

Der Druck ist korrekt. S. 38 schreibe 15, 14, 4 st. 15, 44, 4.

21) Luigi Valmaggi, L'imprecisione stilistica in Tacito. Rivista di filologia 1908 S. 372—384.

V. sammelt in diesem Aufsatz die bereits im Kommentar seiner Historienausgabe zerstreut verzeichneten Fälle, in denen dem Ausdruck ein Mangel an Präzision eigen ist, wie er sich ebenfalls bei Thukydides (nicht bei Sallust) findet. Er teilt sie in fünf Gruppen: 1. Freier Gebrauch des Collectivums: III 62, 4 *exercitus* für *milites*, I 26, 1. 70, 22. II 22, 2 *legiones* für *legionarii* (ebenso schon Heraeus und Wolff). Dieselbe Deutung wendet er auf III 27, 9 an *legiones dolabras et alii falces scalasque convectant*, wo *legiones et alii* = *legionariorum alii* — *alii* sei, während Heraeus und Wolff die ansprechende Konjektur von Rhenanus, der *legione*

in *ligones* änderte, aufgenommen haben, und auf die dieser ähnliche Stelle III 31, 1, wo Heraeus *et alii* auf die Auxiliartruppen bezieht. 2. Plural statt des Singulars: III 24, 3, wo, da von den pannonischen Legionen nur die XIII. an der Schlacht bei Bedriacum teilgenommen zu haben scheine, *Pannonicas legiones* entweder = *Pannonicam legionem* oder = *Pannonicos legionarios* sei (anders Heraeus und auch Fabia, s. JB. XXX 331). Ebenso sei III 63, 7 *relictae simul e victricibus legiones* zu verstehen. Eine wirkliche Vertauschung des Singulars mit dem Plural liege z. B. I 27, 9 vor, wo Heraeus *praedia* 'ein Landhaus' übersetzt. Dieser Plural ist nicht identisch mit dem sog. poetischen Plural, aber berührt sich mit ihm, so daß z. B. der Ausdruck *tabernacula ducis* II 29, 5 ebensogut der Analogie von *aedes* — vgl. das eben genannte *praedia* — wie der des Vergilischen *Rhesi tentoria* angeschlossen werden kann. Eine kaum glaubliche Härte der Verbindung läßt V. zu, wenn er II 86, 3 aus dem oben zu III 24, 3 angegebenen sachlichen Grunde *accessere* auf beide vorher genannten Legionen, *retinentes* aber nur auf die XIII. bezieht. Endlich zieht er die Fälle hierher, wo Ausdrücke wie *quidam, alii, plures* nur eine einzige Quelle zu bezeichnen scheinen. 3. Das Ganze statt des Teils: III 23, 3 *tormenta*, wo nicht die ganze Artillerie, 24, 6 *ad Moesicos*, wo nur die VIII. Legion gemeint sei, 25, 5, wo mit *pulsos* ein Teil der Feinde bezeichnet, als Objekt von *obturbat* aber ihre Gesamtheit gedacht werde (Heraeus und Wolff wohl richtig *impulsos*), 29, 14 *inter castra murosque*, wo unter *castra* nur die östliche Spitze des Lagers zu verstehen sei; ebenso bezeichne *classem* II 83, 6 und *classi* III 47, 12 nur einen Teil der Flotte. III 27, 3 sei *vallum portasque* distributiv zu deuten und II 66, 1 seien die 'besiegten Legionen' die 'Legionen der besiegten Partei'. 4. Wechsel des Subjekts: III 56, 18 *ut aspera quae utilia, nec quicquam nisi iucundum . . acciperet*, wo zu *aspera* ein *essent* ergänzt werden müsse (für die Änderung *aspere* spricht die Parallelstelle Ann. IV 31 *aspere acceptum*), III 50, 14, wo zu *cunctantes* und den folgenden Worten nicht *exercitus ducesque*, sondern nur *duces* Subjekt ist, II 85, 4, wo, wie Fabia erkannt hat (s. JB. XXX 330), die Worte von *imbutae* an von allen drei vorher genannten Legionen ausgesagt sind, obwohl das grammatische Subjekt nur durch die VIII. und VII. Claudiana gebildet wird. 5. Kontamination zweier Gedanken: I 46, 23 *Laco praefectus, tamquam in insulam seponeretur, ab evocato . . . confossus* = *Laco p., tamquam . . seponeretur, profectus est, sed ab evocato . . . confossus*, II 74, 6 *tertiam legionem, quod e Suria in Moesiam transisset, suam numerabat* = *tertiam l., quod, antequam in M. transiret, in Suria fuisset, s. n.*, ein lehrreiches Beispiel, II 90, 8, wo *tam frustra quam recusaverat*, wie auch Wolff bemerkt, nicht zu *expressere*, sondern zu dem davon abhängigen *adsumeret* gehört. III 1, 8 *ipsis nec numerum parem pulsarum nuper legionum*: ihre Legionen seien nicht nur der Zahl

nach, sondern auch infolge der kürzlich erlittenen Niederlage in moralischer Beziehung die schwächeren (so auch Wolff). Hierher rechnet V. auch III 71, 16 *hic ambigitur, ignem tectis oppugnatores iniecerint an obsessi . . . nitentes ac progressos depulerint,* wo man höchstens den Ausfall von *igni* nach *obsessi* annehmen dürfe, und III 41, 18 *Gallias et exercitus et Germaniae gentes.* Dies setzt V. = *Galliae ac Germaniae exercitus et gentes*; ich möchte eher glauben, daß *Gallias et exercitus* das erste, *Germaniae gentes* das zweite Glied bildet. Hierher zieht V. auch den Gebrauch von *et alii,* von dem Nipperdey zu Ann. I 17 handelt, und interpretiert *alii . . et* H. III 73, 18 als gleichbedeutend mit *alii . . alii.* An andern Stellen enthält die Kontamination eine distributive Aussage, wie III 25, 4 *impetus vel pavor contraheret diduceretve,* und in Verbindung mit dem Chiasmus III 43, 7, wo die Worte *ipsique pagani* etc. sich über die unmittelbar vorhergehenden hinweg auf *Paulino patria Forum Iulii* zurückbeziehen.

Die drei ersten Gruppen von Beispielen sind ein Ergebnis der Neigung zum unbestimmten Ausdruck und enthalten dadurch, daß der Gedanke maskiert wird, eine Art Amplifikation, die beiden letzten fallen unter den Gesichtspunkt der Brachylogie; alle aber finden sich hauptsächlich in Kriegsberichten und sind vermutlich aus dem Bestreben des Tacitus entstanden, die Details, die er in seinen Quellen, z. B. bei Vipstanus Messalla, fand, zu verwischen, weil sie mit seiner Auffassung von der Aufgabe eines Historikers nicht in Einklang standen.

Es ist kein Zweifel, daß V. durch diese Ausführungen eine Anzahl von Stellen aufgehellt hat, während er in anderen Fällen, wie mir scheint, in der Ausdehnung seiner Gesichtspunkte zu weit gegangen ist.

22) L. Valmaggi, *Magnetes a Sipylo* Ann. II 47. Boll. di fil. class. XIV S. 205.

Zu dem Ausdruck *Magnetes a Sipylo* gibt es ein paar Parallelstellen in Ciceros Briefen und bei dem älteren Plinius. Häufiger ist diese Art der Bezeichnung in den Inschriften, woraus V. schließt, daß sie, wo sie in der Literatur auftritt, dem 'frasario epigrafico' entlehnt sei. In dasselbe Gebiet, meint er, fallen die Beispiele für *ab* in den Bezeichnungen der officia servorum et libertorum.

23) Anzeigen älterer Schriften: Renz, Alliterationen bei Tacitus (JB. XXXII 306): WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 457 von Th. Opitz, Classici e neolatini 1907 S. 220 von P. Rasi; Kienzle, Die Kopulativpartikeln (JB. XXXIII 258): DLZ. 1908 Sp. 992 von H. Lattmann, N. phil. Rundsch. 1908 S. 182 von O. Weise, Boll. di fil. cl. XIV S. 250 von L. Valmaggi (Weise erkennt die Sorgfalt des Verf. an; Lattmann erklärt für bewiesen, daß der Gebrauch

der Kopulativpartikeln bei Tacitus ebensowenig willkürlich ist wie bei den älteren Autoren; Valmaggi benutzt Kienzles Beobachtungen als neues Argument gegen die Authentizität des Dialogus); C. F. W. Müller, Bemerkungen zum Dial. de or. des Tacitus herausg. von Freund (JB. XXXIII 256): Boll. di fil. cl. XIV S. 140 von V. (der Herausgeber verdiene Dank), WS. f. klass. Phil. 1908 S. 508 von C. John (eingehende Kritik: viele Ausführungen Müllers seien dankenswert, einige anfechtbar. So treffe z. B. die hebende Bedeutung von *quidam* nicht zu für die Beispiele 5, 24. 16, 18 [*quosdam veteres* 'Leute aus ganz grauer Vorzeit']. 28, 22; nicht berücksichtigt seien von den Beispielen für *quidam* die Stellen 8, 20. 25, 23. 30, 40. 39, 15. Zu den Fällen der Beiordnung sich ergänzender Ausdrücke, die wir im Deutschen nicht als gleichgeordnet empfinden und behandeln, rechne M. mehrere Stellen mit Unrecht, so namentlich 10, 37 *privatas et nostri saeculi controversias* 'Privathändel, wie sie in unserer Zeit üblich sind'. Sammlungen von Stellen des Dialogus selbst hätte Freund weglassen sollen; denn Vollständigeres und Richtigeres auf diesem Gebiete finde man jetzt im lex. Tac. In der Übersetzung begnüge sich M. an manchen Stellen mit einer Umschreibung oder Erklärung; zuweilen greife er zweifellos fehl, besonders in der Wiedergabe rednerischer Kunstausdrücke. So beziehe er das von Cäsar ausgesagte Adjektiv *splendidus* 29, 19 auf die Lebhaftigkeit dieses Redners statt auf seine Sprachreinheit, *plenior* 18, 10 und 25, 20 auf den 'Gedankenreichtum' und die 'Gewandtheit' statt auf die 'Wortfülle'; auch sei *diiunctus* 18, 25 durch 'verschwommen', *solutus* und *fractus* 18, 26 durch 'matt' unrichtig wiedergegeben).

IV. Textkritik.

24) **Richard Dienel**, Zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialogs. Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1907 S. 869—873.

In dieser Ergänzung seiner 'Beiträge zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialogs', Progr. Mähr.-Trübau 1903 (s. JB. XXIX S. 254), kommt Verf. zuerst auf seinen Vorschlag zu 11, 16 *nam statum viri civisque ad securitatem* zurück, vermag aber einen Beleg für den von mir beanstandeten Gebrauch von *vir* in dieser Verbindung, das er jetzt nicht bloß durch 'männliches Wesen', sondern auch durch 'Person' wiederzugeben gestattet, nicht anzuführen. — 5, 11 *et ego enim, quatenus* ⟨*attinuerit*⟩ *arbitrum litis huius inveniri, non patiar* etc. D. spricht von dem 'einschränkenden' *quatenus attinuerit*; die Worte sind danach wohl zu übersetzen 'soweit in Betracht kommen dürfte'. Aber das logische Verhältnis dieses Nebensatzes zu dem Hauptsatz *non patiar* etc. bleibt unklar. Zudem ist *quatenus* im Dial. sonst stets gleich *quoniam*. 6, 26 *quamquam quae utilia diu serantur atque elaborentur, gratiora tamen quae sua sponte nascuntur.* Er rechtfertigt *diu* durch die Erwägung,

daß *serantur* mit *elaborentur* zusammen einen einheitlichen Begriff bilde. Dem will ich jetzt nicht widersprechen; aber einen logischen Fehler enthält auch diese Konjektur, insofern nicht, wie D. sagt, 'eine chiastische Anordnung nach Haupt- und Nebenbegriff' vorliegt, sondern eine Vertauschung von Subjekt und Prädikat im ersten Gliede; denn Apers durch *quamquam* bezeichnetes Zugeständnis lautete doch wohl: 'nützlich (oder vielmehr 'nützlicher') ist, was mühsam angebaut wird', nicht: 'Nützliches wird mühsam angebaut'. 10, 39 *in quibus egressis si quando* etc. Hier soll sich *egressis* auf *nobis* beziehen und von *necesse sit* abhängen; gemeint sei damit eine 'Abschweifung' (*egressio*). Von selbst würde der unbefangene Leser diese Deutung wohl nicht herausfinden. 13, 15 *quod alligati ⟨cura⟩ cum adulatione nec* etc. Was die Bedeutung dieses eingeschobenen *cura* betrifft, so läßt D. die Wahl zwischen 'Dienstbeflissenheit' und 'Angst'; die von ihm angeführten Beispiele für *cum* genügen insofern nicht, als in ihnen *cum* an einen Nominativ oder Akkusativ, nicht aber an einen Ablativ gehängt ist. Wahrscheinlich ist dieses *cum* aus der vorhergehenden Zeile irrtümlich wiederholt. 13, 20 *in illa sacra ⟨nemora⟩ illosque fontes*, gefällig, wenn auch nicht überzeugend. 17, 10 *statue novem ⟨belli civilis post eius necem⟩ et quinquaginta annos, quibus mox divus Augustus* etc. So sei die sich aus den einzelnen Posten nach der Überlieferung ergebende Summe von 120 Jahren gerettet, vorausgesetzt, daß man für den letzten Posten an der Zahl 5 festhalte. Aber man könne auch annehmen, daß Aper den Bruchteil des 6. Regierungsjahres des Vespasian im Betrage von etwa 6 Monaten als voll rechne und somit die runde Zahl 120 statt 121 setze. So komme man, wenn man vom 1. Juli 6 Monate weiter rechne, zu der Vermutung, daß der Verf. das Gespräch auf den Todestag Ciceros (7. Dezember: *centum et viginti anni ab interitu Ciceronis in hunc diem colliguntur*) verlege. Die Kühnheit des Einschubs und das Fehlen eines Beleges für die Ansetzung des Beginns der Regierung des Augustus mit dem J. 36/35 v. Chr. erwecken Bedenken gegen diese Zurechtstellung. 28, 3 *etenim iam dicam, si.* Hier ist *etenim* mir nicht verständlich. 37, 40 *ut secura sua in aliorum esse cura velint*, ein neuer, nicht sehr ansprechender Versuch, die lückenhafte Stelle zu ergänzen. 38, 2 *qua etsi haec aptior extiterit*, eine Kombination aus M. Schmids und Walthers Vorschlägen. 39, 12 *frequenter ⟨in⟩ probationibus et testibus silentium patronis indicit.* Man versteht nicht, wie der Vorsitzende, wenn die Zeugen aussagen — denn das soll doch wohl *in testibus* heißen — dem Verteidiger, der dann doch nicht redet, Schweigen gebieten kann.

25) R. Pichon, Rev. de phil. 32 S. 63

konjiziert Dial. 16 *sed iam eodem mense extitisse.* Er meint, *iam* in dem Sinne von 'dès lors' vertrage sich besonders gut

mit *incipit.* Allein mit *non solum* verträgt sich *sed etiam* besser als *sed iam.*

26) P. Fossataro, De quibusdam Taciti Agricolae lectionibus emendandis et sententiis interpretandis. Commentarium ex Aesino codice nuper reperto. Neapoli, typis regiae universitatis studiorum Cimmarutae et Tessitoris MDCCCCVII. 27 S.

Fossataros Ausführungen bringen wenig bleibenden Gewinn. Kap. 9 faßt er, wie schon andere vor ihm, *tristitia, adrogantia* und *avaritia* in abgeschwächter Bedeutung (z. B. *avaritia* = 'rigoroso fiscalismo') und läßt, ohne sich durch das Dazwischentreten der Worte *ubi officio . . . persona* stören zu lassen, die *tristitia* dem *gravis, adrogantia* dem *intentus, avaritia* dem *severus* entsprechen. Von diesen Fehlern, zu denen auch tüchtige Beamte geneigt seien, habe sich Agricola allmählich befreit. Was F. zu Kap. 10 bemerkt, verdient Beachtung. Alle vier Handschriften haben *unde et in universum fama est transgresis*; die Lesart *unde et universis fama*, die E (der Aesinus) am Ende der Seite im Texte, aber unterstrichen, T im Texte, A am Rande hat, scheint eine Erfindung des Schreibers des Archetypus zu sein. Da nun das allen Handschriften gemeinsame *sed* in E nicht dem eigentlichen Texte, sondern nur der unterstrichenen Variante angehört, so sei man berechtigt, dieses *sed* zugleich mit den übrigen in E unterstrichenen Worten zu tilgen und unter Annahme eines asyndeton adversativum zu schreiben *unde et in universum fama est; transgressis immensum* etc. Kap. 12 rät F., um *frugum pecudumque*, wie ET im Texte haben, halten zu können, nach *pecudumque* sich *illae* hinzuzudenken, damit das Folgende ohne Beschwerde auf die *fruges* bezogen werden könne. Die Annahme, daß *illae* in der Überlieferung ausgefallen sei, sei nicht erforderlich, da trotz der auffallenden Kürze des Ausdrucks der Gedanke klar sei. Kap. 13 konjiziert er *auctor itaque operis*, rechtfertigt aber weder den Sinn von *itaque* in diesem Zusammenhange noch dessen Stellung; auch schweigt er davon, daß *itaque* sich bei Tacitus nur im Dialogus (und zwar dreimal an der Spitze des Satzes in der gewöhnlichen Bedeutung) findet. Kap. 15 interpretiert er den Satz *plus impetus felicibus* etc. folgendermaßen: 'cum felices fuimus, plus impetus, minus constantiae praestitimus; itaque victi sumus: nunc Romani felices quae nos peccavimus eadem peccabunt, constantia autem, qua illi victoriam pepererunt, maior erit penes nos'. Kap. 16 weist er auf die bereits früher (s. z. B. meine Ausgabe) erkannte Doppelnatur des Gedankens in den Worten *ne quamquam egregius* etc. verglichen mit den folgenden *missus igitur Petronius Turpilianus* hin und rät, falls man diesen Sprung von den Befürchtungen der britannischen Rebellen zu dem Urteil, das man in Rom über Paulinus hegte, für zu unvermittelt halte, nach *agitabat* einzuschieben *Romae quoque suspecto.* Kap. 31 sieht er in der Lesart

des T *fortuna eque* eine von Grillo versuchte beachtenswerte Emendation, die es ermögliche, *conterunt* zu bewahren: *bona* (Accus.) *fortuna* (Nomin.) *aeque in tributum aggerat atque annus in frumentum* (?). Kap. 33 sei *animus* zu halten, wenn man den Sinn der Frage so wiedergebe: 'quando fiet facultas animo utendi (id est virtute et fortitudine adversus viros, non amplius viribus et corporibus in paludes, montes, flumina)? Kap. 36 sei an dem überlieferten *foedare* nichts auszusetzen. Die Ausführungen zu Kap. 36, wo F. die Worte *e gradu aut statu simul* auf die römische Reiterei, die folgenden aber *equorum corporibus impellerentur* auf die Feinde bezieht, sind mir unverständlich geblieben. Ebensowenig ist mir klar geworden, wie seine Erklärung der Worte *nobis nihil comperti firmare ausim* 43 zu verstehen ist. Sie lautet: '(haec si affirmem), ausim affirmare nihil nobis comperti'. Ich verweise auf die Deutung, die ich von diesen Worten, ohne ein Wort einzuschieben, in meiner Ausgabe gegeben habe.

27) **Einar Engström**, Eranos (Acta philol. Suecana) VIII S. 77,

schließt daraus, daß die Handschriften ET Agr. 9, 16 die Form *quaesiït* bieten, daß die alte Handschrift Enochs dieselbe Form hatte, und rät sie festzuhalten, obwohl Tacitus von *quaero* sonst nur die Form *quaesivit* (*conquisivit*) hat und von den Verben, die mit *quaero* in dieselbe Konjugationsklasse gehören, wie *peto*, die Perfektformen mit *v* viel häufiger hat als die ohne *v*. Denn für die Zeit, wo der Agricola geschrieben wurde, lasse sich der Gebrauch des Tacitus nicht feststellen, da es in den kleineren Schriften an Belegen gebricht. Doch könne *audiït* Agr. 42, obwohl dieses Verb einer andern Konjugationsklasse angehört, verglichen werden.

28) **F. W. Shipley**, Class. phil. III S. 96,

verwirft Lipsius' vortreffliche Emendation *claro repente caelo* Ann. I 28, weil man bei dieser Fassung *repente* mit *claro* verbinden müsse. Er selbst konjiziert *luna claro ore plena visa languescere*: 'the moon, which was shining brightly and at the full, seemed' etc. Davon, daß er *caelo* streicht, sagt er kein Wort.

29) **Anzeigen älterer Schriften: Hartman**, Analecta Tacitea (JB. XXXII 311): Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1551 von W. Renz (R. gibt ein paar Proben von Konjekturen, die er für annehmbar hält, darunter *aspernaretur* H. III 56 und *consumpto* Ann. XV 8: daß *corrupto* untadelhaft und dem Zusammenhange angemessener ist als *consumpto*, hat Nipperdey in seinem Kommentar erwiesen. Ungleich größer sei die Zahl der Vorschläge, die über das Ziel hinausschießen; ihre Widerlegung finde man

in den Jahresberichten des Phil. Vereins), Classici e neolatini IV (1908) S. 116 von P. Rasi (R. notiert den lebhaft polemischen Ton, die willkürliche Verteilung des Stoffes über die einzelnen Kapitel und die Maßlosigkeit der Athetesen; er lobt das Latein, an dem nur der Gebrauch von *auctore* oder *teste* im abl. abs. zur Bezeichnung eines historischen Zeugnisses zu tadeln sei); Bersanettis Bemerkungen zum Agricola (JB. XXXIII 262): Boll. di fil. class. XIV S. 111 von P. Fossataro (eingehende Besprechung, aus der jedoch Näheres mitzuteilen kein Anlaß ist).

Berlin. Georg Andresen.

Druck von W. Pormetter, Berlin.